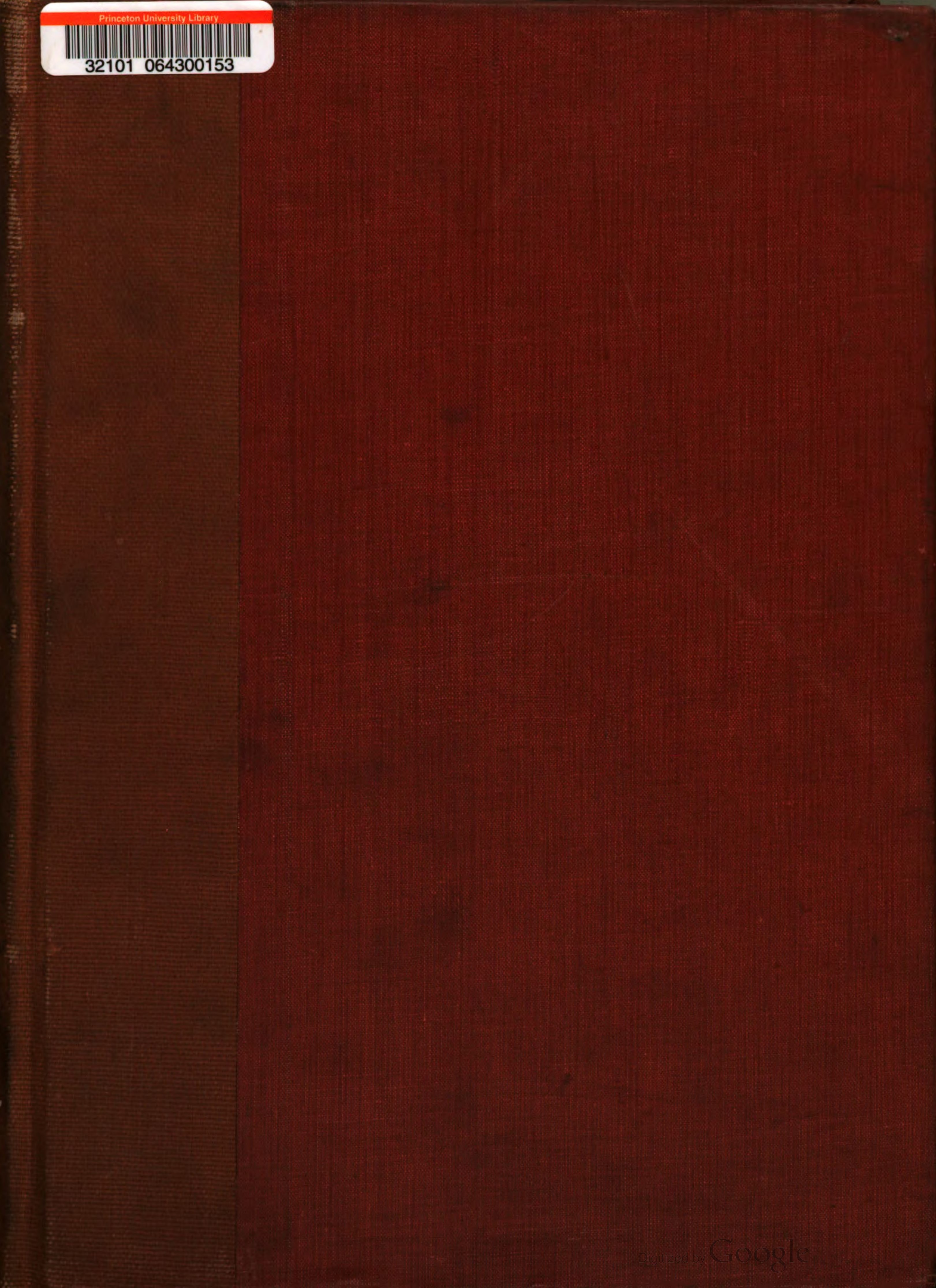

Princeton University Library
32101 064300153



ANNEX LIB.



VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



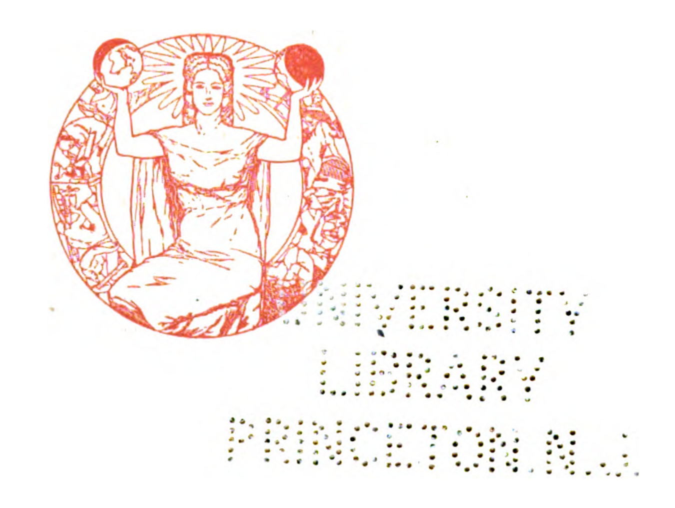
Digitized by Google

Reclams Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Einunddreißigster Jahrgang

Zweiter Halbband



1915

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Reclams Universum

Moderne illustrierte Wochenschrift

Einunddreißigster Jahrgang

Zweiter Halbband



1915

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis.

(Mit * bezeichnete Artikel sind illustriert.)

Romane, Novellen, Skizzen, Humoresken usw.

Wissenschaft und Medizin.

Geschichte, Kulturgeschichte, Literatur, Kunst und Musik.

Recht und Krieg.

Wirtschaftsleben, Industrie, Soziales.

Technik.

Seite

Verschiedenes.

Gedichte.

Kunstbeilagen und Gemälde-Reproduktionen.

Seite

Von den Kriegsschauplätzen.

Zeitbilder.



Fest steht und treu . . .

Die Winterschlacht in der Champagne.

Germanentrotz, den nichts brach noch bricht,
Schuf sich ein neues Heldengedicht,
Hinbrausend wie Nibelungensang:
Von der Treue, die sechsfache Übermacht zwang,
Von der Treue, die ohne Wanken stand . . .

In den Gräben schwollen die Wasser zum Rand
Und erstarrten zu Eis. Der Schneesturm pfiff laut.
Geschütze brüllten, von Nebeln umbraut . . .
Dreimal sieben Nächte — die Glieder schwer,
Den Blick an der Scharte, die Hand am Gewehr.
Dreimal sieben Tage — mit Spaten und Draht,
Wühlend und werfend dem Feinde genaht.
Dreimal sieben Nächte — im Sturmlauf voran,
Zu furchtbarem Ringen, Mann gegen Mann.

Unsre Rheinlandsöhne, die deutsche Wacht,
Sieger in grausiger Winterschlacht!

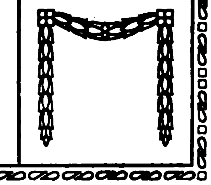
Sie standen gleich ragendem Wall von Granit,
Des Feindes Geschosse zerfetzten die Reihn,
Doch Neue sprangen und drängten ins Glied
Und schlossen die Lücken wie Stein bei Stein.
In allen ein flammender Wille zur Tat:
„Dem Feind eine Mauer, der Deutschland bedroht!
Kein Opfer zu schwer, nicht Qual und nicht Tod —
Ausharren! Und kämpfen, nach Gottes Rat,
Bis zum letzten Mann, bis zum letzten Hauch,
Wie es seit alters Germanenbrauch.

Seid ruhig, daheim! Wir hüten es gut,
Das bergumfriedete Einfalltor:
Und stünde der Feind noch Monde davor,
Er bräche nicht durch, bis das letzte Blut
Aus Deutschlands Herzen im Sande verrann,
Bis das letzte Schwert nicht mehr wuchten kann!
Wir zwangen, die sechsmal stärker als wir!"

Heil, deutsche Treue! Gott ist mit dir!

Alice Freiin v. Gaudy.





Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

Frau v. Klitzow hatte zu einer Soiree eingeladen. Die Tage bis dahin verschlichen Bütow schneckenhaft. Entgegen seiner sonstigen Gewohnheit war er einer der ersten Gäste. Sein Blick suchte Sigrid in allen Zimmern. Sie war noch nicht da. Was waren ihm da alle die anderen?

Wenn sie ihm vorgestellt wurden, glitten seine Blicke kühl, fast abwesend über sie hin.

Ein Geheimer Kommerzienrat Derringer hielt ihn fest und verwickelte ihn in ein Gespräch über westafrikanische Unternehmungen.

Bütow wäre dem alten Herrn dankbar gewesen für die Ablenkung, wenn er nicht gleichzeitig den prüfenden, kalten Blick eines weiblichen Augenpaares auf sich ruhen gefühlt hätte. Diese Augen gehörten einer jungen Dame an, die Bütow vom Kommerzienrat als seine einzige Tochter Dina vorgestellt wurde. Sie trug eine kostbare Robe von Worth. Aber Bütow konnte nicht sagen, daß die Trägerin deshalb einen bedeutenderen Eindruck auf ihn gemacht hätte.

Plötzlich verstummte das Gespräch um sie herum. Bütow hörte sich allein reden, sah überall die Hälse sich recken und die Blicke sich nach der Tür richten. Unwillkürlich, wie von seiner inneren Erwartung genötigt, tat auch er das gleiche.

Da sah er Sigrid Kressentin eintreten. Schlank und schön. Ihre Formen von einer schlichten, aber schicken Robe noch unterstrichen. Sie beugte sich über Frau v. Klitzows Hand, um sie zu küssen. Aber Jutta nahm Sigrids Gesicht zwischen ihre beiden Hände und küßte sie auf die Stirn.

Über Bütow kam ein Gefühl der Erlösung. Sie war hier!

Als Jutta Sigrid darauf Dina Derringer vorstellte, hatte die erstere noch das Lächeln von Bütows Begrüßung her auf den Lippen. Aber dieses Lächeln erstarb ihr, als sie sich auf einmal Dinas kaltem Gesicht gegenübersah.

Prüfend tauchten ihre Blicke ineinander. Sigrid konnte sich dabei eines fröstelnden Gefühls nicht erwehren und war froh, als sich der alte Herr Derringer mit einigen freundlichen Worten an sie wandte.

Dina hatte unterdessen verstanden, Bütow in ein Gespräch zu verwickeln, das anfänglich die Fortsetzung der Unterhaltung zwischen ihrem Vater und Bütow werden zu wollen schien. Aber bald sprang Dina auf einen anderen Gegenstand über.

Als Bütow das Gespräch mit Dina abbrach, um Sigrid Kressentin zu Tisch zu führen, glaubte er mit seinem Urteil über Dina Derringer fertig zu sein: Die einzige Tochter! Vater Börsenmagnat! Verwöhnt bis zur Blasiertheit! Sucht nach Sensationen und Sensatiönchen! Wenn sie Orientalin wäre und Temperament hätte . . . vielleicht eine — Salome — Epigonin! Nur daß nördliches Klima und gute Erziehung die Neigung in unschädlichen Bahnen hält. Als Studie immerhin interessant. Ich werde sie mir näher ansehen. Und sei es auch nur darum, um festzustellen, wie weit sie hinter ihrem großen Vorbilde zurückbleibt.

Eine Grübelfalte war noch auf seiner Stirn geblieben, als er sich bereits Sigrid gegenüber befand.

„So schwere Gedanken?“ fragte ihn diese.

„Ja! Ich frage mich eben, was Sie so lange Zeit haben ohne mich anfangen können. Es dünkt mich eine wahre Ewigkeit, gnädiges Fräulein, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Was ich immer tue, wenn meine Freunde Wichtigeres zu tun haben, als sich meiner zu erinnern! Ich stecke mitten drin in chemischen und physikalischen Experimenten!“ antwortete Sigrid.

„Brrr!“ Bütow schüttelte sich voll komischen Entsetzens. „Als junge Dame haben Sie die Verpflichtung, Ihre Hände nicht zu verderben! Wenn man diese schönen Hände nun einmal küssen wollte! Schon der Gedanke, daß diese Hände zuvor in irgendeiner Säure gearbeitet haben, muß ja zersetzend wirken!“

„Ganz abgesehen davon, daß man jungen Damen überhaupt nicht die Hände küßt!“ erwiderte Sigrid.

„Das kommt doch ganz darauf an, welchen Ehrenkodex man gelten lassen will!“ wandte Bütow ein.

Sigrid kam die Lust an, ihn ein wenig zu reizen. „Und welchem Ehrenkodex folgen Sie?“

Er sah Sigrid mit glühendem Blick an. „In der Liebe und im Kriege ist jedes Mittel gerecht!“

Eine Blutwelle überlief ihr Gesicht bis an die Haarwurzeln. Sie flüchtete vor seinem Blick und ließ ihre Augen über die Tafel irren.

Dabei begegneten sie Dina Derringers beobachtenden Blicken, die mit dem ihr eigenen Scharfsinn für solcherlei Dinge herausgefunden hatte, daß sich diese beiden Menschen tief füreinander interessierten.

Bütow sah Sigrids Befangenheit und wechselte den Ton. „Nein, nein! Allen Ernstes! Chemie und Physik sollten Sie gröberen Händen überlassen!“

„Im Gegenteil! Geheimrat Sturmholtz meint, wenn ich nur bei der Stange bliebe, würde ich gewiß noch einmal etwas Ordentliches entdecken.“



„Junge Damen haben nicht das Recht, zu entdecken! Sie haben nur das Recht, entdeckt zu werden," gab Bütow zur Antwort.

„Was wollen Sie denn an ihnen entdecken?"

„Die Jugend, die Schönheit! Alle äußeren und inneren Vorzüge."

„Alles auf einem Haufen! Womöglich in einer! Viel Glück zur Aventiure, Herr Ritter! Zur Reise nach diesem Fabelland! Daß es Ihnen nur nicht gehe wie Kolumbus!" Sie trank ihm übermütig zu.

„Er hat ja Amerika entdeckt!"

„Und starb im Kerker! Sie werden im Kerker Ihres Wunsches sterben, denn das Fabelland, das Sie entdecken wollen, gibt es nicht."

Ist das nun Demut oder Heuchelei von ihr? dachte Bütow. —

„Ich werde Ihnen das Fabelland zeigen, von dem wir vor einer Weile gesprochen haben," sagte Bütow eine Stunde später zu Sigrid in einem lauschigen, vor den Blicken der übrigen durch Palmen versteckten Eckchen, wohin sie sich nach mehreren leidenschaftlichen Tänzen mit Bütow geflüchtet hatte.

Als Sigrid ihren von schweren Flechten umrahmten Kopf von der Lehne des kleinen Diwans, in den sie hingehaucht saß wie ein schönes Bild von Reznizeck, etwas hintenüberbog, um zu Bütow, der plötzlich hinter ihr stand, hinaufzusehen, sah sie sein gebräuntes Gesicht dicht über sich gebeugt.

„Hier ist es!" hörte sie ihn gerade noch sagen, dann preßten sich seine Lippen in heißem Kusse auf die ihrigen, ehe sie ihm wehren konnte. Aber sie wehrte ihm auch nicht, und litt es still, daß er sie wieder und immer wieder küßte. Litt es still und selig, weil sie dachte, daß dieser Mann innerlich ihr gehörte, wie sie ihm.

Seltener und seltner wurden die Ausflüge Sigrids und Bütows mit Jutta. Desto häufiger wußte Bütow Sigrid zu bestimmen, sich mit ihm allein zu treffen.

Und Sigrid Kressentins Glück verlangt und braucht keine Zeugen. Weder ihr Glück noch ihre Sehnsucht.

Magische Schleier winden sich für Sigrid um eine in ihren Augen heiligste Stunde ihres Lebens, in der sie, mit geschlossenen Lidern und doch sehenden Auges, klar sich ihres Tuns bewußt, sich dem Manne geschenkt, von dem sie sich geliebt wähnt. „Weil es dich glücklich macht!" ...

Und nun saß sie oft mit im Schoße verschränkten Händen und träumenden Sinnes. Träumend von dem Manne, den sie liebt, den sie einen Großen, einen Guten, einen Herrscher wähnt unter den Männern. Der vor ihr gekniet, ihre Hüften umschlingend. Der

überwältigt sein Gesicht in ihren Schoß birgt und ihr von Liebe, immer nur von Liebe stammelt.

Sitzt und träumt von dem Manne und harrt seiner Wiederkehr. Aber das Glück jener Stunde verbreitet keinen wohltätigen Dauerschein für Bütow.

Was ihn quält, ist die Erkenntnis, daß es nicht Schwäche war, wie Sigrid gehandelt hat.

Und nun grübelte er, warum gerade Sigrid Kressentin sich nicht in eine Rubrik bringen läßt, wie irgendein anderer „Fall".

Er steht vor einem ganz neuen Typ des Weibes und gesteht sich, daß er weit entfernt davon ist, das Seelenproblem, das Sigrid für ihn birgt, gelöst zu haben, anstatt an das Allernächstliegendste zu denken, daran zu denken, daß Sigrid größer ist als er. So groß, daß er gar nicht an sie heranreicht. So groß — und einfach, daß er keinen Schlüssel zu ihrem Handeln findet.

Und vor dem Großen, dem ihm Unbegreiflichen macht er halt. Ist es die dumpfe Ahnung, daß in diesem von ihm unbegriffenen Großen etwas liegen könne, das ihn dauernd vor Sigrid auf die Knie zwingt? ihn dauernd an sie fesseln würde, wenn er ihr tiefstes Wesen ganz begriffe?

Aus der Tiefe seines egoistischen Selbst steigen kleinliche Gedanken. Nur auf mein dienstliches Einkommen angewiesen? — ihre Zinsen sind doch für unsereinen Lappalie — damit leben zu müssen und auskommen . . .! Zu zweien — dreien — vieren, oder vielleicht noch mehr —?

Er fühlte das ganze unermeßliche Grauen des Lebemannes vor einer Zukunft mit beschränkten finanziellen Mitteln. „Ein solches Leben leben? — Niemals!" rief er aus. „Mein Erlebnis mit Sigrid Kressentin muß ein Ende haben! Muß mit jener Stunde seinen Abschluß finden! Für immer! Muß!"

Und er beschloß, entsprechend zu handeln.

Als er danach ins Amt kam, erfuhr er, daß er bereits am nächsten Tage in Grenzverhandlungssachen seiner alten Kolonie nach Paris zu gehen habe.

Bütow ergriff die ihm unter diesen Umständen besonders willkommene Gelegenheit, um Sigrid kurz mitzuteilen, daß er dienstlich auf längere Zeit nach Paris verreisen müsse. Er warf das Schreiben erst dann in den Bahnbriefkasten, als er im Begriff stand, in den Zug Berlin—Köln zu steigen.

Seit Bütow von seiner Reise zurück war, verstand er es meisterhaft, Sigrid zu meiden.

Als sie das zum ersten Male bemerkte, befiel sie ein dumpfer Schmerz. Aber sie redete sich ein, daß sie sich getäuscht habe.

Als es ihr aber immer mehr zur Gewißheit wurde, daß nicht Arbeit oder Zufälligkeiten ihn verhinderten, sie zu sehen, sondern daß er sie absichtlich mied, war es ihr, als ob ihr jemand den Boden unter den Füßen wegrisse und sie in endlose Tiefen stürze.

Wund und zerschlagen lag sie. Aber der Sturz von der Höhe hatte ihr die Binde fortgerissen, die ihr Idealismus ihr um die Augen gelegt, und sie sah mit grausamer Klarheit den Irrtum ihres Lebens.

Von da ab mied sie jede Gesellschaft. Sie zog sich von allem zurück.

Freunden und Bekannten gegenüber, die sie vermißten, schützte sie dann ihr Studium vor, das sie nun ernstlicher betreiben müsse. Und das tat sie auch wirklich und mit größerem Eifer als je zuvor.

Desto häufiger sah man Bütow wieder in Gesellschaft. Besonders oft war er bei Derringers zu finden.

Der Kommerzienrat wußte Bütow auch in einer gar zu verlockenden Weise seine Jacht und seine Pferde zur Verfügung zu stellen.

Daß diese Ausflüge auf irgendeine Weise stets mit der Gesellschaft Dinas verknüpft waren, verstand sich von selbst. Und Dina selbst wußte den Afrikaner, für ihn entschieden fühlbar, weit vor dem übrigen Troß ihrer Bewerber zu bevorzugen.

Bütow hatte diese Bevorzugung mit äußerem Gleichmut, gewissermaßen als etwas ihm selbstverständlich Zukommendes quittiert, war stets der bis zum Tipfelchen korrekte Kavalier ihr gegenüber geblieben, ohne aus seiner Reserve herauszutreten.

Als er eines Tages um diese Zeit ins Amt kam, war die Beschwerde des Britischen Auswärtigen Amtes über Bütows Nachfolger wegen Mißhandlung eines Untertanen Ihrer Majestät in der deutschen Kolonie eingelaufen.

„Exzellenz warten schon auf den Herrn Baron!" flüsterte Rösler Bütow zu, während er diesem aus dem Überzieher half.

Der regierende Wirkliche Geheime empfing Bütow, während seine schmalen, krankhaft blassen Hände nervös leise auf dem vor ihm ausgebreiteten Aktenstück trommelten.

„Lesen Sie, bitte!" sagte er zu Bütow, nachdem sie sich kurz begrüßt, und schob ihm das Aktenstück zu.

Während dieser das Schriftstück durchflog, arbeitete das Gesicht des Geheimrats in nervösen, blitzartigen Zuckungen. Nur seine Augen lagen wie festgenietet auf Bütows Gesicht, als wollten sie ihm das Innerste in seinen geheimsten Falten durchleuchten.

Manchen anderen hätte das unruhig gemacht. Den starken Pommer ließ es unbeirrt.

„Unglaublich!" sagte dieser nach einer Weile, indem er das Aktenstück zurückschob. Er wußte ja längst, was darin stand, und welchen Kurs er einschlagen würde.

„Nicht wahr? Unsere Kolonien sind doch noch kein Feudalbesitz!" entfuhr es dem alten Herrn, der bürgerlicher Herkunft war, ärgerlich.

Von Wölfen verfolgt.

Nach einer Zeichnung von Willy Nitzsche.

Auf dem Kriegsschauplatz in Russisch-Polen traten in diesem Winter auffallend viele Wölfe auf, die durch den Krieg angezogen oder durch Truppenbewegungen aus ihren Winterquartieren verscheucht wurden. Auch in Galizien zeigen sich viele durch den Kriegslärm aus den Karpathenwäldern vertriebene Wölfe.



„Nö! Wenn sie das wären, hätte man mich ja nicht abberufen können!“ erwiderte Bütow, und sah ruhig zur Exzellenz hinüber.

Der Geheimrat stutzte eine Sekunde. Dann zwinkerte es in seinen Augen. Bis über sein Gesicht ein Lachen leuchtete, das in den Zügen seines jüngeren Untergebenen einen ruhigen Widerschein fand.

„Aber der Kläger, dieser Farbige, stützt sich wegen des Nachweises seiner jahrelangen Loyalität der deutschen Regierung gegenüber auf Ihr Zeugnis, Herr von Bütow!“ sagte Exzellenz, sofort wieder ernst. „Er hat zwar noch eine ganze Menge andere Zeugen genannt, aber Ihr Zeugnis kommt doch für uns in erster Linie in Frage.“

„Exzellenz, es ist mir außerordentlich peinlich, daß gerade ich . . . gegen meinen Nachfolger . . .“

„Peinlich oder nicht peinlich, lieber Bütow, uns kommt es vor allem darauf an, welchen Ton wir den Herren Engländern gegenüber anschlagen können! Und dazu brauchen wir ein unbedingt zuverlässiges Zeugnis! Was aber noch besonders ins Gewicht fällt, wir brauchen es schnell. Und da Sie gerade zur Stelle sind, und wir somit nicht erst zwischen hier und Afrika zu korrespondieren brauchen . . . Also war der Kerl loyal oder nicht, solange Sie ihn kannten und mit ihm zu tun hatten?“

„Soweit man das von einem Farbigen sagen kann, bis in die Knochen! Allerdings dürfte das wohl weniger seiner politischen Überzeugung, als der ihm zuteil gewordenen Behandlung zuzuschreiben sein.“

„Hm, schön! Ich bitte Sie also, über Ihre Erfahrungen mit dem Manne zu berichten. Und zwar möglichst sofort! Ich werde Ihnen die Akten gleich hinüberschicken.“

Als Bütow auf sein Zimmer kam, zündete er sich eine Zigarette an und sann einen Augenblick nach.

Und als der Bureaudiener ihm das Aktenstück über diesen Fall gebracht hatte, setzte er sich an den Schreibtisch und schüttelte sich einen seiner genialen Berichte aus dem Ärmel, für die er bekannt war.

Während der Universitätsferien nahm Sigrid einen mehrwöchigen Kursus in der Krankenpflege durch.

Die Aufeinanderfolge von körperlicher Anstrengung auf vorhergegangene geistige hatte ihr die gesunde Provinzfarbe, deren sie sich bis dahin erfreut hatte, etwas aus dem Gesicht getrieben.

Eines Tages sagte Frau v. Klitzow zu ihrem Bruder: „Botho, findest du nicht, daß Fräulein Kressentin etwas Stubenfarbe angenommen hat?“

Er zuckte die Achseln. „Das ist mir nicht aufgefallen!“

„Dann mußt du sie aber sehr lange nicht gesehen haben!“

Bütow bekämpfte eine leichte Verlegenheit. „Das ist's wohl, Jutta!“

„Ihr habt euch doch früher alle Nasenlang getroffen!“

„Gott, Jutta! Das muß doch auch wieder mal ein Ende haben!“

„Du! Zum spielen sollte dir das Mädel zu gut sein, wie sie mir dazu zu lieb ist,“ warnte die Schwester.

„Aber so nimm doch nur Vernunft an, Jutta! Ich kann sie doch nun einmal nicht heiraten! Sie ist arm! Wenigstens was unsereiner darunter versteht. Na, und ich —! Bei meinen Anlagen und Neigungen, die Revenuen eines kleinen Fürstentums für meine höchst eigene Person zu verbrauchen . . .“

„Das hättest du dir alles früher sagen können! Du hättest dir das früher sagen müssen!“

„Hätt' ich vielleicht!“ Er zuckte die breiten Schultern. „Aber jeder Mensch hat eben mal seine schwache Stunde. — Und sich deswegen das ganze Leben gewissermaßen in 'ne Sackgasse schieben . . . Kann mir doch schließlich kein Mensch verdenken, wenn mir die Vernunft nicht dauernd abhanden gekommen ist.“

„Aber wenn du nun, wie es ja allen Anschein hat, wieder in die Kolonien gehst . . .“

„Dann erst recht! Durch Effektivleistungen in der Verwaltung und in der Politik allein kann man sich da draußen keine Dauerstellung verschaffen, meine Liebe! Man muß auch Hof halten, repräsentieren! Und gar erst, wenn ich eine Frau hätte! Da sammelten sich bald die Besucher in meinem Bungalow wie die Moskitos auf dem Handrücken, wenn man nachts auf Anstand liegt! Oder laß sie mir einmal krank werden, daß sie nach Hause muß! Dauernd vielleicht! Dann heißt's doppelt Haushalt führen. Neee . . .!“ Bütow sah ordentlich traurig aus und schüttelte energisch den Kopf. „Ich bin an große Weiten, an ausgedehnte Horizonte gewöhnt von draußen her. Das hat sich dann auch auf meine andere Lebensführung übertragen. Nur um Gottes willen keine Enge, Jutta! Alles, nur das nicht! Dann lieber gleich hops und Schluß!

„Aber Botho . . .“

Er griff nach seinem Zylinder. „Und das ist das letzte, was ich in dieser Angelegenheit mit dir gesprochen zu haben wünsche! Ich will einmal mit einem Gesandtenposten abschließen. Dazu gehört Geld! Auf Wiedersehen!“

„Wiedersehn!“ wiederholte Jutta, ihrem Bruder kopfschüttelnd nachsehend.

Bütows Nachfolger in der Kolonie wurde abberufen. Der regierende Geheime sondierte daraufhin Bütow, ob dieser geneigt sein würde, in seinen früheren Wirkungskreis zurückzukehren.

Er bejahte.

„Gut! Nur eins wäre dabei noch zu berücksichtigen! Wenn ich natürlich Ihre Zusage auch



Der Heilige Krieg in Innerafrika. Nach einem Gemälde von A. Schreyer.
Eine Reihe von Stämmen in Innerafrika sind dem Aufruf zum Heiligen Krieg gefolgt, und schwarze Heerscharen, deren Zahl auf mehr als 100000 geschätzt wird, sind bereits im englischen Sudan bis Khartum vorgedrungen, haben die Bahnlinien zerstört und englische Besatzungen niedergemacht. Ägypten ist daher von Nordosten und von Süden her bedroht.

vorbehaltlos annehme, so möchte ich doch nicht unterlassen, hinzuzufügen, daß wir es gern sehen, wenn sich unsere Beamten verheiraten. Wie Sie selbst am besten wissen, reißen die ewigen Klagen der Missionen aller Bekenntnisse über das Junggesellenleben der Weißen draußen nicht ab. Daß es zu den Pflichten des ersten Beamten gehört, auch nach dieser Richtung das beste Beispiel zu geben, ist ... hm ... selbstverständlich."

Die Exzellenz machte hier eine Pause und sah Bütow über die Augengläser dringlich fragend an.

In Bütows Gesicht lag ein ironisches Lächeln, als er, an das letzte Wort seines Vorgesetzten anknüpfend, fortfuhr. „Gewiß, Exzellenz! Weniger selbstverständlich ist es, daß man einen so wichtigen Schritt tut, auf die unsichere Zukunft einer kommissarischen Anstellung hin, aus der man jeden Tag ohne Anspruch auf Pension entlassen werden kann."

„Ihre definitive Bestallung als Landeshauptmann ist beantragt! Sie wird Ihnen noch diese Woche zugehen! Ich verbürge mich dafür."

„Euer Exzellenz danke ich gehorsamst!" erwiderte Bütow mit leichter Verbeugung.

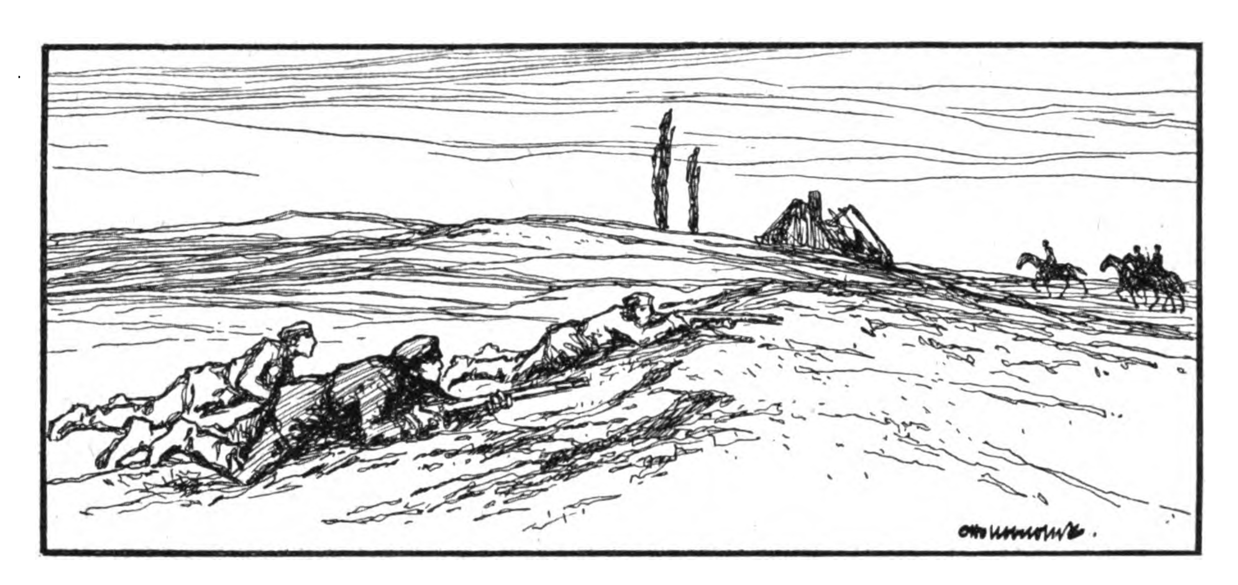
„Keine Ursache, Herr von Bütow. An Ihrem augenblicklichen Dank liegt mir weniger als an Ihrer Überzeugung, daß ich zu der Verzögerung Ihrer definitiven Anstellung nichts beigetragen habe. Wenn man eine neunköpfige Familie hat, muß man den Männerstolz vor Königsthronen eingemottet liegen lassen und aufpassen, daß man nicht selber den politischen Konstellationen unter drei Monarchen zum Opfer fällt. Sie verstehen mich, Herr von Bütow."

„Vollkommen, Exzellenz!"

Bütow verabschiedete sich. Als er die Tür zu des Geheimrats Arbeitszimmer hinter sich in das Schloß drückte, dachte er einen Augenblick: Der Alte hofft doch nicht etwa, daß ich mir eine von seinen sieben Töchtern aussuche?

In der nächsten Minute warf er den Gedanken als absurd weit von sich. Straffer und elastischer als sonst noch trat er an diesem Tage den Heimweg an.

Als er zu Hause angekommen war, und, am Spiegel vorbeigehend, seine große, elastische Gestalt darin mit einem Blicke streifte, blieb er unwillkürlich davor stehen, betrachtete sein Bild noch einmal ausführlich und murmelte leise vor sich hin: „Eigentlich noch viel zu schade für die Ehe! Hätte doch noch mindestens fünf Jahre Zeit zu diesem Schritt! Aber wenn schon, dann meistbietend!" Und er befahl seinem treuen Schwarzen, ihm in seine Besuchstoilette zu helfen, warf sich in die herbeigerufene Droschke und ließ sich zu Derringers fahren. (Fortsetzung folgt.)



„Wat walsch is, valsch is …"

Erlebnisse in Flandern. Von Hans Fr. Blunck, zurzeit im Felde.

1.

Der Sommerkampf lag lange zurück, das Laub stand herbstbraun und wehte mit dem ersten kalten Wind über die Felder. Um die Mittagszeit war es, als wir nahe bei einem französischen Gehöft rasteten, um das noch vor zwei bis drei Tagen der Kampf getobt hatte. Bis die Deutschen Sieger geblieben waren und das Land in unseren Händen war.

Um die Mittagszeit waren wir auf das Gehöft gekommen. Ein alter, weißhaariger Bursche, den sie auf ihrer Flucht zurückgelassen hatten, hatte uns empfangen und alles Erdenkliche für uns hergerichtet. War wohl als letzter geblieben, als die anderen flüchteten. Einer wußte sogar, daß die Bauern mitgekämpft hatten, daß Franktireure im Dorfe erschossen waren und daß man noch andere suchte.

Bei aller Scheu, mit der der Alte uns zuerst gegenübertrat, war es doch bald gelungen, ihn zu gewinnen, fast zutraulich zu machen. Ja, einer behauptete, der Weißkopf hätte ihm erzählt, er hätte noch 70 gegen uns gestanden, aber es hätte keinen Zweck, sich mit den Deutschen einzulassen, hätte gar keinen Zweck. Hätte er auch seinem Jungen gesagt — hätte er schon lange gesagt.

Wir hatten herzlich darüber gelacht, und als wir beim Essen saßen, versuchte jemand den Alten zu necken und alles noch einmal von ihm zu hören. Der Hauptmann wollte es nicht, er hielt den Alten für blödsinnig und liebte es in seiner ernsten Art nicht, daß man mit wunderlichen Leuten scherzte. Aber der Alte hatte schon verstanden, was sie von ihm wollten, er sah flehend auf und schüttelte den ewig grinsenden Kopf, als wollte er nichts davon hören und müßte es nun noch einmal sagen. „Hat keinen Zweck, hat gar keinen Zweck." Sie lachten alle darüber, und wir wunderten uns über seine sonderbare, scheue Verrücktheit. Aber er bediente uns sorglich und wir waren wohl mit ihm zufrieden.

Es war Ruhepause nach dem Mittagessen, wir hatten Zeit, und während ein Teil sich schlafen legte, stöberten wir zu dritt ein wenig um das Gehöft herum, traten an die Gräber der Kameraden, die hier jüngst gefallen waren, an die der Franzosen, und wollten sie schmücken. Die Herbstsonne schien mittagswarm über die rotgelben Büsche, über das braune, verdorrende Gras und über die Fruchtbäume mit den schweren grünen Apfeldolden. Ein paar Schweine, die sich vom Weltenlauf nicht stören ließen, grunzten am Holzstapel, drängten sich quietschend in eine Ecke, als wir vorbeikamen, stierten dann hinter uns her und schüttelten die schlampigen Ohren.

Wir hörten plötzlich ein Flüstern.

Aus dem Backhäuschen war es wohl gekommen, oder es kam aus dem winzigen Rauchloch, das wohl früher einmal einen Schornstein getragen hatte. Dann, als wir vorsichtig näher kamen und horchten, hörten wir plötzlich die Stimme des Alten: „Hat keinen Zweck, hat keinen Zweck" — vorwurfsvoll, doch ganz leise, zärtlich.

Irgendeiner kroch in das Backhäuschen und schrie uns etwas zu. Vorsichtig kamen wir hinterher, und da sahen wir, eng aneinander geduckt, einen verwundeten Bauer, der in wilden Fieberträumen sich gegen uns aufrichten wollte, und den Alten daneben, der ihn sanft zurückzog, scheu, flüsternd und sich plötzlich mit erhobenen Händen gegen uns wandte, als wollte er für den anderen flehen: „Hat doch keinen Zweck, hat gar keinen Zweck." —

2.

Ich glaube, bei Ostende wurde er mir mitgegeben, der Gemeindevorsteher einer kleinen flandrischen Ortschaft in der Feuerlinie, der in Brüssel von den Deutschen überrascht war und erst jetzt, nachdem der Ort hinter der Schlacht lag, wieder heimkehren konnte.

Man hat das Bestreben, soweit irgend möglich den alten Lebensgang da draußen zu fördern und sieht es gern, wenn die Hüter der Ordnung heimkehren.

Der Wagen warf sich in den gefrorenen Gleisen und schleuderte in den ausgefahrenen lehmigen Bogen. Draußen pfiff der Schneewind und trieb dichtes nebelgraues Gewölk mit goldgelben Sonnenrändern über das Land. Das Feld war kahl und endlos weiß, nur unterbrochen von den schnurgeraden Heerstraßen, auf denen Pappeln wie eisgraue Pilger wanderten.

Die vlamischen Mundarten sind grundverschieden, von Dorf zu Dorf. Teils dem Hochdeutschen verwandt, teils rein niederdeutsch, wie man um Köln und Bremen spricht. Mitunter fehlte uns ein Wort, aber im allgemeinen ging die Unterhaltung ziemlich lebhaft, und ich merkte bald, er war einer der Vlaminganten, jener Vlamen, die den tiefsten Haß gegen alles Welsche empfinden, den wohl Männer tragen können.

Deutsche Wacht an der flandrischen Küste. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Fritz Grotemeyer.



„Glauben Sie," sagte er, „für uns war Rußland, das den Deutschen ihre Schulen ließ, eine Verklärung. Uns Vlamen, die wir zwei Drittel des belgischen Staates waren, hat man verwehrt, unsere Kinder in der Muttersprache beten zu lehren, geschweige denn lesen und schreiben. Wir vergessenen Niederdeutschen hofften ja seit einem Jahrzehnt auf das Reich, auf die große Erlösung, die kommen sollte, und nun wurde es so."

Er sah mich plötzlich gespannt an. „Glauben Sie, daß einmal eine Versöhnung zwischen uns kommen kann?"

Ich nickte. „Ich habe viele, viele Vlamen gesprochen, und sie halten es bei aller Trostlosigkeit für ein Glück, daß es so kam. Haben Sie die Antwerpener und Brüsseler vlamischen Zeitungen gelesen? Sie haben offen proklamiert, daß sie nie wieder einen belgischen Staat wollten, daß ihnen alles andere gleich sei, wenn wir nur ihre Sprache ehrten."

Mein Nebenmann schüttelte hartnäckig den Kopf, „Die Deutschen sind gekommen und haben französisch mit uns sprechen wollen, so wenig wußten sie von Flandern."

Draußen wirbelte der Schnee und fuhr kreuzweis über die Straße, fegte an den kahlen, zerstörten Mauerresten hoch und schlug drüben wie ein brechender Gischtkamm in das Feld. Ein paar einsame gotische Spitzbogen ragten aus einem Trümmerhaufen.

Der Vlame neben mir sah mich plötzlich gequält an. „War einst eines der berühmtesten Altarbilder darin, Mynherr."

Ich zuckte die Achseln. „Haben die Engländer niedergelegt, weil's uns als Zielpunkt dienen könnte."

Mein Nebenmann fuhr jähzornig auf. „Antwerpen haben sie auch verraten, und als die Beschießung begann, haben sie sich als erste gerettet. Verraten sind wir, verraten von denen da drüben."

Es war wieder eine lange Weile still zwischen uns. Die Pappeln an den Wegen schienen erschreckt aufzufahren, wenn wir vorbeibrausten. Der Mann neben mir packte mich plötzlich am Arm und blickte mich hart an. Ich sah, wie sich die Haut über den knochigen Schädel straffte.

„Aber das Blut, das geflossen ist, Löwen und Asche, läßt sich das je wieder gutmachen?"

„Ihr wart ja die Betrogenen eurer Regierung! Mußten wir uns nicht wehren, als die Löwener losschlugen?"

Mein Nachbar schüttelte den Kopf, ich weiß, er glaubte nicht daran, kannte nur jene grauenhaften Lügen, mit denen man versuchte, die widerstrebenden Vlamen zum Haß gegen die Deutschen aufzupeitschen.

Es war ein schlechter Tag, als wir heimkehrten. Das Strichfeuer derer da drüben begann früh, und noch ehe wir den Ort erreichten, schlug quer im Felde das erste französische Geschoß ein. Mein Nachbar zuckte zusammen, blickte mich unruhig an, ob ich es gesehen hätte, und lächelte verlegen. Er wollte ja hart bleiben, wollte sein Dorf wieder aus den Kellerhöhlen holen und ordnen und sorgen, mitten im Lärm der ewigen Schlacht da vorn.

Sein alter Gemeindeschreiber war der erste, den er wieder traf. Der hatte ihn vertreten, solange seine Kräfte reichten, war mit den anderen in den Keller gekrochen, als die Deutschen das Dorf stürmten, und war wieder herausgekommen, als das Kleingewehrfeuer weiterrückte. Ich begleitete die beiden noch eine Weile, um ihnen zu helfen, wo es möglich wäre, denn der Vlame tat mir leid, als wir zwischen den Sparren und erloschenen Bränden des Ortes entlang gingen. Einzelne Straßen waren zwar heil geblieben, und aus dem eckig hervorragenden Giebel der Bürgermeisterei wehte die deutsche Flagge.

Seine beiden Söhne waren die ersten, die ihn begrüßten, dreizehn-, vierzehnjährige Bürschchen. Es ging ohne viele Feierlichkeiten, und er sah bald über sie hinweg. „Lebt Mutter noch?"

Die beiden nickten ängstlich und schwiegen. Da wurde er dringender, als wollte er sie selbst suchen, öffnete die paar ausgeplünderten Stuben, die für die Familie verblieben waren, und sah sich erstaunt und doch, als hätte er es erwartet, in den fast leeren Räumen um.

„Wer war das?"

„Die Walschen, Vader — Zuaven —"

Einen Augenblick blitzten seine Augen auf und die Fäuste krümmten sich.

„Die Deutschen liegen drüben und halten Ruhe, Vader —"

Aber dann erlosch der Glanz in seinen Augen, und heiser und furchtsam kam es noch einmal: „Wo ist Mutter?"

Der jüngste der Knaben fing plötzlich leise an zu weinen, und der alte Schreiber legte behutsam die Hand auf seinen Arm.

„Dein Weib ist drüben, Pieter!"

Der Junge weinte laut auf. „Wir haben keine Schuld, Vader — wir hatten uns versteckt, als sie abzogen. Mutter haben sie gefunden."

Und dann der ältere, als wollte er ihn trösten, mit scheuen Blicken auf mich: „Sie sagten, sie wollten Mutter schützen vor den Barbaren."

Aber der alte Schreiber sah ihn ernst und seltsam traurig an, und langsam begann er: „Sie haben Geiseln von allen Vlamen genommen, Pieter, von den Vlamingganten — sie sagten, ihr wart zu deutsch!"

Einen Augenblick schien es, als müßte der Mann zusammenbrechen, so furchtbar stöhnte er auf. Dann trat er langsam zum Fenster, schwer, als könnte er seine Füße nicht heben. Draußen wirbelte der Schnee kreuzweis über die Straße, eine alte bärtige Landwehrkompagnie zog singend vorbei. Über den zerborstenen First drüben fiel der Schnee schwer und weich.

Da drehte sich der alte Mann jäh um, kerzengerade, und seine Augen funkelten. Und dann schrie er das alte Wort der Vlamen heraus, keiner wußte, zu uns oder zu seinen Söhnen: „Wat walsch is, valsch is, sla all dot."

Sein Glück.

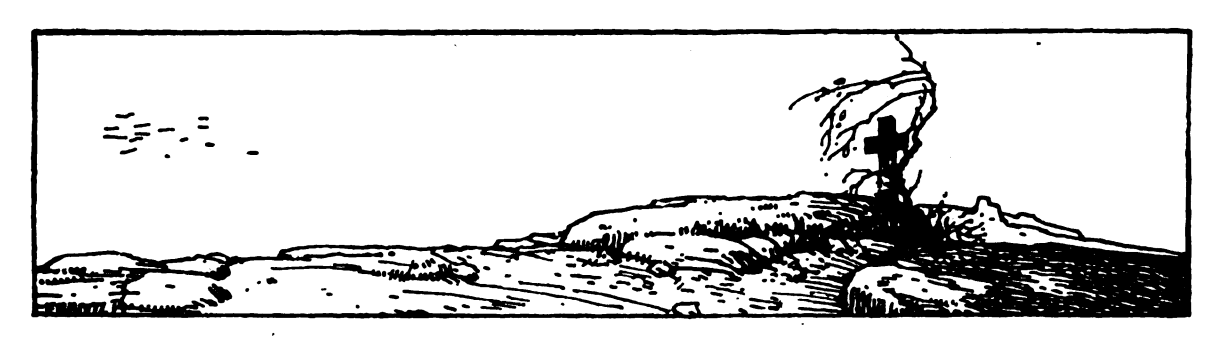
Seit Anfang is der Hiasl dabei
Und gar nix fehlt ihm no'.
Koa' Kält'n in die Schützengräb'n —
Nix kann dem Hiasl o'.

Ja, siehgst, dös is koa' Wunder net,
Und wer den Hiasl kennt,

Der woaß, warum koa' Rheumatis
Ihn über'n Hauf'n rennt.

Warum dös Schützengrabenleb'n
Den Hiasl nix geniert?
Er hat's ja oft zur Friedenszeit
Im Straß'grab'n ausprobiert.

F. Schrönghamer-Heimdal.



Der Schutz der Schwesterntrachten.

Eine juristische Betrachtung von Dr. Hans Lieske.

Ungezählte Wunden schlägt der allgewaltige, furchtbare Kriegsgott, unnennbaren Jammer aber vermag er auch zu heilen. Kaum hatte er seine Regentschaft in unserem geliebten Vaterlande angetreten, da durchzuckte alle Deutschen, ob sie sich auch bislang im Parteihader blutig befehdet, vom Fürstensohn bis zu des Bettlers Kind voll jäher Erkenntnis von der Wucht der Stunde der heiße Wunsch: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern". Zaghafte Männer kämpfen jetzt in heldenhaftem Mut und kühner Entschlossenheit um Deutschlands Sieg; der Krieg wurde ihnen zum Lehrmeister der Tapferkeit. Dem Geizhals nahm er die Binde von den Augen und predigte ihm zum Heile unserer Söhne im Felde das Evangelium der Barmherzigkeit, den Verschwender lehrte er Selbstzucht im Dienste der großen Sache. Der Schar der Lauen, Teilnahmslosen, Gleichgültigen aber klopfte er an das verschlafene Gemüt. Da rieben sie sich die Augen und schauten geblendet auf all die Not und die Ströme des Blutes, das auch um ihretwillen floß. Ergriffen rühren sie nun eifervoll die Hände und helfen in gütiger, nimmermüder Arbeit als Pfleger und Pflegerinnen Not und Qual der um des Krieges willen leidenden Mitmenschen lindern und heilen. Was verschlägt's da der erhabenen Größe dieser hehren, uns läuternden Zeit, wenn in das strahlende Licht selbstloser Opferfreude einmal ein winziger Schatten fällt und wenn unter den Tausenden Aufrechter und Bekehrter da oder dort ein Kümmerling auftaucht, der schamlos genug ist, in kläglichen Schwindeleien unter der Maske des Dieners des Vaterlandes uns um ein paar Groschen zu prellen. Voll Ekel und Abscheu wenden wir uns von jenen erbärmlichen Kreaturen, rasch durch die Kunde getröstet, daß sie der Arm rächender Nemesis mit eisernem Griffe packt. Tief beklagenswert bleiben allein die Fälle, in denen unser Gesetz nur ungenügende Handhaben besitzt, dem Treiben solch lichtscheuen Gesindels Einhalt zu tun. Dieses Mangels aber müssen wir die bestehenden Gesetze zeihen, wo es sich um den Schutz der Trachten unserer Krankenschwestern handelt. Denn „wird dem Mißbrauch der Schwesterntracht nicht entschieden Halt geboten, so ist zu besorgen, daß der schönste Beruf der Frau, Wunden zu heilen und Leiden zu mindern, in den weitesten Kreisen des Volkes, die nur zu leicht geneigt sind, für Verfehlungen Einzelner einen ganzen Stand verantwortlich zu machen, in argen Mißkredit kommt".*) Ein peinigender, erschreckender Gedanke, der wert ist, die Öffentlichkeit zur Linderung solcher Not um Hilfe im Wege gesetzlicher Regelung auf den Plan zu rufen. Es mag deshalb hier kurz gezeigt werden, wie weit der Schutz sich gegenwärtig erstreckt und inwiefern das Schutzbedürfnis diese Grenzen überschreitet.

Bekanntlich hat die Genfer Konvention das Rote Kreuz auf weißem Grund zum Neutralitätszeichen erhoben. Seitdem ist sein Gebrauch — am 22. März 1902 — an die Erlaubnis der Landeszentralbehörde geknüpft. Wer hiergegen sündigt, der macht sich strafbar. Zehn Jahre später — im März des Jahres 1912 — genehmigte ein Allerhöchster Erlaß die Einführung der Diensttracht für Schwestern, Hilfsschwestern und Helferinnen der Vereine und Mutterhäuser vom Roten Kreuz. Und zwar zeigt diese Berufskleidung, wie jedermann weiß, das Rote Kreuz an augenfälligem Platze. Ist das nicht eigentlich genug der Vorsicht? Verbürgt das Verbot unbefugten Tragens des Roten Kreuzes dem Wunsch, vor Täuschungen bewahrt zu werden, nicht die erhoffte Erfüllung? Die Erfahrung des täglichen Lebens antwortet darauf mit nachdrücklichem „Nein". Die „Rote-Kreuz-Schwestern" in der eben berichteten Sonderstellung zu beschirmen und uns ausschließlich gegen einen Mißbrauch des Roten Kreuzes zu sichern, ist offenbar einseitig und unzulänglich. Es feit weder uns gegen unliebsame Täuschungen, noch verheißt die verbriefte Maßregel den Pflegerinnen die Genugtuung, in ihrem schweren, mit selbstloser Hingabe ausgeübten Beruf durch Schwindlerinnen nicht in Mißkredit zu kommen.

Das haben auch die an der Verbesserung unseres Strafrechts arbeitenden Kommissionsmitglieder eingesehen. Nur wird man an die Seite derer treten müssen, die von der geplanten Abhilfe behaupten, sie bleibe abermals auf halbem Wege stehen. Die Kommission empfiehlt nämlich lediglich die Bestrafung des unbefugten Tragens „im Deutschen Reiche anerkannter" Berufstrachten oder Berufsabzeichen für die Betätigung in der Krankenpflege. Was tadelt die Kritik hieran? Sie bemängelt die Beschränkung auf staatlich anerkannte Schwesterntrachten und will statt dessen „Berufstrachten für die Betätigung in der Krankenpflege" schlechthin in einer Strafverheißung vor Mißbrauch behütet wissen. Wie gegenwärtig das unbefugte Anlegen von Uniformen, Amtskleidern oder Amtszeichen bereits mit Haft geahndet wird, so soll in Zukunft gleicherweise das mißbräuchliche Tragen „einer Tracht für berufsmäßige Betätigung in der Krankenpflege" zu sühnen sein. Wer sich heutzutage ohne Berechtigung in eine Uniform steckt, ist schon um deswillen allein dem Gesetz verfallen. Jetzt, während der Kriegszeit, in der uns die Zeitungen so häufig von Schwindlern zu erzählen wissen, die, als Offiziere oder Soldaten verkleidet, unsauberem Erwerb nachgehen, ist die genannte geltende Strafbestimmung für uns von rechtem Segen. Denn glückt es dem Richter nicht, jene Elemente des Betrugs oder anderer Frevel zu überführen und darum zu bestrafen, so wird ihnen doch wenigstens ihr Schwindelkleid zur wirksamen Falle. Aber auch die falschen Schwestern finden gegenwärtig, zu einer Zeit, in der jeden der brennende Wunsch beseelt, sein Scherflein auf den Altar des Vaterlandes zur Linderung der Kriegsnot zu legen, schneller als je

*) So Rasch, „Deutsche Juristenzeitung", XIX. Jahrg., S. 1292/93.

zuvor leichtgläubige Herzen und offene Hände. Und diese Erkenntnis, daß der Anschein einer opferwilligen Betätigung fürs Vaterland gerade jetzt gute Beute verspricht, lockt natürlich verbrecherische Begierden lebhafter denn je, sich in diesem Sinne zu betätigen. Dem verstärkten Anreiz entspricht nun gewiß ein Anschwellen der Zahl der Betrügerinnen, die sich in Schwesterntracht ihnen sonst verschlossene Pforten zu öffnen wissen. Darum erscheint gerade heutigestags eine schnelle Abhilfe im Wege gesetzlicher Bestimmung dringend geboten. Vielleicht verhelfen diese Zeilen zu klärender Erkenntnis dessen, was sonst auf dem Spiele steht, eine Hoffnung, die der Verwirklichung näher rückt, wenn die Leser ihre Erfahrungen mit falschen Schwestern zahlreich der breiten Öffentlichkeit schenken würden, um eine rege Erörterung darüber in Fluß zu bringen. Ob man dann nur die staatlich anerkannten oder aber die Berufstrachten schlechthin schützt, mag der Diskussion darüber zu entscheiden überlassen bleiben. Gewiß, der Begriff der „Tracht für berufsmäßige Betätigung in der Krankenpflege" ist vielleicht ein wenig verschwommen und erregt deshalb Bedenken dagegen, ihn in eine gesetzliche Strafdrohung hineinzunehmen. Andererseits aber spricht ein begünstigendes Wort dessen, der den Vorschlag macht, recht überzeugend für die Annahme. Denn wer sich etwa ohne böse Absicht in ein Gewand hüllt, das in des Richters Augen unverkennbar als Schwesterntracht erscheint, ist um deswillen allein nie und nimmer strafbar. Es muß sich zur Erfüllung der Bestrafungsmöglichkeit vielmehr der gegen die Beschuldigte geführte Nachweis gesellen, daß sie den Anschein, ihr Anzug sei eine Schwesterntracht, zu erwecken beabsichtigte: des bösen Vorsatzes muß man sie also überführen. Damit dürfte vorschneller, ungerechtfertigter Bestrafung gewiß ein starker Riegel vorgeschoben sein.

Böser Vorsatz steckt freilich auch schon in dem Gebaren jener Damen, die der Unsitte frönen, bei ihren geselligen Wohltätigkeitsfesten als „Schwestern" Handreichungen zu leisten. Noch heiligt bei uns nicht der Zweck jegliches Mittel. Darum vermag uns auch die gute Absicht, etwa Weihestimmung zu verbreiten und damit vielleicht den der Not zugedachten Reinertrag zu mehren, mit dem gerügten Unfug nimmermehr zu versöhnen.

Wer solchen Erfolg nicht anders als durch häßliche Täuschung sich erringen kann, der soll getrost auf ihn verzichten. Das schlichte Gewand derer, die sich in stiller Selbstverleugnung und Nächstenliebe die Heilung des Leides und der Schmerzen ihrer Mitmenschen zur Daseinsaufgabe erkoren, dieses Gewand taugt wahrlich nicht dazu, daß andere mit ihm eine wohlfeile Reklame treiben. Wer das verkennt, wer in anstößiger Spielerei, als Schwester verkleidet, sich den Gästen zeigt, um ihnen etwa Tee oder Gebäck zu reichen, auch der bringt zum Schaden der Frauenwelt das Schwesternkleid und den Schwesternberuf in Mißkredit. Die vorgeschlagene Strafdrohung würde sich deshalb auch gegen diese Damen richten.

Indes wird's für derartige Fälle des Gesetzgebers gewißlich nicht bedürfen. Denn die hier beklagte Sünde ist sicher nur eine Frucht einer Gedankenlosigkeit und kommt nirgends aus schlechter Absicht. Sobald deshalb die Gedanken jener falschen Schwestern hierin erweckt werden, wird es keiner mehr in den Sinn kommen, sich fürder mit ihr nicht gebührendem Gewande zu maskieren. Darum sind wir alle zur Steuer des gerügten Mißbrauchs der Schwesterntracht vielleicht berufener als eine Strafgesetzgebung.



Die Schwester mit „ihren Verwundeten".

Französische Andenken in Deutschland.

Von Hermann Müller-Bohn.

Hierzu eine Zeichnung.

Niemals ist ein Krieg gegen Deutschland mit einem größeren Aufwand von Lüge und Heuchelei geführt, niemals sind die Begriffe von Recht und Unrecht so ins Gegenteil verkehrt worden, wie in dem gegenwärtigen furchtbaren Völkerringen. Nicht nur, daß man unsere Siege und Erfolge durch ein schamloses System von Lügen und Böswilligkeiten zu ebensoviel Mißerfolgen und Niederlagen gemacht hat; — um uns der Verachtung der neutralen Mächte preiszugeben, um deren Hilfe man in seiner Angst und Ratlosigkeit förmlich bettelt, schleudert man uns unter Andichtung der größten Scheußlichkeiten immer und immer wieder das Wort „Barbaren" entgegen, erfindet man die albernsten und lächerlichsten Lügenmärchen, beschuldigt man uns Deutsche des Vandalismus in der Kunst, uns, die so viel unvergängliche Kunstwerte geschaffen, uns, die wir stets die gewissenhaftesten Hüter der heiligsten und reinsten Kunst gewesen sind!

Welch wüstes Geschrei hat sich um die Kathedrale von Reims erhoben, die wir aus reiner Zerstörungswut, ohne zwingenden Grund, in Brand geschossen haben sollen. Leute, die vor dem Krieg kaum eine Ahnung von der Existenz dieser Kathedrale hatten, kochen heute über in sittlicher Entrüstung über die „deutschen Schandtaten". Und der ganze Chorus des uns feindlich gesinnten Auslandes hat in dies wüste Geschrei mit eingestimmt. Nur eine verschwindend kleine Anzahl vorurteilsfreier Beurteiler hat den deutschen Einwand gelten lassen, daß die Franzosen die Stadt Reims ja selbst als wichtigen militärischen Stützpunkt gegen das deutsche Heer benutzt, ja die Kathedrale selbst zur Aufstellung von Batterien und Beobachtungsposten mißbraucht haben.

Besonders steht es den Herren Franzosen sehr schlecht an, uns Vorhaltungen über barbarische Kriegführung zu machen. Sie, die das schmutzige Raubgesindel der Kosaken, die rohen Horden der afrikanischen Völker, die Senegalneger und Turkos zu ihren Waffenbrüdern gemacht — haben sie denn ganz vergessen, wie ihr großer „Sonnenkönig" Ludwig XIV. in seinen Raubkriegen seine furchtbaren Mordscharen in die deutschen Lande hetzte, wie er mitten im Frieden, 1681, die alte herrliche Reichsstadt Straßburg überfiel? Wie in dem Raubkrieg 1689 Frankreichs mordenden, brennenden und plündernden Scharen unter General Mélac in die blühenden Auen der friedlichen und gesegneten Pfalz einfielen, sie samt dem benachbarten Kurfürstentum Mainz, der Markgrafschaft Baden bis auf den Grund niederbrannten und sie in kurzer Zeit in eine Einöde verwandelten? Die nebenstehende Abbildung gibt ein anschauliches Bild, wie die zügellose, raubende, plündernde und beutemachende französische Soldateska in deutschen Landen hauste. Die Städte Rohrbach, Nußloch, Wisloch, Kirchheim, Eppenheim, Neckarhausen, Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Bruchsal, Rastatt und zahllose andere gingen in Flammen auf. Das wehrlose Volk, das auf den Knien um Gnade flehte, wurde ausgezogen und nackt in die mit Schnee bedeckten Felder gejagt, wo viele vor Kälte umkamen. Heidelberg wurde an mehreren Enden in Brand gesteckt, die Türme des Schlosses wurden gesprengt. Noch heute ragen die Ruinen anklagend in die Luft. Die alten Reichsstädte Speier und Worms wurden angezündet und in Schutthaufen verwandelt. Die französische Unmenschlichkeit hielt sogar ihre Hand nicht von den Ruhestätten der Toten fern; ihre Habsucht erbrach selbst die Begräbnisstätte der alten salischen Kaiser im Dom zu Speier; man zerstörte die silbernen Särge und streute die ehrwürdigen Gebeine lachend in alle Winde. In Worms wurden 15 katholische Kirchen und Klöster, auch die der Jesuiten und Dominikaner, in Asche gelegt. Als der junge Herzog von Crequi, der bei diesen Taten den Oberbefehl führte, nach der Ursache solcher Härte befragt wurde, erwiderte er nur: „Der König will's!" und zog ein Verzeichnis von 1200 Städten und Dörfern heraus, die noch verbrannt werden müßten. Und diese Greuel wurden verübt von dem Volke, das sich das gebildetste der Welt und gerade seine damalige Zeit „das goldene Zeitalter Frankreichs" nannte; sie waren angestiftet von einem König, der sich das Ansehen gab, als könne er sich nicht genug tun in dem Schutz von Kunst und Wissenschaft.

Und mit ähnlichen Phrasen vom „Schutz der Kultur gegen das deutsche Barbarentum" führen die Franzosen noch heute in ihrer Presse einen schamlosen Lügenkrieg, während ihre durch fanatische Hetzer aufgestachelten Soldaten nicht einmal die Verwundeten und die Verbandplätze des Roten Kreuzes schonen. Vor einiger Zeit hat die Deutsche Regierung eine Denkschrift über die Verletzung der Genfer Konvention durch französische Truppen und Freischärler veröffentlicht, worin gegen die französischen Untaten scharfer Protest erhoben wird. Die in dieser Denkschrift aufgeführten Beispiele stützen sich auf die gerichtlichen Vernehmungen und eidlichen Versicherungen der Beteiligten. Es sind Fälle angeführt, bei deren schriftlicher Wiedergabe sich fast die Feder sträubt. Verwundetentransporte, die unter dem Schutze der Genfer Flagge fuhren, wurden überfallen, Verwundete und Führer ermordet und beraubt. In völkerrechtswidriger Weise wurden die Führer von Sanitätskolonnen von französischen Truppenführern verhaftet und weggeschleppt; Ärzte und Begleitmannschaften der Sanitätswagen wurden unter Feuer genommen, Krankenträger verwundet und getötet. Auf den durch Erschöpfung oder Verwundung liegengebliebenen deutschen Soldaten traten die Franzosen mit Füßen herum; wenn sie durch Stöhnen oder Schreien Lebenszeichen von sich gaben, wurden sie durch Schüsse vollends getötet oder in der entsetzlichsten Weise durch Abschneiden von Ohren, Fingern und anderen Gliedmaßen verstümmelt. Noch in aller Erinnerung ist jener aus der Tagespresse bekannte, durch vereidigte Zeugen beglaubigte Fall, wo man einer ganzen Anzahl von Soldaten, nachdem man sie von hinten niedergeschossen, Mund, Nase und Augen mit Sägespänen vollgestopft hatte, so daß sie eines qualvollen Erstickungstodes sterben mußten.

Doch genug der Scheußlichkeiten! Die französische Presse versucht, durch Erfindung angeblicher deutscher Greuel die Augen der entsetzten Welt von ihren eigenen Schandtaten abzulenken und den Spieß umzukehren. Die amtlichen Feststellungen der deutschen Regierung werden ihr einen Strich durch die Rechnung machen. Das Lügengewebe unserer Feinde wird am besten durch die Taten unserer deutschen Heere zerstört werden, und im Lichte der unbestechlichen Geschichte wird sich einst zeigen, auf welcher Seite die Barbarei und auf welcher die humane Kriegführung war.

Der Raubzug der Franzosen unter General Mélac in der Pfalz 1689. Nach einer Zeichnung von Th. Cronberger.





Der Ueberfall von Glinki.

Eine Episode aus dem Beginn des Weltkrieges.

Von Carl Busse.



Der alte Michu Nasdroski, der 73 Jahre in Ehren hingebracht hatte, nahm das letzte Speckstückchen auf die Messerspitze und schob es dem letzten Stück Brot nach. Das Beste, was man auf Erden hatte, war das Essen. Dank allen Heiligen, daß man immer noch satt wurde!

Er wischte sein Messer ab und schob die angeschnittene Speckseite dann fast zärtlich in den schmierigen, niemals gewaschenen Leinenbeutel, den er sorgfältig verknotete. Er hatte bei diesem Knoten einen Kniff — so leicht bekam ihn kein anderer auf. Auch die Pellascha nicht, seine Tochter. Psia krew, sie hätte sonst nicht schlecht geräubert, sie war ein Satan! Ihr Mann war froh, wenn er im Frühjahr auf Erntearbeiten nach Deutschland gehen konnte, und ihm, dem eigenen Vater, gönnte sie nicht eine Kopeke. Es war gut, daß er jedes Jahr den Speck erhielt; das hatte er sich ausbedungen, da ließ er nicht locker. Sonst hätte er am Ende trockenes Brot futtern können.

Behaglich trug er den Leinenbeutel in die Kammer, hing ihn auf und setzte sich dann wieder vor die wacklige Bude.

Es war die letzten Tage heiß und schwül gewesen. Der Sommer 1914 machte alles gut, was die vorhergehenden Jahre verdorben hatten. Die Ernte stand prachtvoll; das Stroh war mannshoch und die Ähren vollkörnig. Sie fingen schon überall zu schneiden an, die Leute von Glinki. Keiner jedoch trieb so wie der Wojcziech Mialla. Er spannte sich selbst, seine Pferde, seine Söhne und Töchter bis zum äußersten an. Auch jetzt, am Feierabend, waren sie als die einzigen noch draußen. Ihre Felder lagen dort drüben; bis zum Walde zogen sie sich hin.

Aber als der alte Michu in seiner satten Behaglichkeit hinüberblinzelte, sah er etwas Merkwürdiges.

Ziemlich tief im Westen drüben lag in dem hellen Abendhimmel eine blauschwarze Wolke. Seltsam zerklüftet, in wunderlichen Einkerbungen, die sich ganz langsam zu ändern schienen, hing sie überm Walde — wie ein flaches Schiff oder eine vorstoßende Landzunge anzusehen. Und mit einem Male fing sie an den Rändern und in allen Einbuchtungen rot zu brennen an, als wüte eine Feuersbrunst hinter ihr.

Der alte Kerl zog die Augen zusammen, daß sich die hundert Fältchen an ihren Winkeln zu verdoppeln schienen.

Und schon hatten es auch andere Leute im Dorfe gesehen. Aus allen Häusern strömten sie. Auf der staubigen Straße standen sie zusammen und starrten nach oben. Und siehe: die unheimliche Wolke veränderte langsam ihre Formen. Die einen fanden sie einem großen Weichselkahn ähnlich, dessen Holzladung brenne. Die zweiten schworen auf eine Riesenschlange, die sich in feuriger Lohe krümme. Die dritten deuteten aufgeregt nach vorn, wo sich jetzt etwas wie ein Wolfskopf mit aufgesperrtem Rachen zeigte. Und jeden einzelnen befiel eine abergläubische Furcht, die heimlich die Herzen erfüllte.

Da kam hinter dem hochbepackten, von triefenden Gäulen gezogenen Erntewagen der Bauer Mialla daher, ein großer Mensch mit scharfem, bartlosem Gesicht. „Heda, Nachbar," rief ihn der Schmied an und wies nach oben, „Ihr riecht ja alles. Böse Zeiten kommen ... Feuer oder Hungersnot oder Cholera — was davon wird es geben?"

Der Mialla hatte die Sense geschultert. Er blieb stehen. Sein Gesicht mit den schmalen, aufeinandergepreßten Lippen sah fast höhnisch aus.

„Ich meine," sagte er dann, „ihr sollt die Ernte einbringen. Es weiß keiner, wie lange er noch Zeit hat." Und jäh den Kopf zurückwerfend: „Warum treib' ich so? Warum schind' ich meine Pferde? Aus Spaß?"

Er blickte von einem zum anderen. „Das sind zwei Wochen her ... da haben sie den Staschu, den meinigen, gerufen. Vor der Ernte! Wozu? Zum Manöver ... zur Übung ... was weiß ich! Und vielleicht, Schmied, holen sie mir morgen meine Pferde. Auch zur Übung ... zum Manöver. Ich aber denke mir in meinem Kopf, das Manöver, psia krew, wird blutig werden."

Er lachte kurz auf und schritt davon.

Einen Augenblick waren sie verdutzt. „Maria Joseph," schrie dann der Schmied — „Mialla — Ihr meint, daß es Krieg gibt?"

Doch er wollte gar keine Antwort mehr. Denn mit einem Male wußte er es selber, mit einem Male wußten sie es alle: Krieg! Krieg!

Es gab Krieg drüben mit den Deutschen! Und sie hier an der Grenze — eingeklemmt zwischen zwei furchtbaren Riesenhämmern, die sich gegeneinander in Bewegung setzten!

Eine Frau fing zu weinen an; andere faßten sich jammernd an den Kopf und wollten — als ob der Feind schon da wäre — aus ihren elenden Hütten retten, was es zu retten gab. Die Männer fluchten oder schwiegen düster vor sich hin, nach drüben schauend, wo die Grenze lag.

Aber plötzlich ein Schrei ... noch einer ... dann ein Gewirr von Stimmen: „Die Wolke ... Maria Joseph, die Wolke!"

Sie hatte sich wieder verändert. Und nun gab es kein Rätseln mehr: das waren brennende Häuser, die dort oben glühten, und daneben in zerrissenen Zacken und Formen ein sich bäumendes Pferd, eine drohende, zum Schlage erhobene Riesenfaust, eine zerfetzte Fahne und zuletzt, in dunklem Blau vorstoßend, zwei scharfe Streifen wie die Rohre mächtiger Geschütze ...

Krieg! Krieg! Krieg!

Der alte Michu Nasdroski fing in der allgemeinen Erregung zu zittern an. Er sah seltsam gespannt nach dem wirren Dunstgebilde, das immer neue Gestalten des Schreckens gebar.

Die Leute verloren sich. Mit eingezogenem Nacken, als hätte sie eine Faust gepackt, gingen sie nach und nach davon. Bald erlosch auch die Sonne, die Glutränder der Wolke entfärbten sich, das phantastische Spiel war aus.

Aber in dem alten Kerl war etwas aufgewühlt; er saß mit suchenden Augen, vor sich hinmurmelnd, bis die Dunkelheit kam.

Vor mehr als 50 Jahren ... da war er auch im Krieg gewesen. Im Krieg gegen die Moskowiter. Polen sollte seine Knechtschaft abwerfen —

Es war lange her. Wie er auch suchte, er brachte es nicht mehr zusammen. Nur daß sie viel in den Wäldern gewesen waren und Sensen gehabt hatten. Einen Sieg hatten sie auch erfochten. Aber einmal ... da waren die Russen auf ihren kleinen Pferden da, ehe sie den Wald erreichen konnten. Und viele hatten sie getötet, auch seinen Bruder, den Wenzel.



Ein russisches Dorfidyll an der deutschen Grenze.

Mit dem Wenzel hatte er gespielt. Und ihn, den Wenzel, hatten die Russen niedergeschlagen. Ein alter Haß und Zorn wollte in ihm aufsteigen, aber sie konnten die schwere Sandschicht von mehr als 50 Jahren nicht durchbrechen. Er wurde müde davon — am besten, man kroch in sein Bett!

Im Dorfe jedoch wollte es noch immer nicht ganz ruhig werden. Hinter verhängten Fenstern glomm noch hier und da Licht; hinter den Häusern und an den Ställen waren leise Geräusche. Manchmal klirrte es, wie wenn ein Spaten auf Scherben stieße.

O, er verstand! Sie vergruben ihr bißchen Geld und was sie sonst an Schätzen hatten! Der Mialla sicher voran! Sie hatten Angst ... Angst vor den Soldaten! He he, da war die Armut doch auch zu etwas gut! Bei ihm, dem alten Michu, fanden sie nichts.

Er kicherte vor sich hin, doch mit einem Male stockte er. „Nee, nee," murmelte er erschrocken und sah sich um. Er hatte doch da die schöne Speckseite hängen! Die Speckseite, um die er zäh kämpfen mußte, die ausbedungen war, die er mit dem Extraknoten verschnürte!

Keine Angst, beruhigte er sich. Sie werden sie nicht nehmen ... einem alten Mann die Nahrung stehlen, nee, nee, das tut keiner. Es war gar nicht auszudenken! Dann konnte er verhungern oder wenigstens trockenes Brot futtern ... trockenes Brot.

Die Vorstellung machte ihn fassungslos. Er stöhnte vor sich hin. Und in der kindischen Beharrlichkeit des Alters hielt er den Gedanken fest. Die Speckseite gewann, seit die Möglichkeit des Verlustes ihm aufgegangen war, von Minute zu Minute an Wert. Sie war sein wertvollster Besitz, sie bezeichnete alles, was das Leben noch lebenswert machte, sie durfte ihm nicht verloren gehen.

In irrer Angst holte er den Leinenbeutel aus der Kammer und schlurrte durch Haus und Stall, um ein sichres Versteck dafür zu finden.

Plötzlich hatte er es. Mit triumphierendem Blick schraubte er leise die Tür des wackligen Ofens auf, der schlecht verschmiert und mit zersprungenen Kacheln in der Ecke stand. Aber nicht die größere Tür, hinter der im Winter das Feuer brannte — nein, unten die kleine, aus der man die Asche holte. Ein ganzer Berg davon lag noch in dem Loche. Die Speckseite ging natürlich nicht hinein, sie war viel zu breit. Da schärfte er draußen an den Steinen sein Messer, schnitt sie in ein paar Stücke, behielt das kleinste draußen und schob die andern im Beutel in das Ofenloch hinein. Einen Teil der Asche schaufelte er mit den Händen darüber.

Auf seinem Lager lag er dann noch eine lange Zeit ohne Schlaf. Es war heut zuviel für seinen alten Kopf gewesen. Die feurige Wolke — der Krieg — der Bruder, den ihm die Russen erschlagen hatten — die Speckseite: es ging ihm alles durcheinander.

Am nächsten Tage war es in Glinki still und nicht anders als sonst. Gegen Abend jedoch kam ein altes Weib aus Kamielsk und erzählte, überall an der Grenze steckten die Kosaken ihre Wachthäuser in Brand. In der Nacht konnte man den Schein sehen.

Es dauerte diesmal noch länger, daß der alte Michu Nasdroski einschlief. Erst spät am anderen Morgen wachte er auf. Er sah gerade noch, wie Wojcziech Mialla, der Bauer, mit seinen beiden Pferden fortritt ... auf Szczuczyn zu. Nachmittags kam er mit einem Pferd zurück. „Sie haben es bezahlt," rief er, noch ganz verwundert.

Wieder blieb es dann ruhig. Die Leute arbeiteten auf den Feldern. Aber es war ringsum doch wie ein heimliches Fieber. Alle paar Minuten suchten die Augen nach Westen und Osten die Straßen ab. Kam da nichts?

Nichts . . . nur die Sonne, die immer heißer glühte.

So wurde es Sonntag. Fast niemand, der sich auf den Weg zur Kirche machte. Jeder wollte in seinem Hause bleiben, wenn etwas geschah. Eine schreckliche Erwartung, die schlimmer war als alles andere, hatte die Leute von Glinki erfaßt. Mit fahrigen Bewegungen schütteten sie dem Vieh das Futter vor. Und immer horchten sie auf die Straße. Vielleicht blieben sie doch verschont. Es war ja nur ein Landweg, der von hier zur Grenze führte.

Da stürzte gegen sieben Uhr abends der jüngste Sohn des Krugwirts quer über die Wiesen. Er streckte schon von weitem beide Hände hoch, und nun wußten sie, daß sie kamen. Ob es Russen oder Deutsche waren, danach fragten sie kaum.

Aber es waren Russen. Eine Viertelstunde später ritten sie ein. Voran ein riesiger Kerl auf kleinem Pferde; hinter ihm sechs, sieben andere. Der Vorderste verhielt nach den ersten paar Häusern seinen Gaul und rief etwas. Da schwenkte einer der folgenden Reiter dicht an ein Gehöft heran und schlug mit der Lanze gegen die Tür. Als der Kossäte zitternd öffnete und heraustrat, fragte ihn der Reiter in gebrochenem Polnisch, ob die „Prussen" (die Preußen) schon hier gewesen wären. Nein? Ob man wisse, wo sie stünden. Der Kossäte beteuerte, daß er nichts, gar nichts wisse. Niemand im Dorfe habe sie gesehen.

Da ritten sie im Schritt weiter und verschwanden nach der Grenze zu. Nur einer jagte zurück.

Das Vieh im Stall brüllte. Es verlangte nach der abendlichen Fütterung. Aber keiner kehrte sich daran. Bang und atemlos hockten die Leute in den Stuben.

Auch Michu Nasdroski hatte sich nicht vor die Tür getraut. Durch das kleine Fenster hatte er auf die Soldaten gestarrt. Er kannte sie ja von der Grenze her. Aber es war etwas anderes, ob sie sich da faul räkelten oder hier in den Krieg zogen. Er blickte noch immer nach draußen, als längst kein Pferdeschwanz mehr zu sehen war. Wie eine dumpfe quälende Erinnerung, die nicht klar werden konnte, hatte es ihn wieder gepackt.

Es bohrte und arbeitete noch in ihm, als von draußen ein schütterndes Geklirr und Gestampfe dröhnte. Es kam näher und näher; Pferde wieherten und Stimmen riefen; eine mächtige Staubwolke wälzte sich heran, und in ihr, wie in Nebelschleiern reitend, Soldaten über Soldaten . . .

Der Zug wollte nicht enden. Dem alten Michu schien es, als wären es stets dieselben, die schon einmal vorbeigekommen wären. Und plötzlich sprang von Beritt zu Beritt ein immer wiederholter Befehl, und in einem klirrenden Ruck hielt die ganze Masse.

Es waren Grenzkosaken . . . Vorhuttruppen . . . etwa zwei Sotnien. Neugierig oder gleichmütig musterten die Soldaten die dürftigen Häuser des Dorfes.

Immer dichter hatte der Alte das Gesicht an die Scheiben gepreßt. Er sah nichts anderes als die Soldaten da . . . die endlose Reihe. Er starrte wie gebannt auf die kleinen Pferde, und als sich eins halb umdrehte, die mit Bändern durchflochtenen Mähnenzöpfchen schüttelte und den Kopf hochwarf, da brach ein halb unterdrückter Aufschrei aus seinem Munde. Seine Augen schienen vorzuquellen, seine Stirn schien die Scheibe zerbrechen zu wollen —

O, er erkannte sie wieder! Es arbeitete sich mit Gewalt etwas hoch in ihm, das sprengte die Sandschicht von über 50 Jahren, das rüttelte und schüttelte ihn, das verzerrte in Wut, Haß, Zorn seine Mienen.

Auf diesen Pferden . . . diesen kleinen struppigen Pferden mit den geflochtenen Mähnen waren sie auch damals geritten. Er jedoch mit all den anderen Rothemden hatte die gerade geschmiedete Sense geschwungen — nicht gegen die Reiter, immer quer über die Augen, Nüstern, Mäuler der Pferde. So hatten die Führer es befohlen. Und wie wahnsinnig waren die Pferde vor den funkelnden Geierschnäbeln zurückgewichen: von Blut geblendet, vom Schmerz bis zur Raserei gepeinigt, hatten sie sich mit zerfetzten Mäulern emporgebäumt und waren, den Reitern nicht mehr gehorchend, zurückgerast.

Das waren sie . . . die Pferde! Das die Feinde! Die Feinde, die Polen geknechtet — die Feinde, die ihm den Bruder getötet hatten!

Und sie lachten . . . sie grinsten . . . sie waren zahllos wie früher. In einer Grimasse der Wut ballte er die Faust — das war nicht mehr der alte Michu Nasdroski, der das tat, das war einer, der ewig verschüttet gelegen hatte, der jetzt aus tiefem, tiefem Schlafe emporfuhr, der hundert Erinnerungen mit sich brachte.

Alles erwachte wieder. Cechowski . . . unter ihm hatte er gekämpft! Bei Konin hatten sie die Moskowiter geschlagen. Im Wald hatten sie gesungen. Als ob es fernher durch die Luft zöge, im Hohn und Triumph über die Häupter der Kosakensotnien fort, kam das „Jeszcze Polska" wieder auf ihn zu — er wußte es mit einem Male wieder, das alte Lied. Er murmelte es. Er sang es mit halblauter ungefüger Stimme.

Verzweifelt riß seine Tochter ihn vom Fenster weg. Aber er stieß sie beiseite, als durchdringe ihn die Kraft seiner zwanzig Jahre.

Draußen kam jetzt in die haltenden Züge Bewegung. Es mochte Meldung eingetroffen sein, daß das ganze Gebiet bis zur Grenze vom Feinde noch frei wäre. Befehle ertönten. Im nächsten Augenblick saßen die Reiter ab und verteilten sich, die Pferde am Zügel hinter sich herziehend.

Die Leute von Glinki mußten ihre Ställe räumen und ihre Tiere draußen anpflöcken. Vor den Krippen aber standen bald die kleinen Kosakengäule, soffen aus den Holzeimern und fraßen, was anderen zugedacht war. Auch die Pani Pellascha mußte ihre beiden Kühe samt dem zwei Wochen alten Kalbe aus dem Stall führen: sie tat es ohne Murren und lachte sogar mit den Soldaten. Man erkannte sie nicht wieder; rein um den Finger war sie zu wickeln. Diensteifrig schleppte sie Arme voll Heu herbei und nahm es nicht krumm, als der eine Kerl sie frech anfaßte. Sie verstanden alle zur Not Polnisch. Da machte sie ihnen klar, daß sie selber eine arme Frau sei, abhängig von dem Alten da drinnen, der ein Geizhals und ein bißchen verdreht sei. Und sie tippte mit einer bezeichnenden Bewegung an die Stirn.

Nachher, als die Soldaten durchs Dorf schlenderten, brachte sie rasch ihre Vorräte in Sicherheit. Aber um ihren guten Willen zu zeigen, stellte sie Kartoffeln mit Öltunke, Brot und ein kleines Stück Speck auf dem Tisch.

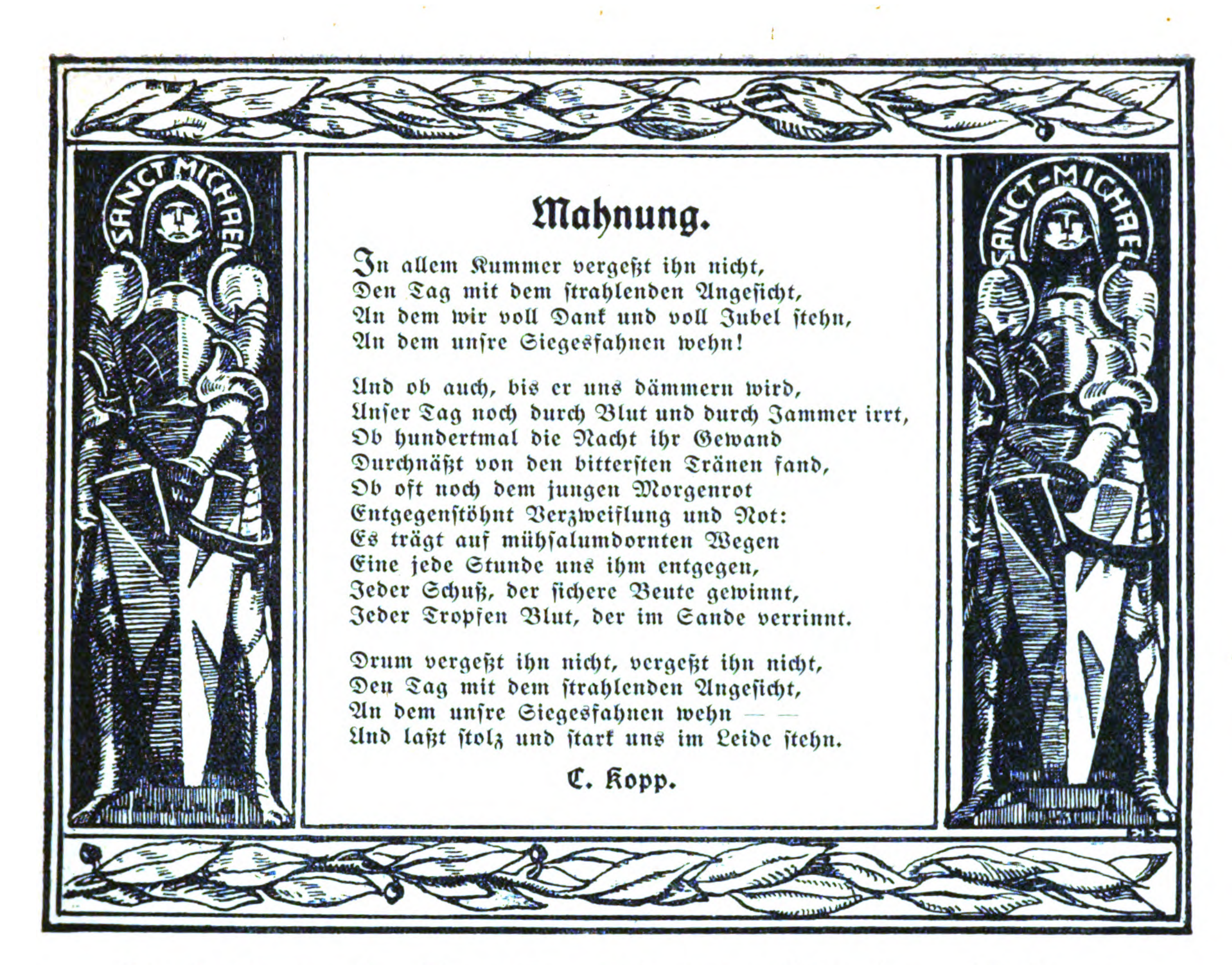
„Wo ist denn der Deinige?" fragte sie höhnisch. Denn sie hatte bemerkt, daß der Leinenbeutel des Alten fehlte. „Wenn ich geben muß, kannste den Deinigen auch rausrücken."

Aber mit dem alten Michu Nasdroski war heut der Teufel los. In einer schrecklichen Wut fuhr er empor, und durch all die Wut schrie die Angst um sein bißchen Essen, um die Speckseite, die dort im Ofen unter der Asche lag. Sie schien ihm mit einem Male nicht gut genug versteckt; immer wieder haftete sein fahriger Blick an dem kleinen Ofen.

Da lachte seine Tochter schrill auf. „Ich rat' dir, gib's gutwillig!" sagte sie. „Das finden sie doch! So dumm sind sie doch nicht!"

Im ersten Augenblick wollte er auf den Ofen zustürzen und ein neues Versteck suchen, aber es war zu spät.

(Schluß folgt.)



Mahnung.

In allem Kummer vergeßt ihn nicht,
Den Tag mit dem strahlenden Angesicht,
An dem wir voll Dank und voll Jubel stehn,
An dem unsre Siegesfahnen wehn!

Und ob auch, bis er uns dämmern wird,
Unser Tag noch durch Blut und durch Jammer irrt,
Ob hundertmal die Nacht ihr Gewand
Durchnäßt von den bittersten Tränen fand,
Ob oft noch dem jungen Morgenrot
Entgegenstöhnt Verzweiflung und Not:
Es trägt auf mühsalumdornten Wegen
Eine jede Stunde uns ihm entgegen,
Jeder Schuß, der sichere Beute gewinnt,
Jeder Tropfen Blut, der im Sande verrinnt.

Drum vergeßt ihn nicht, vergeßt ihn nicht,
Den Tag mit dem strahlenden Angesicht,
An dem unsre Siegesfahnen wehn — —
Und laßt stolz und stark uns im Leide stehn.

C. Kopp.

Kabel- und Funkentelegraphie im Kriege.

Von Dr. Albert Neuburger.

Das Unterseekabel ist eine deutsche Erfindung und ohne deutschen Fleiß und deutsche Ausdauer wäre es wohl niemals möglich gewesen, den Erdball in derart ausgedehnter Weise mit einem Kabelnetz zu umspinnen, wie es im Laufe der letzten Jahrzehnte geschehen ist. In erster Linie war es Werner Siemens, dem wir die Schaffung des Unterseekabels verdanken. In seinen „Lebenserinnerungen" geht er ausführlich auf die unsäglichen Mühen und die vielen Sorgen ein, die ihm die Lösung dieses Problems machte, wobei er einmal nahe daran war, sein ganzes Vermögen zu verlieren. Da das Unterseekabel eine ausschließlich deutsche Erfindung ist, so ist es nur allzu natürlich, daß es Deutschland damit gehen mußte, wie den meisten Erfindern, die ja bekanntlich so vielfach nichts von den Früchten ihres Fleißes und ihrer geistigen Regsamkeit haben. Nicht allzu selten fallen diese anderen in den Schoß. So auch hier. England hat sich mit dem Geschäftssinn, der es von jeher auszeichnete, in den Besitz des Kabelnetzes der Erde zu setzen gewußt und benutzt nun diese Herrschaft fleißig dazu, den Telegraphenverkehr der Welt seinen Zwecken dienstbar zu machen. Unterstützt wird es hierbei durch eine zweite deutsche Erfindung, an deren Ausgestaltung auch Ungarn und Österreich beteiligt sind, durch den Schnelltelegraphen. Er ermöglicht es, die Leistungen der Kabeltelegraphie ganz gewaltig zu steigern.

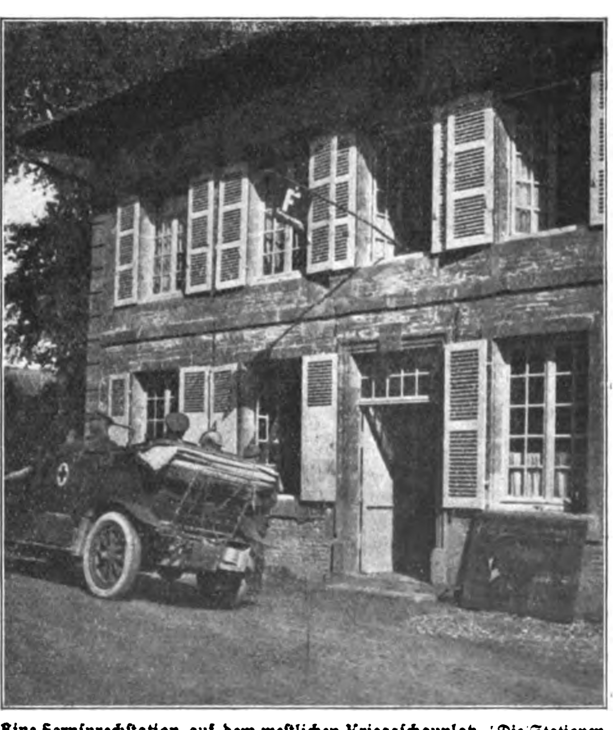
Die Ausfuhr Deutschlands an Kabeln ist in den letzten Jahren, aus denen eine zusammenfassende Statistik vorliegt, um Zehntausende von Doppelzentnern gestiegen. Angesichts dieser Tatsache und dieses ständigen Vorwärtsdringens deutscher Industrie auf diesem Zweige des Weltverkehrs war es für England eine Notwendigkeit, sich für den Fall des Krieges eine Monopolstellung zu schaffen. Was es in dieser Beziehung überhaupt leisten konnte, geschah. Die größten Kabelgesellschaften sind von englischen Kapitalisten gegründet. Um jedweden fremden Einfluß auszuscheiden, stellte ihnen die englische Regierung schon von vornherein die Bedingung, daß in ihnen kein ausländisches Kapital vertreten sein dürfe und daß die Kabel nur in englischen Kabelbureaus endigen dürften. Ferner müssen die Telegramme der englischen Regierung vor allen anderen befördert werden, und sie hat das Recht, im Kriegsfalle alle Kabelstationen zu besetzen. Am 14. März 1884 trat die „Internationale Kabelschutzkonvention" zusammen, die den Kabelverkehr der Welt nach einheitlichen Grundsätzen regelte. England erkannte die gefaßten Beschlüsse jedoch nur für Friedensverhältnisse an, für den Kriegsfall wußte es durch seinen Einspruch jede Vereinbarung zu verhüten. Infolgedessen gibt es im Kriegsfall auch keinen Kabelschutz irgendwelcher Art. Die Haager Friedenskonferenz beschäftigte sich wiederum mit diesem Thema, aber es gelang nicht, Kriegsgesetze aufzustellen.

Zu dieser Schutzlosigkeit der Kabel im Kriege kommen noch weitere Umstände. Die Kabel endigen alle in Küstenstationen, die von der See aus leicht zu besetzen sind. Wer die Vorherrschaft zur See besitzt, kann sich auch vieler Küstenstationen bemächtigen. Da aber, wo eine Einnahme der Küstenstation nicht möglich ist, half sich England durch Zerschneiden der Kabel. So hat es z. B. am 5. August die Kabel Emden—Azoren, Emden—Teneriffa und Emden—Vigo zerschnitten. Das Zerschneiden eines

Kabels ist, vom technischen Standpunkt aus betrachtet, eine verhältnismäßig einfache Sache. Die Lage der Kabel ist bekannt und muß bekannt sein, da sie auf dem Meeresgrunde nicht allzu nah aneinanderliegen dürfen, weil sonst durch eine besondere Art elektrischer Ströme, die Induktionsströme, gegenseitige Störungen entstehen können. Soll daher ein Kabel zerschnitten werden, so fährt ein Schiff über der auf der Seekarte ersichtlichen Stelle hin und her und läßt dabei einen besonders geformten Anker, den sogenannten „Schleppanker“ oder „Kabelanker“, auf dem Meeresgrunde schleppen. Dieser hakt sich in das Kabel ein. Sobald er es gefaßt hat, entsteht ein Zug, der durch ein besonderes Meßinstrument, das Dynamometer, erkennbar wird. Dann wird mit Volldampf weitergefahren, wodurch das Kabel bald zerreißt. Im gleichen Augenblick stellt sich der Zeiger des Dynamometers wieder auf Null. Bei diesem Verfahren kann es aber vorkommen, daß man an Stellen, wo die Kabel doch verhältnismäßig nahe liegen, wie z. B. im Ärmelkanal, ein falsches Kabel erwischt. Wo daher Verwechslungen nicht ausgeschlossen erscheinen, wird der Kabelanker, sobald das Dynamometer anzeigt, daß er gefaßt hat, an Bord gewunden. Er bringt das Kabel mit empor. Dieses wird dann angebohrt und mit einem Telegraphenapparat verbunden, durch den man die Endstation anruft. Diese, die nichts ahnt, meldet sich und gibt dadurch dem Feinde die Gewißheit daß er das richtige Kabel gefaßt hat. Er zerschneidet es und versenkt die Enden wieder.

Die Gefahren der Kabeltelegraphie im Kriege liegen also hauptsächlich in der Besetzung der Endstationen und in der Möglichkeit, das Kabel zu zerschneiden. Sie fallen in dem Augenblicke weg, wo an Stelle der Kabeltelegraphie die Funkentelegraphie tritt. Sobald es möglich ist, Funkentelegramme auf entsprechend weite Strecken fortzusenden, hat man es nicht mehr nötig, die Endstationen an der Küste anzulegen, sie können sich tief im Innern des Landes befinden, wo sie dem Angriff der Flotte nicht mehr ausgesetzt sind. Die Fortschritte der Funkentelegraphie mußten also das Kabelmonopol Englands bedrohen, wiederum dank den Erfolgen deutschen Fleißes und deutscher Intelligenz! Wenn auch die Funkentelegraphie die Erfindung eines Italieners ist, so baut sie sich doch auf der Benutzung der Hertzschen Wellen auf, und vor allem waren es deutsche Techniker, die kurz vor Ausbruch des Krieges Reichweiten von bisher unbekannter Größe zu erzielen vermochten. Die Großstation Nauen bei Berlin konnte ihre Telegramme bis Togo senden, also auf eine Entfernung von 8600 km. Dieser Bedrohung des englischen Weltmonopols auf dem Gebiete der Kabeltelegraphie reihen sich aber noch andere Fortschritte auf funkentelegraphischem Gebiete an, die ganz speziell für den Krieg von hoher Bedeutung sind. Man hat vor allem die Festungsstationen in vorzüglicher Weise ausgebaut, so daß eine belagerte Festung nicht mehr wie früher vollkommen von der Welt abgeschlossen ist. Die Festungsstationen können sowohl von anderen Stationen Nachrichten empfangen wie solche dorthin senden. Ihre Reichweite ist eine oft ganz beträchtliche. Damit aber von Festungen aus auch nach dem Feldheer sowie von diesem umgekehrt nach den Festungen und nach den höheren Kommandobehörden ein Verkehr stattfinden kann, ist das Heer mit zahlreichen fahrbaren Stationen, sogenannten „Feldstationen“, ausgestattet. Diese Feldstationen sind so eingerichtet, daß sie alles zur drahtlosen Telegraphie Nötige, also Motoren, Dynamomaschine, den Mast, der den Sendedraht trägt usw., in gedrängtester Form und dabei doch in einer Ausführung enthalten, die das Aufstellen und Abbauen in kürzester Zeit ermöglicht. Von dem Augenblicke an, wo die Feldstation den Befehl erhält, in Tätigkeit zu treten, bis zum Absenden der ersten Telegramme vergehen nur wenige Minuten, und ebenso schnell ist der ganze Apparat wieder fahrbereit. In jüngster Zeit ist es auch gelungen, die Luftschiffe mit Einrichtungen für drahtlose Telegraphie auszustatten, die sowohl zum Empfangen wie zum Geben von Nachrichten geeignet sind. Auch die Flieger haben nunmehr seit kurzem nicht mehr nötig, zum Empfang von Befehlen stets eine Landung vorzunehmen. Natürlich versucht der Feind, die drahtlosen Depeschen sowohl auf dem Lande wie zur See aufzufangen. Dies ist jedoch eine schwierige Arbeit, da man ihn verhindert, den Wortlaut der Depeschen zu verstehen. Außerdem wird natürlich eine besondere Telegraphie angewendet, so daß, während unten der Kampf der Geschütze tobt, oft oben in der Luft ein Kampf ausgefochten wird.

In Anbetracht der Wichtigkeit der drahtlosen Telegraphie ist es nur allzu natürlich, daß sich um manche Stationen ein heftiger Kampf abspielt. Vor allem war dies bei der Station auf dem Eiffelturm der Fall, die schon mehrfach von deutschen Fliegern zu zerstören versucht wurde, während die Franzosen zu ihrem Schutz Maschinengewehre aufgestellt und Fliegerwachen eingerichtet haben. Die Station auf dem Eiffelturm hat den Zweck, im Falle einer Belagerung die Verbindung der Hauptstadt mit der dann vielleicht nach auswärts verlegten Regierung einerseits und mit dem Heere andererseits sowie endlich mit den auf dem Meere befindlichen französischen Kriegsschiffen aufrechtzuerhalten. Angesichts dieser vielseitigen Aufgabe darf es uns nicht wundernehmen, wenn man sich mit allen Kräften bemüht hat, sie zu zerstören. Infolge der 300 m betragenden Höhe des Turmes besitzt sie eine gewaltige Reichweite, an deren Vergrößerung man schon lange arbeitet.



Eine Fernsprechstation auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Die Stationen sind durch Fahnen mit F kenntlich gemacht. Phot. Dr. Hans Böhm.



Der heldenmütige Verteidiger der Festung Przemysl, General d. Inf. Hermann Kusmanek von Burgneustätten (×) mit seinem engeren Stab. Von links nach rechts. Obere Reihe: Oberleutnant Alois Zimmermann, Oberltnt. Ludolf Ulbrich, Leutnant Herbert Schlegel, Ltnt. Alfred Rechuta, Ltnt. Georg Ausipitz, Ltnt. Schanzer. — Mittlere Reihe: Oberltnt. Andreas Puchner, Oberltnt. Felix Hölzer, Hauptmann Alfred Lukich, Unterintendant Joseph Frhr. v. Tkalezewich, Hptm. Joseph Kurz von Traubenstein, Rittmeister Hugo Frhr. de Pont, Ltnt. Rudolf Mossig, Fähnrich Gustav Schnabl. — Untere Reihe: Oberltnt. Dr. Wlodzimierz Ritter v. Blazovsky, Hptm. Hubert Kurz, Indendant Alois Rausch, General d. Inf. Hermann Kusmanek von Burgneustätten, Oberstltnt. Ottokar Hubert, Hptm. Friedrich Zwiedinek, Hptm. Gustav v. Kubik.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XV. Das verlorene Przemysl.

Der Brief eines Wiener Festungsartilleristen aus dem eingeschlossenen Przemysl: „Heute war die Fliegerpost da. Die Mizzi schreibt, daß sie sich so viel um mich kränken tut. Wenn sie nichts anderes zu tun hat, so soll sie sich halt in Gottesnamen kränken. Aber es geht mir sehr gut und für morgen früh ist wieder ein Ausfall angesagt. Wir werden der russischen Bagasche schon noch das Wilde herunterräumen, das steht.“

An dem Montag, an dem diese Zeilen nach Wien kamen, fiel Przemysl.

Und andere Briefe, die letzten, die der Flieger aus dem eingeschlossenen, hungernden und sich wehrenden Przemysl mitnahm: „Was kommt, wissen wir nicht und kümmert uns nicht. Wir sind gesund und es geht uns gut. Liebe Eltern, schreibt mir erst wieder, bis ich Euch meine Adresse bekanntgeben kann ...“ Ein ungarischer Landstürmer schrieb aus der Festung: „Befinde mich wohl, bin mit allem Nötigen versorgt und niemand von Euch Lieben soll um mich beunruhigt sein. Erschreckt nicht, wenn Ihr jetzt längere Zeit nichts von mir hören solltet ...“

Als diese mit ungeübter Hand gekritzelten Zeilen in den Postsack des Fliegers gegeben wurden, barsten in kilometerweitem Umkreis die Forts der unglücklichen Stadt, und aus einem Flammenkreis der Vernichtung schraubte sich der Pilot in den stürmenden Märzhimmel. — — —

Und nun triumphieren die Russen, weil ein Trümmerhaufen in ihre Hände gefallen ist. Sie veranstalten Jubelumzüge in Väterchens Petrograd, weil der Hunger über die russischen Kanonen siegte. Mögen sie jubeln, die unser Przemysl nicht gefällt, die es höchstens ersessen haben. Wir aber, wir werden für den Tag, da Przemysl fiel, mit zusammengebissenen Zähnen einen Kriegssommer in Kauf nehmen, wenn es gilt, dem Feinde den erlisteten Gewinn wiederum abzujagen. Mögen unsere Fahnen jetzt auf Halbmast sinken. Es wird der blaue Himmel kommen müssen, in den sie schwarz-gelb und rot-weiß-grün von den Türmen der verlorenen und wiedergewonnenen Festung flattern. Przemysl sei die achte Bitte im österreichischen Vaterunser von 1915.

Den voreilig Jubelnden von Petersburg, London und Paris aber möchten wir empfehlen, ihren Siegesumzügen eine höchst instruktive Zusammenstellung vorantragen zu lassen. Sie könnte ungefähr so aussehen:

Gefallene Festungen des Dreiverbandes: Lüttich, Namur, Givet, Montmédy, Maubeuge, Manonvillers, Antwerpen, Longwy, Lille, Laon, La Fère, Les Ayvelles, Hirson, Camp des Romains. — Deutschlands und Österreichs: Tsingtau, Przemysl.

Ich meine, man sollte in den Häusern der Gehenkten doch lieber nicht vom Stricke reden ... — — — — —

Wie wir Przemysl verloren, verdient übrigens einige Anmerkungen. Hier sind sie: Über Przemysl haben die belagernden Russen eine Schaudermär nach der anderen in Umlauf gesetzt. „Die Festung wird vom Teufel gehalten“, schrieb ein russischer Offizier, der beim Sturm auf Przemysl fiel. „Vor Przemysl müssen wir alle umkommen und verderben, denn die Muttergottes von Przemysl ist mächtiger als Unsere liebe Frau von Tschenstochau“, stand im Briefe eines armen Muschiks, der mit grauem Haar zu Väterchens großer Armee einberufen wurde.

In diesem von Himmel und Hölle protektionierten Przemysl taten in Wahrheit ungarische Landstürmer Dienst. Honveds mit grauen Bärten und polnische Landwehr hielten das halbe Hundert Kilometer des Festungsgürtels, und jung waren nur die Wiener Festungsartilleristen bei den Geschützen. Um so älter sind dafür diese Geschütze gewesen, und man erzählt sich, daß die Russen zu Anfang der Belagerung auf die schwarzen Rauchballen gar nicht feuern wollten. Sie glaubten an irgendeinen Schwindel, aber die Österreicher schossen wirklich mit Gott und Schwarzpulver, und hielten sich mit dem alten Eisen von 1861 Monat um Monat die stürmenden Belagerer vom Leib. Sonst hatten sie noch 12-cm-Uchatius-Kanonen; Feldgeschütze Marke 1875; alte 15-cm-Haubitzen; für den Nahkampf eine, wenn man so sagen darf, Handvoll (vier für jedes der Gürtelforts) 8-cm-Schnellfeuerkanonen. Dazu zwei Batterien schwerster Angriffsartillerie.

Damit hielten die tapferen Alten von Przemysl zwei Belagerungen aus, deren erste den Russen nach eigenen Angaben 70000 Mann kostete. Damals von Mitte September bis Oktober, bissen sie sich gehörig Zähne aus; Sturm folgte auf Sturm, wie umgeworfene Garben lagen die Toten im Vorfeld, faulten und konnten nicht begraben werden. In fürchterlichsten Nahkämpfen flossen Bäche von Blut, in den Drahtverhauen hingen zu Dutzenden die grauenhaft komisch ausgerenkten und von Kugeln durchsiebten Leichen, wie Amseln im Netz. Die Landstürmer von Przemysl haben in monatelangem Ringen eine halbe russische Armee vernichtet. Die andere Hälfte nahm der Winter auf sich. Die Festung aber stand in der fürchterlichsten Brandung, ohne zu wanken. Jeder Mann hinter ihren Wällen ahnte sich auf einem verlorenen Posten, aber die ungarischen und polnischen Spartaner wichen nicht und hielten ihre 50kilometrige Front bis zum Letzten. 280 Patronen kamen zu Beginn der zweiten Einschließung auf den Mann, sie wurden verschossen, und es ist vielleicht von Interesse, hier zu erinnern, daß der serbische Infanterist in beiden Balkanfeldzügen noch nicht achtzig brauchte.

Nein, wahrlich, so schön kann kein Heldenlied gereimt sein, daß es dem gerecht würde, was die Besatzung von Przemysl geleistet und gelitten hat. Sie haben schweigend die Zähne zusammengebissen, und nicht einmal ihren guten Humor verloren sie, was sich aus Hunderten der durch die Luftpost beförderten Briefe herauslesen läßt. In der kurzen Zeitspanne zwischen den beiden Belagerungen konnte Przemysl kaum mit dem Allernötigsten versorgt werden; es war nicht einmal möglich, alle Verwundeten und Cholerakranken loszuwerden. Verhängnisvoll schnell schloß sich wieder der Ring der Belagerer, und vom nötigsten Verpflegsgut mangelte Kohle, Spiritus und Benzin; Tabak war schon zur Zeit, als die Berichterstatter in die befreite Festung gelassen wurden, kein Krümchen zu bekommen. Selbst Munition konnte nicht im notwendigen Ausmaß herbeigeschafft werden; die halbe Freiheit von nicht ganz drei Wochen, multipliziert mit dem fürchterlichen Zustand der galizischen Straßen und der von den Russen zerstörten Eisenbahnlinie ergab, daß man in der Festung mit schweren Sorgen dem neuerlichen Anmarsch der Belagerer entgegensah.

Im Dezember begann man schon mit den täglichen Rationen zu knappen. Ein Laib Brot pro Mann und pro Woche. Mit dem Büchsenfleisch trieb man eine höhere Mathematik des Sparens, und das Schwelgen begann erst, als man sich im Jänner zu den ersten Pferdeschlachtungen entschloß. An Milch war kaum mehr zu denken, in der letzten Zeit bekamen die Kühe in Przemysl Holzmehl ins Futter. Aber noch gaben die Belagerten nicht nach, und durch die Köpfe der von Entbehrung — man darf schon sagen: Hunger — geschwächten Besatzung geisterte in der allerletzten Zeit sogar etwas wie eine erhaben-törichte Hoffnung. Durchbrechen wollten sie — nicht mehr und nicht weniger. Ehe es völlig zu Ende ging, wurde eine ungewohnt große Ration Büchsenfleisch — die letzte — zur Verteilung gebracht, und die Flieger erzählen, daß die geschwächte Mannschaft dieses armselige Schwelgen nicht mehr vertrug...

Und nun holte Przemysl aus zu seinem schwächsten Streich, der auf den Tafeln der Geschichte als sein heldenmütigster eingezeichnet zu werden verdient. Die Hungernden rüsteten sich zu ihrem letzten Ausfall. Drei Tage vor dem Fall gab Kusmanek, der Kommandant, einen Befehl hinaus, in dem die Worte stehen: „Soldaten! Seit einem halben Jahr leisten wir und die übrigen Kinder aller Nationalitäten unseres geliebten Vaterlandes Widerstand gegen den Feind. Mit Gottes Hilfe und durch eure Tapferkeit ist es mir geglückt, die Festung gegen den Feind trotz aller seiner Angriffe, trotz Kälte und Entbehrungen zu verteidigen. Ich schreibe jetzt meinen letzten Befehl. Ich werde euch jetzt anführen, um den Ring des Feindes zu durchbrechen, und dann wollen wir so lange marschieren, bis wir mit unserer Armee, die sich im Kampf und in unserer Nähe befindet, uns vereint haben. Wir haben unseren letzten Proviant verteilt. Die Ehre unseres Landes und unsere eigene Ehre verbieten uns, daß wir nach diesen harten, ehrenhaften, siegreichen Kämpfen als leichte Beute für den Feind fallen. Wir müssen uns einen Weg bahnen." — — — — — — — — — — — — — —

Als die Landstürmer von Przemysl diesen Ausfall wagten, bebte hinter ihnen erschütternd die Erde. Ungeheure Feuersäulen loderten zum Himmel, der Boden schien sich zu öffnen und eine wütende Hölle auszuspeien. Der Festungskommandant hatte Befehl gegeben, die Festung zu zerstören. Die Radiostation wurde in die Luft gesprengt, von den wenigen großkalibrigen Geschützen blieben kaum handgroße Stücke. Die am Ausfall nicht beteiligten Infanteristen zerbrachen ihre Gewehre und zerschlugen die Läufe. Was an Munition überhaupt noch da war, wurde verfeuert, Dokumente und Banknoten im Werte vieler Millionen hat man verbrannt, die Brücken flogen in die Luft, und von den vorhanden gewesenen Maschinen, Autos, Leitungen, den Scheinwerfern fiel den einziehenden Russen nichts als ein ungeheuerlicher Haufen alten Eisens in die Hände. Sie sollen nur die in der Festung gefundenen Kanonen in langer Siegesreihe auf irgendeinem Petrograder Paradeplatz aufstellen. Diese Kanonen sind von so veralteter Konstruktion, daß sich die Artilleristen die Mühe des Zerstörens sparen durften...

Wenn man dies alles überlegt, kommt man ja wohl zu dem Schluß, daß Przemysl seine Pflicht bis zum Letzten tat, daß die Festung uns unschätzbare Dienste über Menschenmöglichkeit hinaus leistete, und daß sie uns heute, weit hinter der Karpathenkampffront, eigentlich gar nicht mehr von irgendwelchem Nutzen sein konnte. Und doch schmerzt es, Przemysl verloren zu haben. Diese wenig schöne, fremde Stadt im fremden Osten wuchs uns erst in diesem Krieg ans Herz.

Aus Przemysl zu sein, galt aus irgendwelchen, wahrscheinlich ewig unerfindlichen Gründen belächelnswert. Den Helden, die nun als ruhmvoll Gefangene hinausziehen in eine unfreundliche Ferne, schreibt keine Feder ein höheres Lobeswort als dieses: Sie kommen aus dem gefallenen Przemysl...

Lambert.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.


Marschlied der Soldaten.
Langsames Marschtempo.
Eugen Lindner.
Gesang
Klavier
1. Als wir ge-gen Rußland zo-gen,
kam ein Täu-be-rich ge-flo-gen, brach-te mir drei Ro-sen.
Freu-te da mein Her-ze sich, Ro-sen, de-ren Düf-te mich
hei-mat-lich um-ko-sen.
tr
f
mf
ritard.
Tempo.
poco rit.
p
pp
2. Rose meiner Schwester sitze
Stolz an der Soldatenmütze,
Wenn wir gehn zum Kampfe —
Deine Farbe rot wie Blut
Paßt zu unsrer Arbeit gut
In dem Pulverdampfe.
3. Meiner Liebsten teure Rose,
Die ich küsse, die ich kose,
Ruh' an meinem Herzen —
Sei bei mir bei Nacht und Tag,
Was auch immer kommen mag,
Freuden oder Schmerzen.
4. Heil'ge Rose, Mutterspende —
Mag der Segen ihrer Hände
Mir zum Schutze werden.
Soll ich fallen — wie Gott will —
Legt die heilige Rose still
Zu mir in die Erden.
Alexander Küster.




Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas. (Fortsetzung.)

Als Bütow zu Derringers fuhr, sah er auf der entgegengesetzten Seite des Fußsteiges Sigrid Kressentins schlanke Gestalt wie eine mahnende Vision vorüberschreiten.

Gedanken an die eben Vorbeigeschrittene, die ihn nicht gesehen oder erkannt zu haben schien, stiegen in Botho von Bütow auf, gewannen Gestalt und hoben warnend ihre Hand.

Ein unangenehmer, herrisch-harter Ausdruck legte sich auf sein Gesicht, und er befahl dem Kutscher, rascher zu fahren.

In Derringers palaisartiger Villa stand Dina gelangweilt hinter den Vorhängen und starrte auf die Straße hinaus, als sie Bütow ankommen sah.

Unwillkürlich fragte sie sich, ob sie diesen Mann wohl liebte. Und lachte.

Lieben! — Wen hätte Dina Derringer überhaupt wohl lieben können, als ihren Pa!?

Auf ihre Mutter hatte sie sich nur wenig besinnen können. Eine schöne, geschmückte Frau, die sie selten zu Gesicht bekam und zu der es die kleine Dina immer mit unerklärlicher Gewalt trieb, wenn sich Mama im Kinderzimmer sehen ließ, was sehr, sehr selten geschah. Aber dann wehrte Mama immer mit schreckensweiten Augen ab und rief: „Nehmen Sie doch das Ding fort.“ Und nannte Dina, oder wie Papa sagte, Dinchen, immer nur das „Ding“.

Einmal nach einer solchen Szene hatte die Bonne, nachdem Dinas Mutter gegangen war, die Arme um Dinchen geschlungen, war neben ihr hingekniet und hatte bedauernd gerufen: „Du armes, kleines Ding!“

Da hatte Dinchen aus Haß gegen diesen Namen der mitleidigen Bonne das Gesicht zerkratzt. Dann hatte sie trotzig in der Ecke gestanden und Schläge von der Bonne erwartet.

Aber die Schläge kamen nicht, denn die Bonne fürchtete ihren Posten zu verlieren, und es war eine gutbezahlte Stellung.

Von dem Augenblick an lernte Dinchen, daß sie ihre Umgebung straflos quälen und mit ihr spielen könne.

Sie tat das und wurde launisch und grausam von Kindesbeinen an. Und dann verschwand die schöne, kalte Frau, die ihre Mutter war, ganz aus Dinchens Leben. Und das Dienervolk flüsterte, daß sie gestorben sei, weil Dinchen kein Brüderchen oder Schwesterchen haben sollte.

Seitdem überhäuft Kommerzienrat Derringer die Kleine mit all der Liebe und dem Reichtum, den er früher einmal an ihre Mutter verschwendet hatte.

Von dieser hatte Dinchen zwei Dinge geerbt: eine gewisse Härte und Lieblosigkeit.

Nein, Dina Derringer konnte niemanden lieben als höchstens ihren Pa, und vor allem anderen — sich selber.

Aber wenn Bütow bei ihnen war und sie ihn sensationsdurstig über die Erlebnisse in Afrika zum Erzählen bewegte, und aus seinen Erzählungen erfuhr, wie unumschränkt er geherrscht hatte, da kitzelte es ihre Eitelkeit, gerade diesen starken Mann zu ihren Füßen zu wissen.

So sah sie seinem jederzeitigen Kommen, und so auch heute, mit einer gewissen Spannung entgegen, ob und wann ihr das gelingen würde.

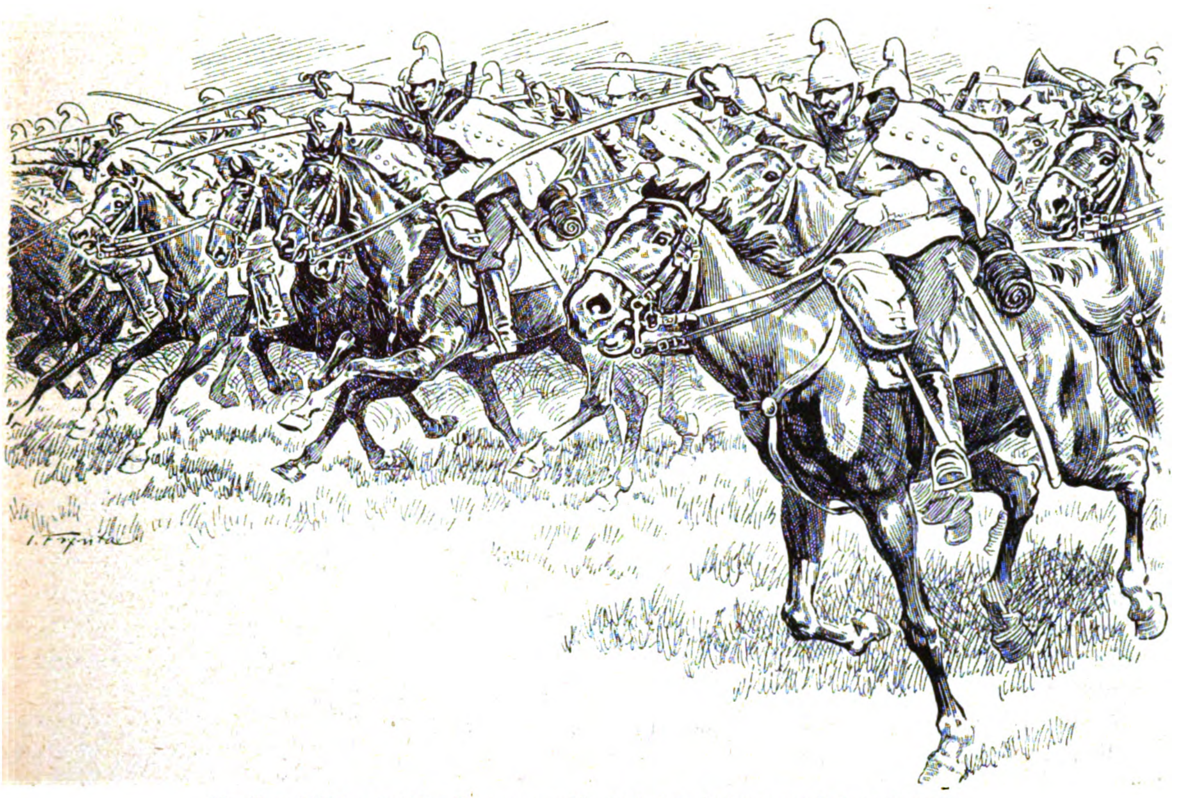
Als Bütow sich melden ließ, benutzte sie die Minute, die ihr bis zu dessen Eintreten blieb, um sich in verführerischer Stellung in die Ecke eines Diwans zurückzulehnen. Ihr durchbrochenes Kleid verriet das zarte Elfenbein ihrer Haut. Die Erwartung hatte ihr Gesicht sanft gerötet, so daß der Gegensatz zwischen ihrem nachtschwarzen Haar und ihrem sonst bleichen Gesicht etwas gemildert wurde. Ihr Profil hob sich vorteilhaft gegen das Licht ab, das gedämpft durch die schweren Vorhänge hereindrang, und ihre Augen hatten durch Atropin oder Belladonna einen feurigen Glanz erhalten, der nichts von der Kälte verriet, die sonst in ihnen lag.

Bütow trat ein, ein sieghaftes Lächeln auf seinem Gesicht, das in diesem Augenblick das Mephistohafte verloren hatte. Seine Stimme hatte einen warmen Klang, als er sich ihr näherte und sie begrüßte.

Er überflog die dekorative Wirkung ihrer Stellung und dachte im stillen: Nicht übel! Sie weiß mit ihrem Pfunde zu wuchern und etwas aus sich zu machen. Für eine zukünftige Gouverneuse die unerläßlichste Bedingung.

„Sie sehen so aufgeräumt aus,“ begann Dina das Gespräch, nachdem er sich in ihrer Nähe gesetzt hatte, „als ob Ihnen etwas sehr Angenehmes widerfahren wäre!“

„Ist es auch!“ erwiderte Bütow lächelnd. „Zur Hälfte wenigstens! Und ich hoffe, die zweite Hälfte wird's auch! Wenn das Sprichwort recht haben soll, daß auch ein Glück nicht allein kommt! Ob es recht haben wird, hängt von Ihnen ab, Gnädigste!“



Ein österreichisch-ungarischer Dragonerangriff. Nach einer Zeichnung von Joseph Frynta.

„Von mir?!“ Dina sah überrascht aus.

„Von Ihnen!“

„Und inwiefern könnte ich zur Vervollständigung Ihres Glückes beitragen?!“

„Also hören Sie. Ich bin heute früh zum Landeshauptmann ernannt worden . . .“

„Landeshauptmann?! Was ist das?“

„Die nächste Stufe vor dem Gouverneur — der Exzellenz! Das heißt, wenn die Kolonien sich entwickeln, wird aus dem Landeshauptmann ganz von selbst ein Gouverneur mit dem Titel ‚Exzellenz‘. Geht auf die Dauer gar nicht anders! Müssen es schon, wegen der Nachbarkolonien, die ihre Gouverneure auch mit ‚Exzellenz‘ beehren.“

„Ah! Meinen herzlichsten Glückwunsch!“

„Danke! Für meinen Teil angenommen!“ Er hatte nach Dinas herabhängender Hand gehascht und einen Kuß darauf gedrückt, dem sie nicht wehrte. „Aber,“ fuhr er fort, „hätten Sie nicht Lust, diesen Glanz zu teilen, der ohne Ihre Gegenwart stets voller Schatten für mich sein würde? Ich biete Ihnen einen Herrscherthron! Wenn auch nur einen afrikanischen! Aber . . . Die Leute hier ahnen ja gar nicht, was für eine Macht das bedeutet! Jetzt noch bedeutet! Da ist Majestät selbst ein Waisenknabe gegen! Der muß sich von jedem Sozi bekritteln lassen, der im Reichstag Sitz und Stimme hat. Ich — regiere unumschränkt! Bin Autokrat! Ich biete Ihnen einen alten Namen, mich selbst“ — er versuchte zu scherzen — „auf der Höhe der Zeit — des Lebens wollte ich sagen!“ verbesserte er sich. „Und wenn uns das Thrönlein einmal zu heiß werden sollte in Afrika, so werden wir es, wie ich zuversichtlich hoffe, in einen bequemen Sitz in irgendeinem Gesandtschaftspalais verwandeln.“

Dina lächelte. „Sie haben eine so seltsame Art zu werben, Herr von Bütow!“

Er küßte ihren Arm, der aus dem weitgeschlitzten Ärmel ihrer Robe herabfiel, höher und höher. „Wer so viel zu verschenken hat wie Sie, Dina, dem kann man nicht bloß seine Person zu Füßen legen.“

Er sah verteufelt ehrlich aus bei diesen Worten, der gute Bütow. In diesem Augenblicke glaubte er sich. Und Dina ihm ebenfalls. Und während sie ihm ihren schmalen Mund bot, den er küßte, und während sie ein Schauer nach dem anderen bei den Küssen des Mannes überlief, glaubte auch Dina, daß sie liebte, lieben könne, und daß es gerade dieser Mann sei, den sie liebe.

Auf dem Rückwege kam Bütow die Summe in den Sinn, die der Kommerzienrat ihm als Dinas Mitgift genannt hatte. Es schwindelte ihm einen Augen-

blick vor deren Höhe. Er sah im Geiste alle Hindernisse in seiner Karriere, die ihm aus beschränkten Mitteln erstehen konnten, für immer aus dem Wege geräumt. Die Bahn für seinen Ehrgeiz war frei.

Er hatte große Vorbilder, und diese Vorbilder begleiteten ihn in Schlaf und Traum.

Schon am nächsten Tage flatterte die Verlobungsanzeige des neuernannten Landeshauptmanns für Togo, Bothos v. Bütow, mit Dina Derringer auf Sigrids Tisch.

„So! Also nach Togo geht er!" Sie atmete wie erlöst auf.

Vor einigen Tagen hatte sie einen Brief von Gehrt aus Kamerum erhalten. Er klagte über sein schwarzes Gesinde, über die mangelhafte Verpflegung. Auch darüber und vor allen Dingen, daß sie sich nun wieder längere Zeit nicht sehen würden. Dann schrieb er, daß er überhaupt nicht daran denken würde, bald nach Deutschland zu kommen, wenn sie draußen bei ihm wäre. Aber das wäre doch wohl nur ein Traum von ihm, der zu schön wäre, um jemals wahr zu werden. Denn dazu würde sie sich doch wohl niemals entschließen können.

So lugte ihr aus jeder Zeile seines Briefes die Sehnsucht, die Sehnsucht nach ihr entgegen.

Da war es wie Befreiung über sie gekommen. Alles hinter sich lassen können! Einer neuen Zukunft entgegen! Einen Wirkungskreis haben! Sich um einen lieben Menschen sorgen, ihm etwas sein können!

Aber auf all diese Freude hatte sich, wie ein schwerer Druck, der Gedanke gelegt: Wenn nun Bütow, wie es in Aussicht stehen sollte, nach Kamerun kam?

Diese Zweifel hatten sie beschäftigt und davon abgehalten, Gehrts Brief zu beantworten. Nun eilte ihre Feder über das Papier, als ob sie das Versäumte nicht schnell genug nachholen könne. Sie schrieb ihm, wie sie nur allzugern käme. Er solle ihr nur mitteilen, wann sie kommen solle.

Einige Zeit darauf begegnete sie Bütow selbst. Sie streiften fast aneinander, so daß ein Ausweichen nicht mehr möglich war.

Sein Gruß schlug an ihr Ohr. Als sie erschrocken aufsah, stand er unmittelbar vor ihr. Er bat, ob er sie ein Stück begleiten dürfe.

Trotz aller Leichtigkeit, mit der er bisher über das Glück der Frauen, die ihm in seinem Liebesleben begegnet waren, hinweggeschritten war, bei Sigrid schien ihn zum erstenmal das Gefühl zu überkommen, daß er ihr so etwas wie eine Rechtfertigung schuldig sei.

Es mußte sich wohl derartiges auf seinem Gesicht ausdrücken. Sie widersprach seiner Bitte nicht. Er nahm das für Gewährung.

Eine Zeitlang schritt er schweigend neben ihr her. Es fiel ihm offenbar diesmal nicht leicht, ein Gespräch mit ihr zu beginnen, eine Einleitung zu dem zu finden, was er ihr sagen wollte. Als es auf den Wegen stiller und stiller um sie herum wurde, begann er stockend und mühsam: „Durch meine Verlobung ist ein Fait accompli geschaffen, das Sie auf das grausamste überrascht haben muß. Aber die Gerechtigkeit erfordert ..."

„Welche Gerechtigkeit, Herr von Bütow?"

„Die Gerechtigkeit gegen mich!" Er blieb stehen und atmete schwer. Die Worte kamen ihm kurz und stoßweise von den Lippen. „Sehen Sie! Meine Familie hat dem Lande eine Reihe berühmter Männer, ja Minister geschenkt! Und ich möchte doch wenigstens mit dem Gesandtenposten abschließen. Nur durch Leistungen allein läßt sich dieses Ziel nicht erreichen. Dazu gehören Geld, Verbindungen! — Und beides — kann ich durch diese Heirat erreichen."

Er schwieg. Eine Pause entstand.

Warum sagt er mir das? grübelte Sigrid. Warum? — Glaubt er wirklich, daß das Gesagte ihm als Entschuldigung oder als Rechtfertigung dienen könne? — Ahnte er denn nicht, in welch grenzenlose Tiefe von Egoismus er sie blicken ließ?

Sie schüttelte sich. Wie klein und arm kam ihr der Mann neben ihr auf einmal vor. Sie war zu ihm herabgestiegen. Sie hatte ihm von dem unermeßlichen Reichtum ihres Inneren, ihres Weibes, ihres Menschentums gegeben. Ein Bettler war er, der nicht einmal wußte, was sie ihm geschenkt, und was er sich entgleiten ließ.

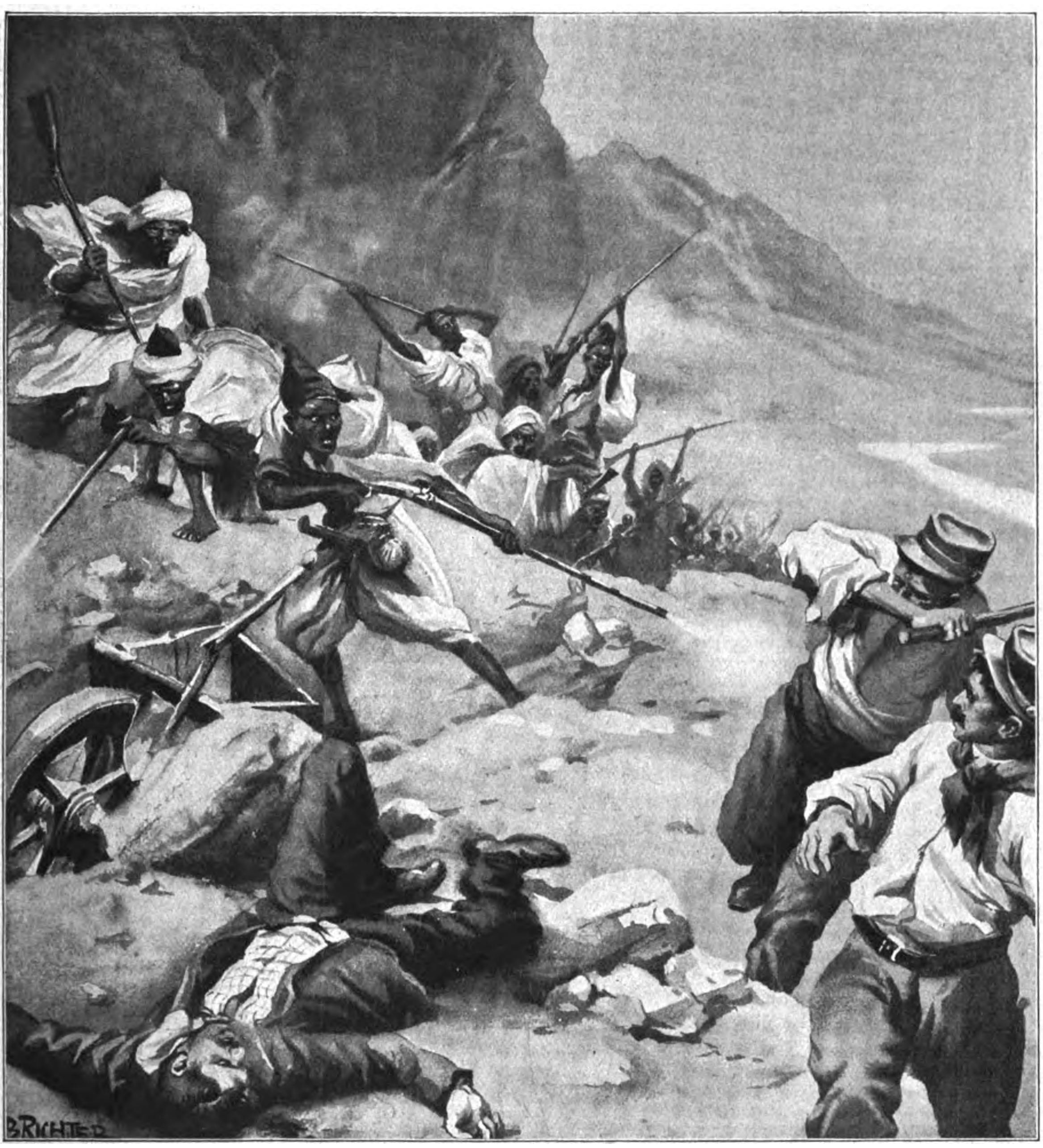
Etwas wie Mitleid mit seiner Herzensarmut überkam sie. Und in diesem Gefühl wuchs sie zu Stolz und Hoheit hinauf, in denen Geringschätzung sich kaum verbergen konnte. Der Mann sollte ihr nicht einmal etwas zu danken haben.

Ein ruhiges, stolzes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, als er zu Ende war. „Sie scheinen sich so etwas wie Gewissensbisse zu machen!" begann sie. „Davon kann ich Sie befreien! — Für mich würde eine Ehe mit einem Manne, von dem mich, wie ich jetzt überzeugt bin, ewig unüberbrückbare innerliche Abgründe trennen, ein dauernd unsittliches Verhältnis bedeuten. Was Sie daher für einen Verlust für mich ansehen, ist mir unendlicher Gewinn geworden."

Sigrid war stehengeblieben und sah Bütow voll ins Gesicht. „Hier trennen sich unsere Wege, Herr von Bütow! Der Ihrige führt in die Stadt — mein Weg ins Freie!"

Schweigend verbeugte er sich, den Hut tief vor ihr ziehend, und schlug den Weg nach der Stadt ein.

Seine sieghafte Sicherheit hatte ihn verlassen. Wie ein Bettler kam er sich ihr gegenüber vor.



Der Heilige Krieg in Nordafrika: Eine französische Straßenbaukolonne wird von aufständischen Eingeborenen überfallen. Nach einer Zeichnung von Bruno Richter.

Eine Ahnung stieg in ihm auf, daß er etwas Großes verloren habe. Er drehte sich noch einmal um nach ihr. Unwillkürlich. An einer Wegkreuzung sah er ihre schlanke Gestalt verschwinden. —

Als Sigrid von diesem Gange nach Hause kam, meldete sie sich bei einer Freundin in der Schweiz, die sie schon lange eingeladen hatte, zum Besuch an.

Dort erhielt sie nach acht Wochen die Antwort Gehrts: „Komme sofort!"

Sigrid war die Nacht durchgefahren, um den abgehenden Wörmann-Dampfer abzufassen, der unten bei Brunshusen lag, um Negerpulver einzunehmen. Sobald sie ihre Kabine angewiesen erhalten hatte, ging sie zu Bett.

Übermüdung drückte ihr die brennenden Augen zu. Sie sank in einen tiefen, traumlosen Schlaf. —

Sie wachte auf, als eine anrollende See das Schiff in der Flanke traf, ihm einen Stoß versetzte und dann mit schwerem, klatschendem Laut auf das Großdeck niederbrach. Als sie die Augen öffnete, sah sie hellgrünes Wasser zeitweise an dem ihr gegenüberliegenden Bullauge vorübereilen. Von einer Reise her, die sie früher einmal nach England gemacht hatte, wußte sie, daß sie auf See war. Sie stand auf und kleidete sich warm an.

Die Liebesgaben. Nach einem Aquarell von Artur Thiele.

Als sie aus dem Kabinengang heraus einen Blick auf das vor ihr liegende Großdeck tat, sah sie dieses von überkommenden Seen naß.

Sie warf sich ihren Ölmantel um, stülpte sich eine Sportmütze aufs Haar und ging an Oberdeck.

Das Deck war verlassen. Die plötzlich auftretende grobe See schien bereits unter den Passagieren ihre Opfer zu fordern. Nur hinten, an der Luv-Reeling des Dampfers, stand ein Herr im Bordjackett der Kaiserlichen Seeoffiziere, zwei schmale Goldstreifen am Unterarm kennzeichneten ihn als Kapitänleutnant. Mit gleichmütigem Gesicht schweifte sein Blick über die aufgeregte See.

Sigrid hatte die Luvseite gewonnen und schritt tapfer auf und ab, um eine in ihr aufkommende Regung eines leisen Unbehagens niederzuhalten.

Der Offizier, der ihr den Rücken zukehrte, mußte wohl ihren Schritt gehört haben, denn er wandte sich nach ihr um, als sie in seiner Nähe war.

Er umfaßte mit dem ruhig prüfenden, scharfen Blick seiner ernsten dunklen Augen die ganze Gestalt der ihm Entgegenschreitenden. Ihre Augen begegneten sich. Dann griff der Offizier grüßend mit leichter Verbeugung an seine Mütze: „Gestatten — von Osten!"

Sie nannte ihren Namen.

„Gnädiges Fräulein scheinen sich auf schlechtes Wetter eingerichtet zu haben!" bemerkte er lächelnd.

„Ach, Sie meinen wegen des Ölrockes?" fragte sie.

Er nickte.

„Na, schön ist er ja gerade nicht!" gab Sigrid zu, indem sie an dem Kleidungsstück herabsah, das ihre schlanke Gestalt grämlich verhüllte. „Aber das Gute hat er doch, daß man auch unter erschwerenden Umständen nicht auf frische Luft und auf den Anblick des Meeres zu verzichten braucht."

„Sind Sie ein solcher Freund der See?" fragte Osten.

„Der aufgeregten mehr als der ruhigen — ja!"

Sie hatte, langsam umwendend, ihren Gang an Deck wieder aufgenommen.

Osten schritt wie selbstverständlich an ihrer Leeseite neben ihr.

„Warum gerade der aufgeregten, wenn man fragen darf?" Er lächelte etwas skeptisch dabei, weil er dachte, daß sich ein klein wenig Renommisterei dahinter versteckte, wie bei vielen Damen, die es lieben, vor Männern ein wenig den Seehelden herauszukehren.

„Es macht mir Vergnügen, die vielgestaltige ungeheure Kraft zu beobachten, die dabei zum Ausdruck kommt!" sagte Sigrid.

Das Lächeln auf dem Gesicht des Seeoffiziers verlor sich. Er sah das junge Mädchen forschend an.

Sigrid wies auf einen kleinen, weißen Punkt, der in der Ferne sichtbar wurde, und fragte, was das sei.

Osten erklärte ihr, daß es ein Hamburger Lootsenschoner sei, und zeigte ihr bald hier bald dort etwas Bemerkenswertes, das seinem scharfen, seemännisch geschulten Auge sofort auffiel.

Und als Sigrid sich darüber wunderte, wie gut er hier in dieser Gegend Bescheid wisse, kam es

heraus, daß er im vergangenen Winter ein Hochseetorpedoboot in der Nordsee kommandiert habe. Dabei flocht er ein, daß er jetzt nach Kamerun führe, um an Stelle des erkrankten Kommandanten das Kommando des dort stationierten Kriegsschiffes zu übernehmen.

Sigrid erzählte ihm darauf, daß sie das gleiche Reiseziel habe.

Als der Gong das erste Zeichen gab, trennten sie sich. Jeder mit stiller Befriedigung, daß sie nun längere Zeit Reisegefährten sein würden.

Sigrid ging in ihre Kabine, um sich für das Diner fertig zu machen. Als sie ihr vom Sturm etwas zerzaustes Haar ordnete und dabei in den Spiegel blickte, sah sie in ein von frischer Meerluft gerötetes Gesicht, und hell blickten ihre Augen.

Ich hätte nichts Besseres tun können, dachte sie. Eine andere Welt, ein anderes Land, andere Menschen und ein fester Beruf liegt vor mir. Das Alte, Vergangene, liegt hinter mir. Vor mir die Zukunft, über die ich der Vergangenheit kein Recht zugestehen werde. Und sie beschloß, sich diese Zukunft mit all dem Lebensmut ihrer zweiundzwanzig Jahre zu gestalten.

Der Obersteward wies ihr den Platz links vom Kapitän an. Der Herr ihr gegenüber stellte sich als „v. Röding" vor. Ein neugebackener Hauptmann, der bereits mehrere Tropenjahre hinter sich, aber die flinken Bewegungen, die er als Kadettenturnlehrer gezeigt, noch immer an sich hatte. Er stellte sich im Laufe der Unterhaltung bald als alter Bekannter ihres Bruders heraus, von dessen afrikanischer Tätigkeit er mit besonderer Achtung sprach. Neben ihm saßen zwei junge Herren in Zivil, die sich als Leutnants v. Albrecht und Grusec vorstellten. Ihr Nachbar zur Linken war der Kapitänleutnant.

Weiterhin saßen ein paar ältere Afrikaner, Kaufleute, die wieder nach der Westküste gingen, und schließlich ein paar junge Leute, die zum ersten Male von Mutters Schürzenband losgekommen waren. Der erste Maschinist, ein baumlanger biederer Mecklenburger, beschloß die Tafel.

Der Kapitän, ein vierschrötig gebauter Seemann der älteren Schule, trat ein. Ein behagliches Schmunzeln überlief sein breites Gesicht, als er sich neben Sigrid setzte. „Na, Fräulein Kressentin? Noch immer fest up de Been?" wandte er sich an diese. Dabei zwinkerte er sie mit dem linken Auge vielsagend an.

Sigrid war im ersten Augenblick über diese merkwürdige Vertraulichkeit betroffen, faßte sich aber sofort und sagte: „Jawohl, Herr Kapitän, und ich hoffe, es soll dabei bleiben."

Der nächste Augenblick, als sich der Kapitän an Röding wandte, gab ihr indessen Aufklärung über die vermeintliche Vertraulichkeit des Kapitäns, denn er zwinkerte den Hauptmann bei einer höchst ernsten Bemerkung ebenso lustig mit dem Auge an. Bis Sigrid sich überzeugte, daß der biedere Seemann an einem nervösen Zucken des Lidmuskels litt, das, wie sie später aus Rödings Munde erfuhr, schon manche schämige Tischnachbarin in Verlegenheit gesetzt.

Röding, der bereits eine Reise mit Kapitän Bolten gemacht hatte und sich an Bord wie zu Hause fühlte, führte die Unterhaltung und brachte sie mit der ihm eigenen Geschicklichkeit in Fluß, so daß sie bald in vollem Gange war und oft helles Gelächter die Räume des „Salons" erfüllte.

Eben war Albrecht dabei, einen Witz zu erzählen, aber er verfehlte die Pointe. Da mischte sich Grusec ins Gespräch: „Warten Sie, Albrecht, ich will Ihnen mal helfen!" und begann; aber er kam nicht zu Ende damit, denn plötzlich starrte er mit erbarmungswürdigem Gesichtsausdruck vor sich hin und sprang auf: „Nee, entschuldigen Sie, es geht nicht!"

„Und kaum ist ihm das Wort entfahren, möcht' er's im Busen schnell bewahren!" zitierte der klassisch gestimmte erste Maschinist.

„Und Sie wollen Afrika erobern?" rief Hauptmann Röding Grusec nach.

Aber dieser hatte schon längst mit mächtigen Sätzen die Tür erreicht und blieb auch für diesen Abend verschwunden. (Fortsetzung folgt.)

Der Invalide.

Ihr schaut — nun ja! ich gab es hin,
Ich gab es hin für Deutschlands Leben,
Und unser Gott dort oben weiß:
Ich hätte auch noch mehr gegeben!

Mein deutsches Land, mein Vaterland,
Ich gab dir freudig meine Glieder;
Und doch — an manchen Tagen wirft
Mein Schicksal mich zu Boden nieder.

Ich bin noch jung, die Sonne scheint,
Ich bleib' noch lange hier auf Erden,
Und bin doch nur ein halber Mann ...
Mein Gott, laß mich nicht bitter werden.

Ich weiß es wohl — der Kamerad,
Den wir in Feindesland begraben,
Dem war das beff're Teil vergönnt,
Ich durft' es nicht so köstlich haben.

Mit Hurraruf und Kampfgeschrei
Hat er sein Ich dahingegeben!
Ruhmvoller war sein rascher Tod
— Doch schwerer ist mein langes Leben.

Dora Polligkeit.



Neues Leben auf dem Markt in Eydtkuhnen.

Wie Ostpreußen erwacht.

Von Erich Köhrer. (Hierzu drei Abbildungen.)

Auf sechs, auf acht Wegen hat die russische Heeresflut sich in ostpreußisches Land ergossen. An den Dämmen, die der Heldenmut unserer Truppen und das Genie des Feldherrn errichtet hatten, ist die Flut dreimal zerschellt. Zurückbrausend aber hat sie die Spuren ihres Einbruches in ohnmächtiger Wut immer noch verschärft. Von der südlichsten Ecke Ostpreußens, dem Kreise Neidenburg, bis zur nördlichsten, dem Kreise Memel, zieht sich die Grenze entlang ein schauriger Streifen geschändeter deutscher Erde, gerade im Norden, an der gefährdetsten Stelle, nur schmal, nach Süden zu immer weiter ausbuchtend und mit schauerlichen Totenfingern tief in die ostpreußische Landschaft hineingreifend. Doch wer jetzt, nachdem eben zum drittenmal die asiatischen Horden aus dem deutschen Land hinausgetrieben sind, nach all diesen Stätten des Grauens kommt, erlebt eine herrliche Enttäuschung, wenn er erwartet hat, nur verlassene, aufgegebene Trümmerhaufen zu sehen. In den ostpreußischen Kreisen, die noch vor wenig Wochen unter dem Donner der Geschütze erbebten, ist fast noch in den rauchenden Ruinen neues Leben erstanden. Die Zähigkeit der Ostpreußen, mit der sie an ihrer Arbeit festhalten, die schrankenlose Liebe zum angestammten Heimatboden haben Wunder verrichtet.

Selbstverständlich sind die Landkreise, an deren Grenzen unsere Truppen mit dem übermächtigen Gegner ringen, immer auch noch von der bluttriefenden Geißel des Krieges bedroht. Aber wo die Russen verjagt sind, hat auch die Arbeit wieder die Herrschaft angetreten. Die eigenen Eindrücke, die ich von diesem Wiedererwachen Ostpreußens gewann, erhielten ihre Verstärkung und Bestätigung in Besprechungen, die ich mit den Landräten Frhr. v. Mirbach in Neidenburg und Geheimrat Cranz in Memel hatte. Der Kreis Memel, der auch in Friedenszeiten als einer der interessantesten der Monarchie gilt, bereitet dem Besucher eine wunderbare Überraschung. Seit am 2. August bei Kukureiten das erste Grenzgefecht stattgefunden hat, sind unsere Truppen an der 62 km langen Grenze ungefähr vierzigmal mit den Russen handgemein geworden, und bis zum Russeneinfall bei Memel gelang es, dem Feind das Eindringen in das Innere des Kreises zu verwehren, obwohl diese schmale Zunge, die sich von Tilsit über Heydekrug zur Kurischen Nehrung emporstreckt, besonders gefährdet war. So konnte in dem ganzen ausgedehnten Kreise die Wintersaat völlig bestellt werden, und schon rüsteten alle Hände für die Frühjahrssaat, als der Russeneinbruch bei Memel einen Teil der Bevölkerung zur Flucht zwang. Auch die Pferdezucht, die in diesem Kreise sehr großen Umfang angenommen hat, blieb unter dem Donner der Geschütze ihrer Arbeit treu, und seit Anfang dieses Jahres konnten bereits über 400 Remontepferde von hier aus geliefert werden.

Hat dieser Kreis das Glück gehabt, daß die Wogen der Kriegsflut nur vorübergehend durch sein Gebiet brandeten, so haben die Kreise Osterode, Allenstein, Roessel, Rastenburg, Neidenburg und Ortelsburg das Joch der russischen Invasion und Mordbrennerlust in vollem Umfang ertragen müssen. Und doch ist selbst in ihnen das wirtschaftliche Leben wieder völlig in Betrieb. Kaufleute, die ich unterwegs traf, zeigten mit Staunen die außerordentlich umfangreichen Warenbestellungen, die sie aus diesen Orten mitgenommen hatten. In Soldau und Neidenburg habe ich zwischen den Ruinen der Marktplätze die Händler der Umgegend wieder mit ihren Gespannen auffahren sehen, und nie werde ich das Bild jenes Hauses vergessen, das gleich seinen Nachbarn bis

Neues Leben in Ostpreußen

Für Reclams Universum gezeichnet von Willy Nitzsche.



auf das Erdgeschoß niedergebrannt war, in dessen schwarz verbranntem Laden zu ebener Erde aber wieder eine Frau saß, zu deren Waren man nicht durch eine Tür, sondern durch die zertrümmerten Fenster kam.

Am schwersten haben hier wohl die Kreise Neidenburg und Ortelsburg gelitten. In den ersten Augusttagen sind sämtliche Grenzdörfer abgebrannt, sämtliche Einwohner geflüchtet. Aus Neidenburg selbst konnte der Landrat nur durch günstige Zufälle mit den Papieren seines Amtes flüchten. Seine gesamte Einrichtung freilich mußte er zurücklassen, und es war sicher sehr schmeichelhaft für ihn, daß die russischen Offiziere an ihr besonderes Gefallen fanden. Bei der Rückkehr sah er sich in leeren Wänden. Allerdings war das Glück ihm hold, und wenigstens seine silberne Bowle hat er im Dezember wiederbekommen, als sie im Gepäck gefangener russischer Offiziere wohlverpackt gefunden wurde! Die Bevölkerung dieser Gegend war nicht sehr weit ins Innere geflüchtet. Als nach der Schlacht bei Tannenberg die Gefahr beseitigt schien, waren die Einwohner schnell wieder in der Heimat. Es war gerade die Zeit für die Herbstbestellung, die mit Unterstützung des Staates durch Lieferung von Saatgut sofort vorgenommen wurde. Es gelang in den großen Kreisen Neidenburg und Ortelsburg die Winterung mit meist gutem Erfolg fast völlig durchzuführen. Ich kann wohl in diesem Zusammenhange darauf hinweisen, daß die Durchführung der Landbestellungen in einem großen Teile Ostpreußens für unseren Widerstand gegen die englische Aushungerungspolitik von großer Bedeutung sein wird. Die Witterung ist uns besonders zu Hilfe gekommen. Der heftige Frost, der zeitig eintrat, verursachte zwar große Viehschäden, sicherte aber die Wintersaat gegen ihre Zerstörung beim zweiten Einfall der Russen.

In den ersten Novembertagen rollte die „Dampfwalze" wieder über die ostpreußischen Landstraßen, bis sie in blutigen Kämpfen, von denen ich jüngst an dieser Stelle einiges erzählt habe, wieder rückwärts getrieben wurde. Wieder folgte ihrem rückwärts gewandten Wege die Schar der Flüchtlinge, um der Heimat die alte Treue und Anhänglichkeit zu beweisen. Ende Februar habe ich auf der Landstraße, die von Gumbinnen nach Stallupönen und hinüber nach Rußland führt, selbst ein Bild davon gewinnen können, wie glühende Heimatliebe diese Menschen treibt. Noch glühten in Trakehnen und Pillkallen und Stallupönen die Aschenhaufen in den Trümmern der Häuser, noch wälzte sich von Osten her über die Straße ein endloser Zug von russischen Gefangenen aus der eben beendeten Winterschlacht, da kamen uns schon, als ich von Rußland her ins Preußenland hineinfuhr, unübersehbare Herden wimmelnden Viehs entgegen, rastlos getrieben von ernsten, schweigsamen Männern und Frauen, die mit unbeugsamem Mute wieder nach der Heimat wanderten. So hatten im November, es war am 17., die Russen das große und wohlhabende Dorf Scharnau verlassen, und am 18. November war schon fast jedes Haus besetzt. Durch Gewährung von Vorentschädigungen hat der Staat den Leuten hier allenthalben die Anschaffung von Futtermitteln und bescheidenem Hausrat und somit den Wiederaufbau ihrer Häuslichkeit ermöglicht.

Die außerordentliche Zähigkeit, mit der diese Menschen der angestammten Scholle Treue halten, hat ihre besondere Bedeutung für die spätere Zukunft. Die Bewohner, die in allen Schrecken und Nöten fest an der Heimat gehalten haben, werden auch in besseren Zeiten nicht auswandern. Daher braucht man für diese Kreise nicht die Gefahr einer Entvölkerung zu fürchten, die sonst leicht als Folge einer Entwöhnung vom gewohnten Boden sich bemerkbar macht. Gerade die beiden Kreise Neidenburg und Ortelsburg haben übrigens für das ganze Reich besondere wirtschaftliche Bedeutung. Diese Südwestecke Ostpreußens liefert uns die größten Kartoffelerträge. Schon sind mit Hilfe des Staates die Kartoffeltrocknungsfabriken wieder aufgebaut, und während oft noch in Hörweite die Kanonen donnern, während wir im Reich durch unsere Liebesgaben allein das schwer getroffene Ostpreußen noch zu erhalten glauben, liefern diese Fabriken uns riesige Mengen Material für das geliebte Kriegsbrot.

Das soll freilich nicht heißen, daß Ostpreußen unserer Hilfe nicht bedarf. Gerade wenn man durch die Trümmer der Städte über das verödete Land geschritten ist, beugt man sich in Ehrfurcht vor dem großen Leiden, das diese Landschaft, diese Menschen ertragen haben, und fühlt, daß sie ein Recht auf unserer aller Unterstützung haben. Aber mit noch größerer Freude sieht man, wie menschliche Zähigkeit und Tatkraft über Mord und Brand siegen. Der Uhrmacher, der in dem von Russen ausgeraubten Warenlager Zigaretten und Lampen und andere Kleinigkeiten an die Soldaten verkauft; der Landmann, der über die Granatenlöcher hinwegschreitet, den Acker für die kommende Saat zu bestellen — das sind Erinnerungen, die man mitten unter Not und Grauen heute schon aus der Ostmark mitnehmen kann, aus der Ostmark, die aus dem Totenschlaf durch eigene Arbeit schon wieder zu neuem Leben zu erwachen beginnt.



Nach der Vertreibung der Russen: Rückkehr von Landbewohnern in die ostpreußischen Grenzbezirke.



Flotten- und Geschwaderkämpfe.



Von Konter-Admiral z. D. A. Meurer.

Von Beginn der Segelschiffszeit bis weit in das 17. Jahrhundert hinein war die übliche Form des Seegefechts der regellose Einzelschiffskampf. Jedes Schiff suchte sich seinen Gegner, versuchte ihn durch Geschützfeuer zu schwächen und ihn dann zu entern.' In diesen Kämpfen, die oft mit außerordentlicher Erbitterung ausgefochten wurden, war jede Leitung unmöglich, und zu eigentlichen Entscheidungen kam es selten. Erst dem seemännischen Genie Ruyters, des größten Seehelden der Geschichte, war es vorbehalten, in den beiden letzten englisch-holländischen Kriegen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an die Stelle des regellosen Schiffsgemenges den Kampf geleiteter Linien von Schiffen zu setzen, die fest in der Hand des Führers und damit allein geeignet sind, eine Seeschlacht bis zur Vernichtung des Gegners durchzukämpfen. Aus jener Zeit stammt der Begriff des „Linienschiffs" im Gegensatze zur Fregatte, die nur Aufklärungszwecken diente. Ein Unterschied, der noch heute besteht, nur daß man für Aufklärungsschiffe allgemein den Ausdruck „Kreuzer" gebraucht, von denen die größten, die „Schlachtkreuzer", so stark bewaffnet und gepanzert sind, daß sie auch an der Seite der Linienschiffe mitkämpfen können.

Wie das Linienschiff hat sich mit einigen Schwankungen im langen Verlauf der Seekriegsgeschichte auch die Linie als hauptsächlichste Kampfordnung bis heute erhalten. Man versteht unter Kiellinie oder Linie schlechtweg (Fig. 1) die einreihige Anordnung der Schiffe hinter-

Fig. 1. Kiellinie.

einander mit möglichst geringen Abständen (300—400 m). Je geringer die Schiffsabstände, um so größer auf kleinstem Raume die Kraftzusammenfassung — ein sehr wichtiger Umstand für den Erfolg in der Schlacht. Je enger geschlossen ein Geschwader oder eine Flotte mit hoher Geschwindigkeit zu fahren und zu manövrieren gelernt hat, um so fester ist es in der Hand des Führers; freilich eine schwere Kunst, die nur durch lange mühsame Übungen erworben werden kann. Sind die Schiffe statt hintereinander nebeneinander angeordnet, so entsteht die Dwarslinie (Fig. 2), eine Anordnung der Schiffe, die seltener, hauptsächlich bei Verfolgungs- oder Rückzugsgefechten Verwendung findet. Ein Mittelding zwischen Kiel- und



Fig. 2. Dwarslinie.   Fig. 3. Steile Staffel.

Dwarslinie ist die Staffel (Fig. 3), die sowohl Tiefen- wie Breitenausdehnung besitzt. Alle übrigen Gefechtsformationen, wie Doppellinien, Gruppen oder Keile, sind gekünstelt und nicht über gelegentliche Versuche hinausgekommen. Bei der außerordentlichen Kompliziertheit der neuzeitlichen Waffen des Seekriegs bewähren sich nur die einfachsten Formationen, das heißt die Linien, und unter diesen als die eigentliche Gefechtsformation die Kiellinie. Auch wenn mehrere Geschwader am Kampfe teilnehmen, werden sie mit Vorliebe in einer langen Kiellinie hintereinander angeordnet. Nur die Schlachtkreuzer machen unter Umständen eine Ausnahme, indem diese starken und schnellen Schiffe manchmal seitlich an die Enden der Linie angehängt werden, um dort einen schnellen Flügel („the fast wing", wie die Engländer sagen) zu bilden.

Da die Linie aus Schlachtschiffen besteht, so ist der Kampf der Linien, der Geschwader- und Flottenkampf, abhängig von den Waffen des Schlachtschiffes. Von diesen kommen für das Verhalten im Gefecht weniger die Schutzwaffen (Panzer und Schwimmfähigkeit), als die Trutzwaffen (Artillerie, Torpedo, Geschwindigkeit) in Betracht. Die entscheidende Hauptwaffe ist die schwere Artillerie, die zu ihrer vollen Verwertung eine möglichst ruhige Plattform, eine möglichst gleichmäßige, durch Schwenkungen oder Wendungen nicht unterbrochene Fahrt und eine möglichst gleichbleibende Zielrichtung und Entfernung beansprucht. Ihre Wirkung ist auf nahe Entfernungen vernichtend, daher werden die kämpfenden Linien das Bestreben haben, den Kampf auf großen Gefechtsentfernungen zu entscheiden, wie dies ja auch die letzte Kreuzerschlacht in der Nordsee beweist, in der bei allerdings außerordentlich sichtigem Wetter die Entfernung der Linien 15 km und mehr betrug. Auf große Gefechtsentfernungen drängt auch der Torpedo, dessen tödlichen Verletzungen sich ohne Not niemand gern aussetzt. Das Mittel, nach Belieben größere oder kleinere Entfernungen vom Gegner einzuhalten, ihn zu überflügeln, abzudrängen, günstige Gefechtslagen auszunutzen oder sich dem Gefecht zu entziehen, bietet die Geschwindigkeit oder, besser gesagt, der Geschwindigkeitsüberschuß der eigenen Flotte über die feindliche, der aber, um taktische Vorteile zu ermöglichen, mindestens 3—4 Seemeilen in der Stunde betragen muß. Hieraus ergibt sich von selbst der große Wert einer hohen Flottengeschwindigkeit. Sie ermöglicht es dem Führer, besonders bei sehr sichtigem Wetter, den Gefechtskurs für die Einleitung des Gefechts nach Belieben zu wählen und eine möglichst günstige Anfangsstellung in bezug auf Wind, Sonne und Seegang einzunehmen, das heißt schon vom Beginn des Gefechtes an dem Feinde seinen Willen aufzuzwingen.

Auf diesen Bedingungen baut sich nun die eigentliche Flotten- und Geschwadertaktik auf, wobei in der Regel, wie schon gesagt, die Kiellinie die Gefechtsformation bilden wird und beide Gegner im allgemeinen bestrebt sein werden, sich außerhalb Torpedoschußweite voneinander entfernt zu halten. Beschließt der Flottenchef, auf den Feind zuzulaufen, und letzterer hält seinen bisherigen Kurs inne, so ergibt sich ein Passiergefecht (Fig. 4), bei dem die beiden Linien mit schnell wechselnden Gefechts-

Fig. 4. Passiergefecht.

entfernungen aneinander vorbeilaufen. Da in der kurzen Dauer eines solchen Gefechts eine Entscheidung kaum herbeizuführen ist, so werden die Linien nach dem Passieren entweder voneinander ab- oder aufeinander zudrehen müssen. Im ersteren Falle entsteht ein neuer Anlauf zum Passiergefecht mit vergrößerter Gefechtsentfernung, im

letzteren ein sogenanntes Kreisgefecht (Fig. 5) mit etwa gleichbleibenden Entfernungen. Das Passiergefecht bietet

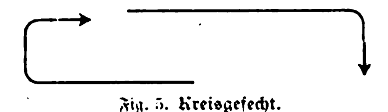


Fig. 5. Kreisgefecht.

für die Artillerie wenig Vorteile, das Kreisgefecht ist in artilleristischer Beziehung günstiger.

Sichten sich die beiden Flotten auf gleichen Kursen und behalten beide diesen Kurs bei, so entsteht das laufende Gefecht (Fig. 6), wobei die Flotten mit etwa

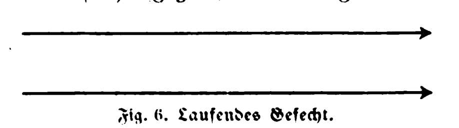


Fig. 6. Laufendes Gefecht.

gleichbleibender Entfernung nebeneinander herlaufen. Die Artillerie kann hierbei am besten zur vollen Ausnutzung kommen, weil sich die gegenseitige Lage der einzelnen Schiffe zueinander nur wenig verändert, und das Haupterfordernis für ein gut geleitetes Wirkungsschießen, das ruhige und ungestörte Einschießen der einzelnen Schiffe, am besten gewährleistet ist. Das laufende Gefecht wird daher im allgemeinen stets angestrebt werden. Die Entscheidung wird dabei die bessere artilleristische Ausbildung bringen, die Dauer des Gefechts wird entsprechend eine ziemlich lange sein. Verfügt beim laufenden Gefecht die eine der Flotten über eine überlegene Geschwindigkeit, so kann sie die Gefechtslage erheblich zu ihren Gunsten wandeln, wenn sie unter Ausnutzung ihrer Geschwindigkeit an dem Gegner vorbeiläuft und ihm gewissermaßen den Weg versperrt. Man nennt diese Stellung die T-Stellung (Fig. 7), sie führt zur Zerschmetterung der feindlichen Spitze durch überlegenes Feuer; letzterer bleibt nichts übrig als abzudrehen oder mitten im stärksten Feuer kehrtzumachen. Beides kann den Sieg der umfassenden Flotte, auch wenn sie an Zahl vielleicht schwächer sein sollte,

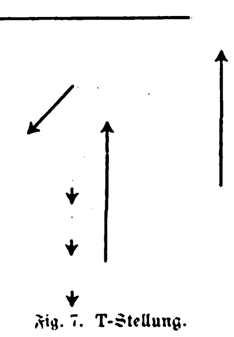


Fig. 7. T-Stellung.

wohl aufhalten, aber nicht mehr verhindern. Dies war die taktische Lage der russischen Flotte bei Tsuschima, die mit deren Untergang endete.

Ein laufendes Gefecht kann auch entstehen, wenn die Gegner sich auf sehr große Entfernungen sichten und der eine sich seitlich vor den anderen setzt. Beide Gegner werden dann mit Vorteil statt in Kiellinie in einer Staffel fahren, um möglichst viele Geschütze zum Tragen bringen zu können. Der vorne stehenden Flotte bietet sich hierbei die Möglichkeit, sich schräg vor die feindliche Spitze zu ziehen und letztere durch konzentrisches Feuer (Fig. 8) zu erschüttern.



Fig. 8. Konzentrisches Feuer.

Handelt es sich um ein reines Rückzugs- oder Verfolgungsgefecht, so wird statt der Kiellinie bei Beginn der Verfolgung die Dwarslinie unter Umständen von Vorteil sein, um möglichst viele Geschütze ins Gefecht zu bringen. Aus ihr kann mit Leichtigkeit durch gleichzeitige Wendung der Schiffe um 90° die Kiellinie und damit das laufende Gefecht hergestellt werden.

Im vorstehenden konnte auf beschränktem Raume selbstverständlich nur ein ganz allgemeiner Anhalt für die sehr verwickelte Materie gegeben werden. Durch die Fülle der Möglichkeiten und Verschiedenheiten, die der Ernstfall birgt, wie allgemeine strategische Lage, Wind und Wetter, Temperament und Entschlußkraft der Führer, gegenseitiges Stärkeverhältnis und manches andere, werden auch die Formen der Flotten- und Geschwaderkämpfe und vor allem ihr Ausgang beeinflußt. Entscheidend wird bei solchem gewaltigen Ringen auf dem Meere niemals die Form sein, in der es verläuft, sondern der Geist, der die Schiffsbesatzungen beseelt, der Grad ihrer Ausbildung an den Hauptwaffen, die Nervenkraft vor allem, die kaltblütig allen Schrecknissen dieses schrecklichsten und unerbittlichsten aller Kämpfe zu trotzen vermag, ohne im Getümmel der Schlacht und im Hagel der Geschosse den eisernen Willen zum Sieg zu verlieren, der allein den Erfolg verbürgt.



Der Ueberfall von Glinki.

Eine Episode aus dem Beginn des Weltkrieges.

Von Carl Busse. (Schluß.)



Lärmend kamen die Kosaken zurück. Sie gingen untergefaßt in langer Reihe.

„Futter, Pani!" schrie der eine. „Wird alles bezahlt! Morgen früh bekommt Ihr ein Scheinchen. Wir jedoch essen morgen schon drüben!"

Als sie die Kartoffelschüssel sahen, verzogen sie das Gesicht, doch sie ließen sich nicht weiter nötigen. Nur von dem geräucherten Speck wollten sie nachher noch eine neue Portion.

Aber die Pani Pellascha schwor tausend Eide und rief alle Heiligen an, es wäre ihr letztes Stück gewesen. Sie wäre doch hier nicht die Herrin.

„Heda, Väterchen, dann wirst du uns bedienen!" rief ein brauner Kerl gleichmütig. „Braten, Väterchen! Schinken, Väterchen! Speck, Väterchen!"

Er hieb den Takt mit der Brotkante auf den Tisch. Lachend und lärmend fielen die anderen ein.

Doch der alte Michu rückte und rührte sich nicht. Vor Wut pfauchte er wie eine Katze, die in einem Winkel von Hunden gestellt ist, und wimmerte, schalt, fluchte, bettelte durcheinander. Es machte den Soldaten solchen Spaß, daß sie ihn neckten, nachahmten und Schindluder mit ihm trieben, bis sie genug davon hatten.



Träumerei.

Nach einem Gemälde von
Walter Langley.



„Hol den Freßsack her," schrien sie dann ernster. „Sonst nehmen wir dich mit in den Krieg, Väterchen! Essen muß der Soldat!"

„Und trinken auch!" brüllte ein baumlanger Bärtiger, der seine Beine weit in die kleine Stube hineinstreckte. Er trommelte mit der leeren Flasche auf den Tisch. „Lauf zum Krug, Alter, und schlepp' noch 'ne Buddel 'ran! Dalli, dalli — eh' es zu spät wird! Der Sotnik hat's verboten, und wenn wir kommen, kriegen wir nichts! Aber so ein alter Sauffack wie du —"

Michu Nasdroski wollte nicht. Er blieb in seiner Ecke hocken und murmelte vor sich hin.

„Los, los!" schrie der Bärtige heftig. Er zog aus seiner Tasche einen schmierigen Rubelschein und warf ihn dem Alten zu. „Oder soll ich dich springen lehren, Väterchen? Paßt mal auf, wie gut er es kann!"

Und er langte mit der Hand den kurzen Karabiner aus der Ecke.

Mit einem gurgelnden Schrei war Michu Nasdroski aufgesprungen. Er griff nach dem Rubelschein, griff zweimal fehl und hielt wie schützend den Arm vor die Stirn.

Ein brausendes Gelächter erfüllte die Stube. „Ei, ei, läuft er nicht wie ein Junger? Springt er nicht wie ein Böckchen? Vorwärts, Väterchen, vorwärts! Und eine volle Flasche, verstehst du?"

Bis nach draußen verfolgte ihn ihre Lustigkeit.

Er mußte sich einen Augenblick an die Tür lehnen. Seine Beine zitterten, als könnten sie ihn nicht mehr tragen. Krampfhaft zerknüllte er das Papierchen in der Hand. Morden hatten sie ihn wollen, wie sie den Wenzel gemordet hatten! Und da drinnen saßen sie — heulende Wölfe — in seinem Hause, und er stand hier draußen ...

Es war Dämmerdunkel draußen. Der Himmel hatte sich bezogen. Zwischen den Wolken blinzelten mühsam einige Sterne. Die Straße war schon leer. Nur vor dem Hause des Mialla, in dem sich die Offiziere der einen Sotnie einquartiert hatten, führte ein Soldat zwei Pferde auf und ab. Und weiterhin, am Dorfeingang, hielt reglos ein Reiter. Er verschwamm mit seiner graugrünen Uniform in der Dämmerung. Nur an der Lammfellmütze erkannte man, wozu er gehörte. Einmal rief er, und aus der Ferne, von weiter vorgeschobenem Posten, antwortete ein anderer, in der Sommernacht gleichsam ertrinkender Ruf.

Der alte Michu schrak zusammen. Aus dem Hause scholl ein vielstimmiges Gebrüll. Und als wäre wieder der Karabiner auf ihn gerichtet, eilte er vorwärts... immer an den Häusern entlang zur Schenke. Dort gelang es ihm auch, die Flasche unangefochten zu erhalten.

Als er wieder bei seinem Häuschen anlangte, riß der Lange gerade die Türe auf. „Bist du endlich da?" sagte er fluchend und nahm ihm die Flasche ab. Er hielt sie in die Höhe, schüttelte sie und setzte sie an den Mund. Und dann schlug er dem Alten, während er ihm zuzwinkerte, auf die Schulter.

„Bedankt sollst du sein, Väterchen! Kein Haar werden wir dir krümmen! Holst uns was für den Durst, gibst uns was für den Hunger! Nun werden wir es aushalten, zum Teufel!"

Er schob ihn in die Stube. Ein Hallo erhob sich bei seinem Eintritt. Er konnte erst nicht recht sehen; sekundenlang mußten sich die Augen gewöhnen. Da saßen sie alle wie vorhin und kauten mit vollen Backen und schrien ihm Unverständliches entgegen. Der eine aber säbelte mit dem Messer eine fingerdicke Scheibe Speck ab — eine Scheibe Speck — eine Scheibe Speck — —

Blitzschnell fuhr der Alte herum. Die Ofentür stand offen, gelbbraune Asche war über den Fußboden verstreut, und darin, leer, zusammengesunken lag der Leinenbeutel.

Mit einem irren Jammerschrei stürzte er darüber her. Er griff hinein, ob nicht wenigstens ein einziges Stück noch zu retten wäre. Aber die Hand tastete vergebens. Die sechs Kerle hatten sich die vier Teile vorgenommen und waren schon aus Übermut wie die Wölfe darüber hergefallen, um den alten Geizkragen zu ärgern und sein Geschimpfe zu hören.

Doch es kam ganz anders, als sie erwartet hatten. Nur einen Augenblick schien es, als ob der Kossät im Gekreisch ohnmächtiger Wut gegen sie anspringen und die Reste seiner Speckseite an sich reißen würde. Es geschah nicht. Den schmierigen Leinenbeutel noch immer in Händen, ging er wie taumelnd in seinen Winkel zurück, setzte sich auf die dort liegende Holzkiste und wimmerte.

Er wimmerte still für sich hin. Es war für keinen anderen bestimmt als nur für ihn. Eine ganze Zeitlang saß er da wie vor einem großen unfaßbaren Unglück. Er hatte ein unendliches Mitleid mit sich selbst. Alles, was er besaß, war ihm genommen, die Speckseite, auf die er ein Recht hatte, die er sowieso seiner Tochter in heißen Kämpfen abjagen mußte. Trockenes Brot würde er auf seine alten Tage essen müssen. Die Kräfte würde er verlieren. Sterben ... natürlich würde er nun sterben!

Es sah aus, als ob seine Augen weinen wollten und doch keine Träne herausbrachten. Immer nur das beharrliche, kindische, fast gedankenlose Wimmern.

Den Soldaten machte es keinen Spaß mehr.

„Sei nicht verrückt, Väterchen," sagte der eine. „Wir bringen dir von den Prussen einen ganzen Schinken, wenn wir zurückkommen. Aber nu hör' auf!"

Und der Bärtige, der schon schwankte, hielt ihm die Flasche hin: „Trink', Großvater! Niemals weiß einer, wann er den letzten Schluck tut!"

Doch als der alte Michu die Flasche zurückstieß, wurde er grob. Er schimpfte und fluchte über das verdammte Bauernpack, setzte sich rittlings auf einen Stuhl und erklärte, man müßte den polnischen Hunden das Haus anzünden. Denn heimlich hielten sie es doch mit den Deutschen, weil sie von ihnen ein freies Polen erhofften.

Michu Nasdroski hörte es. Er wurde still. Er wimmerte nicht mehr. Er blickte von der Holzkiste her mit zusammengekniffenen, blinzelnden Augen zu den Kosaken hinüber. Als könne er sie gar nicht genug ansehen, ließ er keinen Blick von ihnen.

Dreimal kreiste die Flasche noch. Dann gähnten sie, räkelten und reckten sich, und der Bärtige ging schwerfällig zum Bett. Er warf sich hinein, daß es krachte.

Die anderen rissen die Augen auf und sahen sich um. Es war ihnen, als hätten sie einen kurzen Laut gehört.

Aber der verrückte alte Kerl saß auf seiner Kiste, wie er gesessen hatte. Da gingen drei zu den Pferden in den Stall, wo sie sich eine Strohschütte gemacht hatten. Die anderen beiden trugen zusammen, was sie fanden, und legten sich in der kleinen Stube auf den Boden. Die Lampe ließen sie brennen.

Bald tönte ihr Atmen und Schnarchen durch den Raum. Einer murmelte etwas im Schlaf und warf sich herum. Die Minuten gingen und wurden zu Viertelstunden. Die kleine Lampe sog mit feinem Sirren das letzte Öl und leuchtete immer schwächer.

Mit einem Male fuhr Michu Nasdroski auf. Das dumpfe Brüllen einer Kuh klang zu ihm hinein. Das war die Schecke. Er hätte sie aus Tausenden heraus erkannt. Sie weckte ihn aus dem dumpfen Brüten. Wie spät war

es schon? Zehn? Elf? Er wußte es nicht, aber sonst schlief er um diese Zeit schon längst. Mühsam erhob er sich, um in sein Bett zu kriechen. Doch er war noch nicht ganz empor, da wußte er schon wieder, daß dort ja der Bärtige lag.

Als hätte er keinen Fleck mehr auf Erden, sah er sich hilflos um. In dem verzuckenden Flämmchen der Lampe erschien ihm sein eigenes, von schnarchenden Menschen erfülltes Stübchen seltsam fremd. In einem plötzlichen Grauen schlich er auf Fußspitzen zur Tür und trat ins Freie.

Der Himmel hatte sich jetzt ganz bezogen. Die Luft war schwül und drückend. Hinterm Walde, nach der Grenze zu, zuckte hin und wieder ein Wetterleuchten auf. Unermüdlich und eintönig knarrte ein Vogel aus den Feldern.

Da hockte sich der Alte auf die Schwelle hin wie vorhin auf die Kiste. So würde er sitzen müssen ... die ganze Nacht bis in die Morgenkühle hinein. Das Bett hatten sie ihm genommen, den Speck hatten sie ihm genommen, das Leben würden sie ihm nehmen, wie sie es Wenzel, dem Bruder, genommen hatten ... immer dieselben Teufel!

In jäh aufspringender Wut hob er beide Fäuste und drohte am ganzen Leibe zitternd den Schläfern. Was hatte der Schuft vorhin gesagt? Man müßte den polnischen Hunden das Dach überm Kopfe anzünden, weil sie es heimlich mit den Deutschen hielten?

Er lachte böse vor sich hin. Psia krew, was hatte er mit den Deutschen zu tun! Aber wenn sie jetzt kämen — springen würde er vor Freude und sie dreimal segnen!

Oder wenn die Rothemden noch in den Wäldern steckten! Wenn sie mit ihren Sensen über die Schlafenden herfielen —

Ein greller Wetterschein flog jäh über den westlichen Himmel. Und als wäre ein Vorhang gerissen, bog er den Kopf vor und starrte hinüber.

Einmal ... da war auch ein Bauer zu ihnen gekommen. Dem hatten sie die Frau mit der Nagaika halbtot geschlagen. Und der Bauer in seinem Schafspelz hatte auf dem ganzen Wege kein Wort gesprochen — sich nur immer umgesehen wie ein Hund, als wollte er fragen, warum sie nicht schneller kämen. So hatte er sie nachts in das Dorf geführt, und sie hatten über hundert der Teufel erschlagen. Aber den einen, den durfte keiner berühren. Den hat der Bauer allein geschlachtet, und dann zum ersten Male hat er wieder lachen wollen. Doch er hat bloß schreien können.

Über fünfzig Jahre sind vergangen, aber es ist, als wäre es gestern gewesen. Er sieht den alten Bauer im Schafspelz. Der hat sich nichts gefallen lassen, der hat sich Hilfe geholt gegen die Teufel —

Wenn er es auch täte! Wenn er die Deutschen riefe! Wenn er zu ihnen ginge und ihnen sagte: Kommt! Nehmt sie! Schlagt sie tot —!? Er würde sie schon treffen — weit von der Grenze standen sie gewiß nicht. In zwei Stunden würde er es schaffen, psia krew!

Er erhob sich. Er starrte seltsam unentschlossen über die Felder fort nach dem Walde hinüber.

Da brüllte die Kuh von neuem. Rasch, aber leise ging er ums Haus herum. Alle drei waren sie dort angebunden, die Schwarze mit dem zwei Wochen alten Kälbchen und die Schecke. Die Schecke, die früher ihm gehört hatte! Es war die beste Milchkuh in ganz Glinki gewesen! Und er trat an sie heran, kraute sie zwischen den Hörnern, liebkoste sie. Mit ihren großen traurigen Augen sah sie ihn an und stieß mit dem feuchten Maul nach seinem Gesicht, als wollte sie ihn mit ihrer rauhen Zunge lecken. Dann wandte sie den Kopf wie suchend und bittend nach dem gewohnten Stall und muhte klagend.

Das gab ihm den letzten Stoß. Über sein verwittertes Gesicht ging ein Krampf. „Sei stille," murmelte er gepreßt, „... sie haben dich 'rausgejagt. Du kommst bald wieder 'rein. Ich hol' sie, Schecke!"

Als hätte ihn das Tier verstanden, schnaufte es. Er nickte noch einmal zurück, und in einer dumpfen Entschlossenheit, die kein Zaudern mehr kannte, ging er am Geräteschuppen vorbei, vorbei an den kleinen Kosakenpferden auf einen schmalen Rain zu, der zwischen den Feldern des Mialla bis nach drüben zum Walde führte.

Schräg durch den Wald stieß ein Fußpfad, den die Dörfler benutzten. Mit einer blinden Sicherheit schritt Michu Nasdroski darauf zu. Als er ihn hatte, begann er zu laufen.

Er lief mit vorgestreckten Händen. Die Bäume sprangen oft dicht an ihn heran und tanzten vorbei. Ab und zu huschte ein erschrecktes Wild über den Weg; ein Igel trollte sich beiseite; wie Flügelschläge brach es einmal oben aus einem Wipfel.

Und weiter — weiter! Immer keuchender sein Atem, immer rascher die Schläge in der Brust! Aber es war ihm, als wäre das ganze lange Leben der letzten fünfzig Jahre überhaupt nicht gewesen, als wäre er noch einmal in den Zwanzigern, noch einmal einer der Kossiniere, der Sensenmänner, die für Polens Freiheit stritten. Er lief für Polen, für seinen Bruder, für sein Bett, für die Schecke — er lief, um den grauen Teufeln den Tod zu bringen. Und wenn er ermatten wollte, hörte er wie aus der Ferne das „Jeszcze Polska nie zginela" klingen, und das Gebrüll der Kuh, und den letzten Schrei seines Bruders, und die schrecklichen Laute des alten Bauern von damals, der es zu keinem Lachen brachte.

Ein paarmal fuhr er mit den vorgestreckten Händen hart gegen Bäume; Äste hakten sich an seinen Rock, aber wie im Taumel vorwärtsgerissen, erreichte er den Waldsaum. Hier bog der Fußpfad zur Landstraße hinüber, doch ohne Besinnen ließ er ihn liegen und überquerte die Felder. Er kam zum Grenzgraben, sprang und stolperte, fiel und raffte sich auf. Und mit letzter Kraft weiter — querhinüber nach Sokollen — weiter auf Kumilsko zu! Er hörte verwehte Uhrklänge. Das mußte schon die Kumilskoer Kirche sein. Von da war es nicht mehr weit nach Bialla — Jecku, Jecku, wenn er es nur aushielt!

Doch nach Bialla brauchte er nicht. Dicht vor Kumilsko schollen ihm plötzlich harte Anrufe entgegen, Gewehrläufe waren auf ihn gerichtet — er hob in einer instinktiven Bewegung die Arme hoch, schwankte und wäre um ein Haar hingeschlagen.

Eine Faust hielt ihn. Man fragte ihn aus. Er konnte kaum sprechen, aber er deutete so verzweifelt nach drüben, auf die Grenze zu, daß ihn zwei Mann sofort in die Mitte nahmen und ihn nach Kumilsko brachten.

Das Kirchdorf war am Nachmittag von einer vorgezogenen Eskadron eines ostpreußischen Dragoner-Regiments besetzt worden. Man führte den alten Kerl vor den Rittmeister. Der Schulze, der Polnisch sprach, wurde geweckt und mußte dolmetschen. Aus den wirren, zusammenhanglosen Aussagen war schwer klug zu werden. Es lief alles durcheinander: die Speckseite — das Bett — die Schecke — der 1863 getötete Bruder. Und immer noch konnte Michu Nasdroski nur in Pausen sprechen. Langsam schälte sich schließlich das Tatsächliche heraus: russische Kavallerie lag in Glinki. Wie stark? Durch Hin- und Herfragen nach den Offizieren, nach der Belegung der einzelnen Häuser, nach anderen Kleinigkeiten kam



Fliehende Kosaken. Nach einer Zeichnung von Toth-Molnár.

man darauf hinaus, daß es sich höchstens um zwei Sotnien handeln konnte. Da zuckten zum ersten Male ein paar Flämmchen in den grauen Augen des Rittmeisters auf. Er fragte scharf noch einmal. Dann ließ er die Offiziere wecken.

Bis sie kamen, durfte sich Michu Nasdroski lang auf die Erde legen.

Allmählich ging sein Atem ruhiger. Aber gleichzeitig damit ward ein jähes Hungergefühl in ihm wach. Das schnitt im Magen und in den Eingeweiden wie mit Messern. Unwillkürlich stöhnte er. Der Schulze fragte ihn, was er hätte. Er bettelte um Brot. Doch als es ihm gebracht wurde, konnte er nur ein paar Bissen hinunterwürgen.

Dann wurde er von den heraneilenden Offizieren noch einmal in ein genaues Verhör genommen. Er erzählte diesmal zusammenhängender — alles, was geschehen war. Nach kurzer Beratung wurde ihm gesagt, daß er mit müsse und daß er bei dem geringsten Verdacht des Verrats erschossen würde. Aber er lachte nur: „Dalli — dalli!"

Fünfzehn Minuten später trabte die alarmierte Schwadron auf Sokollen zu. Man hatte den alten Michu auf ein Pferd gesetzt — links und rechts von ihm ritt je ein Unteroffizier mit schußfertigem Revolver. Es war ihm alles seltsam unwirklich. Tausendmal war er diesen Weg gelaufen — sie kauften hier drüben alle Gerätschaften, die sie brauchten — und nun ritt er ihn hier, und hinter ihm klirrten Züge von preußischen Dragonern!

Je näher man Glinki kam, um so wilder und aufgeregter ward er. Er lachte vor sich hin; er spähte mit zwinkernden Augen voraus; er murmelte, als ob er zu der Schecke spräche. In der Nähe einer Windmühle, deren Flügel gespenstisch aufragten, ward haltgemacht. Beim Schein der elektrischen Taschenlampen wurden die Karten gelesen. Man mußte darauf gefaßt sein, in Kürze auf die

russischen Vorposten zu stoßen. Der Rittmeister aber wollte das Nest von zwei Seiten fassen, um möglichst viel Gefangene zu machen. Dazu war eine Umgehungsbewegung nötig. Man versuchte aus dem Alten herauszubringen, ob die Wiesen passierbar waren. Und die Offiziere wunderten sich, wie rasch er begriff. Während zwei Züge auf dem alten Flecke halten blieben, zogen sich die beiden anderen schräg links über Felder und Wiesen. Michu Nasdroski ging wie ein Junger voran. Er kannte hier jeden Fußbreit. Und die Dragoner, die gleichfalls abgesessen waren und ihre Pferde kurz am Zügel führten, folgten ihm. Der weiche Wiesenboden dämpfte alle Geräusche; dunkel kam der Wald näher. Schweigend, von seinem Schatten gedeckt, ging es vorwärts. Nur das leise dumpfe Trappen, das Geklirr der Halfterketten, das Schnauben eines Pferdes durchbrachen die Stille.

In einem Bogen führte der Wald hinter dem Dorfe wieder an die Straße heran. Unbemerkt wurde sie erreicht. Aber kaum war der Befehl zum Aufsitzen gegeben, kaum hatten sich die Züge formiert, als auch vorn die ersten Alarmschüsse krachten. Sekundenlang eine unheimliche Stille, in der ein aufgeschreckter Vogel schrie. Dann einzelne Rufe, flüchtige Hufschläge, gelle Signale — und anschwellend der Lärm des erwachenden Dorfes, der aus dem Schlaf gerissenen, zu den Pferden stürzenden Soldaten, das Brüllen des geängsteten Viehs, das dumpf brausende Hurra der anstürmenden Dragoner — Schüsse, Fluchen, Geschrei, ein Höllendurcheinander, das sich von Augenblick zu Augenblick steigert.

Schon tauchen, halb auf dem Bug der Pferde liegend und die Tiere wie wahnsinnig mit der kurzstieligen Peitsche bearbeitend, die ersten fliehenden Kosaken am Ausgang des Dorfes auf. Aber auch hier empfängt sie das Hurra der anklirrenden Dragoner. Immer mehr jagen heran und fahren entsetzt zurück. Ein Teil reißt die Pferde herum und versucht nach den Feldern hin auszubrechen. Ein anderer, voran ein barhäuptiger, halbnackter Kerl mit pockennarbigem Gesicht, stürmt wie irrsinnig vorwärts und wird überritten, zusammengefegt, niedergeschlagen. Die meisten werfen, als sie keinen Ausweg mehr sehn, die Waffen fort, springen ab und heben zitternd die Arme hoch. Ein verstörter Haufe drängt sich um einen Kameraden, der irgendwo ein weißes Wäschestück erhascht hat und es an seinem Lanzenrohr schwenkt. In zwei Häusern, darunter im Gehöft des Mialla, haben sich kleinere Trupps in Eile verbarrikadiert und schießen aus den Fenstern. Ein Halbzug Dragoner sitzt ab und stürmt. Lampen, brennende Lichtstumpfe, auf Flaschen gesteckt, erscheinen hinter den Scheiben der übrigen Häuser und erhellen die Straße notdürftig. Aber über den matten Schimmer hebt sich bald hellere Glut. Die Scheune des Mialla brennt; Flämmchen springen und werden im Sprung zu aufschießenden Flammen. Rauch, Glut, krachendes Gebälk; ein langgezogenes Sausen, und wie Raketen werden die ersten feurigen Garben emporgeschleudert. Ununterbrochen sausen sie in die Höhe, wirbeln herum und sinken als leuchtende Ruten und Sterne nieder. Phantastisch laufen in ewigem Wechselspiel Lichter und Schatten über die Dorfstraße von Glinki. Sie huschen über die verbissenen Mienen der wenigen, die noch Widerstand leisten, über Gestürzte, Sterbende, Tote, Gefangene, herrenlos umherjagende Pferde, niedergeworfene Waffen — über Sieger und Besiegte.

Die letzten Schüsse knallen über die Felder fort hinter den Fliehenden drein. Befehle ertönen; über das russisch-polnische Dorf schallt das preußische Signal zum Sammeln und bricht sich an den Wäldern. Außer ein paar Gestürzten und Leichtverwundeten haben die Dragoner keine Verluste. Die Gefangenen müssen antreten. Es sind sieben Offiziere und gegen 200 Mann. Ein paar Dutzend Tote liegen zerstreut; gegen 100 Mann mögen entkommen sein.

Da stürzt, während die Dragoner die gefangenen Kosaken zu drei und drei in Züge ordnen, Michu Nasdroski heran. Es hat zuletzt keiner mehr auf ihn geachtet. In einem trunknen Singsang schreit er, jauchzt er, keucht er. Wie ein Irrsinniger die Arme und Beine werfend, tanzt er vor den graugrünen Teufeln. Polen, seinen Bruder, sich selbst, die Schecke — alle hat er gerächt! An dem grell beleuchteten weißen Hause in seinem Rücken springt sein Schatten hin und her, als hätte er riesige Affenglieder. Und heulend, heiser schon, schleudert er den Russen unverständliche Worte entgegen — in Haß, Wut, Triumph.

Die Dragoner lachen: „Verrückt!" Der Rittmeister fragt: „Ist das nicht der Kerl, der uns geholt hat?" Auf die bejahende Antwort nimmt er ein großes silbernes Fünfmarkstück aus der Tasche. „Fang', Alter!" Es fällt neben dem Zappelnden nieder. Er kehrt sich nicht daran. In grotesken Sprüngen, wie ein tanzender Derwisch, tobt er weiter — Beschimpfungen, Hohnworte, Freudenschreie ausstoßend, unermüdlich vor die stumpfen oder verstörten oder verbissenen Gesichter der Waffenlosen den Taumel erfüllter Rache tragend.

In der Mitte der Gefangenen steht der lange Bärtige. Er hat wie grübelnd dem alten Kerl zugesehen. Der erkennt ihn jetzt. Der spreizt die Finger gegen ihn mit schrillem Schrei und höhnischer Grimasse. Er ruft — was ruft er?

Ein Zucken geht über das Gesicht des Riesen. Mit einem einzigen Satze, ohne daß einer es noch begreift oder hindern kann, springt er geduckt aus dem Gliede, packt den Alten wie ein Lumpenbündel, hebt ihn und schmettert ihn mit furchtbarer Wucht gegen das weiße Haus.

Wie ein Mehlsack bleibt er liegen — mit zerschmettertem Schädel.

Fast im gleichen Augenblick krachen zwei Schüsse. Da hebt der Bärtige beinah ebenso grotesk die Arme wie vorhin Michu Nasdroski, er scheint hochspringen zu wollen und bricht dann lautlos zusammen.

Gleichmütig sehen die Gefangenen hinüber. Unter den von Zug zu Zug springenden Befehlen setzen sie sich in Bewegung ... nach drüben auf die deutsche Grenze zu. Ein Teil von ihnen führt die erbeuteten Pferde. So marschieren sie stumpf dahin, während die Dragoner durch die Augustnacht singen.

Die Toten mögen die Russen selber begraben. Es ist kein Zweifel, daß in wenigen Stunden Kavalleriemassen nach Glinki vorstoßen werden.

Das weiß auch der gefangene Sotnik. Er reitet neben den Offizieren. Er hat sich eine Zigarette angezündet, raucht und sieht schweigend in die Gegend. Sekundenlang zuckt ein spöttisches Lächeln um seinen Mund.

Es wird den Deutschen alles nichts nützen! Ein paar Wochen noch, dann sind die Russen fertig, und zu Hunderttausenden werden sie wie die unendliche Flut über die Grenze brechen — die riesige Narewarmee, die sich weiter zurück schon schließt und sammelt.

Sekundenlang wendet der Sotnik das Haupt, als wenn er dieses siegreiche Riesenheer schon hinter sich hörte und sähe. Aber er sieht nur den langen Zug seiner entwaffneten Leute stumpf der deutschen Gefangenschaft entgegentrotten, er sieht die Dunkelheit da hinten gähnen und fern am bewölkten Himmel eine brandige Röte, die sich auszudehnen scheint — der letzte Gruß von Glinki und der lohenden Scheune des Mialla ...



Zwei Kilometer hinter den Schützengräben: Deutsche Soldaten bei der Bewirtschaftung eines hinter der Kampffront liegenden Gutshofs.

Hinter der Front.

Ein Tag aus dem Leben eines Oberstleutnants.

Um denen in der Heimat einen kleinen Begriff zu geben, daß auch hinter der Front täglich ein großes Maß von Arbeit geleistet werden muß, möchte ich einmal einen Tag wortgetreu, wie er verrauscht ist, beschreiben. Um 6 Uhr klopft mein treuer Bursche, Tell, mein Hund, erwacht, reckt sich, gähnt und begrüßt den Burschen, dann geht dieser mit diesem auf den Hof. Bald kommen beide erfrischt wieder, Tell begrüßt mich, und der Bursche bereitet das Anziehen vor. Soweit ist jeder Tag gleich. Gestern nun war ich 1/2 8 am Frühstückstisch. Da kam mein Bureauvorstand und brachte drei Telegramme: 1) 10000 kg Stroh für eine Eisenbahnformation, 2) Beschwerde gegen einen höheren Offizier ist an die Inspektion abgegangen, 3) Adjutant S. hat morgen zur Front abzureisen. So, da hatten wir die Bescherung, der tadellos eingerichtete Adjutant muß Knall und Fall weg, und der neue ist noch nicht da. Also in das Geschäftszimmer. Bald sind die 10000 kg Stroh angewiesen, die gestern abend liegen gebliebenen Sachen werden erledigt. Um 1/2 9 erscheinen 6 Offiziere, mit denen ich 3 Stunden lang eine Order besprach, die unsere Tätigkeit für die nächsten sechs Wochen festlegt, nämlich die gesamte Landwirtschaft in meinem Bezirke. Als die Herren fortgingen, war folgendes festgelegt: Mein etwa vier Quadratmeilen großer Bezirk wird in fünf Gutsbezirke eingeteilt. Ein Rittergutsbesitzer ist der oberste Gutsdirektor, ihm beigegeben wird ein Wachtmeister als Helfer. Der „Güterdirektor" sucht nun Offiziere, Wachtmeister, Unteroffiziere — ganz gleichgültig, wenn sie nur sachverständige Landwirte sind — aus als Gutsvorsteher. Von morgen an beginnt die Arbeit, d. h. das Pflügen allen bestellbaren Ackerlandes durch die Bevölkerung, unterstützt durch Mannschaften und Gespanne der mir zugeteilten Fuhrparkkolonne. Die Gutsvorsteher entwerfen mit dem Güterdirektor einen genauen Wirtschaftsplan. Frauen, Kinder und Schwache arbeiten in den Gärten, alles andere auf den Feldern — bei Strafe des Einsperrens oder der Nahrungsentziehung, denn jetzt ernähren wir die Leute hier. Dreißig Gespanne helfen bei der Arbeit, eine Schwadron Ulanen übernimmt den Sicherungs-, Beaufsichtigungs-, Grenz- und Steuerdienst usw. Es darf nämlich nicht aus Belgien gepascht werden. Da ich nun 15 km belgische Grenze habe, so ist der Grenzschutz keine leichte Aufgabe. Damit war die Landwirtschaftsfrage beendet! Und sofort taucht eine andere auf. Ein Rittmeister meldet: „Herr Oberstleutnant, in der Schneidemühle Daigny müssen dringend 900 Bretter und 135 Balken für die Pioniere geschnitten werden." Der schriftliche Auftrag wird erteilt. „Herr Oberstleutnant, Givonne hat noch 1900 Frank von der letzten Kontribution zu zahlen." — „Bis heute abend zahlen, sonst bis auf weiteres ins Gefängnis mit dem Maire und zwei Notabeln." Das Telephon meldet aus M........: „Morgen treffen drei Offiziere im Offiziersgenesungsheim in B.... ein." — „Herr Oberstleutnant, hier draußen sind sieben Leute, die Passierscheine haben möchten!" — „Heute nicht, morgen! Nur Sonnabend ist der Tag!" Aber jeder hatte einen Ausnahmegrund, deshalb mußte alles genau geprüft werden, was unter dem Geschnatter der begleitenden Weiber geschah. Schließlich durften vier gehen, die anderen zogen brummend ab. Inzwischen hatte der Güterdirektor seinen Wirtschaftsplan in ganz großen Zügen skizziert, er wurde besprochen und vorläufig genehmigt. Im Bezirk gibt es

viele reiche Leute, die aber nicht da sind. Bei der Schnelligkeit der Operationen konnten sie ihre Geldsachen nicht mehr ordnen. Da finden sich sehr viele Geldschränke, die meist gefüllt sind. Nun wird häufig in den unbewohnten Häusern nachts von den Landeseinwohnern eingebrochen. Um das Eigentum der Abwesenden gegen die Anwesenden zu schützen, werden die gesamten Geldschränke in „Schutzhaft" genommen und in meine Residenz untergebracht. Es steht zu erwarten, daß das Beispiel der Engländer und Franzosen bald wirken und unsere Regierung veranlassen wird, endlich das Verbot aufzuheben, das die Schonung der Geldschränke anbefiehlt. Dann geht ein großes Knacken los und dann wird man wohl etliche Millionen abliefern können. Der Hauptmann von der Sammelkompagnie kommt zum Wochenbericht. Die nicht felddienstfähige Kompagnie hat wieder unendliche Massen vergrabener Patronen, viele Gewehre und Uniformstücke im Wald und in den Häusern versteckt gefunden. Ebenso seit September noch unbegrabene Soldatenleichen, die sich verwundet verkrochen hatten. 1500 Frank waren in einem Winkel vergraben, Tagebücher deutscher und französischer Soldaten usw. Nun ertönt wieder das Telephon vom 12. Reservekorps, wieviel Offiziere noch im Heim unterkommen können, wann mein Adjutant in der Front eintreffe? Dann hält der Kriegsgerichtsrat Vortrag über elf Gerichtssachen. Ich bestätige Strafen von 30 bis 1800 Frank und von vier Monaten bis zwei Jahren Gefängnis. Morgen wird wahrscheinlich ein Todesurteil gefällt, weil ein Franzose Draht gespannt hat und ein Chauffeur dadurch schwer verletzt wurde. Wieder meldet sich das Telephon der Inspektion: Es kommen sechs amerikanische Abgeordnete, um mit Ihnen wegen der Ernährung der Bevölkerung zu beraten. Wieviel Dörfer müssen verpflegt werden? Vorläufig neun. Herr Soundso nebst drei Herren aus Rethel sagen sich zu Tisch an. Das Stafettenauto vom Armeeoberkommando ist da, ob etwas mitzugeben wäre. Professor M. telephoniert, ob er auf acht Tage kommen kann. Telegramm aus . . ., daß der neue Adjutant übermorgen eintrifft. Der Fleischer von der Schwadron ist da und will die drei beschlagnahmten Kälber schlachten. Ob Herr Graf . . . das Buch von Sven Hedin bekommen könnte. Es ist angerichtet! Haben die Herren noch etwas? Ja bitte, nur noch 29 Unterschriften. Na also! Auf Wiedersehen, Mahlzeit!

Da treten die Amerikaner ein. Allmächtiger! Nach einstündiger Beratung verschwinden sie, und ich schlinge mein kaltes Essen hinein. Um zwei Uhr rast das Auto nach Poix Terron, wo ich mit allen Etappenkommandanten zur Beratung mit dem Inspekteur befohlen bin. Bei der Rückfahrt finde ich ein Auto auf der Straße, das Panne gehabt hat. Wird festgemacht und mitgeschleppt. Zu Hause wartet schon wieder ein Stoß Dienstsachen. Um acht Uhr trete ich endlich in mein Kaminzimmer und finde hier zehn Herren zum Abschiedsfest für meinen Adjutanten versammelt. Rede, Gläserklingen, Heil und Sieg, Abschiednehmen, auf Wiedersehn. Dann spielt einer auf dem herrlichen Flügel, ein anderer singt sehr schön und fein, ein Dritter deklamiert.

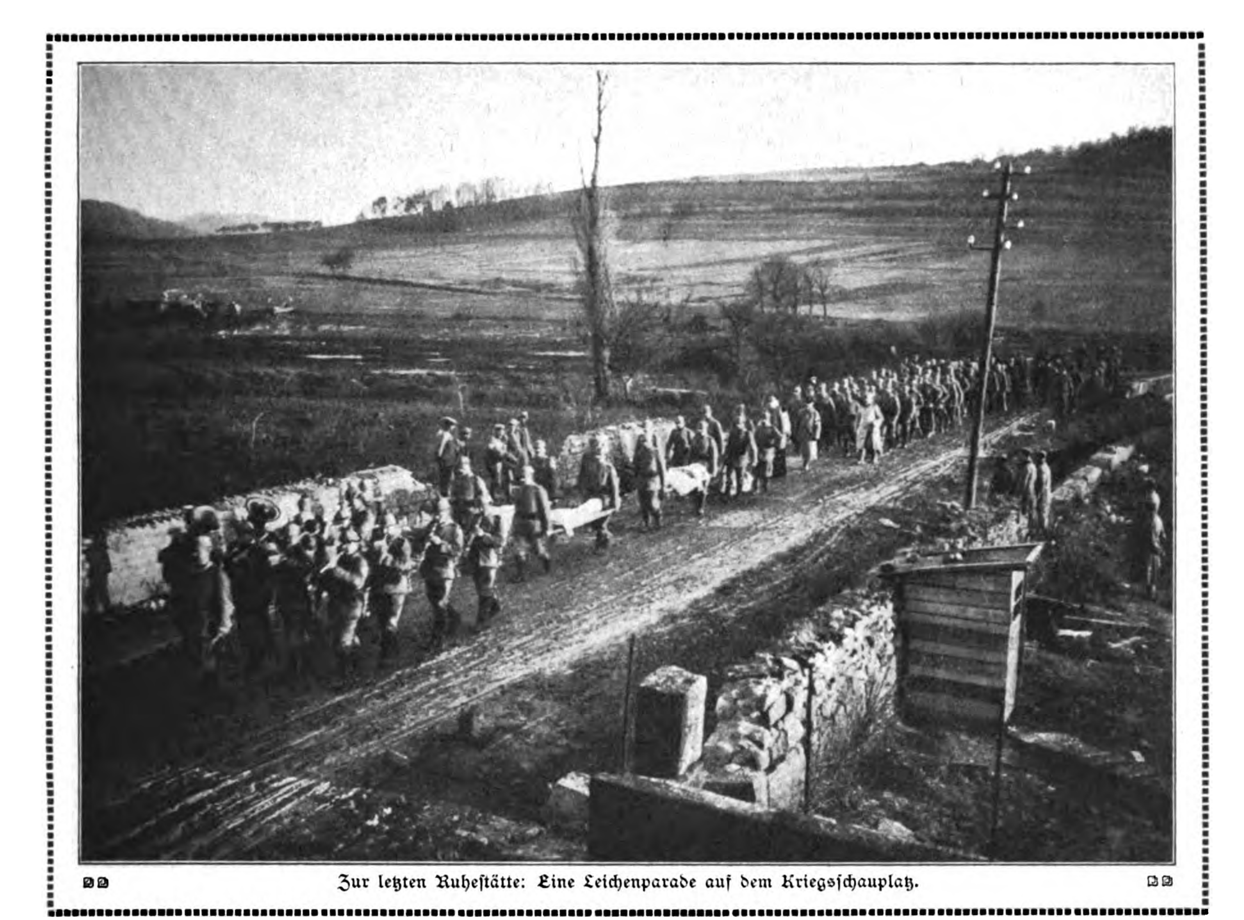
Am nächsten Morgen geht's früh heraus. Inspektionsfahrt mit dem Güterdirektor in die Gutsbezirke, wo die Arbeiten begonnen haben. Elf Uhr Konferenz mit den Ressortchefs, Empfang eingetroffener Offiziere, Telegramme, Berichte, Beschwerden, Meldungen, Unterhaltung mit 2 bis 17 Franzosen und Französinnen, Ablieferung beschlagnahmter Waren, Absenden zweier Ulanenzüge zur Aufsuchung eines als abgeschossen, davongeflogen, niedergegangen gemeldeten feindlichen Fesselballons. Um zwei Uhr Abfahrt in das Revier . . . . . zur Schwarzwildjagd. Im Walde heißt's halt, Ausweis vorzeigen. Es darf heute nicht gejagt werden, weil der Ballon hier ganz in der Nähe niedergegangen ist und man nun die Insassen sucht. Also weiter zum Armeeoberkommando nach . . . . Schauderhaftes Nest, dreckig, voll Soldaten, Verwundeten, Autos. Ich telephoniere zur Front, ob mein Adjutant bei seiner Batterie eingetroffen ist. Jawohl. Nach zwei Stunden kommt das Auto zurück. Vorgestern sind heiße Kämpfe hier gewesen, heute nacht kommen 72 neue Bataillone in . . . . an, heute früh wurden drei feindliche Bomben abgeworfen, sie haben aber nur geringen Schaden angerichtet. Dafür ist ein Flieger heruntergeholt worden. Munitionskolonnen, unabsehbar, passieren die Stadt. Es ist ein Treiben, das man nicht beschreiben kann. Dazu unausgesetzt Kanonendonner ganz nah, denn wir sind nur zirka 8 km von der Schützengrabenlinie. Aber ein zielbewußter Wille lenkt alle diese Tausende. Die Stimmung ist glänzend, alles klappt wie am Schnürchen, bloß zwei Autos prallen an einer Straßenecke zusammen, und als ein Verwundeter (Granatsplitter Hinterkopf, mit mächtigem weißen Verband, dreckig, wie in Lehm gewälzt) aus dem angefahrenen Auto klettert und dem Chauffeur des anderen Wagens eine reinhaut, erhebt sich ein nicht enden wollendes Gelächter. Der Verwundete bekommt eine Zigarre und kriecht befriedigt brummend wieder auf seine Bahre.

An meinen Sohn.

Aus deines Kinderseelchens engem Kreise
ins Freie führt dich einmal meine Hand;
dann wirst du schaudern, wenn ich rückwärts weise:
Dort ging der große Krieg! Ums deutsche Land
rings donnerte der Schlachten wilder Brand.
Sieh hin! Wie Ackerfurchen stehn in Reihen
die Gräber aller Helden, die gefallen,
und starre Fäuste recken sich aus allen,
und drüber schlägt aus Millionen Schreien
ein Haßschrei auf wie eine steile Flamme: England!

Zur frohern Zukunft will ich dann dich lenken
und will dich Lieben lehren heiß und rein:
die Menschen lieben — keinen sollst du kränken —
die Tiere lieben — keines sei zu klein —
und Baum und Blume und den Sonnenschein.
Nur eins von allem auf dem Erdenball
sei deinem Haß geweiht, das hasse recht!
Im hellen Herzblut, das ein ganz Geschlecht
verströmte, wuchs tiefglühend ein Kristall:
Den hüte du! Den trag im Schild! Den Haß auf England!

Karl Hagen-Thürnau.



Zur letzten Ruhestätte: Eine Leichenparade auf dem Kriegsschauplatz.

Wie wir's lesen, wie's gewesen.

Ein Mahnwort. Von Franz Freyherr.

In den Berichten unserer Obersten Heeresleitung lesen wir fast täglich Worte und Wendungen wie: „Vereinzelte Angriffe wurden abgeschlagen", „Feindliche Vorstöße brachen in unserem Feuer zusammen", „Wir entrissen dem Gegner ein Grabenstück", „Der Tag verlief ruhig", „Vom westlichen Kriegsschauplatze nichts Neues" und so weiter.

So lesen wir's und legen die Zeitung vielleicht unbefriedigt aus der Hand. Wie aber die Dinge in Wirklichkeit aussehen, davon mögen nachstehende Zeilen ein Bild geben.

Es ist klar, daß bei einer Frontlänge von über 1000 km — in West und Ost — die Berichte der Obersten Heeresleitung sich nur auf wirklich wesentliche, strategisch wichtige Gefechtshandlungen beziehen können; einleitende oder vorbereitende Aktionen können aus Gründen der Klugheit überhaupt nicht erwähnt werden. Und doch steckt gerade in diesen Vorbereitungen sehr häufig die schwierigste und aufregendste Gefechtsarbeit. Kleinere Gefechtshandlungen, bei denen oft mehrere Regimenter beteiligt sind, werden zumeist gar nicht angeführt, sei es, daß der erwartete Erfolg noch nicht erzielt ist, sei es, das sich der Bericht nicht in Einzelheiten verzetteln will, wie die schönfärbenden Phrasenberichte unserer Gegner.

Wenn also die Tagesberichte nicht immer von großen Kämpfen und einzelnen Erfolgen berichten, so ist das nicht so aufzufassen, als ob an dem betreffenden Tage auf der ganzen langen Front nichts geschehen wäre, als ob unsere Braven in den Schützengräben einen wirklichen Ruhetag gehabt hätten. Im Gegenteil. Es mag oft sogar zutreffen, daß solch ein „leerer Tag", von dem die Heeresleitung nichts Besonderes meldet, für uns nervenerregender und verlustreicher war als einer, der im Zeichen eines glänzenden Sieges steht. Denn der Kampf tobt fast unaufhörlich. Wenn auch die blutigen Verluste nicht so zahlreich sind wie in einer offenen Feldschlacht, so stellt doch das ständige Liegen und Lauern in Schützengräben und auf vorgeschobenen Feldwachen Anforderungen an den Mann und seine Nerven, von denen wir uns daheim keine Vorstellung machen können. Als Wesentliches und Weiteres kommt dazu das ständige, fast ununterbrochene Artilleriefeuer des Feindes, das die Nervenkraft des Einzelnen auf unglaubliche Proben stellt. Selbst in der Ruhe leidet man noch darunter. Denn die Quartierorte, in denen die abgelösten Truppen Unterkunft finden, liegen fast alle im Bereiche des schweren Geschützfeuers. Und wenn die Oberste Heeresleitung jüngst von einer „systematischen Beschießung" der hinter unserer Front liegenden feindlichen Ortschaften berichtete, wobei viele Landeseinwohner den Tod fanden, so ist aus dem Berichte gleichzeitig ersichtlich, daß auch unsere ruhenden Truppen durch dieses Feuer litten.

Vor mir liegt ein Feldpostbrief eines Kameraden, geschrieben im Schützengraben vor einer französischen Ortschaft, in der wir viele Wochen, meist ziemlich unbehelligt, abwechselnd quartierten. Der Brief datiert aus der Zeit der „systematischen Beschießungen" und meldet mir von lieben Kameraden, die dabei den Tod fanden.

Auch sie sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben, wenn auch in keiner Feldschlacht, die den stürmenden Mann wegrafft; sie fielen in der einzigen monatelangen

Westschlacht, in der Ruhe oder auf dem Marsche, so wie die vielen — noch weiter hinter der Front, die in Feldbäckereien, Schlächtereien, bei Munitions- oder Fuhrparkkolonnen der Tod fürs Vaterland in Gestalt von Fliegerbomben, Fliegerpfeilen, verirrten Granaten oder sonstigen Zufallstreffern ereilt.

Wenn es schon hinter der eigentlichen Gefechtsfront nicht so gefahrlos ist, als es den Anschein hat, um wieviel mehr müssen diejenigen leiden, die fast immer in vorderster Linie dem Tode in jeder Gestalt ausgesetzt sind, die in Kämpfen verbluten, von denen kaum etwas erwähnt wird, weil sie für eine Frontlinie von vielen hundert Kilometern ohne wesentliche Bedeutung sind.

Es handelt sich da oft um Einzelkämpfe, die nach ihrer räumlichen Ausdehnung, der Anzahl der beteiligten Truppen, der Gefechtsdauer und dem Munitionsverbrauch in früheren Kriegen als große Schlachtereignisse gegolten hätten.

Das sind die Gefechtshandlungen, von denen unsere Tagesberichte der Obersten Heeresleitung einfach und schlicht melden: „Ein Angriff wurde leicht abgewiesen", „brach in unserem Feuer zusammen."

Dem, der das liest, ohne sich etwas Besonderes dabei zu denken, mag eine so beschriebene Gefechtshandlung als höchst nebensächlich und als gar nicht erwähnenswert erscheinen. Denn es kann ja keine besondere Kunst sein, mit solchen Truppen und solchen Waffen einen feindlichen Angriff im Feuer zerschellen zu lassen. Meint man.

Aber wie liegen die Dinge in Wirklichkeit?

Ich erinnere mich z. B. eines Nachtangriffes, den unsere Nachbarbrigade auszuhalten hatte. Es war an einem Abend, an dem mein Bataillon aus der vordersten Linie abgelöst wurde. Ich hatte den mich ablösenden Zugführer in die Stellung einzuweisen; dann ging ich allein in den Quartierort zurück. Leuchtgranaten erhellten fortwährend das Gelände zu meiner Linken wie ein unaufhörliches Feuerwerk auf viele Kilometer hin, Sprengkegel berstender Granaten tanzten die Flußhänge hin, das Krachen der Feldgeschütze mischte sich mit dem Infanteriefeuer zu einem einzigen Donnergetöse, das jeden menschlichen Laut verschlang. In der Luft war ein Stoßen und Geschleudertwerden von feurigen Wolkenschichten — ein schaurigschöner Anblick.

Und ich wußte: In diesen Stunden, die denen, die sie bestehen müssen, eine Ewigkeit sind, werden die Gräben der Kameraden von der anderen Brigade mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells überschüttet, daß sie wund und erschüttert sind, wenn der Infanteriesturm über sie hinbraust. In diesen Stunden sinkt mancher in den Schützengraben, um nie wieder aufzustehen, in diesen Stunden leidet mancher das Fürchterlichste, das seinem Leben auf ewig eingebrannt bleibt, wenn er es heil heimbringt aus diesem entsetzlichen Feuer. In diesen Stunden verfällt mancher, dessen Nerven durch ähnliche Erlebnisse schon zermürbt sind, dem Weinen des Wahnsinns.

Fünftausend Männer erleiden dieses Geschick in den Stunden der Vorbereitung des feindlichen Ansturms. Man meint, sie sind bis ins Innerste erschüttert von dem stundenlangen Feuer und dem Wimmern todwunder Kameraden, und der Feind hat leichtes Spiel mit Wehrlosen, wenn seine Massen nun auf die Gräben zum Sturm vorstoßen.

Schon tauchen die dunklen Gestalten lautlos aus den Talnebeln, das leise „En avant!" der Offiziere ist schon vernehmbar, da wird auch in den vermeintlich niedergekämpften Gräben ein Kommando laut: „Schützenfeuer!" Eine Feuerwelle aus Gewehren und Maschinengewehren prasselt dem Feinde entgegen, der bereits auf hundert Meter herangekommen ist — wer noch weiter vordringt, liegt am nächsten Morgen als Leiche vor den Brustwehren und Drahtverhauen. „Rette sich, wer kann!" ist die Losung der Angreifer.

Trotz der ungeheuren Erschütterung der letzten Stunden ist jeder im Augenblick der Gefahr auf seinem Posten, den ihm Pflicht und Ehre anweisen.

„Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen", lautet dann kurz der Heeresbericht. Was aber in diesen Worten steckt, das zeigen die wirklichen Geschehnisse, die Erlebnisse jedes einzelnen von den 5000 treuen Kameraden.

Hierzu ein Gegenstück: „Wir nahmen einen Graben", lautet z. B. ein Tagesbericht. Ein Graben mit granatsicheren Unterständen, vielleicht mit natürlichen Steinhöhlen, dem Feinde zu mit starken Drahtverhauen, Wolfsgruben oder spanischen Reitern bewehrt. Dieser Graben muß genommen werden, weil sein Besitz für nachfolgende Operationen von Ausschlag ist.

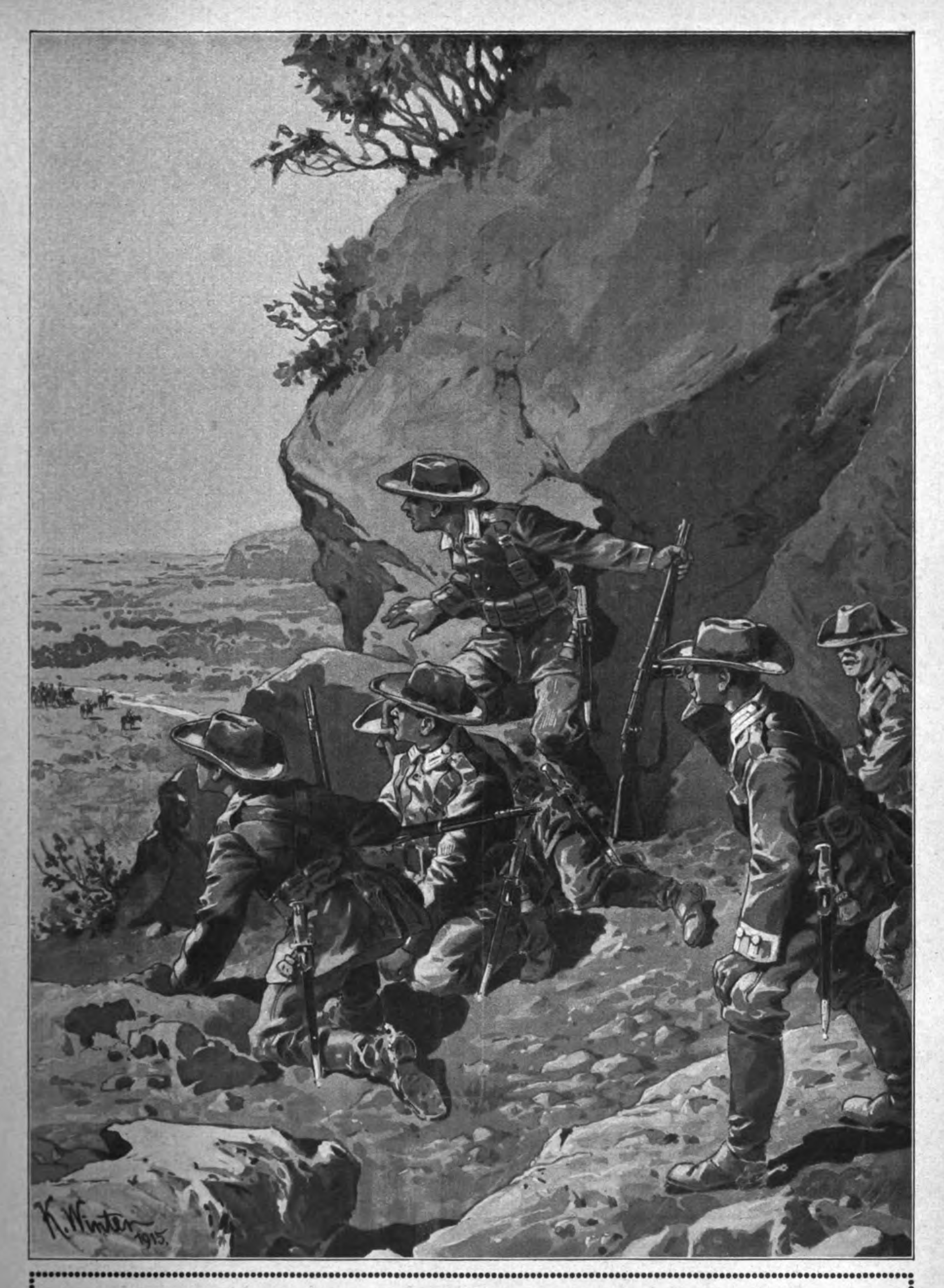
Es gibt zwei Wege, ihn zu nehmen — entweder im Sappenangriff, durch Vortreiben von Laufgräben, Minensprengung oder Vernichtung der Besatzung durch Handgranaten. Was diese Arbeit bedeutet, dieses nächtelange Schanzen in ständigem Feuer, davon wissen unsere braven Pioniere ein Lied zu singen. Nicht minder gefahrvoll ist der andere Weg, das Vordringen über freies Gelände bis zu den Drahtverhauen, vor denen häufig Flatterminen sich bergen, so daß das Feuer nicht nur von oben, sondern auch von unten her unter den Stürmern wütet. Wie viele verbluten beim Durchschneiden der Drahtverhaue, und die wenigen, die heil herankommen, haben die Blutarbeit des Bajonettes mit einer Übermacht in den feindlichen Gräben, wenn der Sturm auf den ersten Stoß gelingt. Das ist der günstigste Fall. In wieviel Fällen muß der Sturm wiederholt, müssen feindliche Gegenstöße abgewiesen werden von Leuten, die schon aufs äußerste erschöpft sind.

Das steht alles zwischen den Zeilen der einfachen Meldung: „Ein Graben", oder „Ein wichtiger Stützpunkt wurde genommen".

Und Ähnliches geschieht draußen täglich, wenn wir daheim lesen: „Der Tag verlief ruhig", oder „Im Westen nichts Neues". Und doch sind an diesem Tage vielleicht Hunderte verblutet, mehr vielleicht als in offener, siegreicher Feldschlacht, Schleichpatrouillen, überrumpelte Horchposten und Feldwachen, überraschte Munitionskolonnen und Feldküchenmannschaften. Das ist der Stellungskrieg, der Nachtkrieg, der Weltkrieg. Auf einer Tausendkilometerfront ein ewiges Kämpfen, Liegen, Lauern, Leiden. Kein freier, froher Sturm mehr wie in Feldschlachten, doch ein stündliches Sterben im ewigen Feuer der Geschütze. Die physische und moralische Leistung ist ungleich größer noch in diesem Maulwurfskrieg wie im freien Geländekampf.

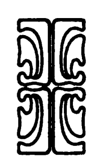
Wir müssen unsere Vorstellung vom Krieg umstellen: Die Zeit des befreienden, hinreißenden Sturmes ist dem Nervenkampf gewichen. Was unsere Männer dabei leisten und leiden, steht nicht in den Tagesberichten der Obersten Heeresleitung. Aber es steht oft in den Augen unserer Verwundeten — lest darin, wenn ihr euch, vielleicht unbefriedigt über das „Nichts Neues", vom Extrablatt oder der Zeitung wendet, fragt einen, oder fragt ihn lieber nicht. Denn keiner erzählt gern von seinem Leide. Aber wer draußen war, weiß, wie's gewesen und wie es zu lesen ist, was täglich um die Mittagstunde angeschlagen wird. Und wir alle sollten zu unserem eigenen Besten lernen, auch das aus den Berichten herauszulesen, was nicht darin steht, Heldentum und Leid — die sich bei uns in Hochachtung und Mitleiden auslösen sollten.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Vom Kriegsschauplatz in Deutsch-Südwestafrika. Nach einer Zeichnung von Karl Winter.

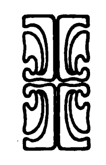
Berittene Schützen aus der englischen Kapkolonie werden von der deutschen Schutztruppe überfallen. Abgesehen von der Besetzung der Küstenplätze Lüderitzbucht und Swakopmund und von Warmbad ist es den englisch-südafrikanischen Truppen trotz ihrer starken Kräfte nicht gelungen, in Deutsch-Südwestafrika festen Fuß zu fassen. Wo sie den Versuch machten, ist er ihnen bisher gründlich mißglückt.



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Als das Essen vorbei war, blieb man noch eine Weile sitzen. Röding ließ Sekt kommen, um, wie er zu Kapitän Bolten sagte, dessen Bekanntschaft zu erneuern. Aber Kapitän Bolten entschuldigte sich bald, er müsse auf die Brücke, und ging.

„Prosit, gnädiges Fräulein! Auf gute Nachbarschaft!" wandte sich Röding an Sigrid und erhob sein Glas gegen sie.

„Prosit, Herr von Röding!" Sigrid nippte, ihm Bescheid tuend, an ihrem Glase.

„Sie waren früher in Togo, Herr Hauptmann?" fragte diesen ein Kaufmann aus dem Kameruner Süden.

„Ja wohl! In den dunkelblauen Bergen von Atakpame!" entgegnete Röding. „Kennen Sie's?"

„Nö! Hätte auch gar keine Lust dazu, es kennen zu lernen!" sagte Schmidt.

„Nanu? Warum denn nicht?"

„Na, von dem Lande hat man doch schon genug, wenn man bloß die Küste sieht. Haushohe Brandung, Sand, Krüppelbusch, und anstatt Wild wahrscheinlich bloß Sandflöhe, Skorpione, Centipeds und dergleichen Ungeziefer mehr. Danke gehorsamst!"

„Haben Sie 'ne Ahnung! Kommen Sie mal erst da hinauf!"

„Einerlei!" beharrte Schmidt hartnäckig. „Mit Kamerun kann es Togo doch in keiner Weise aufnehmen! Schon diese Wälder bei uns! Vierzehn Tagemärsche, ehe man ins Grasland kommt! Dann das Wild! Und das Wasser! Wieviel Elektrizitätsquellen liegen allein in den vielen Wasserfällen!"

„Kenn' ich! Alles zugegeben! Und doch wird das kleine Togo dem großen Kamerun, im Verhältnis natürlich, wirtschaftlich stets über sein, Verehrtester!"

„Wieso?" fragte Schmidt betroffen.

„Ganz einfach! In Kamerun fehlt nichts! Groß ist da alles und riesenhaft. Vom Mungo ma loba, dem großen Götterberg, der sein Haupt in Wolken hüllt und mit seinen Füßen im Ozean steht, bis zu den Riesenwäldern, die sich vom Rio del Rey bis runter nach Portugiesisch-Westafrika ziehen ... aber eine ganz kleine Kleinigkeit fehlt ihnen, die wir in Togo eben haben: das schwarze Menschlein in seiner Qualität und in seiner Quantität."

„Wenn's weiter nichts ist!" meinte Schmidt, geringschätzig die Achseln zuckend.

„Weiter nichts als das wichtigste Produkt unserer Kolonien! Weil es das einzige und wichtigste Mittel ist, unsere tropischen Kolonien in ihrer Gesamtausdehnung unter Kultur zu bringen! Wir in Togo könnten noch viel eher mit Maschinen auskommen, weil sich's da um Mais und Baumwollkultur vorwiegend handeln wird. Aber das Urwaldgebiet Kameruns weist hauptsächlich auf Kakao, Tabak und Südfruchtkultur hin, zu denen Menschenhände, viele tausend Menschenhände unerläßlich sind. Ich sehe deshalb darin, auf Mittel zu sinnen, wie wir unsere eingeborene Bevölkerung vermehren können, die Hauptaufgabe unserer Kolonialregierung! Es müßte ein Preis von hunderttausend Mark auf die Lösung dieser Aufgabe gesetzt werden."

Röding stand auf, um in den Rauchsalon zu gehen.

Sigrid erhob sich ebenfalls. „Ich bewundere Ihr umfassendes Urteil über afrikanische Verhältnisse!" sagte sie zu Röding.

„Sagen Sie bloß Ihrem Herrn Bruder nichts davon," erwiderte er leise.

„Warum denn nicht? Er könnte doch nur etwas davon profitieren."

Röding wehrte ab. „Nö! Aber mich des Plagiats bezichtigen! Die Weisheit stammt nämlich von ihm."

Sigrid wurde ordentlich stolz auf ihren Bruder.

„Spielen gnädiges Fräulein Schach?" wandte sich Röding an sie.

„Früher, nachdem Mama gestorben war, habe ich mit meinem Vater abends Schach spielen müssen, um ihn vom Denken an die Tote zurückzuhalten. Seitdem auch er uns Kinder im Stich gelassen hat und gestorben ist, habe ich kein Schachbrett mehr angerührt."

„Nun, da denken Sie mal heute abend, ich sei Ihr Herr Vater!" erwiderte Röding lächelnd.

„Kommen Sie sich mir gegenüber schon so alt vor?"

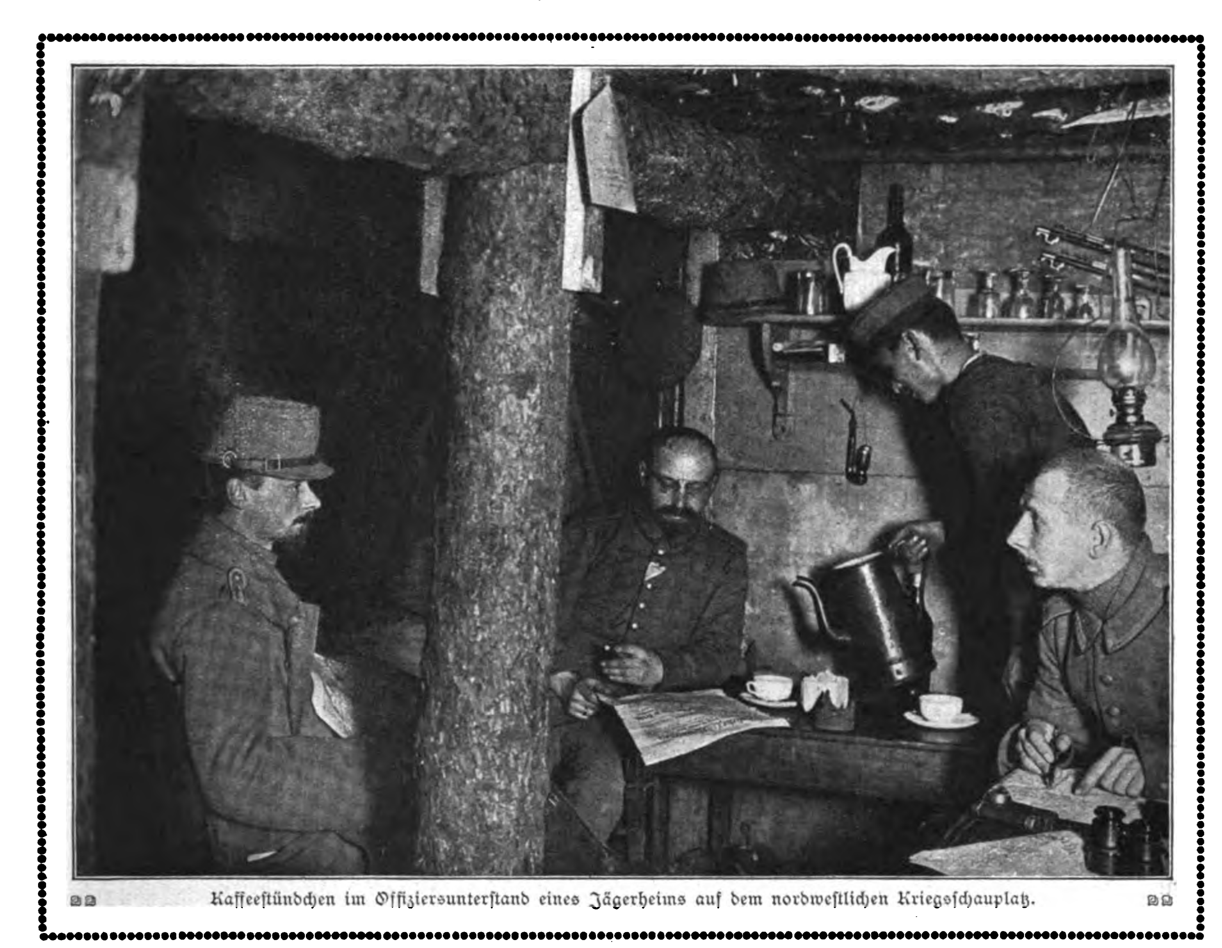
„Na, das gerade noch nicht! Aaaber — so vertrauenerweckend!"

„Das müssen Sie doch erst mir gegenüber nachweisen!"

„Ich will's versuchen, soweit mir diese Reise Gelegenheit gibt!" gelobte der Hauptmann.

Sie setzten sich ans Schachbrett. Die afrikanischen Kaufleute spielten Skat. Die Jüngeren knobelten eine Runde nach der anderen aus. Einige kiebitzten bei den Skatspielern. Der Kapitänleutnant stand hinter Sigrid und sah dem Spiel Rödings und Sigrids zu.

Hin und her wogte der Kampf ihrer beiderseitigen Verstandeskräfte. Nachdem er schon an den ersten



Kaffeestündchen im Offiziersunterstand eines Jägerheims auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatz.

Zügen gesehen, daß Sigrid für ihn ein nicht zu unterschätzender Gegner war, maskierte der Hauptmann seine Schläge dadurch, daß er sie gewöhnlich durch Figuren, die in der hintersten Reihe standen, ausführen ließ. Die unmittelbare Gefahr entging durch diese Maßregel eher dem Gegner. Aber nachdem sich dieser Zug zweimal hintereinander wiederholt hatte, paßte Sigrid auf diese gewissermaßen aus dem Hinterhalt geführten Schläge doppelt auf. Sie wurde vorsichtiger. Immer länger und länger wurden die Pausen, ehe Röding einen Zug tat. Seine hellen, stahlblauen Augen schienen sich in das Schachbrett zu bohren. Endlich hatte er den König seines schönen Gegenüber eingekreist. Noch ein Zug. „Matt!" Er atmete auf.

„Ist das die Art, auf die Sie sich mein Vertrauen erwerben wollen, Herr von Röding?" fragte Sigrid lächelnd und im Scherz.

„Vertrauen beruht halb auf Erpressung! Man muß immer erst mal zeigen, daß man der Stärkere ist!" antwortete Röding, beim Lachen seine starken, gesunden Zähne zeigend.

Er sah den skeptischen Ausdruck auf ihrem Gesicht und ihr leises Kopfschütteln. „Glauben Sie wohl nicht? Fragen Sie mal jeden Afrikaner darum! Wir regieren Reiche nach diesem Paradox! Revanche gefällig?"

„Danke! Heute nicht mehr, Herr von Röding!" Sie sagte es mit liebenswürdigem Lächeln. Trotzdem stieg es wie leiser Schmerz in ihr auf. Sie hatte nachgerade genug von dem „Herrenmenschentum".

Ein Schatten glitt über ihr Gesicht.

„Darf ich um eine Partie bitten, gnädiges Fräulein?" unterbrach v. Osten ihre Nachdenklichkeit.

Sie sah auf und in seine dunklen Augen, in denen ein Ausdruck lag, dem sie nichts abschlagen konnte. „Gern!" entgegnete sie.

Das Spiel begann von neuem. Es kam Sigrid vor, als ob sie diese Spielweise Ostens doch schon kenne. Immer deutlicher wurde es ihr im Verlauf des Spieles, Osten spielte Zug um Zug das gleiche Spiel wie Röding kurz vorher.

Aber jetzt war sie gewappnet und parierte. Parierte und — gewann. „Matt!" sagte sie nach einer Weile. Sie blickte forschend zu ihrem Gegenspieler auf, ob dieser etwa ein Gefühl der Demütigung oder des Ärgers darüber zeigte, daß er die Partie an eine Frau verloren habe.

Da sah sie in sein ruhiges Gesicht, über dem der Schimmer eines Lächelns lag: „Nun sehen Sie?

Sie brauchen nur die Spielweise ihres Gegners zu kennen, um ihn zu besiegen."

Jetzt verstand sie, was er gewollt hatte. Impulsiv streckte sie ihm beide Hände entgegen. Sie spürte seinen leisen Druck. Sie empfand, daß er ihre Freundschaft suchte — er, daß er die ihrige fand.

Die anderen saßen noch und spielten. Der Zigarrenrauch war mittlerweile unerträglich geworden, beizte ihr die Augen und trocknete ihr die Kehle aus. Sigrid flüchtete an Deck. Osten folgte ihr wie selbstverständlich.

Mit stummer Geste wies sie auf den Stuhl neben sich, ein freundliches Lächeln auf dem Gesicht. Er gehorchte.

Finsternis umgab sie. Der Sturm heulte und pfiff im Takelwerk des Schiffes in allen Tonarten. Die See brauste unter ihren Füßen. Wie weiße, ewig ruhelose Gespenster tauchten die Wogen auf, rollten von dannen, gingen selbst unter wie Ertrinkende, kamen wieder zum Vorschein und stürmten weiter, um in der Finsternis endgültig zu verschwinden. Dicke Rauchwolken quollen aus dem riesenhaften Schornstein. Vom Sturme gefaßt, nahmen sie fremdartige bizarre Formen an und ritten als gespensterhafte Wesen auf den Lüften dem Wolkenheer zu. Unter ihnen dröhnte und arbeitete die Maschine wie ein angestrengtes Menschenherz. Ein Glockenschlag oder ein schriller Pfiff, die dunklen Silhouetten der Offiziere auf der Brücke. Sonst nichts Lebendes um sie.

Hin und wieder ein rotes Licht oder ein grünes in der Nähe, in Schweigen vorbeigleitend. Die Positionslaterne eines entgegenfahrenden oder eines eingeholten Schiffes. Weit, weit drüben das Leuchtfeuer einer der Friesischen Inseln. Dann wieder eine Schar dunkler Körper, die wie riesige Seevögel auf dem Wasser schwammen. Eine Fischerflottille, deren Wikinger Mannen auch der Sturm nicht abhalten konnte vom ewigen Kampfe der Menschheit ums tägliche Brot.

Stumm saßen die beiden nebeneinander. Jeder mit dem beschäftigt, was ihn bewegte. Der Sturm und die See machten das Reden schwer. Nur wenn ein neues Licht auftauchte oder das Schattenbild eines vorübergleitenden Schiffes, und sie mit der Hand darauf hinwies, beugte er sich zu ihr hinüber, um ihr zu sagen, was es war oder was er vermutete. Sonst ruhten ihre Augen gebannt auf der sturmgepeitschten empörten Meeresfläche, die sie umgab.

Dann glitt sein Blick wohl wie eine verborgene heimliche Anbetung, die er nicht zu äußern wagte, über ihr vom Licht des Rauchsalons beleuchtetes Profil.

Ein Frösteln überlief sie. Sie stand auf. Er auch. „Gute Nacht, Herr von Osten!" sie reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht, gnädiges Fräulein!"

Als sie auf der ersten Treppenstufe stand, die vom Rauchsalon hinunter zu den Kabinen führte, blickte Röding, der in Passarges „Adamaua" las, von seinem Buche auf. „Angenehme Ruh, gnädiges Fräulein!"

Auch von den anderen Tischen scholl ihr ein „Gute Nacht" nach. Sie wandte sich um. Freundlich lächelnd. „Danke! Gleichfalls!"

Alle sahen ihr nach, bis ihr schönes blondes Haupt verschwand.

„Patentes Frauenzimmer!" murmelte Schmidt, der Kameruner.

„Ach, lassen Sie sie man erst zwei Jahre an der Küste sein, dann geht es ihr ebenso wie den übrigen weißen Frauen und Mädchen, die draußen sind! Entweder sie geht auseinander wie ein Hefekloß, oder sie schrumpft zusammen wie 'ne alte Kieler Sprotte," bemerkte ein schnoddriger Lagosmann.

„Von wem reden Sie denn eigentlich, Landsberger?" fragte Röding scharf, von seinem Buche aufsehend und den Spötter funkelnd anblickend.

„Ick rede man so janz im alljemeinen, Herr Hauptmann!" erwiderte Landsberger, den Blick auf den Karten.

„Im allgemeinen? — gebe ich Ihnen vollständig recht!" sagte Röding langsam in ruhigem Tone. Er klappte sein Buch zu und ging noch einmal an Deck, um nach dem Wetter zu sehen.

Draußen stieß Röding auf Osten. „Osten, sind Sie das? Ich dachte, Sie sind schon längst in der Klappe! Lassen sich ja den ganzen Abend nicht sehen! Kriegen Sie denn den Anblick dieser Meergreisin See niemals satt? Bei Ihrem Metier müßten Sie doch den Anblick schon überdrüssig haben!"

„Es gibt Anblicke, deren man niemals müde wird! Aber Sie haben recht. Es ist spät!"

Osten stand auf. Des Kameraden brüske Rede hatte ihm einen Traum, ein Bild zerstört. Er hatte in Gedanken noch immer Sigrid Kreffentin neben sich im Deckstuhl gesehen. Jetzt folgte er Röding hinunter.

Die im Rauchsalon saßen noch vor einem letzten Kognak. Dann kam der Steward und drehte die Lichter aus. Mühsam, in schweigendes Dunkel gehüllt, wühlte der Dampfer seinen Weg dem Englischen Kanale zu.

„O Gott, wie ist diese Welt doch schön!" rief Sigrid bewundernd aus. Sie stand auf Monte, auf Funchal, an der Brüstung, die das Hotel nach dem Meere zu vom Abhang trennt. Wohlig halb und halb sehnsüchtig breitete sie unwillkürlich die Arme aus.

Die feinen Linien ihres jungen Körpers, ihres vornehmen Profils hoben sich scharf vom Blau des

Himmels ab, der wie eine fleckenlose riesige Glocke von wunderbarem azurnen Glase sich über Madeira und der See wölbte, deren tiefere Tinten am fernen Horizonte mit dem Blau des Himmels fast in eins zusammenflossen.

Von unten strömte der Duft von tausend tropischen Blüten herauf und über Sigrid hinweg zu ihren Rittern von der Tafelrunde, zu Röding, v. Osten, Gruseck und Albrecht, so daß es diesen fast schien, als ginge jenes Duften von ihr aus.

Sie hatte den Hut abgenommen. Nun lag die Sonne Madeiras auf dem duftigen blonden Haar.

„Ihr Haar brennt ja, Gnädigste!“ rief Röding.

„Nein, Funken sprüht es!“ berichtigte Gruseck.

„Sie irren beide!“ bemerkte Osten, „die Sonne webt eine Aureole um sie!“

„Wo?“ fragte Sigrid lächelnd und wandte sich nach den Sprechern um, während ihre beiden Hände nach ihrer Krone griffen.

In diesem Augenblicke sah sie aus wie eine griechische Amphorenträgerin.

Der Reiter und sein Pferd. Nach einer Zeichnung von Walter Spyrutschöck.

„Warte, Krause!“ murmelte der unter den Eichen erscheinende Schiffsarzt und knipste an seinem Kodack. „Jetzt hab' ich sie!“ fügte er zufrieden lächelnd hinzu.

„Was? Die Farben?“ fragte Albrecht, etwas neidisch auf den Doktor schielend.

„Nein, aber die Linien!“

„Gerade so, als ob sie von Madeira bloß die Umrisse geben wollten! Hier tun Farben alles! Sie gehören hierher!“

„Zur Landschaft! Da mögen sie recht haben! Eine griechische Göttin denke ich mir am liebsten in weißem Marmor!“

Albrechts Blick war währenddessen wiederholt über die riesigen Blumensträuße zu Sigrid hinübergeglitten.

„Ich meinte Blumen, Dottore! Blumen! lebendige, duftende Blumen! Nichts von Ihrer toten klassischen Kunst!“ Ein himmelnder, schwärmerischer Ausdruck kam in Albrechts Auge. Plötzlich erhob er seinen Kelch gegen Sigrid und rief mit etwas weinschwerer Zunge: „Der schönsten Blume an unserem Tisch!“

„Auf Madeira!“ verbesserte Gruseck, sich artig gegen Sigrid verneigend und dem Beispiel des Kameraden folgend.

„Und Kameruns!“ schlug Rödings Stimme keck dazwischen.

Auf der ganzen Welt! dachte Osten, indem er Sigrid schweigend ansah.

„O daß sie ewig blühen bliebe!“ zitierte Dr. Weiser, dem Albrecht mittlerweile zu Champagner verholfen hatte, mit etwas Abänderung, und ließ es unentschieden, ob er damit die Gefühle, welche die Offiziere für Sigrid beseelten, oder diese selbst meinte.

Alle tranken Sigrid zu. Osten machte die Nagelprobe und warf den leeren Kelch in weitem Bogen über die Brüstung.

Da entnahm Sigrid den auf der Tafel stehenden Sträußen die schönsten weißen Rosen und reichte jedem von ihnen eine.

Röding behauptete, daß sein Glück nicht vollständig sei, wenn Sigrid ihm die Rose nicht eigenhändig ins Knopfloch stecke.

„Sie wollen auch immer was im voraus haben vor anderen!" bemerkte Osten.

„Tu' ich auch!" erwiderte Röding.

„Womit wollen Sie das in diesem Falle denn begründen?" fragte Sigrid.

„Mit den verschiedenen Partien Schach, die ich nach der ersten an Sie verloren habe! Ich bin gewissermaßen ihr Opfer—tier! Und wie Sie wissen, bekränzte man in Rom die Opfer—tiere!"

„Sehen Sie?" sagte Sigrids auf den Kapitänleutnant gerichteter Blick, „das haben Sie davon!"

„Wir befinden uns aber nicht in Rom, sondern sind hier unter uns Deutschen!" widersprach Osten.

„Bitte! Wir befinden uns hier in einem Teil der lateinischen Welt!" beharrte Röding.

„Na, dann kommen Sie nur her!" befahl Sigrid lächelnd, Röding seinen Wunsch erfüllend.

Röding war in ausgelassener Stimmung. Er legte sein Taschentuch unter und sank mit einem Knie vor Sigrid auf die Erde, als sie ihm die Rose ansteckte. Die übrigen umstanden die beiden in einem gewissen feierlichen Schweigen.

„Dasch se sich ja kei Beischpiel an dieser Orgüh nähme, Frailein Schtöckli!" unterbrach plötzlich eine fette weibliche Stimme die Stille.

„Taceat mulier in ecclesia! Es schweige das Weib in der Kirche!" brummte strafend Dr. Weiser. Alle drehten sich um.

Die Stimme kam von Frau Flüli, der Missionarsgattin, deren umfangreicher Leib in glänzendschwarzem Seidenkleid steckte. Ihr Mann in ebenfalls schwarzem Gehrockanzug, der ihm durch die Jahre hindurch zu kurz geworden war, den hageren eckigen Kopf unter einem schwarzen, hohen steifen Hut, stand in demütiger Haltung neben ihr.

Fräulein Stöckli, die zukünftige Missionslehrerin, ein junges molliges Mädel, deren runde Glieder ihr dünnes gelbes Musselinkleid lebensverlangend füllten, hatte sich die Warnung der Missionsregentin durch einen sehnsüchtigen Blick zugezogen, den sie auf das Treiben der lustigen Gesellschaft geworfen hatte, als sie eben mit den Flülis heraufgekommen und dabei auf die Offiziere gestoßen war.

„I Gitt!" sagte Röding aufstehend und sich das Knie mit dem Taschentuch abwedelnd. „Finden Sie nicht, Herrschaften, daß es jetzt die höchste Zeit ist aufzubrechen?" wandte er sich an die übrigen. Er warf einen bezeichnenden Blick auf die Flülis, die sich am nächsten Tisch niedergelassen hatten.

„Sie haben recht!" sagte Dr. Weiser. „Auch Menschen machen eine Umgebung!"

Sie zahlten und fuhren in Schlitten über die eisglatte Pflasterung aus Millionen Steinchen in rasender Schnelle durch enge steile Gassen zu Tal. Durch Wolken von Duft von Rosen und Heliotrop ging die Fahrt, vorbei an Gärten, in denen des Blühens kein Ende war. Schwere Trauben und Bananenbündel hingen ihnen halb in den Weg hinein, sammetäugige Madrileninen winkten ihnen im Vorübersausen einen lachenden Gruß.

Der Atem verging Sigrid fast. Jeden Augenblick schien es, als müsse der Schlitten an einem Hause, das im Wege stand, an einer vorspringenden Mauer zerschellen. Immer im letzten Augenblick aber wußten die Lenker des Schlittens diesem eine Wendung zu geben, die sie haarscharf an dem Hindernis vorbeischießen ließ. So gab sich Sigrid bald dem Vergnügen mit ungestörtem Sicherheitsgefühl hin.

Albrecht, der Jüngste, saß neben ihr. Der Korbsitz des Schlittens faßte nur immer je zwei. Und da keiner der Herren dem anderen unbestritten den Vorzug lassen wollte, neben Sigrid zu sitzen, hatten sie mit Streichhölzern das Los gezogen und Albrecht war es zugefallen.

Einmal streifte Sigrids Blick ihren Nachbar. Da sah sie, wie der junge Offizier nur immer sie ansah mit traumseligem Blick.

„Was sehen Sie denn in einem fort nur immer mich an? Sie werden ja gar keine Erinnerungen an die Fahrt mitnehmen!" rief Sigrid Albrecht zu.

„O doch! Gerade!" rief der Offizier zurück. „Die schönste, die ich mitnehmen kann in die Kameruner Urwälder!" Er haschte nach ihrer Hand und küßte sie.

„Wo haben Sie denn nur heute Ihre gute Erziehung gelassen, mein Herr?"

Er lachte. „Wo ich meine gute Erziehung her habe?" fragte er, sie absichtlich mißverstehend. „Aus dem königlichen Pagenkorps! Wo es weder als Sünde noch als Mangel einer guten Erziehung gilt, einer Prinzessin die Hand zu küssen."

Der gute Junge, dachte Sigrid. Ihr Blick glänzte, als sie an ihre Tafelrunde dachte. Es waren doch wirklich prächtige Menschen, die sie da kennen gelernt. Unwillkürlich summte sie das Lied:

„Und siehst du die Mädchen frank
Und die Männer so frei,
Als wär' es ein adlig Geschlecht,
Gleich bist du mit glühender Seele dabei!" . . .

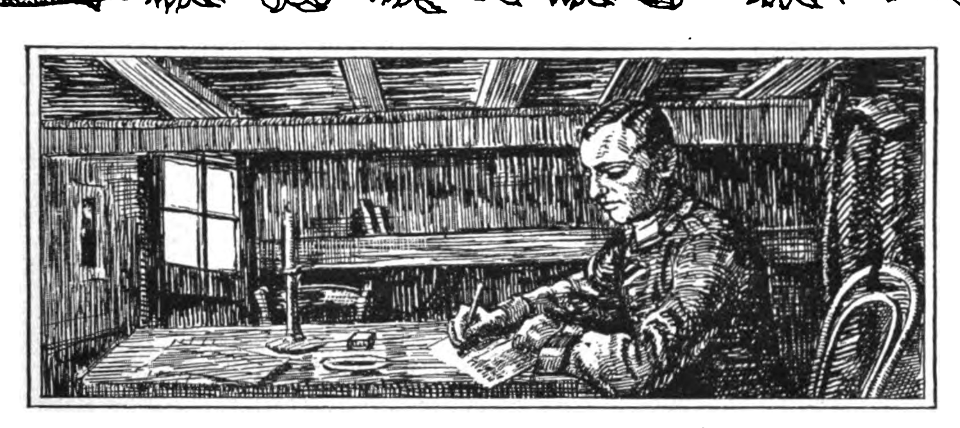
Da kamen sie unten an unter den schattigen Platanen der Promenade. Alle trennten sich hier von Sigrid, nur Osten bat, bei ihr bleiben zu dürfen.

Sigrid fürchtete, daß er ihr ein Opfer brächte. Sie bat ihn, sich doch der Gesellschaft der übrigen nicht zu entziehen. Sie fände sich hier schon ganz gut überall allein zurecht.

Ein bittender Blick aus seinen Augen traf sie.

Da wehrte sie ihm und sich nicht länger, sondern bat: „Dann lassen Sie uns hier auf eine Bank der Promenade setzen und die Musik der portugiesischen Militärkapelle anhören!" (Fortsetzung folgt.)





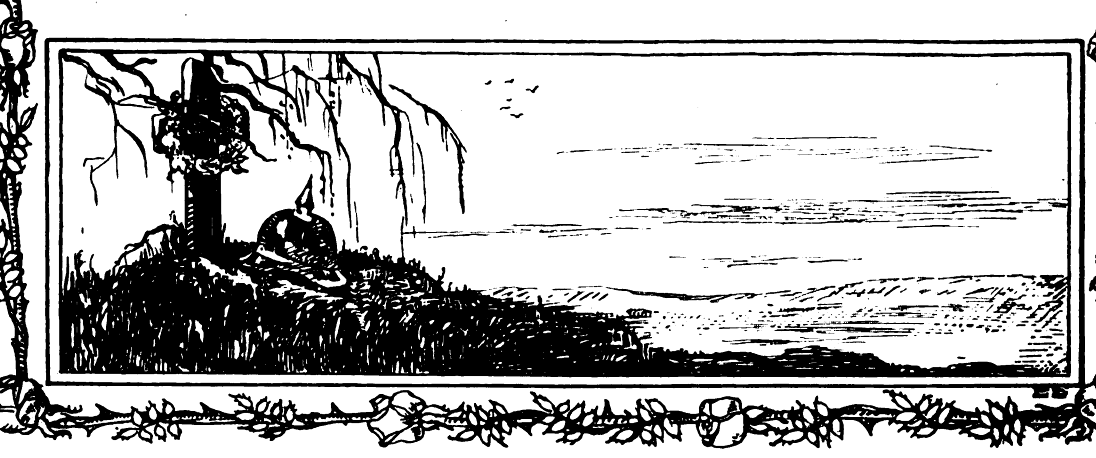
Ein letzter Brief aus einem Schützengraben.

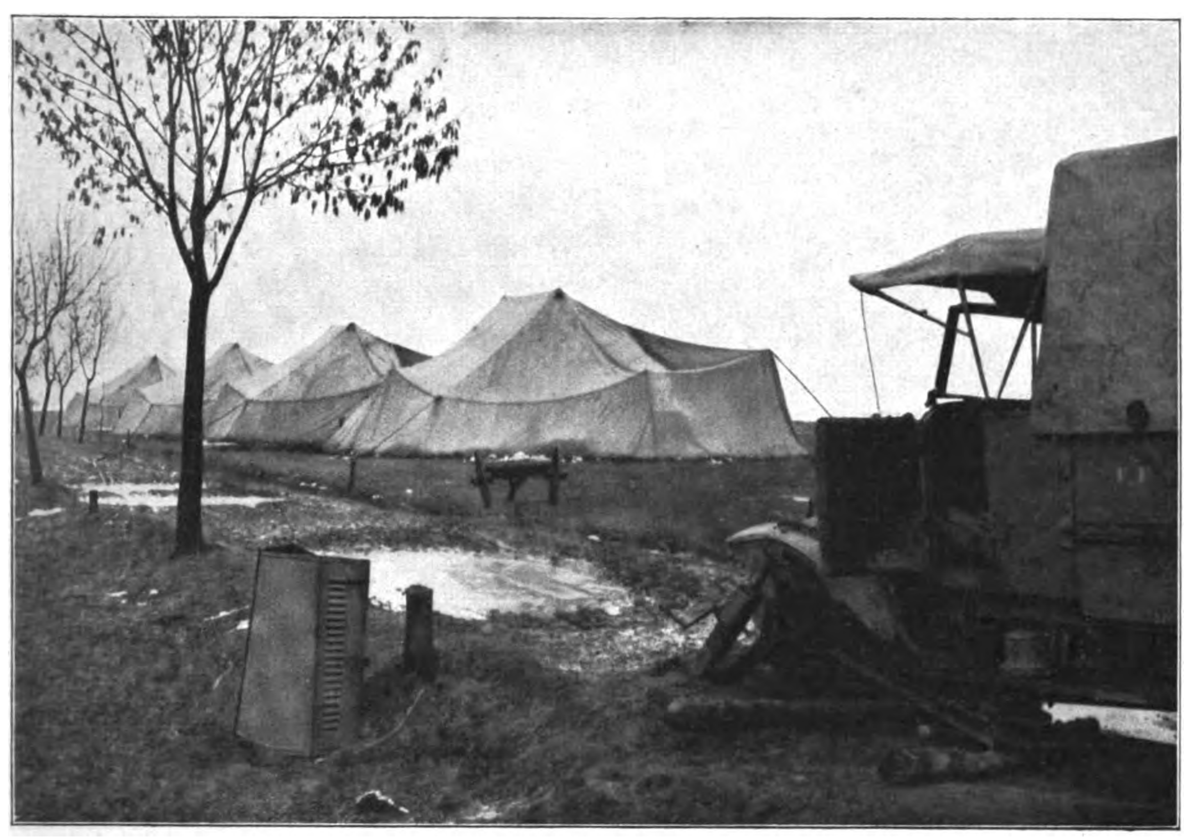
Von **Fr. W. v. Oestéren.**

In einer Stunde, gnäd'ge Frau,
— wir haben grad Befehl bekommen —
ist Sturmangriff. Im Dämmergrau
wird dann das Dorf vor uns genommen.
Genommen? Ja. Es mag die Zahl
der Feinde unsre überwiegen,
bei unserm Menschenmaterial
weiß jeder Offizier: wir siegen.
In einer Stunde, gnäd'ge Frau,
sag ich ade der schönen Erde;
ich fühle nämlich ganz genau,
daß ich beim Sturme fallen werde.
Ich schreib es hin mit fester Hand.
Uns allen, die wir deutsch sind, allen
ist's Ehre, Stolz, fürs Vaterland
auf blutgetränktem Feld zu fallen.
Und weinen Menschen, die man liebt,
dann auch daheim, in weiter Ferne,
ein jeder von den Unsern gibt
für einen Sieg sein Leben gerne. — —
Ich lieg mit meiner Kompagnie
bei S . . . im dritten Schützengraben,
den wir — ein stummes Schlößchen lieh
uns Möbel — ausgestattet haben
mit alter Zeiten Herrlichkeit.
So schreibe ich an einem Tische
aus bester Biedermeierzeit;
sonst herrscht noch der verschwenderische
Geschmack der Rokokozeit hier
in unsern Sitzgelegenheiten,
meine Kommode ist Empire,
und andres ist aus andern Zeiten.
Moderner Luxus ist das Licht
— elektrisch, wie Sie denken können —,
und auch an anderm fehlt es nicht,
das sich moderne Menschen gönnen.
So ließe es sich recht bequem
in diesem Erdenschoße träumen,
wenn Spuren nicht von Kot und Lehm
und Blut sich fänden in den Räumen.
Die bringen wir vom Kampffeld mit
— das läßt sich eben nicht vermeiden —,
und manchmal hallt hier auch der Schritt
des Todes, sieht und hört man leiden
und muß — — —
Verzeihung, gnäd'ge Frau,
ich wollte doch von andrem schreiben
und nichts aus unserm Höhlenbau.
Die Gegenwart soll ferne bleiben,
und in Vergangenes zurück
soll Sie und mich mein Schreiben tragen,
ein Stück zurück zu einem Glück,
das — — Nein, ich will es anders sagen.
Sie merken wohl, wie schwer mir's fällt,
wie zögernd mir die Worte gleiten.
Hat man vielleicht auch Mut im Feld
und weiß selbst Schlachten einzuleiten
und stürmt ein feindliches Verhau
mit gradem Schritt und ohne Zagen,
man weiß nicht immer einer Frau
so gradeaus ein Wort zu sagen
und schleicht ums eine dann rundum,
vermag den Mut nicht aufzutreiben.
Im übrigen — ich bliebe stumm,
müßt' ich es sprechen statt zu schreiben.
In einer Stunde, gnäd'ge Frau,
ist Sturmangriff. Dann werd ich liegen
im Nebelnaß und Morgentau;
und während unsre Braven siegen,
tu ich den letzten Atemzug,
voll Stolz, dem Vaterland zu dienen.
Doch wissen müssen Sie: mich trug
mein letztes Denken noch zu Ihnen.
Der Wunsch, daß Sie's erfahren, ist
der Vater dieser meiner Zeilen,
die, da man Menschen leicht vergißt,
wenn sie nicht mehr im Leben weilen,
Sie bitten sollen: „Der uns schrieb,
der möchte nicht vergessen werden.
Bewahr uns! Denn wir sind, was blieb
von seinem Herzen hier auf Erden."
Ja, gnäd'ge Frau, jetzt soll mich nicht
das lange Schweigen länger quälen;
es ist ein Sterbender, der spricht,
ein Toter wird Ihnen erzählen.
Ich frage heute: Wußten Sie,
daß ich Sie liebe — schon seit Jahren?
Verraten hab ich es wohl nie.
Ich werde ja auch nie erfahren,
wie Sie erwidern. Und Geleit
ins Dunkel, wenn sie mich begraben,
gibt mir als größte Dunkelheit:
was Sie für mich empfunden haben.
Sie müssen eins mir zugestehn:
daß ich stets treue Freundschaft hatte
nicht nur für Sie, nein, auch für den,
der Kamerad mir war. Ihr Gatte
hat mir vertraut und hat damit
mir meinen Urteilsspruch gesprochen.
Ich liebte Sie und schwieg und litt

Vertrauen hätt' ich nie gebrochen.
Als ich — drei Wochen sind es her —
dann Ihnen schrieb mit schwerem Herzen
und Kunde gab, daß er nicht mehr
am Leben sei, doch ohne Schmerzen
verschied, da hab ich nicht genau
und nicht gewissenhaft berichtet,
zum Teil verschwiegen, gnäd'ge Frau,
zum Teil vielleicht hinzugedichtet.
Das ist ja Wahrheit, Gott sei Dank,
daß er, mein Kamerad, Ihr Gatte,
als er, vom Blei getroffen, sank,
nicht lang und schwer zu leiden hatte.
Und Wahrheit ist, daß ich ihm auch
die Augen schloß, sobald sie brachen.
Doch was vor ihrem letzten Hauch
die Lippen Ihres Gatten sprachen,
verrat' ich Ihnen, gnäd'ge Frau,
erst heut in dieser letzten Stunde,
in dieser letzten Lebensschau.
Ganz leise kam's aus seinem Munde:
„Mein lieber Kamerad, hab Dank!
Du hast verschwiegen jahrelang
an einer Liebe schwer getragen,
die nichts dir schenkte als Entsagen,
warst tage-, wochenlang mit ihr
und hieltest dennoch Treue mir.
Ich hab's gewußt, ich hab's erkannt.
Jetzt sterb ich. Gib mir deine Hand!
Die ist es, der ich gern vertrau
die andre Hand, die meiner Frau.
Ergeht es anders dir als mir,
kehrst du zurück, so sage ihr,
sie traure nicht zu lang um mich,
ich möchte sie — Du — — Sie hat dich."
Ich suchte Worte, und ich fand
nicht eines, um mein Weh zu zeigen.
Da sank schon Ihres Gatten Hand,
sein Blick erlosch. Der Rest ist Schweigen.
Er also hat mein Herz durchschaut.
Und Sie?
Wie die Minuten eilen!
Der Morgen ist herangegraut.
Wann folgt der Tod wohl diesen Zeilen?
Ich lass' von meinem Burschen dann
den Brief zur nächsten Feldpost tragen.
Fing ich denn nicht zu sprechen an
vom Glücke aus vergangnen Tagen?
Doch, doch. Ich sah den Himmel blau
und sonnig oft in meinem Leben,
und dieses Leuchten, gnäd'ge Frau,
— von Ihnen ward es mir gegeben.
Daß mir vertrauensvoll Ihr Herz
stets sagte, was es grad bedrückte,
ob es nun Freude war, ob Schmerz,
war etwas, was mich tief beglückte.
Daß, bot ich Ihnen meinen Arm,
Ihr Leib so nah dem meinen rückte,
daß ich ihn fühlte — duftig, warm,
war etwas, was mich tief beglückte.
Daß alles, was mir schön erschien,
auch Sie begeisterte, entzückte,
und wir ihm gleichen Ausdruck liehn,
war etwas, was mich tief beglückte.
Sie blieben niemals teilnahmlos,
was immer mir das Leben brachte,
Sie waren — und dies Glück war groß —
ein Freund, der mit mir fühlte, dachte.
Sie sehen: Glück, vertausendfacht,
hat mir wie Sonnenlicht geschienen,
von Ihrer Freundschaft dargebracht.
Ich danke — danke — danke Ihnen.
Und tausend Dank für alle Qual,
die mir erwuchs aus dem Entsagen.
Ich weiß jetzt wirklich nicht einmal:
hab ich denn schwer daran getragen?
Hab ich gelitten? Fühlte ich
in meiner stummen Liebe Qualen?
Wenn ich bejahe, dünkt es mich,
so werd ich lügen oder prahlen.
Nein, alles Leiden, Stück um Stück
und Tag um Tag — es war nicht Leiden,
es war mein schönstes, hellstes Glück.
Wer kann die Grenze unterscheiden?
Es gibt ja nur ein einz'ges Reich
für alle Wonnen, alle Schmerzen.
Wer unterscheidet sie da gleich
und gibt sich Rechenschaft im Herzen?
Heut steh ich auf des Lebens Höhn,
die nur die Sterbenden erreichen,
und weiß: die Qual war wonnig-schön
und groß mein Glück.
Alarm. Das Zeichen
zum Sturm. Nun auf aus unserm Bau!
Ein „Ave morituri" schalle!
Leb' wohl, Du heißgeliebte Frau!
So darf ich sprechen. Denn ich falle,
und das ist gut. Denn sieh, ich glaub,
Du liebst nicht mich, Du liebst den andern.
Nein, nein, mich liebst Du. Bitte, raub
das letzte Glück im letzten Wandern
nicht dem, der sterben will und muß
voll stolzer Freude! Von uns allen
wird keiner — —
Nimm noch diesen Kuß
im Geist und — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Absender gefallen.





Eine deutsche Fliegerstation bei Sochazew in Russisch-Polen. Vorne rechts auf der russischen Straße ein zusammengebrochener Lastkraftwagen. Phot. Boedecker.

Fliegertod.

Ein Erlebnis auf dem östlichen Kriegsschauplatz.

Bei D. in Russisch-Polen befindet sich unter einer riesigen, uralten Esche ein frisches Grab. Ein schlichtes, schmuckloses Soldatengrab. Ein geborstener Propeller lehnt sich an ein rohgefügtes, birkenes Kreuz, dessen Querholz, umschlungen von einer deutschen Offiziersfeldbinde, den Namen eines sehr bekannten Offiziersfliegers trägt.

Sie haben den blonden, jungen Leutnant alle liebgehabt.

Mir aber war er der einzige Kamerad, der stille Tote!

Wir zwei hielten seit Kriegsbeginn in Not und Gefahr treulich zusammen. Er war Flugzeugführer, ich war sein Beobachter. Sicher fühlte ich mich in jeder Sekunde, wenn ich seine geschickte Hand am Steuer wußte. Mochte uns der Tod in einsamer Höhe flammend entgegenzucken, ich wußte, er würde den Apparat durch die Gefahrzone hindurchbringen. Sieben Monate lang teilten wir in West und Ost ehrlich die Freude des Erfolges, bis ihn eine Kugel ereilte. Und er starb so, wie er es sich immer gewünscht hatte: die Höhe brachte ihm den Tod. Stolz und mutig, ein echter Held, sah er ihm entgegen; seinem Andenken seien die nachstehenden Zeilen gewidmet.

Wir hatten den Auftrag erhalten, feindliche Stellungen im polnischen Festungsgürtel festzustellen. Es mußte ein langer Flug werden, über dessen Gefährlichkeit wir uns nicht unklar waren. Frühmorgens gegen acht Uhr stiegen wir auf. Der hundertpferdige Albatrosdoppeldecker hatte Betriebsstoffe für mindestens sechs Stunden an Bord. Außerdem einen Vorrat von Abwurfmunition. Über beschneite Felder, schneebedeckte Wälder ging der Flug ostwärts. Tief unten das vom Kriege verheerte Land. Brandruinen ragten dort, wo sonst friedliche Dörfer lagen. Verbrannte und zerschossene Kirchen streckten ihren Turm zum Himmel. Nichts, gar nichts verriet, daß hier noch vor Monaten Menschen gelebt und geliebt, Kinder gewiegt und das Feld bestellt hatten, ehe die Granaten hier heulten.

Wir überflogen unsere Schützenlinien, passierten die einzelnen, vorgeschobenen Feldwachen. Unbeweglich saß mein Kamerad am Steuer, als er die Maschine in die Höhe zog, um gesichert die Linien der Feinde zu überfliegen. Wohl wurden wir mit dem Salvenfeuer russischer Batterien bedacht, doch wirkungslos barsten die Projektile unter uns. Mein Kamerad beugte den frischen Jungenkopf zu mir vor und schrie mir etwas zu. Er lachte. Und so habe ich ihn noch ein letztes Mal auf die photographische Platte gebannt.

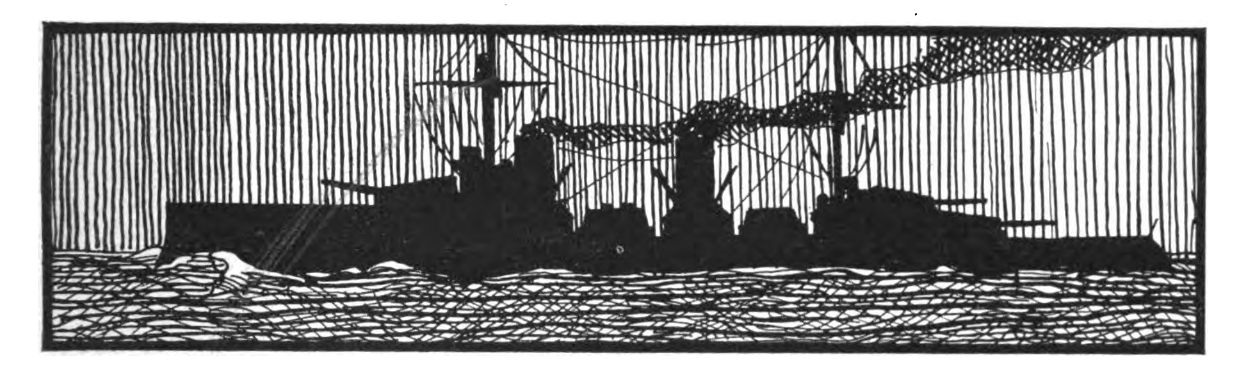
Das Wetter wurde böig. Wie ein schlingerndes Schiff stampfte der Albatros im Wind; hob sich, senkte sich. Vor uns stieg leuchtend der Sonnenball in die Höhe. Ihm entgegen ging unser Flug. In großen Ringen von Licht brauste die Schraube, klingend sangen die straffen Drähte. Der Leutnant drosselte den Motor, gehorsam senkte sich die Maschine. Wir näherten uns unserem Ziele. Russische Erdwerke wurden deutlich. Klar ließen sich schwerfällige Geschütze in Zickzackgräben unterscheiden. Dann ein großes Fort, dessen Kasemattengänge sich vor uns enthüllten; Flatterminenfelder und Drahtverhaue, Wolfsgruben und täuschend nachgeahmte Scheinstellungen nahm das Auge wahr, hielt die photographische Platte in allen Einzelheiten fest. Maschinengewehrfeuer peitschte uns entgegen. Der Führer zog das Steuer wieder an und ließ die Maschine steigen. Einundeinehalbe Stunde lang flogen wir

wohl die Gürtellinie entlang. Ich machte die Munition klar zum Abwerfen, und mein Kamerad hielt sich unbeirrt durch das lebhafte Feuer nahezu lotrecht über den feindlichen Positionen. Eine Bombe nach der anderen traf ihr Ziel. Knatternd entfalteten sich die langen schwarz-weiß-roten Wimpel, die an jedem Geschoß befestigt sind. Rauch und Feuer stiegen bei jedem Aufschlag auf. Freilich wurde auch unser Zweidecker durch den Luftdruck der berstenden russischen Schrapnells wie ein Spielball nach oben und unten, nach steuer- und backbord geworfen. Mitunter rutschte er um Beträchtliches seitlich oder nach hinten ab, allein der geschickte Führer wußte ihm immer wieder das Gleichgewicht zu geben. Einzelne Schrapnellkugeln verirrten sich tatsächlich bis zu uns, beschädigten die Tragflächen und leckten den Kühler. Das war unheilbringend. Gar bald empfanden wir den Mangel an Kühlwasser im Motor und mußten die Rückkehr mit gedrosselter Maschine antreten. Wir befanden uns bereits über den russischen Linien, als zwei große, schnelle Eindecker vom russischen Nieuporttyp mit Umlaufmotoren auf uns zuschossen. Vergebens versuchte mein Kamerad, die Maschine in die Höhe zu schrauben, jedoch entwickelte der Motor nicht mehr die genügende Kraft. Also so schnell als möglich in den Schutz der deutschen Linien. Die beiden Russen aber verlegten uns den Weg und überflogen dann unseren Albatros in etwa 100 m Höhe. Jeden Augenblick erwarteten wir die niederfallende Bombe. Aber nichts erfolgte. Die beiden Eindecker beschrieben vielmehr einen großen Bogen und lagen dann mit uns in gleicher Höhe. Und nun nahmen wir zwei wahr, daß sie Maschinengewehre führten. Der eine Eindecker blieb uns zur Rechten, der zweite suchte uns den Weg nach vorn zu verlegen. Deutlich konnte ich sehen, wie sich die beiden Maschinengewehrschützen erhoben, um das Feuer zu beginnen. Da legte der Leutnant den Doppeldecker steil in die Kurve, ich stand auf, riß den Karabiner an die Schulter und schoß auf den Eindecker vor uns. Ich muß ihn getroffen haben, denn er bog, noch ehe er das Feuer eröffnet hatte, ab und ging zur Erde. Nun aber feuerte der andere. Die Kugeln durchschlugen unsere Flächen und das Fournier des Rumpfes. Ich selbst erhielt einen Schuß in den Helm, doch blieb die Kugel in den Stahlspänen stecken. Der Russe war uns auf ungefähr 30 m nahegekommen und gegen 10 m höher. Auch mein Leutnant zog nun die Pistole und schoß. Einmal, zweimal. Als ich mich wieder zu ihm umwandte, lag mein Kamerad bleich, mit halbgeschlossenen Augen in seinem Sitz. Blut entströmte einer Brustwunde. Seine Hände hielten das Handrad fest. Ich versuchte, über die Lehne meines Sitzes hinweg das Steuer zu fassen. Er richtete sich mühsam auf und winkte ab. Und dann, noch immer über den russischen Stellungen, setzte er zu einem so flachen Gleitflug an, wie ich ihn noch nie erlebt. Ohne Schwankungen, meisterhaft gesteuert, glitt das Flugzeug zu unseren Linien hinüber. Von den Russen blieben wir unbehelligt. Der Nieuporteindecker wendete nach rückwärts. Ganz sacht schwelte der Albatros bei den deutschen Vorposten aus, behutsam setzte er auf und rollte mit ein wenig Gas. Bei jener alten, mächtigen Esche stand er. Ich sprang, Karte und Kamera geborgen, heraus und suchte meinen braven Kameraden zu stützen. Es war nicht mehr nötig. Der blonde Leutnant war tot. Ein Brustschuß und ein Unterleibsschuß hatten ihn getötet. Die Rechte hielt noch das Steuer, die Linke lag noch am Gashebel.

Wir haben ihn unter der einsamen Esche begraben. Das blutbetropfte Steuerrad aber habe ich mir aufgehoben. Es wird mich nach Jahren noch erinnern an den „guten Kameraden, einen bessern find ich nit“!



Ein deutsches Massengrab bei Tannevoux (Verdun), in dem sieben Offiziere und 218 Mann ruhen.



Wir kommen!

Eine Skizze von der Nordsee. Von Wilhelm Schreiner.

Endlich! „Schleuse von allen passiert!" — „Als Letzter?" — „Blücher!"

Höchste Zeit, „denn der Morgen soll uns weit draußen finden. Im Westen. Genaues weiß niemand". In der Jade, klumpig und schwarz wie die Wasser, zog das Kreuzergeschwader mit „Seydlitz" als Flaggschiff, achter ihm die drei anderen Panzerkreuzer, vorauf die Aufklärungsschiffe und die schwarzen Husaren. Die konnten doch noch einigermaßen anständig fahren, aber die „Großen" mit ihren 8,2 m Tiefgang! Denen langte es nur zum Schneckentrott, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, im engen Fahrwasser aufzusetzen. Im Schneegestöber sind die Lichter von Wilhelmshaven schon bald gestorben; die Jade liegt dunkel, keine Leuchtfeuer weisen mehr den Weg, keine Boje bezeichnet die Fahrrinne, da heißt's die Augen offen halten... wenn nur das Schneetreiben aufhörte... kaum hundert Meter weit ist Sicht. Die Flocken setzen sich in Haar und Bart und leise bahnt sich manch kühles Gerinnsel den Weg hinter den hochgeklappten Kragen, alles quatscht und trieft... zur Kreuzfahrt fast das vorgeschriebene Wetter. — — —

Plötzlich schert der „Seydlitz" erst nach Backbord, dann nach Steuerbord und wieder Backbord... wie ein Schlittschuhläufer, der die ersten Studien macht. Aber die innere Minensperre ist glücklich durchquert. Die achteren Kreuzer fangen nacheinander dasselbe Spiel an. So! Das ging gut. Die Bewegungen des Schiffes werden stärker, je näher die See ist. Nach einer Weile wieder dieselben Manöver: die zweite Sperre! Hier sank am 4. November der „Yorck" über einer unserer eigenen Minen. Im Nebel. Er liegt mitten im Fahrwasser, darum doppelte Vorsicht!... Der Flockenfall hat aufgehört, gegen Westen zu brechen Sterne aus dem winterverhangenen Gewölk. Wie eine Zange greift, kaum eine Seemeile entfernt, die Schillighörn ins Watt hinein.

Das Geschwader hat die Außenjade erreicht; etwas wird die Fahrt erhöht, aber nur für kurze Zeit, denn die schmale Fahrrinne zwischen Jadeplatte und Roter Grund, wo sonst das Außenjade-Feuerschiff die Richtung wies, macht sorgfältiges Navigieren nötig... Dann ist breite Straße, da sich Weser und Jade vereinigen. Die Geschwindigkeit wird auf 20 Seemeilen gesteigert. Westkurs! Stampfend und schäumend hinein in die Nacht! Wir kommen! — — —

Kapitänleutnant Karsten gab die Wache ab und zog sich für den Rest der Nacht in die Kabine zurück; der Mensch braucht Ruhe, um wieder ganz seeklar zu werden nach solch einem Tage wie gestern, weil er sich sonst ausgibt wie ein Akkumulator. Erst recht der Offizier in der Front... aber die Ruhe kam nicht... ach, das Getöse im Schiff, das machte nichts aus... da konnten sie schon eine Kanone neben ihm abfeuern (die Frage war, ob das ihn stören würde), ehe er... aber heut; die Gedanken, die immer wieder um das Morgen herumschwärmten, wie Bienen um ihre Königin! Morgen!... Niemand wußte, wo sie morgen sein würden... ach, quatsch! jeder wußte das... drüben würde man sein... gab ja nur noch ein Drüben! Wär's nur erst so weit!...

Unsanft warf ihn ein starker Stoß gegen die Wand der Koje, eine plötzliche Schwenkung oder was es gewesen sein mochte... nun döste er doch ein wenig... wieder ein Stoß... ja ja... 's war schon grad wie damals, als sie zum erstenmal „rüber"fuhren... frühmorgens am 3. November... im Nebel... immer Zick—zack... vor der englischen Küste durch das Minenfeld... wo die Fischer noch glaubten, sie wären Engländer, und... winkten. O, die Batterien von Yarmouth waren bald still... und... die Vettern auf Kreuzern und U-Booten hatten bald die Nase... haha... und beim zweitenmal war's noch schöner, wie unter dem ersten Schuß die ganze Signalstation weggefegt war, ehe noch die Engländer ihren bunten Fetzen hatten hochhissen können... im Frühlicht des 16. Dezember war's... und dann Salve auf Salve, bis die Befestigungswerke von Scarborough in Trümmern lagen... hat nicht lange gedauert. Zurück, durch die feindliche Postenkette!... ein Seemannsstück! Und... war das eine See an dem Tage... als ob sie sich mit ihrer ganzen Majestät zeigen müßte. Ein Wogen und Wallen, hei, und ein Gischt! Selbst der große „Seydlitz" steckte seine Nase tief in die Wellen... und stampfte... und... wiegte... a—u—f... a—b... a—u—f... a—b...

— —

Der 24. Januar wird Sonne bringen, die Luft ist sichtig, der Himmel wolkenlos klar, die See stark bewegt. Das Geschwader marschiert in Kiellinie, rechts rangiert, hinter „Seydlitz" die Panzerkreuzer „Moltke", „Derfflinger" und „Blücher". Die Flankendeckung achteraus bilden „Graudenz" und „Rostock", voraus sichern zwei andere Kleine Kreuzer in Steuerbord und Backbord mit einigen Torpedobootsdivisionen; so schützt ein Netz von leichten Einheiten das Geschwader vor Überraschungen. Die Marschgeschwindigkeit ist hoch. — — — — — —

... Backbord voraus, am weitesten nach Südwesten, hält die schlanke „Kolberg" Wacht. Noch kämpft der Morgen mit der Nacht. Da blitzt für Sekunden überm südwestlichen Horizont ein Lichtschein... denen nicht entgangen, deren Augen auf der Brücke droben für das Geschwader wachen... jetzt zeigt schon das Glas einige vage Umrisse... Bugwasser... einen Mast... zu seiten quirlende See, und, nur soeben sichtbar, dünnen Rauch über dunklen Flecken, hart am Horizont...

„Klar Schiff!" ... „Klarrrrrrrr ... klarrrr ... rrrr" ... rasselt der Wirbel durchs Schiff. „Möchte wetten, es ist die ‚Arethusa' mit der dritten englischen Zerstörerdivision." — „Werden's bald wissen. Buggeschütze, klar zum Feuern!"

Die „Arethusa" antwortet nicht gleich, die dunklen Zerstörer spritzen auseinander, damit sie nicht im Schußfeld bleiben (wäre auch etwas ungemütlich für sie); dann kommt der erste Gruß. Wir haben uns bald eingeschossen, nach jedem Treffer, den die Wanten der „Arethusa" zeigen, visieren die blitzenden Augen der Geschützführer doppelt so scharf und vergnügt über die blanken 10,5-cm-Geschütze ... und die Schüsse sitzen! Nach kaum halbstündigem Feuergefecht dreht der Gegner nach Südwesten ab, die „Kolberg" bleibt ihm auf den Fersen ...

In den Antennen summen die Funken, die Meldung zum unsichtbaren Geschwader. Es geht auf acht ... und vom Flaggschiff kommt Antwort: „Sammeln!" — „Na? Was war da los? Sammeln? Also kehrt. Nach ONO. zurück zum „Seydlitz"!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Unwirsch warf sich im Halbschlummer Kapitänleutnant Karsten herum. „Rrrrrrrrrr" ging's los neben ihm. Das alte Luder von Wecker! Hatte ihn wieder viel zu früh ... „Rrrrrrrrr ... rrt ... rrt ... rrt ..." Das! Mit einem Satze war er hoch ... Wahrhaftig ... jetzt auch Trompetensignal ... Das war „Klar Schiff!" Raus!

Fünf Minuten später betrat er die Kommandobrücke. Unerwartet, denn sein Dienst begann erst um neun. „Quatsch, Dienst", kriegte sein Freund Keller zur Antwort, der ihn an der Treppe empfing, „meinst, ich ließe dir den Vortritt, wo so schon so selten was los ist! Nee, min Sähn! Aber nun sag', wat geit et?" Scherzend fiel er in seinen heimischen Dialekt. Heinz Keller zeigte ihm die Morsestreifen ... „Da, der kam zuerst: ‚Kolberg Gefecht mit feindlichem Kreuzer und Zerstörern, dränge den Gegner nach SW. ab' ... und kaum zwei Minuten später die Meldung von der ‚Stralsund': ‚Steuerbord voraus acht große feindliche Schiffe!'" — „Na und?" — „Die Fühlhörner werden schon eingezogen, die Aufklärer fallen auf das Geschwader zurück ... der Chef ist übrigens droben ... ich verschwinde in die Funkenbude ... Heil!" — „Und Sieg!" ... Karsten meldete sich und trat auf seinen Posten als Manöverieroffizier. Das Geschwader lag noch auf Westkurs. WNW. Eben tauchten am Horizont die zurückkehrenden Kleinen Kreuzer auf mit ihren Begleitschiffen, aus SSW die „Kolberg", aus dem Nordwesten die „Stralsund". Vom Feind war nichts zu sehen.

An der Leine flattert Buntzeug auf und nieder ... die Kreuzer gehen nach Backbord reichlich näher an die deutsche Küste heran, mit Kurs nach Südosten ... Karsten gibt die Befehle für das Ruder an den Rudergänger vor dem Kommandoturm weiter: „Ruder Backbord!" ... und langsam schwenkt der „Seydlitz" aus der Marschrichtung NW auf Gegenkurs um nach SO. In seinem Kielwasser schwenkt das ganze Geschwader. Mancher Signalgast macht verwunderte Augen. Alle wollen sie so gern an den Feind heran, und nun geht's auf einmal wieder heimwärts. Warum? Warum?

Aber Karsten hat verstanden. Und schmunzelt beim erstaunt fragenden Blick des Rudergängers. „Seydlitz" sowohl als „Moltke" haben ein Bugfeuer von je sechs schweren Geschützen, aber ein Heckfeuer von je acht Geschützen des gleichen Kalibers; ist also bei diesem neuen Kurs die Möglichkeit gegeben, vier 28-cm-Geschütze mehr ins Feuer zu bringen ... und außerdem ... sollen wir hinter den Engländern herlaufen und warten, bis sie von ihrer nahen Basis noch mehr überlegene Kräfte heranziehen, eher haben wir die Pflicht, das zu versuchen; je näher der eigenen Flottenbasis, desto größer die Chancen des Sieges ... dazu bei diesem Wind und dieser See ... ja, ja, das ging freilich den biederen Friesenschädeln nicht ein ... „Kinder, die Engländer müssen's ausfressen, macht euch keine Gedanken."

Hinter ihm im Kommandoturm hörte er die ruhige Stimme des Geschwaderchefs, des Konteradmirals Hipper. Durch den Sehschlitz konnte er von außen erkennen, wie der Admiral den Turm verließ ... nun ging er mit großen Schritten bis an den weit ausladenden Platz der Signalgäste in Steuerbord, dort stand er mit dem Stab, die Gläser kamen nicht von den Augen, erregt tauschten sie Worte, die Karsten bis zu seinem Platz nicht mehr hören konnte ... Da winkte ihn sein Kommandant heran, er kannte seines Kapitänleutnants gute Augen ...

... Karsten hatte das Glas vor den Augen und sah ... aber er traute seinen Augen nicht recht ... es waren fünf große Panzerschiffe ... aber wie kamen die in den Südwesten nach Steuerbord ... „Stralsund" hatte sie doch vorher im Norden signalisiert ... seine Gedanken jagten sich, während er in scharfer Beobachtung des Rätsels Lösung suchte ... hinter sich hörte er die Vermutung, es seien die Einheiten, denen „Kolberg" auf den Fersen war ... Unsinn ... da! nun machte das vorderste Schiff eine kleine Wendung nach Steuerbord ... Wie ein Blitz erfaßte Karsten den Schattenriß, der sich ihm bot ... „Steuerbord achteraus fünf feindliche Panzerkreuzer, vorderstes Schiff: Lionklasse!" — — —

... Also führten die da drüben 34-cm-Geschütze; unser stärkstes Kaliber ist 30,5 cm, die hat nur der „Derfflinger", die anderen als schwerste Artillerie 28-cm-, und der „Blücher" gar nur 21-cm-Geschütze ... An Mittelartillerie zwar werden wir überlegen sein, aber der Engländer wird sehr auf der Hut sein, daß er nicht so nahe herankommt, daß ihn unsere Mittelartillerie erreichen könnte ... Die Entfernung mochte jetzt etwa 12 Seemeilen betragen. Die Uhr zeigte Zehn.

Der Feind kommt nicht näher, aber er sucht immer mehr nach Süden auszuholen, um uns von der Küste abzudrängen und unseren Weg in die deutsche Bucht zu verlegen. Der Gegner läuft mindestens seine 28 Knoten, wir bringen's höchstens auf 25, sonst bleibt der „Blücher" zurück. Langsam laufen uns die Gegner auf ... gegen 10¼ Uhr fällt der erste Schuß, drüben ... auf 18 km Entfernung ... Aber erst bei 16 km langt's bis zu uns her ... Inzwischen haben wir Formationsänderung vorgenommen, damit jedes einzelne Schiff seine Bestückung mehr ausnutzen kann: „Staffel Backbord achteraus ..." Der Gegner antwortet mit dem gleichen Manöver ... Nun kreuzt sich Lage auf Lage ... dazwischen immer kurze Pausen. Der Erfolg muß festgestellt werden ... wir können zufrieden sein ... Unsere 28-cm-Granaten pflügen blutige Bahn ...

Die Brücke ist leer, das Schiff wird vom Turm aus gelenkt, auch das Ruder ... Karsten steht im engen Turm am Rudertelegraphen ... Draußen krachen die Salven unaufhörlich ... hier innen arbeiten die Hirne fieberhaft, hier laufen alle Meldungen des Geschwaders zusammen ... gute und ... „‚Blücher' funkt: Maschinenhavarie"! Na! ... also stopp, wir können ihn nicht zurücklassen ... Die Geschwindigkeit wird verlangsamt ... doch doppelt erbittert brüllen unter uns die Turmgeschütze ... unablässig wendet der Kommandant das Schiff, um nacheinander alle, auch die oft feiernden Backbordgeschütze, ins Feuer zu bringen ... Immer mehr verringert sich schließlich die Entfernung ... Vor unseren Sehschlitzen sprühen die Flammen aus tapferen Rohren ... und donnernd wälzt sich das Krachen über die See ... — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Seegefecht.

Nach einem Gemälde
von Gustav Romin.



Es war Hohlebbe und vom Ostfort sah man weithin das Watt aus den Fluten tauchen. Borkum-Reede stand hoch aus dem Wasser, und auf die Hohe Hörn in nächster Nähe stießen mit hungerndem Schrei die Möwen in Scharen auf der Suche nach Kleintieren. Vor den Kasematten hatten sich's die Artilleristen bequem gemacht in der schon wieder wärmenden Sonne; hier merkte man noch, daß Sonntag war. Und erst gar die, die ins Dorf fahren durften, um die Feldpost zu holen. Das bißchen Pumpen auf der Dräsine war bei den Aussichten der reine Sport, und Siebo Hickmann fing schadenfroh beim Abfahren den beneidenden Blick auf, den ihm sein treuer Hannjörg zuwarf. Er glänzte allerdings auch herausfordernd übers ganze Zifferblatt. Aber warum auch nicht? Erstens kam man mal wieder aus den Löchern heraus, in denen sie lebten wie die Dünenhasen, zweitens holte man Feldpost und drittens konnte man, während Leutnant Franke auf der Kommandantur war, mal grad nebenan zu Tante Quast springen, wo Hans Voget hauste, mit dem er zusammen in so manchem Semester die schwarz-weiß-goldenen Farben trug. Der als Festungsgeistlicher hatte gewiß auch seit ein paar Tagen schon wieder einen neuen Hallenser Kriegsrundbrief, der zu ihm selber reichlich drei Tage länger brauchte für gewöhnlich ... na also! ... Derweil hatten sie schon die Möwenkolonie hinter sich und umfuhren in weitem Bogen das Ostland; ja wenn man ordentlich anpackte, lief die alte Karre ganz anständig auf dem schmalspurigen Strang der Dünenbahn ... „Halt!" befahl da Leutnant Franke. „Hört ihr nichts?" ... Alle horchten gespannt nach den Dünen zu, wohin des Leutnants Arm wies. Ja wahrhaftig, da war was ... „Mbu mbu ... bummm ... bumumm ..." wie fernes Knurren und Bellen ... Das kam von See. „Vorwärts, schnell bis zur Jägerhütte am Muschelfeld!" Und sie fuhren noch einmal so schnell. Im Nu standen sie mit ihrem Leutnant auf den Dünen droben. Hier war's ganz deutlich zu hören, im Nordwesten, da, wo das Muschelfeld von den weißen Kämmen begrenzt wurde und die See wie ein silbergrünes Band sich vom Himmel schied, da herüber kam's ... dumpf ... aber immer lauter ... „Wummm—wummbumm—bumm ... rumbumbumm ... bum!" Auch in den nahen Batterien ward es lebendig. In eilender Fahrt kamen sie ins Dorf, die Dünen zur Rechten waren schon gekrönt von Kameraden und Borkumern ... Leutnant Franke verstand den bittenden Blick der Leute, schon in der Tür der Kommandantur rief er ihnen noch zu, sie dürften hin und sehen. „Aber in einer halben Stunde, um 11 Uhr, geht's wieder nach Hause!" Jetzt fragte Siebo nichts danach, wo er wohl Voget treffen könnte. Sprung ab, marsch marsch ging's zur Rettungsstation; dort ist der weiteste Blick. Heftig erregt standen sie schon zu wenigstens dreißig da droben auf den Backsteinfliesen, über die die Gleitbahn des Rettungsbootes zum Strande läuft.

Immer lauter ward der Geschützdonner im Nordwesten. Es wunderte einem fast, daß nicht die See da hinten, woher der Ton zu kommen schien, hoch aufwallte und schäumte. Gebannt lagen die Blicke am Horizont. Sicherlich war das eine Entscheidungsschlacht ... Das konnte aber ein anderer wieder dementieren, der geheimnisvolle Beziehungen zur Funkenstation zu haben sich rühmte. „Es ist nur 's Kreuzergeschwader draußen heut"! Jedenfalls war's aber was Besonderes! Ja. Zweifellos. Klar. Wenn's nur gelänge, den Feind unter die Batterien von Borkum zu locken. „Tja, dor up waarten se man bloß nur! und wie liebkosend liefen seine Augen nach rechts hinüber, wo die Beobachtungstürme der nächsten Batterie mit ihren Sehschlitzen lauernd über den Dünenrand lugten ... Mit kurzen Pausen kam der Schall über die Wogen, erbittert anschwellend, wenn der Wind günstig stand.

Unten am Strand brachen sich ruhig die verlaufenden Wasser der Ebbe ... oder kam die Flut schon wieder? Die Buhnen standen weit ins Meer hinein noch trocken. Niemand ward des Spähens müde, solange so unvermindert der Donner vom Nordwesten her rollte. Einige aber behaupteten steif und fest, so um Uhre acht früh hätten sie schon mal donnern hören, eine Viertelstunde lang höchstens und ganz leise, denn der Wind sei da noch anders gestanden als jetzt. Deutlich konnte man jetzt gar ab und zu einzelne Salven unterscheiden.

Plötzlich gingen die Köpfe herum. Und die Hände vor die Augen, zum Schutz gegen die Sonne. Hoch droben schimmerte der schlanke Leib des Emdener Zeppelin im Sonnenglast wie ein Silberfisch. Geräusch der Schrauben kaum zu hören ... hoch und still zog er seine Bahn ... aber schnell wie ein Pfeil ... dem Donnern entgegen. Jauchzend grüßten ihn die Harrenden auf Borkum ... Dann verschwand er im fernen dunstigen Blau ...

(Schluß folgt.)

Luftkreuzerfahrten.

Heil Zeppelin! Von Ikarus.

Wer hat nicht neulich mit einem Aufatmen der Erleichterung die sarkastisch verheißende Mitteilung unserer Heeresleitung gelesen, man habe, um die Antwort auf die Untaten französischer Flieger in Schlettstadt eindringlicher zu gestalten, sich veranlaßt gesehen, auf Festung Paris und Knotenpunkt Compiègne durch Luftfahrzeuge „einige schwerere Bomben" abzuwerfen. „Schwerere Bomben" — es klingt so steigerungsfähig, und an den Verwüstungen im Festungsgürtel von Paris mag sich am besten abmessen lassen, wie denn später die „schwersten Bomben" wirken werden. Denn durch die üblichen offiziellen Meldungen von dem angerichteten geringfügigen Schaden läßt sich heute kein Kind mehr täuschen — auch bei Scarborough und an den Dardanellen marschierte die Wahrheit langsam, aber sie kam doch zutage. Besseren Einblick in die Wirkung einer solchen „Seppelain-Visite" gibt der einmütige Wutschrei der Pariser Presse, der Schrei nach den versprochenen Abwehrmitteln. Man darf's ja abwarten, ob die französischen Flieger das nächstemal mehr Eile haben werden, sich den Geschützen der deutschen Kreuzer preiszugeben.

Ja, mit einem Ruck der Erleichterung mußte das deutsche Volk, das deutsche Heer diese erneute Kundgebung begrüßen, daß unsere unendlich langmütige Oberleitung es satt ist, jeden Akt gallischer Gemeinheit und englischer Brutalität oder russischer Barbarei straflos hinzunehmen. Geht doch die Wirkung solcher Luftschiffangriffe weit über den Umfang des dem Feinde unmittelbar zugefügten Schadens hinaus, sowohl die einschüchternde, demoralisierende Wirkung beim Gegner, als die erhebende und anfeuernde in der eigenen Front. Doppelt ist das der Fall bei unseren Truppen im Nordwesten Frankreichs, die in lauernder Abwehr oder streng begrenzter Verteidigung seit dem Herbst dem Feinde gegenüberliegen, und in denen jede Fiber nach Angriff und Fortschritt schreit. Vor mir liegt der Brief eines Freiwilligen, der durch

einen Zufall Zeuge der Ausfahrt und der Rückkehr der beiden Zeppelin-Kreuzer in der Nacht vom 20./21. März wurde, ohne zu wissen, wohin die sausende Fahrt ging, woher die Rückkehr erfolgte. Und doch spricht aus den wenigen Zeilen die Macht eines Erlebnisses.

„Frühlingsanfang! wie schön das klingt. Schon früh fuhr ich hinauf in die Berge, und an meinem Lieblingsplatze, zu Füßen Bl., stand ich einen Augenblick und sah weit hinaus ins Land. Ganz in der Ferne schwach sichtbar das Schloß von Coucy. Ich dachte wieder der letzten Nacht. Müde war ich gegen zwölf von Coucy nach Hause gefahren. Da, es war klarer Mondschein, tauchten weit im Osten zwei große Vögel auf. Heil, Freund Zeppelin! Still den Motor, und mit klopfendem Herzen verfolgte ich ihren Weg. Sie kamen näher. Etwa 500 m nebeneinander flogen die mächtigen Gesellen, vom Himmel scharf sich abhebend, rasch der Front zu. Nun sind sie über mir. Oh, könntet ihr mich mitnehmen! Aber schnell und gerade fliegen sie weiter. Da, man hat sie entdeckt. Aus beiden fallen Leuchtkugeln, die sich in drei Sterne teilen. Nun, fliegt zu, ihr tapferen Gesellen! Erst fällt Schuß auf Schuß, bald ein tolles Durcheinander und Ineinander von Maschinengewehren, Kanonen und Abwehrgeschützen. Aber ruhig, als sei ihnen das Geplänkel auf der Erde zu gering, verfolgen sie ihren Weg. Bald sind sie meinen Augen entschwunden; das Schießen hört auf, sie haben die feindliche Front passiert, und es wird still wie zuvor. Nachdenklich fuhr ich nach Hause, und lange noch dachte ich jener Helden, beneidete sie ... Und nun, in dem hellen Frühlingsmorgen, erinnerte ich mich wieder ihrer. Oder war es Propellersausen, was sie mir ins Gedächtnis zurückrief? — Ein Flieger! Das sieht man hier alle Tage. Ich drehe mich um. Hurra! da sind sie ja wieder alle beide. Nun kommen sie näher. Das Schießen beginnt von neuem. Nun platzt ein Schrapnell neben dem anderen, manche scheinbar dicht neben den Kreuzern. Bei jedem Rauchwölkchen, das dicht neben den Riesen blitzschnell auftaucht, zucke ich zusammen. Aber nun sind sie wohl aus dem Feuerbereich. Das Schießen wird schwächer. Nun sind sie über mir. Stolz weht am Heck die Kriegsflagge. Ich wende den Blick von ihnen. Die Augen schmerzen und ich merke, daß ich vor Aufregung die Zähne zusammengebissen, die Fäuste fest geballt hatte. Aber glaubt mir, stolz bin ich gewesen, wie habe ich sie beneidet!"

Und wie stolz mögen die Empfindungen derer sein, die selbst im leicht wiegenden Kreuzer dem Feind entgegenfahren. Der Bericht eines Luftschiffers in der „Rudolstädter Zeitung" mag ein Bild einer solchen nächtlichen Angriffsfahrt wiedergeben: „Rege Tätigkeit herrscht im Luftschifferhafen. Hell leuchtet das Sternbild des ‚Großen Bären', der Mond hält sich versteckt ... Noch einzelne kurze Kommandos, ein Händedruck des Führers an den zurückbleibenden Offizier, das Kommando: ‚Loslassen!' und kerzengerade steigt der etwas leicht abgewogene Riesenvogel dem Firmament entgegen ... Totenstille lagert über der Natur, nur der Takt der Maschinen und das Surren der Propeller. Der Funker meldet, daß die Verbindung mit den verschiedenen Radiostationen aufgenommen ist; sogar mit einem Schwesterschiff, das gleichzeitig sich auf der Fahrt in Feindesland befindet, ist Verbindung hergestellt ... Das Ziel der Fahrt ist der Besatzung jetzt erst bekannt geworden. Der Morgen beginnt zu dämmern, und längst haben wir unsere und die feindlichen Stellungen unbemerkt überflogen. Am Pendelfernrohr sitzt der Offizier, unaufhörlich das Auge am Glas und die Karte studierend, beobachtet er die unten liegende, eben im Erwachen begriffene Natur. Atemlose Spannung. Das Ziel unserer Fahrt liegt nicht mehr weit, ist wohl gar schon unter uns. Scharf hält der Steuermann den angegebenen Strich im Auge. Plötzlich wird durch den Griff des Offiziers, der das Auge durchs Pendelfernrohr schon lange auf einen Punkt gerichtet hält, eine Bombe gelöst. Ein dichtes schwarzes Wölkchen, durch das Glas erkennbar, bezeichnet den Ort des Aufschlagens und der Verwüstung. Zwei weitere Bomben sind kurz darauf der ersten gefolgt. Der Offizier hatte den Bahnhof L. und die nahe Eisenbahnbrücke ins Auge gefaßt ... Dann wird es unter uns lebendig. Man hat uns durch den lichter werdenden Nebelschleier erkannt, kleine grauweiße Wölkchen verraten, daß wir beschossen werden, aber ohnmächtig fallen die uns zugedachten Liebenswürdigkeiten zur Erde zurück. Das Schiff hatte mit halber Kraft beigedreht und mit Volldampf den Rückweg angetreten. Die eigentliche Aufgabe der Beobachtungsoffiziere ist jetzt erst zu tun; unaufhörlich arbeitet der Photograph, der Stellungen, Geländeabschnitte u. dgl. auf die Platte bringt. Überall schießt man auf uns, rechts, links und unter uns platzen die metallenen Grüße. Jedem ist der Ernst der Lage auf dem Gesicht abzulesen, und rastlos arbeiten die Maschinen. Aber endlich haben wir die feindlichen Stellungen hinter uns, sicher vor feindlichen Geschossen gehen wir tiefer und fahren in einer Höhe von 500 m dem schützenden Hafen zu."

So dienen die Luftkreuzerfahrten gleichzeitig dem Angriff und der Aufklärung. Wie oft die letztere Aufgabe sie auch über die nordischen Randmeere und die englischen Küsten führt, erfahren wir selten, bemerken vielleicht sogar unsere Gegner nur in Ausnahmefällen. Wenn aber die britische Räuberstrategie die Frechheit gar zu weit treibt, so wollen wir hoffen, daß diesem Gegner bald einmal kräftige Vergeltung winkt und über den Docks von London die Antwort „mit schwereren Bomben" erteilt wird. Dann soll uns das Gekeif der Tante von Europa wenig stören, es hat ja stets Gauner gegeben, die da schrien: Haltet den Dieb! wenn sie fremde Börsen in der Tasche hatten.

Wegweiser.

Es halten in feindlicher Ferne
Viel Kreuzlein die Grabeswacht,
Darüber der Heimat Sterne
Hinwandeln in dunkler Nacht.

Still segnen voller Erbarmen
Die Kreuze das blutende Land
Und stehn mit gebreiteten Armen
Wie Weiser am Wegesrand.

Vorüber braust weiter und weiter
In Feindeslande der Krieg. —
Die Kreuze der toten Streiter,
Wegweiser sind es zum Sieg!

Thusnelda Wolff-Kettner.



Kriegsruinen. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz gezeichnet von Carl Frantz.

Aus tiefer Not schrei ich zu dir…

Flandrische Silhouetten. Von Leutnant Hans Schoenfeld, z. Zt. im Feld.

Erst als der klare Vorfrühlingstag anbrach, erkannten sie, wie schön dies Wasserschlößchen einst war, in dessen grausige Trümmer sie sich um Mitternacht nach vollbrachter Schanzarbeit geschlichen hatten, um dort als Reservezug bis zum nächsten Abenddämmern durchzuhocken.

Einer zeigte es dem anderen: der Posten dem Gruppenführer, der Ablösung, den Jägern. Alle huschten über die Flur des stehengebliebenen Erdgeschosses, das auf gähnende Löcher in freie Luft hinauslief, wo einst Mauern den Abschluß bildeten. Alle lugten sie durch die hohen, zerschossenen Fenster, schauten über den Kreis alter Ahorne, die stille Weiher umschlossen und weiten Wiesenplan freigaben, während rechts hinauf der Busch sich auf einen idyllischen Flecken zog. Mit Seufzen wandten sie sich dann ab und trotteten zu ihren Kellern zurück.

In der trostlosen Wüstenei dieses Trümmerhaufens inmitten lieblicher Kanallandschaft bildeten diese warmen, heimlichen Keller mit ihren wuchtigen Bogengewölben die einzige Oase. Es wäre ganz dunkel in den Gängen und Hohlräumen gewesen, hätte nicht gedämpftes Licht in verirrten Strahlen sich ins Mittelgewölbe gestohlen. Und der Wind strich mit durch dies mächtige Granatloch, das sie mit Stroh wieder und wieder verstopften.

Sie schliefen. Tief hinein in den Tag, die müden sechzig Schläfer. Die Wasserratten tanzten durch die Gänge, zeterten im fauligen Stroh des großen Granatloches und balgten sich um ein Stück verschleppten, vergorenen Kommißbrotes.

Auf der letzten Treppenstufe, so daß er eben mit dem verwilderten Gesicht den Flur entlang und durch die zertrümmerten Hausmauern rechts und links ins freie Gelände hin bis zu den britischen Gräben spähen kann — hockt der Posten, fröstelnd in seine ewigfeuchte Zeltbahn gewickelt. Er hört das tiefe, friedvolle Schnarchen der Schläfer da drunt' und das Haupt sinkt auch ihm schwer vornüber. In sein Dämmern zwischen Wachen und Traum schwingt sich der jubilierende Ton einer Amsel. Über all das schwere, dumpfe Rollen ferner Geschütze, die ob diesem unheilvoll schweigenden Gefild voll lauernder Menschen

fauchend in gekreuzten Bahnen sich grüßen, windet sich mit sieghafter Freude dies Stimmchen des süßen Sängers. Es schwirrt hin über den verschütteten Flur. Es huscht am Posten vorbei. Der lächelt leise und atmet tiefer, sehnsüchtiger. Es gleitet hin über die schlafenden Männer, wirbt und lockt, bis einer um den anderen die Augen langatmend aufschlägt — so als müsse jeder sich besinnen auf etwas Köstliches, das seine Seele ganz erfüllte. Es webt feine Fäden über sie alle. Sie müssen drüber nachsinnen, daß ihr karges Gespräch, als sie nun alle wach geworden sind, bald wieder verstummt.

Aber plötzlich hebt aus der Stille einer an. Eine weiche junge Stimme, wie man sie vordem in den Sängerschaften auf deutschen Universitäten hören konnte, ehe der Krieg, der große Krieg kam:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest —
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest —
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede
Komm, ach komm in meine Brust!“

Lange ist's danach still, nur der Vogelsang von draußen klingt gedämpft herein.

Wieder hebt eine Weise an: Eine fromme Schar singt. Das mächtige Trostlied deutscher Nöte, vor dem Feldaltar, im Schützengraben, in den Biwakszelten des verflossenen Kriegssommers mit Inbrunst gesungen:

„Harre, meine Seele!“

Jeder kennt's. Zart und innig strömt die alte Weise. Sie schwingt sich empor aus der dunklen Tiefe, vorüber am Posten. Der hat bis jetzt geträumt, weltfern. Nun hebt er den struppigen Kopf, streicht sich ungläubig übers Auge. Dann faltet er die Hände, will mitsingen, aber die Stimme versagt ihm, weil das Auge überquillt. Ein Landwehrmann ist's. Waldarbeiter in den schwarzen Wäldern auf den freien, harten Höhen des Erzgebirges. Hat Frau und ein kleines Kind, an die er im Traume gedacht.

Und weiter schwebt der brünstige Sang — wieder hinaus durch die hohen zerschossenen Fenster, wo die Amsel sang. Sieghaft sich einend mit dem neuerwachenden Jubelruf des gefiederten Sängers — steigend vor Gottes Thron ... heißes Dankgebet aus der Erde Nacht, aus der Tiefe gequälter Kreatur, die über allen Nöten sieghaft schon das schöne Ende fühlt.



Mutteropfer.



Rings tiefes Dunkel. In Himmelsferne
Funkeln die goldenen, leuchtenden Sterne.
Ganz weit dort draußen verhallet das Rollen
Und Fauchen des Zuges, des übervollen.
Das Hurra der Tausend — nun ist es verstummt,
Nur im Ohre noch summt
Der wilde Trubel von Stimmengewirr,
Rossegewieher und Waffengeklirr,
Von Lachen und Weinen, Befehlen und Fragen,
Von Drängen und Hemmen und eiligem Jagen
Und von dem Liede, das alle dann sangen —
Die, welche geblieben, und die, die gegangen;
Nie klang es so köstlich, so wahrhaft und rein:
„Lieb Vaterland, magst ruhig sein ...!“ — —

Weit draußen, allein in dämmerndem Grau
Am Baume beim Bahndamm lehnt still eine Frau
In schlichtem, einfachem Arbeitsgewand,
Ein Blümlein vom scheidenden Sohn in der Hand.
Ihre Augen so stolz, wie vom Glücke erhellt,
Wie die Sterne so klar dort am Himmelszelt. —
Als die Lichter des Zuges im Dunkel verglommen,
Da hat sie das Blümlein zum Munde genommen,
Und leise flüstert sie in die Nacht:
„Gelt, Alterchen, gelt, wer hätt' das gedacht!
Wenn du noch lebtest — ich glaube, vor Stolz
Packtest du deiner Krücken Holz,
Diese Ehrenstützen von Anno siebzig noch her,
Du würdest sie schwingen wie der Jung' sein Gewehr,
Und wärst glücklich wie ich: Unser einziger Sohn
Geht wie du einst, mein Alter, für Volk und für Thron!“

Und sie wendet und schreitet zum einsamen Haus —
Fern rollet der Zug in die Nacht hinaus — —

Nun hatte der Hauptmann das Kleinod gesandt,
Das ehrende Zeichen des eisernen Schneids —
Es ruhet in greiser, in zitternder Hand,
Das Herzblut des Sohnes sein Ehrengewand,
Das schlichte Eiserne Kreuz!
Zwei Augen umfassen's mit leuchtender Glut,
Und siehe: da dehnt sich und rinnet das Blut
So warm zu den bebenden Händen.
Der Muttertränen so weihvolle Flut,
Sie ist's, die das Wunder, das heilige, tut
In segnendem Liebesspenden:
Noch einmal erweckt sie zu flüchtigem Sein
Den Born eines Lebens! — Dann sickert es ein.
Doch wie es erkaltend von neuem nun ruht,
Des besten Sohnes Heldenblut:
Welch hehre Weihe verleiht's
Dem schlichten Eisernen Kreuz!

Siegfried Moltke.



Rumänen und Ungarn beim Verbrüderungstrunk in der Bukowina.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XVI. Joan, der Rumäne.

Grau war die Nacht, sternenleer, voll auf und nieder dampfender Nebel, und vom verhangenen Himmel peitschte der Märzsturm unendliche Regenströme über die erschauernde Erde. Wie mit fieberigen Fingern wühlte der Sturm in den Erlenruten am angeschwollenen Bach. Die verkrüppelten Weidenstrünke, die wie eine Prozession schwarzer, qualverkrümmter Klagegespenster am tosenden Wasser hockten, ächzten in allen ihren abgestorbenen Ästen.

Der Soldat Joan lag geborgen, warm und gut auf der mütterlichen Erde, die den unendlich strömenden Regen trank. Zwischen den in der Nachtkälte erstarrenden Kadavern gefallener Pferde lag er und vermochte sich nicht zu erinnern, wie das nun alles gekommen war. Er lag so müde auf der nassen Lehmscholle wie daheim in Mutters Bett. So still lag er zwischen den zuschanden geschossenen Pferdeleibern wie in einem weichen Arm, und in einer rosig hindämmernden Bewußtlosigkeit flohen die letzten Stunden seines kaum zwanzigjährigen Lebens vorbei.

Joan, der rumänische Soldat, träumte.

Sonne ... Die Sonne malt zitternde Kreisel auf eine blau und weiß getünchte Stallwand. Der Bursche Joan reckt die Arme, „u—ah“, schmeißt den rotgewürfelten Polster an die Stalldecke und springt mit beiden Füßen aus dem Stroh.

Vier Uhr morgens, im August, und draußen wiegt sich das gelbe Korn in seinen krachenden Halmen. Der Kukuruz steht mannshoch wie ein auf und nieder wallender, grüner und schon leise übergilbter Wald. Joan steckt das Gesicht in den Brunnentrog und der blanke Wasserstrahl planscht ihm über das glatt anliegende, schwarze, an den Schläfen und im Nacken geringelte Haar. Mit dem Ärmel wischt er sich das Wasser aus dem Gesicht, wirft die Sense über die Schulter und geht mit langen Schritten hinaus aufs Feld. Dort bläst schon der Frühwind in aufgeschürzte, grüne und blaue Weiberröcke, und aus bunten, lose geknoteten Kopftüchern sehen schwarze und braune Mädchenaugen nach dem schwarzen und braunen Burschen Joan aus.

Er lacht und zeigt seine breiten, schimmernd weißen Zähne. Patscht gut gelaunt und gnädig wie ein Pascha auf einen breiten, rundlich geschwellten Mädchenrücken unterm pluderigen Hemd und spuckt in seine Hände, ehe er darangeht, das gestern stehengebliebene Korn reihenweise umzuschneiden. Rauschend fallen die Garben, und nur einmal, da ein Flug junger Wachteln jammervoll piepsend aus den Halmen auffährt, biegt Joan den starken Rücken gerade, lockert sich das schweißverklebte Hemd und sieht mit dunklem Auge den Mädchen zu, die ihm mit ihren Rechen dicht an die Fersen kommen.

Wie schön sind diese Tage, einer wie der andre mit dem gelben Kornkranz im Haar, einer um den andern tiefblau, wolkenlos und glutheiß. Wie ein gelber Flammenball brennt die Sonne über den breitrandigen Hüten der rumänischen Mäher. Im warmen Wind taumeln die Kohlweißlinge und auf und nieder wallen die Felder wie eine atmende Brust.

Wie schön sind die Tage ...

Eines Tages rastete der Pope aus Dorna unten am Bach und die Mäher kamen mit den Mädchen, sich von ihm segnen zu lassen, die geweihte Hand zu küssen und dem Dürstenden in ihrem henkellosen, riesigen, rundbauchigen Krug Wasser zu schöpfen.

Vater Athanasie trank. Sein von schneeweißem Haar umlodertes Greisenhaupt neigte er zu den Mädchen, die seine welken, weichen Hände küßten. Seine dunkelbrennenden Augen aber suchten Dinu, den Hirt, und Dimitrie, den Schäfer. „Setz dich, Dimitrie," sagte er, und: „Dinu, komm her." Und als Joan der Mäher seinen wilden, schwarzen Lockenkopf über die welke Priesterhand bog, fuhren ihm die kühlen, gelben Finger durch die Mähne, und der Pope aus Dorna sagte: „Auch du, Joan, sollst mir zuhören."

Leise und bekümmert begann er. Erzählte vom alten, uralten Kaiser in Wien. „Gnade und Segen auf sein weißes Haupt," sagte der Pope, und Dinu, Dimitrie und Joan, und die Mädchen neigten andächtig die dunklen Köpfe. „In Frieden wollte er seinen Abend verleben. Es ist nicht viel, was der Himmel dem Mächtigen an Freude zumaß. Unter Mörderhänden starb Franz Josephs Frau, sein einziger Sohn wurde jung vom Verhängnis hingerafft, Rebellen töteten ihm den Bruder, und das schreckliche Unglück von Sarajewo nahm dem Greis die Stütze, die Hoffnung unserm Land. Was Verruchte wider uns gesponnen, kam jetzt an den Tag, und es gibt Krieg, Joan; Krieg, Dinu, Dimitrie. Der Kaiser wird euch rufen, denn schon ist der Feind eingebrochen, unsere Erde zerstampft er mit den Hufen der Rosse, Feuermale begleiten seinen Unglücksweg, unsere Kirchen schändet er, rasende Teufel brechen in friedliche Wohnstätten und der Kosak schont nicht einmal Mädchen und Frauen ..."

Dunkel schoß Joan, dem Achtzehnjährigen, das Blut in die jungflaumigen Wangen. „Ehrwürdiger Vater," stammelte er, „was sollen wir hier? Unsere Arbeit können die Mädchen tun, mögen sie das Vieh weiden, die Schafe hüten und unser Korn in die Scheuer bringen. Unser Platz ist nicht hier, Vater. Was sollen wir tun?"

Der Pope erhob sich und segnete Joan, Dinu und Dimitrie, die kniend seiner Antwort harrten. „Man wird euch rufen, meine Söhne," sagte er still und ging langsam, ohne sich umzublicken, den schmalen Weg im Korn hinunter. Und denselben Abend noch läuteten die Glocken Sturm, der Gemeindediener schlug ein bedrucktes Papier an die Wände des Schulhauses, und der rumänische Lehrer übersetzte den Burschen, die nicht lesen konnten, die Worte ihres alten Kaisers:

„Die Umtriebe eines haßerfüllten Gegners zwingen mich, zur Wahrung der Ehre meiner Monarchie, zum Schutze ihres Ansehens und ihrer Machtstellung, zur Sicherung ihres Besitzstandes nach langen Jahren des Friedens zum Schwert zu greifen.

Immer höher lodert der Haß gegen mich und mein Haus empor, immer unverhüllter tritt das Streben zutage, untrennbare Gebiete Österreich-Ungarns gewaltsam loszureißen.

So muß ich denn daran schreiten, mit Waffengewalt die unerläßlichen Bürgschaften zu schaffen, die meinen Staaten die Ruhe im Innern und den dauernden Frieden nach außen sichern sollen.

Ich habe alles geprüft und erwogen.

Ich vertraue auf meine Völker ...

Und ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er meinen Waffen den Sieg verleihen werde."

Sturm läuteten die Glocken der rumänischen Dörfer, und die Herzen ihrer Söhne loderten, Sensen und Sichel warfen die Männer weg und wie Jauchzen stieg der wilde Schrei in die Augustnacht:

„Razboi! Razboiul!"

Krieg!

Dimitrie, der Hirt, und Dinu, der Schäfer, waren längst fort. Ab und zu kam eine Karte von ihnen, eine schöne, rosenrote Feldpostkarte, auf die sie mit den schweren und schwieligen Bauernfäusten ihre Namen gemalt hatten.

Joan, der Achtzehnjährige, aber schaffte mit den Weibern die Ernte unters Dach. Er war schweigsam geworden, mürrisch und in sich gekehrt, die Mädchen schalten ihn faul und störrisch, und eines Tages war er verschwunden. In die nächste Kreisstadt war er gelaufen, frug sich dort durch zur Kaserne, stieß mit Fäusten den Posten, der ihm den Weg verwehrte, zur Seite, wurde ins Loch gesteckt und erklärte dem Offizier, dem man ihn andern Morgens vorführte, daß er in den Krieg wolle.

Zwei Tage später war Sonntag und Joan tanzte mit den Mädchen seines Dorfes. Glühend, wie im Rausch tanzte er, seine Wangen flammten, Feuer schlug aus den dunklen Augen und über das an seine breite Brust geschmiegte Mädchen sah er trunkenen Blicks in eine verhängte, ersehnte Zukunft.

Anderntags rückte Joan als Freiwilliger ein. Keinen Blick warf er zurück, als er ging, aber heimlich hob er ein Krümchen der rumänischen Erde auf, zerkrümelte sie mit schamhafter Zärtlichkeit in den Fingern und ballte dann diese Finger zur Faust.

„Rasende Teufel," hatte Vater Athanasie gesagt, „brechen in unsere friedlichen Wohnstätten, und nicht Frauen noch Mädchen schont der Kosak."

Joans Herz schlug in harten Schlägen. Nie, schwur er sich, darf der Russe in die friedlichen Hütten des Dorfes einbrechen, in dem eine alte, silberhaarige Mutter in Ängsten und Stolz auf den Sohn wartet.

Übrigens, Joan dachte nicht nur an seine Mutter. Joan war Mann geworden. Und erglühend preßte er die Hand an den Brustsaum seines bunt ausgenähten, blühweißen Sonntagshemdes, in das eine dunkelrote und nun schon verwelkte Rose vernäht war ...

Jeden Abend, in der Kaserne, und später auf dem Marsch, am Lagerfeuer, im Stroh, im Schützengraben, im Karpathenschnee küßte der Soldat Joan die zerfallende, häßlich und fleckig gewordene Rose.

Joan schlägt seine brennenden Augen auf. Nacht um ihn her, und der Regen klatscht in Strömen über hingeworfene Pferdeleiber, aus denen ein süßlicher, fauler Dampf aufsteigt. Joan muß sich besinnen, wo er ist, und ein schmerzhaftes Zittern geht durch seinen abgemagerten Jungenkörper. Kälte schauert ihm durchs Gebein, und er weiß mit einem Male, es ist nicht die Kälte der Märznacht, nicht die der stürzenden Regenströme ... ist nicht die Kälte der zähschlammigen, überschwemmten Lehmscholle, in die er schlaflos den durchfieberten Kopf wühlt.

Wie ein grauenvoll tückisches, auf Spinnenfüßen tastendes Tier kriecht ein fremdes, niegekanntes, tödliches Sichängsten durch Joans frierende Adern. Bleiern senkt sich's auf seine Augenlider, macht seine im Schlamm vergrabenen Beine fühllos und kühlt die vom Fieber rissig gewordenen Lippen. Das Herz liegt wie ein Stein in seiner Brust. Der Regen schlägt ihm wie mit

lauter kleinen, spitzigen Peitschenhieben in das braune, hübsche Gesicht, Wasser rieselt durch den Kragen der grauen Felduniform, sickert den Hals hinunter und kühlt so wenigstens den stechenden, schwärenden Schmerz in seiner Brust. Wasser wäscht ein dünnes, dunkles, tropfenweis sickerndes Bächlein weg, die letzte Wärme seines Leibes, dieses quillende, strömende, zuletzt stockende und vertrocknende Blut des am Straßenrande sterbenden Soldaten.

Und nun weiß er mit einem Male, wie alles gekommen ist. Sieht den grasentblößten, von explodierenden Granaten und den Pferdehufen der Kavallerie aufgewühlten Hügel im fahlen Licht des Märzabends. Hört das dumpfe, erderschütternde Tosen der Kanonen, das Vorpreschen von Reitern am Waldsaum und jenes bleierne Klatschen und Schwirren in den Lüften, das das Blut in den Adern langsam erstarren macht. Joans Mund entringt sich ein Stöhnen. Wieder sieht er jene abenteuerlich entsetzlichen Sternbilder hoch oben am matten Himmel platzen, auseinanderreißen zu einem feurigen, krachenden, tötenden Regen. Da und dort sinkt ein Mann im Vorwärtsstürmen rücklings zusammen, ohne Laut; aber keiner hält nun, keiner besinnt sich auch nur, alle sehen sie vor ihrem weitaufgerissenen, von Fieber und Wut entzündeten Auge die letzte, noch zu erstürmende Höhe. Und die Männer und Jünglinge reißen aus ihrer Brust, was ihnen bis zu dieser Stunde teuer war. Vergessen, was ihnen draußen im Leben anhing; ein wilder, tosender Jubel preßt den Schrei aus ihren Kehlen. Soviel Lücken die durch die Luft rasenden Feuer reißen mögen, diese Lücken schließen sich im Nu; der Hintermann tritt, nein: stürzt, nein: wirft sich in die Fußspur des fallenden Kameraden, und ehe die rauhe Vorfrühlingsnacht mit ihren Regennebeln Hügel, Feld und Fluß behängt, sind die russischen Kanonen zum Schweigen gebracht, und watend in Kot, Blut, Schmutz dürfen sich die Sieger lachend und weinend in die Arme stürzen, der Mann am Telephon aber reißt den Hörer ans Ohr und brüllt in die Muschel: Die Cote ... ist erstürmt!

Draußen in der Nacht, weit drüben in den milchig wogenden Flußdämpfen, birgt sich die wilde Flucht der Geschlagenen. Der Sturmwind aber nimmt den Schrei der Rumänen auf seine schwarzen Regenschwingen und trägt ihn hinaus, schaurig hallend durch die Nacht, die Kampf und Blut und Sieg und Schmach schweigend in ihrem dunklen Schoß begräbt.

Joan, der Soldat, legt sich stumm und lang zurück in die triefende Erde, und obwohl er weiß, daß sie ihn bald tiefer decken wird, irrt ein glückliches Lächeln um seinen verwelkenden Mund. Die Stunden gehen auf bleiernen Sohlen, im Osten ringt sich rot ein neuer Tag empor, und rastlos geistern die Lampen der Verwundetenträger übers Feld. Der Tagschein drückt diese bleichen Fünkchen aus und der Sanitätssoldat, der Joan findet, hat nichts mehr zu tun, als die gelbe Legitimationskapsel aus der Bluse des Toten zu lösen. Der erste Morgensonnenstrahl blüht auf den eingefallenen Wangen Joans, der ein Knabe und ein Held war. Nächstes Jahr, wenn das Korn hochsteht auf der blutgedüngten Erde, wird ein anderer da sein, es umzuschneiden. Und der rumänischen Mädchen roten Mund werden andere küssen. Joan kümmert es nicht mehr. Er liegt dann längst still in der mütterlichen Erde, und eine Birke, die man auf sein und seiner Kameraden Grab gepflanzt hat, schmiegt die Wurzeln um seinen zerfallenden, schmalen Leib.

Die Lieder aber, die in späten Jahren schwarzhaarige und rotlippige Mädchen im Felde beim Garbenbinden singen werden — in diesen schwermütig und süß übers Korn hallenden Liedern der Mädchen wird die Klage um Joan und seine Freunde aufblühen: rot wie die Mohnblume, deren Blätter der Sommerwind durch die Ähren trägt.

Lambert.



Rumänische Dorfschönheiten. Phot. Sfetea, Bukarest.



Kameraden.

Von Dr. Alfons Goldschmidt.

Der Krieg hat plötzlich die Menschen aus ihren alten Verbänden gerissen, sie in ganz neue Formationen gestellt, in denen sie sich erst zurechtfinden mußten. Aber es wird dem Soldaten nicht wie dem zivilen Bürger schwer gemacht, schnell Anhang zu finden, von vornherein trifft der Soldat auf eine Gemeinsamkeit der Interessen, wie sie sonst keine Körperschaft bietet. Das Soldatische überwiegt durchaus, alles andere tritt zurück. Das Soldatische hat aber der eine wie der andere gleichermaßen auszuüben. Und zwar hat er es unter dem Zwange der Disziplin auszuüben — er muß. Daraus folgt die Notwendigkeit der Beratung durch die Mitsoldaten. Tausend Winke müssen gegeben werden, all die vielen militärischen Dinge sind schnell zu begreifen, was nicht ohne gegenseitige Belehrung und Hilfeleistung geschehen kann. Es entwickelt sich eine Brüderschaft, deren Wesen nicht die Uniformität des Anzugs, sondern die Gleichheit der Sorgen und Aufgaben ist. Diese Brüderschaft umfaßt das ganze Heer. Obwohl Differenzierungen bestehen, fühlt doch jeder Soldat sich dem anderen verwandt, und die bekannten Friedensneckereien der Truppengattungen sind schließlich auch nichts anderes als der Ausdruck dieser Kameradschaft. Es gibt keine Organisation auf der Welt, die einen stärkeren Kommunismus entwickelt. Und zwar nicht nur einen Kommunismus der Pflicht, sondern auch der schönen menschlichen Empfindung. Die soldatische Kameradschaft hat Nachwirkungen, die bis in das späteste Alter reichen, und das Kompagniebild an der Wand der Heimatsstube ist fast immer ein Erreger und Festhalter lieber Erinnerungen. Kameraden, die sich lange nach der Dienstzeit auf ihrem Lebenswege begegnen, empfinden sofort etwas Gemeinsames, das sie, mögen auch die Existenzunterschiede noch so gewaltig sein, gleich wieder aneinander kettet. Man kann sagen, daß die Armee eine große Loge von Brüdern ist.

Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird im Kriege naturgemäß noch viel stärker sein als während der Friedensausbildung. Obwohl die meisten Soldaten, wenn sie ins Feld ziehen, mit Kameraden gehen, die sie bisher gar nicht oder nur kurze Zeit kannten, ist doch sofort eine Interessengemeinschaft und Hilfsbereitschaft zustande gekommen. Handelt es sich doch um ganz andere Sorgen und Ziele, als sie der Garnisondienst verursacht. Jetzt geht es um Sieg und Leben, also um das Höchste und das Letzte. Der Soldat fühlt, daß das Reinmenschliche alles andere überströmen muß, wenn er nicht verzweifeln soll. Er marschiert im fremden Lande, ist stets vom Tode bedroht und muß eine harte Arbeit tun. Die Rücksichtslosigkeit der Gefahr erweckt eine allgemeine Rücksichtnahme, da man die wahllose Kälte des Todes nur ertragen kann, wenn man die Liebe des Mitmenschen fühlt. Das ist auch der innere Sinn des kühnen Massenvorgehens, des Entflammtwerdens gegen den Feind. Nicht nur die Beine gehen im gleichen Schritt und Tritt, auch die Herzen gehen miteinander, und weil sie miteinander gehen, hat der Kampf nichts Bängliches, er wird zu einer wundervollen Geschlossenheit des Gefühls. Auch der Einzelne, der als Patrouille einsam dem Feinde entgegenschleicht, verliert nie die Gefühlsverbindung mit seinen Kameraden. In ihm ist keine Verlassenheit, er weiß, daß man an ihn denkt und ihn mit Glückwünschen begleitet. Je öfter die Truppe in Gefahr gewesen ist, um so enger wird das Band. Hier werden echte Bündnisse für das ganze Leben im Feuer gehärtet. Selbst der stärkste Trieb, der Daseinstrieb, wird oft der Kameradschaft untergeordnet. Mancher Soldat stirbt, weil er ohne Achtung des ihm drohenden Todes dem Bruder helfen will.

Auch die Disziplin soll, ohne daß ihr Wesen und ihre Wirkung darunter im mindesten leiden, von der Kameradschaft bestimmt werden. Es gibt für den Soldaten nichts Anfeuernderes als das Bewußtsein, unter dem Befehl mitsorgender und mitfühlender Vorgesetzter zu stehen. Dadurch wird der für die Exaktheit und Promptheit des militärischen Apparates notwendige Unterschied der Dienstgrade keineswegs berührt. Der Gehorsam ist ja im idealmilitärischen Sinne kein Produkt der Einschüchterung, sondern das Bewußtsein gern getaner Pflicht. Dieses Bewußtsein entsteht, wenn der Respekt, den der Vorgesetzte einflößt, aus einer straff soldatischen Persönlichkeit strömt, der man sofort ein inniges Gemüt anmerkt. Es ist, das leuchtet ein, die Kunst des Befehlens eine außerordentlich schwierige Kunst. Immer und immer wieder wird in der deutschen Armee darauf hingearbeitet, daß diese milde Strenge das Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen beherrscht. Das Herz des Soldaten soll an dem Befehlshaber hängen, und daher wird eine Truppe um so kampffreudiger sein, je stärker diese Art des Gehorsams sich in den Kriegern festsetzt. Gerade in diesem Kriege kann der Vorgesetzte schöne Beweise von duldsamer Gerechtigkeit ablegen. Nie vorher hat ein Krieg in solch ungeheurer Zahl die Bürger, die im Frieden dienstfrei geblieben sind, zu den Fahnen gerufen. Millionen müssen erst an das Soldatische gewöhnt werden und müssen sich in kurzer Zeit den strengen Regeln der militärischen Disziplin fügen. Darunter sind reife Männer, die in ihrem Vaterland etwas gelten, die selbst Befehlshaberstellungen innehaben, weitreichende Befugnisse und Wirkungen besitzen. All diesen militärischen Frischlingen, diesen Dienstneulingen, soll die Liebe für die große Sache des Landes erhalten werden, Leib und Seele sollen schmiegsam und willig sein. Je mehr diese Leute empfinden, daß Kameradschaft zu ihnen spricht, um so stoßkräftiger wird das große Heer sein. Ich sah im Felde prachtvolle Kommandanten, für die die Soldaten alles hingaben. Ging man der Anhänglichkeit nach, so fand man als Ursache immer die Gefühlswärme und die Gerechtigkeit. Das sind Beispiele, an ihnen soll der Vorgesetzte sich bilden. Wie schön wäre es, wenn nach dem Kriege ein liebes Gedenken an alle Offiziere und Unteroffiziere unsere Krieger beseelte.

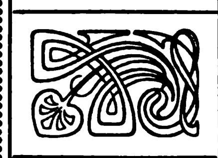
Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Kriegsgebet.

Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.

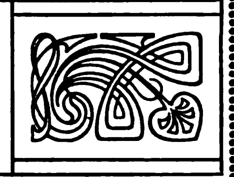




Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



So saßen Osten und Sigrid an der Hafenpromenade, und die schwermütige Weise der „La Paloma“ klang ihnen entgegen. „Das Sterbelied eines königlichen Seemanns!“ bemerkte Osten. Und er erzählte ihr, wie sich Kaiser Max von Mexiko das Lied ausgebeten habe, ehe er am Pfahl zu Queretaro sein junges Seemannsleben habe aushauchen müssen unter den Schüssen der Rebellen.

„Vielleicht hat sich die See gerächt an ihm, weil er sie treulos verlassen hat!“ sagte Sigrid.

Osten schwieg nachdenklich.

„Kennen Sie den Text des Liedes?“ fragte er sie nach einer Pause, nachdem die Musik geendet hatte.

„Nein,“ antwortete Sigrid. „Aber ich könnte mir dazu Vollmondschimmer und ein in langen Atemzügen unter ihm träumendes tropisches Meer denken.“

„Wie gut Sie raten können!“ sagte Osten überrascht. „Das, was Sie eben sagten, deckt sich fast mit dem Texte. Sie müßten, danach zu urteilen, auch in Menschenseelen gut lesen können!“

„Lieber nicht!“ sagte sie kurz und stand auf.

Sie muß schmerzliche Erinnerungen haben, dachte er. Daß ich auch gerade das Pech haben muß, daran zu rühren — und schwieg.

Ihre kurze Antwort tat ihr leid. Die hatte er nicht verdient. Sie wollte es wieder gutmachen. „Haben Sie eigentlich Schwestern?“ fragte sie ihn.

„Ja, eine! — Wie kommen Sie plötzlich darauf?“

„Weil Sie sich meiner so brüderlich annehmen, an Bord und hier.“

„Brüderlich?“ Er lachte kurz auf. Wollte sie ihn gleich und für immer zurückweisen?

„Ja! Ich schließe daraus, daß Sie darin eine gewisse Schule hinter sich haben müssen. Auf uneigennützige Dienste stößt man gewöhnlich nur bei Männern, die eine Schwester, und diese sehr liebhaben.“

„Erraten!“ sagte Osten lachend. „Aber Ihnen gegenüber wird solches Dienen zur Selbstverständlichkeit!“

Dann kam er auf seine Schwester zu sprechen. Ein Zug ernster Sorge kroch dabei unwillkürlich über sein Gesicht. „Bis jetzt hatte ich immer eine Heimat bei ihr gehabt. Obwohl sie wesentlich jünger ist als ich. Viel hat sie auch nicht von ihrem Leben gehabt. Vater glaubte es gut zu machen mit ihr und verheiratete Sabine in sehr jungen Jahren an einen Gutsbesitzer, dessen Verhältnisse dem Vater alle Garantien zu bieten schienen für Sabinens Zukunft. Aber bald nach ihrer Heirat wurde der starke Mann gelähmt und konnte nur noch im Liegestuhl gefahren werden. Als Kranker wurde Sabinens Mann tyrannisch und litt es nicht, daß sie sich um andere Sachen kümmerte, als um seine Pflege. So blieb das Gut dem Inspektor überlassen, der mehr in seine Tasche wirtschaftete als in die Strotthofs.

Als Strotthof gestorben war, war die Karre bereits soweit verfahren, daß Sabine, trotz größter Anstrengungen ihrerseits, die wirtschaftliche Lage des Gutes zu bessern, nicht aus den Sorgen herauskommt. Sie ist Tag und Nacht tätig und reibt sich auf dabei, wenn das noch lange so fortgeht. Freilich könnte sie einen Mann mit Geld heiraten, dessen Mittel diesem Zustand mit einem Male ein Ende machen würden. Aber das will sie nicht. Sie hat auch ihren Traum. Sie sagt: Das erstemal bin ich, als ich noch ein halbes Kind und noch nicht erwacht war, an einen Mann verheiratet worden, den ich nicht lieb hatte. Trotzdem bin ich ihm eine treue Begleiterin gewesen bis an sein Ende. Wenn ich aber jetzt noch einmal heirate, soll es ein Mann sein, den ich lieb habe, oder gar keinen. Da habe ich ihr geraten, zu verkaufen. Was sie Strotthof einbrachte, wird wahrscheinlich wieder herauskommen. Wir wollten dann in Kiel zusammenwohnen. Sie hängt sehr an mir, und wenn sie eher verkauft, als ich nach Hause komme, will sie mich hier besuchen. Sie ist kinderlos und könnte das leicht tun. Dann werden Sie Sabine ja selber kennen lernen und sehen, was für ein prächtiger Kerl sie ist!“ schlbß er.

Ostens seemännisches Auge hatte inzwischen entdeckt, daß der Dampfer mit der Kohlenübernahme fertig war und den „Blauen Peter“ gesetzt hatte. „Wollen wir an Bord?“ fragte er.

„Wenn es Ihnen recht ist?“

Sie gingen zum Strande, wo die buntbemalten Boote liegen. Die leichte Brandung rauschte in den glattgewaschenen Kieseln und besetzte den Strand mit Bogen von weißen Schaumstreifen, die unter dem blendenden Sonnenlicht verschwanden und immer wieder durch neue ersetzt wurden.

„Madeira-Spitzen!“ meinte Sigrid, lächelnd darauf hinweisend.

„Sie erinnern mich an etwas!“ gab er zurück. „Ich hätte für meine Schwester einige Kleinigkeiten einkaufen sollen.“

„Es ist nicht nett von Ihnen, daß Sie Ihre Schwester einer Unbekannten halber benachteiligen,“ sagte Sigrid.



„Unbekannt? Mir ist es, als ob ich Sie schon lange gekannt hätte!“

Sie schwieg darauf. Er auch. Stumm saßen sie sich im Boot gegenüber, sich mit den Blicken umfassend.

Und während er ihren Blick in sich aufnahm, wie einen warmen Händedruck, der ihm danken sollte, legte sie in ihren Blick etwas, das ihm sagen sollte, was sie dachte: du bist ein lieber Mensch, und ich könnte dich wohl leiden, wenn wir uns früher begegnet wären ...! Wer weiß ...! So ...!

Der Ausdruck in ihrem Blicke wechselte. Bis dieser Blick hart und starr und abweisend wurde, sie schließlich wegsah und es verräterisch um ihren schönen Mund zuckte.

Er hatte die Veränderung im Ausdruck ihres Blickes wohl bemerkt. Da fing er an zu grübeln: Was es wohl sein mag? Laune ist es jedenfalls nicht. Ich habe sie doch inzwischen genug beobachtet. Noch vor ein paar Tagen, während eines Sturmes in der Biscaya. Da waren genug Situationen, die die Geduld und den Gleichmut einer Dame auf eine harte Probe stellen konnten. Aber niemals hatte sie das eine noch das andere verloren. Noch zuletzt, als ihr der Steward infolge des Schlingerns das helle Kleid von oben bis unten mit Burgundersauce verdarb. Und was sagt sie dazu, als der Mann blaß um Entschuldigung stammelte: ‚Es macht nichts, Steward! Grämen Sie sich nicht! Viel besser, als wenn Sie gefallen wären und sich verletzt hätten!‘ und verläßt, freundlich dem Manne zunickend, den Tisch, um nach zehn Minuten, wie aus dem Ei gepellt, wiederzukommen.

Nein, Laune ist es nicht!

Ist es Koketterie? — Er wies den Gedanken weit von sich. Aber er kam wieder, dieser Gedanke. War nicht trotz aller offenbaren Liebenswürdigkeit in dem Verhalten der jungen Dame stets gleichzeitig auch eine leise Abwehr? — Aber lag nicht gerade in der anziehenden Liebenswürdigkeit dieses Mädchens einer- und in der leisen Abwehr anderseits jener Reiz, der ihn mit geheimer Gewalt unwiderstehlich zu ihr hinzog?



Eine Siegesnachricht aus dem Osten! Nach einer Momentaufnahme vom westlichen Kriegsschauplatz.

Osten war noch bei diesem Gedanken, als Sigrid sich ihm wieder zuwandte. Mit vollem Blick. Und als er in ihre großen, wunderbaren Augen sah, meinte er auf dem Grunde dieser Augen nichts anderes lesen zu können, als Wahrheit und einen verhaltenen Schmerz, der ihr Geheimnis war.

Ich will dem Schmerz nachgehen, will sie mit Vertrauen umgeben, bis sie mir das ihrige schenkt. Dann ...!

Unterdessen war ein großer Dampfer, der „Veloce“, mit wehenden Signalen draußen auf der Reede vor Anker gegangen. Gleich darauf stieg ein Signal an Bord der „Aline“ hoch, und ihre Barkasse nahm den Weg zu dem italienischen Dampfer, um sich, dort wartend, längsseit zu legen.

Osten und Sigrid war das entgangen, weil sie mit sich selbst beschäftigt waren.

Als sie an Bord kamen und sich einen Weg durch die Frucht- und Goldwaren- und Spitzenhändler bahnten, die das Großdeck und den vorderen Teil des Halbdecks belagerten, sagte Osten zu Sigrid: „Wollen Sie mir einen Gefallen tun?“

„Gern, Herr von Osten! Was ist es denn?“

„Ich möchte Sie bitten, für meine Schwester einige Madeirastickereien auszusuchen. Unsereiner weiß darin so wenig Bescheid, daß man todsicher sein kann, übers Ohr gehauen zu werden, oder doch wenigstens etwas Geschmackloses auszusuchen.“

Sie waren noch dabei, als sich der Kapitän an ihnen vorbeischob und zum Fallreep ging, dem Sigrid den Rücken kehrte.

Gleich darauf hörte Sigrid eine ihr nur zu wohl bekannte Stimme: „Tag, Käpten Bolten! Gestatte, Dina! Kapitän Bolten — meine Frau!“

Sigrid erkannte Bütows Stimme. Wenn sie noch einen Zweifel gehabt hätte, daß er es sei, der deutlich an ihr Ohr schlagende Namen „Dina“, hätte ihn Sigrid genommen.

Glühendes Rot überflog ihr Gesicht. Tiefer bückt sie sich über die Madeirastickerei in ihrer Hand. Das Muster verschwimmt förmlich vor ihren Augen. Eine Sekunde lang ist es ihr, als ob alles Blut, das in



ihrem Körper pulst, mit einem Male und in einer einzigen Woge zu ihrem Herzen strömt.

So hatte sie das Schicksal doch auf Wochen hinaus mit ihm auf eine Planke zusammengeschmiedet.

Im nächsten Augenblick überlegt sie, ob sie die ihr bis zum Abgang des Dampfers noch übrigbleibende Zeit benutzen solle, ihre Sachen zu packen, unter irgendwelchem Vorwand an Land zu fahren und mit dem nächsten Wörmann-Dampfer die Reise fortzusetzen.

Aber sie weist den Gedanken als feige und ihrer unwürdig weit von sich. Sie waren doch fertig miteinander. Waren freie Menschen einander gegenüber. Und dann — da er wieder herauskam nach Afrika, so mußte sie doch gefaßt sein, irgendwo und irgendwie einmal mit Bütow zusammenzutreffen. Da mochte es ebensogut jetzt und hier sein, als später und anderswo!

Und sie beschloß zu bleiben. Komme was mag! Und der Entschluß gibt ihr hinreichende Festigkeit, um Osten mit ruhiger Stimme auf seine Frage zu antworten: „Das Stück! Nein, Herr von Osten! Der Batist, auf dem das Muster gearbeitet ist, ist so schlecht, daß es schade um die schöne Arbeit ist.“

Kapitän Bolten hatte den Bütows höchst eigenhändig die sogenannte Gouverneurs-Kabine zugewiesen, die kürzlich besonders für die regierenden Häupter unserer Kolonien auf der „Aline“ eingebaut worden war.

„Ist ja geradezu großartig!“ meinte Bütow anerkennend zu Kapitän Bolten, sich in der ungewöhnlich geräumigen Kabine umsehend. Er war von seinen früheren afrikanischen Reisen auf den Wörmann-Dampfern gerade nicht an Raumverschwendung gewöhnt.

Kapitän Bolten quittierte das Lob mit behaglichem Schmunzeln. Dafür war seine „Aline“ mit fünftausend Tons Register auch das größte Schiff, und er der „Kommodore“ der ganzen Linie. Mit einem „Na, hoffentlich richten sich's die Herrschaften recht bequem ein!“ verließ er sie, um auf die Brücke zu gehen und bei der Abfahrt das Kommando zu übernehmen.

„Danke!“ rief ihm Bütow nach. „An uns soll's nicht fehlen“.

„Wie kannst du den Mann aber auch durch dein uneingeschränktes Lob gleich so verwöhnen!“ wandte sich Dina mit mißvergnügtem Gesicht vorwurfsvoll an Bütow.

Dieser wies schweigend auf die Anwesenheit des Kammerstewards hin, der eben dabei war, die vielen Gepäckstücke unter Koje und Sofa zu verstauen.

Aber Dina kehrte sich nicht an diesen Wink Bütows, sondern fuhr mit Achselzucken fort: „Die Staatskabine auf der ‚Deutschland‘ . . .!“

„Ja, liebes Kind, wir befinden uns aber nicht auf der ‚Hapag‘, sondern auf einem Dampfer der Wörmann-Linie! Wenn die Leute jetzt schon Dampfer von der Größe der Hapagdampfer für den westafrikanischen Dienst einstellen wollten, könnten sie in einem Jahre die Bude zumachen. Bei uns befindet sich eben alles erst im Aufstreben, in der Entwickelung.“

Der Kammersteward war mit dem Verstauen des Gepäcks fertig und wollte sich entfernen.

Dina befahl ihm, die Stewardeß zu schicken.

„Die gibt's bei uns an Bord nicht, gnädige Frau!“ entgegnete dieser.

„Dinas Gesicht zeigte den Ausdruck äußerster Konsternation. „Was?“ wandte sie sich an Bütow. „Davon habe ich ja gar nichts gewußt! Davon hast du mir ja noch gar nichts gesagt!“

Bütow befahl dem Kammersteward mit einer Geste zu gehen. Dieser gehorchte.

„Aber Dina! Ich habe dir doch gesagt, daß du in vielen Dingen auf dich selbst gestellt und auf meine Hilfe angewiesen sein würdest!“

„Aber daß ich nicht einmal eine Stewardeß . . .“ begann Dina wieder.

„In Einzelheiten habe ich mich allerdings nicht erschöpft,“ entschuldigte sich Bütow. „Ich dachte auch, du würdest dich am ehesten an das gewöhnen, was so nach und nach an dich herantritt. Es kommt doch auch nicht alles überwältigend!“

„Es ist überwältigend für eine Dame, sich auf drei geschlagene Wochen ohne weibliche Bedienung und Hilfe zu sehen! Meine Blusen, meine Taillen, meine Roben . . . auf- und zuzuknöpfen . . .“

„Wird mir ein Vergnügen sein!“ fiel Bütow mit einem Versuch zu lächeln ein.

„Du hättest dann wenigstens an eine Kammerzofe denken müssen!“ entgegnete sie, schwächer schmollend.

„Sollst du ja auch haben! Sobald wir nach Monrovia kommen, besorge ich dir ein schwarzes Kammerkätzchen!“

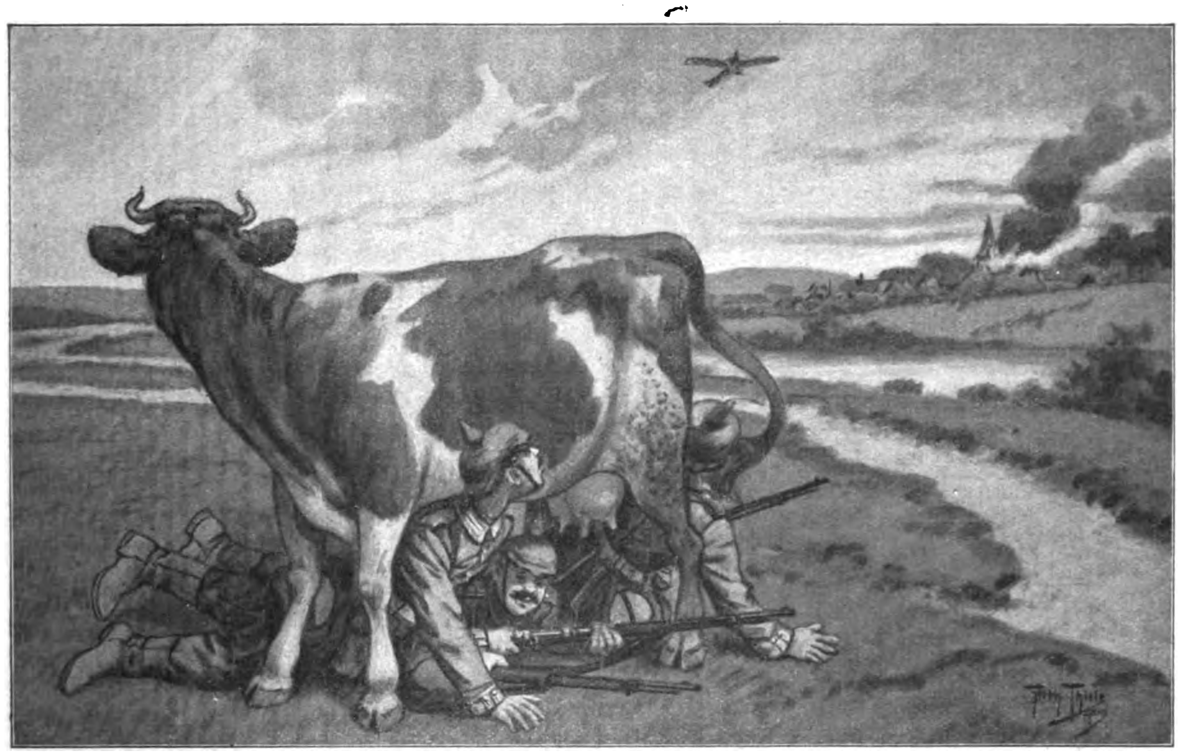
„Eine schwarze? — Ich meine natürlich eine weiße!“

„Damit wir sie wegen Fieber nach vier Wochen zurückschicken oder zu ihrer Hochzeit eingeladen werden und sie nachher in der dortigen Gesellschaft begrüßen müssen? Nö!“

Es klopfte. Bütow rief „Herein“. Der Obersteward fragte, ob die Herrschaften an separatem Tisch essen wollten oder am Kapitäntisch.

Bütow hätte ganz gern an besonderem Tisch gegessen. Schon seiner Stellung halber. Aber da fiel ihm seine Italienreise mit Dina ein.

Schon nach den ersten Wochen ihrer jungen Ehe hatte Bütow herausgefunden, daß sie sich im Grunde genommen wenig zu sagen hatten. In Berlin war das noch einigermaßen gegangen. Da hatte sich



Fliegerdeckung.

Dina, wie sie das gewohnt war, noch immer als der Mittelpunkt von ihr gegebener rauschender Festlichkeiten gefühlt. Aber als Bütow dann, um Dina an südlichere Temperaturen zu gewöhnen, und sie für den Übergang vom nordischen zum Tropenklima weniger empfindlich zu gestalten, seine italienische Reise mit ihr antrat, da hatte sich nur zu bald herausgestellt, daß er sich in Dinas Gesellschaft eigentlich immer nur sich selbst gegenüber befand.

Ganz tief im Grunde seiner Seele verborgen lag etwas von einem Künstler in ihm, vom Maler, vom Plastiker. Lag dort begraben unter einem Wust von juristischen Kenntnissen, diplomatischen Kniffen, kolonialen Plänen und Erinnerungen an wüste Weiberaffären und Zechgelage. Vor den Kunstschätzen Italiens hatte sich jenes Etwas hervorgetraut. Hoffte bei der, die ihm am nächsten stand und ihm hätte vertraut sein sollen, Widerhall zu finden. Aber die stand oder saß gähnend und gelangweilt vor den Bildern und Statuen und sah sich in den Galerien nach einem um, der nur sie bewundern würde.

Das fiel Bütow jetzt ein, als er einen fragenden Blick zu Dina hinüberschickte.

„Ich bin für den Kapitäntisch!" sagte diese und dachte: Da kann er mich nicht mit seinen kolonialen Plänen langweilen, und etwas passable Gesellschaft findet man da wohl auf alle Fälle vor.

„Wer sitzt denn in der Kapitännähe?" fragte Bütow.

„Hauptmann von Röding . . ."

„So, Röding! Ist ja fein!"

„Kapitänleutnant von Osten ... Die Herren Leutnants Grufeck und von Albrecht..."

Kenne ich nicht, dachte Bütow, und sagte zu Dina: „Na, da sind wir uns ja einig!"

„Die Herrschaften entscheiden sich also für den Kapitäntisch?"

„Jawohl, Obersteward!"

Dieser ging. Bald darauf gab die Glocke das erste Zeichen zum Diner. Bütow hatte gerade noch Zeit, seiner Frau aus ihrem hellgrauen Reisekleid heraus und in ein anderes Kleid hineinzuhelfen, als auch schon das zweite Signal ertönte.

Dina warf noch einen Blick im Vorbeigehen in den Spiegel auf den herzförmigen Ausschnitt an ihrem Kleide, dessen Spitzengeriesel mehr verriet als verhüllte, und schritt an ihrem Gatten vorbei, der ihr galant die Kabinentür öffnete.

Eine leise Wolke des Unmuts überflog seine breite Stirn, als er die durchsichtige Kleidung Dinas sah. Wozu der Aufwand? dachte er bei sich. Als ob es zu einer großen Soiree ginge. Hier an Bord war doch alles auf Einfachheit gestellt! Die älteren Afrikaner würden höchstens ein Lächeln dafür haben. Und was für ein Lächeln! Die jüngeren schnodderige Bemerkungen darüber machen, wenn sie unter sich waren. Die Missionare würden es für eine Frivolität halten, besonders die Frauen. Blieben die Offiziere. Wollte sie unter denen Eroberungen machen? Sie war doch nun seine Frau und hatte das nicht mehr nötig. Dina hätte nicht einmal das

Wetter zur Entschuldigung gehabt, denn seitdem der Dampfer die Reede von Funchal verlassen hatte, wehte eine steife Brise.

Auch noch niemals zuvor war Bütow die Blässe von Dinas Haut, durch die das zarte Geäder fast grünblau schimmerte, so aufgefallen, wie in diesem Augenblicke. Lag es an der Beleuchtung?

Mondscheinschönheit, hatte er zu Sigrid Kressentin gesagt, als er Dina einmal neben dem vom roten Strom des Lebens stark durchpulsten Körper jener stehen sah. Ich könnte sie mir wohl denken im vom Silberlicht des orientalischen Mondes durchfluteten Garten des Herodes mit dem Haupte Johannis auf der Schüssel. Das fiel ihm jetzt ein.

Und nun war diese selbe Dina seine Frau! — Das alles schoß Boto v. Bütow durch den Kopf, als er ihr in den Kajütssalon folgte.

Da sah ihm schon Rödings kluges, energisches Gesicht entgegen, und Kapitän Bolten zwinkerte ihn aus seinem linken Auge lustig-listig an.

Der Obersteward bat sie an ihre Plätze. Röding sprang auf und begrüßte sich mit Bütow als alte Bekannte, die sie waren, wurde von diesem Dina vorgestellt und übernahm dann die Vorstellung Ostens, Grusecks und Albrechts. Sie hatten alle ihren Tischplatz verändern und an der Tafel hinunterrücken müssen, um Platz für Herrn und Frau v. Bütow zu machen, die rechts von Kapitän Bolten saßen. Der Platz zu dessen Linken war leer.

Bütow hatte den Eindruck, oder schien es ihm nur so, daß man an ihrer Tafel noch auf jemand wartete, obwohl an den anderen Tischen bereits mit dem Essen begonnen war. Plötzlich sah er, wie sich die Blicke der anderen nach der Tür richteten. Unwillkürlich folgte sein Auge der gleichen Richtung.

Da trat Sigrid Kressentin herein. Stolz, hoheitsvoll. Nie war das Bütow so aufgefallen, als hier unter der niedrigen Decke des Speisesalons. Ein helles Kleid aus weichem Flanellstoff schmiegte sich schmeichelnd um ihre Glieder und floß in Falten bis zur feinen Fessel. Jede ihrer Bewegungen drückte Ruhe und Größe aus und schien nach einem in ihr zum Ausdruck kommenden Gesetze der Harmonie und der Schönheit zu geschehen. Und wenn es wahr war, was ein amerikanischer Philosoph behauptet, daß unsere Gedanken unsere Muskeln unaufhörlich nach dem Rhythmus der Gebärde biegen, der aus dem Wesen des Charakters fließt, dann mußten hinter Sigrids goldhaarumrahmter Stirn nur erhabene Gedanken thronen, selbst in dem Augenblicke, als sie dem einzigen leeren Platze an der Tafel zuschritt, an der, wie sie bereits wußte, Botho v. Bütow mit seiner Frau sitzen würde.

Die Offiziere hatten ihr eine leichte Verbeugung gemacht, die sie mit einem leisen Neigen ihres Hauptes und mit einem Lächeln erwiderte.

Sie hatte Bütow nicht gesehen oder wollte ihn nicht sehen. Als sie sich ihm gegenüber befand, senkten sich unwillkürlich ihre langen, dünnen Lider auf ihre Wangen herab, als ob sie nicht wollte, daß irgend jemand die Schleier von ihrer Seele heben sollte, um zu sehen, was sie auf dem Grunde dieser Seele empfand.

Eben war sie im Begriff, sich zu setzen, als Bütow, der einen Augenblick blaß geworden war, als er sie eintreten sah, aufstand und sie mit einem „Guten Tag, gnädiges Fräulein!" begrüßte.

„Guten Tag, Herr von Bütow!" Groß und klar traf ihn ihr Blick. Sie sah die ihr entgegengestreckte Hand nicht, die, unbemerkt von den anderen, herabsank.

Da tönte auch schon Dinas Stimme dazwischen. „Ah! Fräulein Kressentin! Sie sind auch an Bord?"

„Jawohl, Frau von Bütow! Seit acht Tagen!"

„Und wohin auf der Reise?"

„Zu meinem Bruder, nach Kamerun!"

„Wir gehen nach Togo! Da werden wir ja das Vergnügen haben, eine Zeitlang zusammen zu fahren!" bemerkte Dina mit einem nur für Sigrid und Bütow bemerkbaren spöttischen Unterton.

„Wenn gnädige Frau es als solches betrachten?" entgegnete Sigrid schlagfertig.

„Mit einer so guten Bekannten meines Mannes und meiner selbst ... Ich bitte Sie!"

„Zu gütig, gnädige Frau, sich daran jetzt noch zu erinnern!" antwortete Sigrid. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Mahnung.

Mädel, laß den Kopf nit hängen,
Weil dein Liebster reiten muß.
Reich' ihm dar als deutsche Fraue
Hand und Mund zum Scheidegruß.

Schau, solang die Sonne wandert
Über Bergwald, Firn und Schnee,
Schau, so lange unzertrennlich
Sind hienieden Freud und Weh.

Darum — und weil unser König
Nur die Frohen braucht zum Streit:
Mädel, hoch das blonde Köpfchen,
Deutschland Heil in Ewigkeit!

Albert Korn.





Eine französische Waldstellung nach der Beschießung durch deutsche Artillerie. Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Kriegsprophezeiungen.

Von Dr. Albert Neubürger.

Solange es überhaupt Kriege gibt, solange gibt es wohl auch Kriegspropheten. Das war schon zu den Zeiten des trojanischen Krieges so, bei dem ja die Prophetie eine gewisse Rolle spielte, und entwickelte sich später zu einem regelrechten und gutgehenden Geschäft, aus dem zum Beispiel das Orakel zu Delphi ganz hübsche Einkünfte bezog. Sehen wir von den auch jetzt wieder zahlreichen Auswüchsen der Kriegswahrsagung ab, so treffen wir auf eine Anzahl von Studien, die — man mag sich zur Frage der Prophezeiung selbst stellen wie man will — immerhin geeignet sein dürften, unser Interesse zu erregen. Vornehmlich sind es die Geschichtsforscher, die Naturwissenschaftler und die Mathematiker, die auf mehr oder minder wissenschaftlicher Grundlage die verschiedenartigsten Wechselbeziehungen zwischen dem jetzigen Kriege und dem von ihnen vertretenen Gebiet der Wissenschaft herstellen oder herzustellen versuchen, und die dabei so manches zutage förderten, was selbst für den immerhin so manches Beachtenswerte darbieten dürfte, der an keinerlei Prophezeiungen glaubt, und zu denen, wie hier gleich erwähnt sei, auch der Schreiber dieser Zeilen zählt.

Die Geschichtsforscher haben so manche alte Prophezeiung ausgegraben, an denen in verstaubten Archiven und Bibliotheken ja kein Mangel ist. Dabei wurde auch die so berühmte „Lehninsche Weissagung“ wieder hervorgeholt, die angeblich von einem ums Jahr 1300 im Kloster Lehnin in der Mark Brandenburg lebenden Mönch, dem Bruder Hermann, herrührt und die in Versen das Schicksal der Hohenzollern bis in ferne Geschlechter voraussagt. Über diese Lehninsche Weissagung, deren Verse in so dunklen und geheimnisvollen Wendungen gehalten sind, daß man daraus bei einigermaßen gutem Willen alles mögliche herauslesen kann, hat sich im Laufe der Zeiten eine ganze Literatur gebildet. Nach eingehenden Forschungen ließ sich der Nachweis führen, daß die ganze Weissagung eine von dem Propst an der Petrikirche in Berlin Ludwig Andreas Fromm herrührende Fälschung ist, der, um sich einer Disziplinaruntersuchung zu entziehen, im Jahre 1666 aus Preußen entfloh und die Weissagung verfaßte, um sich an den Hohenzollern zu rächen. Diese Weissagung enthält nun eine ganze Anzahl von Stellen, die man ebensogut auf den jetzigen Krieg wie auf einen beliebigen anderen beziehen kann, und so darf es uns nicht wundernehmen, daß sie gegenwärtig ebenso eine Rolle spielt wie sie eine solche in jedem früheren Kriege gespielt hat, in den Preußen verwickelt war. Nachdem ihre Natur als Fälschung einwandfrei festgestellt ist, kann man sich nur wundern, daß es immer noch Leute gibt, die es versuchen, aus ihren geheimnisvollen Wendungen irgend etwas Zutreffendes herauszulesen.

Einer noch größeren Berühmtheit vielleicht als die Lehninsche Weissagung erfreute sich von jeher Michael Nostradamus oder, wie er in Wirklichkeit hieß, Michel de Notre-Dame. Diesen am 14. Dezember 1503 zu Saint-Remy in der Provence geborenen dunklen Ehrenmann sowie sein „geheimnisvolles Buch“ hat ja auch Goethe in seinem „Faust“ erwähnt. Man muß nun tatsächlich zugestehen, daß Nostradamus schon zu alten Zeiten mit seinen Prophezeiungen wirklich Glück hatte. Wo er erschien, hörten Epidemien auf, so daß man ihn auch nach

größeren Städten, wie zum Beispiel nach Lyon, berief, wo ihm sein Glück ebenfalls treu blieb. Im Jahre 1555 erschienen seine „Centuries“, in denen er die Zukunft der Welt und das Geschick von Königen und Päpsten prophezeite, das er in den Sternen gelesen haben wollte. Wie alle Prophezeiungen, so sind auch diese „Centuries“ in äußerst unklaren Wendungen gehalten, aber noch zu seinen Lebzeiten traf Verschiedenes ein, was er darin vorausgesagt hatte. Sein Ruhm stieg aufs höchste, als am 26. Juli 1559 König Heinrich II. von Frankreich infolge einer bei einem Turnier erhaltenen Verwundung starb — fand sich doch in der Tat in seinen Prophezeiungen eine Stelle, aus der sich dieses Schicksal voraussehen ließ. Nostradamus soll dadurch zugrunde gegangen sein, daß er dem Geschick etwas nachhalf, indem er die Stadt Poussin, von der er geweissagt hatte, daß sie durch Feuer zerstört werden würde, selbst anzündete, wobei er erwischt wurde. Sicheres weiß man nicht — aber jedenfalls ließ sich aus seinen „Centuries“ der Kampf um die Tuilerien schon zu einer Zeit herauslesen, als dieses Schloß noch gar nicht stand, und was ähnliche „Wunderdinge“ mehr waren. Wie stellt sich nun Nostradamus zum gegenwärtigen Krieg? In der zweiten Centurie heißt es: „Albion, Könige des Meeres, wenn der Berg aus der Luft kommt und die Glocke in der Röhre, das Schiff in der Glocke, dann naht deine letzte Stunde.“ Unter „Berg aus der Luft“ will man nun die Granaten verstehen, die „Glocke in der Röhre“ ist noch nicht gedeutet, aber daß das „Schiff in der Glocke“ nur ein Schiff in einer Art von Taucherglocke, also das Tauchboot, sein kann, steht bei vielen Deutern und Auslegern des Nostradamus fest. Des weiteren heißt es an einer anderen Stelle: „Das englische Weltreich wird mehr als 300 Jahre die Vorherrschaft haben, dann kommen große Truppenmassen zu Wasser und zu Lande“, und ferner: „Wenn man die Stimme des wunderlichen Vogels gleich dem Ton der Orgelpfeifen hören wird, wird der Scheffel Weizen so teuer sein, daß die Menschen die Menschen verspeisen werden.“ Da mit dem wunderlichen „Vogel“ nur der Zeppelin, mit den „Orgeltönen“ das Geräusch seiner Schrauben gemeint sein kann, so steht nach Nostradamus unsere Sache gegenüber England vorzüglich.

Wenden wir uns nun den Naturwissenschaften zu, so verdient unter allen Umständen eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Arbeit Beachtung, die bereits im Jahre 1897 unter dem Titel „Die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben und die Verkündigung des nächsten Weltkrieges“ erschienen ist und die von dem bekannten Physiker Rudolf Mewes, dem Verfasser der „Physik des Äthers“, herrührt, der sich neuerdings um die Entwicklung der Kälte-Industrie Verdienste erworben hat. Mewes geht davon aus, daß Professor K. W. Zenger in seinem berühmten Werk „Die Meteorologie der Sonne und ihres Systems“ aus einer großen Anzahl von Beobachtungen den Schluß zog, daß alle großen Erdstürme solaren Ursprungs sind und daß elektrische Entladungen des Sonnenkörpers gegen den interplanetaren Raum die veranlassende Bildung der zyklonalen Bewegungen in diesem sind. Die großen Perioden der Dürre und Feuchtigkeit auf Erden werden durch die Stellung der drei großen Planeten Jupiter, Saturn und Uranus zur Sonne beeinflußt. Des weiteren ergibt sich aus umfangreichen Berechnungen Zengers, daß Jupiter und Saturn nahezu alle 59,2 Jahre in denselben Stellungen gegen die Sonne stehen. Aus weiteren Berechnungen von Wolf ergeben sich Perioden von 55,5 Jahren und unter Berücksichtigung der kleinen, aber sonnennahen Perioden Doppelperioden von 111,3 Jahren. Wie nun Mewes durch Geschichtstabellen, die im Jahre 2400 v. Chr. beginnen und bis auf die Gegenwart fortgeführt sind, nachweist, sind in diesem Zeitraum von 111,3 Jahren je zwei Kriegsperioden und je zwei Perioden der Wissenschaft und Kunst enthalten, deren jede die mittlere Dauer von 27,8 Jahren besitzt. Professor Fritz in Zürich hat seit 1862 nachgewiesen, daß auch in bezug auf die Nordlichter eine große Periode von 55—56 Jahren besteht, und der bekannte Physiker Reis hat in seiner Schrift „Die periodische Wiederkehr von Wassernot und Wassermangel im Zusammenhang mit den Sonnenflecken, den Nordlichtern usw.“ die Doppelperiode für die Wiederholung der Wasser- und Wettererscheinungen auf $56^2/_3$ Jahre berechnet. Mewes weist nun nach, daß die Kriegs- und Geistesperioden im Völkerleben mit den Hebungen und Senkungen des Grundwasserspiegels ebenso zusammenhängen, wie dies Pettenkofer für gewisse Krankheiten, den Typhus, die Cholera usw., nachgewiesen hat. Er schreibt dann, indem er seine, wie nochmals betont sei, streng wissenschaftlich und auf Grund einer reichen Literaturkenntnis durchgeführten Untersuchungen weiter fortführt, bereits im Jahre 1897 den Satz nieder: „Der Höhepunkt dieses Kampfes der Nationen Europas, in den auch die mongolische Rasse Asiens nach einer gewissen Periodizität eingreifen dürfte, fällt etwa um die Zeit 1910—1920.“ Des weiteren weist er darauf hin, daß dieser nächste, zwischen 1910 und 1920 fallende Weltkrieg ein Rassenkrieg zwischen Slawen und Germanen sein wird. Man muß zugeben, daß Mewes gut prophezeit hat und daß er die Unterlagen, die ihm die Wissenschaft zur Berechnung darbot, auszunützen verstand.



Kriegerkopf am Denkmal für die Schlacht bei Großbeeren. Von Hans Dammann, Berlin.

Massenhaft sind die Prophezeiungen, die sich auf mathematischer oder arithmetischer Grundlage aufbauen. Wir wollen nur eine anführen, eine Berechnung des Tages, an dem in diesem Krieg angeblich der Friede geschlossen werden soll. Es ist dies der 11. November. Diese Zahl erhält man folgendermaßen: Im Kriege 1870/71 wurde der Friede am 10. Mai geschlossen, eine Zahl (10. 5.), die sich ergibt, wenn man 1870 zu 1871 hinzuzählt und aus den beiden ersten und den beiden letzten Zahlen der erhaltenen Summe die Quersumme zieht, also:

	1870
	1871
Quer-	3741
summe	10. 5.

Verfährt man mit 1914 und 1915 ebenso, so erhält man die Quersumme 11. 11., so daß der 11. November der Tag des Friedensschlusses wäre. Doch wollen wir hoffen, daß uns schon früher die Segnungen des Friedens beschert sein mögen!



Franktireurs.

Erlebnis eines Offiziers.



Drückend lastet die Hitze des Augusttages auf den Jägern, besonders drückend in dem Walde von B...., durch den wir gerade hindurchmarschieren. Unser Ziel liegt noch ungefähr 10 km vor uns und da wir ja nichts zu versäumen haben, wird an einem kleinen klaren Wasserfall haltgemacht, die Wasserholer herausgeschickt, und bald tönt das wohlige „Ah" und „Oh" der wasserschlürfenden Mannschaften durch den sonst stillen Wald. Vor uns war eine Munitionskolonne marschiert, deren „staubaufwirbelnde" Tätigkeit auch nicht zum wenigsten der Anlaß des Haltes gewesen war. Gruppen von Offizieren hatten sich gebildet, deren Gesprächsstoff natürlich kein anderer war als: „Wann werden wir nun endlich einmal ins Feuer kommen?" Der jüngste Leutnant wußte es am besten und behauptete mißvergnügt, daß, wenn alles so weiter ginge, wir wohl gerade zur Okkupation zurechtkommen würden. Natürlich wurde das „Baby" damit ordentlich aufgezogen. Plötzlich fallen am Ausgang des Waldes, ungefähr 700 m von unserm Ruheplatz, Schüsse. Vergessen ist alle Müdigkeit, aller Staub und Ruhebedürfnis. Wie ein elektrischer Funke springt von Kompagnie zu Kompagnie das Wort „Franktireurs". Ein Teil der berittenen Offiziere ist zu den Pferden geeilt, aufgesessen und stürmt im Galopp vor. Unterwegs kommt uns ein Meldereiter entgegen: „Die Munitionskolonne ist von Franktireurs überfallen." Am Ausgang des Waldes pfeifen uns auch schon einige Kugeln um die Ohren. Vor uns liegt das Dorf B...., links auf der Höhe ungefähr vier Gehöfte, rechts ebenfalls B.... überhöhend der kleine nur aus wenigen Gehöften bestehende Ort E.... Mit raschem Blick sehen wir, daß die Mannschaften der Munitionskolonne rechts und links im Graben liegen und nach den beiden Höhen hinaufschießen. Aber auch aus B... selbst wird herausgeschossen.

Als wir im Galopp zur Truppe zurückkommen, steht das Bataillon schon marschbereit. „Die 1. Kompagnie geht mit einem Zug gegen B... vor, zwei Züge rechts herauf auf die Höhe, die 2. Kompagnie gegen die Gehöfte links auf der Höhe. 3. und 4. Kompagnie zu meiner Verfügung. Die Gehöfte, aus denen nachweislich geschossen ist, werden erst auf Befehl eines Offiziers in Brand gesteckt."

Merkwürdig, wie schnell das Marschtempo auf einmal wird, dieses Aufleuchten in den Augen der Jäger. Vergessen ist die Hitze, der Staub und der schwere Tornister. „Nur vorwärts, daß die Hunde uns nicht durch die Lappen gehen."

Als die einzelnen Züge in Schützenlinien den Wald verlassen, pfeift's ihnen entgegen. Deutlich kann man die einzelnen Gewehre, Büchsen und Schrotflinten unterscheiden. Doch nur die eine Salve, dann wird es ruhig. Ohne einen Schuß abzugeben, dringen die Jäger gegen die ersten Gebäude vor. Schnell wird das Gehöft umstellt, eine Patrouille mit dem Offizier geht hinein und findet ... niemand. Im Wald, der an den zweiten Ausgang stößt, hört man eiligen Lauf und Zweigebrechen. Eine Patrouille jagt hinterher, aber unverrichteter Sache kommt sie bald zurück. Bei der Dichtigkeit kann sich ja das Gesindel so leicht verstecken. Während dieser Zeit sind die Jäger weiter gegen das nächste Gehöft vorgegangen. Da tritt aus diesem eine junge Frau mit einem Kinde auf dem Arme heraus. Der Offizier geht auf sie zu und fragt, ob noch jemand im Hause sei.

Sofort schwört sie bei allen Heiligen und der Jungfrau Maria, daß außer ihr nie ein Mensch in dem Hause gewesen, und fügt gleichzeitig hinzu, daß aus ihrem Hause nicht geschossen worden sei. Der Offizier ermahnt sie nochmals, die Wahrheit zu sagen, und redet ihr eindringlich zu, nicht die Folgen einer Lüge auf sich zu laden. Nochmals Anrufen aller Heiligen und Beschwören, daß niemand mehr darin sei. In diesem Augenblick tritt aus dem dritten Gehöft ein alter Mann, verschwindet aber sofort beim Anblick der Feinde wieder in dem Haus. Ein schneller Befehl und die Jäger eilen, dieses Gehöft zu umstellen. Diesen Augenblick benutzt die Frau, um spornstreichs den Abhang hinunter-



Gefangene belgische Franktireurs.

zulaufen. Sie ist noch keine 100 m entfernt, da fällt ein Schuß aus ihrem Haus und streift den Tschako eines Jägers. Also doch gelogen. Ein Kamerad hat sich umgedreht und reißt im ersten Impuls das Gewehr in Anschlag gegen die flüchtende Frau, aber er setzt wieder ab und murmelt: Weiber! Ein Teil des Zuges hat sofort das Gebäude von neuem umstellt und bringt einen Mann in den dreißiger Jahren heraus. Ein Gewehr oder sonstige Waffe wurde nicht gefunden. Trotzig, ja frech sieht der Bursche dem ihn verhörenden Offizier ins Gesicht, auf alle Fragen das gleiche „Ich weiß von gar nichts“ antwortend. Im Nu sind ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt, zwei Jäger nehmen ihn in die Mitte und bringen ihn zum Bataillon. Wenige Minuten später schlägt die Flamme aus dem Haus. Inzwischen bringen Jäger den alten Mann und Besitzer des dritten Gehöftes an:

„Aus Ihrem Haus wird geschossen?“

„Ja, Herr Leutnant.“

„Wer hat geschossen?“

„Ich verweigere die Antwort, Herr Leutnant.“

„Sie müssen es sagen.“

„Ich verweigere die Antwort, Herr Leutnant.“

„Wenn Sie den Namen nicht nennen, werde ich Sie erschießen lassen.“

„Fünf oder sechs Männer waren bei mir, aber ich kenne sie nicht.“

Und so geht es noch einige Zeit lang, immer wieder: „Ich selbst bin unschuldig.“

Auch er wird abgeführt und sein Haus in Brand gesteckt.

Nach ungefähr einer Stunde sammelt das Bataillon wieder im Tal. Acht Häuser stehen in Brand und fünfzehn Männer verschiedenen Alters werden abgeführt. Drei Franktireurs, mit dem Gewehr in der Hand flüchtend, sind erschossen worden. Bei uns ist niemand gefallen, nur einige Jäger haben leichte Verwundungen erhalten.

Am Wege hockt eine alte Frau mit ihrer Tochter, den tränenden Blick auf ihr brennendes Haus gerichtet. Ein Offizier tritt zu ihnen und unterhält sich mit ihnen. In ihrem Hause ist ein junger Mann verhaftet worden, der einen Jäger der absuchenden Patrouille tätlich angegriffen und mit dem Messer bedroht hat. Sie kennen ihn nicht, er sei kurz vor Ankunft der Kolonnen in ihr Haus gekommen und habe sich nicht abweisen lassen.

„Oh, dieser Krieg, dieser unglückliche Krieg! Wir haben alles verloren: unser Haus, unser Pferd — alles — alles.“

Die alte Frau kann nicht gehen, sie ist gelähmt. Da greifen kräftige Jägerarme zu, heben sie auf einen Wagen, spannen sich selbst davor und bringen sie nach dem nächsten Ort, unserer heutigen Unterkunft. Dem Offizier aber tut das Leid und Elend der vielleicht ganz unschuldigen Frauen doch weh. Mit schnellem Griff gibt er ihnen aus seinem Brustbeutel einen Teil seines „Kriegsgehalts“. Den Dankesbezeigungen entzieht er sich so schnell wie möglich.

Am Abend, als gerade alle beim Essen sind, kommt ein Einwohner zu ihm und bittet ihn, doch einmal mit zu der Frau zu kommen, die er heute hierher hätte transportieren lassen.

Das alte Mütterchen sitzt wohlgeborgen in der Stube im großen Lehnstuhl und streckt dem Eintretenden beide Hände entgegen.

„Mein Offizier, Sie wollten meinem Danke entgehen, aber nehmen Sie wenigstens etwas von mir, hier dies kleine Amulett von Lourdes, es ist das Heiligste, was ich besitze. Die Jungfrau behüte Sie, kehren Sie glücklich heim zu den Ihren, mein Dank und mein Segen sollen Sie begleiten.“

Warum wird es denn dem Offizier plötzlich so feucht in den Augen? Denkt er an die Heimat, wo ein Herz um ihn bangt und heiße, flehentliche Bitten gen Himmel steigen?

Und blutigrot leuchten die brennenden Ruinen von B.... durch die Nacht.

Englands Interesse am Persischen Golf.

Von * * *

Wenn der gegenwärtige Krieg, mehr als je einer, ein Wirtschaftskrieg ist — eine allmählich zum Allgemeingut gewordene Erkenntnis —, so wird es damit auch verständlich, daß er sowohl seinen Zwecken als seiner Kampfart nach zum großen Teil auf wirtschaftlichem Gebiete sich abspielt, wenngleich die Hauptfragen auch in dieser Beziehung wohl erst nach Beendigung des großen Ringens ausgetragen werden dürften. Aber es wird von obigem Standpunkte manches verständlich, was aus rein strategischen Gesichtspunkten betrachtet Überraschung hervorrufen könnte. — Dazu gehört das überaus hartnäckige und mit großen Mitteln fortgesetzte Vorgehen der Engländer am Persischen Golf. Längs des Schatt-el-Arab und des Karunflusses haben sie gegen die größtenteils aus Beduinen bestehenden türkischen Streitkräfte bedeutende Truppenmassen mit Kanonenbooten und starker Artillerie aufgeboten und sind bis über Basra vorgedrungen, ja nach Reutermeldungen waren sie schon auf dem Marsche nach Bagdad, wie die Russen auf dem nach Berlin. In Wirklichkeit haben sie sich einige erhebliche Schlappen geholt, denen bei erneuten Versuchen, Terrain zu gewinnen, weitere folgen dürften. Trotzdem ist an solchen Versuchen kaum zu zweifeln, denn gerade am Karun und in dem dazu gehörigen persischen Hinterlande stehen für England sehr erhebliche Werte auf dem Spiel, mit deren Verlust auch ihre Seegeltung im Indischen Ozean in gewissem Zusammenhange stehen dürfte.

Man hat den englischen Vormarsch in Mesopotamien mehrfach mit der Absicht in Verbindung gebracht, dem türkischen Angriff auf Ägypten gewissermaßen in den Rücken zu fallen. Es ist nicht recht ersichtlich, wie das auf eine Entfernung von 1200 bis 1500 km, durch feindliches, unwegsames Land geschehen sollte. Nein, es liegen in der Gegend der Euphrat- und Tigrismündung und östlich davon viel greifbarere, nämlich materielle Werte auf der Hand, die England zu schützen hat, und das sind die ausgedehnten Erdölquellen am Ostufer des Persischen Golfes und in den westlichen, an die mesopotamische Grenze stoßenden Teilen von Persien. Die Ausbeutung und Monopolisierung dieser Ölgebiete hat sich England seit fünf bis sechs Jahren mit dem ganzen Spürsinn und Tatendrang angelegen sein lassen, der dieses Volk überall beseelt, wo lohnende Naturschätze auf dem Boden schwächerer Völker eine leichte Ausbeute durch Kauf, Eroberung oder einfachen Raub in Aussicht stellen. Die persischen Erdölgebiete stehen geologisch zweifellos mit denen des Kaspischen Meergebietes in Verbindung und gehören wahrscheinlich zu den reichsten der Welt. Zu ihrer Ausbeutung



Türkische Reiter in ihrer neuen Feldausrüstung.

wurde im Jahre 1909 die Anglo Persian Oil Co. gegründet, nachdem schon 1901 an einen englischen Unternehmer eine Konzession im gleichen Sinne erteilt worden war. Die gegenwärtigen Gerechtsame umfassen ganz Süd- und Westpersien. Schon die zuerst in Angriff genommenen Quellengebiete von Meidan i Naphtun enthalten auf lange hinaus unerschöpfliche Petroleummengen; sie haben allerdings durch ihre Lage in 300 km Entfernung von der Küste auch sehr erhebliche Anlagen zur Gewinnung, Fortleitung und Reinigung des Öles nötig gemacht. Die Anglo Persian Co. verfügte anfangs über 40 Millionen Mark Aktienkapital; die englische Regierung, der im Interesse ihrer Flotte in den indischen Gewässern besonders viel an der Erschließung und dem Besitz der persischen Ölfelder gelegen war, stellte zwei der Admiralität angehörige Aufsichtsbeamte und beteiligte sich ebenfalls mit großen Summen, so daß die Gesellschaft zuletzt mit beinahe 100 Millionen Mark Kapital arbeitete, das zum großen Teil schon fest in den Raffinerien, den Bohrungen und langen Leitungen angelegt ist.

Natürlich ist es nun sehr unangenehm, in der Ausbeutung so großer Konzessionen und Kapitalien durch einen Krieg gestört zu werden, der mehr und mehr an Ausdehnung zunimmt und Gegenden und Kreise ergreift, an die die tiefgründige Staatsweisheit der britischen Regierung anscheinend nicht gedacht hat. Mit gewissem Rechte mögen deshalb die an dem Unternehmen beteiligten Kreise im Verein mit der Admiralität gefordert haben, daß durch Truppenlandung und militärische Besetzung etwas zur Sicherung der Erdölgebiete und überhaupt zur Erhaltung des Ansehens Englands in Südpersien getan werde. Nun liegt ja England gegenwärtig mit der persischen Regierung nicht im Kriege, wohl aber seit Verkündigung des Heiligen Krieges mit dem Islam, und man kann, wie die Ereignisse in Nordpersien zeigen, trotz des Gegensatzes zwischen den schiitischen Persern und den sunnitischen Türken nicht wissen, wie bald es auch im Süden — natürlich immer ganz ohne Zutun und Willen des Schahs — zu aufständischen Bewegungen gegen die Fremdherrschaft kommt. Die Gelegenheit, Persien seine Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, kehrt vielleicht nie wieder so günstig zurück. Die alte englische Methode, an fremdländischem Raube immer die einheimischen Fürsten durch Trinkgelder oder sog. Beteiligungen zu interessieren, wird ja auch hier den offenen Abfall eine Weile verzögern, ihn aber nicht dauernd gegen den Willen eines aufgeregten Volkes verhindern können. Von einem inneren Rechtstitel der Engländer an ihre persischen Konzessionen aber kann bei ihrem brutalen Vorgehen gegen Persien und bei der von ihnen selbst im ganzen Kriege geübten Seeräubertaktik überhaupt keine Rede sein, sobald das „Recht des Stärkeren", das ihnen die persischen Ölfelder gegeben, sie ihnen wieder abnimmt. Deshalb also werden sie es wohl für geraten halten, gerade hier solange wie möglich im Besitz zu bleiben.

Damit aber wird es hoffentlich ein Ende nehmen, bevor das große Ringen in Europa noch zur Entscheidung kommt. Die ganze Stellung Englands am Persischen Golf und am Ausgangspunkte der mit deutschem Kapital und Fleiß gebauten Bagdadbahn ist eine Gefahr und Bedrohung für die deutschen Weltinteressen. Wenn irgendwo, so muß Englands Festsetzung hier, als die des alten Schädlings schwacher Staaten, beendet werden, und das ist vielleicht, wenn sich die Dinge in Indien ein wenig weiter entwickelt haben, nicht einmal so schwer. An zu vielen Stellen des Erdballs hat englische Habsucht und Gewissenlosigkeit die Güter zusammengerafft, aus denen es seine mühelosen Einkünfte zieht; an zu vielen Stellen ist es deshalb auch verwundbar, und es hieße die Bedeutung des heutigen Ringens schlecht verstehen, richteten nicht seine Gegner ihre Aufmerksamkeit gerade auf diese Stellen.

Aecker und Wiesen in Frankreich.

Von Dr. Alfons Goldschmidt, Unteroffizier der Landwehr.

Geschimpft haben unsere Bauern in Frankreich über die Ackerschluderei der französischen Landbevölkerung. Aus der Statistik wußte ich, daß die Ernteerträge pro Hektar in Frankreich wesentlich geringer sind als in Deutschland. Während wir beispielsweise im Jahr 1911 20,6 Doppelzentner Weizen pro Hektar produzierten, belief sich die französische Ausbeute nur auf 13,8 Doppelzentner. Beim Roggen waren die entsprechenden Zahlen 17,7 und 14,3 Doppelzentner, beim Hafer 17,8 und 12,6 Doppelzentner und bei den Kartoffeln 103,5 und 74,2 Doppelzentner. Der Krieg verhalf mir zur Veranschaulichung dieser Zahlen. Man hat den Eindruck, daß der französische Bauer, dem im allgemeinen mehr Land zur Verfügung steht als dem deutschen Bauern, eine extensive Wirtschaft betreibt, ohne die Kräfte des Bodens auch nur einigermaßen zu nützen. Fast überall waren die Hafer- und Weizenfelder mit dichtem Unkraut durchsetzt, sie waren schlecht gepflügt, und die Ähren waren meistens körnerarm. Zwar haben die Engländer und die Amerikaner den Bauern die schönsten Maschinen gebracht, aber was nützen die Maschinen, wenn sie nicht vom Fleiß geführt werden? Immer wieder ärgerten sich unsere Landleute über einen solchen Mißbrauch der Naturkraft. Wir zogen durch ein klimatisch gesegnetes Land, dessen Boden krumig war und reiche Ernten hervorbringen könnte. Aber, so sagten mir die Bewohner selbst, der französische Bauer ist bequem, er müht sich nicht gerne über das Notwendige hinaus. Was er erwirbt, sickert aus einer Sparsamkeit, die oft gleichbedeutend mit Geiz ist. Während der deutsche Landmann sein Haus pflegt, während es in seinen Stuben frisch und sauber aussieht, läßt der Franzose das Bauernhaus zerbröckeln und zermürben, ergänzt nur im Notfall die Lücken und wirtschaftet in einem Hausrat, dessen Hauptcharakter die Schmuddeligkeit ist. Auch legt er auf seinen Anzug nur sehr geringen Wert. Hauptluxus ist der Wein, und der ist billig. So fehlt die beharrliche Sorge, mit der der deutsche Bauer sein Eigentum, auf das er stolz ist, pflegt. Man hat den Eindruck, daß die Ackerwirtschaft als Last und nicht als gesunde Erwerbsfreude empfunden wird. Wenn wir in französischen Romanen von der Prozeßsucht der Bauern lesen, so entspringt sie wohl mehr dem Eigensinn als dem Bewußtsein, auf Eigenem zu stehen. Schlimmer noch als um die Getreidefelder ist es um die Rüben- und Kartoffeläcker bestellt. Die Saatlinien sind unordentlich gezogen, die Kartoffeln und Rüben stecken sehr ungleichmäßig. Fast nirgends findet man eine Einheitlichkeit der Größe. Anscheinend liegt auch die landwirtschaftliche Bezirksorganisation sehr im argen. Die Belehrung durch Wanderredner, durch Verbände, Genossenschaften und Zeitschriften läßt viel zu wünschen übrig. Ich fand wohl Bauernkalender mit alten Regeln, fand auch Pflanzenangebote von Großzüchtern, aber von systematischer Aufklärung zur landwirtschaftlichen Meliorierung fand ich so gut wie nichts. Man reißt den französischen Bauern in das wilde Getriebe der französischen Politik. An allen Dorfmauern kleben Wahlzettel mit Beschimpfungen der Gegner. Dadurch wird wohl die Leidenschaft aufgeregt, aber die Arbeitskraft muß Schaden erleiden. Eine große Pariser Zeitung, die sich gerade nicht durch Vornehmheit und Ruhe des Tones auszeichnet, hat überall ihre Filialen, sie dringt in die kleinsten Dörfer. Der Franzose mag auf diese Propaganda stolz sein, der Effekt ist jedenfalls durchaus negativ. Wir sehen also auf der einen Seite Mangel an Ordnung und Arbeitslust, andererseits aber eine Hetzerei, die ganz und gar nicht in das Landleben paßt. Der Bauer muß sich fortwährend in diesem Lande der „Freiheit" für eine Unzahl von Kandidaten interessieren, deren Bestimmung ihm meistens unklar ist. Ferner ist der Segen des modernen landwirtschaftlichen Kredits noch kaum in die französische Bauernschaft gedrungen. Wohl gibt es auch in den kleineren Landstädten Bankfirmen und Filialen der großstädtischen Banken, aber die können natürlich den Gegenseitigkeitskredit, der in Deutschland den Bauern das landwirtschaftliche Fortkommen so sehr erleichtert, nicht ersetzen. Aus den Bankangeboten ist zu ersehen, daß der französische Landmann zur Anlage seiner Ersparnisse in Papieren, nicht aber in seinem Grund und Boden veranlaßt werden soll.

Abgesehen von den genannten Mängeln der Beackerung leidet die französische Landwirtschaft meines Erachtens noch an einer schlechten Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Bodenfläche. Man sieht oft große Wiesenzungen in das Ackerland hineinragen und fragt sich, weshalb diese Wiesen nicht auch in Äcker umgewandelt worden sind. Ich habe oft versucht, den Grund zu erfahren. Einzelne Bauern sagten mir, man brauchte die Wiesenflächen zur Viehzucht, die auf bequemere Art als die Ackerwirtschaft Geld einbringe. Aber das Vieh, das sich der französische Bauer hält, kann auf viel kleineren Wiesenflächen weiden. Es wird hier eine Raumverschwendung getrieben, die sicherlich mit der Bequemlichkeit des französischen Landmannes zusammenhängt. Zudem sieht es nicht so aus, als ob man allzu große Mühe auf die Viehzucht verwendet. Auch das stimmt mit der Statistik überein. Während die Rindviehzahl in Deutschland sich von 1873 bis 1907 um beinahe 5 Millionen Stück auf 20,6 Millionen Stück hob, hatte Frankreich in diesem Zeitraum eine besonders nennenswerte Vermehrung seines Rindviehs nicht zu verzeichnen. Im Jahre 1910 hatte das Land erst 14,5 Millionen Stück. Wenn die reichliche Verwendung des Bodens zu Wiesenland mit einer starken Neigung für die Viehzucht zusammenhinge, so müßte Frankreichs Rindviehbestand unserem Bestand wenigstens einigermaßen gleichgekommen sein. Ähnlich ist es mit dem Pferdebestande des Landes. Nur die Schafzahl ist größer als in Deutschland, aber unsere Landwirtschaft hat bekanntlich systematisch ihr Interesse für die Schafzucht vermindert und mehr Wert auf die Zucht von Rindvieh, Schweinen und Pferden gelegt. Auch die Wiesenpflege läßt nicht auf eine besondere Vorliebe für das Vieh schließen. Die Bewässerung der Wiesen ist mangelhaft, man läßt Bäche hindurchfließen, ohne Kanäle nach den Stellen abzuleiten, die das Wasser besonders nötig haben. Oft kamen wir über versumpfte Wiesen, deren Wasser mit Leichtigkeit besser hätte verteilt werden können. Dennoch waren uns die weiten Wiesenflächen willkommen. Häufig waren es duftige Blumenteppiche, auf denen man vergnügt oder gefühlvoll sinnend nach den Strapazen ruhte. Ich habe wundervoll bunte Wiesen im Gedächtnis, herrliche Naturlager für den ermüdeten Krieger. In dieser Poesie vergaß der Volkswirtschaftler seine Bedenken und gab sich ganz den Lockungen des Bodens hin.



Abschied.

Nach einer Radierung von W. Müller-Schönefeld.



Eine Meisterleistung deutscher Pioniere: Eine innerhalb eines Tages in Feindesland erbaute Eisenbahnbrücke. Phot. R. Sennecke.

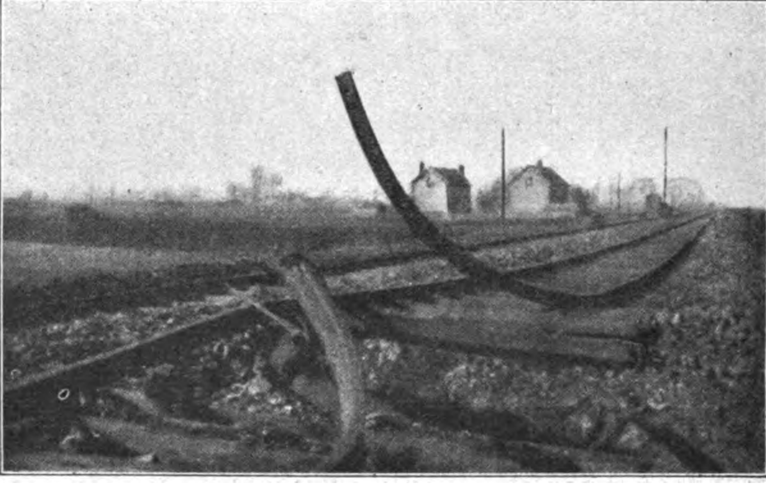
Bei den Pionieren.

Nach deutschen Feldpostbriefen. Von H. Elden.

Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo man sie bei den Kampftruppen ein wenig über die Achsel ansah. Heute erklingen ihnen laute Preislieder. Kaum eine Truppe dürfte eine solche Umwälzung in ihrer Bewertung erfahren haben. Ein höherer technischer Beamter, der als Offizier im Westen steht, schrieb ihnen folgende schönen Worte ins Stammbuch: „Unter den anderen Truppengattungen muß ich besonders eine rühmen, von der lange nicht genug geschrieben wird. Das sind die todesverachtenden Leistungen unserer Feldpionierkompagnien. Sie sind die größten Helden dieses modernen Stellungskrieges. Vor jedem Sturm kriechen sie bis an die Stacheldrahtverhaue, schneiden sie mit Drahtscheren durch und kriechen wieder in die Schützengräben zur Infanterie zurück. Dann gehen sie wieder mit der Sturmkolonne vor, um mit Handgranaten und anderen modernen Pionierwaffen die Entscheidung herbeizuführen. Vielfach werden durch neuartige Minenwerfer von den Pionieren so ungeheure Verheerungen im feindlichen Graben angerichtet, daß sich eine besondere Erstürmung der Stellungen ganz erübrigt und viele Menschenleben erspart werden. Durch diese Waffen haben die Pioniere eine ganz neue, entscheidende Tätigkeit im Nahkampf erhalten. Unsere Infanterie geht viel lieber zum Sturm vor, wenn sie weiß, die Pioniere gehen mit. Denn sie wird durch diese fast mehr unterstützt als durch die Feldartillerie. Hier vorn im Kampfgebiet ist daher der Pionierrock der angesehenste!“

Nun, er ist es hinter der Front nicht weniger durch die Werke des Aufbaues, als in der Gefechtslinie und beim Rückzuge durch die furchtbaren Mittel der Zerstörung. Wieviel hundert Brücken mögen deutsche und österreichische Pioniere erbaut haben in diesem Kriege, der mehr Bauten und Werke vernichtet hat, als alle vor ihm zusammen! Was ist nur in Galizien, in den Karpathen an Brücken und Viadukten zerstört, wieder erbaut und vielleicht nochmals und zum drittenmal vernichtet und geschaffen. Einer österreichisch-ungarischen Pionierkolonne brachte die schöne und schnelle Wiederherstellung eines Joches von fast 70 m Länge in einer zerstörten wichtigen Brücke eine hohe Extrabelohnung ein. In einen 24 m hohen Eisenbahnviadukt bei Biala baute der Hauptmann einer Pionierkompagnie, ein Wiener Feuerwehroffizier, mit riesigen Strebebalken im Handumdrehen ein neues Mittelstück ein. — Bewundernswert ist die Anpassungsfähigkeit der Pioniere an die Umstände, die verfügbaren Baustoffe, die Mittel, die eben zur Hand sind und sich dem Zweck der Arbeit fügen müssen. Eine Brücke über reißendes Wasser muß rasch errichtet werden, aber auch für die Dauer, für schwere Belastung brauchbar bleiben. Es werden Kähne und Pontons verankert, und schnell ist mit Trägern und Bohlen eine Fahrbahn darüber geworfen, der Verkehr der Heere geht seinen Weg. Aber die Flut steigt, die tragenden Kähne heben und senken sich, der Winter, der Eisgang wird kommen, Dauerhafteres ist wünschenswert. Schon erhebt sich daneben der solide Bau einer schweren Straßenbrücke auf dicken, eingerammten Pfählen, hoch genug, um Flut und Eisgang passieren zu lassen, und fest genug, daß sich Jahr und Tag Armeen darüber wälzen können. Aber jetzt wird auch die erste Brücke wieder neu in Angriff genommen: man baut sie in ähnlicher Art aus, legt gute Zufahrtwege zu beiden an, und künftig wird jede von ihnen nur in einer Rich-

tung befahren: der Erfolg sind Zeitgewinn und erhöhte Pünktlichkeit. Während der Ausarbeitung der Berechnungen und Zeichnungen für die Pfahlbrücke ließ ein Offizier in einem Park in der Nähe die erforderlichen Stämme schlagen. Ihm wie jedem von uns war zweifellos bekannt, wie unsere Feinde, sobald sie in der Lage dazu sind, mit deutschem Eigentum zu verfahren gedenken. Er wählte die zu fällenden Bäume nach dem Gesichtspunkt aus, daß der landschaftliche Charakter des Parkes möglichst wenig darunter litt! War das Militarismus oder Barbarei?

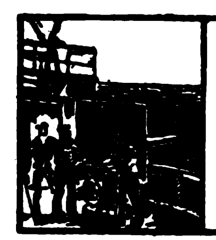


Einschlagstelle einer deutschen Granate, die einem englischen Panzerzug galt. Nach einer englischen Zeitschrift.

Manchmal geht es nicht mit dem Brückenbau, oder es lohnt sich nicht, weil das Bauwerk nicht lange genug gebraucht wird. Dann errichten die Pioniere Fähren. An einer Stelle der 80 m breiten Maas sollten große Kiestransporte für den Straßenbau eingeleitet werden, aber die unerschöpflichen Gruben lagen an der anderen Seite. „Gut, wir bauen euch eine Eisenbahnfähre. Die ist in zehn Tagen fertig und kann nötigenfalls Jahre benutzt werden.“ Die Eisenbahner bauten das Anschlußgeleis zum nächsten Bahnhof, die Pioniere Brückenstege mit Geleis an beiden Ufern, die durch Gelenke und Handwinden beweglich gemacht wurden, um sie nach dem wechselnden Wasserstand einzustellen. Inzwischen wurde aus Antwerpen ein gewaltiger eiserner Leichter geholt und für den Zweck, als Eisenbahnfähre für fünf schwer beladene Wagen zu dienen, umgebaut. Im Nu war das ganze Deck herunter und neu konstruiert, alles natürlich ganz „wissenschaftlich“ nach Maß und Zeichnung, und dann wickelte sich der Dienst so glatt und leicht ab, als treidelte man in der Heimat die Fähren über Elbe oder Rhein. Unüberwindliche Hindernisse gibt es nicht für den Pionier. Er übernimmt so selbstverständlich die Arbeit des Herkules im Augiasstall eines französischen Bauernhofes, wie er nächsten Tages mit seinen todbringenden Maschinen eine feindliche Stellung räumt. Was er macht, macht er mit Gründlichkeit, macht es aber auch, wenn Zeit und Umstände danach sind, mit Humor. „Ich möchte wohl wissen,“ sagte ein Berichterstatter, „was unsere Pioniere nicht können.“ — „Wenn es Sie interessiert, was wir können,“ wurde ihm erwidert, „so gestatten Sie, daß wir Ihnen unseren Geschäftsprospekt überreichen.“ Und dann kam eine ganz ausgiebige Geschäftskarte der Landwehr-Pionierkompagnie zum Vorschein mit den Abteilungen „Elektrische Anlagen, Wege- und Brückenbau, Wasserleitungen, Grabdenkmäler“ und vielen anderen, mit so und so vielen „Fabriken“ in zahlreichen Städten des besetzten französischen Gebiets, mit Filialen für Stacheldraht, für Wellblech, für Feldküchen und Öfen, kurz und gut mit „Wirtschafts- und Gebrauchsartikeln aller Art für Fronttruppen, gegründet September 1914“.

Kriegshumor! Und doch, es sind die gleichen Leute, die mit Todesmut vorangehen, wenn eine „uneinnehmbare“ Stellung mit den fürchterlichsten Mitteln der neuen Kriegstechnik geräumt werden muß, und die mit ihrem Leben und ihren Leibern den Abzug einer weichenden Armee decken und dem Feinde das Nachkommen versalzen. Prächtige Leistungen werden [illegible] erzählt von den Pionieren der Hindenburg-Armee. Da hatten sie hinter den Vorrückenden Brücken geschlagen und Wege gebaut für den Train, aber nicht vergessen, auch gleich die Sprengvorrichtungen anzulegen, denn man kann bei den Russen nie wissen, wie bald für 100000 Geschlagene 200000 wieder dastehen. Und richtig! „Hier machte ein Pionierzug der Infanterie durch Weghauen von Waldstreifen das Gelände übersichtlich, dort baute ein anderer Verhaue oder machte Wege unpassierbar für den Feind, und der dritte Zug stand in Feuerbereitschaft, da man keinen Augenblick sicher war. Da kam die Meldung, daß uns ein ganzes russisches Armeekorps, zwei Kavalleriedivisionen und ein Kosakenregiment gegenüberstand. Jetzt kamen Tage und Nächte höchster Anstrengung. Als die Letzten am hart nachdrängenden Feinde, gegen ungeheure Übermacht, sprengten meine Pioniere sämtliche Brücken und steckten sämtliche Holzlager in Brand. Unter betäubendem Krachen, daß die Erde bebte, flogen die großen Brücken in die Luft — schon war uns die russische Kavallerie mit ihren Geschützen auf den Fersen. Zwischen zwei Seen in einem Defilee machten wir halt und hielten den Feind zurück, bis unsere Bagage in Sicherheit war.“ Damals wurden die wackeren Pioniere als vermißt in die Listen geschrieben, aber an der Flanke der Russen, durch Eis und Morast, schlugen sie sich durch zur preußischen Grenze.

Ein Blatt von österreichisch-ungarischem Heldentum mache den Abschluß dieser Pioniergeschichten. Beim letzten Rückzuge der Österreicher und Ungarn aus Galizien fiel einer Pionierkompagnie die Aufgabe zu, nach Schluß des Abtransportes eine Bahnstation an der Wislocka für die Russen unbrauchbar zu machen. Das sehr gründliche Zerstörungswerk zog sich unter mörderischem Feuer der Russen bis in die zehnte Morgenstunde hin. „Als dann die österreichisch-ungarischen Pioniere mit Volldampf abfahren wollten, hatten hinter ihrem Rücken bereits Kosaken die Schienen gesprengt. Der haltende Zug wurde von russischer Infanterie in der Flanke angegriffen, und es entwickelte sich ein heftiges Gefecht. Während dieses Kampfes ließ der Hauptmann ein rückwärtiges Schienenstück aufreißen, nach vorn tragen und an Stelle des zerstörten mit einem Nagel befestigen. Als die arbeitenden und feuernden Pioniere eben wieder in den Zug sprangen, schlug eine Granate in den letzten Wagen. Der Zug aber gelangte über die notdürftig hergestellte Stelle und entkam, während die Insassen dem Verfolger unter jubelndem Hurra aus den Fenstern zuwinkten.“ Das sind die Pioniere, die „Helden des Stellungskrieges“, aber nicht minder die „Helden des Bewegungskrieges“.



Wir kommen!

Eine Skizze von der Nordsee. Von Wilhelm Schreiner.

(Schluß.)

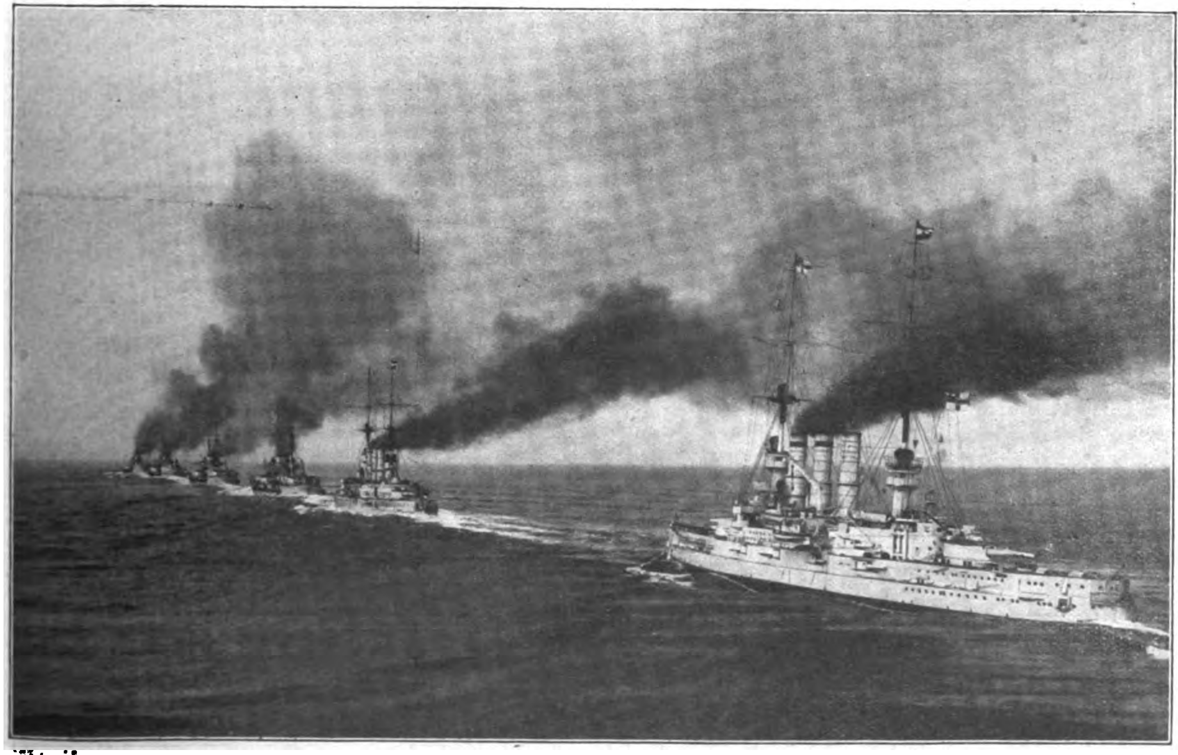


Aus der Emsmündung lief in hoher Fahrt die „Arkona"; als der Zeppelin in den Lüften verschwand, kam ihre Rauchfahne gerade aus der Richtung der Segelbuhne in Sicht. Man sah, daß er alles hergab, der Kleine Kreuzer, um vorwärts, vorwärts zu stürmen ... den Brüdern zu Hilfe ... Und neu und hart kam es über die See ... Wumm! Wumm Wummmbum ... bumrrrum! Das lockte, das zog, das mahnte! ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

... „Es hilft nichts, ‚Blücher' bleibt zurück." Leutnant Koenigs sprang an den Sehschlitz. „Wahrhaftig! Der Brand ist ja vorläufig noch nicht so schlimm; aber daß er die Fahrt nicht halten kann!? Allerdings liegt der arme Kerl im konzentrischen Feuer des ganzen britischen Geschwaders und erreicht dabei mit seinen 21-cm den Feind überhaupt kaum." — „Und sein dünner Panzer hält kaum mehr lang!" Josten mußte schreien und doch gingen seine letzten Worte unter in dem krachenden Donner der neuen Salve der vier 28-cm-Rohre, die in den zwei übereinander liegenden schweren Türmen zu ihren Füßen das Achterdeck des „Moltke" überhöhten. Der ganze Kommandoturm schütterte. Josten hatte den Hörer umgebunden, der ihn an die Leitung nach dem vorderen Kommandoturm anschloß ... ‚Seydlitz' hat einen Volltreffer in den Unterbau des vorderen 28-cm-Turmes bekommen, geringe Brandwirkung. Der Turm feuert weiter." Koenigs wendete kein Auge vom „Blücher". Immer höher leckten die Flammen, sie wurden doch nicht Herren über das Feuer ... Nun gar ging er seitlich aus der Staffelformation heraus ... Jetzt verdeckte ihn der „Derfflinger" ... Da schreit Josten wieder vom Telephon: „Alle Maschinen versagen, funkt ‚Blücher'" ... vom „Seydlitz" die Antwort: „Handeln Sie nach eigenem Ermessen!" — „Der ist geliefert!" Aber ohne Zögern gibt Josten auch diese Nachricht, wie bisher alle, an die ihm erreichbaren Gefechtsstationen weiter ... er weiß, die Antwort ist nicht Entmutigung, sondern Trotz, und wie ein Echo brüllen draußen die Turmgeschütze ... Der „Moltke" ist nicht ein einziges Mal ernsthaft getroffen. Splitter sprühen genug umher, aber wenn's nicht dicker kommt, hat's nichts auf sich ... nur schade, daß sich die Briten nicht in den Bereich unserer Mittelartillerie wagen. Die sollte sie schön sieben. „Lochstickerei" würde Karsten sagen. Ob der noch heil war auf dem „Seydlitz"? Beim ständigen Wenden des Schiffes füllten immer neue Bilder das Sehfeld ihres achteren Kommandoturmes. Vom Gegner war ohne Glas nur Rauch und Feuer zu sehen. Aber durch sein Goerzglas konnte Koenigs genau beobachten, welche Wirkung das eigene Feuer hatte.

Die Schlacht war ja so anders als jeder sie geträumt. Nicht ein furchtbares Höllengetöse, kein Kampf mit allen Kalibern ... nur die schwersten Waffen wurden gekreuzt ... und wie bei Trafalgar vor hundert Jahren warfen sich die Gegner ganze Salven, Breitseitlagen und Heckfeuer, geschlossen entgegen. So gab es relative Feuerpausen, ein Vorteil für die Führung der Geschwader ... Mittelartillerie und 8,8-cm waren zum Schweigen verurteilt, nur bei jedem Versuch feindlicher Zerstörerdivisionen, zur Attacke vorzubrechen, schmetterte ihr helles Bellen zwischen den Kontrabaß ihrer großen Brüder von gut dreifacher Seelenweite.



Auslaufen deutscher Kriegsschiffe.

Koenigs stellte gegen ¾11 Uhr beim Feinde bereits den ersten Brand fest, auf dem Flaggschiff. Die Namen waren auf die Entfernung nicht zu entziffern, und nur der Typ zu erkennen. „Sie schießen schlecht!" — „Auch der ‚Blücher' beweist nicht das Gegenteil!" Der „Derfflinger" vor ihnen schien wie gefeit, kaum daß ein paar Spieren und Davits über Bord gegangen waren ... Drüben zeigten die Wände klaffende Löcher ... namentlich Nummer Zwei, die im Feuer des „Derfflinger" und „Moltke" lag ... 28-cm und 30,5-cm zeigten sich einander ebenbürtig ...

Wieder zuckten neue Lagen beider Schiffe hinüber ... deutlich sah man den Aufschlag der Geschosse ... Aufschlag? Durch gingen sie, dem Gegner ins Herz! Mit jauchzendem Laut auf den Lippen preßte sich Koenigs noch näher an den Spalt, durch den er das Feuer beobachtete ... Nummer Zwei drüben brannte auch ... und ... und ... Josten, Mensch, siehst's? Verliert Fahrt ... fällt ab, nach Feuerlee, während die Flammen hoch über Deck schlagen ... Mast und nächster Schornstein hängen außenbords ... Rache für „Blücher"! ... Ganz schert der Engländer aus der Staffel aus ... ein Loch klafft zwischen Eins und Drei ... So recht! Noch eh' Drei aufschließen kann, ist auch unter konzentrischem Feuer das Spitzenschiff schwer getroffen ... ha ... wie bei dem Anblick sich die Lungen tief, tief vollsaugen in Jubel und Freude ... Nun ist die Reihe des Gegners zerrissen, zwei Kampfgruppen von je zwei Schiffen mit reichlichem Abstand, so sieht jetzt die englische Linie aus ... kühl, wie er's hundertfach im Manöver getan, notiert Koenigs genau die Phasen des Kampfes ... „11^{10} h Nummer Zwei beim Feind außer Gefecht."

Josten steht fiebernd vor Freude am Schalltrichter zum Heizraum. Die horchen auf da unten vor den rotglühenden Feuerungen! Halbnackt und schwarz stehen sie da in der siedenden Hitze, in die auch die Ventilatoren kaum einen kühleren Hauch tragen. In bleichen Rinnen rieselt der Schweiß am verrußten Leib hinunter ... Nur flüchtig wenden sie den Kopf, als die sieghafte Kunde durch den Raum schwingt ... doppelt hoch gefüllt fliegt die nächste Schaufel Kohlen in den Höllenrachen der Feuer. Zähneknirschend vorhin beim „Blücher" und jetzt mit leuchtenden Augen. Nur eine Antwort bei Schmerz oder Jubel ... doppelt heilig die Pflicht! Und trotz Schwitzen und Keuchen und Kohlenstaub flammt's mit dem Feuer gleich an Glut, schluchzend und heiser aus trockenen Kehlen ...

Zurück fährt Josten vom Hörrohr, zuckend arbeitet's in seinem Gesicht ... „Ernst! ... hier ... Ernst, höre!" Stumm stehen die Zwei, und ins Donnern der Lagen klimmt siegend herauf aus des Schiffes Tiefen ... siegestrotzig ... der hehre Schwur: „Wie Schwertgeklirr und Wogenprall ... fest steht ... und treu ... und treu ...!" Aug' in Auge stehen die Freunde ... wortlos in wehem Erinnern, in stummem Verstehn: „Gneisenau!" ... Wir kommen! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

V 5 folgt vorsichtig im Kielwasser des sinkenden „Blücher", der oft minutenlang unbehelligt bleibt; in die 15-cm-Kasematten spülen schon die Wellen hinein. Lange wird's nicht mehr dauern ... himmelhoch leckt die Lohe aus dem wunden Schiff ... Da flitzen englische Zerstörer heran! ... Also deshalb schwieg eben das Feuer! Allein umsonst, zwei wuchtige Lagen der 15-cm-Geschütze sprühen den schwarzen Booten entgegen ... Kehrt marsch wenden die Zerstörer, aber zwei liegen auf dem Grund. Heil „Blücher"! Bis zum letzten Atemzug macht er seinem Namen Ehre. Bewundernd gleiten die Augen über den sinkenden Panzer, stolz auf die Brüder, die dort in Glut und Qualm noch Schuß auf Schuß dem Feinde entgegenwerfen, den Untergang vor Augen ...

Nun kommen wieder die „Koffer" geflogen von drüben ... ein Treffer und V 5 wäre gewesen ... aber geschickt weiß der Kommandant auszuweichen, wenn auch die einschlagenden Granaten nur wenige Meter vom Boot ihre Riesenfontänen springen lassen ... Auf den „Blücher" freilich findet noch mancher Treffer den Weg, denn er liegt fast still ... da ist Treffen ja Kinderspiel ... Gut nur, daß die See nicht so wild ist, so kann man doch hoffen, noch manchen zu retten, wenn die Schotten bersten und der Bruder sinkt ...

V 5 geht näher heran, in Deckung unter die Backbordseite des „Blücher" ... Entfernt schon fährt das eigene Geschwader ... beim Gefecht hat es wenige Strich nach NO gehalten ... so aus der Entfernung sieht's aus, wie jedes gewohnte Manöverbild ... Aber der „Blücher" zur Seite! Sprache der Not! ... Vom niedrigen Boot aus ist keine umfassende Sicht ... sonst wüßten sie auf V 5, daß der Bruder gerächt ist.

Da! Ein rasendes Schnellfeuer wieder vom „Blücher" ... zugleich der Befehl vom fernen Flaggschiff ... „Torpedoboote ansetzen!" ... Unverzüglich rasselt der Maschinentelegraph los: „Äußerste Kraft!" ... V 5 jagt hinter dem vorderen Steven des „Blücher" hervor ... ein kurzer Blick und wilde Freude läßt das Herz hämmern bis zum Halse hinauf ... aber kühl und eisern ruhig kommen im nächsten Augenblick die Befehle ... Schräg im Süden zwei Engländer ... der eine pendelt ab ... mag er gehn! ... der andere kommt ... mit Kurs auf „Blücher" ... er hat auch schwere Treffer ... aber macht noch einige Fahrt ... will scheint's dem „Blücher" den Gnadenstoß geben ... „Warte, min Sähn, wir wenden das Blatt!" ... V 5! jetzt schütze den Bruder! ... und hinein in den Hagel von Eisen ... Rran! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wie hoch?" — „1050 m" zeigt der Höhenmesser. — „Anstieg auf 2000 m! ... Höhe halten!" ... Die Motoren surren, pfeifend zwängt sich die Luft durch den Mittelgang bei der rasenden Fahrt; 22 Sekundenmeter! In dieser Höhe ist kaum Gegenwind ... aber Wolken, leichte Federwolken unter uns ... gut so, da fahren wir in Deckung bis über den Feind ... es geht auf ½12, aber die See dehnt sich noch leer und öde zu unseren Füßen, stahlfarben ...

Wir stehen in der Führerkabine, weite Sicht durch die Bugfenster ... Ab und zu stellen wir die Motoren ab, um die Richtung des Kanonendonners festzustellen, und lassen uns treiben ... Denn sowie sie wieder anspringen, ist's mit Hören vorbei. Wie eine flache Schale sieht das Meer aus, in die am Horizont im Norden immer neue Wogen hineinkippen und gegen unseren Fußpunkt hin scheinbar einer tieferen Ebene zufluten ... ewig das gleiche Spiel ...

Wir hängen wieder vor dem Wind. Laut donnert von Norden herüber die unsichtbare Schlacht. Nach zehn Minuten Flug haben wir das Schlachtfeld vor uns. Mit dem Glas sind deutlich zwei Kampfgruppen zu unterscheiden ... aber erst nach einer ganzen Weile taucht der Gegner auf über der Kimmung. Wer Freund ist, wer Feind, können wir noch nicht erkennen ... sachte steigen wir höher in die leichten Schleier der unteren Wolken und lassen den Sender Fühlung herstellen zwischen dem „Seydlitz" und uns. Bald wissen wir Bescheid: vor uns die Kampfgruppen sind Engländer. Wir stehen jetzt senkrecht über ihnen, so sind wir vor ihnen sicher und zugleich vor den Granaten des eigenen Geschwaders ... Der eigentliche Kampf spielt sich östlich von uns ab, wo, die weit entfernten leichten Streitkräfte abgerechnet, zwei

Staffeln von je drei Panzern gegeneinander Eisen sprühen... bei uns fehlt der „Blücher", beim Feind die zwei Schiffe, die unter uns, nur wenige Seemeilen vom „Blücher" entfernt, langsam westwärts dampfen. Der eine macht kaum noch Fahrt, eine Horde Zerstörer schwärmt um ihn her, und kann doch nicht helfen. Wenn ihn keiner ins Schlepptau nimmt, wird er nicht mehr weit kommen ... Der andere steuert in langsamem Kurs auf den brennenden „Blücher" los ... lautlos sehen wir die von hier oben winzigen Schiffchen sich bewegen, lautlos kämpfen ... lautlos Hunderte verbluten ...

„800 m Fall ... Zwei Strich Backbord!" ... Nun hängen wir 1200 m über dem Engländer ... da faßt mich der erste Steuermann hart am Arm ... Dort! ... In jagendem Lauf schießt hinter dem „Blücher" ein schwarzes Boot hervor ... hierher! ... Unschlüssig schwankt der Engländer im Kurs ... Die Torpedoboot-Abwehrgeschütze sind lang über Bord geschmettert von den 30,5-cm-Granaten des „Derfflinger" ... Fertig! ... Eine schneidige Wendung des Bootes ... und deutlich sehen wir, wie der Torpedo daherkommt, hinter sich ein Kielwasser voller Blasen ... unter uns eine lautlose Explosion, bis zur Höhe der Masten schäumt die See ... der Engländer liegt still mit schwerer Schlagseite in Steuerbord ... heran jagen feindliche Zerstörer ... gerade recht, um die Schwimmenden aus dem Strudel des sinkenden Schiffes zu ziehen ... Zu gleicher Zeit erfüllt sich das Schicksal vom „Blücher" ... Und wir hängen wieder 1800 m darüber ... mit gebundenen Händen, und dort unten ertrinken die Brüder ...

... Langsam dreht unser Luftkreuzer seinen Bug nach Osten ... Kurs auf das englische Geschwader. Höhe 2000 m. Unablässig tobt der Kampf. Brand und Rauch lagert über den Schiffen, draus hervor züngeln die Blitze... Unser Geschwader ist stark im Vorteil, seit die Kräfte an Schiffszahl 1:1 stehen. Bei jeder Lage vermehren sich unter uns die Treffer; von oben gesehen sind die Decks ein wüstes Chaos ... unaufhörlich donnern die panzerbrechenden Geschosse gegen die Schiffswände ... Gespannt warten wir kreuzend über dem Feind auf den Ausgang ... Das Feuer des eigenen Geschwaders verlegt uns den Weg nach unten, und Bomben aus dieser Höhe sind zwecklos ...

Da wendet plötzlich das Spitzenschiff unter uns ... das Feuer wird gestopt ... die ganze Staffel des Feindes schwenkt auf Westkurs ... und schützend legen sich Zerstörer im Fächer hinter den flüchtenden Feind ... Der läuft mit hoher Fahrt ... westwärts.

Wir mit. Doch wir nicht allein. Drunten die Silberfische, siehst du sie? da ... und dort ... hier unter uns zwei! ... hell heben sie sich von dunkler Meerestiefe ... die fürchtet der Feind ... und hinkt nun heimwärts ... den einen zerschossenen Panzer im Schlepptau, den anderen sieht er nie wieder ...

Wir den „Blücher" auch nicht ... werden noch mehr im Laufe des Krieges, die den Lorbeerkranz mitnehmen ins Grab ... Denn wir ringen gegen Übermacht ... Und kommen doch hinüber! ... Vertrauend grüßen wir jene da unten, die mit uns gen Westen die Fahrt nun beginnen. Den Brüdern die Bahn zubereiten. Wir kommen alle! Bahnbrecher voran!

Wir Silberfische in Luft und Meer. Wir kommen!!!



Deutschland horch auf!

Ein Gruß aus der Fremde. Von Herbert Sartori, Newyork.

Wo Deutsche wohnen,
Und sie wohnen überall,
Wohin ein Mensch den Fuß zu setzen wagte —
In Nord und Süd, in Ost und West,
Da geht ein Trauern durch die Seelen —
Ein Sehnen nach der Heimat,
Nach dem Vaterlande.

Es ist in Not —
Umstellt von Feinden,
Verleumdet und geschmäht.
Das wissen alle,
Und sie alle möchten helfen.

Voll Wehmut wandern die Gedanken
Zurück zum Vaterhaus,
Zum Spielplatz froher Jugend,
Zu Schwester, Bruder und den Freunden,
Zur Liebsten und zum Mütterlein —
Und manche rauhe Hand
Löscht aus dem Auge eine Träne.

Sie weinen,
Weil ihre Kraft soll unverbraucht vergehen,
Weil sie — getrennt durch Meere —
Kein Weg zum Kampfplatz ihrer Brüder führt —
Und aus gequälter Seele
Ringt sich tiefgefühlt ein Gebet
„Herr führe uns zurück
Zum heimischen Gestade —
Herr, schütze unser Vaterland."

Deutschland horch auf!
Horch auf den Wellenschlag an deiner Küste —
Es ist der Herzschlag deiner Söhne in der Fremde!
Horch auf die Winde, wie sie stöhnen —
Es ist das Stöhnen ihrer Seelen!
Und wenn der Himmel blutig widerstrahlt,
Dann wisse wohl,
Es ist das Herzblut, das sie um dich weinen!
Es ist der Widerschein von ihrer Treue!



Erdwohnungen des Stabes des Landesschützenregiments auf dem österreichisch-ungarischen Kriegsschauplatz. Im Hintergrund rechts die Feldwohnung des Fürsten Schönburg-Hartenstein. Phot. Weltpreßphoto.

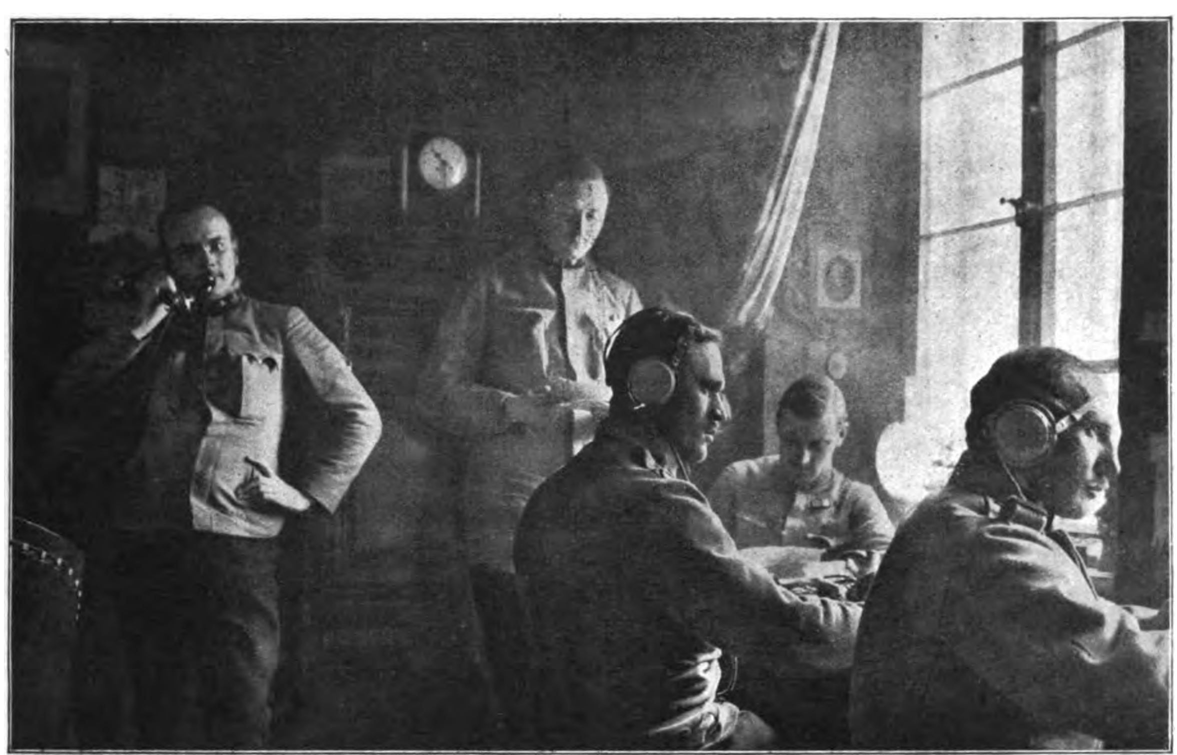
In Südpolen.

Von Karl Fr. Nowak.

Auf hartgefrorener, polnischer Erde stehen wir im Schweigen verlassener, kahler Äcker und Wälder: hier ist die Walstatt einsam ausgebreitet, auf der die schweren, südpolnischen Kämpfe von Belchatow und Augustinow zu einem leuchtenden Siege der schwarz-gelben Fahnen wurden. Hindenburg selbst hat zuerst von dem heroischen Vollbringen der verbündeten Habsburger Armee auf diesem Teile der Ostfront gesprochen, Hindenburg selbst auf die Wichtigkeit verwiesen, die der Aufgabe der hier kämpfenden Österreicher und Ungarn durch glückende Lösung zukommen mußte. Aus dem Südwinkel Kongreßpolens rückten damals, just als die Schlacht von Lodz siegreich zu Ende geschlagen werden sollte, frische, russische Kräfte nordwärts. Ein starkes, kaukasisches Korps — das die Flieger an den weißen Kappen der Mannschaften erkannt hatten — marschierte gegen Lodz, um dort den in die Enge getriebenen Russen eine Entlastung zu bringen. Die Kaukasier aufzuhalten, sie um keinen Preis nach dem versuchten Durchbruch in die Entscheidungsschlacht eingreifen zu lassen, war der Sinn der Kämpfe bei Belchatow und Augustinow: eine Sperrkette war über die Straßen nach Lodz zu legen. Die Kaukasier haben in der Tat auch niemals Lodz erreicht. An der Sperrkette rissen und stießen sie alle sich die Köpfe und die Glieder blutig ...

Wieder ist's das alte Bild aus dem Ringen der Verbündeten mit Rußlands Massen: eine verhältnismäßig kleinere Gruppe hat sich gegen mehr als doppelte Übermacht nicht bloß zu wehren, die an Zahl Schwächeren sollen überhaupt den an Kräften Überlegenen zu Boden schlagen. Diesmal stehen unsere 14000 Feuergewehre gegen 80000 Feuergewehre der Russen. Wir haben im ganzen 80 Geschütze. Die Russen stellen 140 Geschütze in den Kampf. Zu allem Überfluß unterstützt sie das Gelände. Auf dem Baratowberg können sie ihre Artillerie so auffahren lassen, daß ihr Feuer wiederholt unsere Flanke bedrängt. Es ist ein Ringen um einen ganzen Reigen von Ortschaften. Tagelang geht das Kämpfen, heute zieht der Feind, morgen ziehen wir bald in das eine, bald in das andere Dorf ein, allerlei Episoden sind den Verbündeten widrig, einmal brennen lichterloh sogar die Schützengräben, in deren Stroh die russischen Granaten zündeten ... Aber um so heftiger, um so erbitterter sind stets von neuem die Angriffe der Verbündeten. Die deutsche Brigade, die in das Kampfgelände in einem Tageseilmarsch von 50 km herunterkam, hält ihre Stellungen, wie Mauern aus Erz, die Mauern werden lebendig und drücken mit furchtbarer Schwere auf die Kaukasier, da auch die Ungarn wie die losgelassenen Teufel auf die Russen einstürmen, und entsetzlich ist, wie die Russen eines Nachts bis in ihre Schützengräben eindrangen, die Arbeit der Wiener Sachsendragoner. Sie tun, was ein paar Tage später nur die wilden Nádasdy-Husaren bei Limanowa den Preobraschenskern taten: sie drehen die Kolben ihrer kurzen, bajonettlosen Karabiner um, erschlagen den eingedrungenen Feind unmittelbar in den Gräben, jagen mit Säbelhieben den Rest der Entsetzten hinaus ... Und die Kaukasier kommen nicht vorwärts! Kein Nahkampf hilft, kein Flankenfeuer der Artillerie. Nach acht Tagen sind sie zu Tode erschöpft. Nach acht Tagen geben sie selbst jeden weiteren Angriff auf. Nach acht Tagen ist oben die Schlacht bei Lodz auch mit deutscher Gründlichkeit geschlagen. Die kleine Gruppe, die ursprünglich gegen Petrikau hatte marschieren sollen und dann im Abschwenken — als die Fliegermeldung über die weißen Kappen kam — gegen die Russen bei Petrikau nur schwache Sicherung zurückgelassen hatte: die kleine Gruppe hatte sich als Riegel vor der Lodzer Tür, als Sperrkette, nicht umsonst nach Süden gebogen.

14000 standen gegen 80000. Nicht allein greifbaren, praktischen Sinn hatten diese Kämpfe in Südpolen. Auch sie waren abermals eine Verheißung, ein Symbol: nicht die Masse, nicht die Zahl der Feuergewehre siegten — der Wille, die Art der Männer an den Feuergewehren behaupteten das Feld auch diesmal. — — —



Eine Telephonstation der österreichisch-ungarischen Armee hinter der Kampffront. Kilophot, Wien.

Wir fahren in den sinkenden Abend heim. Vorsichtig und langsam auf unseren Bauernfuhren, denn von Minute zu Minute stecken wir in den Schlaglöchern phantastischer polnischer Straßen und drohen zu zerschellen... Schützengräben rechts und links, zerschossene Häuser, von denen oft nichts weiter blieb als der Torbogen, oder inmitten



Eine Feldtelephonstation der österreichisch-ungarischen Armee im Kampfgelände. Phot. Weltpreßphoto.

der Haustrümmer ein Kamin, zerschossene Häuser grüßen ernst und schwermütig durch Friedhofsstille: ganze Schützengrabenreihen umgeben sie noch heute, leer und bizarr als Schutz um all die Bauerngehöfte, die längst kein Feind mehr bedroht...

Neugierig in allen Dörfern Greise, Weiber, Kinder an allen Fenstern. Irgendwo vertauschen wir die Bauernfuhren wieder mit dem Auto, die armen verängsteten Juden drängen aus allen Haustoren an die Wagenschläge. Morgens sahen sie uns durchfahren, auf der Straße von Petrikau her nach Südwesten, die Eile schien ihnen allzu groß: bang lief ein Gerücht um, von Haus zu Haus, immer dichter, immer sicherer... Ein Stab ist durch das Dorf gekommen... der Stab nimmt die Richtung von Petrikau fort... Die Verbündeten müssen also zurück... Von diesem Rückzug hörten wir vor einer Stunde schon, als wir in einem leidlich gut erhaltenen Landhaus rasteten. Vom Dorf war's herübergesprungen. Von Dorf zu Dorf lief das Gerücht. Der Stab aber waren wir... Jetzt leuchten wieder alle Augen. Die Autos gehen wirklich nordostwärts gegen Petrikau zurück. Panik ohne Grund: die Russen werden nicht wiederkommen...

Einmal kehren wir noch in einem Dorfhaus ein. Der Generalstäbler will uns Vortrag halten über die Ereignisse auf dem Schlachtfeld von Belchatow. Der alten Bäuerin stürzen, da wir eintreten, die Tränen aus den Augen. Das siebzehnjährige Mädel drückt sich scheu und furchtsam in eine Ecke. Vor zwei Wochen, an einem Sonntag, fing es plötzlich an. Kein Soldat, kein Fremder war im ganzen Dorf, niemand auch im fernsten Umkreis zu sehen. Aber auf einmal ging es wie Hölle und Verdammnis über den ganzen Ort nieder. Granaten schlugen in die Häuser, die wie Kartenburgen stürzten. Kein Flüchten in die Keller, kein Fliehen in die Kirche half. Sie rannten alle in toller Verzweiflung davon, ohne zu wissen wohin, ohne zu wissen, ob sie nicht just so in die Granaten rannten... Stunden hatte das gedauert. Dann war die Hölle jäh wieder verstummt. Sie kamen langsam alle wieder zurück... Zwei Tage später, sechs Tage später noch einmal der gleiche Spuk und Totentanz. Was wir in ihrem kleinen, bisher halbverschonten Häuschen tun, was an ihrem Holztisch der Generalstäbler mit den Karten will, begreift die Mutter nicht, begreift die Tochter nicht. So viel sehen sie: Offiziere sind da... Und so viel ahnen sie: jetzt werden wohl auch die Granaten bald wiederkommen...

Die Tränen rinnen unaufhaltsam. Kein Zureden nützt. Da wir den beiden im Fortgehen ein paar Geldstücke in die Hände drücken, da erst huscht — immer noch flüchtig, immer noch mißtrauisch genug — so etwas wie Beruhigung über die verhärmten Gesichter.

Am nächsten Morgen: Reise in ein kleines Städtchen, wir sollen sehen, wie's in einem schwarz-gelben „A. E. K." aussieht. Wiederum ein Rattern über märchenhafte Straßen, vorüberziehende Trains, die immer länger werden, in immer kürzeren Abständen einander folgen, dann ein ungeheurer Trainpark — wir sind beim „A. E. K.", beim „Armee-Etappen-Kommando", das den Haushalt unserer Front versorgt...

In alle Winkel dürfen wir sehen, in allen Ecken dürfen wir uns umtun. Die Exzellenz, die hier gebietet, hat nichts zu verheimlichen, ihrem Generalstabschef macht es sichtlich Freude, uns die ganze Pracht, das ganze tadellos abrollende Räderwerk der Etappenstation zu zeigen. Noch ist's nicht allzulange her, daß das Kommando nach raschem siegreichen Vorwärtsgehen der Truppen in dem Städtchen anlangte: in einer Wüste... Ein abgebrannter Bahnhof war damals da. Aufgerissene Bahnschwellen, die Bahnschienen fortgetragen... Zerstörte Bahnbrücken, überall am Wege in die Luft gesprengte Wasserreservoirs und Ölbehälter. Und hier begann die erste Arbeit. Ein paar Tage nur durfte es dauern, daß die Brücken wieder passierbar, die Schienenstränge neu gebaut waren. Daß in dem notdürftig wiederhergestellten Bahnhof auch wieder amtiert werden konnte. Daß Telephon und Telegraph neu nach allen Windrichtungen liefen. Und frische, feste Magazine, vor ihnen neue, feste Zufahrtsrampen errichtet waren... Ein paar Tage nur, und schon summte es wieder von Menschenarbeit. Den Krieg als Zerstörer hatte auf dem Fuße der Krieg als Neuschöpfer abgelöst...

Durch eine ganze Armee von Statistiken gehen wir frohen Mutes. Was der Generalstabschef vor uns ausbreitet, ist kein totes Material, die Tabellen und Aufstellungen sind die Gewißheit, daß die feuernden Menschen dort vorn aufs beste versorgt sind, daß kluge, fleißige Köpfe in ihrem Rücken unermüdlich für solche Versorgung arbeiten. Von turmhoch aufgestapelten Mehlsäcken kommen wir dann zu den kleinen, zierlichen, zusammenklappbaren Schwarmöfen, die jeder Mann in seine Deckung mitbekommt. Und die „Salubritätskommission" — die „Gesundheitskommission" — muß uns über ihre Arbeit berichten. Wie sie sich um Mensch und Tier in gleichem Eifer müht, wie sie die verlassenen Schlachtfelder unmittelbar nach dem Kampf absucht, um die gefallenen Pferdekadaver zu verscharren, um die russischen Gräber gründlichst zu untersuchen, sie unter Umständen noch einmal zu öffnen und die Soldatenleichen dann erst richtig zu bestatten. Denn die Russen beerdigen ihre Toten recht oberflächlich und seicht: drohenden Seuchen aber muß von Anbeginn entgegengearbeitet werden. Und wir studieren die Sanitätszüge, die seit Feldzugsanfang schon verkehren, prachtvolle, großartig angelegte, rollende Operationssäle, die Filtrierwagen defilieren, die dem Wasser in Feindesland die Tücke nehmen. Der erbitterte Feldzug wird geschildert, der gegen den ärgsten Feind der Soldaten, gegen das Ungeziefer, eingeleitet ist und in der Tat auch Erfolge hat. Riesige Dampfdesinfektoren werden bis in die Front hinausgefahren. Die Mannschaften steckt man in Petroleumbäder und nimmt ihnen Kleider, Wäsche, Schuhe, alles vom Leibe fort. Indes sie baden, werden die Deckungen durch die Desinfektoren gereinigt. Die im Bad Neugeborenen werden vom Kopf bis Fuß neu eingekleidet, ihre alten Kleider, ihre alte Wäsche wird hermetisch verschlossen hinter die Front gebracht. Und auf Wochen wenigstens haben die armen Soldaten Ruhe...

Von tausend Dingen noch müßte man erzählen, wollte man die Arbeit des „A. E. K." auch nur zur Hälfte überschauen lassen. Von den Munitionszügen, von den Liebesgabentransporten und der Schwierigkeit, sie trotz Häufung verschiedenster Angelegenheiten richtig durchzubringen... Von der Schwierigkeit, die allein die Behandlung eroberter Provinzen ergibt. Ihre Justiz, ihre Finanzen, ihre Schulen müssen neu geordnet, müssen überwacht, die neugewonnene Bevölkerung muß vor Not und Elend — oft schon durch Unterstützung der neuen Regierung — bewahrt werden... All dies ist genug. All dies ist Amt und Kopfzerbrechen der Meister und Lenker des „A. E. K." Wie vorbildlich in ihrer Hingabe sie arbeiten, ersieht man am besten, da man in die Front selbst hinausgeht: blühend die Wangen und Farben jedes Mannes, nirgends die Spur von Epidemien, lachend und vergnügt alle Augen, überall nur Zuversicht und Wille zum Sieg, ihre Worte endlich nichts als Dankbarkeit für die, die ohne Lorbeerehrgeiz in der Stille so für sie sorgen.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Vogesenkampf.

Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

Es klang alles so unschuldig, und Sigrid und Frau v. Bütow sahen sich dabei so lächelnd an, daß keiner der übrigen auf die Vermutung kam, daß eben ein Wortgefecht stattgefunden hatte. Ein leichtes Geplänkel zwar nur, ein Prüfen der gegenseitigen Waffen und Stärke, aber doch ein Gegensatz.

Sigrid hatte sich gesetzt. Still beugte sie sich über ihren Teller und berührte kaum die Gerichte, die herumgereicht wurden.

Die Unterhaltung wurde lebhaft und schwirrte um sie herum. Dazwischen die Stimmen Bütows und Dinas, die ihr wieder und immer wieder sagten, daß sie nun mit diesen beiden auf einen kleinen Fleck zusammengedrängt war, wo das Ausweichen so furchtbar schwer war. Ihr Entschluß, trotz allem an Bord zu bleiben, tat ihr auf einmal doch riesig leid.

Der erste Maschinist kam herein. „Eben fahren wir an einem Dreadnought des englischen Mittelmeergeschwaders vorbei, der sich hierher verirrt hat!" sagte er.

„Wo? Wo?" schwirrten die Fragen.

„Wenn Sie an die Fenster gehen, müssen Sie ihn gerade sehen."

Alle scharten sich um die Bullaugen, um einen Blick zu erhaschen.

„Das ist doch kein Schiff mehr!" bemerkte Albrecht. „Das ist doch eine Insel, die mit Panzertürmen befestigt ist! Kann man so ein Ungeheuer überhaupt zum Sinken bringen?" wandte er sich an Osten.

„Ich hoffe!" entgegnete dieser lächelnd, indem er sich wieder an den Tisch setzte.

„Mit Ihrem kleinen Kahn, den Sie bei uns draußen kommandieren werden, aber nicht!" spottete Röding.

„Nein! Mit einem noch kleineren Kahn!" antwortete Osten, noch immer lächelnd.

„Durch Torpedos, meinen Sie?" fragte Grufeck. Osten nickte. „Mit Torpedos."

„Da heißt's aber erst rankommen!" meinte Röding. „Und die Sache denke ich mir nicht so einfach!"

„Ist sie auch nicht! Aber wir werden's schon machen!"

„Na, ja!" sagte Bütow. „Aber mit der Sorte, an der wir eben vorbeiglitten und unter der Flagge wohl kaum!"

„Auch mit Schiffen unter der Flagge! Sie wissen ja gar nicht, wie ernst bei uns, und wie jede Minute bei uns gearbeitet wird! Tag und Nacht, Sommer wie Winter, in Sturm wie Sonnenschein. Mit Hochseetorpedo und Unterseeboot!"

„Unterseeboot?" meinte Bütow. „Ist augenblicklich wohl noch mehr Sage!"

„Sage?!" Ostens Augen blitzten. „Ich weiß nicht, wie weit die anderen Nationen mit Unterseebooten sind! Aber das weiß ich, wenn sich unsere Unterseeboote so weiter entwickeln wie bisher, dann ... werden jene Kolosse bald zur Sage werden!"

„Wenn Sie recht behielten," sagte Bütow zu Osten, „dann würde England ja am längsten das England, wie wir es kennen, gewesen sein!"

„Jawohl!" erwiderte Osten. Dann erhob er sein volles Glas gegen den Kapitän, der Reserveoffizier der Marine war, und sagte: „Auf den Tag, Kamerad!"

„Auf den Tag, Herr Kamerad!" entgegnete Kapitän Bolten.

Beide Männer tranken die Gläser leer. Ein ungewöhnlicher Ernst lagerte in diesem Augenblick auf ihren Gesichtern, der sich auch der Gesellschaft mitteilte.

Man kam auf die Unterschiede zwischen Land- und Seekrieg zu sprechen, wie auf die verschiedenen Anforderungen, die an den einzelnen gestellt würden, und appellierte an Ostens Urteil.

Osten faßte sich kurz: „Sie sind natürlich nicht miteinander zu vergleichen. Bis zur Schlacht hat es jedenfalls der Seemann an Bord seines Schiffes viel besser als der Soldat an Land. Er hat ein starkes Schiff unter den Füßen, seine Mahlzeiten zu rechter Zeit, ist gut verproviantiert, leidet an nichts Mangel, selbst sein Schlaf wird ihm kaum gekürzt, während der Landsoldat oft ein Lied von langen Märschen, Ermüdung und Strapazen jeder Art singen kann, ehe er überhaupt in die Schlachtlinie kommt. Dafür hat der Seemann aber auch die Wahl zwischen mehr als einem halben Dutzend Todesarten, die ich ihrer Schrecklichkeit halber nicht aufzählen möchte, während der Landsoldat auch hierin meist anspruchsloser ist und sich mit dem Tod durch Granaten, Schrapnells oder durch Handwaffen begnügt. Und dann ist wohl noch eines, was erschwerend ins Gewicht fällt. Der Seemann schleppt die Schreckensszenen des Kampfes in unmittelbarer Nähe auf kleinstem Raume mit sich. Er kann sie nicht hinter sich lassen. Er dringt nicht vor. Sein Schiff besorgt das für ihn, während der Landsoldat — bei der Offensive wenigstens — die Fallenden und die Gefallenen hinter sich läßt."

„Demnach", bemerkte Röding, „müssen im Gefecht an den moralischen Mut des Seemanns die größten Anforderungen gestellt werden!"

„Wenn auch nicht bei allen, so doch bei den meisten Gelegenheiten!" bestätigte Osten. „Dafür hat er aber die schöne Aussicht, sofort nach seiner Verwundung in die Hände des Arztes zu kommen. Das heißt," fügte er lächelnd und vorsichtig hinzu, „wenn der Verbandplatz noch existiert!"

„Muß ein verdammt unangenehmes Gefühl sein, zu wissen, daß jeden Augenblick das ganze Schlachtfeld unter den Füßen wegsinken kann!" meinte Gruseck.

„Na, offengestanden, in der entsprechenden Situation kommt einem ein solcher Gedanke nicht, weil man da zu viel anderes zu tun hat," entgegnete Osten.

„Haben Sie denn so ein Seegefecht schon einmal mitgemacht?" fragte Albrecht.

„Leider nur einmal," gestand Osten.

„Wo?" fragten Albrecht und Gruseck einstimmig.

„Auf ‚Ersatz Iltis'! Taku!" sagte der Kapitänleutnant ruhig.

„So so!" rief Röding. „Da sind Sie an Bord gewesen?! Na, denn prosit!" das Glas gegen Osten erhebend und ihm zutrinkend, während Gruseck und Albrecht mit leuchtenden Augen zu dem Kameraden von der „Seearmee" hinüberblickten.

Arabischer Scheich predigt den Heiligen Krieg. Nach einer Zeichnung von Bruno Richter.

Sigrid hatte stumm zugehört. Sie kannte die Erstürmung der Takuforts und ihre Beschießung.

Jetzt warf sie seitwärts einen Blick auf ihren Nachbar. Wie bescheiden er sich trug. So also sieht ein Held aus! dachte sie. Aber war es das höchste Heldentum, dieses laute, waffenklirrende Menschen und Werte vernichtende Heldentum? Das immer sicher war, Anerkennung zu finden? — Gewiß! Es mußte auch sein! Besonders für uns Deutsche, die wir rings von Neid und Scheelsucht umringt sind, die jeden Augenblick zu offener Feindschaft werden kann! Aber das höchste Heldentum . . .?! — Und ihre Gedanken irrten weiter, bis sie unwillkürlich zu der Frage kam: Ob er wohl der Mann wäre, einer jahrhundertalten, fest eingewurzelten Ansicht entgegenzutreten, wie . . . nun, wie Galilei, Luther — und andere?

Bütows Stimme schreckte sie aus ihrem Nachdenken.

Dina hatte eine Anwandlung von Seekrankheit verspürt. „Na, da wollen wir doch einfach Sekt bestellen! Der hat dir doch auf dem Italiener auch geholfen!" hörte Sigrid Bütow sagen.

Der Pommery kam, und Dina, im Bestreben, das unangenehm heraufsteigende Gefühl zu meistern, hatte mehrere Kelche des schäumenden Getränks hintereinander hinuntergestürzt. Das begann zu wirken.

Dina fühlte auf einmal das dringende Bedürfnis, sich im Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit zu sehen. Röding, der Menschenkenner und Draufgänger, hatte Dina halblaut mit einem pikanten Kolonialhistörchen unterhalten, und diese hatte ihm mit blitzenden Augen zugehört, aus denen die Freude an kleinen Skandälchen funkelte, während Rödings Augen entweder an dem verräterischen Ausschnitt ihres Kleides hing, oder in ihre Augen tauchte, in denen tausend Widersprüche funkten.

Er knackte dabei französische Haselnüsse durch den bloßen Druck seiner linken Hand, daß die Schalen krachten.

„Sieh mal, Botho! Kannst du das auch?" wandte sich Dina unvermittelt an ihren Mann, indem sie den Blick, der eben noch bewundernd auf Rödings nerviger Hand geruht, mit kaum darin verstecktem Spott zu Bütow erhob.

„Was?!" fragt dieser, seine Unterhaltung mit Kapitän Bolten unterbrechend, leichthin.

„Zwei Haselnüsse so durch den bloßen Druck deiner Hand sprengen.“ Dabei hatte Dina Rödings Arm am Handgelenk gefaßt und hielt Bütow Rödings geöffnete Handfläche hin, in der die beiden Nüsse mit ihren Schalen lagen.

„Ja, Röding!“ scherzte Bütow. „Der ist überhaupt fürs Nüsseknacken!“

Bütow hörte darauf, wie Dina sich Röding gegenüber mit einem anderen Küstenscherze revanchierte.

„Aber Dina!“ warnte Bütow. Er hatte ihr das Vorkommnis wohl einmal in einer Laune erzählt, aber daß seine Frau das einem Manne wiedererzählte . . .!!

„Gott, Botho! Wir sind doch hier unter uns Afrikanern!“ wandte Dina ein.

Die Bütows hatten die allgemeine Aufmerksamkeit und das Gespräch auf sich konzentriert, so daß man gar nicht bemerkt hatte, daß Sigrid gleich nach Beendigung des eigentlichen Diners ihren Platz stillschweigend verlassen und an Deck gegangen war.

Nur Osten hatte es bemerkt, und er war froh darüber.

Er wunderte sich nur, wie Bütow seine Frau länger da lassen konnte.

Der hatte gerade eine Nummer aus Kapitän Boltens unsterblicher Seekiste belacht, die einen stark paprizierten Beigeschmack hatte. Er war eben ganz wieder der trinkfeste, seßhafte Afrikaner von ehemals, der sämtliche Gouvernements- und Armeeoffiziere der englischen Nachbarkolonie unter den Tisch trank.

Bütow war es auch gewöhnt, Frauen bei solchen Gelegenheiten, wie die heutige, um sich zu haben. Ganz biedere Afrikanerinnen, an deren Tugend nicht zu rütteln war, und denen, wenn sie einen solchen Abend mitmachten, darum noch lange keine Perle aus ihrem Krönlein fiel. Die einfach nicht hinhorchten, wenn eines Mannes Rede einmal ein wenig entgleiste, und voll von drüben sich angewöhnter himmlischer Milde ein Auge zudrückten und manchmal auch alle beide. Er hatte sich niemals dabei etwas Schlimmes gedacht. Waren ja schließlich auch andrer Leute Frauen und gingen ihn nichts an. So hatte er sich auch nichts dabei gedacht, als Dina sitzen blieb, als noch alles hübsch solide zuging.

Plötzlich hörte er so eine Art bacchanalisches Lachen neben sich. Und ihm gegenüber sitzt dieser schweigsame Seemann, dieser Osten, und sieht ihn gerade in diesem Augenblicke an, als ob er ihn, Bütow, für dieses bacchanalische Lachen verantwortlich machen wolle.

Das war doch Dina! denkt Bütow. Ja, wie lacht denn die nur? Ist denn die überhaupt noch hier? Wie von tausend entfesselten Sektteufelchen hatte ihr Lachen geklungen.

Und auf einmal widert ihn das Ganze an, an dem er früher hundertmal Vergnügen gefunden hat. Es kam Bütow auch vor, als ob Rödings und Grusecks wie Albrechts Blicke mit einer gewissen Keckheit an Dina hingen. Sicher überschritten sie damit nicht die Grenzen des Erlaubten, und doch, etwas daran verdroß ihn. Gleich darauf verwarf er den Gedanken und schalt sich einen Toren, lächelte darüber und über sich selbst. „Daß ich äußerlich wenigstens über die Vierzig bin und Dina noch nicht zweiundzwanzig, habe ich ja gewußt. Schließlich bin ich auch kein Mohammedaner und Dina keine Haremsdame. Warum soll ich ihr diese kleinen Scherze nicht gönnen? Besonders hier auf dem Dampfer, wo es fast gar keine andere Abwechslung gibt? Draußen wird doch alles anders!“

Damit räsonnierte er sich zur Ruhe. Aber er stand auf.

„Du willst doch noch nicht . . .“ sagte Dina und sah ihn mit schreckhaft großen Augen an.

„Zu Bett, meinst du?“ Bütow lächelte. „Nein, aber eine Tasse Kaffee möcht' ich trinken. Nur nicht hier!“

„Dann schlage ich den Rauchsalon vor!“ sagte Kapitän Bolten, der in weiser Voraussicht Kaffee und Chartreuse hatte anfahren lassen.

Bütow schritt voran. Als er die ersten Stufen, die zum Rauchsalon führten, hinaufgestiegen war und hoch genug stand, um einen Blick in diesen Raum zu werfen, sah er, wie Sigrid, die dort gelesen hatte, aufstand, ihr Buch zuklappte und hinausging.

Sie weicht mir aus! dachte Bütow.

Lachend und geräuschvoll kam die andere Gesellschaft hinter ihm her. Bütow, der Kapitän und Schmidt spielten Skat. Röding engagierte Dina zum Schach. Graseck und Albrecht kiebitzten. Dr. Weiser saß anscheinend still vor sich hindämmernd und rauchte seine Zigarre.

Röding spielte schlecht. Absichtlich schlecht. Ein richtiges Verzögerungsspiel. Nur um möglichst lange Dina auf so kurze Distanz gegenübersitzen zu können. Um Dina matt zu setzen, hätte es seinerseits nur ein paar Züge bedurft, obwohl er gleichzeitig gegen Graseck und Albrecht spielte, die rechts und links neben Dina standen, und sie bald auf diesen, bald auf jenen Zug aufmerksam machten.

Dina spielte nicht mit dem Verstand, sie spielte mit den Sinnen. Und wirkte auf die Sinne.

Jede ihrer Bewegungen hatte etwas seltsam Gleitendes, in aller Heimlichkeit Umstrickendes. Etwas, das liebkosen und wehtun konnte zu gleicher Zeit. Männer wie v. Osten, die noch ein Ideal vom Weibe im Herzen trugen, flohen aus ihrer Nähe. Jünglinge wie Graseck und Albrecht wußten nicht, wie ihnen geschah. Es ging ein sündhaft schwüler Hauch von dem vor ihnen sitzenden jungen Weibe aus, der sie in seine Nähe bannte.

Nach der Schlacht.

Nach einer Zeichnung von Wera v. Bartels.



Wenn ihre juwelenberingte Hand, ihr brillantenbereifter Arm sich langsam in der Richtung nach Röding ausstreckte und zögernd über der Figur, die sie zu bewegen oder zu nehmen gedachte, in der Luft schwebte, dann sah es aus, als ob eine wunderbare weiße Schlange über ihrem Opfer züngelte.

Und Rödings Blick — das Schicksal seiner Schachfigur ist ihm gleichgültig geworden — folgt der mit Smaragden und Rubinen wie mit so vielen Schlangenaugen bedeckten Hand, der wie Opal schimmernden Haut, den Linien des Armes entlang.

In Rödings Innerem zittert alles. Seine Augen glühen in die Augen Dinas. Sie fühlt die Schwingungen seiner Gedanken. Kalt lächeln ihn ihre Salome-Augen an. Die Oberlippe zieht sich ein wenig zurück. Zwei Reihen kleiner grausamer Zähne werden sichtbar, ihre Hand senkt sich auf ihren Turm, dann auf Rödings Springer. „Schach!" bietet sie, fast klingt es wie leises Zischen, „und — matt!"

Sie lehnte sich weit im Lehnstuhl zurück und streckte wohlig beide Arme aus.

„Famos! Großartig!" bemerkte Albrecht.

„Na, Röding, was sagen Sie dazu?" fragte Grufeck den Hauptmann.

Der kniff ein Auge zu und fragte Dina spöttisch: „Brauchen Sie immer so lange Zeit dazu, Ihren Gegner matt zu setzen?"

„Versuchen Sie es doch!" sagten Dinas Lippen kühl. Und ihre Augen glitzerten ‚Komm!'

Röding fuhr mit der flachen Hand über die Figuren, die noch standen. „Nicht heut, nicht morgen!" sagte er aufstehend.

Ihr Lachen, das hinter ihm her klang, jagte ihm glühende Röte ins Gesicht, und er rannte im Sturmschritt über das nachtumhangene Deck. —

Auf der anderen Seite des Decks lag Sigrid im Deckstuhl. Osten hatte sich bald nachher zu ihr gesellt.

„Gnädiges Fräulein waren ja heut abend bei Tisch so schweigsam?" brach Osten nach längerer Zeit das Schweigen.

„Wenn man einen Tag in Madeira hinter sich hat? — Ich verarbeite noch die Eindrücke!" wich Sigrid aus. „Im übrigen habe ich gerade nicht gefunden, daß Sie mehr gesprochen hätten!"

„Ich verarbeite auch Eindrücke!" erwiderte Osten. „Die Frau, das Weib, das Kind oder das Rätsel, das da drinnen sitzt, beschäftigen mich!" Osten wies über die Schulter nach dem Rauchsalon.

„Soo?" fragte Sigrid gedehnt. „Frau von Bütow?"

„Frau von Bütow!"

„Und dann sitzen Sie hier draußen still bei mir?" kam es mit leisem Spott von Sigrids Lippen.

„Weil man sich bei Ihnen wie in der Nähe eines Altarbildes fühlt."

Sigrid stand auf. „Gute Nacht, Herr von Osten!"

„Hab' ich Sie beleidigt, gnädiges Fräulein?" fragte dieser betroffen.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein! Nur ist es nicht gut, zu lange bei einem Altarbild zu sitzen."

„Wenn es einem aber den Frieden gibt?"

„Eben darum, Herr von Osten!"

„Gute Nacht, gnädiges Fräulein!"

„Gute Nacht!"

Gedankenvoll sah er ihr nach, bis ihre lichte Gestalt die Treppe hinunterging, die zum Großdeck führte. Es fiel ihm auf, daß sie nicht wie sonst, und wie es natürlich gewesen wäre, den kürzeren Weg durch den Rauchsalon wählte, sondern den Kajütseingang vom Großdeck aus. Warum tat sie das? Sie war ja sonst nicht zimperlich. Blieben die Bütows! Wollte sie die meiden? Dr. Weiser trat aus dem Rauchsalon Gerade in das Sehfeld Ostens, der noch immer in die Richtung starrte, in der Sigrid verschwunden war. Das lenkte Ostens Aufmerksamkeit auf den Doktor.

Dieser durchschnitt mit seiner flachen Hand die Luft, als ob er zwischen sich und dem Rauchsalon eine Scheidewand schaffen wollte. Dann tat er einen tiefen Atemzug und warf sich krachend in den Deckstuhl neben Osten.

„Merkwürdig!" murmelte er nach einer Weile.

„Was?" fragte Osten.

„Wie eine einzige Person gleich die ganze Luft um uns herum verändern kann."

„Wie meinen Sie das?"

„Seitdem dieses neue Exemplar ‚Weib' an Bord ist, wittere ich nur noch in einem fort Tuberosen!"

„Suggestion, Dottore! Die Blütenpracht Madeiras haben Sie noch nicht aus Ihrem Geruchsinn verloren! Oder die mächtigen Blumensträuße, die heute abend auf der Tafel standen, sind daran schuld!" entgegnete Osten.

„Nein, nein!" beharrte der Doktor. „Das kam mit ihr an Bord! ... Na, wundern soll mich's, wie die sich noch entwickeln wird!" fügte er nach einer kleinen Pause hinzu. —

„Höre, Dina!" sagte Bütow zu dieser, als sie an diesem Abend in ihrer Kabine waren, „ich habe eine kleine Bitte an dich!"

„Nun?" Sie warf scharf den Kopf nach ihm herum.

„Könntest du nicht gegen Fräulein Kressentin etwas netter sein? Das klang ja beinahe wie ein Signal zum Angriff heute abend, bei Tisch."

„Interessiert sie dich immer noch?" klang es spöttisch zurück.

„Das nicht! Aber ich empfinde eine unbegrenzte Hochachtung vor ihr, und ich wünsche nicht, daß du ihr mit weniger begegnest!" — —



Der Totentanz von Anno 1809 in Tirol. Nach einem Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz.

Mit einer Zwölf-Meilenfahrt wühlte sich die „Aline“ ihren Weg vor einem kräftigen Nordostpassat zur afrikanischen Küste. In ewig sich gleichbleibender Bewegung kamen die dunkelblauen Wogen hinter dem Schiff auf, schoben es mit kräftigen Stößen vorwärts und liefen rauschend an seinen Eisenflanken vorbei, um, vor dem Bug sich überstürzend, zusammenzubrechen und zu verschwinden.

Sigrid Kressentin liebt diesen Anblick. Darum steigt sie oft von der Domäne der ersten Kabinenpassagiere, dem Halbdeck, herab, und geht an den Bug des Schiffes, an die vorderste Spitze. Dort sitzt sie dann stundenlang.

Osten vermißt sie in diesen Stunden. Seine Augen irren auf Oberdeck umher, um sie zu finden. Er geht in den Rauchsalon, er fragt im Damensalon — sie ist nicht da. „Wo kann sie nur sein?“

Als sie am nächsten Tage wieder fehlte, ging er auf das Mitschiffsdeck, um zu sehen, ob sie auf dem Vorderschiff sei. Richtig! Da saß sie. Vorn auf der Back — mutterseelenallein. Er ging zu ihr hinauf „Störe ich?“

„Durchaus nicht!“

Er setzte sich auf einen Kranbalken in ihre Nähe und verhielt sich still. Ihr Bild beschäftigte ihn. Der Seewind spielte mit ihrem Haar. Ein weltentrückter Ausdruck lag in ihren Augen.

„Woran denken Sie?“ fragte er nach einer Weile.

„Denken?“ — Sie lächelte. „An nichts!“

„Nun dann, wovon träumen Sie?“

„Ich tue nicht einmal das!“ antwortete sie. „Man kann so wunderbar daseinsfern werden, bei dieser Beschäftigung. Immer nur zusehen, wie die Riesenmutter See ihre Kinder gegen den stürmenden Schiffsbug anschleudert, um sie in Form von in Licht blitzenden Diamanten wieder in den eigenen Schoß aufzunehmen.“

„Sie sind sehr oft hier?“ forschte er vorsichtig.

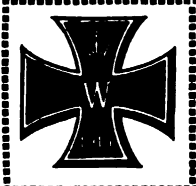
„Bei Sonnenauf- und -untergang,“ gestand sie. „Und beim Mondenschein, wenn dieser Anblick am schönsten ist.“

„Den Anblick der See könnten Sie doch ebensogut vom Achterdeck genießen!“ wandte Osten ein.

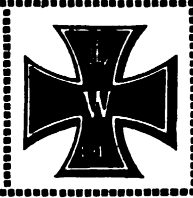
„Ich sehe lieber vorwärts als rückwärts!“ entgegnete sie leise.

Wieder hatte er das Gefühl jenes dumpfen Schmerzes, der sich jedesmal einstellte, wenn er sah, daß dieses Mädchen an der Vergangenheit litt. Seit dieser Stunde folgt ihr Osten oft auf diesen Platz.

(Fortsetzung folgt.)



Der Kaiser.



Von Sven Hedin.

Der Deutsche Kaiser, der seit Kriegsausbruch, im Gegensatz zu den gegnerischen Monarchen, inmitten seiner Truppen weilt, hat den weltbekannten Forschungsreisenden Sven Hedin auf dem westlichen Kriegsschauplatz in seine Umgebung gezogen. Von diesem Zusammentreffen entwirft Sven Hedin nachstehende fesselnde Schilderung, die wir mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus dem vor kurzem erschienenen Werk „Ein Volk in Waffen“ entnehmen (siehe auch unsere Besprechung in Heft 28 dieses Jahrganges). Sven Hedin legte in diesem Buche seine reichen Eindrücke vom westlichen Kriegsschauplatz nieder, und er erweist sich hierbei als ein ebenso scharfer und glänzender Beobachter wie als fesselnder Schilderer. Seine Wahrnehmungen und Urteile sind für uns um so wertvoller, als hier ein an dem Krieg völlig unbeteiligter Neutraler, der der Kriegspsychose nicht unterliegt, das „Volk in Waffen“ schildert. Sein Buch, das auch in einer Schützengrabenausgabe erschienen ist, vermittelt wohl am besten von allen bisher erschienenen Kriegswerken ein Bild der Größe und der Leiden des Weltkriegs.

Als Wilhelm II. im Juni 1913 sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum als Deutscher Kaiser feierte, schrieb ich in einer deutschen Zeitung unter anderem folgende Worte über ihn, die zum großen Teil bereits in Erfüllung gegangen sind: „Durch seine starke und mächtige Persönlichkeit drückt Wilhelm II. dem Zeitalter, dem er angehört, sein Gepräge auf. Bisher geschah dies im Zeichen des Friedens. Was die Zukunft im Schoße trägt, weiß niemand, aber so viel wissen wir, daß keine fremde Macht Deutschlands Ehre und Sicherheit zu nahe treten darf. Und wenn unfreundliche Götter einmal blutige Runen an seinen Himmel schreiben, dann wird der Kaiser tätig und impulsiv wie in den Tagen des Friedens seine Legionen ins Feuer führen, und die goldenen Adler seines Helms werden ihnen den Weg zu neuen Siegen zeigen.“

Es wird wohl auch für alle Zeiten in der Geschichte als unerschütterliches Faktum bestehen bleiben, daß Kaiser Wilhelm im Lauf eines Vierteljahrhunderts sein möglichstes tat, um die Unwetter des Krieges von Deutschlands Grenzen und von Europa fernzuhalten. Mehr als einmal hat der Ausbruch eines Krieges an einem Haar gehangen, und alle sind darin einig, daß des Kaisers persönliches Eingreifen eine Katastrophe abgewendet hat. Noch vor nicht langer Zeit war der Weltkrieg näher als die Mitwelt ahnte — auch damals gab die Friedensliebe des Kaisers den Ausschlag. Viele tadelten ihn deswegen und nannten seine Haltung unentschlossen und nachgiebig. Aber auch hier wird das Urteil der Geschichte zu seinen Gunsten ausfallen. Währenddessen rüstete sich Deutschland für die blutigen Ereignisse, an deren bevorstehendem Ausbruch kein klar sehender Mensch zweifeln konnte. Auf die Dauer war der Kampf für die Erhaltung des Friedens hoffnungslos. Das sah niemand deutlicher als der Kaiser selbst, und deshalb hat er während seiner ganzen Regierungszeit daran gearbeitet, die Streitkraft des Reiches zu Wasser und zu Land zu stärken. In dieser Stunde schwimmt die Flotte wie ein gigantisches Monument auf dem Meere, ein Monument der klugen und klaren Voraussicht ihres Urhebers. Denn der Kaiser selbst ist es, der im Verein mit seinem unübertrefflichen Großadmiral Tirpitz die schwimmenden Festungen geschaffen hat, ohne die Deutschlands Lage sehr bedenklich gewesen wäre, als England mit seiner Kriegserklärung kam.

Als das Kriegsfeuer entzündet wurde, hielt sich Kaiser Wilhelm an der norwegischen Küste auf. Er reiste sofort nach Hause, mit derselben Schnelligkeit, mit der Präsident Poincaré Stockholm verließ, wo er einen Tag nach seinem sicher sehr bedeutungsvollen Besuch in St. Petersburg verweilte. Seitdem sind die Ereignisse Schlag auf Schlag gefolgt. Aus dem kleinen Funken in Sarajewo ist ein Flammenmeer geworden, das sich wie ein verheerender Präriebrand über die ganze Erde verbreitet hat. Es war ein Glück für Deutschland und seine germanischen Nachbarn, daß es bis an die Zähne gerüstet dastand und einen Herrscher hatte, der wußte, was er wollte, der wollte, was recht und seinem Reich nützlich war, und der tief erfüllt war von der schweren Verantwortung, die auf seinen Schultern lastete.

Aber kehren wir zum Großen Hauptquartier zurück. Gleich bei meiner Ankunft in Luxemburg hatte ich die Ehre, für den nächsten Tag 1 Uhr bei Kaiser Wilhelm zu Mittag eingeladen zu werden. Die meisten Gäste wohnten im Hotel Staar, und die Automobile sollten von dort rechtzeitig abgehen. Ich fuhr mit dem Generaladjutanten Exzellenz v. Gontard. Der Kaiser wohnte im Haus des deutschen Gesandten und hatte seine Privaträume eine Treppe hoch. Im Erdgeschoß war die Kanzlei, wo gewaltige Karten der Kriegsschauplätze auf Staffeleien aufgestellt waren; daneben war der Speisesaal, ein ganz kleiner Raum.

In der Kanzlei versammelten sich die Gäste, alle in einfacher Uniform ohne allen Zierat. Ich selbst war in Alltagskleidung. Unter dem Gefolge des Kaisers fand ich ein paar alte Bekannte, den Generaladjutanten v. Plessen und Admiral v. Müller, der aus Smaaland stammt und Schwedisch so gut spricht wie Deutsch. Im übrigen bemerkte ich die Exzellenzen und Adjutanten v. Treutler, Freiherrn v. Marschall, v. Mutius, den Leibarzt des Kaisers Dr. v. Ilberg, den Fürsten Pleß und v. Arnim.

Punkt 1 Uhr wird die Tür des Vestibüls geöffnet, und Kaiser Wilhelm tritt mit festen, ruhigen Schritten herein. Aller Augen richten sich auf die mittelgroße, kraftvoll gebaute Gestalt. Es wird vollkommene Stille, man fühlt: eine große Persönlichkeit ist ins Zimmer getreten. Der ganze, sonst so anspruchslose Raum hat eine unerhörte Bedeutung erhalten. Hier ist die Achse, um die sich die Weltereignisse drehen. Hier ist das Beratungszimmer, von dem aus der Krieg geleitet wird. „Deutschland soll zermalmt werden“, sagen seine Feinde. „Magst ruhig sein“, sagt das deutsche Heer zu seinem Vaterland. Und hier steht in unserer Mitte sein oberster Kriegsherr, ein Bild der Mannhaftigkeit, Entschlossenheit und offenen Ehrlichkeit. Ihn umkreisen die Gedanken der ganzen Welt, er ist Gegenstand der Liebe, blinden Vertrauens, der Bewunderung, aber auch der Furcht, des Hasses und der Verleumdung. Ihn, der den Frieden liebt, umrast der größte Krieg der Geschichte, und um seinen Namen tobt der Kampf. Ein Mann, der in einem stammverwandten Reiche einen so unsinnigen Haß und so schändliche Schmähungen hat erwecken können, muß in Wahrheit ein sehr bedeutender Mann sein, denn sonst würden ihn seine Verleumder in Frieden lassen und die Schalen ihres Zornes über einen andern ausleeren, der mehr zu fürchten wäre. Aber alles, was Verleumdung, Feigheit und Weiberklatsch ausdenken können, ergießt sich über sein Haupt. Seine Absichten werden verdreht, seine Worte mißdeutet, seine Handlungen zu Verbrechen gestempelt. Doch in ganz Deutschland, im ganzen deutschen Heer



Der Deutsche Kaiser mit dem Prinzen Heinrich vor dem kaiserlichen Hauptquartier auf dem westlichen Kriegsschauplatz. G. Berger.

erklingt sein Lob. Bei den Feldgottesdiensten und in allen Kirchen Deutschlands, an Wochen- und Feiertagen wird brünstig für sein Wohlergehen gebetet. „Magst ruhig sein!" können die Soldaten ihrem Kaiser sagen; und sie ihrerseits wissen, daß er niemals seine Pflicht versäumt, und daß er nie zurückweichen wird, ehe Deutschlands Zukunft gesichert ist.

Es ist kein Kaiser Karl V., kein Imperator, der in die Kanzlei tritt. Es ist ein Offizier in der denkbar einfachsten Uniform. Nicht einmal das schwarz-weiße Band des Eisernen Kreuzes schmückt ihn zu Haus. Aber es ist eine fesselnde und gewinnende Persönlichkeit, ein höflicher und freundlicher Weltmann. Seine scharfe Auffassung und sein glänzendes Charakterisierungsvermögen verraten den Beobachter und Künstler, sein kluges Sprechen den Staatsmann, seine energische Haltung, seine ausdrucksvollen Bewegungen und prächtigen Schlachtenschilderungen den Feldherrn, sein verbindliches Wesen Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit, und seine männlichen, befehlenden Worte den Herrscher, der an Gehorsam gewöhnt ist. Glücklich das Volk, das besonders in unruhigen Zeiten einen Herrscher besitzt, der das Vertrauen aller genießt, und an dessen Beruf niemand zweifelt.

Aber es ist auch ein Paar Augen, die eine wunderbar magnetische Kraft haben und alle fesseln, sobald der Kaiser hereintritt. Es ist, als würde der ganze Raum heller, wenn man den ruhigen blauen Augen des Kaisers begegnet. Seine Augen sind merkwürdig ausdrucksvoll. Sie erzählen vor allem von unerschütterlicher Willenskraft und eiserner Energie. Sie erzählen von Wehmut über die Blindheit derer, die nicht einsehen wollen, daß er nur das will, was Gott gefällig und seinem Volke nützlich ist. Sie erzählen auch von sprudelndem Witz, von durchdringendem Verstand, dem nichts Menschliches fremd ist, und von unwiderstehlichem Humor. Sie erzählen von Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und einer Aufrichtigkeit, die niemals den Blick abirren läßt, der einem fest und unerschütterlich durch Mark und Bein dringt.

Das Gefühl von Verzagtheit, das man vielleicht gehabt hat, während man auf den mächtigsten und eigenartigsten Mann der Erde wartete, verschwindet spurlos, sobald der Kaiser nach einem mehr als kräftigen Handschlag und herzlicher Begrüßung zu sprechen begonnen hat. Seine Stimme ist männlich, militärisch, er spricht außerordentlich deutlich, ohne eine einzige Silbe zu verschlucken. Er sucht nie nach einem Wort, sondern trifft immer den Nagel auf den Kopf, oft mit sehr kräftigem Ausdruck. Er begleitet seine Worte mit hastigen und ausdrucksvollen Bewegungen des rechten Armes. Seine Rede fließt spannend und interessant dahin. Sie wird oft von blitzschnellen Fragen unterbrochen, die man sich bemühen muß, ebenso schnell und klar zu beantworten, und gelingt einem das, so kann man des Kaisers Zufriedenheit bemerken. Er ist äußerst impulsiv, und seine Rede ist eine Mischung von Ernst und Scherz.

Auf Befehl des Kaisers gingen wir in den Speisesaal. Admiral v. Müller saß links, ich rechts von dem hohen Wirt, ihm gegenüber der Generaladjutant v. Gontard.

Der Mittagstisch war einfach gedeckt. Der einzige Luxus war die goldene Klingel, die vor dem Kuvert des Kaisers stand, und mit der er klingelte, sobald ein neues Gericht hereingetragen werden sollte. Das Mittagessen

war ebenso einfach: Suppe, Fleisch mit Gemüse, Nachspeise und Früchte mit Rotwein. Ich bin selten so hungrig gewesen, als nachdem ich von des Kaisers Tisch aufgestanden war! Nicht wegen der geringen Anzahl der Gerichte, sondern weil niemals eine Pause im Gespräch entstand, bis die Klingel zum letztenmal erscholl, alles sich erhob, und die feldmäßig uniformierten Lakaien unsere Stühle wegrückten. Der Kaiser sprach fast die ganze Zeit mit mir. Er knüpfte an meinen letzten Vortrag in Berlin an, dem er beigewohnt hatte: Tibet, wo ich so unruhige Zeiten erlebte, werde wohl bald das einzige Land auf der Erde sein, das Ruhe habe. Dann sprach er von der Weltlage und den Stürmen, die über Europa hinbrausen. Mich freute besonders, zu hören, mit welcher Achtung und Sympathie sich der Kaiser über Frankreich aussprach. Er beklagte die Notwendigkeit, die ihn gegen seinen Wunsch gezwungen habe, seine Armeen gegen die Franzosen zu führen, und er hoffte, daß die Zeit kommen werde, da Deutsche und Franzosen gute Nachbarschaft halten könnten. Auf dieses Ziel habe er sechsundzwanzig Jahre hingearbeitet, und er hoffe, daß eine ganz neue Ordnung der Dinge aus dem gegenwärtigen Krieg hervorgehen werde. Eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich werde mit Notwendigkeit ein unerschütterliches Bollwerk für den zukünftigen Frieden schaffen. Erst aber den Sieg über die unübersehbaren Heere, die vier Großmächte gegen Deutschlands Grenzen und die deutschen Besitzungen in fremden Weltteilen werfen, dann ein ehrenvoller und nach allen Seiten hin Sicherheit schaffender Friede und schließlich der große und festgebaute Weltfriede. Vor allem setzt der Kaiser sein Vertrauen in Gott, aber er verläßt sich auch blind auf das deutsche Volk und sein großes herrliches Heer. Er vertraut auf die glänzende Tapferkeit und die Todesverachtung der Soldaten und auf das Offizierkorps, das sie zu Wasser und zu Lande führt.

Wenn die Franzosen eine Ahnung von der wirklichen Denkweise des Kaisers hätten, würden sie ihn ganz anders beurteilen als jetzt. Und niemand wird wohl glauben, daß ich die Verantwortung auf mich nehmen könnte, dem Kaiser andere Urteile in den Mund zu legen als die, die ich selbst von ihm gehört habe.

Alles Gerede, daß der Kaiser unter dem Krieg gealtert sei, daß der Krieg mit all seiner Mühe und Unruhe seine Kräfte und seine Gesundheit verzehrt habe, ist Dichtung. Sein Haar ist nicht stärker ergraut als vor dem Krieg, sein Gesicht hat Farbe, und er ist so wenig abgezehrt und mager, daß er im Gegenteil von Leben und Kraft strotzt. Ein Mann von Kaiser Wilhelms Art ist in seinem Element, wenn die Macht der Verhältnisse ihn zwingt, alles was er besitzt und vor allem sich selbst zum Nutzen und zur Ehre seines Reiches einzusetzen. Seine größte Eigenschaft ist aber doch die, Mensch und trotz aller seiner Macht demütig vor Gott zu sein.



Ein letztes Lied.

Zigeuner, morgen geht's ins Feld;
ich weiß: ich kehr' nicht wieder.
Drum spielt mir für mein letztes Geld
das tollste eurer Lieder!
Ich will ein Lied, das wirr vereint
die Qualen mit Genüssen,
drin flammenheiße Wonne weint
bei wilden Weiberküssen,
drin purpurrot die Rebe schäumt
und Gold die Felder tragen,
drin schnaubend sich ein Renner bäumt
im Springen und im Jagen.
Ich will ein Lied, drin liebeskrank
die Herzen brechend stöhnen,
ein Lied von Sturm und Donnerklang
und vom Kanonendröhnen.
Nach wirbelnder Attacke soll
ein Sterbenswunder ächzen,
der Totenvogel, hungertoll,
soll aus dem Liede krächzen.
Ich will es schaurig, lockend, wild
und blutvoll bis zum Rande,
vom Leben und vom Tod ein Bild,
vom ganzen Ungarlande.
Da habt ihr! Nehmt mein letztes Geld
fürs tollste eurer Lieder!
Zigeuner, morgen geht's ins Feld,
und nie hör' ich euch wieder.

Fr. W. v. Oestéren.

EM.



Russischer Gefangenentransport. Nach einer Zeichnung von M. Zschoch.

Sensationen von ehedem.

Von Dr. Hermann Friedemann.

Ein Dürftiger steht vor den Richtern, seinem Aussehen nach jünger an Jahren, als er den Akten zufolge ist; seine Verteidigung ist ein scheinbar stumpfes, in Wirklichkeit schlau berechnetes, entschlossenes Leugnen. Auf seiner Anklageliste stehen so ziemlich alle strafgesetzlich festgelegten Abstufungen des Trugs: Betrug, einfacher und qualifizierter, Beilegung falschen Namens und falschen Titels, Urkundenfälschung, einfache, schwere und intellektuelle, Meineid in mehreren Fällen. Das ist Thormann-Alexander, der falsche Bürgermeister und falsche Jurist; eine Berühmtheit von gestern, eine Sensation von ehedem.

Es ist heute so leicht, die Menschen und Ereignisse, über die eine kaum vergangene Friedenszeit sich aufregte, kleinlich und gleichgültig zu finden, daß man fast versucht ist, zu widersprechen. Doch auch der Widerspruch wäre nur halb berechtigt. Unzweifelhaft: auch die „Affäre Thormann" hatte und hat etwas, das selbst für eine stark beschäftigte Zeit einen Augenblick des Verweilens lohnt. Nicht der falsche Assessor und, trotz zackigen Bildungsganges, erfolgreiche Beamte ist merkwürdig: diese Seite der Angelegenheit hat man am stärksten überschätzt. Wenn ein Durchtriebener mit gefälschten Zeugnissen und brennendem privaten Lerneifer im Bereich der Zugelassenen etwas leistet, so geht daraus doch wohl nur hervor, wie unerläßlich für den Durchschnitt der amtlich festgestellte Wissensgrad ist. Nicht gegen, sondern für unser Prüfungswesen legten Thormanns Fälschungen Zeugnis ab.

Wie gesagt, der Anlaß, sich mit solchem gerichtlichen Schauspiel zu befassen, liegt nicht in diesen Dingen. Aufrührend aber bleibt immer wieder der Anblick eines rückläufig aufsteigenden Lebens, wie es während der Verhandlung entsteht. Dies ist das Unheimliche gerichtlichen Nachforschens: daß es die Zeit umkehrt; daß es Menschen in die Vergangenheit hinein in unerhörter und spukhafter Weise wachsen läßt; daß aus Verdacht und Beweis, aus Fragen und Aktenstücken eine Persönlichkeit entsteht, die nicht da war, deren Leben in der Gegenwart des Gerichtssaals beginnt und in die Vergangenheit hinein sich fortsetzt; die hypothetisch und dennoch wirklicher ist als der Mensch, der bleichen, verbissenen Gesichts vor seinen Richtern steht.

Das Menschlich-Beziehungsreiche behält seine Geltung auch in Katastrophenzeiten. Auch unter dem Kanonendonner rauschen die leiseren Ströme fort und bleibt das feine Ticken des menschlichen Mechanismus vernehmlich. Der Krieg kann nichts überlärmen, was während des Friedens wert war, beachtet zu werden. Er arbeitet es sogar noch stärker heraus. Der Hintergrund des Krieges ist ja viel gleichmäßiger und einfacher als der Hintergrund des Friedens es war. Der Krieg bedeutet für den aufnehmenden Geist nicht Mannigfaltigkeit, sondern Masse. Einzelfälle in ihm zu unterscheiden und ihrer Innerlichkeit nachzugehen, ist (von Ausnahmen abgesehen) von vornherein unmöglich. Die Vorgänge erscheinen in Millionenbündeln, und ihre Größe ist, zunächst wenigstens, nur eine äußerliche. Mißt man den Sonderfall an den Zahlen und Massen, in denen die Ereignisse des Krieges sich ausdrücken, so verschwindet er unrettbar, und es gibt überhaupt nichts Beachtenswertes mehr. Eben darum aber sträubt sich unser Bewußtsein gegen die Gewalt des Maßlosen; das überanstrengte Auge stellt sich auf einen Punkt in der Nähe ein, und läßt den Krieg zum neutralen Unendlichkeitshintergrunde verschwimmen. Nicht schwächer, sondern schärfer hebt sich alles menschlich Bedeutsame ab.

Nur eins verschwindet: die Sensation. Sensationen sind Eindrücke, die durch ihre Heftigkeit, durch ihren Aufwand an unbeseelter Kraft und ihr äußeres Größenmaß überraschen; Dinge, die innerlich unbedeutend sind, und eben dadurch zu hemmungsloser Übertreibung reizen. Diese Angelegenheiten müssen mit Kriegsbeginn natürlich aufhören, wirksam zu sein. Im meßbar und zählbar Großen ist der Krieg ihnen ja doch so ungeheuerlich überlegen, daß sie in seiner Masse versinken. Man macht der Sensationssucht den Vorwurf „phantastischer" Angaben; aber sie ist ein Ausdruck nicht der Phantasie, sondern der Phantasielosigkeit. Das Erlebnis bedarf nicht des Kolossalen: es hat gerade genug zu tun, auch nur die Teileindrücke zu verarbeiten. Der Mangel aber an Erlebnis oder an lebendiger Vorstellungskraft muß sich an maßloser Übertreibung des Äußerlichen schadlos halten: er schafft die Sensation.

So kam es widersinnigerweise zum Versuch, auch den Krieg noch zur Sensation zu machen. Und zwar wuchs die Neigung dazu genau im Quadrat der Entfernung. Man braucht nur an amerikanische Berichte mit ihren tollen Ziffernorgien zu denken, um das zu verstehen. Es war eben die Anwendung eines von Friedenszeiten her gewohnten Steigerungsbedürfnisses auf ein ganz ungeeignetes Objekt: den Krieg. Bald aber empfanden selbst die Entferntesten, daß der Weltkampf ein Koloß ist, an dem sich alle Übertreibung nur lächerlich macht. Die Sensation ertrank im Überfluß und verhungerte im Anblick der Fülle.

Es schien, als habe das grobe Erregungsbedürfnis der Menschen abgenommen oder sei gar verschwunden. Natürlich ist es nicht an dem. Französische Zeitungen stellen fest, daß an die Stelle der zahllosen Detektivromane annähernd ebensoviel Kriegsromane, im übrigen ganz ähnlichen Unwertes, getreten sind; und namentlich im Anfang gaben sich die Filmtheater aller Länder redliche Mühe, aus den Kriegsereignissen das mögliche an Sensation herauszuholen. Nur: es ging nicht recht. Soldaten im Schützengraben und in den Lazaretten wollen nicht blutige und klirrende Kriegshistorien lesen, sondern idyllische Liebesgeschichten. Die Daheimgebliebenen sind noch nicht ganz soweit; doch auch sie haben für die Übertreibung des Riesenhaften allmählich den Sinn verloren. Wer mag an einem Sommermittag auch Lampen anzünden?

Der Krieg, der ungeheure Massen zu einheitlichem Handeln oder Erleiden zusammenfaßt, hat uns zum erstenmal einen erlebten Begriff wenigstens von der äußerlichen Größe und Fülle, wenn auch nicht von dem Farbenreichtum der Welt gegeben. Sonst blieben die Millionenzahlen unwirklich und außerhalb aller Vorstellbarkeit: die Ausbeute an Erlebnis in all dieser Unendlichkeit war auffallend gering. Kunst und Unkunst, Dichtung und Lüge, Aufbauschung des Unbedeutenden und Verzerrung des Wirklichen: die Sensation mußte helfen, damit in einer grenzenlosen Welt die Nerven nicht hungerten. Jetzt erst wissen wir, wie ungeheuerlich und unerschöpfbar die Gesamtheit des Geschehens strömt; wissen, daß jede Minute dieser Erde überreich ist an Dingen, von denen das Unbeträchtlichste genügen würde, unsere Eindrucksfähigkeit auf lange hinaus zu beschäftigen.

Darum sind die Ereignisse und Geschichten, die Wichtigkeiten und Unwichtigkeiten noch alle da; aber sie verloren das Merkmal des Sensationellen. Sie brauchen nicht mehr hervorgezerrt und durch Übertreibung aufgeschminkt zu werden. Nichts äußerlich Auffallendes kann Erstaunen erregen, seit wir empfunden haben, wie überreich an „Sensation“ das Leben in jedem Augenblick ist. Das könnte denn doch ein Gewinn für die Dauer sein. Kein Ereignis, das sonst beachtenswert schien, hat von seinem Beziehungsreichtum, seinem menschlichen Gehalt irgend etwas verloren; aber es ist auf sein wirkliches Maß innerhalb des Ganzen zurückgeführt. Es steht da wie der Mensch in einem Landschaftsgemälde; nicht, wie er auf einem Photogramm, vor einem zwerghaft zusammengeschrumpften Hintergrunde steht. Sind die wilden Erschütterungen des werdenden Staates Albanien, der qualmt und wogt wie ein heißer Sternnebel, jetzt weniger merkwürdig als vor einem Jahr? Sind Leben und Taten des mexikanischen Räuberhauptmanns Villa nicht mehr ein geschichtliches Dokument? Oder ist der Tod eines Papstes inmitten des beginnenden Völkerkrieges heute bedeutungslos? Das Ergehen der Baronin Vaughan, der Freundin des Königs Leopold, aber ist es. Denn was an jener Wirrnis von Greisenliebe, Millionenerbschaft und Trug politisch oder menschlich bedeutsam war, starb mit dem König. Gleichgültig war der Ausgang des Prozesses gegen Madame Caillaux, obwohl ihre Tat und der Hintergrund ihrer Tat nichts weniger als gleichgültig war. Noch inmitten dieses Krieges, und jetzt mehr als je, wird das Kapitel „Politik und Presse in Frankreich“ beachtenswert bleiben. Es war durchaus berechtigt, über diese Affäre viele Zeitungsspalten zu füllen. Aber das Benehmen der Angeklagten im Gerichtssaal? Die Blicke, die sie ihrer Nebenbuhlerin zuwarf? Und selbst das ... Urteil? Das war die Sensation. Das war zerstoben, als der erste Kanonenschuß fiel.

Mein Kamerad.

Das war vor Tag und Grauen
Im Graben an der Somme;
Frühnebel wallten die Auen
Herauf vom breiten Strom.

Wir standen still und sprachen
Von Heimat, Weib und Kind,
Wird das ein' Lust und Lachen,
Wenn wir bei ihnen sind!

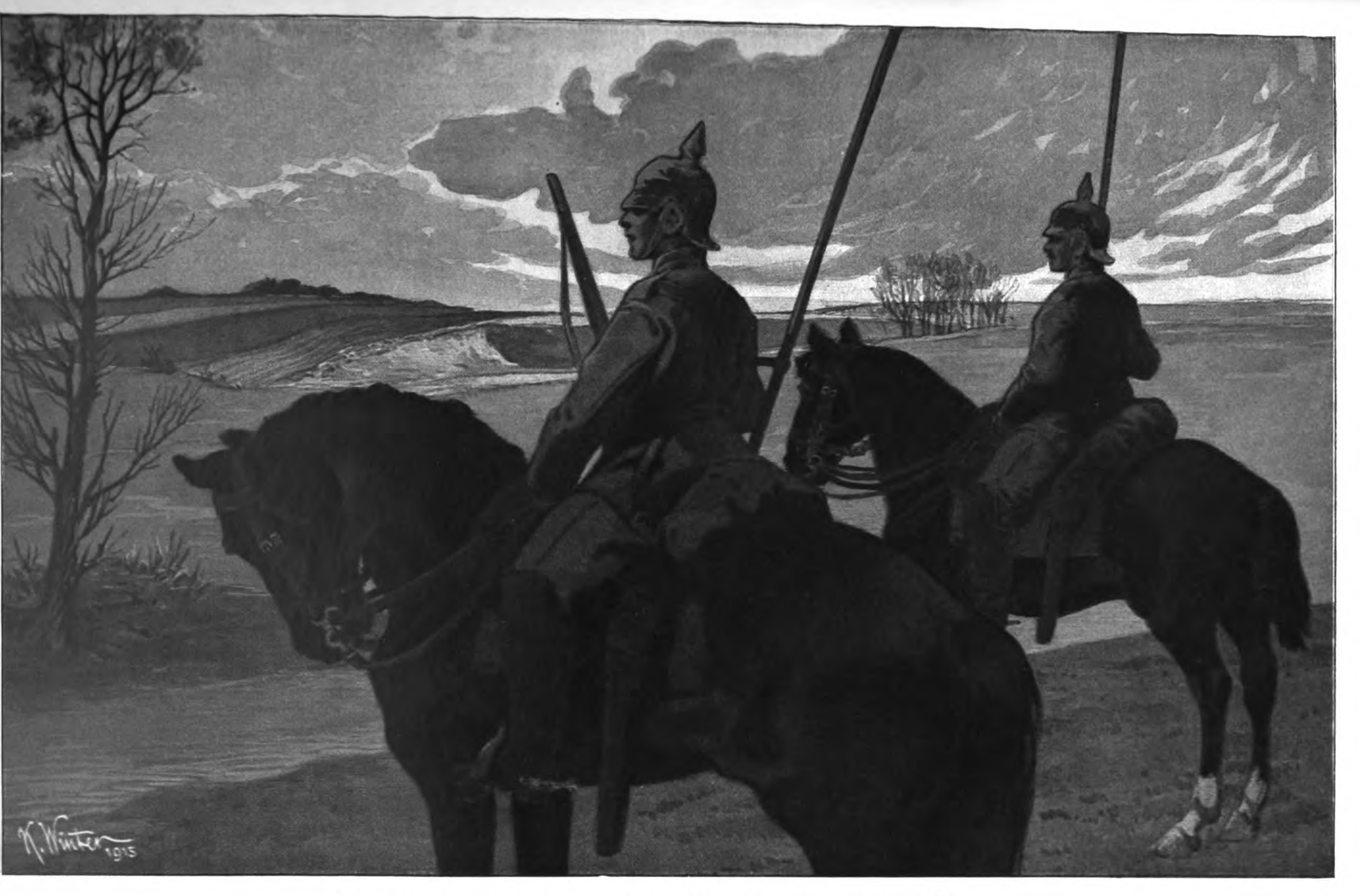
Wird das ein Halsen und Kosen
Von Kindern und Eltern alt,
Wenn Heimkehr wir erlosen —
Wer weiß wie bald...

Da sank er mir zu Füßen
Und sah mich traurig an:
„Tu mir sie alle grüßen...“
Ein rotes Brünnlein rann.

Das ist ein Los in Kriegen:
Wer froh der Heimkehr hofft,
Muß plötzlich stille liegen.
So trifft es hart und oft.

Kamerad am stillsten Orte
Vor Herbécourt im Wald,
Oft denk' ich deiner Worte:
Wer weiß, wie bald...

F. Schrönghamer-Heimdal.



Morgenrot, Morgenrot . . . Nach einem Gemälde von **Karl Winter.**



Klembke.

Kriegsskizze von Hans Hyan.

Lassen Sie mal den Mann da vortreten, Herr Leutnant, den dritten in der ersten Reihe rechts ... ja, den!"

Der Feldgraue empfing den Befehl und marschierte auf den Hauptmann zu. Er hatte ein paar Beine, daß bequem ein Pudel hindurchspringen konnte; die rechte Schulter zog er beim Gehen etwas hoch, und es hingen zwei kolossale Arme an dem mittelgroßen, gedrungenen Körper herab. Mit dem Rucksack und dem vorsintflutlichen Helm sah er grotesk aus.

„Wie heißen Sie?"

„Befehl, Herr Hauptmann, Klembke."

„Landsturm?"

„Befehl, Herr Hauptmann, nich! Kriegsfreiwill'ger."

„Ach so ... na, was sind Sie denn in Ihrem Zivilberuf?"

„Befehl, Herr Hauptmann, Schausteller."

„Was sind Sie? ... Schausteller? ... was ist 'n das?"

„Befehl, Herr Hauptmann, das sind so 'ne Leite, die reisen so uff die Märkte rum un da schlagen se ihre Buden uff un machen allerhand so 'n Zeck."

„So, na denn könn' Sie wieder eintreten!"

„Befehl, Herr Hauptmann!"

Musketier Klembke machte kehrt. Und über des Hauptmanns Gesicht ebenso wie über das seines Adjutanten, des Oberleutnants Schirrwanke, glitt ein Lächeln. Aber die beiden Offiziere wandten sich rasch zur Seite: sie sahen nämlich, daß die Leute in der Front ebenfalls grinsten.

„Hat der Kerl aber 'n paar Säbelbeine!" sagte Hauptmann v. Röder leise, „stellen Sie sich mal vor, lieber Schirrwanke, wir sollten mit dem 'n Parademarsch exekutieren!"

Der Leutnant hob leicht die Achseln.

„Solche Leute schlagen sich manchmal wie der Deubel, Herr Hauptmann."

„Recht haben Sie!" Der Hauptmann nickte, jetzt wieder ganz ernst. „Wir werden bald genug drin sein, im Feuer!"

Er lauschte hinüber nach Westen, von wo unablässig ein Rollen und Grollen herüberdrang, ein Getöse, als brülle und bebe die alte Mutter Erde ...

Gegen Abend kam der Befehl, das Regiment solle vorrücken, in die Front. Die Stimmen der Kanonen wurden lauter, es war, als entfache man ihren Zorn, der anschwoll und sich steigerte zum Wutgeheul und rasendem Gebrüll ...

Hauptmann v. Röder zockelte auf seinem Braunen an seiner Kompagnie vorbei; es waren viele unter den Soldaten, die frisch aus der Heimat kamen. Einige, denen der Schweiß von der Stirn rann, waren totenbleich. Andere sahen mit einer forcierten Lustigkeit drein oder sie machten es denen, die schon Pulver gerochen hatten, nach und taten recht gleichgültig.

Da fiel Hauptmann v. Röders Blick auf Klembke. Der wackelte ein bißchen im Marschieren, das gaben die Beine nicht anders her; aber keine Spur von Ermüdung oder von Verstörtheit war in seinem breiten, braunen Gesicht. Er ging, als ob er es sehr eilig hätte, an eine wichtige, sehr wichtige Arbeit zu kommen, die für ihn nichts Fremdes oder gar Unangenehmes hatte. Er war ganz, mit voller Seele bei der Sache, das sah man. Er ärgerte sich, als jetzt ein Offizier heransprengte, mit der Meldung, das Regiment solle hier Rast machen bis zur Dunkelheit und dann erst, unter dem Schutze der Nacht, in die Feuerlinie vorgehen.

Die Dämmerung kam: hinter den Mannschaften versank die rote Sonne in den schwarzblauen Wolkenbergen ... Das Artilleriefeuer ließ nach, nur manchmal krachten und klirrten die Schrapnells noch. Dann knallten Gewehrschüsse, in vollen Akkorden und spärlicher, um mehr und mehr zu versiegen und endlich ganz aufzuhören.

Da scheuchten gedämpfte Kommandos die Soldaten des Infanterieregiments empor. Manch einer mochte denken: Das ist wohl das letzte Stück Brot gewesen, das du hier gegessen hast!

Klembke klopfte die Pfeife aus, half seinen Nachbarn, in Schick zu kommen, und pendelte mit seinen drolligen Beinen so lustig weiter, als wollte er sagen: „Na, nu is 's aber auch die höchste Zeit, daß wir hinkommen!"

Die Leute waren angewiesen, nach Möglichkeit Geräusche zu vermeiden. Sie kamen auch recht gut über den Hügelkamm, trotzdem der um acht Uhr aufgehende Mond jetzt um sechseinhalb schon eine ganz verwünschte Helligkeit ausstreute. Aber als sie über den Hügel und im Schatten waren, da begann der Feind mit seinem riesenhaften Lichtfinger das Gelände abzutasten. Der leuchtende Verräter lag lange auf der Hügelkuppe. Offiziere und Unteroffiziere flüsterten ihren Leuten zu, sie sollten sich nicht rühren, nicht das Auge im Kopf sollten

sie bewegen! Und diese Männer, die die Schlacht noch nicht kannten, denen noch nichts von der stillen Selbstverständlichkeit des Hinsinkens und Sterbens in die Seele gedrungen war, die standen, als habe ein heilloser Spuk sie plötzlich erstarren und der Erde gleich werden lassen. Minutenlang irrte die böse Helle um sie her, verlosch und kam mit rascher Arglist wieder, um doch noch eine Bewegung abzufangen. Aber Befehl und Scheu banden gleichmäßig die Glieder. Erst als der gleißende Spion längst dahin war, schlichen die Soldaten weiter, den Schützengräben zu, in denen ihre Kameraden zwei ganze Wochen gekämpft und gewacht hatten.

Die Ablösung ging glatt. Nur als die Erlösten davonhuschten, warfen die Engländer wieder mit Licht um sich und fingen sofort an zu schießen.

Oberleutnant Schirrwanke kommandierte im Graben: „Sowie ihr's wo aufblitzen seht, gebt ihr Feuer!"

Dabei stand er zufällig neben Klembke.

Der hatte sein Gewehr gleich raus aus dem Unterstand!

Da drüben jenseits des Flusses blitzte es! Und „peng!" ging's bei Klembke. Ein Wehschrei tönte drüben in der vielleicht fünfhundert Schritt entfernten Feuerlinie der Engländer.

„Nach dem Schuß müßt ihr euch gleich ducken!" meinte der Oberleutnant.

„Och!" sagte Klembke und schoß wieder in einen drüben aufzuckenden Feuerstrahl hinein. Der dort gestanden hatte, brüllte einen Fluch, den man bei dem günstigen Wind bis herüber hörte. Wie Klembke den Dritten erschoß, hatten's die Feinde spitz, woher der Tod funkte. Da pfiffen die Kugeln nur so um den mit den runden Beinen. Eine nahm ihm die Helmspitze weg, die andre zerschlug sein Gewehr. Er schrie ein gemeines Wort und nahm ohne zu fragen dem Nachbar, der unschlüssig zielte, das Gewehr. Und dann riß der Hexenmeister wieder Funken, immer hinein ins Feuer der Engländer, und horchte, sich kaum duckend, gespannt auf die Treffer.

Der Oberleutnant stand kopfschüttelnd daneben. Und Hauptmann v. Röder, bis zu dem die Schauermär schon den Schützengraben entlang gelaufen war, schob sich auch heran hinter den Soldaten.

Die Engländer hatten mit ihrem Geknalle aufgehört.

„Von wejen die Quittung!" meinte Klembke und gab das geborgte Gewehr wieder ab.

„Wo haben Sie denn das gelernt?" fragte v. Röder.

„Befehl, Herr Hauptmann, det is doch mein Jeschäft! Ick war doch in 'ne Schießbude. Ick mußte se immer wat vorschießen uf de Fliejenscheibe ... Drei Schuß fimwunzwanzig Fennje ... Det zählt bis achtunvierzig uff de Scheibe, un wer det dreimal macht, der kriegt 'ne Mark! ... det heeßt," er zwinkerte schlau mit dem fast wimperlosen Auge, „det is natierlich Falle, denn aus't Publikum macht det keener nich!"

„Aber Sie schießen doch hier nach dem bloßen Richtungsgefühl?"

„Richtungsjefiehl? ... Nee, Herr Hauptmann, woso denn? Ick seh' doch det Feuer! Det kommt doch vorne raus wie'n Kuhschwanz! Da halt ick janz eenfach druff! Det is noch lange nich so schwer, wie wenn ick bei uns in de Bude det Licht ausjeschossen habe, wat hinter so 'n janz kleenet Loch in de Scheibe jestellt wird ..." Indem fiel sein Auge auf die zerschossene Büchse. „... Aber wie wird et denn nu mit det Jewehr, det mir der Dussel da drieben entzweijeschossen hat?" ... Ihm fiel wohl ein, daß er mit dem Vorgesetzten nicht so vertraut reden dürfe, er wiederholte: „Verzeihen jütigst, Herr Hauptmann, nu hab' ich doch kein Jewehr!"

Herr v. Röder lachte.

„Ja, das ist schlimm! Aber wissen Sie was, ich werde Ihnen man lieber gleich zwei geben lassen! Bei dem Betrieb, da hält das eine doch nicht lange vor!"

„Befehl, Herr Hauptmann!" sagte Klembke und nahm dankend die Zigarre, die ihm sein Vorgesetzter reichte. —

Sie hatten ihm drüben in der englischen Linie schon einen Namen gegeben. „All ready!" nannten sie ihn, das erzählte ein gefangener Brite, den man bei dem letzten Ausfall mitgenommen hatte. Eine böse Geschichte das! Die drüben hatten unter dem Schutze der Dunkelheit, früh, als der Mond fort war, den Drahtverhau erreicht, vorm ersten deutschen Schützengraben; und natürlich mußten die Deutschen 'raus aus ihren Löchern! Aber weiter hatten die Jamfresser ja gar nichts gewollt! Einundzwanzig Mann fehlten von der Kompagnie, als sie zurückkam.

Den lieben „Vettern" auf der anderen Seite war nicht zu trauen, darum gingen die deutschen Sanitäter erst am nächsten Abend, als der volle Mond im Gewölk verschwand, auf die Walstatt. Acht Leute mit vier Tragbahren und ein Unteroffizier. Man ließ sie ruhig bis an die Verwundeten 'ran, dann knatterte es drüben die ganze Reihe entlang wie verrückt. Was nützte es, daß die Deutschen wieder schossen und Klembke wie ein Satan ins englische Feuer knallte! Jetzt lagen dreißig Feldgraue nicht zweihundert Schritte vor der Front! Unter ihnen Oberleutnant Schirrwanke. Und das Stöhnen der Verwundeten, ihre halb wahnsinnigen Bitten, sie doch nicht hilflos umkommen zu lassen, machte den Kameraden im Schützengraben das Blut schäumen.

Der Hauptmann, der eben ein wenig ruhen wollte, der hörte das Knallen, kam her und fragte. Da klang es brüchig, zerrauft, wie wenn der Wind es spräche, vom Felde her:

„Schießt uns doch wenigstens tot! Laßt uns nicht so jammervoll ver ......" Das letzte nahm die Luft fort. Und der Hauptmann weinte wie ein Kind. Eine Stunde später gab's da draußen einen trockenen, kurzen Knall, wie wenn ein alter Hund nochmal aufbellt vorm Verenden. Einer von den Verwundeten wollte nicht länger auf Hilfe warten, er hatte sich selbst geholfen.

Da meldete sich Klembke bei Herrn v. Röder.

„Befehl, Herr Hauptmann, ick habe 'ne Idee! Wir lassen unse Verwundeten von den Laatsch, den Engländer, selber 'rinholen! Wat sitzt'n der hier 'rum un frißt uns unsern Proviant uff! Erscht stecken wa' 'ne weiße Fahne 'raus un denn schieben wa' ihm selbst an de Obafläche! Schießen se 'n dod, na scheen, denn kenn' wa' uns ooch nich helfen! Denn fällt er ebent uff dem Altare von de christliche Nächstenliebe!"

v. Röder lächelte.

„Aber wird er's denn auch tun? Und außerdem, er reißt uns doch aus, sowie er aus 'm Graben ist."

„Befehl, Herr Hauptmann, aber eenmal hole ick ihm jleich wieder in!" Klembke klopfte vielsagend mit der Hand ans Gewehr: „Un denn habe ick ooch die Absicht, ihm zu bejleiten, schon von wejen weil er doch die Leite nich alleene dragen kann!"

„Aber Sie selbst werden nicht davonkommen, lieber Klembke!"

„Befehl, Herr Hauptmann, det lassen Sie man meine Sorge sind! Ick benutze ihm, wat man so sagt, als Schild! Un die Kugel, die mir treffen soll, die muß immer erst mang ihm durchjehn! Also kann ick, ja ...? De Hauptsache is, det 's noch hell is dabei!"

Achselzuckend gab Herr v. Röder seine Einwilligung.

Derweile pumpte sich Klembke ein weißes Hemde und machte eine Parlamentärflagge draus.

Die stieg hoch an einer Muskete.



Eine verdeckte und geschützte Sanitätshütte für erste Hilfe hinter der Front. Hofphot. Krajewski.

Der Hauptmann beobachtete aus einer gutgedeckten Ecke heraus, daß da drüben ebenfalls sich Ferngläser, aber auch Gewehrmündungen nach der Flagge hinwandten.

Nach einigen Minuten erschien der Engländer, mehr tot als lebendig, fürchterlich fluchend, von sechs kräftigen Armen emporgehoben, auf der Schußfläche.

Einmal knallte es. Das Geschoß pfiff an dem langen Kerl vorbei, der zu heulen anfing, übrigens aber ruhig am Grabenrand stehenbleiben mußte, denn Klembke, der waffenlos war und die weiße Armbinde mit dem roten Kreuz trug, hatte ihm einen guten Strick zweimal um den Leib gebunden.

Nun hörte auf ein Signal die deutsche Artillerie im Rücken der Linie zu feuern auf. Und gleich danach schien auch das letzte Schrapnell der Feinde zu verzischen. Aber das war nur Zufall gewesen. Noch während der Engländer und Klembke, wie ein Mann, die Körper dicht aneinander, übers Feld zogen, krachte, knatterte und klirrte es von drüben her schon wieder, sah man am grauen Herbsthimmel weiße, flockige Wölkchen urplötzlich entstehen, aus denen Feuer hervorbrach und der Tod herabsauste.

Der Engländer blickte fortwährend hinauf nach den verderbenspeienden Wolken. Aber Klembke schob ihn rüstig vorwärts.

„Mensch!" sagte er, obwohl doch der andere kein Wort verstand, „wenn deine Brummochsen da drieben nich uffheeren, davor kann ick doch nischt! Jibb se doch 'n Zeichen, det se ihr Feier instellen! Nu man los un mach' keene Zicken nich, sonst stoßte dir an meine Fäuste, du langbeeniger Deutschverderber du!"

Sie waren schon bei den Verwundeten. Und trugen einen nach dem anderen an die deutsche Linie. Wenn's hinging, war Tommy Atkins allemal vorauf. Schleppten sie aber einen Blessierten, mußte der Engländer, dessen Strick Klembke nicht losließ, die Bahre hinten an den Beinen des Mannes tragen. Nicht eine Sekunde vergaß der Berliner, sich zu decken.

Eben holten sie den Leutnant Schirrwanke herein. Er hatte eine Kugel durch die Brust, eine im Knie. Aber er lachte, als er den deutsch-englischen Zweckverband zu immer neuem Liebeswerk marschieren sah.

Und sie hatten beide gerade den letzten noch lebenden Mann aufgeladen, als ein Granatenvolltreffer von Englands Gnaden die Bahre mit dem Verwundeten in Stücke hieb und den Engländer mitten voneinander riß.

Klembke lag, vom Luftdruck niedergeworfen, platt da.

„Es ist doch schändlich!" sagte der Hauptmann, „so ein . . ."

Er kam nicht weiter. Plötzlich, mitten in diese gräßlichen Empfindungen hinein, kam ein Lachen in die Leute.

Da rannte ja einer!

Klembke! . . . Der wie ein Stück Gummi vom Boden aufgeschnellt war und im Zickzack, die krummen Beine unendlich fix gebrauchend, daherflog.

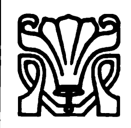
Die Engländer schossen, sie schossen wie nicht klug!

Aber Klembke, der war schon im Graben!

„Wat wollt ihr denn, ihr Quatschköppe!" meinte er halblaut, als vier, fünf ihn zugleich umarmten.

Und der Hauptmann, der seinen Oberleutnant im bombensicheren Unterstand verbinden half, sagte leise:

„Solch Mensch, der braucht gar keine Auszeichnung, der trägt sein Eisernes Kreuz im Herzen!"



Die Trunksucht in England.

Von Wilh. F. Brand.

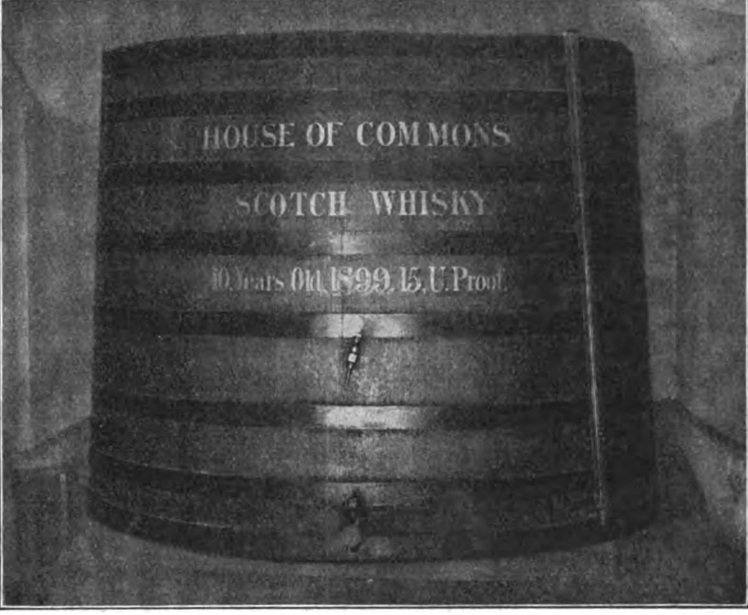


Die letzthin abgegebene Erklärung des Königs von England, er und sein Haus wollten sich für die Dauer des Krieges des Alkoholgenusses enthalten, kam um so überraschender, als alle Welt wissen wollte, er sei zu nichts weniger als besonderer Enthaltsamkeit in dieser Hinsicht geneigt. Ja, es ist noch nicht lange, da sah sich Lord Rosebery gemüßigt, „den König in Schutz zu nehmen" und gegen die wegen seines Trinkens in Umlauf befindlichen Gerüchte in öffentlicher Rede Einspruch zu erheben. Seitdem ist es besser geworden — ich meine das Gerede; und wenn nun auch der neuerliche Entschluß des Königs vielleicht nicht gar so streng zu nehmen ist, er wird jetzt jedenfalls als einer der weisesten Akte königlicher Einsicht gepriesen, die der Monarch — in Ermangelung sonstiger Gelegenheit — an den Tag gelegt hat. Aber ob streng ernst genommen oder nicht, jedenfalls ist er sofort vielfach von anderer Seite befolgt — ob streng oder nicht —, von dem ganzen Hof, den Ministern, den höheren Militärpersonen, ja wohl auch von den ganzen „oberen zehntausend" Familien und denen, die dazu gehören möchten, sie alle enthalten sich nun auch! — Indessen gerade sie hatten der König und seine Ratgeber, indem sie Entsagung spielten, wohl weniger im Auge. Auf die Massen, die Arbeiterklasse, war es abgesehen; und sie sind gar nicht willens, das königliche Beispiel so ohne weiteres zu befolgen, um so mehr, als gar kein Hehl daraus gemacht wird, daß die ganze Bewegung ins Werk gesetzt worden, um aus dem britischen Arbeiter — zumal in den Munitionsfabriken — „erhöhte Leistungen herauszuquetschen", der sich nicht dazu bequemen will, in unbegrenzter Weise über Zeit zu arbeiten. Lord Kitchener, vor die Notwendigkeit gestellt, den großen Bedarf an Munition zu decken, half sich auf folgende Weise: er wandte das Gesetz der Landesverteidigung an, demzufolge widerspenstige Arbeiter mit Gefängnis bestraft werden dürfen, änderte es aber dahin, daß er die Streikenden militärisch einkleidete und organisierte. Er kennt die britische Volksseele! Die hübsche Uniform wirkte Wunder — und willig wurde die gewünschte Arbeit geleistet.

Schwieriger ist die Bekämpfung der Trunksucht, noch immer eins der verbreitetsten und verderblichsten Laster des Britenlandes, doch ist es in neuerer Zeit damit merklich besser geworden, zumal unter den oberen Klassen. Überaus peinlich ist es allerdings, daß das Übel gerade in der Frauenwelt — auch unter vornehmen Damen — noch immer stark im Schwange ist. Es mag nicht so schlimm sein, wie manche es schildern, aber nur zu oft werden wir davon doch auch bei Damen überrascht, bei denen wir auf so etwas ganz und gar nicht gefaßt waren. Und was mag da nun erst alles „im stillen" vor sich gehen! — In den unteren Schichten der Bevölkerung beiderlei Geschlechts gibt es aber wohl immer noch einen erheblichen Prozentsatz von solchen, die im Trunke die vornehmlichste Freude am Dasein erblicken. Aber bei allen, die sich in einigermaßen geachteter — sei es auch noch so bescheidener — Lebensstellung befinden, wird doch ein übermäßiger Genuß von Alkohol längst für eine große Schande angesehen. Das gilt auch wohl unter Studenten, mag aber teilweise auch darauf zurückzuführen sein, daß der Rausch in England — sei es, weil die Getränke so viel schwerer sind oder daß der Nationalcharakter damit zu tun hat — nicht sowohl heiter stimmt oder auch nur sentimental, sondern offenbar mehr zanksüchtig und rauflustig macht. — Wie wichtig aber das Beispiel der freiwilligen Enthaltsamkeit in seiner



Pfeifergarde aus dem schottischen Hochland, der Heimat des Whisky.



Das mächtige Whiskyfaß im Westminsterpalast in London. Das Faß voll altem schottischen Whisky dient zur Versorgung des Hauses der Gemeinen, in dem es am 22. April ds. Js. zu einer lebhaften einstündigen Whisky-Debatte über den Antrag eines Mitgliedes kam, demzufolge während des Krieges im Unterhause keine alkoholhaltigen Getränke verabreicht werden sollten. Die Entscheidung mußte aber vertagt werden, da die Meinungsverschiedenheiten zu groß waren und man eine kompromittierende Abstimmung vermeiden wollte.

Einwirkung auf andere auch sein mag — und daran haben es ja viele Tausende wohlmeinender Menschen auch lange schon vor dem König nicht fehlen lassen —, viele sind entschieden der Meinung, daß nur auf dem Wege der Gesetzgebung hier wirklich Wandel geschaffen werden könne. So vor allem der Schatzkanzler und begeisterte Temperenzler Lloyd George. Schon im Jahre 1909 setzte er eine Steuererhöhung der Spirituosen durch. Der Verbrauch nahm um 25 Prozent ab, aber Lloyd George konnte eine Million Pfund mehr einstreichen. Gleich zu Anfang des Krieges erhöhte er die Biersteuer ganz beträchtlich. Aber auch das bleibt eine heikle Sache. Jeder Versuch, das Trinken einzudämmen, wird natürlich auch wieder auf das heftigste bekämpft, nicht nur von den Massen, die sich „das Labsal von Whisky und Bier" nicht wollen einschränken lassen, sondern auch von Leuten, die ihren besonderen Nutzen daraus ziehen, wie den Inhabern von Wirtschaften, Brauereien und Brennereien. Noch vor etlichen Jahren hatte die gegenwärtige Regierung eine Gesetzesvorlage eingebracht, die die Zahl der Wirtschaften einzuschränken beabsichtigte, aber sie scheiterte an der Frage, bis zu welchem Grade Wirte, die im Vertrauen auf die einmal erhaltene Konzession vielleicht große Bauten aufgeführt hatten, für die Entziehung dieser Konzession eine Entschädigung erhalten sollten.

Vieles ist durch das Gesetz zur Einschränkung des Trinkens allerdings früher schon getan, und es ist jedenfalls schon wesentlich erschwert und in mancher Hinsicht vor allem recht ungemütlich gemacht. So ist alles Trinken im Freien streng untersagt. Weder vor einem Restaurant noch in einem Konzertgarten darf etwas zu trinken verabreicht werden. Und das einfache Wirtshaus, das Public House, ist so unwohnlich, als wäre es geflissentlich so gemacht. Nicht einmal ein Sitz bietet sich dem Gaste. Er steht am Ladentisch, der Bar, und trinkt — — und trinkt. Und nun gar erst die Beschränkung, die das Trinken in England durch die Beschränkung der Zeit erfährt. Punkt halb ein Uhr muß in London jede Wirtschaft ohne Ausnahme geschlossen sein und in den Provinzstädten noch wesentlich früher. Selbst auf den Bahnhöfen ist keine Ausnahme zulässig. Und am Sonntag ist die Zeit noch weit mehr beschränkt. Dann sind die Wirtshäuser nur mittags zwischen eins und drei und danach wieder abends von sechs bis elf Uhr offen — und nicht eine Minute länger. Das galt alles schon so vor dem Kriege. Seitdem sind indessen noch viel wesentlichere Zeitbeschränkungen eingeführt. Sehr erschwert ist das Trinken auch durch die außerordentlich hohen Steuern, die auf den Alkoholgetränken stehen. Sie belaufen sich beim Whisky auf reichlich 100 v. H. und werfen insgesamt für den Staatssäckel die erstaunliche Summe von 1 200 000 000 Mark das Jahr ab.

Das ist ein Betrag, dessen Wegfall — vollends in diesen Kriegszeiten — für den Stand der Finanzen des Reichs auch nicht ohne Bedeutung wäre; doch auch das hindert natürlich eine mächtige Partei im Lande nicht, den sofortigen Schluß aller Wirtshäuser durch Parlamentsbeschluß zu befürworten, während andere aus dem gesamten Schankbetrieb ein Staatsmonopol machen möchten. Indessen beide Parteien stoßen doch auch auf harten Widerstand. Was sie anstreben, sind jedenfalls Maßnahmen, die den allgemeinen Burgfrieden von Grund auf stören und zu wer weiß wie weit gehenden Erbitterungen führen könnten. Und so mag man sich einstweilen vielleicht doch noch mit einigen weiteren geringfügigeren Beschränkungen, in der Hauptsache aber mit der — freiwilligen Enthaltsamkeit begnügen.

Lug und Trug als Kampfmittel im Weltkriege.

Von Theodor Kappstein.

Man hat von der Diplomatie gesagt, sie sei die Kunst, mit Worten die Gedanken zu verbergen. Denn auch ihre Tätigkeit während der Friedenszeiten ist in Wirklichkeit ein geheimer Krieg — ein Zurüsten wenigstens des Krieges, um den bewaffneten Frieden zu erhalten. Krieg aber und Kriegslist sind Zwillinge. Vertrauen ist die Voraussetzung für die Wahrhaftigkeit, sie ist nur möglich unter Freunden. Wahrheit im absoluten Sinne, die dem Geisteskranken oder dem Verbrecher nichts vortäuscht, wäre ebenso verderblich, wie wenn Feldherren ihre Schlachtpläne ausliefern würden, statt den Feind zu überlisten. Kriegsspiel und Kartenspiel haben das miteinander gemein, daß sich die Partner tunlichst nicht in die Karten gucken lassen. Die Franzosen kaufen sich einen Müller, der ihnen durch verabredete Drehungen seiner Mühlenflügel die Schwenkungen unserer Truppen ansagt — bis wir den Verräter füsilieren. Eine fromme Prozession gibt mit der Madonna auf der Kirchenfahne patriotische Auf-

klärung — bis es der Gegner merkt und die Himmelskönigin aus dem Gefecht rückt. Der bestochene ostgalizische Bauer läßt seine Kühe am Rande des Gefechtsfeldes auftauchen, denen jedesmal das Schrapnellfeuer folgt — bis die Österreicher ihre gedeckten Stellungen gleichfalls durch herangetriebene Kühe markieren. Auf hohen Bäumen werden Winker einlogiert — und heruntergepousiert. Der Feind wird systematisch belogen; Scheinmanöver führen ihn irre, heimliche Gefahren lauern auf ihn, bis man ihn umklammern kann und ihn vollends erdrückt. Das eben ist der Krieg.

Doch Lug und Trug als Kampfmittel finden ihre Grenze an dem ehrlichen Willen der Gegner, in der offenen Feldschlacht und in der Einnahme der belagerten Festungsplätze die Streitkräfte zu messen. Wenn die Genfer Konvention internationale Verbindlichkeiten aufgestellt hat und diese von den Kulturstaaten anerkannt worden sind, so ist es unerträglich, daß die Franzosen, Belgier, Engländer die Dum-Dumgeschosse weiter verwenden lassen, der humanen Kriegführung zum Trotz. Und wenn der Verwundete nach dem Kriegsrecht ausgeschaltet ist; wenn die alle Völkergenossen gleichmäßig pflegende „Schwester" und der helfende Arzt unantastbar sind, so empört sich das sittliche Gefühl über jede schnöde Mißachtung dieser geheiligten Schranke des Kampfes. Deutschland hat nach Ausbruch des Weltkrieges 1914 durch Veröffentlichung der zwischen Berlin und Petersburg, Berlin und London gewechselten Depeschen vor allen Völkern bewiesen, wie ernsthaft wir bis zum äußersten Zeitpunkt den Frieden zu bewahren uns bemüht haben. Und wir kämpfen mit unvergifteten Waffen, siegend durch unsere taktische Überlegenheit und durch die Begeisterung unserer unüberwindlichen Truppen, hinter denen das einmütige Vaterland steht. Kein Schwindelbericht entflattert unserem Hauptquartier, selbstbewußt geben wir die knappen Meldungen ohne Phrasenaufputz. Jede Schlappe, jeder Schiffsverlust wird unumwunden zugegeben; die Zahl gefangener Feinde und ihrer Geschütze wird langsam auf die volle Höhe gebracht, wachsend von Feststellung zu Feststellung; die langen schmerzlichen Verlustlisten, die schon 3000 Druckspalten füllen, folgen sich mit betrübender und doch befreiender Schnelligkeit.

In eben diesem gewaltigen Ringen um unser Fortbestehen und Weiterwachsen in Europa und als Großdeutschland in der Welt sehen wir uns einem System von Lug und Trug gegenüber, dessen Seele England ist.

Der englische Premierminister Asquith bespricht in der Londoner Guildhall die Kriegslage — welchen Ton schlägt er an? „Was würde unsere Stellung der Welt gegenüber gewesen sein, wenn wir so gemein gewesen wären, unser Wort zu brechen und treulos unseren Freunden gegenüber zu handeln?" Und nun berichtet er von den Deutschen: „... zahllose Gewalttaten, Räubereien und Brandschatzungen, unter denen eine wehrlose Zivilbevölkerung zu leiden hatte". Und der Gipfel: „Das größte Verbrechen gegen Zivilisation und Kultur seit dem Dreißigjährigen Kriege war die Plünderung von Löwen, eine schamlose Verwüstung unersetzlicher Schätze, angestiftet durch blinde, barbarische Rachsucht. Die Verletzung der Neutralität Belgiens war nur der erste Schritt einer wohlerwogenen Politik, deren unmittelbares, wenn nicht endgültiges und nicht fernes Ziel war, die Unabhängigkeit dreier Staaten Europas: Belgiens, dann Hollands und schließlich der Schweiz, zu zertrümmern."

Hier kann von Kriegslist gegen den Vaterlandsfeind nicht die Rede sein — dieser Heros der Gewissenlosigkeit stand vor seinen Landsleuten, denen er Wahrheit schuldet, weil sie ihm Vertrauen entgegentragen. Da wird die Umkehrung der Tatsachen in ihr Gegenteil: zur verächtlichen Gemeinheit. Schließlich haben wir, die wir von Belgien so wenig etwas wollten wie von England und Frankreich, die wir lediglich Österreich die Bundestreue halten gegen das Mordgesindel in Serbien und gegen dessen hochmögenden russischen Beschützer, doch nichts getan, als daß wir — „zu früh", für uns in höchster Gefahr, den Erdrosselungsplan durchschauten und uns gegen unsere Vernichtung wehrten.

England hat ein Schiff des Norddeutschen Lloyd, den zu einem Hilfskreuzer umgewandelten Passagierdampfer „Wilhelm der Große" in dem spanischen Hafen Rio del Oro, südlich von Marokko, also in neutralem Gewässer, beschossen, als das Schiff innerhalb der vorgesehenen Schutzfrist von 24 Stunden Kohlen einnahm. England hat den deutschen Kreuzer „Dresden" in den Gewässern des neutralen Chile zusammengeschossen. Die Patente unserer Industriellen hat England für vogelfrei erklärt; es hat eine Massenentwendung unserer Produktionsmittel organisiert! Es hat deutsche Schiffsgefangene nach England heimgebracht und diese selben Männer auf eine neue Ausfahrt mitgenommen, verstaut im Schiffsvorderteil, so daß sie beim Auflaufen des englischen Kreuzers auf deutsche Minen von ihren eigenen Geschossen ruiniert wurden — das Völkerrecht brandmarkt das alles als verwerflichen Lug und Trug.

Der französische Präsident Poincaré, aus dessen Feder wir ein vor zwei Jahren in deutscher Sprache in Berlin erschienenes vortreffliches Buch besitzen: „Wie Frankreich regiert wird", verleiht dem belgischen König Albert die Militärmedaille, der Stadt Lüttich das Kreuz der Ehrenlegion: weil König und Volk dem deutschen Ansturm siegreich standgehalten haben. Doch als die Dekorationen eintrafen, da war der „siegreiche" König bereits auf dem Wege nach Antwerpen, wo das englische Schutzschiff für seine Flucht nach London bereit lag, Lüttich aber war schon in unsern Händen — so daß eine deutsche Stadt von Frankreich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt war! Die doppelte Auszeichnung war gewiß nur wegen ihrer Wirkung auf das französische Volk verliehen worden; doch die Schamlosigkeit erregt unser Staunen, mit der sie ihre eigenen Volksgenossen betrogen.

Der englische König Georg und Zar Nikolaus senden an den belgischen Leidensgefährten Glückwunschtelegramme zum — Siege von Lüttich. Man errötet beim Gedanken an die Antwortdepeschen Alberts. Der französische Minister des Äußern Hanotaux schrieb im „Figaro" — Hanotaux ist anerkannter Historiker —: „Kaiser Wilhelm ist ein Gefangener, ein Opfer der Kriegspartei, an deren Spitze sein eigener Sohn steht, die den Kaiser vom Thron zu stoßen droht."

Das ist die Melodie; das Lied hat tausend Verse. Etliche Strophen:

Attentat auf Wilhelm II.; der Kaiser ermordet.

Als Weiber verkleidete Russen drangen ins Kronprinzenpalais, der Kronprinz am Halse verwundet.

Frankfurter Hauptbahnhof durch französische Flieger zerstört.

Englische Flotte hat Hamburg in Brand geschossen.

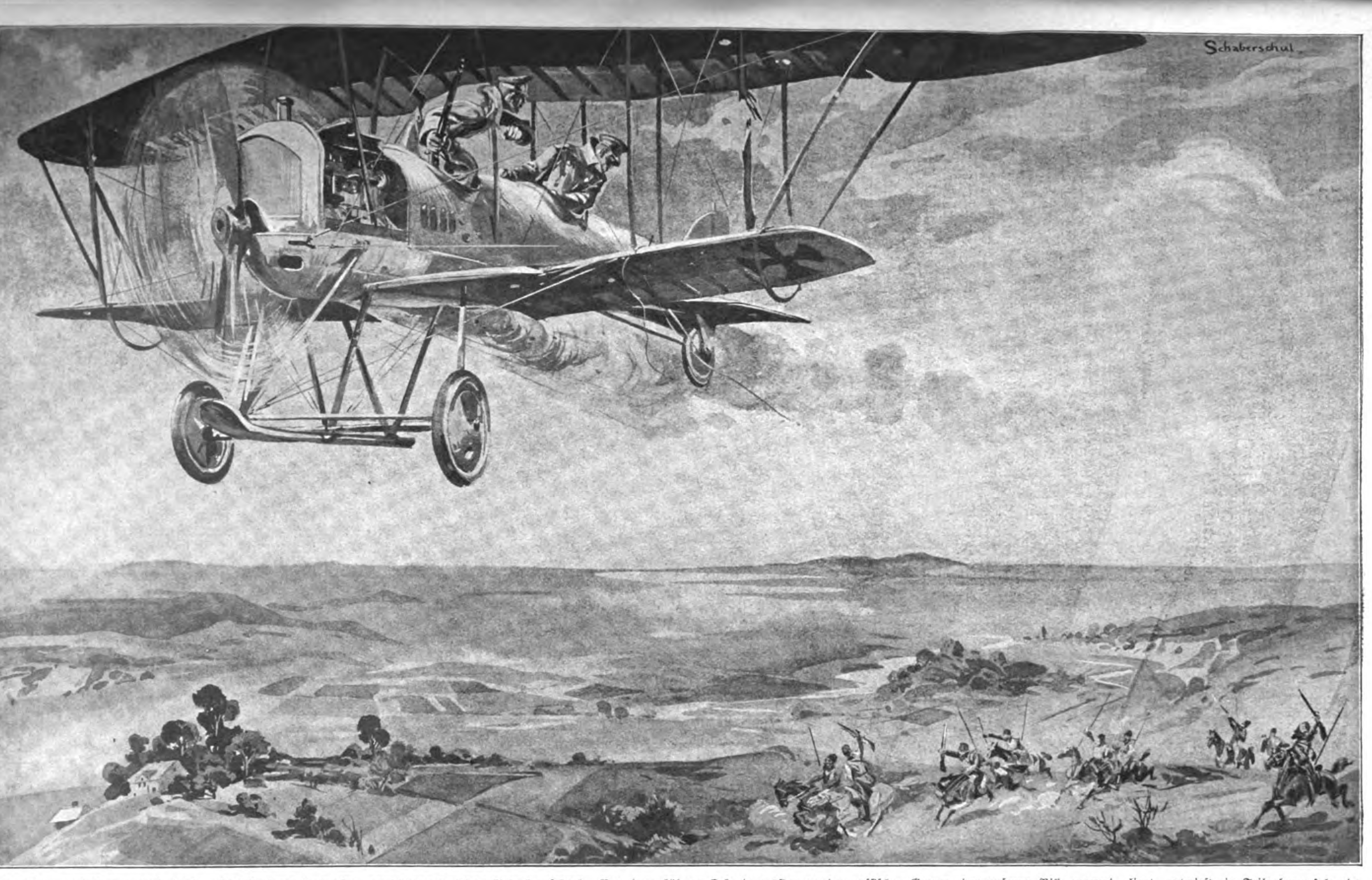
Englische Kriegsschiffe werfen die deutsche Flotte an die holländische Küste.

Unter englischem Schutz landen 100000 Japaner im Norden von Deutschland.

Die englischen Damen in Berlin von der Bevölkerung schändlich mißhandelt und zu Beefsteak verarbeitet.

Die Deutschen besetzen Basel.

In den Straßen Berlins mußten fast sämtliche Reservisten niedergeschossen werden, da sie den Kriegsdienst verweigerten ...



Ein Flug auf Leben und Tod. Für Reclams Universum gezeichnet von Max Schaberschul. Von dem kühnen Erkundungsflug an der russischen Grenze, der unserem Bild zugrunde liegt, entwirft ein Teilnehmer folgende fesselnde Schilderung: „Ich dachte nicht an unsere geringe Höhe und winkte den Russen eben übermütig zu, als plötzlich ein Hagel von Geschossen durch Tragflächen und Verschalung prasselte, der aus zwei verdeckten Maschinengewehren kam. Mehrere Kugeln trafen die Drahtzüge des Höhensteuers und eine durchschlug mein linkes Bein oberhalb des Knies. Unsere Situation war furchtbar, denn trotz der verzweifelten Anstrengung des Piloten sackte der Apparat durch und fiel ständig. Und hinter uns die Kosakenbrut, die beutelüstern bereits jubelnd ihre Gewehre schwang. 100 Meter Höhe . . . schon ergriff ich den Karabiner zur Verteidigung, als ein letzter Blick auf die Karte mich belehrte, daß wir nur noch vier Kilometer von den deutschen Vorposten entfernt waren. Aushalten auf alle Fälle. Nur nicht in die Hände der Russen fallen! Ich benachrichtigte meinen Führer. Noch einmal griff dieser ins Höhensteuer. Noch einmal spannten sich die Nerven zum letzten Kampf. Und es glückte. Ich sah, wie die Kosaken plötzlich zurückblieben. Sie kannten unsere Vorpostenlinie. Hurra! Gerettet! . . . 20 Meter über dem Erdboden sackte der Apparat durch, nachdem die Steuerdrähte des Höhensteuers vollständig gerissen waren. Auf Grund unserer Meldung konnten noch in derselben Nacht K . . . . eingenommen und 500 Russen mit 8 Maschinengewehren gefangen genommen werden."

Barrikadenkämpfe; Liebknecht erschossen, seine Braut(!) Rosa Luxemburg gefallen.

Der französische Botschafter läßt an die Botschaftspforte in Konstantinopel ein amtliches Blatt anheften: Metz in französische Hände gefallen! Sein englischer Kollege läßt an seinem Botschaftsgebäude ebenso offiziell anschlagen: Seeschlacht in der Nordsee, 22 deutsche Kriegsschiffe gesunken! General French in Belgien gelandet, er vernichtete ein deutsches Garderegiment. Ja, dieser Botschafter läßt für die Türken sein Stationsschiff flaggen ... Nach Lüttichs Fall gab es in Brüssel amtliche Plakate wie dies: Revolution in Deutschland! Italien und die Schweiz haben Deutschland den Krieg erklärt! Große Schlacht bei Lüttich! 60000 Deutsche gefallen, 40000 gefangen. Die deutsche Armee in voller Flucht über die Grenze. London sagt sinnig an: „Der deutsche Hund schon auf den Knien," und in Ostende erfährt man staunend: Hungersnot in Deutschland, Süddeutschland abgefallen, Elsaß-Lothringen Schulter an Schulter mit Frankreich. Schlacht bei Karlsruhe — 20000 Deutsche gefallen. Rußland läßt in Petersburg amtlich bekanntgeben: Wien von den Russen genommen. Die Franzosen orakeln: General von Emmich habe im Lazarett Selbstmord verübt aus Verzweiflung über seine furchtbare Niederlage bei Lüttich. In Paris las man drei Tage nach Lüttichs Fall über die „siegreiche" Festung: „Auf ewig wird es Lüttichs Ruhm sein, die ersten Horden aufgehalten zu haben. An seinen Mauern hat sich die wilde Woge gebrochen. Es ist mit Blut bespritzt, sein Schmuck ist um so schöner. Der Purpur paßt zu seiner tragischen Schönheit. Seht sie, die Stadt, aufgerichtet, groß, mit ihrem entschlossenen Gesicht, mit ihren Fieberaugen unzählige Heere herausfordernd. Ihr Mund zuckt krampfhaft. Sie ruft: Man kommt nicht durch! Das ist die erhabene Haltung Spartas vor Xerxes! Von der ganzen Erde schallen Rufe der Bewunderung. Sie beherrscht Europa, aufgerichtet in Ruhmeshaltung, schön, wild." Fast so schön und wild wie die Phantasie dieses eigentümlichen Leichenredners auf eine gefallene Festung!

Wir armen verratenen und verkauften Deutschen, denen die unheilvollen französischen Flieger, die verflixten Kerls, alle wichtigen Brücken, Bahnübergänge und Tunnels zerstört haben! Weiß irgend jemand auch nur ein einziges uns zerstörtes Brückchen zu benennen?! Das Kaiserschloß in Berlin wurde niedergebrannt, so weiß jedermann in Paris, London, Newyork und den umliegenden Dörfern; Wilhelm entfloh in Frauenkleidern, unsere Schiffe sinken wie Mauersteine in den Meeresgrund, der Generalstab ist verzweifelt. Die russischen Kerntruppen stoßen nächstens mit ihren Lanzenspitzen an das Brandenburger Tor.

Wie soll Deutschland gegen die Lüge als Waffe des Dreiverbandes ankämpfen?!

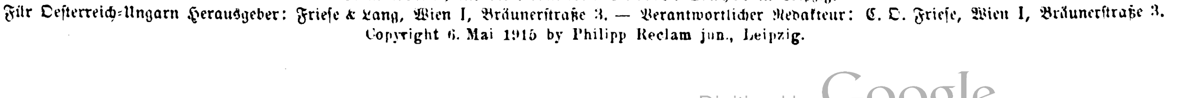
Durch die Taten des Schwertes, das rein ist von Trug. Der Nebelschleier ist schon mannigfach zerrissen, hat törichten Wahn in verzweifelte Gewißheit gewandelt in West und Ost.

Doch England, das alle Kabel der Welt in Händen hält und sie uns abschneidet, das die Nachrichtenfabriken der Reuter, Havas und Genossen ganz nach eigenem Wunsch das neutrale Ausland und ihre Bundesmächte bedienen läßt, muß durch aufklärende Gegenmaßregeln korrigiert, gebändigt, entlarvt werden. Die englisch-französischen Lügenzentralen beginnt man wirksam zu bekämpfen. Langsam dämmert's in der neutralen Welt, daß auf deutscher Seite das Recht steht, auf der unserer Feinde aber blindeste Willkür und rücksichtslosester Rechtsbruch herrschen.

Die deutsche Wahrhaftigkeit entspricht der deutschen Wehrhaftigkeit in dem uns aufgedrungenen Weltkriege. Im Reichstage steht der Kanzler in entscheidungsschwerer Stunde, Rechenschaft ablegend vor der gespannt aufmerkenden Welt, jedes Wort will auf die Goldwage gelegt sein. Und er läßt das deutsche Gewissen durchbrechen in dem öffentlichen Eingeständnis: „Unsere Truppen haben Luxemburg besetzt, vielleicht schon belgisches Gebiet betreten. Das widerspricht den Geboten des Völkerrechts." Er erläutert die Mobilmachung Frankreichs, uns durch Belgien hindurch am unteren Rhein in die Flanke zu fallen, und fährt fort: „So waren wir gezwungen, uns über den berechtigten Protest der luxemburgischen und der belgischen Regierung hinwegzusetzen. Das Unrecht — ich spreche offen —, das Unrecht, das wir damit tun, werden wir wieder gutzumachen suchen, sobald unser militärisches Ziel erreicht ist. Wer so bedroht ist wie wir, und um sein Höchstes kämpft, der darf nur daran denken, wie er sich durchhaut." Man hat es deutscherseits dem Kanzler verübelt, daß er so aufrichtig war; sogar ein tatsächlicher Irrtum steckt in Bethmanns Zugeständnis, zu seinen Ungunsten — denn französische und englische Truppen standen, gegen uns, damals bereits auf belgischem Boden, dessen Neutralität England zu schützen vorgab. Frankreichs Flieger schwebten über Belgien, bevor wir einmarschierten, und in Maubeuge fand man ein Arsenal englischer Munition, das vor der Kriegserklärung dort angelegt war! Also Großbritannien, Frankreich und Belgien: der Kreis schlüssiger Beweise ist vollendet, das falsche Spiel aufgedeckt!

Derselbe deutsche Reichskanzler hat in seiner ausgezeichneten Mitteilung an die Amerikaner vom 2. September erklärt: „So bot England der Einmarsch deutscher Truppen in Belgien einen willkommenen Vorwand, am Kriege teilzunehmen. Daß es für England nur ein Vorwand war, beweist die Tatsache, daß Sir Edward Grey bereits am 2. August nachmittags, also bevor die Verletzung der belgischen Neutralität durch Deutschland erfolgte, dem französischen Botschafter die Hilfe Englands bedingungslos für den Fall zugesichert hat, daß die deutsche Flotte die französische Küste angreife."

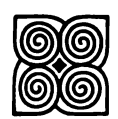
England nennt seinen Kampf gegen Deutschland den Schutz der Freiheit gegen die Gewalt. Die Wahrheit jedoch sieht so aus: England hat mit der Gewaltpolitik des brutalsten Egoismus sein Kolonialreich begründet; im Namen der Freiheit hat es noch um die Wende unseres Jahrhunderts die Selbständigkeit der Burenrepubliken vernichtet; im Namen der Freiheit behandelt es Ägypten unter Verletzung internationaler Verträge und seines feierlichen Ehrenwortes als englische Kolonie; im Namen der Freiheit nimmt es einem der malaiischen Schutzstaaten nach dem andern seine Selbständigkeit zugunsten Englands; im Namen der Freiheit ... erheben sich die Inder, Hindus und Mohammedaner, 300 Millionen, die das gierige England bisher ausbeutete, um ihren Dank abzustatten! Das Reich der Lüge und des Truges wankt in seinen Fundamenten, denn ohne die Milliarden Indiens wird es um Englands Weltherrschaft geschehen sein. Auch wenn England außer den Japanern und Negern die Hottentotten und die Buren gegen uns aufhetzt. Die Wahrheit ist auf dem Marsch. Wieder weht die schonungslose Wahrheit gegen die eigenen Interessen in heiliger Stunde der Verantwortung vor dem Urteil der Geschichte. Deutschland wird in seinem Weltkrieg, dessen Feuerbrand über die halbe Erde lodert, siegreich sein durch sein blitzendes Schwert — und durch sein blankes Gewissen!


Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

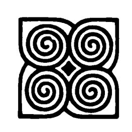
Überfall eines französischen Bagage-transportes.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Schreuer.





Eroberer.



Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

Immer liebenswürdiger wurde die Sonne mit ihren Strahlen, schien mitleidlos auf jeden Gegenstand an Bord, der nicht vom Sonnensegel geschützt war, und lag blendend und gleißend auf der Wasserunendlichkeit, daß es einem die Lider zudrückte.

Dann starb der Passatwind, der sie bis hierher begleitet hatte, in einem letzten langen Seufzer. Wie eine weiße Linie sahen die Reisenden in der Ferne die Schaumkronen der Passatwellen sich entfernen. Die See nahm ein öliges Aussehen an. Wie ein ungeheures Katzentier, das mit seinen tausend und abertausend von weichem Fell umhüllten Gliedern jeden der Nordlandmenschen umarmte, lag es über dem ganzen Schiff.

Die Männer, soweit sie energisch waren, wehrten sich mit Gewalt dagegen. Sie turnten, spielten Shuffleboard oder arrangierten Spiele, bei denen die Muskeln gezwungen wurden, in Bewegung zu bleiben.

Die Frauen lagen zusammengerollt oder lang ausgestreckt in den Deckstühlen. Einige von ihnen träumen mit offenen, weit aufs Meer gerichteten Augen, andere mit herabgesenkten Lidern.

Auch Dina v. Bütow ist unter ihnen.

Sie weiß mit den ungeheueren Begriffen von Zeit und Raum, die sie auf diesem Schiff überall angähnen, nichts anzufangen. Sie verliert sich darin, wird kleinlich und quält ihren Mann mit tausend Nichtigkeiten.

Sie nörgelt am Essen, sie nörgelt an den Weinen.

Die verwöhnte Millionärstochter, die sich in die Verhältnisse eines damaligen Westafrikadampfers nicht fügen kann, kommt überall zum Vorschein. „Steward! Sagen Sie mir immer eine Stunde vor dem ersten Dinersignal Bescheid!“

„Ja wohl, gnädige Frau!“



Hirte im Kaukasus. Nach einem Gemälde von J. Dennhardt.

Zur bestimmten Zeit erscheint der Steward: „Gnädige Frau . . .!“

„Schon gut, Steward! — Ach Botho, du bist wohl so freundlich —!“

„Gewiß, mein Kind!“

Und dann verschwindet Dina in ihrer Kabine, gefolgt von Bütow, der ein nichts weniger als vergnügtes Gesicht zeigt.

Das wiederholte sich so jeden Tag. Und jeden Tag erscheint Dina, in eine andere Farben- und Linienkomposition gekleidet, bei Tisch, strahlend über die Verheerung, die sie damit unter den Männern anrichten wird, wie sie meint.

Im lebhaftesten Gegensatz dazu steht Bütows Gesicht. Der hatte genug von „Robe aus dem Koffer, Robe in den Koffer! Robe an und Robe aus!“

Dina feierte Triumphe, aber den höchsten erst dann, wenn Röding ihr später ein Kompliment über ihren ausgesuchten Geschmack zuflüsterte.

Wie oft in der letzten Zeit, ist auch heute Bütow beim Essen schweigsamer als früher. Ißt und hat nur ein kurzes Lachen für die Witze, die Kapitän Bolten oder Röding aus ihrer unerschöpflichen Kiste auftischen. Er spielt mit Brotkrumen, formt sie zu Kügelchen und zerdrückt sie. Ganz unbewußt.

Er muß dabei in einem fort an Dina denken.

Die lacht neben ihm, kokettiert mit Röding und amüsiert sich königlich. Bütows Blick streift ab und zu scheu und flüchtig zu Sigrid hinüber. Die hört mit fast verklärten Zügen Osten zu, der sie mit strahlenden Blicken umfängt. Wie auf einer Insel, auf der sie allein sind, kommen sich die beiden vor. Und Bütow sieht, was er schon längst geahnt zu haben meint, daß sich Osten um Sigrid Kreßentins Neigung bewirbt.

Etwas wie leise Eifersucht, etwas wie Neid über-

kommt ihn bei dem Anblick, bis er sich selber auslacht. Er hat ja kein Recht mehr an die! Und er hat ja seine Frau! Seine Frau . . .!

Früher als sonst steht Bütow heute von Tisch auf.

„Wie, Herr von Bütow! Schon aufbrechen?" wandte sich Kapitän Bolten an ihn.

„Ja! Ich habe etwas zu arbeiten!"

„Arbeiten?" fragte der Kapitän mit ungläubigem Ausdruck.

„Tatsächlich!" antwortete Bütow lächelnd. „Glauben Sie wohl nicht?"

Kapitän Bolten schüttelte den Kopf. „Ja, wenn Sie ein von Afrika zurückkehrender Forschungsreisender wären ...! Die benutzen ja wohl manchmal die Zeit an Bord, um ihre Käfer und Schmetterlinge und das Heu, was sie so unterwegs aufgeklaubt haben, fein in Reih und Glied zu praktizieren unter den Namen und die Art, wo es hingehört. Aber Sie, als Landesvater ... und dann an Bord, auf der Ausreise . . .! Das sind doch gewissermaßen noch Ferien! Und bei Ihnen besonders, wo Sie sich sozusagen noch auf der Hochzeitsreise befinden!"

„Hochzeitsreise!" Bütow lachte. Aber es klang eher wie Grollen als Lachen. „Sie sind wenigstens an Bord Ihr eigener Herr, und wenn Sie auf hoher See sind, lassen Sie selbst Ihren Reeder schwimmen. Auf unsereinen aber wirft selbst da noch, wo kein Baum gedeihen und seinen Schatten werfen kann, das Auswärtige Amt in der Wilhelmstraße seinen Schatten. Mahlzeit!"

Kapitän Bolten trank einen Schluck und sah dem Davonschreitenden gedankenvoll nach.

Am Nachmittag saß Bütow wirklich hinten am Ruderkasten des Handruders, auf der Grätingbank des Ruderkastens eine Karte von Liberia ausgebreitet, auf die er zeitweise einen Blick warf, wenn er nicht gerade in das blaue Aktenheft vertieft war, das er in der Hand hielt.

Die Sonne drückte mächtig. In der Nähe lagen die Flülis und schnarchten den Schlaf des Gerechten. Neben ihnen Fräulein Hüpfli, ebenfalls im Schlaf. Der Saum ihres Kleides hatte sich etwas hinaufgeschoben. Ein dicker, weißer Strumpf — handgestrickt — und ein kräftiger Wadenansatz kam zum Vorschein. Bütows Blick hatte abwesend die Linien der Schlummernden gestreift. Jetzt blieb er am Strumpf haften. Was für ein gutes Ding doch einfache, kräftige Hausmannskost sein müsse, kam es ihm in den Sinn.

Als ob sie Bütows Blick im Schlaf gespürt habe, machte sie eine Bewegung mit dem Fuße, der das Kleid weiter heruntergleiten ließ, und den Fuß Bütows Augen entzog.

Die fühlt selbst im Schlaf, was weiblich ist, dachte Bütow. Er wandte sich um. Unermüdlich wob der Schiffskörper im Darüberfahren ein hellblaues, glänzendes Seidenband in den unermeßlichen dunkelblauen, kristallenen Teppich des Ozeans.

Manchmal kam durch eine unachtsame Bewegung des Mannes am Steuer, oder durch die zur afrikanischen Küste rollende westliche Dünung eine Krümmung in das sonst schnurgerade Band des Kielwassers.

Seitensprünge! dachte Bütow. Ich habe auch welche gemacht, aber mein Kurs ist immer wieder gerade geworden. Sie sind alle ohne Einfluß auf meine Lebensbahn geblieben. Bis auf den letzten, den ich machte, als ich Dina Derringer heiratete.

Er brütete still vor sich hin. Dann versuchte er mit Gewalt seine Gedanken auf die Schrift des in seinen Händen befindlichen Aktenstückes zu lenken. Die Schrift verschwamm vor seinen Augen, der Inhalt auch. Die Hitze drückte auch ihm schließlich die Lider zu . . .

Als Bütow von seinem Schlaf erwachte, schallte Lachen und das Aufklatschen von auf das Deck niederfallenden Tauringen an sein Ohr.

Dina, die Offiziere, Dr. Weiser und Fräulein Kressentin waren bei einer am Vormittag unterbrochenen Partie Shuffleboard.

Bütow wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Aber er kann es nicht hindern, daß ab und zu Bruchstücke der Unterhaltung bis zu ihm dringen. Der Wind von vorn, den der Dampfer durch seine Fahrt verursacht, trägt sie zu ihm hin. Er muß sie hören.

Und da drängen sich seinem diplomatisch geschulten Ohr Unterschiede auf. Unterschiede zwischen Sigrid Kressentin und Dina Bütow. Unterschiede, die ihm wehe tun. Unwillkürlich. Schon im Lachen!

Dinas Lachen hat etwas Lockendes, Girrendes an sich. Etwas was zu Avancen ermuntert, auch ohne Worte. Etwas was nur ihrem Manne hörbar sein sollte, aber nicht dem Manne. Etwas das verallgemeinert! Und darin liegt das Peinigende für Bütow. Das Weibchenhafte!

Wie anders klingt Sigrid Kressentins Lachen. Fast mit einer ganz entfernten, ganz leisen Anlehnung ans Männliche. Aber es stört nicht, dieser entfernte Anklang, gibt nur eine dämmernde Ahnung, daß Größe in ihr wohnt, daß nichts Kleines sich in diesen Lauten ausdrücken kann.

Das sind die Vergleiche, die sich Bütow aufdrängen, mit Gewalt aufdrängen, während er fast widerwillig und doch gezwungen dem Spiel zusieht. Und weiter: Dina macht keine gute Figur beim Spiel. Bütow weiß nicht, woran das liegt. Sie wiegt sich zu auffallend in den Hüften, wenn sie geht. Ob es das ist? Die asiatische Pose liegt ihr besser. Hingelehnt auf einen Diwan, oder auch im Liegestuhl.



Zerschossene Häuser in Saales an der elsässisch-französischen Grenze. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Carl Franz.

Dagegen liegt selbst in den schnellsten Bewegungen Sigrid Kressentins Harmonie, Ausgeglichenheit.

Aber es sind nicht diese Äußerlichkeiten, die Bütow die Furchen des Grübelns in die Stirn pflügen.

Wie kommt es, denkt er, daß im Tone all dieser Männer, sobald sie mit Sigrid Kressentin reden, eine größere Ehrerbietung liegt, als wenn sie mit Dina reden? — Und es müßte doch eigentlich umgekehrt sein, und nicht, als ob Sigrid Kressentin die sozial Höherstehende wäre und als solche auch größere Ehrung zu fordern hätte! — Vielleicht bilde ich es mir aber nur ein! — Ich bin schon ganz nervös! Höre Kichern und Anspielungen heraus, wo ich keine Ursache dazu habe! Gar keine!

Und Bütow verspottet sich und seine Hellsichtigkeit und Hellhörigkeit, die seiner eigenen höheren Einschätzung vom Werte Sigrid Kressentins entspringt und dem Gefühl, daß er im Spiel um etwas Großes im Leben sich mit etwas recht Kleinem begnügt hat.

Bütow rollte seine Karte zusammen, klappte das Aktenbündel zu und verschwand in seine Kabine.

Er hatte heute keine Lust mehr, sich länger mit kolonialen Problemen zu beschäftigen.

Die menschlichen Probleme hatten sie bei ihm in den Hintergrund gedrängt. Am Spätnachmittage hielt Dina am Oberdeck Hof. Die Glieder von schwerer, gelber Seide umschmeichelt, lag sie, mit angezogenen Knien in den Deckstuhl geschmiegt. Ihr Kopf ruhte auf einem Kissen von demselben Stoff und der gleichen Farbe, von der ihr schwarzes Haar in seltsam bestrickender Weise abstach. Ihr weit ausgeschnittenes, tunikenartiges Gewand war um die Taille von einer dicken Seidenschnur zusammengehalten, mit deren schwerer Quaste ihre ringschillernde Hand unablässig wie abwesend spielte. Ihre mit gelben, durchbrochenen Seidenstrümpfen bekleideten Füße staken in niedrigen Goldkäferschuhen und sahen aus einem Gewirr von Spitzen und Volants heraus wie zwei Staubgefäße aus einer Blüte.

Wie gebannt weilten darauf die Blicke der Männer, sogen sich an ihren Formen fest, schraken plötzlich auf wie gepeitscht; glitten suchend zum Auge und schraken zurück von dem medusenartigen, grausamen Ausdruck, der darin lag.

Nur Röding, der dicht vor ihr saß und von seiner ersten Fahrt durch das wilde Bakokoland erzählte, hielt diesen Blick aus und lächelte.

Odysseus und seine Gefährten bei Kirke, dachte Dr. Weiser, der in der Nähe am Geländer lehnte und auf den Halbkreis sah, den die Offiziere um Dina gebildet hatten.

Wie eine schöne Giftblüte, die die Falter umgaukeln, dachte v. Osten. Nur die Falter warnt ihr natürlicher Instinkt davor. Dem Menschen ist er im

Laufe von Generationen abhanden gekommen. Sie empfinden nicht mehr, was vergiftet und tötet, bis es zu spät ist.

Und Röding erzählt mit seiner glänzenden Erzählergabe von seinen langen und bangen Tagen im Bakokowalde, von mit Gewehr im Arm durchwachten Nächten. Von heimtückischen Überfällen, von Not und Tod, und wie sie sich schließlich durchschlugen durch die Feinde, zerlumpt, verwundet und halb verhungert nach den rauschenden Fällen des Sannaga bei Dehane.

Gruseck und Albrecht kennen die Geschichte. Sie haben sie in Rödings Buch gelesen. Aber wie er sie hier erzählt, ist es doch noch etwas anderes. Die Persönlichkeit des Erzählers wirkt dabei suggestiv auf jeden, viele Einzelheiten, die sich im Buch nicht gut wiedergeben ließen, machen das Gelesene neu und reizvoll. Atemlos hängen alle Zuhörer an Rödings Munde.

Als er geendet hatte, entsteht eine Pause.

Da bricht Sigrids Stimme plötzlich das Schweigen. „Sie hatten mir schon lange einmal die Geschichte von Buschiri versprochen, Herr von Osten. Aber immer sind Sie sie mir schuldig geblieben! Wollen Sie sie uns nicht wenigstens jetzt einmal erzählen? Sie haben doch die beste Gelegenheit dazu.“

Osten will erst nicht ran, indem er meint, sie hätten jetzt bereits genug von Mord und Totschlag gehört, und wenn das so weiterginge, dann würden sie am Ende hier an Bord noch blutdürstig.

Aber die anderen Offiziere ließen nicht locker. So erzählte Osten vom Araberaufstande in Ostafrika, von den Kämpfen gegen Buschiri, die er damals als blutjunger Leutnant mitgemacht, da dort seinerzeit die Marine stark engagiert war.

Aber bei aller Bescheidenheit des Erzählers, der seine eigene Person dabei völlig in den Hintergrund stellt, kam es doch durch Fragen der Offiziere und Kapitän Boltens, der damals auf der Ostafrikalinie fuhr, zum Vorschein, daß Osten eine mehr als hervorragende Rolle bei diesen Kämpfen gespielt hatte.

Mit leuchtendem Blick hingen Sigrids Augen an Ostens Zügen.

Bütow stand auf, nachdem Osten geendet, und nahm den Gang an Deck auf. Da rief Tina ihn an: „Botho!“

Er blieb stehen. „Was?“

„Hör mal, Botho, hast du eigentlich schon einmal so ein Gefecht mit wilden Stämmen mitgemacht?“

„Nein! Warum?“

„Da hast du also gewissermaßen immer andere die Kastanien für dich aus dem Feuer holen lassen?“

Unwillkürlich lächelte jeder über diese Bemerkung. Selbst Bütow. „Ja, siehst du! Ich habe immer aufpassen müssen, daß sich die Betreffenden nicht zu doll die Finger verbrannten!“ erwiderte er und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Im Westen zog die scheidende Sonne ihre Purpurschleier und Schleppe in die See hinab. Dann kam schnell die Dämmerung herauf, wischte den Widerschein an den Wolken aus und warf ihre eigenen grauen Schleier darüber. Die Nacht stieg herauf, und mit ihren ersten Sternen blitzte gleichzeitig das weiße Toplicht am Mast, die rote und grüne Positionslaterne an den Seiten des Schiffes auf.

Das erste Signal zum Diner trieb die Passagiere von Deck.

Von Monrovia ab wimmelte das Groß- und Vorbeck der „Aline“ von schwarzen Deckpassagieren jedes Alters und beiderlei Geschlechts.

Ein Meer von schwarzen Wollköpfen ebbt und flutet unaufhörlich am Großdeck auf und nieder. Ein Gekribbel von schwarzen Armen und Beinen, wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen. Ein Geschnatter von hundert Zungen zugleich.

Selbst die erste Kajüte war davon nicht frei geblieben. Farbige „Gentlemen“ mit ihren „Ladys“ hatten erste Kajütsplätze belegt und fuhren von einem Küstenplatz zum anderen. Machten sich breit, wo sie nur konnten, mit der ganzen naiven Unverfrorenheit der vom Zank der Nationen untereinander beschützten und verhätschelten schwarzen Rasse Liberias.

Bis Röding ihrem übertriebenen Expansionsbedürfnis ein jähes Ende bereitete. In Monrovia hatte sich Röding ein solch schwarzer Kajütspassagier, als er erfuhr, daß Röding nur Hauptmann sei, als „Major“ der liberianischen „Armee“ vorgestellt. Das hatte Röding aber nicht abhalten können, den bloßbeinigen und mit arg zerfransten Hosen bekleideten Kameraden und Waffenbruder beim Hosenboden zu nehmen und kurzer Hand an Deck zu befördern, als dieser sich in seiner ganzen Länge auf den Plüschkissen des Rauchsalons zu schnarchendem Schlummer niedergelegt hatte. Seitdem hielten sich diese ersten Kajütspassagiere in respektvoller Entfernung von den Weißen.

Aber sie waren doch da. Auch wenn man keinen von ihnen sah. Die Luft an Bord war geschwängert mit den von ihnen ausgehenden Geruchswellen und brachte das jeder europäischen Nase zu ungeschmälertem Bewußtsein.

Sigrid, an die mancherlei Gerüche vom chemischen Laboratorium her gewöhnt, litt weniger darunter als Tina. Die dünnen Nasenflügel dieser hatten, als sie diesen Geruchswellen zuerst begegneten, zunächst argwöhnisch gezittert. Dann hatte sich ihr Näschen krampfartig zusammengezogen, bis sie schließlich in hellem Entsetzen auf einen anderen Platz floh, nur um zu ihrer Verzweiflung zu erfahren, daß dieser





Eine Landsturmwachtstube in Belgien. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Willy Specht.

Duft überall souverän herrschte. Den Gipfel ihres Entsetzens erreichte es, als Bütow mit einer gewecften jungen Liberianerin ankam, die er durch Vermittlung des deutschen Konsuls gemietet hatte, um Zofendienste bei Dina zu verrichten.

„Die?“ sagte Dina, als ihr Bütow die neue Zofe vorstellte. „Niemals!“

„Aber liebes Kind ... Was hast du denn gegen sie?“ fragte Bütow geknickt.

„Sie riecht ja auch!“ klagte Dina und barg das Näschen mit komischem Entsetzen in ihr Taschentuch.

„Herrgott, das tun sie doch alle! Das ist eben Afrika!“

„Die kann ich nicht um mich aushalten!“ stöhnte Dina.

Aber diesmal blieb Bütow fest. „Nun, dann sieh nur zu, wer dir die Kammerzofendienste weiterhin verrichtet! Einmal mußt du dich doch daran gewöhnen!“

„Wird das denn immer so bleiben?“ fragte Dina verzweifelt.

„Daß sich bei den Schwarzen daran etwas ändern wird, ist nach den bisherigen Erfahrungen und nach der Meinung von Kennern nicht anzunehmen. Das wird wohl so bleiben bis zum Jüngsten Gericht!“ sagte Bütow kühl.

„Entsetzlich!“ stöhnte Dina auf.

„Na, die liebe Allmacht wird schon wissen, warum sie das so eingerichtet hat. Aber einen Trost kann ich dir doch geben! Mit der Zeit stumpft sich die Empfindlichkeit unserer Nasen dagegen ab.“

Gott sei Dank! Wenigstens ein Trost! dachte Dina und fügte sich ins Unvermeidliche.

Aber in den ersten Wochen lief Dinas Zofe wie eine aufgezogene Eau de Cologne-Flasche herum, so viel Ströme dieses Parfüms hatte Dina über sie gegossen.

Bütow hatte in Monrovia alle Hände voll zu tun gehabt, um die liberianische Regierung zu Schadenersatz und Sühne wegen einer von ihren Untertanen an einem Deutschen begangenen Plünderung heranzuholen. Unter dem Drucke der Kanonen des am gleichen Tage wie die „Aline“ einlaufenden deutschen Kriegsschiffes „Najade“ hatte sich die liberianische Regierung dazu bequemt, Bütows nachdrücklich vertretener Forderung nachzukommen.

Es gibt viel kleines, samtäugiges, barfüßiges Volk zwischen den schwarzen Deckspassagieren. Sigrid liebt Kinder, und auf dem Wege nach ihrem Lieblingsplatz strecken sich ihr manche schwarze oder tiefbraune Kinderhändchen entgegen. Die Kleinen wissen,

daß Sigrid immer etwas für sie in der Tasche hat: Zucker, Schokolade oder Biskuits.

Viele dieser Kinder sind die Gesundheit und das blühende Aussehen selbst. Aber einige von ihnen hatten vernachlässigte, gefährlich aussehende Wunden an den Füßen, die vom Sandfloh herrührten, und die nur des Sauberhaltens bedurften, um zu heilen.

Mitleidig hatte sich Sigrid dieser Kleinen angenommen und opferte jeden Tag einige Zeit, um ihre Wunden zu verbinden oder den Verband zu erneuern.

Eines Tages beobachtete Osten Sigrid bei dieser Beschäftigung. Er sah, wie ihre schlanken Hände, ohne zurückzuschrecken, die gefährlich aussehenden Wunden mit unendlicher Zartheit und mit fachmännischer Geschicklichkeit verbanden. Wie verstand sie es währenddem, die kleinen Kerle durch die drolligsten Gebärden zu jauchzendem Lachen zu bringen und sie darüber ihren Schmerz vergessen zu machen. Schnatternd umstanden die schwarzen Mütter ihre hoffnungsvollen Sprößlinge und wunderten sich über die weiße Zauberin.

Inniger und immer tiefer senkte sich die Liebe zu diesem schönen Mädchen in Ostens Herz.

Es trieb ihn zu ihr hin. Er fragte, ob er ihr behilflich sein dürfe. Erfreut nahm sie seine Hilfe an.

Als am nächsten Morgen Sigrid mit Osten zur Zeit der Doktorstunde dem Vorderdeck zuschritten, schallte ihnen von dort vielstimmiges Kindergeschrei entgegen. Dr. Weiser stand inmitten zeternder, zungengeschäftiger schwarzer Mütter, die vergeblich versuchten, ihm ihre schreienden, zappelnden Kinder zuzuführen. Als die Kleinen Sigrid erblickten, liefen sie ihr entgegen und klammerten sich ängstlich an sie.

„Na, Herr von Osten!“ empfing sie Dr. Weiser, „Sie haben mich ja auf nette Patienten aufmerksam gemacht! Ich kann mit den Fratzen nichts anfangen! — Freilich,“ fügte er achselzuckend und mit erkünsteltem Ärger, hinter dem lustiges Augenzwinkern sichtbar wurde, hinzu, „wenn man sich auch so die Sympathien vom ganzen Schiff erobert, wie Fräulein Kressentin . . .!“

Die Folge davon war, daß Sigrid die Kinder weiter verband, und Dr. Weiser ihr nur das Verbandmaterial lieferte.

„So!“ sagte Sigrid lachend zu Osten. „Und nun dürfen Sie mir weiter dabei helfen!“

Osten! Osten! — Leise, traumhafte Melodie, die immer stärker in Sigrids Seele schwang.

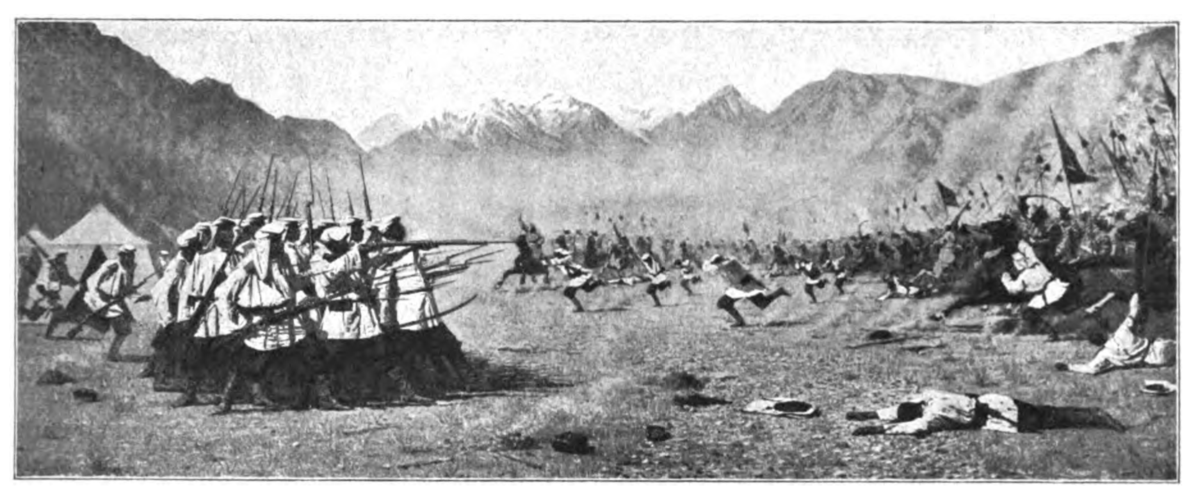
Mit welchen Wundern sah Sigrid einen Wall um sich entstehen. Einen Wall, zusammengefügt aus herzlichen Worten, zarten Aufmerksamkeiten, selbstlosen Handlungen. Einen Wall, der sich schützend zwischen sie und ihre Vergangenheit schob.

(Fortsetzung folgt.)

Der Landsturm rückt aus.

Der Landsturm rückt aus.
Langsamer geht's, als wenn junge Soldaten ausrücken.
Denn jeder läßt ein Stück Welt zurück,
das mit ihm jung war, das mit ihm alt wurde ...
Ein Stückchen Erde, das jahrzehntelang sein ein und alles trug,
seine grauen Kümmernisse wie sein lachendes Glück.
Und fast jeder läßt daheim eine nicht mehr junge Frau
und Töchter, die Frauen werden wollen ...
Darum geht's langsamer, als wenn junge Soldaten ausrücken!
Auch strahlt aus ihren Augen nicht die helle Sonne der Begeisterung,
die in den Augen der Jungen flammt.
Ihre Blicke sind tiefdunkel wie der Himmel,
wenn er gewitterschwanger.
Schwere Schatten lasten in den tiefen Falten
der starren Stirnen, und aus dem Mund
unter den wilden, grauen Schnauzbärten
kommt kein gutes Wort —:
Das ist die Stille vor dem Sturm! — —
Den Sturm, Feind, fürchte! Fürchte den Landsturm!
Sie kommen nicht singend und jauchzend wie die Jungen,
diese grauen Männer mit den wilden Schnauzbärten
über dem herben Mund.
Aber auch ihre Augen werden Blitze schleudern.
Nicht Sonnenblitze der Begeisterung wie die Augen der Jungen,
der Jungen, die daherbrausen wie der lachende, ausgelassene Frühlingswind...
Es sind die blutigen Blitze eines Herbstgewitters,
die euch grell entgegenflammen werden.
Blitze tiefster Empörung und heißesten Hasses
werden euch ins entsetzte Antlitz fahren.
Und diese runzeligen, ungeschlachten Fäuste,
die jetzt zärtlich-unbeholfen die Hände der Frauen
und der weinenden Töchter umschmeicheln —,
diese schwieligen, runzeligen Fäuste
werden euch den blitzenden Stahl in die Rippen rennen
mit grausam-unerbittlicher Wucht.
Sie werden über euch kommen, Feinde,
wie ein schneidender Schloßensturm, der heulend die Häuser abdeckt
und die taumelnden Dächer
kräftetoll durch die Lüfte wirbelt, als wären sie Flittertand.
Hütet euch vor dem wütenden Gewittersturm
des Landsturms, Feinde!

Fritz Kudnig.



Der Ueberfall. Nach einem Gemälde von Wassily Wereschtschagin.

Krieg und Eisen.

Wirtschaftliche Betrachtungen zum Weltkrieg. Von Hans Elden.

Oft ist von amtlicher und wissenschaftlicher Seite dargelegt worden, wie wichtig für uns eine zureichende Goldreserve während des Krieges ist, um das Gleichgewicht unserer Volkswirtschaft zu bewahren. Wenig ist dagegen gesagt worden von der Wichtigkeit jenes Metalls, mit dem der Krieg geführt wird und durch das er letzten Endes — abgesehen von der Tüchtigkeit der Truppen — entschieden wird: vom Eisen! Von zwei im höchsten Grade berufenen Seiten haben wir neuerdings gehört, was Deutschland für die Eisenindustrie, was die Eisenindustrie für Deutschland bedeutet, und wer aufmerksam diese Auslassungen verfolgte und ihrem Inhalt nachging, der konnte auch wohl noch Tieferes, noch Weiterzielendes und Fernerschauendes zwischen den Worten und Zahlen dieser Kundgebungen lesen und ahnen. In „Nord und Süd" wies der Leiter des „Phönix", Geheimrat Beukenberg, auf die Bedeutung der deutschen Eisenindustrie für unser Wirtschaftsleben hin und nannte kurz die Bedingungen, die nach dem Kriege werden eingehalten werden müssen, um ihr diese Bedeutung weiter zu sichern. In einer Ansprache bei dem Besuch des Königs von Bayern in der Kruppschen Gußstahlfabrik sprach der Leiter der Kruppschen Werke, Dr. Krupp v. Bohlen und Halbach, an der berufensten Stelle aus, „daß die gewaltige deutsche Eisenindustrie es zustande gebracht hat, den über alles vorhergesehene Maß gewachsenen Anforderungen der Kriegslage erstaunlich rasch gerecht zu werden, während die schlecht entwickelte Industrie Rußlands, die durch die deutsche Besetzung ihres Erzreviers schwer getroffene französische Schwerindustrie und selbst Englands von Natur begünstigte Eisenindustrie für die Bedürfnisse nicht ausreichen und den Dreiverband von dem guten Willen (wir wollen hier ruhig hinzusetzen: und von der Habsucht) Amerikas abhängig machen".

Das waren goldene Worte zu rechter Zeit! Möchten sie Beherzigung finden, nach dem Kriege, wenn wieder von dem Wert und Nutzen deutscher Industrie die Rede sein wird, und beim Friedensschluß, wenn neben der Sicherstellung unserer Kriegsrüstung auch diejenige unserer Wirtschaftsrüstung erwogen wird. — Wie war es möglich, daß Deutschland die Waffen und die Munition, die Panzer und die Schiffe, die Schienen und die Fahrzeuge, daß es den gesamten ungeheuren Eisen- und Waffenbedarf im Kampfe gegen drei Weltmächte liefern, daß es noch seine Verbündeten unterstützen konnte, während England, Rußland, Frankreich trotz Armstrong, Schneider und Putilow schon heute auf der Strecke lägen ohne den „guten Willen" der Vereinigten Staaten? — Möglich war es, weil Deutschlands Stahlerzeugung vor dem Kriege genau so groß war wie die der drei Hauptgegner und diejenige Belgiens dazu! Möglich war es, weil die Roheisenerzeugung der deutschen Hütten von 2 Millionen Tonnen in 1875 auf über 19 Millionen Tonnen in 1913 gesteigert worden ist, und weil diese ganze Roheisenausbeute mit Hilfe der fortgeschrittensten Erfindungen und Einrichtungen fast restlos in Stahl bzw. Flußeisen verwandelt wird. Möglich war es, weil unsere ganze Stahlwaren- und Metallindustrie — Krupp voran — sich mit einer beispiellosen Geschmeidigkeit auf die ausschließliche oder teilweise Erzeugung von Kriegsmaterial eingestellt hat, und möglich ist es und bleibt es auch deshalb, weil uns der unerhörte, niemals genug zu würdigende Vorstoß unserer Heere in den ersten Kriegswochen in den Besitz der sämtlichen belgischen und dreiviertel der französischen Grundlagen für die Stahlerzeugung, abgesehen von vielen wichtigen Fabriken beider Länder, gebracht hat. Diesen teuer erkauften Besitz haben und halten wir — so lange der Krieg währt. Was davon später. was für immer gehalten und genutzt werden muß, darüber werden die Würfel nach dem Kriege fallen, und wir dürfen sicher sein, daß nur ein Beweggrund bei diesen Entscheidungen leitend sein wird, die Sicherheit, die Sicherstellung des Reiches für alle Zeiten.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß wir diese wirtschaftliche Sicherstellung für die Zukunft unbedingt in unseren alten Grenzen besäßen. Wohl ist Deutschland ein stark Eisen ausführendes Land; von den Fertigerzeugnissen im Jahre 1913 ging über ein Drittel ins Ausland. Gott sei Dank, daß es so war, denn ohne diese Reserve an Erzeugungsfähigkeit wären wir vielleicht den Ansprüchen der Gegenwart nicht gewachsen. Aber mit dieser Erzeugung hielt die heimische Erzförderung längst nicht mehr Schritt, es mußte schon seit langem ausländisches Erz in bedeutenden Mengen eingeführt werden. Wohl könnte die heimische Förderung noch gesteigert werden, aber das wäre Raub an der Zukunft zugunsten der Gegenwart, solange der Bedarf sich teilweise auf anderem Wege decken läßt. Ähnliches gilt für die Kohle, an der vielleicht schon Raubbau getrieben worden ist, wenn man die Bedürfnisse einer weit entlegenen Zeit in Betracht zieht. Jedenfalls unterliegt keinem Zweifel, daß es eine Lebens-

frage für die Zukunft Deutschlands ist, sich an beiden Grundstoffen der Eisen- und Stahlindustrie die stärksten, überhaupt noch erreichbaren Reserven zu schaffen.

Es ließe sich einwenden, daß wir ja schon drei mächtigen Gegnern uns gewachsen zeigen. Dem steht entgegen, daß sich das einzige, uns an Energie und Technik gleiche, an Naturschätzen unvergleichlich überlegene Land der Erde, daß sich die Vereinigten Staaten nur zu gern bereit gezeigt haben, das Gleichgewicht zugunsten unserer Gegner zu stören. Keine Freundschaft der Millionen Deutsch-Amerikaner, keine Mahnung des Präsidenten im neutralen und „befreundeten" Lande hat die amerikanische Schwer- und Waffenindustrie hindern können — oder wollen, dem einzigen Gesetz zu folgen, das sie in dieser schweren Schicksalszeit zu kennen scheint, dem des Profits; hat es verhindert, daß amerikanische Kugeln aus amerikanischen Gewehren unsere Schützen in den Gräben treffen und amerikanische Granaten schwersten Kalibers unsere Etappen und Quartiere hinter der Front belästigen. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß das jemals anders werden wird, höchstens, daß wir es wirksamer verhindern können. Aber die Pflicht, auf dem Felde der Eisenerzeugung, des technischen und industriellen Könnens gerüstet zu sein, erhellt aus den Lehren dieses Krieges mehr als je.

Geheimrat Beukenberg macht im Verlauf seiner Ausführungen darauf aufmerksam, daß allein das französische Erzbecken von Briey, das in Friedenszeiten der deutschen Eisenindustrie 8 Proz. ihres Erzbedarfs lieferte, schätzungsweise halb so reich ist, wie die gesamten Erzfelder Deutschlands. Die Erze des befreundeten und stammverwandten Schwedens werden uns, wie gegenwärtig, so auch in der Zukunft nach Bedarf und Möglichkeit zugänglich bleiben. Diejenigen der Überseeländer sind uns für diesmal durch England verschlossen, Grund genug, wenn es sonst keinen gäbe, die englische Seeherrschaft zu brechen, koste es was wolle, und an ihre Stelle die Freiheit der Meere zu setzen. Dann erst werden uns auch in schweren Zeiten die Naturschätze dienstbar bleiben, die unsere Kolonien bergen, und die — wir hoffen es alle — nicht geschmälert, sondern gesteigert und zu neuer Blüte gereift aus diesem Weltringen hervorgehen werden. Es werden ja auch der Aufgaben in Zukunft noch mehr und größere sein als bisher. Unerörterbar heute und in seiner ganzen Größe und Folgenschwere fast unausdenkbar, aber klar empfunden in seiner Notwendigkeit und heiß ersehnt von allen, deren Auge über den trüben Dampf des Krieges hinaus schweift zu seinen letzten Folgen und Zielen, steht ja in der Ferne der kommende Völker- und Wirtschaftsbund der heute gegen einen Ring von Neidern geeinten Länder: Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Türkei. Man hat der Türkei ein Stück ihres alten Besitzes nach dem anderen entrissen mit der Politik von Räubern; heute reifen die Früchte derer, die sich an diesem Diebstahl nicht beteiligt haben. Auch in den Ländern, die durch England, durch Frankreich und Rußland aus dem Körper des Osmanenreiches gerissen wurden, sind noch reiche Erzschätze vorhanden. Es genügt, die Namen Marokko und Kaukasus zu nennen. Auch in diesen Gegenden hat einst deutscher Fleiß gesäet, deutsche Arbeit befruchtet, und viel davon haben Neid und Haß unserer Feinde wieder zertreten. Was uns geblieben ist, ist das Vertrauen der Völker, die von den deutschen Kulturpionieren nie als Ausbeutungsobjekt betrachtet wurden. Auch auf diesem Boden kann der deutschen Wirtschaft einst eine ungeheure Aufgabe erwachsen, darf die deutsche Eisenindustrie große Ziele erblicken. Es ist in der Gegenwart ungeheuer schwer, auf diesem Felde bestimmte Ziele oder Forderungen zu nennen, nur eins darf man mit aller Bestimmtheit sagen: der festeste Grund der Wohlfahrt, der Stärke und Sicherheit eines Volkes ist nicht das Gold, es ist der Urstoff der Werkzeuge des Krieges wie des Friedens, es ist das Eisen. Daß seine Adern uns und unseren Bundesgenossen in Zukunft reichlich fließen, das soll und muß eine der Hauptsorgen beim Friedensschlusse sein.



Nach dem Abzug der Russen: Stilleben auf dem östlichen Kriegsschauplatz.



Schattenbilder aus großer Zeit.

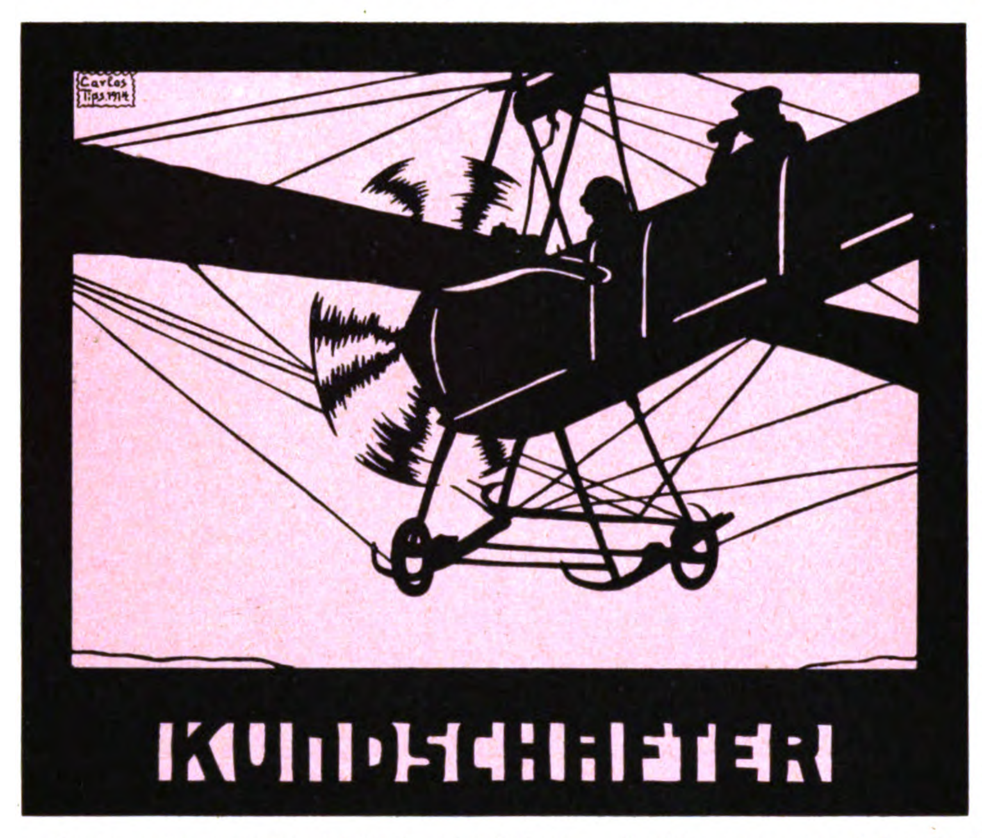
Von Hans Marshall.

Mit sieben Abbildungen nach Silhouetten von Carlos Tips.

Der Maler, Kupferstecher und Kunstschriftsteller Joachim v. Sandrart (1606—1688) weiß in seiner 86 Jahre nach seinem Tode in Nürnberg erschienenen „Teutschen Akademie der Bau-, Bildhauer- und Malerkunst" einige Legenden über den Ursprung der Malerei zu erzählen, die die Kunst, den Menschen nachzuzeichnen, auf die einfache Art zurückführen, den vom Lichte der Sonne oder einer Lampe auf eine Wand geworfenen Schlagschatten mit kräftigen Linien zu umreißen. Nach Plinius soll der Lydier Gyges in Ägypten als Erster den eigenen Schatten beim Scheine eines Feuers nachgezeichnet haben. Quintilian läßt vier Bewerber, den Ägypter Philokles, die Korinther Kleanth und Ardikes und den Sikyonier Telephantes sich in den Ruhm teilen, die Erfinder der Zeichenkunst und die ersten Porträtisten gewesen zu sein. Den Vorzug poetischen Reizes hat endlich die Sage, nach der die erste Anregung zur schlichten Betätigung des Kunsttriebes eines Mädchens Liebe gegeben hat. Dibutade, eines Töpfers Tochter, heißt es, habe beim Abschied von ihrem in den Krieg ziehenden Geliebten dessen Schatten, den der Schein einer Laterne scharf auf die Wand warf, mit Kohle umrandet und so die Gestalt des Scheidenden in ihrem flüchtigsten Abbilde für das sehnende Herz festgehalten. Hoffentlich brauchte sich Dibutade nicht dauernd mit dem Schatten ihres Verlobten zu begnügen. Mit gutem Bedachte hat die Dichtung die Herstellung der ersten Zeichnung in die zarte Hand einer verliebten Töpferstochter gelegt. Der Vater mag Gefallen an dem neuen Wandschmuck seines Heims gefunden und ihn auf seine Töpfe übertragen haben. Wo sonst auch konnte das Schattenspiel der griechischen Vasenmalerei seinen Schmuckreigen beginnen, als in des Töpfers Werkstatt?

Vasen gehen in Scherben; aber die Art ihres Schmuckes lebt losgelöst vom Gegenstande der Verzierung wieder auf in einer leichten Kunstübung des 18. Jahrhunderts, die jedoch den Schattenriß nicht mehr mit dem Stift oder Pinsel nachzeichnet, sondern aus schwarzem Papier mit der Schere ausschneidet. Auf hellen Grund geklebt, gewinnen die schnell entstandenen Gebilde wirkungsvolles Leben. Durch Übung konnte es auch der kunstliebende Laie bald zu einiger Fertigkeit in dieser Scherentätigkeit bringen. Außerdem beanspruchte die neuentdeckte Kunst nur geringe Mittel und war darum so wenig kostspielig, daß sie schnell volkstümlich wurde. Der Witz der Zeit schrieb ihre Entdeckung oder Wiederentdeckung nicht der Liebe eines Mädchens zu, sondern der Knauserei des französischen Finanzministers Etienne de Silhouette (1709 bis 1767), der durch die Förderung einer so anspruchslosen Kunst auf wohlfeile Art zu dem Rufe eines Mäzens gekommen ist. Ihm zu Ehren wurden auch die ausgeschnittenen Schattenbilder Silhouetten genannt. Bald füllten sie die Stammbücher mit Sinnbildern der Liebe und Freundschaft, Bildnissen und mancherlei Phantasiegestalten in zierlichem Rankenwerk. Sie eroberten sich das wertvolle Porzellan und schmückten Tassen, Teller und Dosen. Der gelehrte Gothaer Theolog Johann Friedrich v. Anthing hielt es nicht unter seiner Würde, als gefeierter Scherenkünstler in den Jahren 1783—1800 durch die Lande zu ziehen. Seiner Geschicklichkeit huldigte selbst Goethe mit dem Stammbuchverse:

Es mag ganz artig sein, wenn Gleich' und Gleiche
In Proserpinens Park spazieren gehn.
Doch besser scheint es mir, im Schattenreiche
Herrn Anthings sich hier oben wiedersehn.

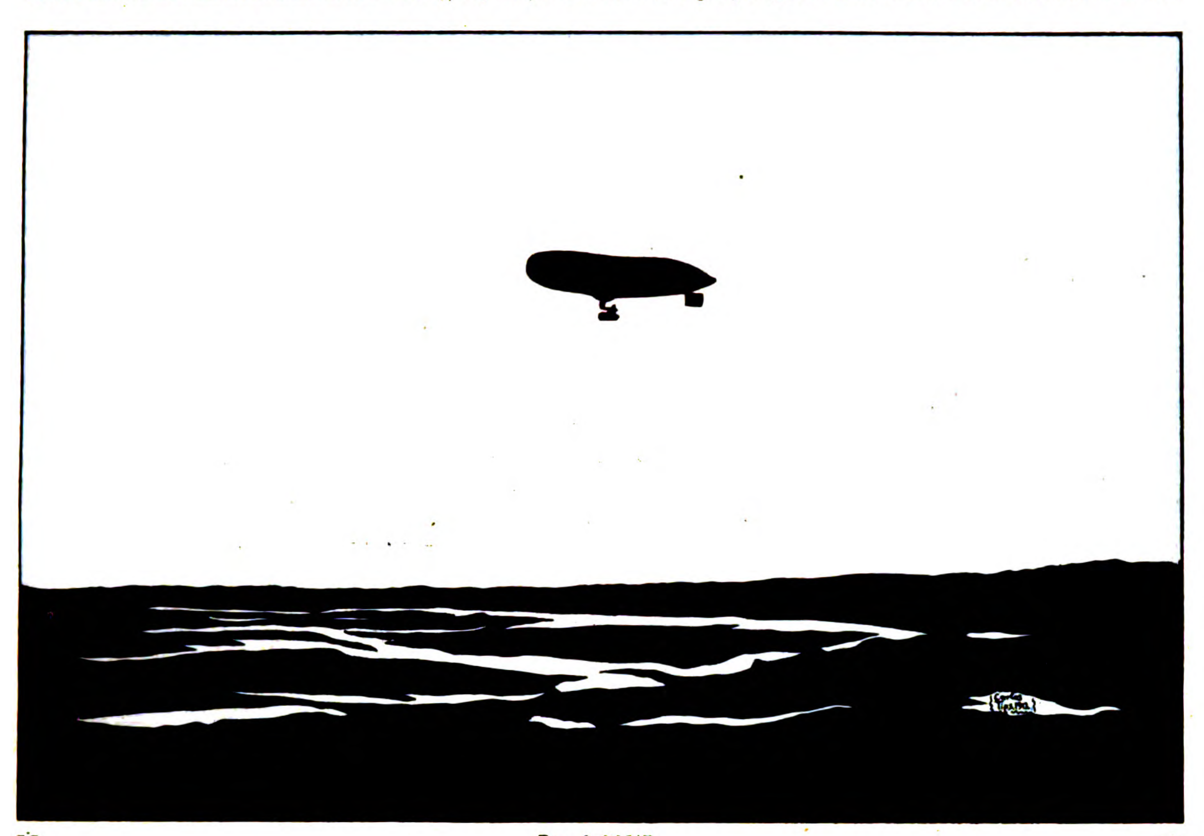


Immer weiter verbreitete sich die Kunst des Schattenbildes, immer üppiger schoß sie in Blüte, ohne an Gehalt zu gewinnen. Was alle Warnungen Einsichtiger vor Überschätzung der „traurigen halben Wirklichkeitserscheinungen" nicht vermochten, das erreichte mit einem Schlage die Erfindung Daguerres. Das Lichtbild machte schließlich dem Schattenbilde den Garaus. Nur noch auf Jahrmärkten fristete es ein kümmerliches Dasein. Was da an Bildnissen zusammengeschnitten wurde, rechtfertigte die bittere Klage angesichts solcher Abbilder des Lebens:

Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Vom Porträt hatte sich die Muse, die das Werkzeug der Parze handhabt, abgewandt, in freien Phantasiegebilden aber trieb sie ihr Schattenspiel lustig weiter. Tüchtige Künstler schnitten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts anmutige Gestalten aus für Bilderbücher oder zu den Meisterwerken der Dichtung. Karl Fröhlich gab 1859 sein „Fröhliches A B C-Buch" heraus. In einer Nachschrift zu seinem Büchlein betonte er als besondere Eigentümlichkeit der Silhouette, daß sie durch ihre Unfertigkeit die Phantasie der Beschauer anrege. „Viele behalten bei der Schau solcher Bilder etwas Eigenes zu tun übrig. Die angeregte Phantasie gibt nicht allein solchen bildlichen Darstellungen die ihnen mangelnde Farbe, sie läßt auch in den Gestalten und Gruppen häufig mehr erblicken, als darin bei ihrer Skizzenhaftigkeit auszudrücken möglich ist. Mit einem Wort, sie macht das Bild fertiger." Franz Pocci gab in seinem Büchlein für Kinder „Was du willst" ein „neues Schattenspiel" zum besten. Paul Konewka (1840 bis 1871) wagte sich



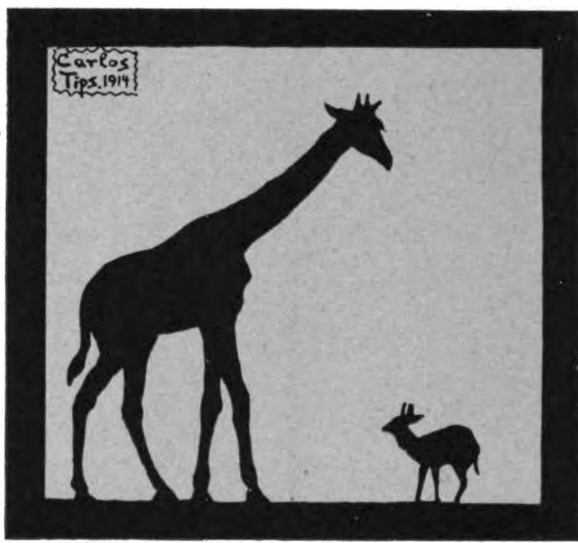


Das Luftschiff.

als Ausschneidekünstler an Goethes „Faust“ und fand in zierlichen Schöpfungen der Schere den in seiner Körperlosigkeit geeignetsten Bildausdruck für das Elfenmärchen des Shakespeareschen „Sommernachtstraumes“. Diesen Schattenbildkünstlern folgten Karl Wilhelm Diefenbach (1851—1912) und Fidus mit dem lieblich keuschen Friese „Per aspera ad astra“ und Böhler mit seinen launigen Musikerkarikaturen. In neuester Zeit wurde die Technik der Silhouette noch verfeinert und ihre Darstellungsmöglichkeit über Fröhlichs „Unfertigkeit“ hinaus erweitert bis zur malerischen Raumwirkung, ohne daß darum Mittel herangezogen werden, die mit der eigentlichen Ausschneidekunst nichts mehr zu tun haben. Der Königsberger Graphiker Heinrich Wolff brach als Meister die althergebrachte Form und gab dem Schattenbilde das Maß von Freiheit und Leben, das sich bei strenger Beobachtung der Schneidetechnik überhaupt erzielen läßt. Un-



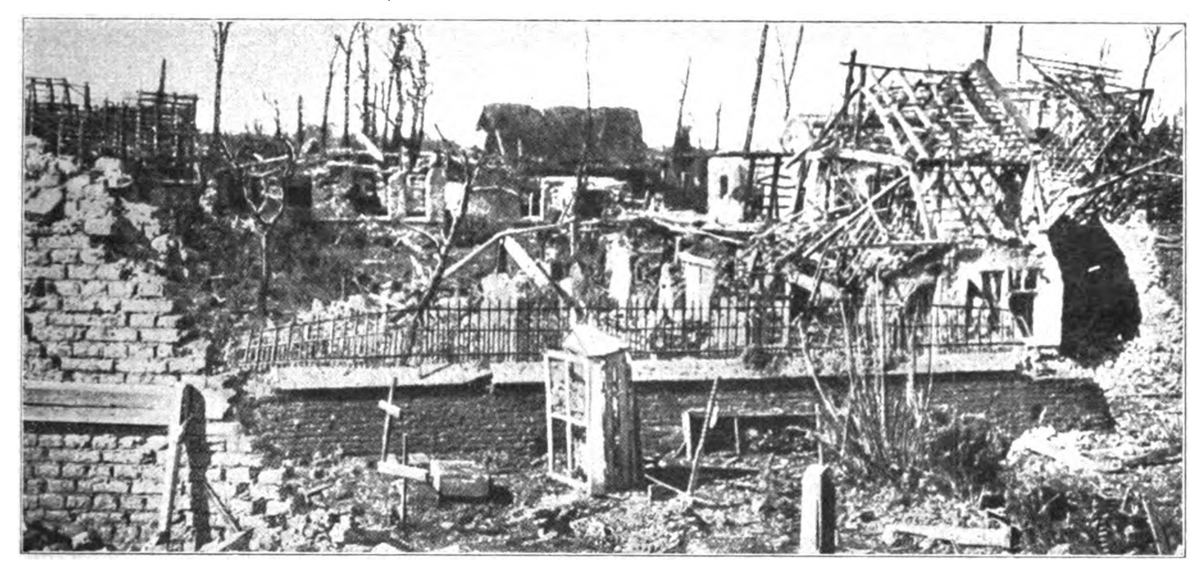
Flucht.



Größenverhältnisse.

abhängig von ihm erreicht ein junger Künstler, Carlos Tips, mit denselben Mitteln wie die älteren Meister des reinen, an die Fläche gebannten Schattenbildes, perspektivische Wirkungen, die nicht nur Schatten als Körper im Raume erscheinen lassen, sondern das Bild auch in vordem ungeahnter Weise mit dem Reize landschaftlicher Stimmung bereichern. Ganz im alten, strengen Stile gehalten sind noch Tips' Scherze „Größenverhältnisse" und „Flucht". Möchte man nicht unter die köstliche Darstellung der Kopflosigkeit durch die in jäher Flucht weit auseinander gespreizten Beine eines mit dem Oberkörper schon unterm Bildrahmen verschwundenen Mannes herzlich lachend die Worte Ciceros schreiben: „Excessit, efugit, evasit, erupit"? Freier wird der Stil und bleibt doch der der Silhouette in seiner Gebundenheit durch Material und Technik in den ausgeschnittenen Blättern, mit denen Tips der Stimmung unserer großen Zeit kräftigen Ausdruck, mit denen er wirklich ein „multum" gibt. Hier zeigt sich in der Beschränkung der Meister. Eine Wucht, die ins Monumentale emporstrebt, ist mit dem geringsten Maße von Mitteln gegeben in der Kriegsvignette „Gott mit uns". Kampfbereit mit dem Flammenschwerte steht als Hüter vor dem Eisernen Kreuze der Erzengel Michael. Schild und Panzer sind als schwarze Flächen geblieben, sonst nur die Hauptlinien des Gesichts, der Rüstung und Flügel, so daß die Gestalt sich weiß abhebt von dem schwarzen Kreuze, kein Schatten mehr, sondern der mit festen Strichen gezeichnete Körper eines gewappneten Recken. Fast scheint es, als wäre der Erzengel mit dem Pinsel hingemalt, und doch hat ihn die Schere aus schwarzem Papier ausgeschnitten, nur blieb unter ihrem Schnitte bloß ein Gitterwerk von Linien, das die Gestalt zusammenhält wie die Bleifassung die einzelnen Glasstücke eines Kirchenfensters. Das Weiß des Papiers, bei älteren Silhouetten nur der Grund, von dem die schwarzen Schatten sich abheben, ist in die Formensprache des Bildes selbst mit aufgenommen worden und hat Leben gewonnen. Strahlen lassen die runde Fläche über der starken wagerechten, die den Horizont betont, als Sonne erscheinen. Davor über der schwarzen Basis mit der Inschrift liegt weißes Feld, auf dem nach rechts und links in dichten Massen Kriegerscharen, Fußvolk und Reiter, in den Kampf gen Westen und Osten stürmen. Man möchte das Bild im Giebel eines nationalen Heiligtums sehen, und an Goethes Worte, mit denen der Dichter die Schlußdekoration für sein Drama „Epimenides' Erwachen" vorschreibt, denkt wohl mancher Beschauer: „Was das tempelartige Gebäude betrifft, so wünschte ich, daß das schwarze Eiserne Kreuz mit der hellen Einfassung im Giebel, in einem transparenten Felde erschiene." Tiefe Raumwirkung erzielt der Künstler auf dem Bilde „Morgenrot" durch den Gegensatz der schwarzen Tannen und der nur durch eine Diagonale nach dem sanft bewegten Horizonte zu durchschnittenen weißen Feldfläche vor dem Waldrande. Ulanen, die in Abständen auf der schrägen Linie stehen, dienen in ihrer Verjüngung als Raummaße. Nicht als Schatten wollen sie gesehen sein, sondern als Körper gegen das Licht; denn Schatten werfen keine Schatten, wie der am weitesten hinten haltende Reiter und der ihm nächste vor dem Walde. Ähnliche Musterbeispiele für des jungen Meisters ausdrucksvolle Schneidekunst sind die „Wacht" mit dem Posten, der von einer Waldhöhe aus über die Landschaft zu seinen Füßen schaut, die „Kundschafter" in dem Flugzeug mit schwirrendem Propeller und der „Zeppelin" im weiten Luftraum über dem Meere. Namentlich in der „Wacht" lebt ein volksliedhafter Stimmungsgehalt von so fesselnder Kraft, daß sich das Bild dem Gedächtnisse wie mit einer leisen Melodie tief einprägt. Durch seine Wirkung aber lehrt das Schattenbild den Künstler, daß die künstlerisch freie Gestaltung des Wesentlichen einen stärkeren Eindruck verspricht als die erschöpfende Wiedergabe der Wirklichkeit.

In allen diesen Kriegsbildern von Tips, die aus der Massenerzeugung des Tages hervorragen und gerade durch die zurückhaltende Art ihrer Teilnahme an den weltgeschichtlichen Ereignissen als Zeitbilder ihr künstlerisches Wesen als bleibenden Wert voll bewahren, strebt der bildende Drang freier Phantasie über traditionelle Gebundenheit hinaus und bricht doch nicht willkürlich mit den Gesetzen des künstlerischen Handwerks. So zeigt sich uns Carlos Tips als ein Neuerer, der eine bestimmte Kunstart bereichert und doch am guten Alten festhält; über den engen Bezirk des Schattenbildes hinaus aber strebt sein Talent höheren Aufgaben zu. Möchte nach dem Kriege, der ihn sein kraftvolles, echt deutsches „Gott mit uns" schaffen hieß, ein für das deutsche Volk ruhmreicher Frieden diesem Streben den die Erfüllung dessen im großen gewähren, was sein Schaffen im kleinen verheißt!



In den Trümmern von Neuve Chapelle. Das südwestlich von Lille gelegene kleine Dorf Neuve Chapelle war der Schauplatz schwerer Kämpfe. Hier versuchten die Engländer unter Einsetzung von 48 Bataillonen nach einer ungeheuerlichen Beschießung einen Durchbruch auf Lille. Drei deutsche Bataillone hielten heldenmütig in dem furchtbaren Granathagel, in dem 10—12 Granaten auf den laufenden Meter Schützengraben fielen, dem Ansturm der sechzehnfachen englischen Übermacht stand, bis Verstärkungen eintrafen. Den Engländern gelang schließlich die Besetzung des strategisch bedeutungslosen Dorfes Neuve Chapelle, dessen Einnahme jedoch mit so schweren Opfern erkauft wurde, daß englische Militärkritiker die Frage aufwarfen, wer hier der Sieger sei. Verloren doch die Engländer hier nach ihren eigenen Angaben mehr als 12000 Mann und 700 Offiziere. (Nach einer englischen Zeitschrift.)

In den Schrecknissen der Gnadenmutter von Lorette.

Von einem im Feld stehenden Offizier.

Wie hatte man uns um die Vorzugsstellung als Armeereserve beneidet. Da es beim erstenmal im Dezember so glatt abgegangen war und sich's auch beim zweitenmal über Februar in den März hinein so glatt anließ, glaubten wir auch zu guter Letzt selbst, daß uns die Kehrseite der Medaille erspart bliebe. Wenn nämlich erst die A. O. K.-Reserve heran mußte, dann kam es ganz gehörig.

Die Nacht brach an, die das Bataillon seinen Ehrentagen entgegenführte, und aus der Zeiten Schoße dräuen jene zwölf vollgemessenen Tage, die in der Geschichte der braven Truppe den Höhepunkt bilden sollten.

Oh, Notre Dame de Lorette — hochgelobete Jungfrau — deine Schrecken greifen noch jetzt, wo uns Tage der Ruhe gegönnt sind, mit grauen Geisterhänden in unsere Träume, und der Blutzoll, den wir dir bringen mußten, bis wir deinen Totengefilden den Rücken kehren durften, Sieger, doch todерschöpft, der bleibt in der Überlebenden Herz eingebrannt.

Hier ist die Tragödie der Gottesmutter von Lorette und ein Stück deutscher Kriegsgeschichte.

Alljährlich in den Septembertagen, wenn über den trutzigen Berg schon die ersten Nachtfröste ziehen und die Blätter der Obstbaumallee, die über die weite Hochfläche streichen, zu kräuseln und bräunen beginnen, hebt des dankbaren Volkes Wallfahrt zur Notre Dame de Lorette an, die hoch droben, dem Wind näher und den Wolken als den Hütten der Menschen, ihren altberühmten Gnadenort in Frieden hielt. Drinn

„Steht sie als im Traume
Im dämmrig-kühlen Raume
Und strecket Ährenbüschel vor".

So hat sie gelächelt Jahr um Jahr auf alle, die da kamen und ihr wächsene Herzen brachten.



Die „Häuptlingshöhle": Eingang zur Kellerwohnung eines Kompagniechefs unmittelbar hinter der vordersten Schützengrabenlinie. Im Vordergrund Leutnant Dittrich, der Sohn des Leipziger Oberbürgermeisters.

Das war! Im September 1914, im Jahre des großen Krieges, bereiteten sie ihr die letzte Wallfahrt. Die von Arras, der schönen alten Stadt, die von La Bassée und Béthune, von den Kanälen bis auf Armentières, die aus den schlotenreichen Grubendistrikten von Billy-Montigny, Liévin, Sallaumines und Courrières.

Es geht eine alte Märe: Dort oben in den Händen der Gnadenmutter von Lorette ruht Frankreichs Schicksal. Nie noch sah die Höhe der heiligsten Jungfrau fremden Eroberers Fuß auf ihrem unentweihten Boden. Und in die Seufzer um Frankreichs Nöte in diesen harten Wochen seit Kriegsbeginn

mischte es sich wie kindhaft gläubige triumphierende Erleichterung: sie werden Lorette nicht haben. Sie stießen sich vor 44 Jahren schon die harten Schädel blutig dran. Sie ahnen ja nicht, um was es auf Lorette geht. Also werden sie Frankreich nicht besitzen. Dank dir, süße Gnadenmutter!

Und da kamen sie und stürmten Lorette, Deutsche. Der Gnadenmutter Kapelle sank in Schutt und Asche. Französische Geschütze waren es, die das grausige Zerstörungswerk verrichteten. Sieben Schwerter gingen der süßen Madonna durchs Herz, daß ihre liebsten Kinder solches ihr antaten. Der Schrecken zog ein auf Notre Dame de Lorette. Weinend verließ die Jungfrau den entweihten Ort und flehte vor Gottes Thron. — Aber die Höhe ist deutsch. Bleibt deutsch, so oft auch von drüben aus den schwarzen Streifen des Waldes von Bouvigny oder aus Noulette die Scharen gallischer Jägerbataillone, frischer Regimenter vorbrachen.

Notre Dame de Lorette kann erzählen! Auch von dem deutschen Jägerbataillon, das jene braven Kameraden abzulösen kam, die in den ersten Tagen des März so wundervoll die beherrschenden Gräben auf dem Plateau gestürmt hatten. Und gehalten — aber um welchen Preis!

Autos hatten, wohl zweihundert an der Zahl — unser Bataillon und ein anderes noch in eilender Fahrt herangebracht. Kurze Rast noch in den Dörfern der ragenden, längst wieder dampfenden Fördertürme und Schutthalden. Freundlich sind die Bewohner um Courrières. Oh, sie haben es nicht vergessen, daß Deutsche es waren, die vor zehn Jahren im furchtbaren März 1905, der in den Tiefen der Kohlenschächte 1700 Bergleute begrub, Millionen Geldes erbarmungsvoll für die Witwen und Waisen von Courrières sammelten. Nur von der Lorette-Höhe darf man ihnen nicht sprechen.

Noch eine Ansprache des Kommandierenden ans Bataillon, dort oben das Letzte herzugeben, dann geht's am Bergmannsdenkmal vorbei in den grauen Abend hinein, dem dumpfen Kanonendonner entgegen, bis nach Stunden sich rechter Hand das drohende Massiv eines jachen Bergrückens schwarz und schicksalsschwer herausreckt. Das ist der Vorläufer von Lorette-Höhe, der sich jäh in ein tiefgebuchtetes, drüben steilansteigendes Tal stürzt — das gewaltige Fangloch französischer Granaten und Schrapnells.

Das nächtliche Höllenkonzert ist in vollem Gange. Es schweigt dort nie. Nie kommen dort die Bajonette vom Gewehr, denn die dunklen Fittiche der Nacht begünstigen Stoß und Gegenstoß.

Über das stumm wartende Bataillon zischt der Geschosse pfeifende Schar, der Querschläger schrill klagendes Gewirr. Weißgelbe Lichter fahlen auf, Grüße von der Höhe, die Frösteln machen, weil sie wie ein bleiches kaltes Auge tückischen Fremdwesens aufblinken. Schönes, trügerisches Violettlicht seltsamer Raketen flammt auf. Lichte, die langsam, feierlich ihre Bahn ziehen, immer seitlich, unmerklich fallend, kostbare Kunstwerke französischer Technik. Fallschirmraketen, deren enthüllendes Licht die Minenwerfer zu ihrem hinterhältigen Tun benutzen, weil es das erstarrte Meer einstmals französischer Gräben hinter Gräben enthüllt, in das sich der Deutsche verbissen hat, das er lebend nicht verläßt.

Dort hinauf sollten wir — ins Bodenlose, Ungewisse. Hilf gütiger Gott — dieser erste Anstieg in dunkler regenschwerer Nacht. Am Abhang klimmt der Weg in Schlangenwindungen tief eingeschnitten aus dem jämmerlich zerschossenen Dorf mit der machtvollen Wallfahrtskirche, deren Turmecken grinsende Höhlen zeigen. Mühsam windet sich die schweigende Schar den schlüpfrigen, kalkschlammigen Steilpfad aufwärts. Ein stetes, fast unhörbares Gehen und Kommen herrscht auf dem endlos weiten Wege zu der ach! wie nahen Steinhöhe. Einzelne Pioniere, Telephonisten, Adjutanten, Artilleristen und Füsiliere gleiten vorüber. Aus der Jägerkolonne tönt heiser geflüsterte Frage, aber zur Antwort hebt sich abwehrend nur eine Hand. Im fahlen Schein der Leuchtkugeln taucht wohl ein bleiches ernstes Gesicht auf. Wir haben's bald verstanden, diese stumm abwehrende Handbewegung, und hernach andere, die nach uns kamen, ebenso beschieden — jedes Wort wurde zu viel. Entschlossenheit verlernt zu reden.

Vor der Gnadenmutter zerschmetterter Kapellentür sitzt der Tod mit dem rinnenden Glas, und wo er den Zeitmesser zum neuen Sandablauf umkehrt, da ist ein Leben seufzerlos oder mit ersticktem Röcheln erloschen. Siebzehnmal hat der schweigsame Schicksalswender meiner Kompagnie die Sanduhr gekehrt. Wo ich einen lieben Kameraden in meiner Schar wußte, den hat er in diesen Tagen gewiß geholt, und man schämt sich fast, noch auf zwei gesunden Füßen weiter zu wandeln. Freilich für die anderen. Das hab' ich da oben gelernt: wie es schönster Trost bleibt, zu wissen, andere brauchen dich noch. Und nie erkannt' ich's beglückender, bedrückender: im Augenblick der Gefahr sehen sie mit Augen, die sich nicht beirren lassen, eben doch nur auf ihren Offizier. Mit ihm steht und fällt schließlich die Entscheidung. Und da mag Deutschland ruhig sein. Herrliche Offiziere hat doch unser Reich.

Wie es meiner Vierten erging.

Es war meine Kompagnie, nicht mehr mein Zug, in diesen schweren Tagen von Lorette, die uns gleich in den ersten Stunden den Kompagnieführer raubten. Jetzt, wo ich dies schreibe, habe ich wieder meinen ersten Zug, der seit den Oktobertagen ein ganz anderes Gesicht erhalten hat. Das Häuflein derer, die im August auszogen, schmilzt und schmilzt. Die Kriegsfreiwilligen sind nun wichtige Glieder der Kompagnie geworden, weniger erprobt im Präsentieren als im Schießen und Horchpostenstehen. Sie lehren mit Stolz die Jüngsten, die richtigen Rekruten von 1914, die hier oben ihre Feuertaufe erhielten und nun in Ruhe weiteren feindlichen Vorstößen entgegensehen.

Die vierte Kompagnie hat in dieser ersten Nacht weiterklimmen müssen. Einen Laufgraben empor, wohl zehnmal sich um die eigene Achse windend zum Höhenrand der gewaltigen Fläche. Erste, zweite, dritte Kompagnie sind tief unten am Abhang geblieben, um in Ruhe zu gehen. Leicht gesagt: vor Granaten und Schrapnells des nimmermüden Gegners, die über den Kopf ins tiefere Tal, zu harrenden Feldküchen, in den verwüsteten Ort oder nahebei mit Sprengstücken fahren, steht fröstelnd Kompagnie hinter Kompagnie. Denn die abenteuerlichen Unterstände, so dicht sie auch auf hundert und aberhundert Meter stehen, reichen nicht für die neuen Gäste.

Droben haben sie eine kürzere Reihe von Höhlen direkt in den Berghang geschanzt, und der wütigen Granaten eiserne Schar sucht noch vergeblich in den stumpfen Winkel hineinzukommen. Dort liegen auch die Stabs- und Telephon-, die Sanitäts- und Verbandunterstände, alle ewig gefährdet, ständig umdröhnt. Und dort soll unsere Vierte zur Ruhe übergehen. Noch sind die Kompagnieführer nicht zurück von ihrem schweren Erkundungsgang mit dem eigenen und dem ablösenden Bataillonsführer.

Den Kompagnieführer habe ich erst wiedergesehen, als er, am Mittag von einem Grenadiersanitäter mehr getragen als geführt, mit zerschmettertem Ellenbogen mir begegnete und mir das Kommando über die Kompagnie übergab. Nur sechs Stunden später — aber Ewigkeiten





Sturmangriff.

Nach einer Zeichnung von Wera v. Bartels.



schienen dazwischen zu liegen: die Schrecken eines zweimaligen Geschützfeuers, auf das unsere Batterien in aller Selbstbeherrschung zumeist mit Schweigen antworteten.

Von Ruhe war natürlich in dieser Morgenfrühe keine Rede. Bis zum anderen Vormittag.

Bis es Tag wurde, ließ sich alles so ungewiß an. Es hieß, vorne hätten die Franzosen mit frischen Kräften die ihnen entrissenen Gräben zurückerobert, nachdem tags zuvor mit kurzen Pausen über hundert französische Geschütze von der Front der rechten und linken Flanke mit zehntausend Schüssen amerikanischer Munition den Würger Tod in die Reihen der Stürmer getragen hatten, so daß der Franzmann in die fast eingeebneten Gräben, unter denen die Verteidiger begraben lagen, einen leichten Einzug hatte. Nun kam für uns zunächst alles darauf an, wenigstens den Höhenrand besetzt zu halten und einen etwa vordringenden Feind blutig abzuweisen, ihm, wenn möglich, nachzustoßen.

So lagen wir, granatenübersät, von der sechsten Morgenstunde an, und der feurige Tod flog in unsere Reihen. Ich blieb auch als Kompagnieführer in meinem Zug. Da hörte ich wohl manch junges Blut aufstöhnen und beten. Es rührt den hartgewordenen Feldsoldaten noch immer, und mit zärtlichem oder komisch-derben Zuspruch half der Aktiven kleines Häuflein der jungen Seele über die ersten Schrecken hinweg. Wenn dann freilich eine Granate, deren feurige Lohe für Augenblicke blendet und deren Explosion das Trommelfell schier spaltet, den langbewährten Burschen von der Seite reißt, so daß er den Steilhang hinabkollert — und man merkt es erst, als die plötzlich klaffende Lücke den treuen Knappen umsonst wieder erwartet — wenn man dann am Nachmittag, als man nach Bleistift und Meldekarte greift, dessen Gehirn auf der Kartentasche findet, dann kann man ein Schaudern nicht unterdrücken.

Endlich scheint die Hauptgefahr beseitigt, die müden Jäger sind in die Höhenrandhöhlen gekrochen und haben sich eben etwas niedergelegt, als aufs neue der Bataillonsbefehl die Wiederbesetzung des Höhensteilhanges heischt. Nun, wo des Feindes vorzügliche Beobachter bei vollem Tageslicht von einem seitlich überragenden Schloßturm, an dessen alten Quadern die deutschen Haubitzen und Mörser sich vergeblich versuchten, das Gelände wie eine aufgerollte Karte anschauen können, hebt die zweite, ärgere Beschießung an. Haarscharf sausen die Geschosse über unseren Höhenrand. Wehe dem Kopf, der auch nur um Fußbreite sich darüber höbe. Das geht so stundenlang, und die Jäger liegen derweil mit Eifer dem Maulwurfs- und Mäusefang vom Fleck aus ob. Denn der Hang ist mit Erdhaufen übersät und von Laufgräben der Wühlmäuse durchsetzt.

Bis am Mittag die Gnadenpause kommt. Da wird die Kompagnie rechts gezogen. Durch Gänge, die keine Gänge mehr sind, sondern zerfetztes Erdreich mit Holz- und Ausrüstungsteilen. Hände krampfen sich aus dem Boden, glasige Augen blinken und nägelbeschlagene Schuhe dräuen. Hier ist ein Volltreffer in einen Gefangenentrupp gefahren. Fünf deutsche Landwehrmänner mußten auch mit dran glauben. Der französische Offizier, den sie mit einbrachten, sagte: „Pour moi la guerre est finie." Er fand Wunscherfüllung von la Frances mütterlicher Hand.

Und nun hocken die Züge gestaffelt in zwei Gräben. Links vorn liegen noch Franzosen. In einem dritten Graben ganz vorn zwei zerschmolzene Kompagnien jenes Sturmregiments! Rechts und links und hinten links sind die Franzosen wieder eingedrungen. Nun sitzen die Füsiliere vorn eingeklemmt, können nicht abgelöst werden und warten doch so sehnlich auf Entsatz.

Da wissen wir, in einem Tag oder zweien wird der Befehl kommen: Kompagnie stürmt. Und meine Jäger befehlen ihre Seele Gott. Um 4 Uhr hebt wie aus einem Hydrenschlund mit hundert Köpfen ein Geschützfeuer an, wie es die Kompagnie in ihren sieben Feldzugsmonaten noch nicht gehört hat. Immer weg über die Gräben, ohrenzerreißend. „Sie wollen angreifen", geht es durch die Reihen. Eine grimmige Entschlossenheit arbeitet sich stählern auf manchen Gesichtern heraus.

Mitten in all dem wilden Orkan schiebt sich die überlange Gestalt eines Garde-Pionierleutnants durch den engen Laufgraben auf den Kompagnieführer zu. „Ich greife in einer halben Stunde an mit einem Zug handgranatenwerfender Grenadiere. Bitte mit Kompagnie sofort nachstoßen, besetzen und mit Feuer flankierend unterstützen."

Also feindlicher Angriff vereitelt durch Gegenangriff. Deutsche Art.

Als das wahnwitzige Feuer so plötzlich verstummt, wie es begann, als drüben wie ein unruhiges Ährenfeld ein Gewirr von Bajonettspitzen auf und nieder wogt, schwingen sich plötzlich lange Kerls aus den Gräben, das dumpfe „Plong" krepierender Handgranaten dröhnt, das Schnellfeuer unterstützender Jägergruppen knattert ... und eine Viertelstunde später sind fast 300 m des französischen Grabens linker Hand in unserem Besitz, die beiden eingeschlossenen Kompagnien ganz vorn sind wenigstens vor Rückenfeuer sicher. Freilich ganz genommen ist unser Graben noch nicht. Er zieht sich wie eine Lassoschlinge zum vordersten feindlichen Graben, und hinter zwei Barrikaden des französischen Erdwerkes liegen nun die Schützen und feuern durch Sandsackschlitze ununterbrochen bei halbstündiger Gruppenablösung, Tag und Nacht. Der Rest der Kompagnie schanzt sich heiß, um die bisherige Granatenrückwand zur eigenen Feuerfront zu verstärken und einzurichten.

Vor dem jämmerlichen Führerunterstand ist ein Jäger mit Kopfschuß zusammengebrochen. Als der Abend dämmert und die Mannschaft fröstelnd am Gewehr hockt, kommen die ersten Bomben von links vorwärts geflogen. Und der arme Tote fliegt unter solchem Teufelsgeschoß, das auf ihm krepierte, in alle Winde — auch in meinen Unterstand mit Haut und Haaren . . . und ich schlief traumlos darin.

Vorn und am linken Flügel aber gibt der Feind nicht Frieden, und an der Barrikade, wo Grenadiere und Jäger treu vereint wachen, knallt es unabläßig. Nach Mitternacht werden wir beiden Kompagnieführer nach rückwärts zum Stabe befohlen ... und in langer Besprechung wird der Angriffsplan für die Morgendämmerung festgelegt.

Mein erster Angriff. In all diesen Monaten hatte ich ihn mit Ungeduld erwartet, und wieder nicht gewünscht um der harten Opfer willen, die er kosten muß. Jetzt, wo ich zu meiner Kompagnie den Befehl zurückbringe: „Wir stürmen 6.30 den Rest des linken und den Laufgraben zum französischen Hauptgraben!" ist von dem fiebernden Klopfen der Pulse nichts mehr zu spüren. Eine fast wunschlose Heiterkeit hat alle die widersprechenden Empfindungen beschwichtigt. Morgenrot, Morgenrot —

Zwei Stunden noch, fröstelnd verbracht unter toten Franzosen auf dem linken Flügel in einem Erdloch neben der Barrikade, in das die abgelösten Posten für kurze Minuten kriechen. Als einer der Ersten will ich früh durch die gesprengte Barrikade mit vorstürzen. Bald meldet sich der führende Pionier zur Stelle, die Führer der nachfolgenden drei Sturmgruppen, erlesene Jäger, die nötigenfalls mit ihrem Feuer die wehrlosen handgranaten-



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Sächsische Jägergräber dicht hinter der Feuerlinie. Die vier Gefallenen wurden durch eine Granate getötet, die einen Unterstand durchschlagen hatte.

werfenden Pioniere zu decken haben ... und dann weist der Zeiger auf 6.30. Drüben, wo die Nachbarkompagnie rechts zu „säubern" hat, tönt schon das erste „Plong" platzender Handgranaten ... wir aber können nicht vorwärts, ein breiter spanischer Reiter vor unserer Barrikade, von dem die Pioniere nichts gewußt haben, hemmt uns. Der Pionier, der kurz entschlossen übersteigt und mit der Drahtschere arbeitet, kehrt stöhnend mit ausgeschossenem Auge zurück — aber von hinten drängt es nach, ich helfe mit, die vorderen über die Barrikade zu heben. Bahn frei! Wie im Fieber voran! Links die Pistole, rechts einen großen Spaten, wehrhafter als der leichte, überall hindernde Säbel. Meine Gruppen brüllend hinterdrein — Schüsse — Wehklagen, erste Tote ...

Bald ziehen im flammenden Frührot lange Scharen gefangener Franzosen, grauköpfige und ganz junge, teilweise mit nackten Füßen, talwärts. Wir aber sehen uns plötzlich im französischen Hauptgraben, sehen uns an der Arbeit, die Telephonzentrale des Feindes zu zerstören, Maschinengewehre und Minenwerfer abzutransportieren, Bomben zu sammeln und die Grabenfront zu umschanzen. Stürmende Lust leuchtet aus aller Augen. Man möchte noch weiter vorwärts, die Leute drängen, können's nicht verstehen — und doch: die höhere Pflicht des Gehorsams hebt an, und derselbe Führer, der unter seinen Leuten anfeuernd mitstürmte, der hat sie nun nötigenfalls mit scharfem Nachdruck vom Übereifer zurückzuhalten.

Drei Tage noch haben wir 20 m einem wütend und sinnlos schießenden Feind gegenüber, der kein größeres Grauen kennt als deutsche Handgranaten und Bajonette, kaltblütig die Stirn geboten. Ohne einen Löffel warmen Essens, ohne Stroh in den feuchten Erdlöchern, früh und abends im grauen Nebel ... von hundert und mehr Minen umflogen, die viel treues Jägerblut heischten.

Und da flogen aus dem kleinen Kompagnieführer-Unterstand schon die ersten aufrichtig teilnehmenden Totenbriefe in die Städte und Dörfer, wo Eltern und Frau ängstlich auf die länger ausbleibenden Nachrichten vom Wohlergehen eines geliebten Kämpfers harren und nun ach wie bald ihren Brief, den letzten Feldbrief erhalten werden.

Aber in all die schmerzlichen Empfindungen greift die Gegenwart mit harter Hand. Da kommen neue Hiobsposten von den Gruppen: Gewehre zerschossen, Barrikaden durch Minen zerstört — und da braucht's des Kompagnieführers, der antreibt, beschwichtigt, seine Befehlsholer zum Stabe schickt, meist mit der Bitte um Artilleriehilfe. Und wie sie uns helfen, unsere schweren und leichten Batterien.

Wir haben ihnen Volltreffer von Mörsern und Haubitzen in ihre letzten Minenwerfer, in ihre neue Telephonzentrale gehetzt, sie mit Handgranaten gequält, bis sie 20 m rückwärts einen ihrer zahllosen Reservegräben zum Hauptgraben ausbauten ... aber auch wir waren am Ende unserer Kraft. Keine rechte Freude wollte in Mann und Offizier aufkommen, als es durch Stunden über zerschossene Laufgräben, durch enge Minengänge talabwärts ging. Und manche Faust reckte sich drunten im zerschossenen Wallfahrtsdorf beim Abmarsch drohend wider die Höhe der Muttergottes, über der wieder kalte weiße Leuchtkugeln und tückische violette Raketen spielten. Wie der Moloch zu Babel, nicht wie der gütigen Heilandsmutter Bannstätte dünkte uns das Gefild. Opfer um Opfer schlingt es, gierig, unersättlich, tückisch, doch: wir halten Lorette. Viel wäre mit seiner Preisgabe für uns verloren.



Bundesbrüder! Titelblatt einer weitverbreiteten englischen Kriegszeitschrift.

Engländer über England.

Wie es weißen Männern möglich ist, mit schwarzen Mordbrennern gemeinschaftliche Sache zu machen, mit Barbaren, die Krieg führen wie wilde Bestien und nicht wie Menschen, kann ich nicht begreifen. Keine Züchtigung scheint mir groß genug für so niederträchtige Verräter ihres eigenen Blutes.

Ein englischer Offizier, der den indischen Aufstand 1857 erlebte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß wir Engländer vielfach, und besonders Fremden gegenüber, das rüpelhafteste Volk sind, das es gibt.

Daniel Defoe
(„The true-born Englishman", 2. Aug. 1703).

Noch gestern hätte England die ganze Welt bestanden, und heute ist kein Staat so gering, der ihm nicht die Achtung verweigern könnte! ... Meine Lords, wer ist der Mann, der es gewagt hat, zu dem Unheil des Krieges noch die Schande hinzuzufügen und gutzuheißen, daß wir unseren Waffen den Tomahawk und das Skalpiermesser der Wilden zugesellen, daß wir die wilden und entmenschten Bewohner der Wälder in ein Bündnis zivilisierter Nationen aufnehmen — den erbarmungslosen Indianer zur Verteidigung strittiger Rechte aussenden, damit er die Greuel dieses barbarischen Krieges gegen unsere Mitbrüder trage? Diese Ungeheuerlichkeit schreit laut nach Strafe und Sühne!... Ich weiß nicht, was jener Lord für eine Idee von Gott und der Natur hat; aber das weiß ich, daß solche abscheulichen Grundsätze auf gleiche Weise der Religion und der Menschlichkeit widersprechen. Wie? Den Metzeleien des indianischen Skalpiermessers, dem kannibalischen Wilden will man die geheiligte Zustimmung Gottes und der Natur zuschreiben? . . . Meine Herren! Ich bin alt und schwach und kann für jetzt nicht weitersprechen; meine Gefühle und mein Unwille waren jedoch zu groß, als daß ich schweigen konnte. Es wäre mir unmöglich gewesen, nachts in meinem Bette zu schlafen oder den Kopf auf mein Kissen zu legen, wenn ich nicht für alle Zeiten meinen Abscheu vor solchen Grundsätzen der schändlichsten Art zuvor ausgesprochen hätte.

Pitt (Lord Chatam am 20. Nov. 1777).

Unser ganzes Verfahren gegen andere Nationen ... ist schamlos in hohem Grade. Gereichen die Regeln des Völkerrechts zu unseren Gunsten, so dringen wir auf Vollzug; sind sie es nicht, so lassen wir sie ungestraft übertreten. Die Geschichte des Seerechts, des See-Unrechts, steht da als unvertilgbares Zeugnis der grenzenlosen Selbst- und Habsucht des englischen Volkes und seiner Regierung. Lord Derby (1857).

Ich sage euch kühn und freimütig, daß wir Engländer innerhalb der letzten zehn Jahre unsere Sporen als eine ritterliche Nation verloren haben; wo wir nicht hätten kämpfen sollen, haben wir gekämpft, um Gewinns willen; wo wir nicht unbeteiligt hätten bleiben sollen, haben wir müßig zugesehen, aus Furcht.

(The Crown of Wild Olive, 1866 — 69.)

Der Engländer bekennt heute nicht mehr: „Ich glaube an Gott den allmächtigen Vater, Schöpfer Himmels und der Erden", sondern: „Ich glaube an Vater Dollar, den alles bewirkenden."

John Ruskin (1868).

Wir kämpfen gegen das wissenschaftlichste, unternehmendste und fortschrittlichste Volk in Europa. Um diese Nation zu besiegen, haben wir uns mit dem scheußlichsten, widerwärtigsten und grausamsten Despotismus der modernen Zeiten verbündet und suchen so Europa mit einer Horde von Barbaren zu überrennen. Wir stellen uns auch als Beschützer der kleinen Nationen hin, als Beschützer ihrer Unabhängigkeit, Unverletzlichkeit und Rechte.

Rev. H. T. Dixon („The Labour Leader").

Mit Genehmigung des Verlags Gustav Zehrfeld entnommen aus dem in diesem Heft besprochenen Buch „Britenspiegel".

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XVII. Die Eroberung von Oesterreich.

Die Eroberung von Österreich hat jener erste, blutjunge Kriegsfreiwillige in Angriff genommen, der in den Mobilisierungstagen über den Graben in Wien ging. Der neunzehnjährige Goliath aus der Berliner Ackerstraße trug seine nagelneue, feldgraue Bluse über den Korso unserer süßen, kleinen Mädchen und jener (damals) noch so fabelhaft tiptopen, echt-englisch konfektionierten Jünglinge, die der Herrgott eigens zum Spazierengehen auf der Ringstraße erschaffen zu haben schien. Wir haben damals vom Krieg noch nicht viel mehr gewußt, als daß jetzt eine gute Zeit für Extraausgaben und Händler in Fahnentuchen anbrechen wird, und der Berliner Junge, der seine Kommißstiebel über unseren Asphalt spazieren führte, verdrehte mit den Apfelbacken und der märkischen Stupsnase seiner wundervollen neunzehn Jahre unseren Schönen die Köpfe, daß es nur eine Art hatte. Seither haben wir ja ganze Armeen von Schulzes, Lehmanns und Pieseckes hier zu Gast gehabt, und was der Mann aus der Ackerstraße traf, ist seinen abertausend Brüdern aus allen Gauen Deutschlands nicht schwerer geworden: die Eroberung von Österreich. Die Einnahme unseres österreichischen Herzens.

Vor Lüttich donnerten die Mörser von Krupp und in Polen, in den Karpathen, in flandrischen Schützengräben fechten Deutsche und Österreicher, Bayern und Ungarn, Kroat und Slowak und preußische Kürassiere längst nicht mehr „Schulter an Schulter", sondern Herz an Herz. Wo in den Straßen und Gärten Wiens ein Trupp dieser braven, blonden, so beängstigend breitschulterigen Burschen aus dem Reich sichtbar wird, gibt es eine kleine Verkehrsstörung. Der Fiakerstandplatz wird zum Verbrüderungsfestplatz, in der Tramway tauscht man Hochgefühle aus, in den Prater wird die neue Freundschaft spazierengeführt und beim Heurigen in Nußdorf oder Sievering mit dem Wein unserer Rebenberge begossen.

Mein Gott, heute darf man es ja sagen: es ist nicht immer so gewesen. Der Bruder aus den Spreebezirken stellte sich unsere österreichische Welt wie ein Sonntagsringelspiel vor, und unsere Gemütlichkeit hinwieder riß aus, wenn „der Preiß'" kam, um uns in Gestalt eines betriebsamen Feigenkaffeereisenden nachsichtig auf die Schulter zu klopfen. Es erging uns allen, wie das bei Nachbarn ja mitunter vorkommen soll — wir wohnten Tür an Tür und kannten uns nur von Vorurteilen. Bis der Krieg kam, um uns die Köpfe zu waschen. Nun heißt unsere große Liebe: Deutschland. Und seit in den Frühlingsalleen von Schönbrunn riesenhafte pommersche Landwehrmänner mit unseren Edelknaben von Hoch und Spleni Hand in Hand wie Verliebte die Wunden verschmerzen, die ihnen der Krieg im Karpathenwald schlug — seither sind wir des unfrohen, schmerzlich argwöhnischen Gefühls ledig, das jeder Österreicher kannte und an dem unsere Besten litten, wie nur Österreicher leiden können: das Gefühl, im Schatten zu stehen ...

Klio wird nachgerade um Griffel und Tafeln verlegen sein, Deutschlands Heldentaten für Kinder und Enkel aufzuzeichnen. Seine Waffen klingen, seine Fahnen fliegen im eroberten Land. Kriegshistoriker mögen die Beute zählen und jeden Schwertstreich wägen. Wir an der Donau aber werden unseren Kindern erzählen, wie weich die Hände sein können, die in Flandern und Polen dreschen. Freundeshände.

Dann, in einer Gefechtspause, im Verlies des galizischen Schützengrabens, finden sich diese Hände im Druck, den man ein ganzes Leben nicht mehr vergißt. Tschechen, Ungarn, Kroaten, Steirer, Deutsche aus Siebenbürgen, Italiener aus dem Trentino, Schlesier und Niederösterreicher werden in der Heimat erzählen, wie Österreich erobert wurde.

Wie es mit dem deutschen Herzen erobert wurde ...

Das Seltsamste und das Erhebendste in diesem Winterkrieg: deutsche Regimenter und Ersatzmannschaften gesehen zu haben, die vom Westen in die Karpathen geworfen wurden. Da gab es kaum einen von zehn, der seinen Fuß je in solche Urwälder gesetzt hatte. In den ungarischen Kleinstädten hinter der Front setzte sie der Eisenbahnzug ab und hier, unter Freunden, ist mancher am ersten Tag wahrscheinlich so fremd und einsam gewesen wie nie in Belgien der Franktireure, nie in Frankreich, nie an den Sümpfen Masurens. Der Bergbauer, den der pommersche Bursch anredet, gibt Antwort, aus der noch kein Pommer klug geworden ist. Gewiß, das verwitterte Gesicht unter der schwarzstarrenden Mähne strahlt Freundschaft und Zuvorkommenheit, mit Auge, Finger und Händen beginnt die Unterhaltung, schließlich erhascht der blauäugige Junge ja wohl auch ein paar der allernotwendigsten ruthenischen oder rumänischen Brocken und drückt dankbar die Hand des Freundes, der ihm seltsamer vorkommen mag als der Mann im Mond. Aber schon im nächsten Laden versagt die mühevoll erworbene Wissenschaft. Denn hinter der „Budel" verkauft ein Magyar von reinstem Blut und Feuer die ärarischen Sportzigaretten.

Übrigens hat es da einen Vermittler gegeben, dem der Krieg zu einem unverhofften Ansehen verhalf: den Juden. An Juden ist dort ja natürlich kein Mangel, und ihre Kaftane sind es gewesen, an denen sich der einbrechende Russe seine schmutzigsten Finger abwischte. Mit einer gesegneten Konstitution kommt man auch über dergleichen hinweg, und manchen Mann mit dem alttestamentarischen Urväterbart hat ein „heller Jung'" aus Stettin oder Königsberg getröstet. Im Komitate Ung, im Maramaros, im kleinen ungarischen Grenzstädtchen Bartfeld sind sie die besten Freunde geworden, die feldgrauen Helfer vom Rhein und Main und Neckar und der Weichsel, und diese Alten und Jungen, die wie aus einem phantastischen, aber in sanitärer Hinsicht nicht gänzlich befriedigenden Märchen ins Schneelicht eines ungarischen Wintertags gestiegen schienen. Wo sich ein langbeiniger Kürassier zeigte, hatte er bald alle Finger voll von diesen Freunden. Und weil Freundschaft bewiesen sein will, kramten sie aus geheimnisvoll weitläufigen Kaftantaschen ein Warenlager von Dingen, die man unbedingt kaufen muß. Taschenmesser und Bleistiftschützer, Schnallen und Hosenträger, Seifenblätter und Petroleumlampen und Englischpflaster und Grammophonplatten. Es wird für alle Zeiten ein ungelüftetes Geheimnis bleiben, was solche Kostbarkeiten im Karpathenkampf von Nutzen sein können. Tatsache ist, daß kein Hosenträger und keine Mantelschnalle, keine Ansichtskarte und schon gar keine Grammophonplatte unverkauft blieb.

Hinter den niedrigen Einstockhäusern des Städtchens, in dem Israel mit Germaniens Söhnen die ersten Handelsbeziehungen anknüpfte, stieg in blauen, schneeverwehten Staffeln das fremde Gebirge in einen Himmel von Blei.

Jeder der helläugigen Jungens wußte: dort gibt es keine schwatzenden Jüdchen und keinen Verkäufer hinterm Ladentisch; nicht einmal die rauchige, dunstqualmende und über alle Beschreibung schmutzige Bauernwirtschaft, in der man ein winziges Gläschen Wodka schlemmte, wird dort zu finden sein. In normalen Wintern gibt's da oben Wölfe, deren Bellen keinen Menschen im Dorf aus dem Schlaf stört. Und die in ihr verschmiert gelbliches Ziegenfell gewickelten Ruthenen, die im Schnee die Riesenspur eines Bären gefunden haben wollen, sind wahrscheinlich keine Lügner. Fremd, wild, unbekannter Gefahren voll ist dieser schwarze Riesenforst. Seine ungeheuren Wipfel brechen zuweilen mit donnerartigem Krachen, und man weiß nicht recht, haben Soldaten den Baum gefällt, splitterte ihn ein verirrtes Geschoß entzwei, oder hat ihn bloß die Schneelast geknickt. In vereisten Furten der Gebirgsbäche wimmelt zehntausendfaches Leben hinan und herunter. Train müht sich mit schnappenden, erbarmenswürdig keuchenden Schindmähren. Bauern fluchen, brave, geduldige Landsturmleute stemmen mit den Schultern das gleitende Wagenrad. Kot und Schnee fliegen ihnen ins Gesicht, in allen seinen elenden Speichen knarrt das Rad, aber plötzlich wiehert das graumähnige, rippenstarrende Luder da vorn wie aus irgendeiner tiefsten Herzensbedrängnis gen Himmel, zieht an, die Stränge straffen sich und wieder ist eine Wegkehre hinter uns. Unbewegt starren sie zu wimmelnden Ameisenscharen hinab, und doch kommen jeden, jeden Abend auf Gebirgswegen, die Schlammwege oder Gletscherstürze sind, Karren herunter mit blutiger Last. Graue Landstürmer treiben die ruthenische Mähre zu dem letzten bißchen Eile an, die das abgemarterte Tier noch herzugeben hat. Über Stock und Stein holpern die hohen Räder, der Abendwind reißt die Zeltplache mit dem roten Kreuz von qualverkrümmten oder bewußtlos hinübergeschlafenen Gesichtern weg. Und im Vorbeirasseln des traurigen Zuges dachte jeder der seiner Stunde harrenden, blonden deutschen Jungen zuerst an den österreichischen Bruder, der hier im blutigen Stroh leidet; und dann erst an die Schlacht, die hinter jenem wie in lauter Trauerflöre gehüllten Bergrücken tobt und die auch sein zwanzigjähriges Leben holen wird, eines Tages, wenn die Trompeten blasen.

Schulter an Schulter. Das schreibt sich hin, ist ein gutes Wort, ein trostreicher Zuspruch, ach jawohl. Aber wer je die Karpathen ragen sah, grimmig zerschründet, böse steinerne Häupter im seit Jahrtausenden jagenden Bergsturm ... der wagt nicht, dem Jungen in die Augen zu sehen, der, entronnen dem fürchterlichsten Wetter, irgendwo im Frieden einer deutschen oder österreichischen Stadt seine Wunden heilen läßt.

Unter einem Ahorn, der seine grünen Blütenknöpfchen auf die beiden regnen ließ, saßen zwei wilde, verwetterte Burschen auf einer Bank in Schönbrunn. Fleckig und zerknittert die Bluse, formlos die Stiefel, das Riemenzeug von wochenlanger Nässe gerollt, und neben jedem, an die Gartenbank gelehnt, mahnte erschütternd das Marterholz, das zehntausendfach aus der dürren Erde dieses Kriegswinters sproß und nie blühen, nie die kleinste Blüte tragen wird: die Krücke.

Wie Brüder saßen die beiden, eng aneinander geschmiegt, in der warmen Sonne, und an der zärtlichen Sorgfalt, mit der jeder sein Rauchzeug behandelte, sah man, daß es geschenkte Liebeszigarren waren. Der Größere, mit dem ratzekahl geschorenen Schädel, trug den Helm der deutschen Infanterie. Der andere, ein braunes, faltiges Männchen mit reichlichem Gestrüpp um Nase, Kinn und Wangen, sah glutäugig und versonnen die Allee entlang, über deren feinen, weißen Kies Mädchen mit bunten Sonnenschirmen, reifenspielende Kinder, Buben in ihren ersten blauen Glockenhosen und friedliche, von Krieg und Kriegsgeschrei schwatzende Kleinbürger ihres Weges zogen. Der Mann war ein Ungar, und er kam aus einem Schützengraben in den Karpathen, demselben, in dem sein Banknachbar zum Krüppel geschossen wurde. Ihm selber war es übrigens nicht besser ergangen, der lichte, lose Frühlingswind spielte mit dem leer herunterbaumelnden Hosenbein. Ein ruthenischer Bauernkarren hatte die beiden aus dem Feuer gebracht, blutend und von Sinnen warteten sie im von Russenpferden zerwühlten Stroh einer Gebirgskeusche durch Schicksalsstunden auf Arzt, Verband, irgendeine menschliche Hilfe. Sie wurde ihnen zuteil: das Sägemesser des Chirurgen. Es kam das Spital, kamen jene entsetzlichen Wochen, in denen jeder auf seine Weise mit dem Unabänderlichen fertig werden mußte und sich damit abzufinden hatte, als Krüppel ein neues Leben zu beginnen, das kaum lebenswert war. All die Zeit aber, erzählte der blonde Deutsche, der zu seinen riesenhaften Schultern die rührend und fast komisch sanfte Tenorstimme eines kleinen, schlesischen Schulmeisters hatte — all die Zeit ihrer Leiden und ihrer schließlichen Ergebung lagen sie Bett an Bett. Arm an Arm krochen sie zum ersten Male wieder ihre ersten sechs Schritte über die Diele des Krankenzimmers. Hand in Hand waren sie nach Wien gekommen, wo sie ihr künstliches Bein erhalten sollten.

Der schlesische Schulmeister streichelte mit seiner roten, gutmütigen und ungeheuren Pratze die ganz schmale, braune, behaarte und faltige Hand des ungarischen Freundes. Der verstand kein Wort Deutsch. Und was der Deutsche Ungarisch sprach, ging in meine kleine Westentasche. Aber er sagte dem Honved jeden Tag die fünfzehn Worte, die er vom ungarischen Spitalgehilfen gelernt hatte, und der Ungar antwortete unabänderlich: Tessek (Bitte schön). Und sah mit seinen dunklen, treuen Tieraugen in die blauen des Freundes, und seine Hand drückte sich wie ein welker, kranker Vogel in die weiche und rote des Kameraden.

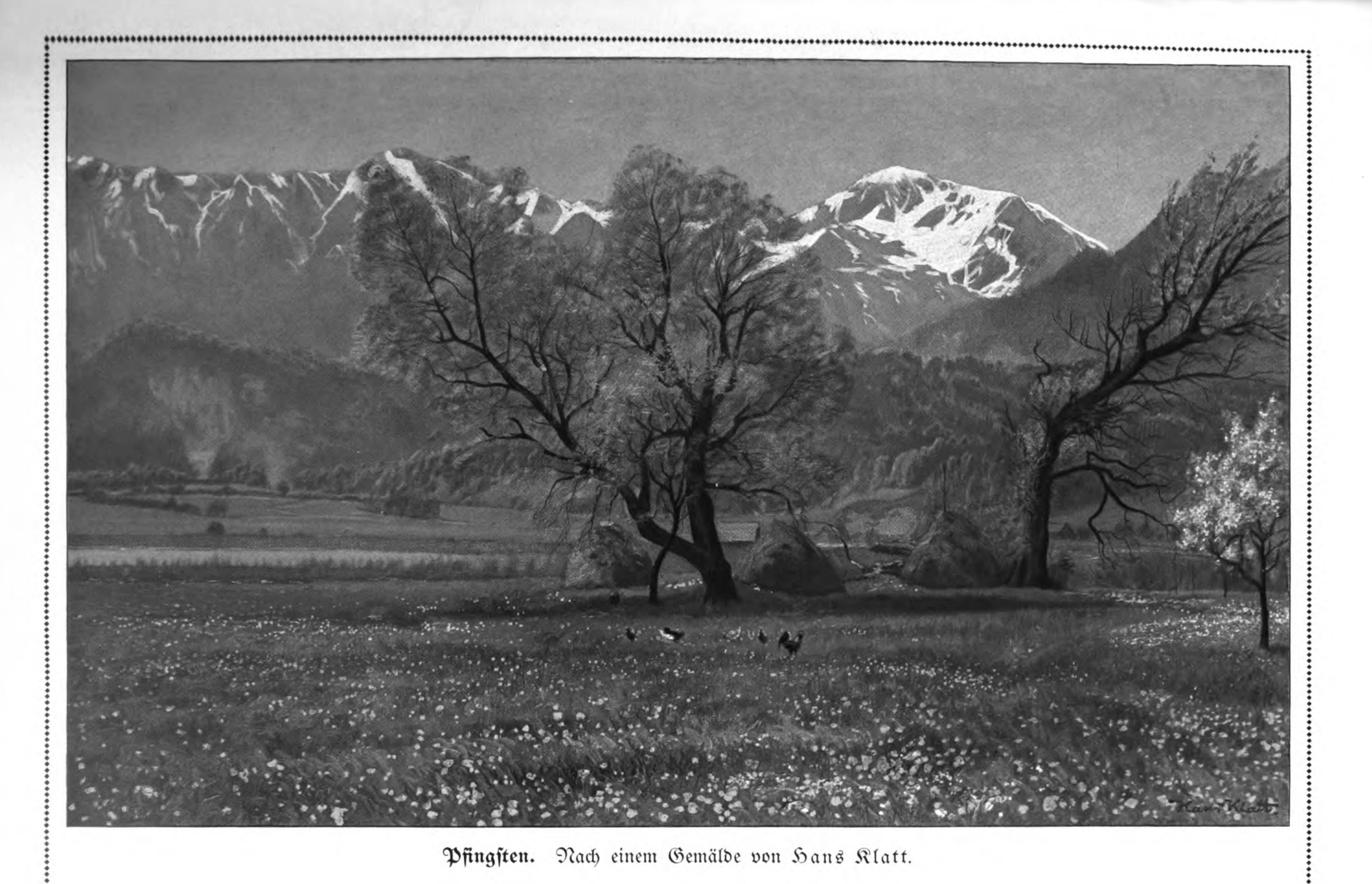
Ich habe begriffen, daß man nur fünfzehn Worte einer fremden Sprache mit seinem Freund sprechen kann und ihn doch völlig versteht. Aber man muß dazu vorher freilich sechs Wochen mit ihm im Schützengraben gelegen sein, in Frost und Sturm, im Reißen der Schrapnelle und beim Anstecken des Bajonetts und ehe es über mörderische Drahtverhaue ins Nest des Todes ging. Hat man aber dies überstanden, so braucht man wahrlich nicht mehr als fünfzehn Worte, um einen Freund zu verstehen und mit Hoffnungen abzurechnen, die eine wilde Stunde in Trümmer schlug.

Die Sonne schien, und Mädchen gingen, Knaben mit dem Spielzeugtschako trieben ihren bunten Reifen, durch die Büsche blitzte der Goldknauf vom Helm des Burggendarmen. Blau war der Himmel und Lämmerwölkchen trieben in einer frommen Herde über die friedliche Sonntagnachmittagsstunde in Schönbrunn.

Fremd und doch — wage ich's zu sagen — doch glücklich sahen die zwei Wiedererwachenden in das neugeschenkte Leben. Von jener tiefen Nacht im Karpathenwald blieb nichts als die Krücke, die hölzern und häßlich auf der Banklehne lag. Aber die Sonne tropfte ihr helles Frühlingsgold über den schlesischen Schullehrer in der Pickelhaube und seinen abgezehrten ungarischen Freund, und wortlos, zärtlicher rückten sie zusammen ... Schulter an Schulter.

Lambert.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Pfingsten. Nach einem Gemälde von Hans Klatt.

Pfingsten 1915.

Pfingsten! — Ist es denn wirklich wahr,
Feiern wir Pfingsten heute?
Muß nicht verlöschen in diesem Jahr
Alle sonnige Freude?
Dürfen wir noch aus Not und Nacht
Gläubig zu hoffen wagen?
Hat nicht der rollende Donner der Schlacht
Den Tod in den Frühling getragen?

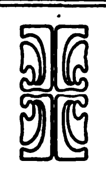
Pfingsten! — Wie war's doch in früherer Zeit?
Jubel auf allen Wegen,
Lachendes Leben, sonnengeweiht,
Werdender Erntesegen.
Dankbare Blicke zum Himmelszelt:
Möge dich Gott behüten,
Herrlichste du in aller Welt,
Heimaterde in Blüten!

Heimaterde von Segen schwer,
Heute gilt's anderen Dingen!
Sieh, deine Besten in eiserner Wehr
Kämpfen für dich und ringen!
Bluten, damit sich frei und groß
All deine Kraft entfalte,
Sterben, auf daß sich aus deinem Schoß
Neues Leben gestalte.

Heimaterde, noch können wir nicht
Ganz deiner Pracht uns freuen;
Müssen im Dienste eherner Pflicht
Blutigen Samen streuen.
Aber dereinst wird ein Blühen sein,
Wie wir es nie gesehen,
Werden im leuchtenden Sonnenschein
Köstliche Wunder geschehen.

Wird die heimische Scholle mütterlich
All ihre Schönheit erschließen;
Werden verborgene Quellen sich
Silberschimmernd ergießen.
Werden die Herzen in Duft und Glanz
Heller gestimmt und reiner.
Pfingstenmorgen des Vaterlands,
Komme, wir harren deiner!

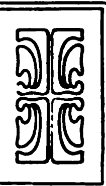
Hans Ludw. Linkenbach.



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Jetzt ging es der Hauptstadt der englischen Goldküste, Accra, zu. Ein scharfer Harmattan, von der Sahara herüberwehend, hatte eingesetzt und jagte seine blaßgrauen Wolken unendlich feinen scharfen Sandes über Land und See. Die Sonne, selbst in blaßgraue Staubschleier gehüllt, brannte erbarmungsloser denn je auf das Oberdeck der „Aline", das überall fingerdick mit dem feinen Wüstensande bedeckt ist. Wie mit grauem Mehl gepudert sind die bisher glänzend schwarz gewesenen Körper der Deckspassagiere. Der Staub legt sich auf Auge und Atmungsorgane eines jeden und macht den Aufenthalt an Deck so ungemütlich wie möglich. Im Rauch- und Damensalon müssen die Türen geschlossen bleiben, die Ventilatoren in den Kabinen, die Windfänge sind herausgenommen, alles des Staubes wegen. Das macht auch die Luft unter Deck dumpf und unerträglich. Nur im Speisesaal läßt sich's halbwegs leben, weil dort die Punkahs von kleinen Krunegern unaufhörlich in Bewegung gesetzt werden.

Ströme von Flüssigkeiten werden von den Stewards serviert, um die Kehlen anzufeuchten. Die alten Afrikaner lachen über die Neulinge, die sich so anstellen. Sie vertreiben sich die Zeit mit Knobeln oder Skatspielen. Mitten in dem Stimmengewirr, dem Rollen der Würfel, dem Aufklopfen der Karten sitzt Bütow an einem Tisch allein und schreibt an seinem Bericht über die Liberia-Sache an das Auswärtige Amt.

Dina ist in unverträglicher Stimmung.

Röding ist eben an Deck gerufen worden von dem Zweiten Offizier, weil seine in Monrovia für die Schutztruppe angeworbenen Wey-Rekruten mit den an Bord befindlichen Krunegern in eine blutige Schlägerei verwickelt sind. Aber es sind auch alte Veteranen dazwischen, die mit Röding in mehr als einem Dutzend Gefechten gefochten hatten. Mit ihrer Hilfe bringt er die Kämpfenden auseinander und dämpft den unzeitgemäßen Mut seiner Rekruten, indem er sie unter seiner Aufsicht zwei Stunden lang Wendungen machen läßt.

Und nun fehlt er Dina.

Die weiß auf einmal nicht, fragt sich, schüttelt den Kopf und wundert sich über sich selber, wie sie aus ihrer Berliner Tiergartenvilla, in der alles Ruhe und vornehmen Reichtum atmet, in dieses Milieu, zwischen diese würfelnden, trinkenden, kartenspielenden Afrikaner einheimischer und europäischer Herkunft kommt.

Ihr Blick schweift lässig zu Bütow hinüber.

Bütow setzte eben seinen Namen unter das just beendete Schriftstück.

„Botho," wendet sich Dina mit verhaltenem Gähnen an ihren Mann, „weht dieser infame Wind mit dem wüsten Namen auch dort, wo wir hinkommen?"

„Vier, manchmal sechs Wochen lang!" antwortete dieser.

„Ein schönes Land, wo du mich hinschleppst!" spöttelt Dina.

„Es ist deutsch!" entgegnete Bütow mit Nachdruck.

„Ist das sein einziger Vorzug?" fragt Dina ironisch.

„Nein, aber in meinen Augen sein größter!" gibt Bütow zurück. „Neben dem, daß es mir einen großen Wirkungskreis schafft."

„Du redest nur von dir!" sagte Dina leise. „Und ich?"

„Du wirst ihn auch finden, wenn du nur willst!"

Er sah den befremdeten, fast verständnislosen Ausdruck in ihren Augen. Nein, dachte er, sie wird nie einen Wirkungskreis finden, sie wird ihn nicht finden wollen. Sie wird sich ausleben und sich amüsieren wollen! Und ob sie da bei mir draußen auf ihre Rechnung kommen wird ...?

Er wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Aber nur einen Augenblick. Dann flog sein Auge wie unter einem Banne nach dem Platze hinüber, wo Sigrid Kressentin, umgeben von Osten, Grufeck und Albrecht, saß.

Sie debattierte eben in scherzhafter Weise mit dem Doktor über eine Pflanze, die sie mit einem kleinen Schleppnetz im Wasser treibend aufgefischt hatte.

Der Doktor, der nicht mit seinem Beweise bei ihr durchdrang, flüchtete sich mit einem Witz aus der Affäre, der allgemeine Heiterkeit bei den am Gespräch Beteiligten auslöste.

„Ein gescheites Frauenzimmerchen, das Fräulein Kressentin!" sagte er leise zu Bütow. „Eine bequeme Frau wird die ja einmal nicht werden, aber glücklich wird sie den Kerl trotzdem machen. Das heißt, wenn einer mal so glücklich ist und sie kriegt."

Bütow nickte ein paarmal, schweigend vor sich hinsinnend.

Ja, die! dachte Bütow. Für alles hat sie Interesse, und in allem ist sie beschlagen. Und das Beste an ihr ist, daß sie immer Weib dabei bleibt, ganz Weib!

Dina fand sich vernachlässigt. Sie fand überhaupt auf einmal, daß man da drüben sich viel zu



Pfingstwald. Nach dem Gemälde von A. J. Konindji.

viel mit Fräulein Kressentin beschäftigte. Sie wollte den Cercle, den jene hielt, sprengen.

„Herr von Osten!“ rief sie diesem zu. „Spielen Sie doch was auf dem Klavier!“

„Mit meinem Spiel möchte ich mich vor so verwöhnten Ohren nicht hören lassen!“ wich Osten aus.

„Ach, spielen Sie nur!“ befahl Dina.

„Spielt jemand mit?! Vierhändig, dann meinetwegen!“ sagte Osten. „Ist denn da niemand?!“

Es meldete sich keiner. „Na, also! Sehen Sie! Niemand!“ Osten setzte sich wieder.

„Ich weiß, daß Fräulein Kressentin wunderhübsch Geige spielt und Sie schon begleiten könnte, wofern sie nur Lust dazu hätte!“ brach Bütows ruhige Stimme laut in die Stille, die Ostens letzten Worten gefolgt war. Er sah dabei auf seine Schriften, die er zusammenpackte.

Damit hatte Bütow einen Sturm von Bitten entfesselt, an dem sich alle, außer Dina und Bütow, beteiligten, und dem Sigrid nicht länger standhielt. So holte sie ihre Geige und Osten begleitete sie.

Sie hatten bereits verschiedene Sachen zusammen vorgetragen, als Osten sein Spiel ersterben ließ und Sigrid, in Leidenschaft geraten, das Stück allein bis zu Ende spielte.

Rauschender Beifall lohnte ihr.

„Warum spielen Sie denn nicht weiter mit mir und brechen Ihr Spiel ab?“ wandte sie sich leise an Osten.

Der sah sie mit leuchtendem Blick an. „Ich wollte solch seelenvolles Spiel durch sich allein wirken lassen,“ sagte er einfach.

Aber Sigrid bestand darauf, daß er sich mit ihr in den Ruhm teile und weiter mit ihr spiele.

Sie spielten dann Brahms' Ungarische Tänze und hatten eben geendet, als Röding eintrat. „Donnerwetter, Herrschaften, das ist aber gar nicht nett von Ihnen! Sie amüsieren sich hier mit Tanz und Spiel, und ich schinde mich draußen im Staube meines Angesichts mit meinen Rekruten rum!“

„Sieht man Ihnen aber gar nicht an!“ meinte Albrecht. „Ihr Jackett ist ja so rein, als ob es eben von der Waschfrau gekommen wäre.“

„Gewechselt, lieber Albrecht! Wegen des Tanzes!“

Kaum war das Wort Tanz gefallen, als alle die Idee aufgriffen und um Tanzmelodien baten.

Sigrid und Osten taten gern den Gefallen, und bald drehten sich die wenigen Damen, Dina an der Spitze, mit ihren Tänzern zwischen den Tischen.

Dina besonders flog von Arm zu Arm. Aber am meisten tanzte sie mit Röding. Bütow war hinausgegangen. Mit Dina hätte er jetzt nicht zu tanzen vermocht. Es wäre ihm wie Komödie vorgekommen vor Sigrid, die, merkwürdig genug, die Fidel strich für Dina v. Bütows leidenschaftlichen Tanz mit Röding.

Er stürmte an Deck und die hinter ihm herklingenden Noten der Tanzmelodie schienen Bütow ebensoviele hinter ihm herlachende Teufelchen.

Das Deck war an diesem Tage zum dritten Male gewaschen worden, des Staubes wegen. Der Harmattan hatte etwas nachgelassen, die Luft war sichtiger geworden, und in der Sonne, die ihren fahlen Schein verloren hatte, wurden die grünen Hügel sichtbar, die hier bis an die Küste herantraten.

Bütow hatte eine Weile, in Gedanken versunken, zur Küste hinübergeschaut. Vom Salon herauf klangen noch immer die Töne von Sigrids Spiel. Plötzlich

überkam Bütow jähe Lust, das Vergnügen unten zu stören.

Er ging wieder hinunter und rief in die Stille einer Pause hinein: „Wir fahren eben an dem alten kurbrandenburgischen Fort Groß-Friedrichsburg vorbei. Ganz in der Nähe! Haben Sie keine Lust, es sich anzusehen?!"

Die Offiziere brachen sofort ab und folgten Bütow an Deck. Ebenso die übrigen Passagiere. Widerwillig kam Dina hinterdrein, erhitzt vom Tanz und unwillig darüber, daß Bütow ihr das schöne Vergnügen gestört hatte.

Schweigend glitt der Dampfer an den morschen Zeugen vergangener Jahrhunderte vorüber, über dieselben Gründe, auf denen einst die kurbrandenburgischen Fregatten „Wappen von Brandenburg" und „Morian" geankert hatten. Von Land herüber grüßten die verfallenen, vom Gerank ewig grüner Schlingpflanzen umsponnenen Werke. Von Groß-Friedrichsburg, von der Dorotheenschanze, von Fort Taccaray und Fort Sophie Luise herüber gähnten noch die Mündungen alter, dort stehengebliebener Geschütze.

Unter einer spontanen Eingebung war Röding zu der am Heck wehenden deutschen Flagge gegangen und hatte sie zum Gruß herniedergelassen. Die Offiziere und Bütow hatten unwillkürlich an ihre Mützen gefaßt und grüßten. Es war ein feierlicher Augenblick, als diese modernen Eroberer an den ehrwürdigen Stätten deutscher kolonialer Vergangenheit vorüberfuhren.

Mitten in die Stille platzte Dina mit der Frage: „Du, Botho, wie alt sind denn diese traurigen Überreste?!"

„Zweihundert Jahre!" antwortete Bütow.

„Und wegen dieses alten Gerümpels hast du unsern schönen Tanz unterbrochen? Wie schade!" bemerkte Dina.

Bütow sah sich um. Nein, es stand glücklicherweise keiner in der Nähe, der diese respektlose Äußerung gehört haben konnte. Da fiel sein Blick auf Sigrid, die auf der anderen Seite von ihm an der Reeling lehnte, und bei Dinas letzten Worten lächelte.

Er war froh, daß sich der Dampfer nun rasch seinem Ziele näherte. Nur noch fünf Tage, dann würden Dina und er das Schiff verlassen. Dann würde Sigrid Kressentin nicht mehr mit ansehen, wie sehr er sich in seiner Ehe mit Dina Derringer verrechnet hatte. Sein innerstes Gefühl sagte ihm, daß sie es wußte. Niemand besser als sie kannte seine Neigungen und Veranlagung. Sie mußte es empfinden, wie er selber es zu spät erkannt: Dina Derringer ist keine Lebensgefährtin für dich!

Er wußte nicht, ob er sich darin täuschte, aber wenn er und Sigrid sich zufällig einmal in die Augen sahen, was trotz des ewigen In-der-Nähe-seins von ihrer Seite selten genug geschah, dann glaubte Bütow in ihrem Blick immer etwas wie eine leise Genugtuung über den Mißgriff seines Lebens zu erkennen.

In Accra kam der englische Telegraphenbote an Bord. „Cable for Mr. von Bütow!" und händigte diesem ein Kabeltelegramm des Auswärtigen Amtes ein, in dem der Staatssekretär anfragte, ob Bütow zur Vertretung des Gouverneurs nach Kamerun gehen wolle.

Sein Entschluß stand sofort fest. Trotzdem wollte er die Antwort nicht abgehen lassen, ohne mit Dina vorher darüber gesprochen zu haben.

Er gab ihr das Kabeltelegramm zu lesen.

Dina hatte schon mit Schrecken daran gedacht, daß ihr Flirt mit Röding in fünf Tagen für immer ein Ende haben würde.

„Wie groß ist Kamerun?" wandte sie sich an Bütow anstatt aller Antwort, nachdem sie das Kabeltelegramm gelesen hatte.

„Etwa fünfmal so groß wie Togo!" sagte Bütow.

„Na, dann wirst du doch selbstverständlich nach Kamerun gehen!" erwiderte Dina.

„Die Verhältnisse sind aber in vieler Hinsicht in Kamerun bedeutend primitiver als in dem fortgeschritteneren Togo!" bemerkte Bütow.

„Oh, die Verhältnisse!" sagte Dina und lächelte. „Wozu wären wir denn da, wenn wir nicht die Verhältnisse vorwärts schieben wollten?"

Bütow war froh, bei seiner Frau ausnahmsweise einmal auf eingehendes Verständnis für seine Interessen zu stoßen, und ließ seine Zustimmung zurückkabeln, vorausgesetzt, daß er dauernd auf den Kameruner Posten rechnen dürfe.

Dina war ärgerlich, daß Bütow sich diesen Vorbehalt machte. Sie sah ihr ferneres Zusammensein mit Röding dadurch für gefährdet an, und gab ihrer Mißstimmung darüber Bütow gegenüber Ausdruck, indem sie sagte: „Wie kannst du nur diesen Vorbehalt machen? Wenn nun das Amt nicht auf deine Bedingung eingeht?!"

„Dann lassen sie's!" entgegnete Bütow. „Ich habe nur zu oft den Gouverneur von Kamerun vertreten! Ich weiß, welche ungeheuren Schwierigkeiten dort zu bewältigen sind. In Wahrheit bin ich es immer gewesen, der bei diesen Vertretungen die Kastanien für andere Leute aus dem Feuer geholt hat, indem ich alle Last und Mühe und Verantwortung ihrer Vertretung übernahm, während jenen das Verdienst für meine Arbeit zugemessen wurde. Also entweder geht das Amt darauf ein, oder es läßt diesen Vorschlag, was mich anbetrifft, ganz fallen. Ich will in feste Verhältnisse kommen und nicht immer wie ein Vogel von einem Ast zum anderen,



Im wunderschönen Monat Mai . . .

von einer Stellung zur anderen geschickt werden. Auch ist nur so ein Erfolg für Kamerun denkbar."

„Und wann denkst du die Antwort auf deinen Vorschlag zu erhalten?" fragte Dina.

„Ich habe mir umgehende Antwort nach Togo erbeten," antwortete Bütow.

Durch Dina war der Inhalt der gewechselten Telegramme zwischen den Passagieren bald bekannt geworden. Als jetzt das zweite Glockenzeichen zum Diner rief, bildete die Aussicht, daß Bütow definitiv als Gouverneur nach Kamerun kommen könne, das Gespräch am Kapitänstisch.

Röding stieß mit Dina darauf an. Sie sah ihn mit glänzenden Blicken an und leerte ihr Glas bis auf die Neige.

„Wenn mir nur mein Mann nicht im letzten Augenblicke noch einen Strich durch die Rechnung macht," sagte sie leise zu Röding.

Der lachte. „Gnädige Frau, der liebe Gott macht noch immer, was die Frau will!"

Sigrid nahm nicht teil am allgemeinen Gespräch, sondern saß still und versonnen am Tisch.

Sie hatte sich immer vorgehalten, daß die Bütows ja in Togo das Schiff verlassen würden. Und daß es ihr in Zukunft nicht wieder passierte, auf demselben Dampfer mit ihnen zu fahren, dafür hatte sie in Zukunft schon Sorge tragen wollen.

Und nun sollte Bütow nach Kamerun kommen! Sollte gar der Vorgesetzte ihres Bruders werden . . .!

So sah sie dem Augenblick, der ihr darüber Gewißheit bringen sollte, mit Bangen entgegen.

Zwei Tage später jagte die „Aline" mit der Flagge des Landeshauptmanns im Top auf die Reede von Lome und warf sich gegenüber dem seengejagten Strande dieses Ortes vor Anker, um die Post abzugeben.

Das Zollboot kam und brachte Bütow das sehnlichst erwartete Antworttelegramm von Hause. Es enthielt ein einziges Wort: Einverstanden.

Da gab die „Aline" nur die Post an das Zollboot ab und setzte ihren Kurs nach Lagos.

Bütow hatte eine weitere Stufe auf der Staffel seines Ehrgeizes erklommen. Er war Gouverneur geworden.

„Das wollen wir doch ordentlich feiern! Was, Botho?" wandte sich Dina an diesen.

„Wenn du meinst?!" entgegnete Bütow geschmeichelt, und indem er sich zu der Tafelrunde wandte: „Meine Herrschaften, ich gestatte mir, Sie zu 'ner Pulle Sekt einzuladen! — Steward!" rief er diesem zu, „Heidsiek!"

Wie schon einmal bei einer solchen Gelegenheit, wo Bütows die Spender waren, hatte sich Sigrid still empfohlen und war an Deck gegangen.

Osten wäre ihr gern gefolgt, aber als zukünftiger Kommandant eines in Kamerun stationierten Kriegsschiffes hatte er die denkbar besten Beziehungen zum dortigen Gouverneur zu unterhalten und konnte sich daher dieser Gelegenheit nicht wohl entziehen.

„Merkwürdig, daß Fräulein Kressentin sich jetzt so zurückzieht —" murmelte Gruseck.

Bütow und Dina horchten auf.

Osten, der das bemerkt hatte und nicht mochte, daß in Fräulein Kressentins Abwesenheit über sie gesprochen wurde, schnitt Gruseck kurz ab: „Fräulein Kressentin vertraute mir an, daß sie an Kopfschmerzen litte."

„Prosit! Vertrauter und Beichtvater!" Dina erhob ihren Kelch gegen v. Osten, begleitet vom Lachen der übrigen.

„Prosit, gnädige Frau! Wenn Sie mich als solchen ansehen!" entgegnete der Kapitänleutnant gleichmütig.

Dina sah Osten mit komisch kritischem Blick an. „Nö! Danke! Kriegsschiffskommandanten sind zu scharf auf Disziplin! Hab' mir deshalb auch schon einen verzeihenderen Beichtvater ausgesucht!" Die Zigarette zwischen ihre kleinen, schneeweißen Zähne geklemmt, klopfte sie bei diesen Worten Bütow mit vertraulicher Gönnermiene auf die Schulter.

„Na, wenn du dich da nur nicht in mir täuschest!" bemerkte Bütow lächelnd. Aber es lag trotz einer gewissen Gutmütigkeit etwas eigentümlich Warnendes in diesem Lächeln. Wie in einem völlig heiteren Himmel, bei dessen Anblick man sich trotzdem des Gefühles nicht erwehren kann, daß auch aus ihm todbringende Blitze zucken können.

Spürte Dina etwas Derartiges, als sie einlenkte mit den Worten: „Aber ich bitte dich, Botho, je höher ein Mensch sitzt, desto verzeihender ist er doch für die kleinen Schwächen anderer. Na, und dazu sitzt du doch wahrhaftig jetzt hoch genug! Die zweitgrößte deutsche Kolonie!"

„Bravo, Gnädigste!" kam Röding Dina zu Hilfe. „Sie bringen überhaupt uns Männern erst den Zweck und den Grund unseres Festtrunks zu Bewußtsein. Herr Gouverneur von Bütow! Unser neuer Landesvater! Hipp hipp hurra! Hurra! Hurra!" Alle tranken Bütow zu und stießen mit ihm an.

Als Röding das ebenfalls tat, fügte er noch lächelnd hinzu: „Und möge Ihr Reich ein dauerndes und allzeit gesegnetes sein!"

„Danke, Röding! Und mögen Sie mir dabei helfen!"

„Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde die Dritte!" zitierte Dina mit schmachtendem Augenaufschlag zu Bütow, sich zwischen diesen und Röding drängend.

„Na, was du uns wohl viel helfen wirst!" spöttelte Bütow gutmütig.

„Hoho!" rief Dina. „Wir Frauen geben doch erst überall den richtigen Segen!"

Dina winkte dem Steward mit den Augen, nicht aufzuhören mit dem Einschenken und mit dem Auffahren neuer Flaschen.

Röding hatte aus den auf dem Tische befindlichen künstlichen Blumen einen Kranz geflochten und Dina huldigend überreicht, den sich Dina auf das schwarze Haar drückte.

Sie hätte in ein römisches Bacchanal gepaßt.

Mit glänzenden Augen sah sie Röding an.

Draußen tobte ein Tornado.

„Oh, das möchte ich einmal sehen!" rief Dina mit plötzlich erwachtem Enthusiasmus.

Die alten Afrikaner lachten. Sie hatten sich diesen afrikanischen Gewittersturm oft genug um die Ohren brausen lassen. Wo hatte der sie einmal nicht überrascht? Im Boot, auf offener See, zu Pferde und zu Fuß oder in der Hängematte auf dem Marsche. Im Urwald unter prasselnden Baumästen und dahinsinkenden, jäh geknickten oder entwurzelten Baumriesen. Nein, sie sahen lieber ins Glas als in sechzig Blitze in der Minute.

„Aber ich bitte dich, Dina! — Kateridee!" sagte Bütow. „Wirst du ja noch öfter genießen, als dir lieb ist!"

„Aber ich verstehe Ihre Frau Gemahlin vollkommen!" warf Röding ein. „Wenn ich Sie begleiten darf?!" wandte er sich an Dina.

Dina sprang auf. „Kommen Sie, Röding!"

„Werde mir nur nicht naß bei der Geschichte. Röding, passen Sie nur auf, daß sie nicht über Bord fliegt!" mahnte Bütow.

„Unbesorgt, Herr Gouverneur! Im Notfalle halte ich sie fest," wehrte Röding ab und holte seinen wasserdichten Mantel.

Gefolgt von Röding stieg Dina an Deck.

Es war spät in der Nacht. Die Decks verlassen. Die am Großdeck lagernden Schwarzen hatten sich in den Gängen der zweiten Kabine, unter dem Bootsdeck und vorn unter der Back vor dem ankommenden Sturme verkrochen. Dort lagen sie auf- und übereinander. Männer, Weiber und Kinder in großen, dampfenden Menschenhaufen.

In schweren, schwarzen Wolken brauste der Tornado heran, dem Schiffe entgegen.

Noch hatte kein Blitz das Firmament zerrissen. Fast eisigkalt fegte der Sturm einher, so daß Dina in ihrem leichten Kleide zusammenschauerte.

Sie standen in Lee des Rauchsalons, dessen Lichter schon längst ausgelöscht waren, Röding in seinem weiten Mantel.

Als er Dinas Zusammenschauern bemerkte, wollte er ihr den Mantel umlegen, da sagte Dina: „Er reicht für beide."

Röding lachte kurz und heiß.

Weiter hinten am Geländer steht Sigrid. Neue Stürme waren über sie gekommen, und in ihrer zerrissenen Stimmung tat ihr der Aufruhr der Elemente fast wohl.





Sehnsucht. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Steiner.

Da zerreißt der erste Blitz das Firmament. Und dann zuckt es von Osten und Westen, von Norden und Süden. Meer und Wolken ein einziger phosphoreszierender Schein.

Und umloht von diesem Feuermeer sieht Sigrid für den Bruchteil einer Sekunde Dina und Röding. Eng umschlungen.

Dann geht alles in Nacht und einer Flut von Regen unter.

Röding und Dina flüchten in den Rauchsalon. Schritte nahen. Der Türrahmen verdunkelt sich. Es ist Sigrid, die sich, mühsam am Geländer Halt suchend, bis dorthin gearbeitet hat gegen den Orkan.

Da gingen die beiden die Treppe hinunter, die zum Speisesalon und in die Gesellschaft der Zecher führt.

Unten vor der Tür faßt Dina Rödings Arm. „War das nicht die Kressentin?!“

„Unsinn! Ist mir auch gleich!“ murmelt Röding.

„Mir auch!“ lacht Dina leichtsinnig zurück.

Lachend traten sie zwischen die Gesellschaft.

„Nun, wie war's?“ fragte Kapitän Bolten.

„Wild! Aufregend!“ gibt Dina zur Antwort und lächelt Röding an.

„Blendend einfach!“ gesteht dieser.

„Tornado bliwt Tornado!“ bemerkt Kapitän Bolten.

„Was wollen Sie eigentlich mit dieser geistreichen Bemerkung sagen, Herr Kapitän?!“

„Ich wollte man sagen,“ antwortete der Kapitän, mit seinem einen Auge verhängnisvoll knippsend, „daß der Tornado 'n sehr stürmischen Liebhaber ist, der sich gar nicht ein büschen darum kümmert, wie er eine schöne Frau zerzaust.“

„Sehe ich denn so derangiert aus, Botho?!“ wandte sich Dina mit erkünstelter Betroffenheit an ihren Mann.

„Na, 's geht! Hätte schlimmer sein können!“ erwiderte dieser lächelnd.

„Ihr Vergleich hinkt also, zum wenigsten was mich anbetrifft, Herr Kapitän,“ sagte Dina zu diesem.

„Liegt an meinem Auge, gnädige Frau! Das hinkt auch immer!“

Kapitän Boltens recht wässerig gewordene Äuglein zwinkerten diesmal mit einer so überzeugenden Unschuld, daß alle in ein erlösendes Lachen ausbrachen, ihm zutranken und die Fidelitas ihren Fortgang nahm.

Als die Köpfe der meisten Teilnehmer weinschwer unter oder auf den Tisch gesunken waren, hob Bütow, der vorsichtiger war und weniger trank, wenn er Wirtspflichten hatte, die Sitzung auf.

(Fortsetzung folgt.)





Die Stadt Riga, Hafenansicht.

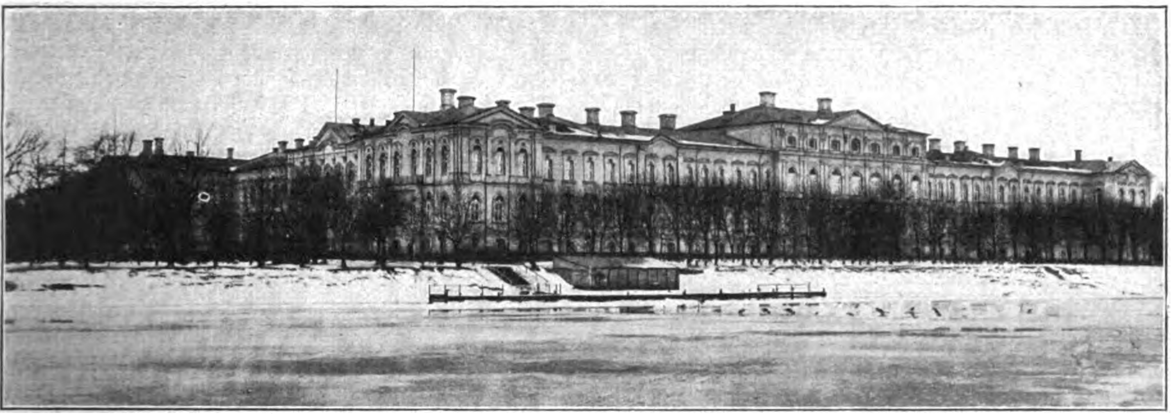
Die Balten und ihr Kulturwerk.

Zum deutschen Vormarsch in den russischen Ostseeprovinzen. Von Dr. Valerian Tornius.

Am 23. November vorigen Jahres veranstaltete die Vereinigung für staatsbürgerliche Bildung und Erziehung im Sitzungssaal des deutschen Reichstagsgebäudes einen Vortrag über die russischen Ostseeprovinzen, den der Tübinger Historiker Professor J. Haller, ein ehemaliger Balte, übernommen hatte. Historisch-objektiv, nur mit einem leise mitschwingenden Ton warmer Anteilnahme an der früheren Heimat, betrachtete er die mehr als siebenhundertjährige Geschichte des Landes, schilderte in knappem Umriß ihre mannigfaltigen Kämpfe und Schicksale und weckte durch die ganze Art seiner Darstellung lebhafte Gefühle des Interesses in den Seelen seiner Zuhörer. Doch dieses Interesse steigerte sich schließlich zur Sympathie, als ein alter weißhaariger Herr sich erhob und das Wort ergriff. Es war Adolf Wagner, der berühmte Gelehrte an der Berliner Universität. Hier sprach kein Balte, sondern ein Reichsdeutscher, und er sprach von den Gefühlen, die er für das Baltentum hege. Mit bewegten Worten gedachte er der Jahre, in denen er als junger Professor dem Lehrkörper der Universität Dorpat angehört hatte, enthüllte eine Reihe Erinnerungen aus dieser Zeit, die er als die schönste seines Lebens bezeichnete, und schloß mit dem Wunsch, daß über dem prächtigen Dorpater Dom die deutsche Flagge als Wahrzeichen eines größeren Deutschlands wehen möge.

Noch sind die Würfel über die Entscheidung des großen Krieges nicht gefallen. Wir wissen nicht, wie sich das Schicksal der russischen Ostseeprovinzen, die durch den Vorstoß Hindenburgs jetzt auch zum Kriegsschauplatz geworden sind, in Zukunft gestalten soll: ob jener Wunsch Adolf Wagners in Erfüllung gehen wird oder ob das Baltenland, wenigstens sein deutscher Charakter, dem Untergang geweiht ist. Doch wie auch das endgültige Resultat ausfallen mag, in jedem Falle scheint es angebracht, sich dessen zu erinnern, was die Balten geleistet haben und was sie noch heute sind — ein Häuflein tapferer Streiter für deutsche Kultur und Sitte, die — wie einst Professor Schirren dem slawophilen Jurij Samarin entgegenrief — nach wie vor mit der Stirn gen Osten gerichtet stehen.

Eine Kulturleistung an und für sich ist es schon, daß die Balten, deren Zahl kaum das zweite Hunderttausend erreicht, im Laufe von Jahrhunderten es vermocht haben, inmitten fremder Völkerschaften lebend und ihren Machtgelüsten preisgegeben, ihr Deutschtum bis auf den heutigen Tag hartnäckig zu behaupten. Dieses Bewußtsein erfüllt jeden Balten mit einem berechtigten Stolz, den der Russe, der sich einem solchen starken idealen Widerstande gegenüber machtlos fühlt, als unbegreiflichen Hochmut auslegt. Nichts ist verkehrter als dies. Denn würde der Balte auch nur ein wenig von seiner Sonderart opfern, so gäbe er damit schon viel preis und erleichterte der Regierung das Russifizierungswerk. Nur dadurch, daß sie immer wieder erkennt, wie vergeblich jeder Versuch sei, diese „halsstarrigen" Deutschen zum Russentum zu bekehren, nur dadurch bleiben sie Herren ihrer eigenen Kultur. Wohl sind, namentlich in dem letzten Jahrzehnt, auch in den Ostseeprovinzen Liberalgesinnte aufgetaucht, die ein Kompromiß mit dem Russentum schließen wollten. Ihre Bestrebungen haben jedoch viel mehr geschadet als genützt, denn sie ebneten einer heimlich wirkenden und darum schwerer zu bekämpfenden Russifizierung den Weg. Für das Fortbestehen des Baltentums gilt die Devise des Ibsenschen Brand: „Alles oder nichts." Nur kein Kompromiß! Das gibt ihm den Todesstoß. Zur Erklärung kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der Balte ein Vaterlandsgefühl, wie es der Reichsdeutsche oder Deutsch-Österreicher besitzt, nicht kennt. Sein Vaterlandsgefühl erscheint eng begrenzt: es bezieht sich auf die heimatliche Scholle der Ostseeprovinzen, die für sein Empfinden unaufhörlich mit dem Deutschtum verknüpft ist. In der Erhaltung dieses Deutschtums samt

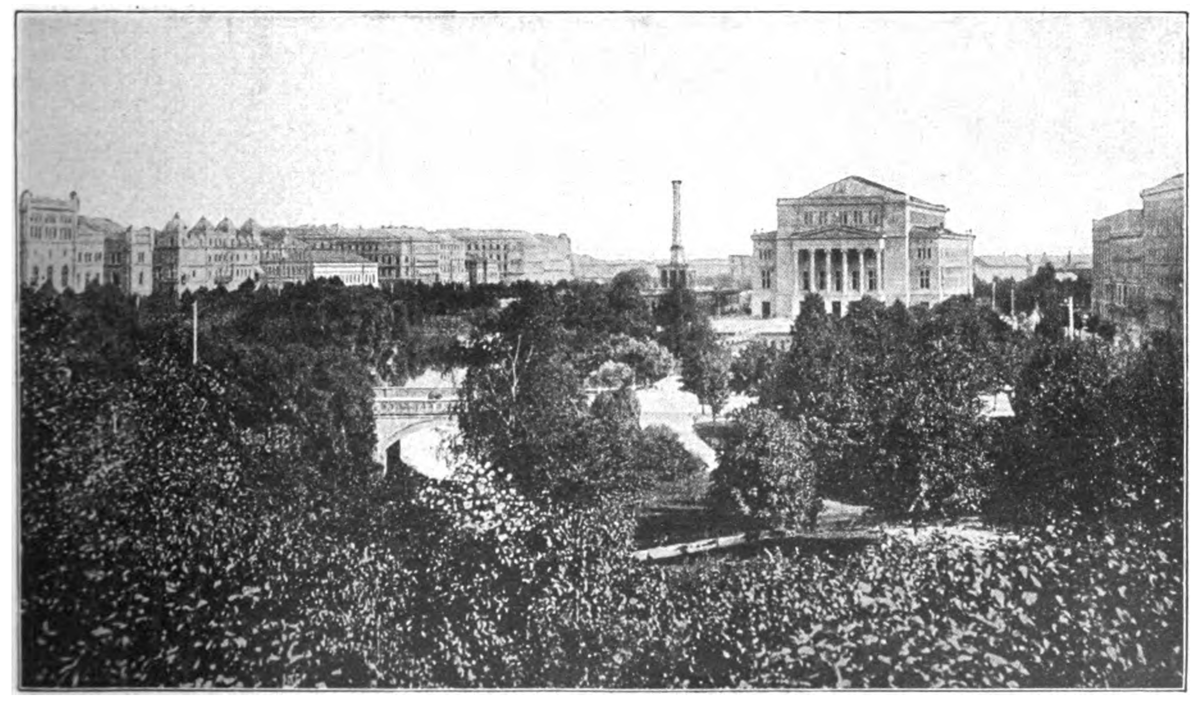


Zum Vorstoß Hindenburgs in Kurland: Schloß Mitau, im Jahre 1741 von Rastrelli im Stil des Petersburger Winterpalasts erbaut. Hier residierte einst der ungekrönte Herrscher Rußlands, Ernst Johann Biron (v. Bühren), der Günstling der Kaiserin Anna. Das Schloß erinnert lebhaft an diesen Herzog, der vom kurländischen Kammerherrn zum kurländischen Herzog, ja zum Regenten Rußlands aufstieg, dann aber nach Sibirien verbannt wurde und schließlich nach jahrelanger Haft noch einmal als Herzog in Mitau einziehen durfte.

allen im Laufe der Jahrhunderte großgezogenen Eigentümlichkeiten erblickt er seine heiligste Pflicht. Sie ist sozusagen die Quintessenz des baltischen Kulturwerks.

Schon äußerlich offenbart sich der deutsche Geist in der Anlage und dem Charakter der Städte. Fremde, die zum erstenmal Riga, Dorpat oder Reval betreten, sind erstaunt, wie wenig russisch es hier aussieht. Und in der Tat, trotz aller Versuche der Regierung, den baltischen Städten ein russisches Gepräge zu geben — sei es durch Umwandlung deutscher Straßenbenennungen in russische oder obligatorische Verwendung russischer Firmenschilder, sei es durch Häuser, Kirchen, Verwaltungsgebäude in ostslawischem Stil —, ist der deutsche Grundcharakter immer noch geblieben. Die Kirchen, die Türme, die stellenweise noch erhaltenen Mauerwerke, die alten Patrizierhäuser, die Tore, die Bauart der Gäßchen, die Sauberkeit der Promenaden und Alleen, die Schönheit des Straßenbildes — alles weist darauf hin. Aber nicht nur in dem von altersher Bestehenden wirkt und weht der deutsche Geist, sondern auch in vielem Neuen, Gegenwärtigen. Die baltischen Architekten, die zumeist in Deutschland mehrere Semester studieren, nehmen fruchtbare Anregungen von hier aus in die Heimat mit und wahren auch bei Neubauten gern den modernen deutschen Stil. So entstand erst jüngst in unmittelbarer Nähe Rigas eine Gartenstadt, die ausschließlich von Deutschen bewohnt wird und die dem Vergleich mit deutschen Gartenstädten, beispielsweise Hellerau, durchaus standhält. Vereine und Jahrbücher bemühen sich eifrigst dort um die Pflege der deutschen Kunst und Architektur.

Noch umfangreicher ist die Arbeit, die auf rein geistigem Gebiet in den baltischen Provinzen geleistet wurde und noch heute geleistet wird. Wenn die Balten auch politisch von ihrem Mutterlande getrennt waren, so blieben sie doch in geistiger Hinsicht stets im Zusammenhang mit ihm. Es kann auf diesem beschränkten Raum nicht auf die verschiedenen Berührungspunkte der baltischen und deutschen Geistesgeschichte eingegangen werden, nur auf einzelne Phasen will ich hinweisen. So sei zum Beispiel die klassische Epoche als besonders charakte-



Riga: Ausblick vom Basteiberg auf das Deutsche Stadttheater (rechts) und die Technische Hochschule, die ganz links sichtbar ist.

ristisch für ein enges beiderseitiges Zusammenwirken hervorgehoben. Damals hielten Hamann und Herder sich eine Zeitlang in Riga auf; Lenz, der livländische Pastorensohn, ging nach Deutschland und schloß Freundschaft mit Goethe, während Goethes Frankfurter Freund Maximilian Klinger seine Wirkungsstätte in Dorpat fand; der Rigaer Buchhändler Hartknoch wurde der Verleger Kants, Hamanns und Herders; und durch Reisen, die aus den Ostseeprovinzen nach Deutschland und umgekehrt von namhaften Persönlichkeiten unternommen wurden, bahnten sich die herzlichsten Beziehungen zwischen Balten und Reichsdeutschen an; Zeugnisse dieses lebhaften Verkehrs sind uns die Briefe der Elisa v. d. Recke, Kotzebues u. a. Außerdem galten Königsberg und Jena, bevor Dorpat begründet wurde, für die baltischen Studenten als Hochburgen der Wissenschaft. Welchen Anteil sie an den Fragen der deutschen Studenten nahmen, zeigt der Umstand, daß zu den Begründern der Burschenschaft auch Balten gehörten.

Diese Beziehungen brachen nun keineswegs mit der Begründung der Universität Dorpat ab. Man erübrigte immer noch ein paar Semester, die man nach der vorgeschriebenen Dorpater Studentenzeit auf deutschen Hochschulen verbrachte. Daneben begann ein reger Austausch an Lehrkräften zwischen Dorpat und den deutschen Universitäten einzusetzen, der bis zur Russifizierung der livländischen Alma mater fortdauerte. Und es waren oft die Tüchtigsten, die in Dorpat das Dozentenamt bekleideten. Ja, es ist erstaunlich, wie viele baltische Gelehrte aus Dorpat hervorgegangen sind, von denen eine große Anzahl später in Deutschland gewirkt hat und noch heute teilweise wirkt. Ich erinnere nur an Namen wie Karl Ernst v. Baer, Ernst v. Bergmann, Adolf v. Harnack, Reinhold Seeberg, Leopold v. Schröder, die Brüder v. Oettingen, Wilhelm Ostwald, Adolf v. Strümpell, Theodor Schiemann u. v. a

Die unter Alexander III. rücksichtslos einsetzende Russifizierung hat zwar viel deutsches Geistesleben in den Ostseeprovinzen vernichtet, hat manchen bedeutenden Balten aus der Heimat vertrieben, aber sie war doch nicht stark genug, um das baltische Kulturwerk vollends niederzureißen. Wohl trat ein starker Rückgang ein, schon dadurch, daß die deutsche Unterrichtssprache in den Schulen verboten wurde; das hielt jedoch die Balten nicht ab, daheim, im Hause, den deutschen Geist desto stärker zu pflegen und durch Bücher den Zusammenhang mit der deutschen Kultur aufrechtzuerhalten. Es ist bekannt, daß die baltischen Provinzen im Vergleich zu der geringen Zahl ihrer Bewohner zu den besten Absatzgebieten des deutschen Buchhandels bisher gehört haben. Literatur und Theater waren fast noch das einzige, was der Balte ungehemmt von staatlichem Einspruch genießen durfte. In Riga pflegte man sogar deutsche Oper und Schauspiel. Und selbst in den kleineren Städten Reval, Libau und Dorpat errichtete man Schauspielhäuser und scheute kein Opfer, um sie zu unterhalten. In Libau wurde erst im vorigen Jahre ein neues Theater erbaut. Und das geschah alles ohne staatliche Beihilfe, allein mit Hilfe von gesammelten Geldern.

Nur allmählich erholte sich das baltische Kulturwerk unter der drückenden Last der Russifizierung. Eine wirkliche Pflege konnte erst aufgenommen werden, als die strengen Russifizierungsmaßnahmen gemildert wurden. Das geschah nach der Revolution, als die russische Regierung in einer Anwandlung von Liberalismus die Eröffnung der ehemaligen deutschen Landesgymnasien gestattete und der Begründung eines deutschen Vereins, der sich zum Ziel die wirtschaftliche Stärkung, kulturelle Hebung und numerische Kräftigung des Deutschtums steckte, kein Hindernis in den Weg setzte. Es ist außerordentlich viel im verflossenen Jahrzehnt von deutschen Vereinen in den baltischen Provinzen geleistet worden, insbesondere auf dem Gebiet des deutschen Schulwesens. Nach dem letzten Bericht des Kalenders der deutschen Vereine von Liv-, Est- und Kurland besitzen die drei Provinzen außer den etwa 1000 Schüler zählenden fünf Landesgymnasien insgesamt 54 Schulen, die alle von freiwilligen Beiträgen der Vereinsmitglieder erhalten werden. Es kommen noch hinzu ein deutsches Lehrerseminar, ferner ein deutsches Handwerker- und Kaufmanns-Lehrlingsheim. Sie alle haben nunmehr auf Befehl der Regierung bei Ausbruch des Krieges ihre Tore schließen müssen.

Aber nicht allein auf die Schulen richten die deutschen Vereine ihr Augenmerk. Ein wichtiges Ziel ist für sie die wirtschaftliche Stärkung des Deutschtums. Zu diesem Zweck haben sie Hilfskassen begründet, die Bedürftige tatkräftig unterstützen und verhindern sollen, ihre Arbeitsleistungen dem Deutschtum zu entziehen. Arbeitsnachweisstellen in allen größeren Städten sorgen für Arbeitsbeschaffung. Besonders angelegen sein läßt man sich schließlich die Bildung. Auch die kleinste Ortsgruppe pflegt ihre ständigen Zusammenkünfte zu haben, bei denen den Mitgliedern verschiedene belehrende Unterhaltungen geboten werden und der kameradschaftliche Sinn gefördert wird.

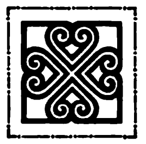
Es muß mit Recht die Bewunderung des zugereisten Fremden wachrufen, wie sehr man sich in diesem baltischen Kulturwinkel um die Pflege des Geisteslebens müht. Als im Sommer 1913 in den Ostseeprovinzen angekündigt wurde, daß verschiedene baltische Gelehrte am Rigaer Strande Vorlesungen halten würden, da strömten aus allen Gauen des baltischen Landes, unbekümmert um die weiten Entfernungen, die Menschen herbei, und die Säle vermochten kaum die Zuhörer zu fassen, die gekommen waren, den Vorträgen der berühmten Landsleute zu lauschen, die kein Geringerer als Adolf v. Harnack einleitete. Das Gelingen dieses Unternehmens ließ in den Begründern den Plan reifen, solche Vorträge alljährlich zu wiederholen. Im vorigen August sollte diese Sommeruniversität nun zum zweitenmal ihre Tore öffnen, und namhafte deutsche Gelehrte waren bereits als Redner gewonnen worden. Da brach der Krieg herein und vernichtete diesen Plan; er zerstörte zugleich viele Hoffnungen und baute neue auf.

Kriegsgedanken.

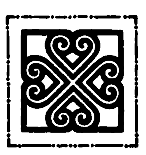
Von kultureller Seite betrachtet ist Krieg — Barbarentum. Und dennoch hebt er den Menschen zu nie geahnter Höhe empor, löst Eigenschaften aus, die verborgen schlummerten und steigert sie bis zur Vollendung. Durchschnittsmenschen werden zu Helden, Auserwählte zu Giganten.

Wir leben in einer so großen Zeit, daß wir, die wir mitten darin stehen, noch gar nicht imstande sind, ihre völlige Größe zu erfassen und in uns aufzunehmen. Erst einer staunenden Nachwelt wird dieses vorbehalten sein.

O. Luis.



Krieg in der Natur.



Von Paul Benndorf.

Mit acht Abbildungen nach photograph. Aufnahmen des Verfassers.



Krieg und Streit unter Völkern, Kampf ums Dasein auch in der Natur. Dort liegen die Feinde im weiten Felde einander gegenüber, und der Stärkere behält die Oberhand, hier wirken entgegengesetzte Kräfte im Verborgenen und in der Stille und kommen zu demselben Ziele. Und die Gegner schlagen einander mit scharfen Waffen, so daß grausame, blutende Wunden entstehen, die, wenn sie nicht zum Tode führen, oft arge Verkrüppelung und Mißgestalt veranlassen. Dort wie hier gibt es für den Siegenden nur ein Durchhalten, ein endliches Niederzwingen des Angreifers, derjenigen Macht, die den Naturgesetzen sich entgegenstellt; sie kann einer wachsenden Kraft nicht allzulange Widerstand leisten und vergeht in der erdrückenden Umschlingung des Siegers.

Ein Samenkorn, vom Winde herbeigetragen, fällt am Fuße eines Steinblockes nieder. Die gute Mutter Erde bedeckt es, und Feuchtigkeit und Wärme erwecken den schlummernden Keim, der sich alsbald zum Stamm eines Bäumchens entwickelt. Und nun streckt dieses nichtbeseelte, aber lebendige Wesen seine unterirdischen Glieder aus, um täglich seine Nahrung zu erhalten; die Wurzeln aber treffen zuletzt den Stein, der ihnen Widerstand entgegensetzt. Siehe da! Der Kampf beginnt. Aber die lebendige, wachsende Kraft schlägt munter drauflos, und der Baum hebt oder sprengt zuletzt das festeste Gestein, wirft den Block zur Seite und behauptet sein Naturrecht.

Diesem bekannten Vorgange ganz ähnlich stellt sich ein anderer zur Seite. Ein Holzzaun hemmt eines Tages den schlanken Stamm eines meterhohen Bäumchens, sein Haupt weiter zu erheben. Vorsichtig sucht die junge Gerte einen Ausweg, und wie ein eingesperrter Bub kriecht das Stämmchen durch die Latten, um sich — zwar im Unterbau gekrümmt — siegesbewußt wieder schlank emporzustrecken. Das Hindernis ist behoben — der Feind aus dem Felde geschlagen. Nicht immer nimmt jedoch der wachsende Stamm diesen nicht ungewöhnlichen Weg. Ist das Bäumchen — wie vorausgesetzt wurde — dicht am Zaun oder Gitter emporgeschossen, so findet es oft, nachdem es stärker geworden, einen Widerstand am eisernen Gestell; dazu kommt der Wind, der den Stamm immer und immer wieder an das Hemmnis drängt, so daß eine Abscheuerung der Rinde stattfindet. Der Baum empfängt die erste Wunde. Da er an seine Stelle gefesselt ist, muß er eine Verschlimmerung des Übels ertragen. Die Verwundung geht tiefer und nun — ähnlich wie am tierischen Körper — leidet die ganze Pflanze und krankt, aber nur kurze Zeit; daran stirbt unser Baum nicht. Zwar wird die Säftezufuhr in andere Bahnen gelenkt, aber die Wunde vernarbt, und an dieser Stelle entsteht eine Überwallung, ein sogenanntes Gewebspolster (Callus) — ähnlich wie bei einem Knochenbruch oder auch wie beim Pfropfen eines Reises —, die sich merklich verbreitert oder seitlich ausdehnt. Solche Erhabenheiten zeigen öfters auch Blätter, Samen und Beeren.

Im Kampfe mit dem Widerstand hat der Stamm zwar an jener einst wunden Stelle, am Wundverschluß, die Form verloren, aber scheinbar den Gegner nun festhaltend — Knie auf die Brust —, erhebt er sich um so stattlicher und bekommt die alte Rundung wieder.

Manchmal erscheint es dem Beschauer, als habe der eiserne Gitterspieß sich in die Rinde des Stammes gebohrt, als wolle dieser Feind bis ins Mark dringen. Im





Alter Baum, mit Gitter verwachsen.



Birke, mit Gitter verwachsen.



Gescheuerter Baum, der den Gitterfuß gesprengt hat.





Altes Gitter, das scheinbar den Baum anbohrt.

Laufe der Zeit kommt allerdings jene Spitze in den Splint hinein, indem die Stelle — wie oben geschildert — vernarbt.

So kommt es, daß ganze Eisenstäbe scheinbar durch den Stamm gestoßen sind und an einer Stelle wieder zutage treten, oder als ob das Eisenband den Baum angeschnitten hätte.

Abscheuerung und Vernarbung, Bildung der Überwallung mit Einschließung ganzer Gitterteile sind nicht allzuselten zu beobachten, sobald der Baum sich in aller Stille und Verborgenheit der Bezwingung seines Widerstandes widmen konnte.

Es kommt manchmal vor, daß große in den Baumstamm geschlagene Nägel in der geschilderten Weise vom Holze aufgenommen werden und vollkommen verschwinden. Wird dann der Stamm zur Verwertung als Nutzholz von der Kreissäge zerschnitten, dann kann dieses Werkzeug beim Berühren des Eisens großen Schaden leiden.

Die Bäume mit weichem Holz zeigen naturgemäß die tiefsten Wunden und dementsprechende dicke Vernarbungen; die Umwallung geht schneller vor sich als bei Harthölzern und läßt deshalb größere Wülste von merkwürdigen Formen sehen. Man meint, zuweilen eine sich stützende Faust, eine sich anklammernde Tatze, einen aufliegenden Ellenbogen oder ein mit dem Kinn aufliegendes Köpfchen vor sich zu sehen. — Oft splittert die Rinde ab, so beim Fliederbusch oder bei der Birke, und es bildet sich unter der alten Kruste, die noch lange Zeit dem Stamme treu bleibt, die neue Schale über dem Gewebspolster. Auch die Gestalt des Baumes muß in dem Kampfe verschiedene Veränderungen erfahren; starke Wunden werden Einfluß auf die Verästelung und die junge Krone haben. Nicht immer, ja selten wird die Pflanze zum Krüppel, da das Mark nicht in Mitleidenschaft gezogen wird; es dürfte darum die Ansicht kaum jemals zutreffen, daß der Baum „bis ins Mark von dem Feinde getroffen wird".



Ein scheinbar durchstoßener Baum.

Jedenfalls gehören die beschriebenen Erscheinungen zu den Merkwürdigkeiten im Leben der Hölzer. Boden hierfür bilden verwahrloste, umgitterte Grabstätten auf alten Friedhöfen oder mit Eisengitter umgebene, im Felde stehende Denkmäler. Hier läßt sich der Kampf in der Natur am besten beobachten.



Altes Eisengitter mit einem festverwachsenen Stamm.



Eisengitter, das den Stamm zu durchschneiden scheint.



Vielseitige Einschließung eines Eisengitters durch den verzweigten Stamm.



Ein Kriegergrab unter Blütenbäumen. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Carl Frantz.

Flandrische Stimmungen.

Von einem im Feld stehenden Offizier.

Ruinen-Frühling.

Das alte Wunder des Frühlings kann wundersamer auch von unseren Altvordern, den Dienern Ostaras, nicht empfunden sein als von den abertausend Deutschen in Flandern, Alten und Jungen.

Glücklich jetzt, wer im Schützengraben vor seinem Unterstand an sonnigem Fleck sich dehnen und wärmen darf; und träumen — träumen die alte Germanensehnsucht, die in ferne Lande und von dort stärker heimwärts treibt — träumend, Frühlings blaues Band wieder durch die Lüfte flattern zu sehen.

Glücklicher noch, wem kurze Tage der Ruhe im Rastort hinter der Front beschieden sind. Ihm offenbart sich das Wunder dieses Kriegsfrühlings am holdesten, denn sein größtes Wunder hat er an all diesen zerschossenen Orten vollbracht, die den kämpfenden Truppen als jämmerliches Ruheversteck dienen müssen.

Wo zerfetzte Dachsparren trostlos in grauen flandrischen Himmel ragten, wo Garten und Flur von Nässe und Unrat troff — da spannt sich jetzt lichte Bläue mit lachendem weißen Gewölk, und zartes Grün von Hecke und Baum überdeckt wie mit sorgsamer Hand die klaffenden Lücken im Gemäuer.

Wo nur ein Hang, ein sonniger Busch sich bietet, liegen zweie, die sich im Krieg Herzbruder geworden sind, still auf ihrer Decke, die Arme verschränkt mit einem Ausdruck von Frieden und lächelnder Verträumtheit, die Zeichen sind einer neuen quellenden Kraft für die Müdigkeit in Körper und Seele, die diese grauen, ereignisarmen Monate im flandrischen Schützengraben verschuldeten.

Lustig wirbelt der Rauch aus zerschossenem Gemäuer, Mundharmonika und Zupfgeige trällern ihre frohen Weisen und unterdrücktes Jauchzen spricht von deutscher Lust auch am fremden Frühling.

Wo sonst das ewige Surren unablässig kreisender feindlicher Flieger Worte des Unmuts den Lippen entpreßte — wo das nimmermüde Pfeifen deutscher Schrapnells gegen die zudringlichen Britenflieger Antwort dem brummenden Motor gab, dünkt ihnen jetzt das Nahen des geflügelten Spähers gleich dem schwerfälligen Gesums streichender Hummeln — wie ein Ton des Behagens, dem lustig pfeifend die deutschen Geschosse antworten, platzend wie mit schmunzelndem Paff einer großen Pfeife, die weißes Wölkchen ausstößt.

Und neue deutsche Lebenslust setzt sich in Tatkraft und nachbessernde Dankbarkeit um. Wo jetzt ein Grab zerzaust und schmucklos am Wege, in einer Kirchhofsecke steht — Kameradenhände fassen zu und setzen ein nickendes Frühlingsblümchen drauf: Primula veris, Himmelsschlüssel und Narzisse, den stillen Gärten entnommen, die unbekümmert um Menschenleid und Verkommenheit zu ihrer Zeit blühen. Wo Regen die flüchtige Inschrift rasch verwitterten Kreuzes fast verwusch — treue Augen späterer Kameraden entziffern Name und Truppenteil. Bald prangt ein neues, wohlbemaltes und dauerhafteres Kreuz auf der Ehrenstätte.

Wo nur ein Fluß, ein ansehnlicher Bach munter des Weges zieht, hocken reglose Angler in Feldgrau am Rand, treibt ein altes Boot mit lustigen Offizieren im losen Wind. Selbst der Granatenlöcher gähnender Schlund — des Frühlings liebliche Kinder säumen ihn zag: Gänseblümchen, Kuh- und Hundeblume, die sich vertraut zunicken. Tief auf dem Grunde aber, wo das letzte Wasser sich noch hält, spiegelt sich des Himmels Bläue wider in der kristallklar gewordenen Flut.

Die Fenster auf — die Herzen auf!

Die Fenster — ach, die stehen dem Frühling allenthalb offen, seit hier der Krieg einbrach. Aber das Herz, das deutsche Herz, das öffnet seine Pforten weit dem erlösenden Frühling des Kriegsjahres.

Thalatta, Thalatta!

Hei Sturmgeselle, Freund unserer wilden Nächte vom Kriegsoktober zum mürrischen Märzen — wie bist du sanft und uns geneigt geworden! Wir haben dich geschmäht in den mondlosen, endlos langen Nächten, die unser Auge nicht durchspähen, unser Ohr nicht durchlauschen konnte. Du schobst uns Wolke über Wolke vor, schwärzer und dräuender eine als die andere, so als wolltest du denen helfen, wider die wir auf der Wacht sind. Von Nord kamst du ja und von West, woher die fremden Scharen mit den Tellermützen gezogen waren, Eroberer, Tyrannen des Landes, dem sie gut Freund vorspiegeln. Britischer Wind — dich haßten wir.

Jetzt aber — wie steht sich's gut auf Wacht ums Morgendämmern, wenn du Frau Sonne hilfst, die letzten dünnen Schleier vom rosigen Antlitz zu ziehen und der schlafenden Flur den letzten Schlaf abzuschütteln.

Manch deutschem Wachtposten hier oben, der in solch stiller Morgenfrühe, wechselnder Empfindungen voll, hinter seiner Brustwehr steht, entführt dein frischer Hauch die Seele in Ferne und Vergangenheit. Manch Träumer steht hier oben auf flandrischer Wacht, der lang schon oder kürzlich noch die Schulbank gelahrter Anstalt geziert. Des Unbewußten viel lag in seiner Seele verborgen, vom Schutt drückender Tage und lastender Eindrücke übergroßer, überharter Zeit beschwert. Das fegst du ihm nun weg, flandrischer Küstenwind in schweigender Frühe. Und uralte Sehnsucht, altes Erinnern an junges Erleben gleitet durch die blanke Seelenpforte.

Thalatta! Thalatta! Meerwind von West und Nord, dich grüßen wir. Sturmwind der Friesen und Wikinger, der zur Meerfahrt im Frühling rief, sei unser Gesell! Wie einst der todesmutigen Scharen Xenophons Begleiter durch fremdes, feindliches Land, trägst du auch uns den belebenden Hauch des Meeres zu, der unsere Pulse heller schlagen, unser Auge freudiger blinken läßt. Führe auch uns, du Starker, hin zu den ersehnten Küsten in West und Nord, daß endlich Friede und Heimkehr werde. Dich grüßen wir, unendliches Meer, Nachfahren wir uralten Geschlechts.

Barbaren.

In der Morgenfrühe entdeckte der Offizier, der mit seinem Zuge als Reserve in meiner zerstörten Ferme ein paar hundert Meter hinter dem Gefechtsschützengraben genächtigt hatte, daß ihm eine schön gebratene Lende gestohlen sei. Da er unter drei Tagen nicht wieder zu so einem seltenen Stück Fleisch kam, geriet er in begreifliche Erregung und ordnete nach ergebnisloser Durchsuchung des Kellers, der ihm zur Lagerstatt diente, ein strenges Verhör in seinem Zuge an. Er konnte nicht glauben, daß einer seiner Leute sich den Schlaf seines Offiziers zunutze gemacht hätte und in den Keller geschlichen sei, der nur zur Erstattung dienstlicher Meldungen oder vom Burschen betreten ward. Allerdings hatte eine Gruppe vor Tagesanbruch alten Schutt vor dem Keller weggeräumt, der übel zu riechen begann. Dies mußte immerhin weiteren Anlaß zum Verdacht geben, und der bittere Argwohn blieb, als nach den entrüsteten Versicherungen der Mannschaften die Angelegenheit auf einen toten Punkt zu kommen oder heikel zu werden drohte.

Da entdeckte ein Kamerad, dem der Vorfall mit Unmut erzählt ward, auf den in der Hast des Durchsuchens beiseite geschobenen Zeitungen, die am Abend der betroffene Offizier vor dem Schlafengehen sorglich gefaltet sich für den folgenden Tag zum Lesen zurechtgelegt hatte, Schmutzspuren von Tierpfoten. Triumphierend schlug er mit der Hand drauf: „Siehst du! Mein Verdacht! Du lachtest mich mit meiner Ansicht aus: Keine Ratte vermöchte so ein Stück Fleisch vom Tisch zu ziehen und fortzuschleppen. Ein Vierbeiner mit langem Schwanz und Krallen ist's aber doch gewesen. Ei da hätten wir ja den Dieb — meine Freundin, die spindeldürre, ewig miauende Katze, die sich wie ein Spuk hier ständig herumtreibt und keiner Gewalt von feindlicher Soldateska und Kanonen gewichen ist. Diesmal kriegt sie aber den Fangschuß."

„Ich bitte den Sünder noch einmal frei," versetzte der andere, der sich inzwischen von dem Vorhandensein untrüglicher Spuren von schmutzigen Katzenpfoten überzeugt hatte. „So ein armes, verhungertes Kätzchen! Möge es sich an der Lende nicht übernommen haben."

„Na ja!" brummte der Kamerad. „So ist's halt für die Katz! Du gutmütiger Kerl!"

„Hättest du sie denn wirklich erschossen?" forschte der Leutnant.

„Nein" — gestand der andere zögernd.

Eine Kriegsfahrt durch Kleinasien.

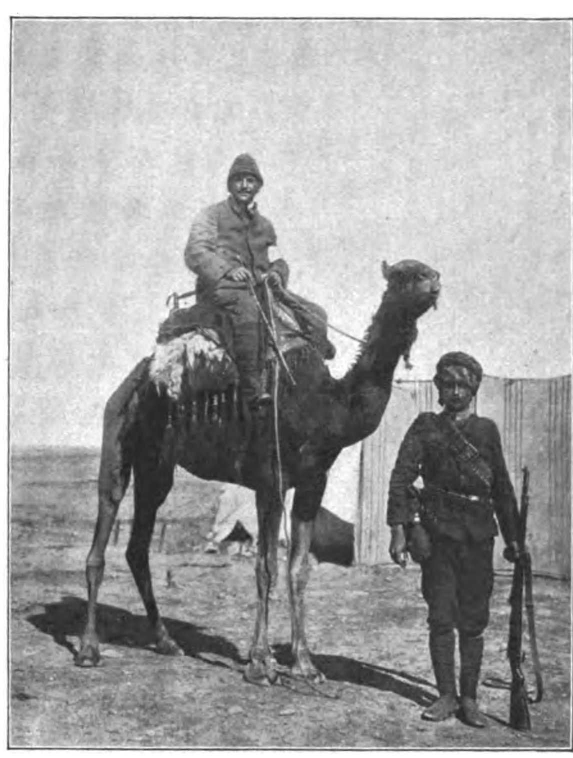
Erlebnisse auf dem türkischen Kriegsschauplatz. Von Gustav Halm.

Wenn wir in unseren Zeitungen Berichte von den Kämpfen unserer türkischen Bundesgenossen lesen, so machen sich wohl die wenigsten eine wirkliche Vorstellung von der ungeheuren Kraftprobe, die das Osmanenreich da gibt. Denn es existiert nicht, wie bei uns, ein ausgedehntes Netz von Schienen, auf dessen gleißender Bahn in donnernden Zügen unendliches Material in wenig Stunden hinausgeschleudert werden kann; manches ist noch, wie es bei uns zu der Großeltern Zeit gewesen, und es ist erstaunlich, mit welcher Zähigkeit und Energie an der Überbrückung dieser Mängel gearbeitet wurde — und wie man in der Tat mit ihnen fertig geworden ist.

Als Mitglied einer Lazarettexpedition habe ich den Weg von der Hauptstadt Konstantinopel bis zum Hauptquartier der 4. (Suez-)Armee, Jerusalem, zurückgelegt. Die Schiffahrtsverbindung ist selbstverständlich unterbrochen. Die Bahnlinie über Alexandrette haben die Engländer bei einer völkerrechtswidrigen Beschießung zerstört. Nur ein Weg nach dem Süden blieb offen, und auf ihm bewältigte die Armeeleitung die ungeheuren Truppentransporte, Munitions- und Materialnachschübe. Wie der Weg in den Wintermonaten beschaffen und was alles zu überwinden war, das haben wir mit eigenen Augen und mit restloser Bewunderung gesehen.

Am 22. Januar früh verließen wir die Kopfstation der Anatolischen Bahn, Haidar-Pascha, und fuhren ahnungslos der Zukunft entgegen. Ahnungslos darum, weil wir uns behaglich in die Polster des Wagens eingebettet hatten, noch ganz von dem Traum der Zivilisation umfangen, nicht wissend, was der Weg uns weiterhin bringen würde! Zweieinhalb Tage flogen wir im Zuge durch die Steppen und Steinwüsten Anatoliens. Dann schob sich der erste

Riegel quer über den Weg, die Berge des Taurus. In Bozanti, dem ganz tirolerisch anmutenden Gebirgsdorf am Endpunkte der Bahn, mußten wir drei Tage warten, bis die nötige Zahl von Lasttieren für die vielen Ballen unseres Gepäcks zusammen war. Am 27., dem Geburtstag des Kaisers, fuhren wir in dreispännigen Wagen über das Gebirge. Es war ein kalter unbehaglicher Regentag, die Gletscher und schroffen Wände der sonst so köstlichen Gebirgspässe vom Nebel verhangen; dazu kam der für Europäer höchst zweifelhafte Genuß, zu dreien langgestreckt auf dem Bretterboden des Wagens, einer sogen. Jailie, liegen zu müssen. Der erste Teil des Weges mochte noch angehn. Aber die zweite Hälfte war fürchterlich. Der Regen hatte die Steinrippen des Bodens bloßgewaschen, und der Wagen tanzte und holperte am Abhang entlang. Grinsend zeigte der Kutscher mit dem Peitschenstiel in die Tiefe: „Seht ihr, da ist vor 14 Tagen der Ahmed aus Osmanieh mit seinem Wagen heruntergefallen — und die Räder, die da liegen, sind vom Jussuf aus Gülek. Er selbst ist tot geblieben ...“ Wahrlich ein Genuß!



Der deutsche Kriegsphotograph Frankl, Mitarbeiter unserer Zeitschrift, auf dem türkischen Kriegsschauplatz in Kleinasien. Rechts von ihm sein Begleiter, ein Senussikrieger mit der üblichen Kopfbedeckung, zwei aus Kamelhaar geflochtenen Ringen, die kein Säbelhieb zu durchdringen vermag.

Daß auch für Militärtransporte hier mannigfache Schwierigkeiten vorlagen, bewiesen die massenhaft verstreuten Kamellasten, die man den erschöpften Tieren hatte abnehmen und einfach liegen lassen müssen: Kupferplatten, Kisten, Fässer. Trotzdem gemahnte hin und wieder der blutige Kadaver oder das bleichende Gerippe eines Kamels daran, daß auch das nicht immer geholfen hatte.

Diese Fahrt über den Taurus dauerte elf Stunden, doch bewältigt eine Kamelkarawane den Weg nicht in so kurzer Zeit: zwei Tage sind jedesmal dafür vonnöten.

Wir hatten das Glück, noch am selben Abend von Gülek aus über Adana mit

Rote Halbmond-Karawane auf dem Zug durch Syrien. Phot. Frankl.



Türkische Proviantkolonne und ein Transport des Roten Halbmonds auf dem Marsch durch Syrien. Phot. Frankl.

der Bahn bis Osmanieh fahren zu können. Am 28. Januar früh sahen wir die schwarzen Berge des Gjaur-Dagh vor uns liegen, und zu ihren Füßen, langgestreckt und von silberweiß in der Sonne glänzenden Pappeln der Gebirgslinie eingefaßt, das Dorf. Auf Ochsenkarren war unser großes Gepäck bereits vorausgegangen, bis aber alles verladen war und außer 20 Lastkamelen noch 75 Last- und Reittiere beisammen waren, brach der Abend herein. Zum Glück schien der Mond, so daß wir in Ruhe die Wanderung antreten konnten. Aber was für ein Weg erwartete uns! Ein breites, von Tausenden von Menschen, Tieren und Wagen zerstampftes, zerrädertes Schlammfeld, stundenweit gedehnt, zäher, schwarzer Morast, dazu ständig niederrieselnder Regen, und nichts zu hören, als das Rauschen eines Stromes, hin und wieder das abscheuliche Gekläff eines Schakals oder einer Hyäne und das ermunternde „Yallah“ (Vorwärts!) unserer Führer oder das beschwichtigende „Yawahsch, yawahsch!“ (Langsam!) der Treiber. Vor uns die lange Reihe der grotesken, vom Mondlicht toll verzerrten Gestalten der schwankenden Kamele, unter uns der gierig schmatzende und jappsende Morast, über uns der Regenhimmel mit dem silbernen Mondschein.

Es war eine Erlösung, nach 16 Stunden den harten, hölzernen Sattel mit Vorder- und Rückenlehne verlassen zu können. Menschen wie Tiere verlangten nach Ruhe, die uns denn auch in Hassan-Beylik zuteil wurde. Aber es folgten noch drei ähnliche Tage auf Wegen, die an die Pferde und Kamele die höchsten Anforderungen stellten: Bald durch ein Meer von rotem Ziegelschlamm, bald einen steilen Gebirgspfad hinauf oder am schroffen Hang in Zickzackpfaden hinunter, bald durch die endlos weite Steppe von Islahie mit ihrem tiefen Moor und ihren gierig haschenden Dornen — oder über einen Pfad, bei dem Steinstufen und knietiefe Löcher voll Wasser miteinander wechselten, in denen die Tiere tastend ihren Weg erst suchen mußten. Und auf solchen Wegen trafen wir Kanonen, Kruppsche Haubitzen, die von Büffelochsen durch Schlamm und Bäche geschleppt wurden und trotz aller Mühen wenige Tage nach uns ihr Ziel erreichten!

Am 1. Februar hatten wir's geschafft! Gjaur-Dagh und Amanus lagen hinter uns. Und es mag wohl das letztemal gewesen sein, daß auf so grundlosen Wegen ein Transport zur Armee geschafft werden mußte. Denn mit dem anbrechenden Frühling ließ Djemal-Pascha, der Oberstkommandierende der Südarmee, die Wegearbeit energisch in Angriff nehmen, und 8000 Mann unter persönlicher Beaufsichtigung durch die Kaimakams (Landräte) schufen in kurzer Zeit die wahrhaft bewundernswerte Arbeit, aus jenen Sumpfstrecken tadellose Wege zu machen, auf denen bis zur Vollendung der allenthalben im Bau befindlichen Bahn und ihrer Tunnels alles notwendige Material ohne zu große Mühe beschafft werden kann.

Wir waren damit noch nicht am Ende unserer Tour. Bald hier, bald da gab es längere Aufenthalte. Erst am 22. Februar, einen Monat nach der Ausreise von Konstantinopel, trugen uns ein paar Jailien von Nablus nach Jerusalem, wieder eine Tagesfahrt auf einem herrlichen Weg. Der Tag wäre restlos schön gewesen, wenn nicht die üblichen Radbrüche und andere dergleichen Kleinigkeiten vorgekommen wären. Aber daß wir unser vorläufiges Reiseziel erreicht hatten, das war die Hauptsache. Hinter uns lag der Weg, der, statt eine Anklage gegen vergangene Zeiten schlimmer Wirtschaft zu sein, zu einem Ruhm für die Kriegstüchtigkeit und die Energie des türkischen Volkes, des türkischen Heeres geworden war.



Der Neue.



Skizze von Fritz Müller.

Als ich ihn das erstemal sah, war er noch nicht der Neue. Aber auch der Alte war er nicht mehr. Er befand sich in einem Übergangszustand. Der Krieg war schuld daran. Der hatte ihm seine kleine Stellung in einer Fabrik glatt und sauber zugeschüttet. Nach was anderem sich umsehen, hieß es.

Und dieses andere besprach er jetzt mit einem Freunde im „Augustiner". Sie sprachen laut und langsam an ihrem Ecktisch. Ich mußte alles hören, ob ich wollte oder nicht.

„Weißt, ich hab' mich zuerst als Freiwilliger melden woll'n. Aber ich hab' g'hört, da ist erst später wieder Aussicht, jetzt hab'ns mehr als g'nug. Und da denk' ich mir also, irgendwo anders könntens mich auch brauch'n — vielleicht weißt du eine Lucken, wo ich einrucken könnt'?"

Der andere sah ihn prüfend an: „A Luck'n, sagst? Hm ja, hm ja." Er nahm eine umständliche Prise. „Also dös kommt darauf an, ob du noch net z'alt bist."

„Fünfunddreißig halt, fünfunddreißig."

„Hm, fünfunddreißig laß ich mir g'fall'n. Is besser als dreiafufz'g."

„Ja, um achtzehn besser."

„Um achtzehn? Also rechnen kannst a, desto besser. Jetzt fragt sich noch: kennst dich aus in der Stadt?"

„Wie in meiner Hosentasch'n."

„Und wie steht's mit der Geduld?"

„Ob ich Geduld hab'? Geduld wie Heu, nur a bisserl länger."

„Also nacha is guat — dann kann's gar net fehl'n, daß d' die Stell' kriegst — prost, Peter."

Drei Tage drauf fahre ich in der Straßenbahn. Wen sehe ich? Den Peter in der Uniform der Straßenbahner. Ein nigelnagelneuer Straßenbahnschaffner war der Peter geworden. Und neben ihm stand ein alter und lernte ihn ein.

Das war nicht so leicht. Einen Fahrkartenblock hatte der Peter in die Hand bekommen und einen Bleistift dazu. So, jetzt los! Der Peter fühlte sich an ein eingestiegenes Fräulein hingeschoben.

„Wohin wünschen Sie zu fahren, bitte, Fräulein?" sagte der Peter seltsam liebenswürdig und ein wenig zitterig. Der Alte hinterm Peter runzelte die Stirne.

„Wohin? is Sach' gnua," brummte er, „für solche lange Sätz' ham S' auf dera Linie kei' Zeit, da muß 's g'schwind gehn, verstehn S'?"

„Also wohin?" fragte der Neue das Fräulein wieder.

Das Fräulein lispelte etwas Unverständliches.

„Wie, bitte?" fragte der Peter.

„Georgenstraße," belehrte der Alte, „dös könnt' ma' do' wiss'n, wo das Fräulein jeden Tag zweimal dahinausfahrt." Der Peter hätte sagen können, daß er das am ersten Tage seines Übungsdienstes unmöglich wissen konnte. Aber er schwieg. Es wären zu lange Sätz' geworden. Ungewiß fingerte er auf seinem Block mit den gelben, weißen, roten Scheinen herum.

„Einen Zwanz'ger!" sagte der Alte, halb ungeduldig und halb väterlich. Der Peter riß einen roten Zwanzigpfennigschein ab. Ein Stück von einem anderen ging mit.

„Dss, dss, dss," machte der Alte verdrießlich mit der Zunge gegen den Gaumen. Da ging auch noch ein Stück vom übernächsten Scheine mit.

„Dss, dss, dss — passen S' halt besser auf — dss, dss, dss — so, jetzt schreib'n S'!"

Peters Bleistift machte fahrige Bewegungen über dem Schein, vorerst in der Luft.

„So schreib'n S' doch amal in Gotts Namen, es is ja ganz einfach — kommen S' her, i' mach's Eahna no' amal vor."

Und dann machte der Alte „einfach" einen Strich durch die Zahl 2 in der ersten fetten Zahlenreihe, einen Strich durch die Zahl 5 der zweiten dünnen Zahlenreihe, zwei Striche durch die dicken Zahlen 1 und 0 und 6 der doppeltfetten, feierlich umrahmten zwei Zahlenreihen, und dann noch einen Haken und ein Kreuz in die beiden letzten Zahlenreihen, worauf er den Schein umdrehte und in ein geheimes abgeschrägtes Dreieck über den kabbalistischen Zeichen FF 30 868. 4. 5. 1. die Bleistiftzahl 13 eintrug und doppelt unterstrich.

„So," sagte er wieder väterlich und hielt's dem Neuen scharf unter die Nase, „so, dös is ganz einfach, ham Sie's verstand'n?" Der Neue nickte krampfhaft. Das Fräulein schaute mitleidig. Die anderen Fahrgäste schmunzelten offen oder hinter der Zeitung oder in ein Buch hinein.

„Adalbertstraße!" rief der Alte. Ein Fahrgast stieg sehr eilig aus. Er hatte die Einlernung benützt, um seine vier Stationen „schwarz" zu fahren.

Der Neue versuchte die Haltestellepflichten auszuüben. „Halt, erst aussteigen lassen!" schrie er gegen die Einsteigenden.

„Was woll'n S' denn, es steigt ja gar niemand aus," brummte der Alte.

„Soso," sagte der Neue kleinlaut. Er sah trübselig aus. Es mußte eine Ahnung über ihn gekommen sein, wieviel schöner es war, in der Straßenbahn zu fahren, als andere darin fahren zu lassen.

Der nächste Fahrgast verlangte: „Gradaus, zehn!" Der Neue erheiterte sich ein wenig. Gott sei Dank, der kriegte nur ein Gelbes ohne alle Bleistiftzeichen.

„Halt," brummte der Alte, „die Eck'n müssen S' no' abreiß'n vom Billettl, dss, dss, dss."

„Ja so, ja so." Ach, sogar die Gelben hatten ihre Fallen. Er redete den nächsten Fahrgast an: „Vielleicht auch gradaus, zehn?" Aber



Der Fahnenträger. Kriegsporzellan von Martin Wiegand, München.

dieser Fahrgast tat ihm den Gefallen nicht. Er verlangte einen weißen Umsteigeschein zu sehn. Der Bleistift kritzelte.

„Dss, dss, dss," machte der Alte wiederholt, indem er jedem Strich des Neuen argwöhnischen Auges folgte. Dann tat er einen Blick rundum im Wagen: Seht ihr jetzt, Leute, was für ein schwieriges und verantwortungsreiches Amt ein Straßenbahnschaffner hat, ja ja, man hat's nicht leicht — gar, wenn man einen Neuen einlernt.

Ein kritischer Fahrgast schien sich darüber zu ärgern. „Nun," sagte er zu dem Alten, „Sie brauchen gar nicht immer ‚Dss dss' zu machen — Ihnen wird's auch nicht anders gegangen sein, wie Sie einmal eingelernt worden sind."

Der Neue strahlte. Der Wagen lächelte. Der Alte schleuderte Blitze: „I? I bin überhaupts net eing'lernt word'n!" sagte er wütend.

„Aha, da sind Sie also schon mit einem Fahrkartenblock auf die Welt gekommen, wie?"

Da beschloß der Alte, diesen Fahrgast als Luft zu behandeln. Und zu dem Neuen wandte er sich belehrend: „Ja, und was ich Ihnen noch sagen möcht': Lassen Sie sich in keine Unterhaltung ein mit die Fahrgäst' — da sind oft Leut' darunter, Leut', sag' ich Ihnen!" Er machte eine Handbewegung. Die gesammelten Erfahrungen von fünfzehn Straßenbahnschaffnerjahren lagen in dieser Handbewegung.

Inzwischen hatte der Neue weiter bedient. Gott sei Dank, es waren fünf Fahrgäste hintereinander mit „Gradaus, zehn, bitte". Schon begann er ein wenig unbefangen zu tun, weil keine ewige Kontrolle auf seinen Fingern brannte und kein „Dss, dss, dss" hinter seinem Rücken zischte. Fast hätte er sich in seinem Reich gefühlt, aber da hatte er vergessen, wer schon bedient war und wer noch nicht.

„Durch den Wagen gehen! Fragen!" flüsterte der Alte. Und der Neue ging durch den Wagen, wagte den Leuten kaum ins Gesicht zu sehen, und sagte nur immerzu leiernd und im Tonfall des Alten:

„Fahrscheine! Ist noch jemand ohne Fahrschein? — Fahrscheine! Ist noch jemand ohne Fahrschein?". Man lächelte. Niemand meldete sich.

„Fahrscheine! Ist noch jemand ohne Fahrscheine?" sagte der Neue verzweifelt in eine Ecke hinein, wo schon seit einer halben Ewigkeit die „erledigten" Leute saßen.

„Erzgießereistraße!" schrie der Alte. Der Neue schnaufte für eine Zehntelminute erlöst auf. Er stand mit einem gefrorenen Lächeln da und schien an etwas zu denken. Vielleicht an die Unterredung mit seinem Freunde im „Augustiner": „Also Geduld hast a, Peter — nacha kann's dir gar net fehl'n, daß d' die Stell' kriegst — prost Peter!" Sein Gesicht verdüsterte sich wieder: „Ja ja, prost Peter..." Sein künftiges Leben stand vor ihm als eine ununterbrochene Fahrt auf dieser Linie, mit ewigem „Wohin, bitte?", mit vertrackten Zahlenreihen auf verwickelten Umsteigescheinen, mit durchstrichenen mageren Zahlen, durchstrichenen halbfetten Zahlen, durchstrichenen ganzfetten Zahlen, mit „Fahrschein! Wer ist noch ohne Fahrschein, bitte?" mit „Leut' gibt's oft auf dera Linie, Leut', sag' ich Ihnen . . ."

„Was is denn, warum läuten S' denn net ab?" brummte der Alte, „der Wag'n steht jetzt scho' a halbe Stund' auf dem Fleck und rührt si' net — Sie, Neuer, ham S' g'hört?"

„Ja so, ja so." Eilig zog er an der Leine. Dann gab es wieder Umsteigscheine, weiße, rote, mit der Unmenge Striche. Ach, wenn nur nicht diese verflixten Umsteigescheine gewesen wären, dann hätte er sich vielleicht doch noch daran gewöhnt.

„Es ist kein Wunder," sagte der Kritische wieder laut, „kein Wunder, daß sich so wenig Leute zum Straßenbahndienst melden."

„Warum?" fragte ein Nachbar.

„Weil einer ja närrisch werden könnte mit der blödsinnigen Schreiberei auf den Umsteigkarten. Als ob das nicht ohne diese Bleistiftfuchserei auch ginge."

Der ganze Wagen nickte. Der Junge nickte mit. Der Alte wurde krebsrot. Zu einer donnernden Gegenäußerung holte er aus. Aber da erstarb ihm das Wort auf der Lippe: ein finsterer Mann war aufgestiegen — der Kontrolleur.

Der ganze Wagen erschrak. Die Fahrgäste kauften sich mit eiligem Scheine-Ausstrecken von dem finsteren Mann los. Der prüfte haarscharf und mit zusammengekniffenen Augen alle die vielen Bleistiftstriche auf den weißen und den roten Scheinen, prüfte die abgerissenen Ecken der gelben, die durchgerissenen Hälften der Umsteigescheine, die verschiedenen Sorten von Abonnementskarten. Zweimal hatte der Alte schon die Hand grüßend an die Mütze gelegt. Der Finstere sah ihn kaum. Und an dem Neuen ging er vollends vorbei, als sei er wesenloser Schaum. Dann streckte er die Hand aus. Der Alte legte ihm eilfertig ein Buch mit Blättern in die Hand. Darin wimmelte es von aufgeschriebenen Fahrscheinserien, von Haken, Kreuzen und Kolonnen. Den Neuen schüttelte es: was, diese komplizierten Zahlenheere waren auch noch nötig auf dieser gesegneten Linie? Eintrag von Stunden und Minuten? Kontrolle, und Kontrolle der Kontrolle? Und ihm hatte man gesagt, es sei ganz einfach: man teile Scheine aus — und dankt gut. Ja, prost, Peter . . .

Finster wie Dschingis Khan hatte der Kontrolleur seinen wertlosen Kontrollgang beendet und verschwand ohne Gruß und ungegrüßt.

„Fahrscheine! Wer ist noch ohne Fahrschein, bitte? — Fahrscheine! Wer ist noch ohne Fahrschein, bitte?" . . . Wieder starrte er geistesabwesend in die Ecke der längst „Erledigten". Er tat mir leid, der Neue. So gerne hätte ich ihm helfen mögen . . .

Nun, er hat sich selbst geholfen, der Neue. Am übernächsten Tage saß er wieder mit seinem Freunde mir gegenüber im „Augustiner". Er sah ganz fröhlich aus ohne Block und Bleistift.

„Na na, mei' Liaber," sagte er, „mit der Trambahn hast mi' grad halbert — mir kann die Linie 4 auf'm Buckel 'naussteig'n — ich fahr' bald mit ara neuen Linie nach Frankreich oder Rußland."

„Ja, hams dich denn —"

„Freilich hams mich als Freiwilligen ang'nommen — heut' früh hams mich eing'schrieb'n auf'm Generalkommando — grad mit halbert so viele Strich', mei' Liaber, als wie auf'n Umsteigbillettl von der Erzgießereistraß' nach'm Marienplatz — und übermorg'n muß ich einruck'n in die Luck'n — die g'fallt mir fei' scho' besser, als die ander' — Herrgott bin i' froh —"

„Nun, weißt, bequemer und ung'fährlicher hättst du's schon auf der Linie 4 g'habt, als in Frankreich oder Rußland."

„Dös kommt auf'n G'schmack an — i g'hör jetzt amal zu dene, die die Umsteigbillettln für die Franzos'n und die Russ'n lieber mit einem Strich schreib'n — weißt scho': mit dem eisernen Bleistift, den wo ma' auf's G'wehr 'nausteckt."

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XVIII. Notturno von Santa Maria di Leuca.

Nachrichten vom südlichen Kriegsschauplatz, genauer gesagt, unseren südlichen Kriegsschauplätzen, sind in den letzten Monaten immer spärlicher geworden. Sie beschränkten sich auf Meldungen von Artillerieduellen an Save und Drina, die einigen Blättern der Entente die Druckerschwärze für fette Titelüberschriften geliefert haben dürften. Im ganzen sind die Serben aber recht bescheiden geworden und ließen sich's an der tapferen Beschießung kleiner, offener Grenzorte genügen. Montenegriner, die sich ein wenig zu weit vorgewagt hatten, sind mit blutigen Köpfen heimgeschickt worden. Dann gibt es wohl noch so etwas wie einen Krieg in der Adria. Aber die dort detachierten 17 französischen und 12 englischen Panzerkreuzer können sich schon lange nicht mehr entschließen, den Frühling über den blauen Wassern durch ein einziges Pulverwölkchen zu trüben. An der ruhmreichen Dardanellenaktion sind sie unbeteiligt geblieben, und so erledigt sich die Aufgabe dieser ruheliebenden Schlachtflotte mit der Sperrung der Straße von Otranto.

Und inzwischen freuen sich unsere Dalmatiner ihres sommerhaften Frühlings, sie sahen ihre Mandeln und Pfirsiche blühen und verblühen, und nun blühen schon Magnolie und Oleander, der spätknospende Weinstock belaubt sich, man sitzt und sonnt sich auf dem Stradone, und die südliche Sonne wärmt die kühlen Steinplätze von Ragusa und der Diokletianischen Märchenstadt.

Nachrichten vom südlichen Kriegsschauplatz sind in der letzten Zeit spärlich geworden . . .

Bei solcher Ereignislosigkeit ist es am Ende zu verstehen, daß sich die Mannschaft des „Léon Gambetta" eines ausgezeichneten Schlafes erfreute. Der französische Panzerkreuzer hatte die Aufgabe, den zwischen Korfu und Brindisi segelnden Fischerbooten das Leben schwer zu machen und die Straße von Otranto zu ‚überwachen'. Er wachte also, natürlich bei Tage. Nächtlicherweile ruhte man gewissenhaft von der täglichen Untätigkeit aus, so gewissenhaft, daß es einiger Torpedotreffer bedurfte, den schlafenden „Léon Gambetta" zu wecken.



Linienschiffsleutnant Georg Ritter v. Trapp, der heldenmütige Führer des österreichisch-ungarischen Unterseebootes U 5, das an der Südküste Italiens den französischen Panzerkreuzer „Léon Gambetta" versenkte und von Kaiser Franz Joseph durch das Ritterkreuz des Leopold-Ordens mit der Kriegsdekoration, von Kaiser Wilhelm durch das Eiserne Kreuz zweiter und erster Klasse ausgezeichnet wurde. Der wackere Marineoffizier, der 1880 in Triest geboren wurde und 1894 in die dortige Marineakademie eintrat, ist mit Agathe Whitehead, einer Nachkommin des berühmten Torpedoerfinders, verheiratet, und ein Whitehead-Torpedo war es auch, mit dem er den französischen Panzer in Grund bohrte. Trapps Name und seine Heldentat treten Weddigens Taten würdig zur Seite.

Der ihn weckte, noch ehe die Kränze um Weddigens Andenken verwelkt waren, ist der österreichische Schiffsleutnant Ritter v. Trapp, Kommandant unseres U 5. Wieder einmal hatte die Maus mit dem Elefanten angebunden. Ein kleines, tückisches, unhörbar heranpirschendes Ding fiel den schlafenden Riesen an. Auf dem nahen italienischen Festland schlug die Glocke des Felsenkirchleins Mitternacht. Santa Maria de Finibus thront dort auf dem Gnadenaltar. In Sturmnächten zünden die Fischersfrauen dort ihre Kerzen an. Blumen, das wundertätige Bild zu bekränzen, gibt es ja kaum in den Kalkfelsen dieser steil abstürzenden Ufer.

Über diese Ufer streute der Frühlingsvollmond sein bleiches Silber, kaum bewegt schien die See und fern steuerte der französische Koloß mit seinen sorglos, allzu sorglos gedrosselten 30000 Pferdestärken durch die Nacht, die seine letzte werden sollte. Seine Lichter waren gelöscht, die Scheinwerfer abgeblendet, über 600 Mann schliefen zwischen den eisernen Rippen des wehrhaften und trägen Ungetüms. Die wenigen aber, die ihren Posten für die Nacht bezogen hatten . . . sahen nichts. Nicht die feine, im Mondsilber verräterisch aufblitzende Wellenfurche, die das Periskop eines anschleichenden Unterseebootes hinter sich herschleift; und auch das leise Trommeln der Bootsschrauben, das manches bedrohte Riesenschiff noch rechtzeitig zu warnen vermochte, hörte kein Ohr auf dem „Léon Gambetta". Er lag, schlief, träumte im fremden Meere von Frankreichs gesegneten Fluren, und wo ein Mann in der engen Schiffskoje wachend lag, dachte er an alles andere als daran, daß eine sich bäumende Nußschale den Tod in diese eisengerüstete Idylle senden würde.

Pünktlich holte dieser Tod mit seiner Sense aus. Ein ungeheurer Knall erschüttert die Nachtstille, pflanzt sich rollend über

die silberbeschienenen Wasser zum Felsenufer hinüber. Dort sieht man die wenigen Lichter des Panzerkolosses verlöschen, atemlos starrt und horcht die Bedienungsmannschaft des italienischen Leuchtturmes in die See hinaus, da donnert auch schon der zweite Schuß heran und schrill klingen jetzt auf San Maria di Leuca die Alarmglocken. Menschen sind in Todesnot, Fischerbarken werden von Schlaftrunkenen aus ihren Ketten gelöst; Torpedoboote, in Eile klar gemacht, prusten fort und stürmen durch die aufheulende See, die Glocke des Wallfahrtskirchleins wimmert in die Nacht, und die Weiber und Buben am Strande — die Männer sind alle hinaus, zu helfen, zu retten — horchen bang auf das klagende Läuten: wieviel abscheidenden Seelen mag es dort draußen klingen! Siebenhundert kämpfen in dem scheußlichen Wellentrichter, zu dem das sinkende Schiff die See aufgefurcht hat. Kaum einer von den Hunderten, die sich mit versagenden Händen an eine treibende Planke klammern, ahnt auch nur, was geschehen ist. Tosend riß ihr schlafendes Schiff auseinander, ein ungeheurer Ruck schüttelte die Träumer von ihren Pritschen, angstvoll starren sie in die Dunkelheit, halb begreifend kämpfen sie sich zum Verdeck empor, kämpfen erbittert um heruntergelassene Rettungsboote, werfen sich kopfüber vom sinkenden Schiff in die Flut, die vielleicht barmherziger sein wird. Mit einer schwarzen Traube von Menschen rudert ein Schifflein aus dem Umkreis des Verderbens, der Felsenküste entgegen, wo das Zügenglöckchen läutet, immerzu, in jammernden, heulenden Stößen läutet, wo Menschen in schweigender Angst stehen, und steil gebäumt nun, mit der dreifarbigen Flagge des Königreichs am Bug, das erste italienische Torpedoboot rettend heranbraust.

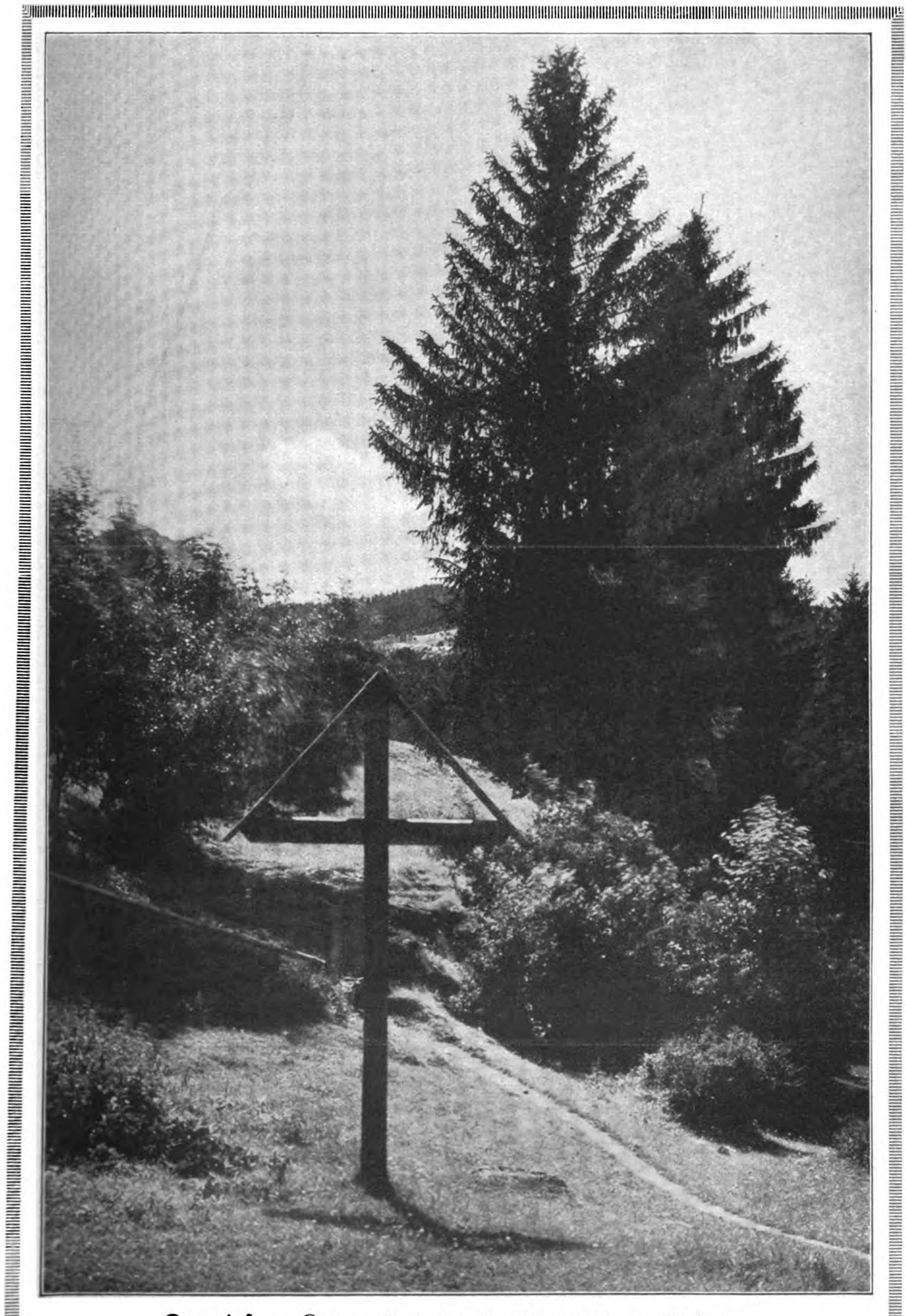
Einhundertsechsunddreißig Matrosen des „Léon Gambetta" werden an Land gebracht, in Fiebern und Krämpfen liegen sie auf schnell aufgeschüttetem Stroh. Die Bewohner der armen Küste schleppen Tücher, Polster herbei, trockene Kleider, Weiberschürzen, Seemannsjacken. Die Glocke von Santa Maria di Leuca ist verstummt. Draußen in der See furchen rastlos die italienischen Schiffe und Barken, aber keine Hand reckt sich mehr hilfeheischend über die treibenden Planken, kein irrsinniger Schrei erschüttert die Stille der Mondnacht. Der von einem Unterseeboot angefallene Kreuzer ruht am Grunde des Meeres und begrub an 600 Mann in seinem stählernen Sarg.

Über dem Schrecken dieses Nachtstückes aber loht in blutroten Flammen, erbarmungslos, das Wort: Krieg. Menschliches Mitgefühl muß schweigen vor der bitteren Notwendigkeit eines Handwerks, das uns aufgezwungen wurde. In solchen Schreckensnächten schlägt der Lorbeer, den wir ums Haupt unserer Helden winden, seine Wurzeln. Mit einem frischgewundenen Ehrenkranz fährt U 5 von den Gestaden des Grauens in seinen Hafen zurück, indessen sie auf dem kleinen Friedhof von Santa Maria di Leuca die von der Welle ans Land gespülten Opfer jener Schicksalsnacht begraben. Wir haben Achtung, sogar Mitleid mit dem Feind, und niemand kann ohne Erschütterung an die nächtliche Stunde denken, die sechshundert Männer in ihr finsteres Wellengrab warf. Aber vor allem wollen wir doch wohl jener Handvoll Österreicher denken, der Besatzung der Nußschale U 5, der ihr Sieg wahrlich nicht leicht gemacht wurde. Kein Heldenlied ist zu hoch gestimmt, das es unternähme, die stille Arbeit der Namenlosen solch eines Unterseebootes zu preisen. Hunderte von Kilometern hatten sie sich vorgewagt; zumeist unter Wasser, blind und taub, zogen sie immer enger ihren verderblichen Kreis um die feindlichen Kolosse. Die atembare Luft wird knapper, mit dem kostbaren Sauerstoff muß gespart werden, die eisernen Klammern der Pflicht schmieden jeden Mann tagelang an sein enges Plätzchen; die gekochte Nahrung geht bei längeren Streiffahrten aus und der mitgeführte Sauerstoff ist viel zu kostbar, als daß er zum Unterhalt auch der kleinsten Herdflamme herangezogen werden dürfte. Die Mannschaft des „Léon Gambetta" schlief, ruhte sich aus von ihrer täglichen Tätigkeit, die — man weiß es — kaum besonders hoch veranschlagt werden darf. Die Handvoll Männer im Unterseeboot aber hatte seit dem Verlassen ihres dalmatinischen Hafens kein Auge zugetan. Jeder Mann mußte jede Stunde auf seinem Posten sein, das immerhin fragliche Gelingen spannt jeden Nerv an; die Ausdauer sieht sich auf die härtesten Proben gestellt, und die Gnadenreiche im Felsenkirchlein wußte wohl, warum sie sich den wachenden Männern von U 5 neigte und die Schlafenden des Panzerkreuzers verderben ließ . . .

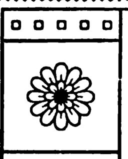
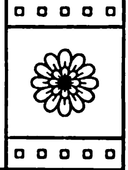
Die Armada in der Adria hat kein Glück. Zwar, die Straße von Otranto mit einem eisernen Vorhängeschloß zu sperren, ist ihr gelungen. Aber vor Cattaro versagte sie, wie sie schon öfter versagt hat, wenn es galt, Proviantschiffe für Montenegro ungefährdet nach Antivari zu bringen. Die einzige Seeschlacht, zu der es an unseren Gestaden kam, lieferten siebzehn feindliche Kreuzer unserer kleinen „Zenta", die mit wehender Flagge unterging. U 12 des Schiffsleutnants Lerch torpedierte das französische Admiralsschiff und entkam in furchtbarer Hetzjagd. Seither sind die Franzosen und Engländer bescheiden geworden, belästigen kleine italienische Kauffahrer, harmlose Fischerboote und die paar Überfahrdampfer der „Puglia", soweit sie noch den Verkehr zwischen Italien und der albanischen oder griechischen Küste aufrechterhalten. Selten nur kommt eines der mächtigen Schiffe ins Sehfeld unserer schärfsten Gläser, und die österreichisch-ungarischen Helden der Untersee müssen tageweite Erkundigungsfahrten riskieren, wenn sie einen der ruheliebenden Kolosse Frankreichs oder der meerbeherrschenden Britannia in ihr Periskop bekommen wollen. Der Fürchtenichts vor Santa Maria di Leuca war nicht der gepanzerte Riese, dessen Wächter schliefen. Nicht „Léon Gambetta" hieß der Dreadnought, sondern Georg Ritter v. Trapp. Mit mehr als zehntausend Tonnen, dreißigtausend Pferdekräften band ein lächerlich winziges Boot an, und so mögen ins Läuten des Zügenglöckleins von Santa Maria am italienischen Felsengestade die vollen Töne unserer Festtagsglocken einfallen. Wir ziehen nicht oft an ihren Strängen; es war nie österreichische Art, die Backen zum eigenen Ruhm aufzublasen. Unsere Todesverachtung mietet keine Werbetrommeln. Und wir können's verschmerzen, daß die Pariser Zeitungen die Tragödie ihres „Léon Gambetta" mit weißen Zensurflecken schamhaft zu verhüllen suchten. Später, als sie gesprächiger werden durften, wurden sie ja doch bloß geschwätzig. Wie es zu der Katastrophe im Jonischen Meer kam, verrät schließlich kein „Temps" und kein „Figaro"; dafür erzählte er seinen geduldigen Lesern, daß der Kommandant des unglücklichen Schiffes „mit nichts als seinem seidenen Unterzeug bekleidet" aus seiner Kabine stürzte, um überflüssige Befehle zu geben, die niemand mehr hören und befolgen konnte.

Dieses „seidene Unterzeug" wollen wir uns merken. Die Mannschaft des „Léon Gambetta" mögen tüchtige, sturmerprobte, tapfere Kerls gewesen sein; wir haben keine Ursache, daran zu zweifeln. In der Schicksalsnacht von Santa Maria di Leuca haben sie freilich nichts für wichtiger gehalten als den Schlaf ihres Kommandanten. An der Schwelle seiner Schlafkabine aber brach sich das Glück des „Léon Gambetta" den Hals. **Lambert.**

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Das einsame Kreuz. Nach einer Kunstphotographie von A. Steiner.

Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

Nach diesen weinfrohen Stunden trat Kapitän Bolten die Fahrt in seine Kammer an, wie ein schwerbeladener Trampdampfer die Fahrt nach dem Heimatshafen antritt. Die anderen lavierten unter dem leisen Gekicher Dinas, die selber einen kleinen Spitz hatte, in Zickzackbewegungen auf die Tür zu, die auf die nach den Kabinen führenden Gänge mündete.

Osten hatte nur der Form halber mitgetan und wenig getrunken. Er empfahl sich mit der ruhigen Selbstsicherheit, die ihn immer kennzeichnete, und ging an Deck.

Sigrid erwachte aus ihren Gedanken durch den Laut eines Männerschritts. Sie kannte diesen Schritt. Hätte ihn erkannt aus Tausenden: Osten! Sigrid blieb still und regungslos. Und doch mit dem brennenden Wunsche im Herzen, daß er sie suchen und finden möchte.

Sie täuschte sich nicht in ihrer Erwartung. Seine Schritte hielten unmittelbar neben ihr.

Als er sie so einsam und verlassen in der unfreundlichen Nacht an Deck sah, schlugen Schmerz und Liebe über ihm zusammen.

„Sigrid!" entfuhr es ihm. „Gnädiges Fräulein!" verbesserte er sich sofort. „Ich sehe Sie leiden ...!"

Sie wehrte hilflos ab.

„Doch! doch! Ich fühle es! Schon die ganze Zeit! Daß Sie an etwas tragen! Ich sehe, wie Sie dagegen ankämpfen, Tag für Tag, wie Sie es zwingen wollen, und wie es doch Halt gewonnen hat an Ihnen und Sie nicht locker läßt. Kann ich, darf ich Ihnen nicht helfen? Wollen Sie mir nicht das Recht dazu geben?!"

Gespannt hing sein Blick an ihren Zügen, die er nur undeutlich unterscheiden konnte.

Sigrid schüttelte wehmütig das Haupt. „Sie können mir nicht helfen, Herr von Osten! Daran läßt sich nichts ändern!" —

Eine Pause entstand. Osten grübelte. „Ich will mich natürlich nicht in Ihr Vertrauen drängen. Vor allen Dingen dann nicht, wenn es Ihnen weh tut. Aber eines können, eines müssen Sie mir sagen! Liegt Ihre Zukunft frei vor Ihnen?! Nur davon wird es abhängen, ob es für mich eine Hoffnung gibt, oder ob ich sie vernichten muß."

„Die Zukunft?!" sagte Sigrid, und strich sich mit der Hand über die Stirn, als ob sie erst einen Gedanken verjagen müsse, der dort quälend gewohnt. Dann richtete sie sich auf: „Die Zukunft?! — Ja!"

Er drückte einen langen Kuß auf ihre Hand. „Ich danke Ihnen, Sigrid!" Dann will ich mir diese Zukunft erobern! dachte er.

Der Mond war unterdessen heraufgekommen und schob sein Licht durch die letzten vorübereilenden Wolken. Die Sterne schimmerten wieder und die See selber schien zur Ruhe gehen zu wollen, so ruhig wurden hier die Wellen.

„Es ist spät geworden! Gute Nacht, Herr von Osten!" Ein inniger Blick aus ihren Augen traf ihn.

Er fing den Blick auf und gab ihn zurück, leuchtend. „Gute Nacht!" Jetzt wußte er, daß ihre Zukunft eines Tages ihm gehören würde.

Sigrid ging. Erdenschwere und Müdigkeit hatten sie verlassen. Leichten Schrittes entfernte sie sich. Wieder jenes wundersame Klingen im Herzen, das ihr von ihm kam.

Am nächsten Morgen fragte Bütow Sigrid beim Frühstück: „Wo waren Sie denn während des Tornados, gnädiges Fräulein?"

„An Deck!" Unwillkürlich glitt ihr Blick bei diesen Worten zu Dina hinüber.

Diese wandte sich darauf halb zur Seite und sah Röding an.

Als dann Bütow im Laufe dieses Tages sagte: „Hör' mal, Dina, was ich noch sagen wollte ...! Da wir nun nach Duala kommen, wirst du nicht anders können, als dich etwas mehr auf den Verkehrsfuß mit Fräulein Kressentin zu stellen," ging Dina zur Überraschung Bütows bereitwilligst darauf ein, und sagte: „Gewiß! Natürlich! Das ändert ja vieles! Daran habe ich auch schon gedacht!"

Bütow suchte darauf nach einer Gelegenheit, Sigrid allein zu sprechen, aber Osten war fast immer um sie. Und auch Grufeck und Albrecht, die das Feld um Dina in letzter Zeit fast ausschließlich Röding, der erklärter Favorit war, überließen, umgaben Sigrid Kressentin, wie zu jener Zeit, als sie noch allein der Stern des Kapitänstisches war.

Der Abend vor dem Einlaufen des Dampfers in den Kamerunfluß brachte Bütow endlich die gewünschte Gelegenheit.

Er fand Sigrid an der Reeling lehnen und näherte sich ihr mit verbindlichem Lächeln. „Na, nun hätten wir's ja bald glücklich überstanden, gnädiges Fräulein! Morgen früh laufen wir in den Kamerunfluß ein!"

„Ja, Herr Gouverneur! Und aus diesem Grunde habe ich noch mancherlei zu tun!"





Deutsche Eroberungen in den Beskiden.

Sie wollte an ihm vorbei.

Er vertrat ihr den Weg. „Bleiben Sie!“ sagte er mit unterdrückter Stimme. „Ich muß Sie sprechen!“

Jeder Blutstropfen war aus ihrem Gesicht gewichen. „Ich sehe keine Notwendigkeit!“

„Aber ich! Ihr eigenstes Interesse erfordert das!“

„Meines?“

„Bitte, hören Sie mich an!“

Sie blieb zögernd stehen.

„Bis zur Ankunft des Berliner Telegramms, das meine Beförderung brachte, hatte ich noch immer die Hoffnung, daß Ihnen wie mir die Prüfung, weiter in unmittelbarer Nähe des anderen leben zu müssen, mit meiner Landung in Togo erspart bleiben würde.“

„Prüfung?!“ kam es eisig von Sigrids Lippen. „Ich verstehe Sie nicht!“ Sie zuckte die Schultern.

„Warum meiden Sie uns dann in einer so auffallenden Weise?!“

„Das dürfte doch wohl nur Ihnen auffallen!“ entgegnete sie.

„Nein! Jedem am Kapitänstisch fällt es auf. Erst kürzlich war wieder die Rede davon. Jeder der Herren, die früher als ich an Bord waren, fühlt Ihre offensichtliche Veränderung heraus. Und die Art und Weise, wie Sie das zeigen, deutet fast mit Fingern darauf, daß meine Frau oder ich oder wir beide zusammen der Grund dieser Veränderung sind!“

„Mögen sie's!“

„Sie kennen afrikanische Verhältnisse nicht!“ warnte Bütow. „Die Leute hier an der Küste konstruieren sich bald alles mögliche zusammen. Und alles unmögliche! Ist so ein Gerücht erst einmal aufgekommen, dann ist es da. Es wächst ins ungeheuerliche! Totzumachen ist es jedenfalls nicht. Geht man dagegen an, sehen die Menschen erst recht eine Bestätigung ihrer vagsten Vermutungen.“

Sigrid lächelte verächtlich. „Welches Gerücht kann denn daraus entstehen, wenn ich mich von dem Verkehr mit Ihnen und Ihrer Frau fernhalte?!“

„Das Gerücht, daß wir sehr schwerwiegende Gründe haben müssen, Sie von unserem Verkehr auszuschließen! Dann aber folgert man: wenn der Gouverneur eine Dame Ihrer Herkunft und Bildung von dem Verkehr ausschließt, müssen schon Gründe vorliegen, die diese Dame auch in der Heimat als außerhalb der Gesellschaft stehend charakterisieren würden. Denn, daß Sie Gründe haben können, den Gouverneur, wenn ich mich so ausdrücken darf, gesellschaftlich zu boykottieren, glaubt Ihnen hier

draußen kein Mensch! Und jede Aufklärung würde Ihre Lage nur verschlimmern! — Mir selbst aber nehmen Sie durch Ihr Verhalten jede Möglichkeit, dieser Auffassung entgegenzutreten . . .! Ich darf wohl füglich bezweifeln, daß Sie den Mut oder die Absicht haben, diese Eventualitäten auf sich zu nehmen!"

Sigrids Lächeln war schon nach dem ersten Satze von Bütows Ausführungen erloschen. Ihr Blick war erstarrt. Ihre Züge hatten etwas Maskenhaftes angenommen. Als ob sie dort etwas Grauenvolles sähe, blickte sie aufs Meer.

„Fürchterlich!" stammelte sie nach einer Weile.

„Ich dachte mir, daß Sie sich der Folgen wohl nicht bewußt waren!" bemerkte Bütow in demselben sachlich kühlen, aber deshalb nicht weniger eindringlichen Tone, daß jedes seiner Worte wie Zentnergewichte auf Sigrids Denken fielen.

Bütow sah, daß er sein Ziel erreicht hatte. Und wie um den Eindruck seiner Worte zu mildern, begann er von neuem: „Ja, der Küstenklatsch ist die am üppigsten treibende Blüte, der widerlichste Schmarotzer am Baume unserer Kolonialpolitik. Und deshalb bitte ich Sie inständigst, gesellschaftlich wenigstens soweit mit uns Fühlung zu halten, daß die Leute keinen Anlaß haben, sich damit zu beschäftigen. Ich hoffe," schloß er, „daß Sie das in unserem gemeinschaftlichen Interesse einsehen und danach handeln werden!"

Er verbeugte sich förmlich vor ihr. „Und nun . . . gute Nacht, gnädiges Fräulein!"

„Gute Nacht!" Tonlos kam es aus Sigrids Munde.

Wie eine Trunkene schleppte sie sich mühsam in ihre Kabine. Wie gelähmt lehnte sie dort an der Wand. Da! Welches Gespenst kam auf sie zugeschritten? Starr wurde ihr Auge, und weit. Wie bei einem zu fürchterlichem Anblick Erwachenden.

Geträumt hatte sie! Geträumt einen unendlich schönen Traum . . . Nein! Es war kein Traum! Es hatte ja schon angefangen, wundersame Wirklichkeit zu werden . . .! Und jetzt wollte man sie zwingen, all die feinen und doch so starken Fäden, die sich um ihre und Ostens Seele spannen, mit eigenen Händen grausam zu zerreißen.

Alles, was Weib in ihr war, bäumte sich dagegen auf. Ihr Herz, ihre Seele kämpften einen Riesenkampf gegen den Verstand. Zitternd schrie ihr Herz: Nein! Das kann ich ja nicht! Das kann ich ja nicht! Und der Verstand hielt ihr dagegen: Du mußt können!

Erschüttert von den schweren Kämpfen, deren Walstatt ihr Herz war, gaben auch Sigrids körperliche Kräfte nach.

Gebrochen sank sie auf das kleine Sofa ihrer Kabine. Und währenddem rief ihre Seele klagend: Wie sympathisch ist er mir gewesen vom ersten Anbeginn! An wieviel großen und kleinen Zügen habe ich seinen edlen Charakter erkannt! Wie hat sich sein Bild jeden Tag tiefer und tiefer in das Herz gegraben trotz heißer Gegenwehr!

So flüsterte ihre geängstigte, gefolterte Seele und bettelte, wie sie es immer deutlicher gefühlt, daß dieser Mann die seelische Ergänzung ihres Wesens sei.

Hier war das Menschentum, das sie früher einmal in einem anderen vermutet, und um dessen Eintausch willen sie ihr eigenes, ohne zu rechnen, hingegeben hatte. Und jetzt, wo es ihr hier erst wirklich entgegentrat, sollte sie um jenes Irrtums willen ewig von der Ergänzung und Gemeinschaft mit ihm ausgeschlossen sein?!

Ihre Zukunft war nicht frei!? Jener Irrtum sollte das erste Glied einer Kette sein, die sie niemals würde zerreißen können?! Die sie ewig mit sich schleppen sollte, und von der sie, zu Boden gewuchtet, werde wandern müssen bis ans Ende ihrer Tage?!

Niemals durfte sie das Leben Ostens an das ihre fesseln!

Das hatte ihr das kurze Intermezzo mit Bütow in grausamer Helle mit unerbittlicher Deutlichkeit vor Augen geführt.

Allmählich, nur ganz allmählich wurde es stiller in ihrem Inneren. Immer fester und fester rang sich der Vorsatz durch, zu entsagen.

Und — seltsam — wie sie sich durchgerungen hatte zu diesem Entschluß, war sie doch nicht ganz trostlos.

Etwas wie eine Hoffnung stand auf in ihr.

Sie spürte das Walten einer Weltseele auch in sich. Spürte sich selbst als ein Teil dieser Weltseele. Hatte sie nicht in ihrem Studium erfahren, daß die Natur, oder diese Weltseele, was für sie dasselbe bedeutete, nichts umsonst tat, sondern alles um eines bestimmten Zweckes willen?!

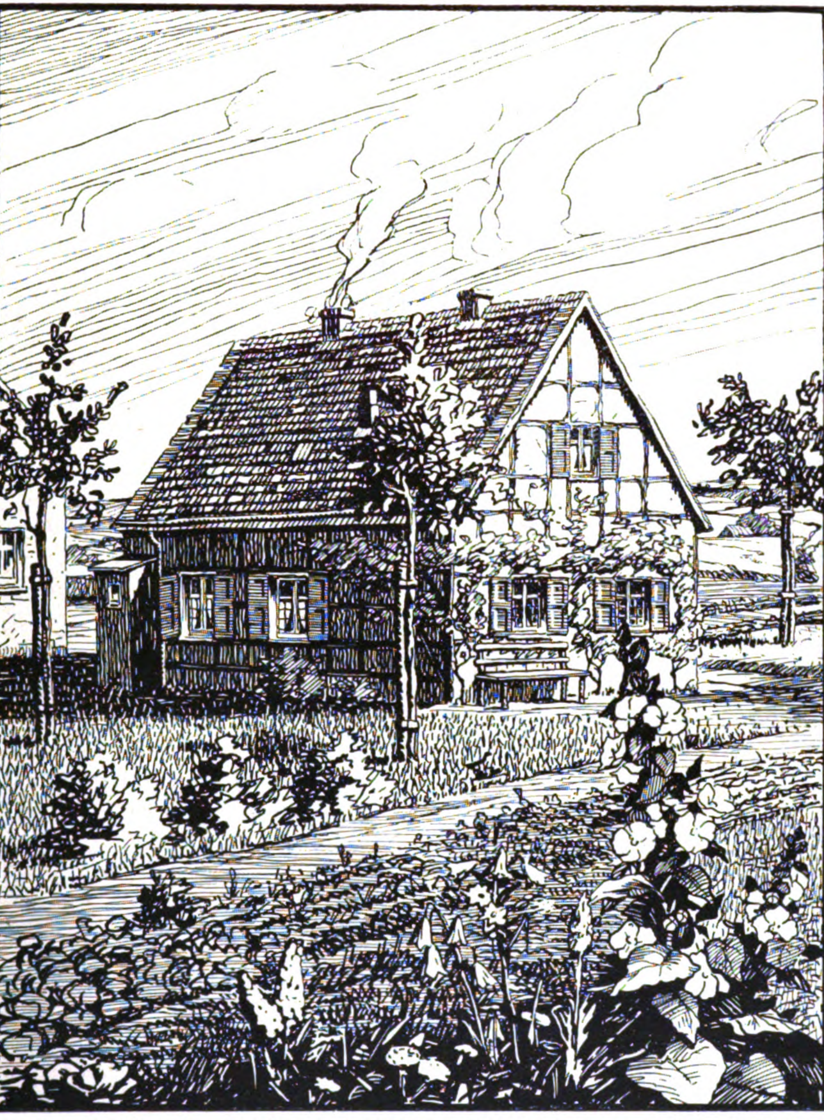
Was verschlug es, daß die Menschen ihre Bestimmung oft nicht erkennen konnten in unseren kleinen Einzelschicksalen, während sie die Gesetze der Bahnen von Riesenwelten und die Zweckmäßigkeit ihrer Anordnung ohne weiteres anerkannten?!

Als Teil dieser Weltseele flüchtete sich Sigrid an das Ganze wie ein Kind an den Busen dieser Riesenmutter und fühlte sich mit ihr wachsen über irdische Menschenkleinheit und irdisches Schicksal hinaus.

Sie sagte sich: Ich kenne deine Absicht nicht, große Mutter, da du mich auch fernerhin mit Menschen wie Bütow und Dina Derringer auf eine Bahn bringst. Aber da ich die Zweckmäßigkeit deiner Gesetze im Unendlichen, wie im kleinsten Lebewesen anzuerkennen gezwungen bin durch die Wissenschaft, so glaube ich auch an die Zweckmäßigkeit der Bahnen, die du mich führst.

So will ich dich bitten, Stunde für Stunde, gib mir die Einsicht und den Willen, diese Bahnen zu wandeln, sieghaft in deiner Absicht, gelenkt von dir allein! Ohne Furcht und Grauen vor den Abgründen, an denen der mir bestimmte Weg auch vorüberführen möge!"

Sigrids Hände hatten sich verschränkt. Unbewußt formten sich ihre inneren Gedanken zu Worten und glitten in leisem inbrünstigen Flüstertone wie ein beschwörendes Gebet über ihre Lippen hinaus ins All zu jener Macht, die sein Lenker ist.



Das Kruppsche Stammhaus in Essen, Friedrich Krupps Zufluchtsort in seinen letzten Lebensjahren. Aus einem kleinen Hammerwerk und einer ebenso kleinen Gußstahlfabrik wuchs das Riesenunternehmen der heutigen Kruppwerke empor, das im Verein mit deutscher Energie und deutscher Organisation uns zu unseren bisherigen Siegen verhalf.

Mit Genehmigung der Fr. Krupp A.-G. aus dem in Heft 30 besprochenen Werk „Friedrich Krupp" von W. Berdrow.

Der Dampfer war gegen Morgen an der Mündung des Kamerunflusses angekommen und hatte die Ansegelungsboje gesichtet. Langsam wühlte er sich jetzt mit der aufkommenden Flut seinen Weg über die Barre den Strom hinauf.

Die Passagiere waren trotz der frühen Stunde an Oberdeck und hielten die Reeling besetzt, um Umschau zu halten nach allen Seiten.

Noch ist wenig zu sehen.

„Was ist das für ein Streifen, der sich wie ein schmales, schwarzes Band aus jener silberigen Nebelschicht abhebt?" fragt Sigrid.

„Mangroven!" antwortet Osten, der bereits einmal als Seekadett hier war.

„Sind das nicht Bäume mit großen Luftwurzeln?"

„Stumme, an den Flußmündungen weit ins Meer sich vorschiebende Vorposten der Pflanzenwelt, die mit ihren Luftwurzeln, wie Wattenarbeiter, bis an die Hüften im Wasser, alles auffangen, was Fluß oder Strom mit seinem Wasser zum Meere führt, um Land zu bilden, auf dem andere Pflanzen wachsen können!" erklärt Osten.

„Ob die Natur wohl mit uns Menschen auch bestimmte Ziele im Auge hat?!" fragt Sigrid.

„Die Vorsehung, meinen Sie?! Wer kennt die Gesetze, die für sie maßgebend sind?! Aber das fühle ich, daß mich das Schicksal mit Ihnen nicht ohne bestimmte Absicht auf diesem Schiffe zusammengeführt hat!" Osten sagte es mit innigem Tone.

„Ja, ja! Wir sind gute Freunde geworden!" entgegnete Sigrid leise. Sie sah ihn an, mit einem Blick, in dem Dankbarkeit lag, und zugleich die Trauer darüber, daß sie ihm nicht mehr sein durfte.

„Freunde!" Fast geringschätzig kam es von Ostens Lippen.

„Nicht mehr?!" hätte er sie fast gefragt.

Aber da kam ihm die Unterredung mit ihr von vorgestern nacht in den Sinn, und daß er sie sich doch erst noch erobern müsse. Er sah sie an und bemerkte, daß ihre Lider mit den langen braunen Wim-

pern auf den Wangen lagen, daß sie abgehärmt schien. Da beschloß er, sie nicht mit seiner Frage zu quälen.

Jede andere an meiner Stelle, dachte Sigrid, würde und müßte sich freuen, wenn der Mann, der es ehrlich mit ihr meint, und den sie wieder liebt, sich nicht mit dem Surrogat der Freundschaft begnügt. Nur ich darf ihn nicht in mein Herz sehen lassen, und muß ihn glauben machen, daß ich viel weniger für ihn fühle, als das in Wirklichkeit der Fall ist.

Plötzlich zuckt hinter den endlosen Waldungen vor ihnen die Sonne sprunghaft herauf. Wie auf Zauberwort zerteilen sich die Nebel. Das schwarze Band säumt jetzt mit sattem Grün den Strom.

Links hebt, vom Sonnenlicht in rosige Tinten gehüllt, Munga ma loba, der große Götterberg, sein Riesenhaupt zum Firmament empor, und Pic Sant Clarence auf Fernando Po, als ungeheurer Schatten von fast gleicher Größe am lichten Blau des Himmels eingezeichnet, begrüßt den Bruder, den abgrundtiefe See von ihm trennt.

„Wie zwei gigantische Wächter!“ hört Sigrid Bütow in ihrer Nähe zu Gruseck sagen, „die jedem Unberufenen den Eintritt in den Strom wehren wollen. Nur schade, daß Fernando Po nicht in unseren Händen ist.“

Sigrid zuckte unmerklich zusammen. Schon Bütows Stimme tut ihr jetzt weh.

„Warum ist Fernando Po nicht in unseren Händen?!“ fragt Gruseck.

„Weil es uns einige Millionen Mark gekostet haben würde!“ antwortete Bütow. „Und wenn es Ausgaben für seine Kolonien gilt, ist niemand zugeknöpfter als der Deutsche. Er placiert sein Geld lieber in Türkenlosen und anderen zweifelhaften Werten, als in Ländern, die seine Flagge tragen.“

„Na, erlauben Sie mal, Herr Gouvernör! Uns Hanseaten schließen Sie woll doch davon aus!“ sagte Kamerun-Schmidt, der eine Hamburger Firma am Platz vertrat. „Wir Hanseaten ...“ er pustete mächtig, denn trotz Tropenleben trug er ein behäbiges Bäuchlein. „Wir Hanseaten, sage ick ...“

„Stecken auch nicht mehr in dieses Land, als wie Sie im Handumdrehen wieder herausziehen können. In dauernden Werten haben Sie doch noch nichts angelegt!“ setzte Bütow lächelnd Schmidts angefangene Rede fort.

„Tjä!“ meinte Schmidt, „Herr Gouvernör! Wenn Sie von dauernden Werten reden, dazu gehört doch das, was man stabile oder gesicherte Verhältnisse nennt! Man kann damit rechnen! Das kann man aber in Kamerun nicht! Noch ehe ich auf Urlaub ging, spielten die Schwarzen mehrere Tage Gouvernement. Sie werden die Büchsenkugeln noch in Ihrem Palais vorfinden! Und daß sie uns Kaufleuten damals nicht an den Kragen gingen, das war doch man ein Zufall und durchaus nicht die Folge von den ‚gesicherten Verhältnissen‘! Schaffen Sie man erst dauernde Verhältnisse, Herr Gouvernör, und wir Hanseaten werden die ersten sein, die Dauerwerte in die Kolonie stecken! Wir sind für Kolonialpolitik en gros!“

Alle lächelten über die Bierruhe, mit der Schmidt von jener Zeit erzählte.

Dina lachte laut auf. „Na, dieses schwarze Volk treibt man doch mit der Reitpeitsche zu Paaren.“ Sie war ja dabei gewesen, wie Röding mit dem liberianischen Major abgefahren war.

„Tjä! Das hat Freiherr von Gravenreuth auch gesagt!“ antwortete Schmidt, „aber er hat seinen Irrtum mit dem Leben bezahlen müssen und liegt nun oben in Buea. Und das war ein Mann! Ein Soldat! Und die Araber in Ostafrika nannten ihn nicht anders als den ‚Löwen der Küste‘!“

Bütow sagte nichts dazu. Er wußte, welche Riesenaufgabe in Kamerun vor ihm lag.

Er gesellte sich zu Sigrid. „Ist Ihr Herr Bruder unterrichtet, daß Sie mit diesem Dampfer kommen?!“

„Ich habe ihm geschrieben, daß ich mit diesem Dampfer abzufahren beabsichtigte!“ antwortete Sigrid.

„Ich weiß ja nicht, wie Sie es bei ihm antreffen werden! Wie die Wohnungsverhältnisse jetzt sind, weiß ich leider ganz und gar nicht. Ich fürchte aber, sie werden mehr als bescheiden sein. Wie ich Ihren Bruder von früher kenne, hat er nie besonderen Wert auf innere Einrichtung gelegt. Selbst in den bescheidenen Grenzen, wie es uns der knappe Etat erlaubt. Es würde mich beruhigen, zu wissen, daß Sie ihn veranlassen, alles was zu einigem Komfort einer Dame hier draußen gehört, zu beantragen.“

„Sie sind sehr — gütig, Herr Gouverneur!“

„Ist doch einfach selbstverständlich!“ bemerkte Bütow lächelnd.

Dina gesellte sich zu ihnen und hing sich an Bütows Arm. „Liegt das Haus, wo Fräulein Kressentin wohnen wird, eigentlich weit von uns, Botho?!“

„Die Beamtenwohnungen befinden sich alle auf der Joßplatte, und die kannst du bequem in zehn Minuten umlaufen!“ antwortete Bütow.

„Oh, das ist nett!“ sagte Dina. „Da werden wir Sie ja öfter bei uns sehen, Fräulein Kressentin! Nicht, Botho?!“ Dina sagte das laut, daß es über das halbe Promenadendeck klang und von jedem in der Nähe gehört werden mußte.

„Ich hoffe sehr!“ pflichtete Bütow bei.

Sigrid machte stumm eine leichte Verbeugung. Bütows wandten sich Röding zu. Immer näher aneinander schoben sich die grünen Bänder der Ufer. Jetzt sah man in der Ferne schon Mastspitzen der Schiffe, die dort vor Anker lagen, während man von den Häusern an Land noch nichts entdecken konnte.

Osten nahm sein Glas und sah hindurch. Dann bot er es Sigrid. Als sie hindurchsah, sagte er: „Das weiße Schiff mit den hohen Masten ist mein Schiff!"

„Woran sehen Sie denn das?!" fragte Sigrid. „Sie können doch keinen Namen sehen?!"

„Am Schnitt, an den Linien! An der Stellung der Masten, an allem! So sieht nur ein deutsches Kriegsschiff aus! Und an der Flagge."

„Niedlich!" meinte Sigrid „Im Vergleich zu den grauen und schwarzen Dampfern, die da liegen."

„Niedlich!" Osten lachte herzlich. „Aber ich könnte dreißig von den anderen Dampfern vernichten und Sie würden noch nicht die leiseste Spur einer Veränderung an Bord meines Schiffes bemerken."

Bütows, die Offiziere und die anderen Passagiere hatten das Deck verlassen. Sigrid und Osten waren allein auf dem Halbdeck.

Sie hätte ebenfalls hinuntergehen können unter irgendeinem Vorwande. Aber sie dachte: In einer Stunde oder noch eher trennen wir uns. Er geht an Bord seines Schiffes und fährt wahrscheinlich auf lange Zeit fort Sie hatte keine rechte Vorstellung von seiner Tätigkeit. — Ich bleibe in einem Lande, wo das Fieber die Menschen täglich dahinrafft. Ob wir einander wiedersehen in diesem Leben, ist daher mehr als fraglich. Und wenn er mich später vergessen sollte, wie ich es um seinet- und meinetwillen wünschen muß, warum soll ich ihn nicht noch eine kurze Zeit, eine kurze Stunde für mich haben?!

So dachte und sprach Sigrid Kressentin zu sich selbst.

Und Osten erzählte, daß er nicht auf lange fortginge mit seinem Schiffe. Bald müsse er zu Artillerie-Schießübungen hinaus auf See. Dann käme er wieder. Dann würden Küstenvermessungen vorgenommen, die ihn an die einzelnen Küstenplätze führten, und die das Material zu den für die Schiffahrt so notwendigen richtigen Seekarten lieferten, nach denen die Schiffe in diesen Gewässern steuern müßten. Dann hieße es die Flagge im spanischen Munigebiet, im französischen und belgischen Kongo zeigen, zum Schutze der in jenen Gebieten ansässigen Deutschen. Dazwischen käme er immer wieder einmal zurück. Später wolle er das deutsche Togogebiet besuchen. Dann ginge es nach Kapstadt, was eigentlich nur eine Erholungsreise wäre. Und auf der Rückreise liefen sie dann Swakopmund und die portugiesische Kolonie Angola an. So bliebe es ein Kommen und Gehen, bis das Jahr vorbei wäre, und sie abgelöst würden. „Wenn", schloß er seine Erzählung, „afrikanische Verhältnisse nicht eine Änderung des Programms nötig machen; denn wohl nirgends heißt es öfter als beim Seemann: erstens kommt es anders, zweitens wie man denkt!"

Als Sigrid auf diese Weise erfuhr, daß sie sich doch öfter wiedersehen würden, erschrak sie, daß sie sich jedesmal bei seinem Kommen vor denselben Kampf gestellt sehen würde und sich doch nicht stark genug fühlte, ihm ein für allemal zu sagen, daß aus ihnen beiden nimmer ein Paar werden könne.

Sie grübelte noch über diesem Gedanken, als Osten plötzlich ihre Hand erhaschte und in innigem Tone sagte: „Sigrid, tut es Ihnen denn gar nicht ein bißchen leid, daß wir uns nun bald trennen müssen?!" Eine Pause entstand. Er wartete auf die Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Auf Heimaturlaub.

So tief gewandelt wollen sie uns scheinen,
Die uns gehören diese Spanne Zeit,
Nicht mehr dieselben, die mit heißen Wangen
Aufjauchzend eilten in den Männerstreit.

Sie stehn so fremd und groß in unsrer Mitten,
Aus grenzenlosen Weiten heimgekehrt,
Mit Händen, die schon mit dem Tod gerungen,
Mit Lippen, von zu vieler Qual beschwert.

Ein lieblich Wunder deucht sie's Tag für Tag,
Von Mutterhänden sich umsorgt zu wissen,
Im lichten Saal der Festmusik zu lauschen
Und auszuruhn in schneeig weißen Kissen.

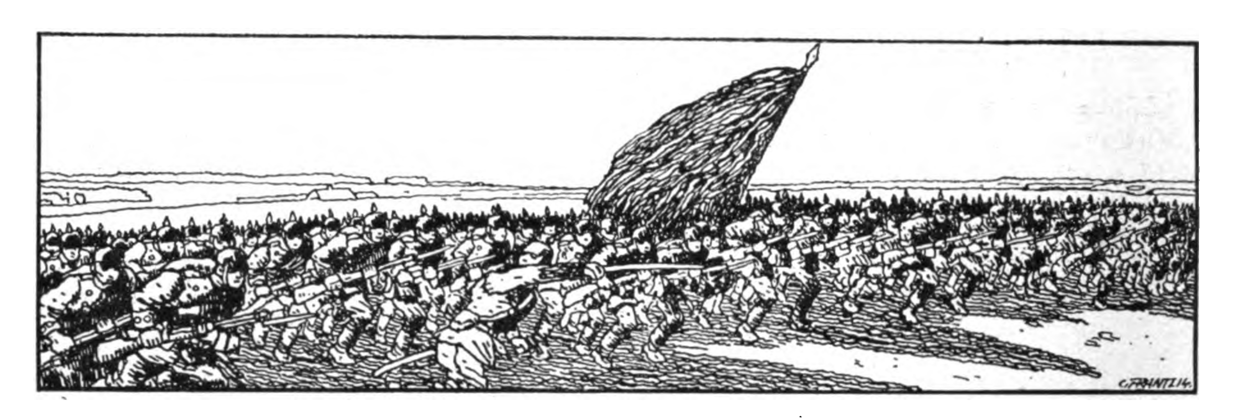
Sie staunen nur in unsern stillen Tag,
Und oftmals sehn uns ihre Augen kaum —
Wir wissen nicht, wohin ihr Blick sie trägt,
Und wo allnacht sie kämpfend stehn im Traum.

Wir ahnen, ihre Seele hat nicht Rast,
Ein fernes Dröhnen sie zu rufen scheint —
„Ihr Lieben, ich gehör' nicht mir und euch.
Nur bald zurück! Nur wieder an den Feind!"

Wir selber ohne Wunden — fast in Scham —
Wir wagen nicht zu forschen, was geschah,
Erleben hundertfach die bange Frist
Und jenen zweiten Tag, so schmerzlich nah.

Ein Lächeln tragen tapfer wir zur Schau,
Und unser Traum eilt vor in jene Zeit,
Da wiederum der Tod mit hartem Lachen
Und blasser Hand um unser Liebstes freit . . .

Helene Brauer.



Deutschland, Deutschland über alles...

Erinnerungen an Hoffmann von Fallersleben. Von Hermann Müller-Bohn. (Mit einer Kunstbeilage.)

Jede große Zeit hat ihr Lied. In den Freiheitskriegen war es Theodor Körners Muse, die den Mut der Kämpfer beseelte; im Deutsch-Französischen Kriege war es Schneckenburgers „Wacht am Rhein", in dem gegenwärtigen gewaltigen Völkerringen ist es Hoffmanns von Fallersleben zur deutschen Nationalhymne gewordenes Lied „Deutschland, Deutschland über alles!"

Merkwürdig! Immer findet die Volksseele den kürzesten und prägnantesten Ausdruck für das, was sie fühlt und ersehnt. In den Befreiungskriegen, nach den harten Jahren der Napoleonischen Knechtschaft, da griff das Volk von selbst zu den Liedern, die am heißesten und leidenschaftlichsten zur Abschüttelung des Fremdjoches aufforderten; im Kriege gegen Frankreich 1870, wo der Ruf der Franzosen „Über den Rhein! Über den Rhein!" am wildesten ertönte, verkörperte sich die ganze, zur machtvollen Einheit erwachsene Kraft des deutschen Volkes in dem einmütigen Willen zum Schutze des deutschesten Stromes, zur „Wacht am Rhein". Und in dem gegenwärtigen furchtbaren Weltkriege, der für uns Deutsche in des Wortes vollster Bedeutung zu einem Nationalkrieg geworden ist, da die gewaltigsten Reiche Europas sich verschworen haben, Deutschland, dessen nationale Einheit ihren Machtgelüsten so gefährlich geworden ist, zu zerschmettern, in diesem Riesenkampfe hat das deutsche Volk — wie einst — sich von selbst das Lied gewählt, das seine Gedanken und Gefühle am wuchtigsten zum Ausdruck bringt: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Wir alle, die wir noch mit weihevollem Erschauern an den Beginn des großen Weltkrieges zurückdenken, erinnern uns, wie dies Lied urplötzlich, wie hervorgezaubert, von Lippe zu Lippe ging, wie die ausziehenden Truppen es sangen unter dem Tücherwinken der Heimgebliebenen, wie es erklang auf den großen Plätzen der Hauptstädte unter dem sternenbesäten Nachthimmel, von Hunderttausenden gesungen, wenn eben eine Siegesnachricht eingetroffen war. Es bildete den Schluß jeder Rede, jeder Kundgebung, es wurde — wie einst in den Befreiungskriegen die Körnerschen Lieder — zum Kampfgesang der Deutschen. Ja, es wird ewig in den Büchern der Kriegsgeschichte fortleben, seitdem der Generalstabsbericht aus dem Großen Hauptquartier vom 11. November 1914 in seiner klassischen Kürze die Sätze vom westlichen Kriegsschauplatze veröffentlichte: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles' gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie." Hier bei Langemarck wie an anderen Stellen des westlichen und östlichen Kriegsschauplatzes hat mancher Kriegsfreiwillige, mancher bärtige Landwehrmann mit diesem Sang auf den Lippen sein Leben ausgehaucht.

So ist dies Lied geweiht worden durch die gewaltige Macht der kriegerischen Ereignisse zu einem Nationalliede, einer Nationalhymne der Deutschen, nach der wir so lange vergebens gesucht. „Deutschland, Deutschland über alles" ist das Lied der Deutschen geworden.

Und der Dichter Heinrich Hoffmann von Fallersleben? Seine wunderbaren Kinder-, Wander- und Vaterlandslieder: „Alle Vögel sind schon da", „Winter ade, Scheiden tut weh", „Morgen müssen wir verreisen", „Treue Liebe bis zum Grabe" und zahlreiche andere lebten bereits im Volksmunde fort, ehe man sich sonderlich um den Dichter gekümmert hatte. Es ist das Schicksal aller Lieder, die zu Volksliedern geworden, sie finden leicht den Weg zum Herzen des Volkes, aber um ihre Dichter kümmert man sich meist wenig. Als Hoffmann von Fallersleben das vorliegende Vaterlandslied geschrieben, hingen schon drohende Wolken über dem Schicksal des deutschen Professors. Was hatte er verbrochen? Nichts weiter, als daß er in freimütiger Weise der heißen Sehnsucht nach einem Ziele Ausdruck gegeben, dem damals alle wahrhaft deutschen Herzen zustrebten.

Werfen wir einen kurzen Blick auf sein Leben. Am 2. April 1798 als Sohn eines Kaufmanns und Bürgermeisters in dem lüneburgischen Städtchen Fallersleben geboren, hat er als Knabe die Zeit der Erniedrigung unseres Vaterlandes mit klugem Blick erschaut, aber auch die erhebenden Tage der Befreiungskriege als junger Musensohn mit durchlebt. Die schwere Zeit, da Metternichs unseliger Einfluß auf Deutschland lag und alles geistige Leben erstickte, und jene unseligen Tage der Ohnmacht des Deutschen Bundes, da jedes freie Wort verpönt und selbst die heiße Sehnsucht des Volkes nach einer Verfassung mit Gewaltmaßregeln erstickt wurde, drückten dem kampfesfreudigen Poeten — es war in der Zeit, da er als ordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Breslau wirkte — die Feder in die Hand. Seine 1840 und 1841 erschienenen „Unpolitischen Lieder", die freilich so politisch wie möglich waren, sollten ihn sein Amt kosten. Er wurde ohne Ruhegehalt seiner Professur entsetzt. Nach einer langen Reihe wechselvoller Wanderjahre von der preußischen Regierung wieder rehabilitiert, erhielt er später durch die Huld des Herzogs von Ratibor die Stellung eines Bibliothekars an dessen berühmter Bibliothek im Kloster Corvey. Wofür er sein Leben lang gesungen, gekämpft und gerungen — das sollte er noch in den letzten Jahren seines Lebens im sonnigen Glanz des Abendfriedens genießen. Die beiden



Mit Genehmigung des Vereins für Originalradierung in Berlin.

Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Lieds „Deutschland, Deutschland über alles“ in seinem Arbeitszimmer auf Schloß Corvey.

Nach einer Radierung seines Enkels H. J. Hoffmann-Fallersleben.

großen Jahre 1870/71 brachten ihm die Erfüllung seiner Sehnsucht: Deutschland einig und frei unter einem deutschen Kaiser!

Auch das Lied „Deutschland, Deutschland über alles" war aus dieser Sehnsucht heraus gedichtet worden. Es war entstanden auf dem „Hilligenland", dem wogenumbrandeten Helgoland, das damals noch unter englischer Herrschaft stand. Versetzen wir uns einen Augenblick in jene Zeit. Seine „Unpolitischen Lieder" waren soeben erschienen. Zwar war er noch nicht gemaßregelt, aber der Lärm über seine „Schandlieder" war bereits losgegangen, und das Gewitter zog sich immer drohender über seinem Haupte zusammen.

Hoffmann hatte einen arbeitsreichen Winter hinter sich. An der Breslauer Universität hatte er über das deutsche Volkslied gelesen. Dann hatte ihn eine tiefe Sehnsucht nach Sammlung und innerer Ruhe beschlichen. Wo konnte er sie besser haben als auf dem einsamen Felsen im Meer, auf Hilligenland? Am 11. August 1841 war er auf der Insel eingetroffen. Ein tiefes, inniges Glück beschlich den Dichter hier in der Einsamkeit: „Wenn ich dann so wandelte, einsam auf der Klippe, nichts als Meer und Himmel um mich sah, dann ward mir so eigen zumute; ich mußte dichten, und wenn ich es auch nicht gewollt hätte." Hier entstand denn auch am 26. August 1841 das berühmte Lied „Deutschland, Deutschland über alles".

Durch des Dichters Sohn, den in Berlin-Wilmersdorf lebenden bekannten Landschaftsmaler Professor Hoffmann-Fallersleben sind wir in den Stand gesetzt, die näheren Umstände kennen zu lernen, unter denen das Lied entstanden ist. Sein Vater habe ihm oft erzählt, wie er es, auf der hohen Klippe auf und ab gehend, verfaßt habe, und zwar in der ihm eigentümlichen Manier, so daß er sich den ersten Vers laut vorsagte, verschiedenemal ausdrucksvoll wiederholte, deklamierend und singend, und daran einen neuen Vers knüpfte. Nachdem so das Ganze fertig geworden, habe er es niedergeschrieben. Zwei Tage später, am 28. August, kam sein Verleger Campe, der damalige Inhaber der berühmten Hamburger Verlagsfirma Hoffmann & Campe, die auch Heinrich Heines Lieder im Verlag hatte, nach Helgoland herüber. Der Dichter berichtet in seinem Tagebuch über jenes Zusammentreffen folgendes: „Am 28. August kommt Campe nach Helgoland; er bringt mir das erste fertige Exemplar des zweiten Teiles der ‚Unpolitischen Lieder'. Am 29. spaziere ich mit ihm am Strande. ‚Ich habe ein Lied gemacht, das kostet aber 4 Louisdor.' Wir gehen in das Erholungszimmer. Ich lese ihm ‚Deutschland, Deutschland über alles' — und noch ehe ich damit zu Ende bin, legt er mir die 4 Louisdor auf meine Brieftasche. Wir beratschlagen, in welcher Art das Lied am besten zu veröffentlichen. Ich schreibe es unter dem Lärm der jämmerlichsten Tanzmusik ab, Campe steckt es ein, und wir scheiden. Am 4. September bringt mir Campe das Lied der Deutschen mit der Haydnschen Melodie (das heißt mit der Melodie, die Joseph Haydn im Januar 1794 zu dem später zur österreichischen Nationalhymne gewordenen Lied ‚Gott erhalte Franz den Kaiser' komponiert hatte) in Noten, zugleich mein Bildnis, gezeichnet von C. A. Lill."

Und noch eine andere Erinnerung knüpft sich an jenen Aufenthalt des Dichters auf Helgoland, die auch im Zusammenhang mit dem berühmten Liede steht. Auch darüber hat mir der Sohn des Dichters einen hübschen Bericht gegeben. Kurz nachdem Hoffmann — es war am 9. September 1841 — abgereist war, sah die biedere alte Wirtin, Mutter Cassebohm, in sorgsamer Frauenart noch die Stube nach, ob der Herr Professor nichts vergessen habe. Und richtig, da, in einem Winkel des Schrankes, entdeckte sie ein zusammengeknülltes Stück Papier, und wie sie es aufmachte, fielen mehrere Goldstücke heraus. „Vater mußte noch hinunterstürmen," erzählte die alte biedere Frau; „das letzte Boot war gerade vom Land gestoßen, der Herr Professor saß darin. Auf Vaters Ruf legte es wieder an, das Geld konnte noch abgegeben werden, worauf der Herr Professor lachte: ‚Ha, ha, mein bißchen Reisegeld, was hätte ich anfangen sollen! Danke, danke, lieber Cassebohm!"

Es war das Honorar für die Nationalhymne, die später einen so ungeheuren Erfolg haben sollte. Schon auf Grund eines nur bis zum Jahre 1872 reichenden Verzeichnisses, das der Dichter selbst aufgestellt hatte, war das Nationallied der Deutschen nicht weniger als 58mal in Musik gesetzt worden, darunter Vertonungen von Ferd. Hiller und Ludwig Spohr. Doch die Melodie der alten österreichischen Volkshymne blieb die einzige populäre Weise dazu.

Öffentlich wurde das Lied zuerst in Hamburg bei einer Volksfeier gesungen. Es war am Abend des 5. Oktober 1841 beim Besuch des berühmten freisinnigen Professors Karl Theodor Welcker, eines der hervorragendsten Mitglieder des späteren Frankfurter Parlaments, eines Freundes Hoffmanns, dem die Liedertafler und Turner einen Fackelzug brachten und dazu in Begleitung von Hornmusik „Deutschland, Deutschland über alles" anstimmten.

Schöne, ruhige Tage eines sonnigen Alters sollte der vielgewanderte und vielgeprüfte Dichter noch in Schloß Corvey erleben. Hier ließ ihn die Huld und Großherzigkeit des Herzogs von Ratibor dichten und schalten nach eigenem Ermessen. Die von seinem Enkel, dem Landschaftsmaler Hans Joachim Hoffmann-Fallersleben, geschaffene Radierung, die diesem Aufsatz als Kunstblatt beigegeben ist, führt uns in stimmungsvoller Weise den Dichter in einem Augenblicke vor, da er beim Schein des Kerzenlichtes den Eingebungen seiner Muse lauscht. Über den jungen Künstler, der seit Beginn des Krieges im Felde weilt, sei hier noch kurz bemerkt, daß er im Jahre 1884 als Sohn des vorgenannten Malers Professor Hoffmann-Fallersleben in Weimar geboren ist. Er widmete sich, gleich seinem Vater, der Landschaftsmalerei, wobei er auch dessen Vorliebe für Stoffe aus der Heidelandschaft teilte. Er besuchte die Karlsruher Akademie, begleitete Professor Schönleber auf dessen Studienreisen und war lange Zeit Meisterschüler Ulrich Hübners in Berlin. Seine Studien nach der Natur machte er besonders in dem malerischen Kloster Corvey, in Westfalen und Oldenburg. Sein starker Hang, Eigenes, innerlich Selbsterlebtes zu schaffen, zeigt sich auch in der vorliegenden Radierung.

Als Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des unsterblich gewordenen Liedes, in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1874 in Schloß Corvey die Augen für immer schloß, ging durch die literarische Welt Deutschlands ein Ruf des Wehklagens. Ich erinnere mich noch sehr wohl dieses Eindruckes. Die großen Zeitungen brachten das Bild des Dichters und eine Würdigung seines Lebens. Ein namhafter deutscher Dichter, dessen Name mir entfallen ist, feierte ihn mit einem tiefempfundenen Gedicht, dessen letzte Strophe — weil sie mit den Worten unseres Nationalliedes schließt — ich hier wiedergebe:

Und du starbst — aus deinen Händen
Sank des Liedes Feldherrnstab.
Unsre letzten Grüße senden
Trauernd wir dem Dichtergrab . . .
Aber dann, wie Donner hall' es
Bis hinauf zum Sternenzelt:
„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!"

Ein schweizerischer Beobachtungsposten an der Grenze.

Die Liebestätigkeit der Schweiz während des Weltkrieges.

Von Prof. Dr. Richard Herbertz, Bern.

Unter den mannigfachen Hilfsdiensten, durch die die Schweiz im gegenwärtigen Weltkriege die schönsten Möglichkeiten ihrer Neutralität fruchtbar macht, nimmt die Vermittlung des Postverkehrs der Kriegsgefangenen eine hervorragende Stelle ein. Da seit Kriegsausbruch selbstverständlich jeder direkte Verkehr zwischen den kriegführenden Ländern abgebrochen ist, so müssen neutrale Staaten die Vermittlung übernehmen. Die Schweiz vermittelt zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn einerseits und Frankreich andererseits, teilweise auch zwischen Österreich Ungarn und Rußland (Postanweisungsverkehr). Artikel 16 der Vollzugsverordnung zum Haager Abkommen über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges, vom 18. Oktober 1907, bestimmt, daß den Kriegsgefangenen die Möglichkeit der Briefbeförderung usw. nach ihrer Heimat zu geben ist. Der Weltpostvertrag sowie die Sonderabkommen von Rom sichern den Postsendungen Portofreiheit. Was die schweizerische Post auf Grund internationaler Abmachungen — aber weit über ihre Verpflichtungen in humaner und großzügiger Weise hinausgehend — leistet, davon hatte ich Gelegenheit, mich durch Augenschein zu überzeugen. Ich hebe die großen Verdienste des Herrn Oberpostdirektors Stäger besonders hervor. Ich berichte nach dem, was ich sah, sowie nach den Mitteilungen des Herrn Oberpostsekretärs K. Breny.

Die Briefpost wurde in der Zeit vom 22. Oktober bis 21. Dezember 1914 von der Berner Etappenfeldpost besorgt. Am 21. Dezember ging sie infolge des unaufhörlich wachsenden Umfanges an die schweizerische Zivilpost über. Diese besorgt heute täglich durchschnittlich 150000, oft aber über 160000 Kriegsgefangenen-Briefschaften. Diese treffen größtenteils unsortiert ein. Flinke Postbeamte ordnen sie in mehr als 1000 Brieffächern. Besondere Briefbünde werden angefertigt für jedes Gefangenenlager, für jedes Lazarett, für die verkehrsreicheren Ortschaften usw. Es ist nicht immer leicht, die zum großen Teil mit Bleistift geschriebenen Adressen zu entziffern." Oft tragen die Briefschaften überhaupt keinen Bestimmungsort, sondern nur den Namen des Lazarettes, Lagers usw., wo sich der Adressat befindet. Aber die mit dem Sortiergeschäft betrauten schweizerischen Postbeamten haben alphabetische Listen und wissen überdies bald durch Erfahrung auswendig, wo die einzelnen Lazarette usw. sich befinden, so daß sie auch die Briefe mit fehlender Bestimmungsortangabe ohne Zeitverlust richtig weiterleiten können. Seit dem Monat September 1914 bis Ende März 1915 wurden vom Postbureau Bern-Transit übernommen und weitergeleitet: 11130241 Briefe und Karten und 386229 (durch die Briefpost zu befördernde) Pakete für französische Gefangene in Deutschland; dagegen 10242306 Briefe und Karten und 286143 Pakete für deutsche Gefangene in Frankreich.

Wegen des zwischen den Kriegführenden bestehenden Zahlungsverbotes können Geldsendungen an Kriegsgefangene natürlich nicht direkt gesandt werden. Deshalb mußte ein neutraler Staat den Postanweisungsverkehr mit den Kriegsgefangenen vermitteln. Die schweizerische Post hat diese Aufgabe übernommen. Postanweisungen aus dem (nichtschweizerischen) Ausland müssen an die schweizerische Oberpostkontrolle in Bern adressiert sein.

Sie müssen auf der Rückseite des Formularabschnitts den Namen des Empfängers, dessen militärische Einteilung und den Ort seiner Gefangenschaft genau angeben. Der Oberpostkontrolle Bern erwächst dann aus der Umschreibung und Umrechnung dieser Anweisungen eine große Arbeit. Der Betrag der Originalanweisung muß zunächst in die Währung des Bestimmungslandes umgerechnet werden. Dann wird eine schweizerisch-deutsche bzw. eine schweizerisch-französische Anweisung auf diesen Betrag neu ausgefertigt und diese dann der Kriegsgefangenenpost zur Beförderung übergeben. Vierzig Damen sind ununterbrochen mit dieser Umschreibungsarbeit beschäftigt. Eine Additionsmaschine registriert 1500 Anweisungen in der Stunde. Es werden durchschnittlich täglich 6541 (oft aber bis zu 15000) Anweisungen im Betrage von 94746 Franken in Empfang genommen, umgeschrieben und weitergeleitet.

Außer den Briefschaften, uneingeschriebenen kleinen Briefpostpaketchen, Wertbriefen und Postanweisungen können den Gefangenen auch eingeschriebene Poststücke bis zum Gewicht von 5 Kilo porto- und zollfrei gesandt werden. Diesen Auswechslungsverkehr besorgt nun nicht Bern, sondern (in der Hauptsache) das Postbureau Genf-Transit. Zur Vermeidung des zeitraubenden Umladens in Basel werden die Pakete in direkten Bahnwagen von Frankfurt a. M. nach Genf und umgekehrt geführt. Seit September 1914 bis Ende März 1915 wurden 1016220 Pakete für französische Kriegsgefangene in Deutschland und 408488 Pakete für deutsche Kriegsgefangene in Frankreich vom Bureau Genf-Transit übernommen und weitergeleitet.

Ich wende mich nun einem zweiten umfassenden und großzügig betriebenen Liebeswerke der Schweiz zu: der Heimschaffung der Zivilinternierten. Geschichtliches: Als der Krieg ausbrach, waren zahlreiche Franzosen in Deutschland und Deutsche in Frankreich gezwungen, das Land, in dem sie sich vorübergehend aufhielten oder auch ansässig waren, innerhalb der Ausweisungsfrist zu verlassen. Die nach Verstreichung dieser Frist noch in Feindesland zurückgebliebenen Zivilpersonen bildeten dann jene neue Gattung von Kriegsopfern, die der Schweiz so viele Arbeit kosten sollte: die Zivilinternierten. Die zurückgebliebenen Zivilisten wurden nämlich teils in Ortschaften mit Zwangsaufenthalt interniert, teils zusammengebracht und in Militärbaracken, Schulen, Klöstern usw. gemeinsam zurück- und festgehalten. Ein Genfer, Edouard Audeoud, regte zuerst in der Schweiz eine allgemeine staatliche Aktion zur Heimschaffung dieser Internierten an. Der damalige schweizerische Bundespräsident Hoffmann griff die Anregung auf und setzte sie in die Tat um, indem er zunächst den am meisten beteiligten Nachbarstaaten Deutschland, Österreich-Ungarn und Frankreich eidgenössische Hilfe anbot. Durch Beschluß vom 22. September 1914 richtete der schweizerische Bundesrat das „Bureau für die Heimschaffung internierter Zivilpersonen" in Bern ein. Dasselbe steht unter der verdienstvollen und aufopfernden Leitung von Professor Röthlisberger. Es ist unmittelbar dem schweizerischen politischen Departement angegliedert, also eine amtliche Einrichtung. Das Bureau empfängt von den kriegführenden Staaten, die sich seiner Vermittlung bedienen, die Verzeichnisse der Personen, deren Heimschaffung in Frage kommt. Es sorgt dafür, daß die heimzuschaffenden Personen an bestimmten Grenz- oder Sammelorten übernommen, während des Transportes (in den sog. „Internierten-zügen") begleitet und an bestimmten Grenz- oder Sammelorten übergeben werden. Die deutsche Übernahmestation ist Singen, die österreichische St. Margarethen. Das Berner Bureau sorgt



Schweizerische Artillerie während des Weltkriegs.



Schweizerischer Grenzposten. Im Hintergrund ein Beobachtungsstand.

für Verpflegung und, falls nötig, für Unterkunft der Heimzuschaffenden während ihrer Reise durch die Schweiz. Es vermittelt endlich die Korrespondenzen zwischen den Internierten und deren Angehörigen, stellt Zirkulare und Zettelkataloge auf und beantwortet Anfragen. Außer dem Bureau arbeiten noch an den Übergangsstellen die sogenannten Etappenkommissionen.

Diese sorgen für die Leute auf der Fahrt. Kommissionen waren in Genf, Schaffhausen und Rorschach. Sämtliche Herren und Damen leiteten ihre Arbeit völlig freiwillig und kostenlos. Mit Schreiben vom 16. März 1915, gerichtet an Prof. Röthlisberger, hat der deutsche Gesandte in Bern, Freiherr v. Romberg, amtlich allen an dieser Arbeit beteiligten Personen den Dank Deutschlands ausgesprochen. Es heißt in diesem Schreiben: „Nach mehr als fünf Monate langer mühevoller Arbeit hat dieser Tage das schweizerische Bureau für die Heimschaffung internierter Zivilpersonen seine Tätigkeit eingestellt. Es hat damit ein Werk seinen Abschluß gefunden, das in der Geschichte der internationalen Betätigung der Nächstenliebe ein leuchtendes Beispiel bleiben wird. Durch eine umfassende, bis ins einzelne auf das sorgfältigste ausgearbeitete Organisation, durch eine hochsinnige, nimmerversagende Opferwilligkeit mit Arbeit, Kraft und Zeit aller beteiligten Persönlichkeiten und durch die bereitwilligste Mitwirkung der staatlichen, kantonalen und städtischen Behörden sowie verschiedener humanitärer Vereinigungen hat das Bureau sein Ziel in der musterhaftesten Weise zu erreichen vermocht." Folgende abschließende Zahlen geben einen Einblick in den Umfang der von der Schweiz hier übernommenen Liebestätigkeit: Vom 24. Oktober 1914 bis März 1915 haben im ganzen 20475 Internierte in 186 Transporten die Schweiz passiert. Darunter befanden sich 7650 Deutsche, 1980 Österreicher und Ungarn, 10845 Franzosen, oder nach dem Geschlecht 11875 Frauen, 5271 Männer, 1685 Mädchen und 1684 Knaben unter 13 Jahren. Von den in der Schweiz angelangten Internierten erhielten 332 Personen, unter ihnen 255 Frauen und 47 Kinder, die Erlaubnis, dort zu bleiben. Dreizehn Internierte befinden sich noch in den Spitälern von Genf und Schaffhausen. Sie werden erst nach ihrer Heilung in ihre Heimat befördert. Die oben angeführten 7650 Deutschen — unter ihnen nur 454 Männer, aber 6257 Frauen, 451 Knaben und 488 Mädchen — sowie die 1980 Österreicher und Ungarn — unter ihnen nur 162 Männer, aber 1475 Frauen, 159 Knaben und 184 Mädchen — wurden in 45 Transporten von Genf nach Singen und in 38 Transporten nach Rorschach — St. Margarethen befördert. Die Transporte, bis Winterthur meist Doppeltransporte, begannen am 2. November, erfolgten in der Mehrzahl im gleichen Monat und hörten in der Hauptsache Ende Dezember auf. In den ersten beiden Monaten dieses Jahres wurden nur noch drei große Transporte von 412, 447 bzw. 801 Personen befördert. Die 10845 Franzosen, unter ihnen 4655 Männer, 4103 Frauen, 1074 Knaben, 1013 Mädchen — wurden in 103 Transporten von Schaffhausen nach Genf befördert. Etwa 1500 Franzosen reisten außerdem einzeln aus Deutschland zurück. Die aus freiwilligen Hilfskräften gebildete Zentralstelle des Heimschaf-

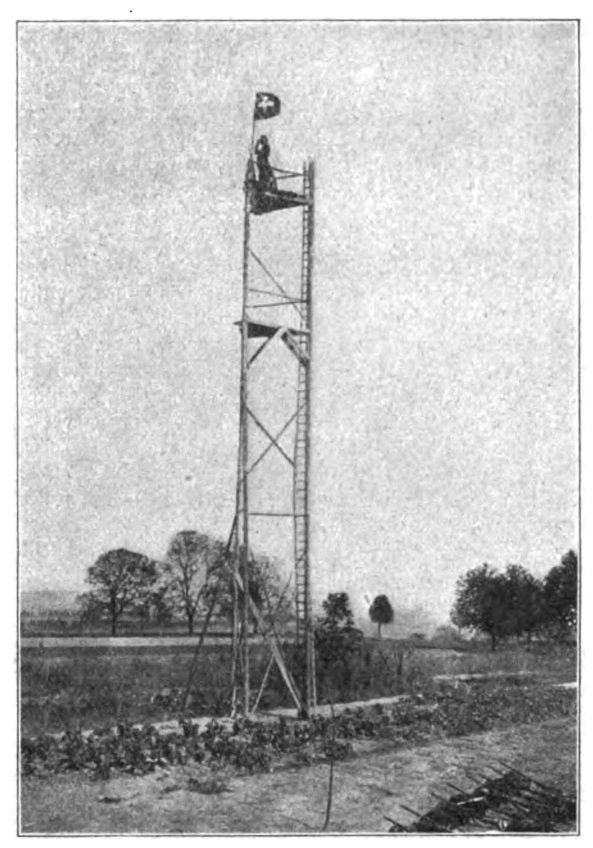


Eine Waadtländer-Brigade zieht in Marschkolonne an dem General vorbei.

fungsbureaus in Bern erledigte nicht weniger als 52878 Ein- und Ausgänge von Briefen. An Geschenken gingen bei ihr 6022 Franken ein.

Bei den soeben angeführten Zahlen muß sogleich auffallen, daß die Anzahl der heimbeförderten Franzosen mit 10845 die der Deutschen und Österreicher mit 9630 übertrifft, während doch sicherlich bei Kriegsbeginn mehr Deutsche und Österreicher in Frankreich als Franzosen in Deutschland und Österreich sich befanden. Dieser Widerspruch löst sich, wenn man berücksichtigt, daß die rückbeförderten französischen Internierten nicht alle diesen Namen verdienen, sondern daß sich unter ihnen eine sehr große Anzahl Abgeschobener befand. Die deutschen Militärbehörden haben aus den von unseren Truppen besetzten französischen Gebieten (mit einer Einwohnerschaft von rund sieben Millionen Menschen) Tausende nach dem inneren Deutschlands abgeschoben. Hauptsächlich handelt es sich um Leute aus zerstörten oder gefährdeten Ortschaften. Diese Abgeschobenen sind gesammelt und zur Heimbeförderung durch die Schweiz von den deutschen Behörden bereit gestellt worden. Sehr viele sind dann den Interniertentransporten beigefügt worden. Es sind aber auch noch sehr viele — mindestens 30000 Personen — in Deutschland zurückgeblieben. Da nun inzwischen die Interniertentransporte aufgehört haben, so müssen diese Abgeschobenen auf andere Weise heimbefördert werden. Ihrer hat sich nun die schweizerische Militärbehörde und zwar der Territorialdienst, angenommen. Dessen Chef, Herr Oberst v. Tscharner, leitet diese Transporte, durch deren Übernahme sich der Schweiz ein neues großes Feld der Tätigkeit im Dienste der Humanität eröffnet. Herr v. Tscharner wird durch zwei ihm unterstellte Kommissare, Oberst Isler-Zürich und Oberst Ribody-Genf, unterstützt.

Eine weitere überaus dankenswerte Aufgabe im Dienste der Menschlichkeit hat die Schweiz übernommen durch Heimschaffung der invaliden und kriegsgefangenen Deutschen und Franzosen in ihre Heimat. Die Anregung zum Austausch der Schwerverwundeten ist von der Schweiz ausgegangen. Nachdem dann der Papst diese Anregung aufgegriffen und sich an die kriegführenden Staaten vermittelnd gewandt hatte, wurde nach langwierigen Verhandlungen der Austausch beschlossen. Zwischen Frankreich und Deutschland findet er durch die Schweiz statt, die ihre Lazarettzüge hierfür zur Verfügung gestellt hat. Die Züge selbst liefert die Armee, die innere Einrichtung das schweizerische Rote Kreuz. Dessen Chefarzt, Oberst Bohny, hat für seine Auslagen über eine Million Franken, die durch freiwillige Spenden zusammengekommen sind, zur Verfügung. Vier Züge werden benutzt; zwei befinden sich jeweilen auf der Fahrt von Konstanz nach Lyon (mit französischen Invaliden aus Deutschland) und von Lyon nach Konstanz (mit deutschen Invaliden aus Frankreich); je ein Zug steht in Konstanz bzw. Lyon und wird dort desinfiziert. Frau Oberst Bohny, die Gattin des Chefarztes, fährt mit dem einen, Frau v. Wattenwyl, die Präsidentin des Damenkomitees des schweizerischen Roten Kreuzes, mit dem andern Zuge. Der von mir besichtigte schweizerische Lazarettzug enthielt fünf Wagen



Beobachtungsturm an der schweizerischen Grenze.



Militärische Unterkunftshütte „Strategenheim“ an der Schweizer Grenze.

für Sitzende, 12 Wagen zu je 14 Plätzen für Liegende, zwei Packwagen mit dem nötigen Verbandmaterial, Wäsche und Vorräten. Die Bahren in den Liegewagen sind in der Fahrtrichtung angebracht und zweckmäßig in Gurtriemen so aufgehängt, daß das Stoßen des fahrenden oder anhaltenden Zuges am wenigsten spürbar wird. Die Invaliden liegen auf weicher Unterlage, haben saubere Wäsche, Kopfkissen, Leinentücher, warme Wolldecke usw. Jeden Zug begleiten eine Oberschwester, 14 Krankenschwestern sowie zwei Ärzte. Während der Fahrt durch die Schweiz werden deutsche wie französische Invaliden mit Liebesgaben geradezu überschüttet. Alle Invaliden erhalten ferner vom schweizerischen Roten Kreuz ein Täschchen mit Biskuit, Schokolade, Orangen, Zigaretten und kleinen Zigarren. Die Eindrücke, die ich in Konstanz empfing, werden mir unvergeßlich bleiben. Die Haltung der Invaliden war musterhaft. Selbst in den am schwersten Betroffenen lebte die Hoffnung, daß die unermüdliche Fürsorge der Brüder in der Heimat auch ihrem Leben wieder Zweck und Ziel geben werde. So herrschte überall eine gewisse ernste Heiterkeit. Bei unseren deutschen Soldaten ist uns diese schlichte Heldengröße — wir dürfen es mit Stolz sagen — fast selbstverständlich. Aber auch die Haltung der Franzosen war ausgezeichnet. Alle waren voll Dankbarkeit für ihre deutschen Pfleger und lobten die deutschen Chirurgen und Lazaretteinrichtungen. Die Umladung in Lyon aus dem französischen in den schweizerischen, sowie in Konstanz aus dem deutschen in den schweizerischen Lazarettzug vollzog sich, dank der Hilfe der trefflich organisierten schweizerischen Sanitäter, in bester Weise. Die Organisation und Durchführung der Transporte durch die Schweiz bewährte sich aufs glänzendste. Es wurden im ganzen 850 deutsche Invalide nach Konstanz transportiert. Über die Aufnahme, die die Deutschen hier bei der Rückkehr in die Heimat fanden, schreibt ein Beteiligter: „Der Empfang überstieg alle unsere Erwartungen. Eine die Nationalhymne spielende Kapelle, ein festlich geschmückter Bahnhof, all die freundlichen, nur Deutsch redenden Menschen erweckten in uns ein wahres Glücksgefühl. Als wir so auf heimatlichem Boden empfangen und durch den Prinzen Max von Baden begrüßt worden waren, wurden wir reichlich gastlich bewirtet, wofür wir noch den freundlichen Konstanzern herzlich danken möchten.“ Entgegen der ursprünglichen Vereinbarung eines zahlenmäßig gleichen Austausches sind bisher 24 invalide französische Offiziere in die Heimat zurückbefördert worden, dagegen nur vier deutsche. Deutschland geht hier — angeblich einem persönlichen Wunsche des Kaisers folgend — mit außerordentlicher Vornehmheit und Weitherzigkeit vor. Ohne jede Gegenzählung wird die Rücksendung der invaliden französischen Offiziere fortgesetzt. Die Invaliden beider Nationen äußerten sich mit warmen Dankesworten über den herzlichen Empfang in der Schweiz und die geschickte und aufopfernde Fürsorge des schweizerischen Sanitätspersonals. Die Gesellschaften vom Roten Kreuz in der ganzen Welt haben eine freiwillige, zentrale Organisation geschaffen, das „Comité international“. Dieses hat nun ebenfalls in der Schweiz Wohlfahrtseinrichtungen getroffen, vor allem die Agentur für Kriegsgefangene in Genf.

Der französische Name dieses Unternehmens ist: „Comité international de la croix rouge, agence des prisonniers de guerre.“ Es ist eine großzügige nichtamtliche internationale Caritaseinrichtung. Es steht unter Leitung des schweizerischen Staatsrates Gustave Ador. Wer je in Friedenszeiten auf einer Schweizer-Reise Genf besucht und das „Musée Rath“ dortselbst besichtigt hat, der staunt über die Verwandlung, die das Innere dieses Gebäudes heute genommen hat. Ein unabsehbares Heer von Herren und Damen ist dort tagtäglich versammelt, um sich dem Liebeswerke zu widmen, während des gegenwärtigen schrecklichen Weltbrandes zu vermitteln für alle die vielen, die heute Auskünfte wünschen über irgendeinen der zahllosen Kriegsgefangenen. Mehr als 1200 Personen widmen sich dieser Arbeit. Mit Ausnahme von 120 bezahlten Angestellten (meist Maschinenschreibern) sind sämtliche Arbeitskräfte Freiwillige. Die Kommandanten der Gefangenenlager hüben und drüben senden der Genfer Agentur die Listen ihrer Gefangenen. Die Agentur verfertigt danach ihre eigenen Listen und alsdann die Zettelkataloge. Diese gestatten über jeden registrierten Gefangenen alle Anfragen besorgter Freunde oder Verwandten zu beantworten, hinsichtlich Aufenthaltsort, Transport, eventuell Befreiung oder Abtausch, Verwundung, Krankheit oder Ableben des Gefangenen. Die Angaben der Lagerkommandanten kommen auf den einen Zettel, die Anfragen auf den andern. Die Zettel werden alphabetisch geordnet. Trifft nun ein Angabezettel mit einem Anfragezettel zusammen, so kann der Anfragende Auskunft erhalten und mit dem gesuchten gefangenen Freunde oder Verwandten in Verbindung gesetzt werden. Für die verschiedenen Nationen gibt es verschieden gefärbte Zettel. Bei der täglich wachsenden Anzahl der Kriegsgefangenen wächst auch die Arbeit der Genfer Agentur in entsprechender Weise. Große Geldmittel sind erforderlich, die durch Spenden aus allen Ländern beschafft werden. Die Agentur vermittelt daneben auch Briefe und Geldsendungen an Kriegsgefangene von solchen Absendern, die hierfür die Vermittlung der schweizerischen Post nicht benutzen wollen. Die Genfer Agentur ist eine Wohlfahrtseinrichtung von größter Bedeutung und größtem Umfange. Wie viele Tausende von Menschen aller Nationen sind durch ihre Auskünfte aus drückender Ungewißheit befreit und mit ihren Lieben in Verbindung gebracht worden!

Unter dem Protektorate des internationalen Roten Kreuzes steht eine weitere Wohlfahrtseinrichtung: die Hilfsstelle für Kriegsgeiseln in Basel. Sie ist von viel kleinerem Umfange als die Genfer Agentur, aber leistet gleichfalls Wichtiges. Deutschland hat namentlich in Belgien und Elsaß Geiseln nehmen müssen, um für gewisse Gesinnungen und Sympathien zu strafen, an denen die Weggeführten allerdings keine unmittelbare persönliche Schuld haben. Praktisch kommen für die Tätigkeit des Bureaus vor allem die elsässischen Geiseln in Frage. Auch Frankreich nimmt im Elsaß Geiseln aus den dort lebenden „Altdeutschen“ unter der Begründung, daß diese Leute bei einer Rückkehr der Deutschen die Personen mit franzosenfreundlicher Gesinnung zur Anzeige bringen könnten.

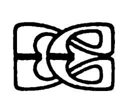
Das Baseler Bureau will nun das Los dieser unglücklichen Geiseln mildern. Es beschäftigt sich ausschließlich mit den von einer kriegführenden Partei in Feindesland genommenen Geiseln. Austauschversuche (die doch aussichtslos sein würden) werden nicht gemacht. Das Bureau beschränkt sich darauf, den Verkehr der Geiseln mit ihren Verwandten zu vermitteln. Die Sendungen an die Geiseln sollen seit der Vermittlung durch das Bureau sämtlich und verhältnismäßig schnell in die Hände der Empfänger gelangen. Das Registrierverfahren ist ähnlich wie in Genf: Listen und Zettelkatalog. Die uneigennützige Arbeit der Freiwilligendienste leistenden Damen, die einen ständig zunehmenden Briefwechsel von 100 und mehr Briefen pro Tag zu erledigen haben, verdient Anerkennung.

Für alle diese ausdauernde, aufopfernde, in wahrhaft großzügiger und edelmütiger Weise ausgeführte Arbeit im Dienste der Menschlichkeit verdient die Schweiz den aufrichtigen und herzlichen Dank des deutschen Volkes!

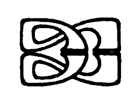
Karpathenkampf.

Nach einer Zeichnung von Karl Winter.





Hurrakitsch.



Von Paul Westheim. (Hierzu acht Abbildungen.)

Das sollte uns nun doch schon eine ganz bekannte Erscheinung sein. So oft die Gemüter der Allgemeinheit von irgendeiner Sache ergriffen waren, sowie es eine Aktualität gab, fanden sich Leute, die mit solcher Massenstimmung eine Spekulation zu treiben begannen. Leute, Industrieritter, die zumeist minderwertiges Zeug, Firlefanzereien, dummen Schnickschnack oder dergleichen nichtsnutzige Dinge produzierten und die es dann verstanden, durch einen aktuellen Aufputz die Masse, die nun einmal allen Sensationen nachzuspringen liebt, für etwas, das an sich kaum einen Wert hat, zu ködern, wie man ja einmal das gewiß vornehmer klingende Fremdwort „interessieren" sinngemäß verdeutschen könnte. War der Tango der Schlager der Saison, so waren hundert Hirne mit nichts anderem beschäftigt, als auszutüfteln, wie ihre „Nouveauté" zu einer Tango-Nouveauté zu machen wäre. Ein gewöhnliches Briefpapier wurde zu einem vornehmen Briefpapier durch einen Karton mit dem Aufdruck: Tango, ein Hautcreme aus einer gesundheitsschädlichen Fettmasse zu einem Bedürfnis der feinen Welt durch ein Etikett mit irgendeiner Komposition des Wortes Tango. Hosenträger, Rasierzeuge, die sonst, weil sie an Qualität anderen Erzeugnissen ihrer Art nachstanden, nicht an den Mann zu bringen gewesen wären, sollten unter dieser Flagge der Aktualität ihren Weg machen. Es gab — trotz des Spektrums — auf einmal eine Tango-Farbe, gab auf den Brettern, die die Seichtheit der Welt bedeuten, eine Tango-Prinzessin, und was alles hätte es noch gegeben, wenn nicht plötzlich der Krieg dagewesen wäre.

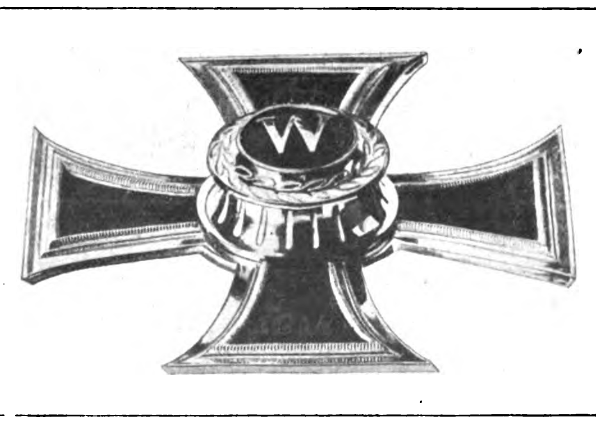


Taschenspiegel mit Fürsten- und Heerführerbildern.

Der Krieg! Ja, der Krieg war eigentlich eine schlimme Sache für die vielerlei Hersteller des Aktualitätskitsches. Er machte einen mörderischen Garaus mit allem, was auch nur auf weiteste Entfernung nach Tango roch. Er entwertete Riesenlager von allerlei Kitsch. Operettenkitsch, Filmkitsch, Kitsch in Porzellan, Blech, Pappmaché usw. Das heißt, wenn man genauer zusieht, ist es eigentlich des Kitsches in der Welt nicht weniger geworden. Sehr, sehr schnell hat sich auch auf diesem Gebiet eine Umorientierung vollzogen. Jene Spekulanten, die sich einen Augenblick aufs trockene gesetzt sahen, haben eine alle früheren Sensationen überragende Aktualität, einen Chimborasso an Aktualität gewittert in unserem vom Krieg zur Weißglut entflammten vaterländischen Empfinden. Mit einer chamäleonartigen Fixigkeit ist aus Tangofarbe Schwarz-Weiß-Rot geworden, Kaiserbilder, Hindenburg-Porträts, Eiserne Kreuze, Adler sind in aller Hast auf alle möglichen und unmöglichen Dinge, auf Gebrauchsgegenstände und auf das Gegenteil davon gepreßt und gepappt worden. Es hat ja etwas sehr Merkwürdiges, solche Parallelen gezogen zu sehen; aber wir sind es nicht, die das tun, wir wehren uns ja dagegen, wir empfinden es ja wie einen Schlag ins Gesicht, wenn mit Emblemen, die uns teuer sind, um die Tausende der besten Deutschen auf den Schlachtfeldern ihr Blut verströmen, solch banale Spekulationen getrieben werden.

Den Leuten, die sie in die Welt setzen, will ich nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie haben die Jahre über nichts anderes getan, als blöden, minderwertigen Kitsch fabriziert. Ob es Aschenbecher oder Broschen oder Possen waren, bleibt sich gleich. Ich habe auch niemals gedacht, daß die große Zeit aus ihnen Vorkämpfer für Qualitätsarbeit machen werde. Dazu haben sie von je bei einem wenig urteilsfähigen Publikum zu gute Geschäfte gemacht. Auch ist nicht anzunehmen, daß ein Possenreißer mit einem Male, weil Krieg geworden ist, weil er einige feldgraue Reime auf die Walze legte, ein Nationaldichter werden könnte. In dieser ernsten Zeit ist er vielleicht ein ernster Possenreißer geworden, was für seine Zuhörer sehr bedauerlich sein dürfte; aber wir wollen es ihm nicht weiter ankreiden, daß er, der mit Kunst nie etwas zu tun hatte, jetzt uns mit patriotisch garniertem Unsinn langweilt.



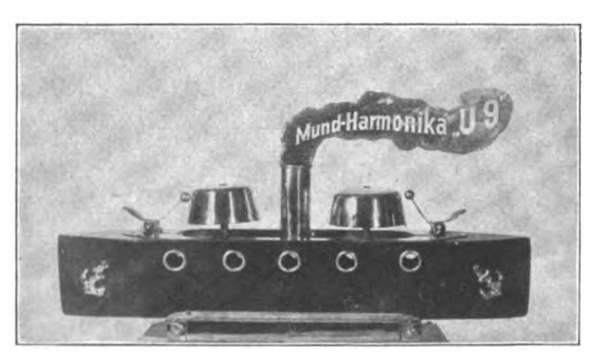




Hurrakitsch. Rechts und links: Glasierte Tonplastiken. In der Mitte: Das Eiserne Kreuz als Tintenzeug.

Kriegsgreuel: Brummer und Granaten als Zimmerschmuck, Granatenbierkrug und Weinpokal, Sparbüchse in Granatenform, Granatentischglocke, Spielwerk und Mundharmonika in Granatenform usw.

Aber wir, die wir die Gimpel sind und auf diesen Leim kriechen, die wir so wenig Geschmack haben, die wir das Geld, das wir jetzt für so gute Zwecke und so treffliche Arbeit aufwenden könnten, für derlei Possen, Possen aus unechten Reimen, aus gestanztem Blech, imitierter Bronze und wer weiß was noch verschleudern — ist unser Benehmen nicht unverzeihlich? Statt einen Fabrikanten zu unterstützen, der aus bestem deutschen Stahl und in der zum Schreiben vorzüglichsten Form Federn herstellt, glauben wir etwas Besonderes getan zu haben, wenn wir irgendeinem in die Schlinge gehen, der auf dem Einwickelpapier seiner Federkästen sich mit dem Namen Hindenburg zu brüsten wagt. Sind wir wirklich so urteilslos, daß uns ein Einwickelpapier eine Qualität vortäuschen kann? Oder ist es in dieser Zeit, da ein Bissen Brot für so manchen Mann im Felde und so manche Frau zu Hause eine Sache der Ehrfurcht ist, eine besondere, eine vaterländische Tugend, Pralinés und Konfitüren aus einer Schachtel zu schlemmen, die — es klingt fast wie ein Hohn — den Kopf unseres Kaisers aufgemalt trägt? Wir wollen uns nicht pharisäisch über das Pralinéessen derer aufhalten, die solche Genüsse sich zu leisten vermögen; im Gegenteil, wir möchten wünschen, daß es all unseren Landsleuten bis weit über den Frieden hinaus so gut gehen möge, daß sie Pralinés pfundweise einkaufen könnten; allein es ist doch eine rechte Geschmacklosigkeit, solches Zuckerwerk zu verbrämen mit dem Eisernen Kreuz — der höchsten Auszeichnung, die für blutiges Heldentum verliehen wird. Die Franzosen haben in den ersten Kriegsmonaten unsere Helden in einem besonderen Maße verspotten zu können geglaubt, indem sie Nachbildungen des Eisernen Kreuzes massenweise als Kinderspielwerk fabrizierten. Mit Recht ist diese Verhöhnung als eine Schmählichkeit ohnegleichen aufgefaßt worden. Wir waren zu ritterlich, waren wohl auch zu geschmackvoll, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Mit Stolz können wir heute und später sagen, daß es bei uns nie möglich gewesen wäre, die Ehrenlegion zu einer solch frevlen Farce zu erniedrigen; allein es wäre doch einmal sehr ernsthaft zu überlegen, ob nicht etwas mehr Achtung vor unseren eigenen Abzeichen am Platze wäre. Sie gedankenlos auf jedes Bierseidel, jeden Pfeifenkopf, jedes Tintenfaß, jedes Leder-



Hurrakitsch: Das Unterseeboot U 9 als Mundharmonika.

täschchen, jedes Puderdöschen zu pressen, sollte das nicht auch Entwürdigung sein?! Treffend, höchst treffend hat uns in einem Brief vom östlichen Kriegsschauplatz ein Hauptmann seine Meinung darüber gesagt: „Vor mir", schreibt er, „liegt das Preisverzeichnis einer Berliner Firma. Dort wird in verschiedener Gestalt das Eiserne Kreuz in Form einer Brosche angepriesen. Jeden, der wie ich in vorderster Linie Gelegenheit hatte, den Heldenmut unserer Leute zu beobachten und die Opfer zu sehen, die draußen vor dem Feind für das Vaterland gebracht werden, muß das Eiserne Kreuz als Damenbrosche abstoßend berühren. Dieses Ehrenzeichen, das in seiner Schlichtheit an Deutschlands ernsteste und schwerste, aber auch größte Zeiten eindringlich erinnert, ist trotz seiner Einfachheit und seines geringen Materialwertes das höchste Kleinod für den deutschen Krieger. Ein Kriegsorden, der an der deutschen Ordensschnalle an erster Stelle getragen wird, sollte niemals zum Damenschmuck profaniert werden. Darum fort mit der Eisernen-Kreuz-Brosche an seidenen und anderen Blusen! Deutsche Frauen und Mädchen, weiset derartige Geschmacklosigkeiten zurück und denkt daran, daß Pariser Gassenjungen unser höchstes Kriegsehrenzeichen im Knopfloch tragen."



Schwarz-weiß-rote Hurra-Gießkanne.

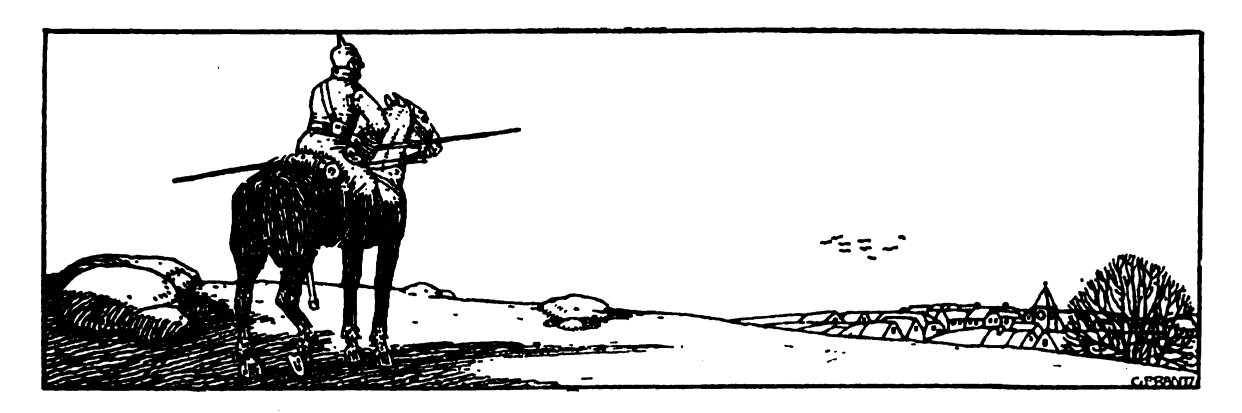
Nun aber wird gesagt, daß es sich bei alledem um die Dokumentation einer patriotischen Gesinnung handle. Man gestatte mir, sehr, sehr geringen Respekt zu haben vor einem Patriotismus, der morgens, mittags und abends, beim Hervorholen eines Handtuches, beim Anschneiden einer Torte, beim Abknipsen einer Zigarrenspitze, beim Prosten in der Kneipe so vieler Gedächtnishilfsmittel braucht, um nicht in Vergessenheit zu geraten. Wo es der Aufrechterhaltung durch solche Mittel bedarf, muß es um ihn bedenklich schwach bestellt sein. Ich meine, wir alle trügen jetzt in Deutschland unsere vaterländische Gesinnung fester denn je verwurzelt im Herzen, und es wäre davon auf Nippsachen und dergleichen Trödel kein Redens davon zu machen. Für die ersten Christen im heidnischen Rom, die sich vor der Wut der Andersgläubigen in die Katakomben flüchten mußten, war das — mit Todesstrafe bedrohte — Bekenntnis zum Zeichen des Kreuzes eine kühne Dokumentation, eine Tat, für die der Mann mit dem Leben einstehen mußte; aber was tut denn unser Philister, der daheim weit vom Schuß und schön im Trockenen seine Schokolade löffelt aus einer Tasse, die mit dem Eisernen Kreuz geschmückt ist, um dann auf einem mit dem Hindenburg-Kopf bestickten Kissen sein Mittagsschläfchen zu halten?! Er macht diese Dinge vulgär. Nach acht Tagen denkt er sich dabei nichts mehr. Er gewöhnt sich daran, sieht über sie hinweg, wie er über das Biedermeierpaar und die Biedermeierkränzchen hinweggesehen hat, die vorher Porzellan und Handarbeiten verzierten. Das heißt, Dinge, die in ernstester Stunde dem Volk ein Wahrzeichen sind, würdigt er in seiner gedankenlosen Dekorationswut zu Phrasen herab. Oder etwa nicht? In Berliner Warenhäusern sah man als eine besondere Ausartung dieses Triebes Strumpfbänder feilgeboten mit mächtigen Schleifen aus schwarz-weiß-rotem Band und natürlich für die feschen Wienerinnen dasselbe in Schwarz-Gelb. Dokumentation patriotischer Gesinnung an der Stelle, das heißt denn doch die Sache etwas zu weit getrieben. Eine Ausartung, gewiß, aber sie zeigt, bis zu welchem Grad von Entwürdigung dieses nichtsnutzige Spiel mit den Farben und Zeichen, die nicht in den spießbürgerlichen Alltag hineingeschleift werden dürften, führt, führen muß.

Ich spreche nicht im Namen der Kunst oder des guten Geschmackes. Sie könnten sich mit solchen Begierden abfinden. Um auch den Einwand vorwegzunehmen, sind ein paar Beispiele, die vom guten Geschmack aus nicht zu beanstanden sind, beigefügt worden. Allein das ist hier fast von keinem Belang. Aus ethischen und nationalen Gründen ist aufzubegehren gegen dieses Hineinsteuern in eine Phraseologie, die Werte von allergrößtem Gehalt zur Banalität und Trivialität macht. Von der Phrase unser Volksleben zu reinigen, das sollte vielmehr das Vermächtnis dieser schweren Tage sein. Wir brauchen heute und später den Deutschen der Sache, und es gilt mehr denn je den Deutschen der Phrase abzuwehren. War er vor dem Krieg eine der unliebsamen Erscheinungen, die wir durch eine emsige Kulturarbeit auszumerzen bestrebt waren, so muß er uns heute als eine Gefahr, als ein Schädling des Allgemeinen erscheinen.



Kriegsgreuel: Trinkgläser mit Kriegszeichnungen in Emaillemalerei.

Es ist erfreulich, feststellen zu können, daß der gesunde Sinn des Volkes sich bereits aufzulehnen beginnt gegen diese Spekulation der Geschäftemacher mit dem sogenannten Hurrakitsch. Pazaurek, der Schöpfer des Stuttgarter Museums der Geschmacklosigkeiten, der auch dieses Wort vom „Hurrakitsch" geprägt hat, hat bereits mit der Zustimmung aller wohlmeinenden Deutschen in seinem Museum eine Sonderabteilung und eine Sonderausstellung dieser Entartungen eröffnen können. Hoffen wir, daß für die Zukunft weiteres Material von der Art, wie wir es hier leider abbilden können, zur Rarität werden möge.



Judas.

Skizze von Else Höffer.

Immer noch der Durchmarsch der Truppen — trapp — trapp — Stunde um Stunde in qualvoller Eintönigkeit — trapp — trapp —

Der Boden dröhnte, die Fensterscheiben klirrten. Immer derselbe Rhythmus von Tausenden von Füßen, die den Boden stampften. Dann das Rollen schwerer Geschütze, das Rasseln und Klappern der Kolonnen und Trains, das Klirren, Trappeln und Schnauben der Schwadronen, und dann wieder trapp — trapp — Infanterie, wieder Infanterie. Als ob ein graues Meer sich ergossen hätte.

Ganz Brüssel war nervös geworden. Am Nachmittag hatte der Durchmarsch begonnen, und jetzt war es schon dunkel und noch immer kam kein Ende.

Man konnte es zu Hause nicht mehr aushalten. Man mußte Lärm hören und Musik, die alles übertönte und überschrie, man mußte lachen und Sektpfropfen knallen lassen.

Die eleganten Restaurants an den Boulevards waren dicht besetzt, ein nervöses Fieber brannte in all den Menschen, die um die kleinen Tische saßen.

Vom Podium schrillte die Musik wilde, fröhliche Weisen herab, die lauten Stimmen übertönten sie noch. Aber manchmal kam eine jähe Pause, dann wurde der bunte Saal zur Wüste — und von der Straße schallte es dumpf herauf: trapp — trapp.

Dann wurden die Gesichter fahl und die Augen öde, und alle Hände winkten der Musik „weiter, weiter!" Und die Geigen schrillten auf und durchschwirrten den Saal.

Gottlob, nun hörte man nicht mehr, was draußen vorging, nun konnte man ruhig die feinen Kelche an die Lippen heben und die Austern genießen. Man war zu taktvoll, um zu beachten, daß dem Nachbarn die Hand bebte, und man ignorierte, daß die Damen gegenüber die Platten unberührt vorübergehen ließen. Man konnte auf Minuten glauben und glauben machen, daß alles wie sonst sei, daß Brüssel sich sorglos amüsiere.

Aber jäh kam der Rückschlag. Wie ein Hieb riß ein Kommandowort von der Straße her durch die Musik.

Dann sanken die Gabeln auf die Teller und der Sekt perlte über das Tischtuch, und mit leeren Augen starrte man vor sich hin.

Und wieder peitschte die Musik das Grauen nieder, und die Kellner schoben sich mit steinernen Mienen um die Tische.

Am unteren Ende eines Tisches, um den eine elegante Gesellschaft saß, dicht neben dem seidenen Fenstervorhang, saß ein junges Mädchen und langweilte sich. Sie knackte Mandeln, aß Konfekt und vermißte das huldigende Spiel der Kavaliere. Sie horchte unverhohlen nach draußen, und in ihren Augen tanzten neugierige Funken. Wenn das Klirren von Schwadronen erklang, zuckten ihre Blicke zu dem gelbseidenen Vorhang hin, der sie von dem Schauspiel draußen trennte.

Die Unterhaltung an dem Tische flackerte mühselig; die Herren tranken hastiger, die Damen spielten mit ihren Armbändern; der Druck begann zu wachsen.

Man hörte deutlich das Trapp-trapp, man nahm den Rhythmus auf wider Willen; man horchte ihm nach, und er mischte sich in das Pochen des eigenen Blutes. Man fühlte es im Gehirn, in den Fingerspitzen — trapp — trapp — Man atmete den Ton förmlich ein, trank ihn mit fiebrig geöffneten Lippen.

Da fuhr das junge Mädchen auf dem Stuhl herum, faßte den gelben Vorhang und schob ihn zurück. „Germaine!" sagte abwehrend eine erstickte Frauenstimme neben ihr.

Und dann saßen alle vorgebeugt, die Köpfe geduckt, und starrten wie hypnotisiert, starrten auf dies unheimliche, bewegte, fließende Bild. Der graue Strom, der anfanglos, endlos flutete und floß. Fürchterliche Qual.

Eine Welle schob sich hinter die andere — Gesicht an Gesicht, vorausgewandt, einem unbekannten Ziele zu; Gewehr an Gewehr in festgeschlossener Faust. Eine unwiderstehliche, fortreißende Gewalt, etwas Sinnverwirrendes, Betäubendes lag in diesem rastlosen Vorwärtsfluten.

Da sagte ein alter Herr mit leidender Stimme: „Jetzt können wir nichts mehr machen, jetzt ist es fertig mit uns."

Eine Dame schluchzte auf, und die Hände der Männer ballten sich. „Diese Deutschen — diese verfl . . . Deutschen!" Ohnmächtige Wut in den Gesichtern, weißglühender Haß in den Augen.

„Sei still, Albert, sie sind die Herren jetzt —"

Ein Herr hob den rotglühenden Kopf wie ein gereiztes Tier. Sein Blick blieb auf seinem Gegenüber haften. Er lachte hämisch.

„Ah, Monsieur Gerber, das sind Ihre Landsleute. Sie sind doch ein Deutscher pur sang — irre ich mich nicht?"

Der gelbe Vorhang glitt zurück, alle Augen richteten sich flimmernd auf den Mann wie auf ein Opfer.

Der saß steif in seinem Stuhl und sagte eiskalt: „Ich bin naturalisierter Belgier, Monsieur Poignard — das dürfte Ihnen bekannt sein."

„Ja, ja," sagte der andere, „das sagt man so, aber das Blut, Monsieur Gerber, das Blut!"

„Meine Mutter ist Holländerin, ich habe eine Belgierin zur Frau," sagte der Mann mit blassem Munde.

Ein Zischeln ging um den Tisch, Achseln zuckten, und die Augen flimmerten über das starre Gesicht hin. Mißtrauen kroch um ihn, Feindschaft züngelte an ihm empor, Haß schwelte um ihn. Er fühlte es mit jedem Nerv.

Da flammte es in ihm empor wie Wut. „Mehr kann man doch nicht tun, als daß man sein Vaterland ab-

schwört —“ Draußen klang es trapp — trapp — „Ich bin Belgier wie Sie aus freier Wahl und Überzeugung —“ trapp — trapp — „zu Ihnen gehöre ich, nicht zu denen da draußen.“

Noch immer in den Augen das glitzernde Mißtrauen. Es stach ihn, es machte ihn rasend. Er stand plötzlich auf und sagte mit rauher Stimme: „Ich hasse, hasse sie wie ihr — diese Barbaren.“

Da hoben sich ihm die Kelche entgegen, er faßte sein Glas an, der Sekt sprühte über seine glühende Hand.

„Eh bien, so trinken Sie mit und: nieder mit ihnen!“

Es raunte um den Tisch, jeder Blick hing an ihm wie mit Widerhaken. Da hob er sein Glas zum Munde und trank es aus.

Trapp — trapp klang es von der Straße.

Er stellte sein Glas hin, und es zerbrach in seiner Hand.

In seinen Schläfen tuckte es trapp — trapp.

Sein Herz stieß gegen die Rippen trapp — trapp.

Vor seinen Augen schwamm es Grau in Grau. Er hatte wohl zu viel getrunken, er wollte nach Hause. Da brach auch die Mehrzahl der Gäste auf, man konnte also ebenfalls gehen.

Als er vor das Restaurant trat, hatte er einen Augenblick das Gefühl, wieder zurückflüchten zu müssen. Wie eiskalter Atem wehte es ihm von dem grauen Menschenstrom entgegen.

Ihm war, als ob sich plötzlich die zahllosen Gesichter dort ihm zuwendeten, als ob all die hellen Augen auf ihn zielten wie Dolche — und alle trafen sie ihn.

Ob er nicht doch ins Restaurant zurückging? Einmal mußte doch dieser fürchterliche Durchmarsch ein Ende nehmen, dann konnte man immer noch nach Hause gehen.

Und da faßte ihn plötzlich der Strom. Wider seinen Willen fühlte er sich von diesem starken Vorwärtsdrängen erfaßt und mitgezogen. Er ging besinnungslos straßab neben der Kolonne her, wie einem dunkeln Gesetz gehorchend.

Und auf einmal teilte sich ihm der dumpfe Rhythmus mit, sein Körper erfaßte den Marschschritt der deutschen Regimenter und führte ihn aus. Er ging mit geschlossenen Augen, marschierte mit gespannten Muskeln. Und ein Druck wich von ihm, er atmete leichter.

Wie lange war es her? Achtzehn Jahre schon — oder eine Ewigkeit — oder war es gestern gewesen? Da marschierte er mit geschlossenen Gliedern, mit gesammelter Energie, Schulter an Schulter mit den Kameraden, Gewehr an Gewehr, das Gesicht geradeaus gewandt, einem unbekannten Ziele zu.

Da war er ein Glied gewesen der titanischen Kette, eine Welle im Strom, ein Blutstropfen im Riesenleib des deutschen Heerwurmes. Da hatte er sich selbst aufgelöst und sich selbst vergessen in dem Bewußtsein, ein Nichts zu sein und doch ein lebendiges Glied, ein atmendes Werkzeug des höheren Willens, Mitträger einer Idee —

Hatte er diese Wonne vergessen können? Hatte sein verweichlichter Körper im englischen Cutaway sich nicht einst freier und stolzer gereckt in der knappen deutschen Uniform? Hatte sein verwöhntes Ohr nicht einst andächtig dem Schritt der Divisionen gelauscht — trapp — trapp. Hart aufstampfend, weckend, zermalmend — unendlich beglückend.

Neben ihm her marschierten die Kolonnen schweigend durch die Nacht. Er blieb ihnen zur Seite, als gehörte er zu ihnen.

Schattenhaft tauchten Gedanken auf. Er mußte ja nach Hause — aber die hier ließen ihn ja nicht los! Yvonne wartete auf ihn — Laß sie warten, die Belgierin — die Fremde!

Wie im Rausch ging er weiter, atmete den Ledergeruch, der über der Kolonne stand, hörte das Klirren der Waffen und glaubte im märkischen Sand zu marschieren, die heiße Augustsonne über dem Schädel.

Und da stieg es aus der Kolonne auf, zaghaft, gedämpft und tastend — ein paar Töne eines Liedes.

Die müden Mannschaften rissen sich zusammen, der Schritt wurde federnder, sie nahmen ihre ganze Freudigkeit und Kampfeslust zusammen, und zum Nachthimmel stieg das Lied.

Wo war Brüssel? Rundum gähnende Ebene, unheilschwanger und todesschwarz, ab und zu ein helles Gesicht aufleuchtend, über allem voranleuchtend das Lied wie eine Feuergarbe.

Es sprang auf von Kompagnie zu Kompagnie, es rasselte mit den Wagen und Trains, es klapperte mit den Schwadronen, und über dem Dröhnen der Geschütze schwebte es mit hellen Schwingen.

„Deutschland, Deutschland über alles —“

Der Mann ging taumelnd neben der Kolonne her, seine Zähne rissen die Lippe blutig — das Lied brach ihm seine Kraft. Die Worte schlugen auf ihn ein wie Keulen, sie mordeten ihn.

Er fühlte, daß er nun nicht mehr leben konnte.

Er blieb stehen, er war am Ende seiner Kraft.

An ihm vorüber wälzte sich der graue Strom. Kein Gesicht wandte sich ihm zu, er starrte mit brennenden Augen in das Gewirr der Gewehrläufe.

Auf einmal zuckte ein Gedanke in ihm auf.

In diesen Reihen marschierten seine Brüder, seine drei Brüder. Er fühlte es ganz genau: in dieser schwarzen Nacht gingen sie an ihm vorüber, alle drei singend, ernst und bewußt, dem Tod entgegen.

Ihm war, als spürte er ihren Atem wehen. Er strengte seine Augen an und spähte in die Reihen, er mußte ihre Gesichter sehen.

Da dicht vor ihm, blitzhaft auftauchend, ein blutjunges Gesicht. Den Kopf vorgestreckt, die Schuppenkette grub sich in die schmächtigen Wangen, hart und festgemeißelt das Kinn, die Augen blau und heiß, darin die Wonne, sterben zu dürfen. War das nicht sein junger Bruder?

Der Hauptmann zu Pferde — war das nicht seines zweiten Bruders wuchtige Gestalt? Wie aus Bronze gegossen, unbeweglich das braune Gesicht, auf der Stirn der Wille zum Sieg —

Und der dritte —

Jedes vorübergleitende Gesicht hatte die Züge des Bruders, jeder Soldat war seines Blutes, jeder ihm verwandt, jedem hätte er die Hand pressen mögen: ich gehöre zu dir!

Aber keiner hätte seine Hand angerührt, eiskalt wären die Augen des ärmsten Soldaten an ihm abgeglitten.

Einer, der für die Millionen einer Frau Deutschland verrät — Deutschland!

Gibt es das? Atmet so einer noch eine Stunde nach dem Verrat? Der ist nicht mal die Kugel wert. Sein Leib ist für die Raben.

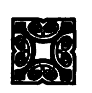
Der mag querfeldein laufen bis zu irgendeinem Sumpf, der ihn gnädig erstickt, bis an einen Kanal, da mag sich das Wasser schwarz färben von seiner Schande.

Mit gesenktem Kopf stolperte der Mann über die Felder, zähe Schollen griffen nach seinen Füßen.

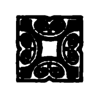
Hinter ihm her lief das Trapp-trapp der Regimenter und Divisionen. Über ihm schwebte ihr Sang.

Er ging, bis er an den Kanal kam.

Seine Leiche wurde niemals gefunden.



Seine beste Freundin.



Von Karl Marilaun, Wien.

Janos, der kleine ungarische Baka, lag in seinem ordentlich zurechtgemachten Budapester Spitalbett und ließ sich von den Leuten erzählen, daß er oben in den Karpathen ein Held gewesen war. Es mußte wohl so sein, denn alle sagten es, der Oberarzt, und die wunderschöne, weiße Krankenschwester, der Spitalsgeistliche, die Kameraden, und dann lag übrigens auch, fein säuberlich in weißes Seidenpapier eingeschlagen, die „Große Silberne" neben ihm auf dem Nachttisch.

Also fügte sich der ungarische Baka, lachte die vielen Leute, die ihn bestaunten, ihm Blumen brachten und zärtlich seine kohlschwarze Haarbürste streichelten, dankbar mit seinem roten Mund voll weißer Zähne an und legte sich auf die andere Seite. Janos hätte eigentlich sehr glücklich sein dürfen, denn bis auf das Übermaß von Seifenwasser, frischen Verbänden und Wäschewechseln war an seinem neuen Leben mit dem besten Willen nichts auszusetzen. Man brauchte aber kein Menschenkenner zu sein, um zu erraten, daß dem Patienten vom Saal II etwas fehlte. Irgendetwas, er mochte es nicht verraten, und wenn man fragte, schüttelte er bloß verneinend sein braunes Gesicht. Aber die Falte in seiner Stirn blieb, das Grübeln seiner glutschwarzen Augen strichen nicht einmal die weichen Finger der wunderbaren Schwester Erzsebeth fort, und wenn er ganz allein lag, die Frühlingssonne ihre gelben Ringe um sein Bett spann und der Maiwind den Duft junger Fliederstauden in seine von intensiv hygienischen Gerüchen geschwängerte Rekonvaleszentenstube trug, konnte man den Baka Janos öfter als einmal herzbeweglich seufzen hören.



Eine Kriegspfeife aus dem Befreiungskriege 1813. Das Erinnerungsstück an den Völkerkrieg vor 100 Jahren, das sich im Besitz des kgl. Bahnhofsvorstehers Weiß in Warendorf in Westf. befindet, besteht aus einem prächtigen porzellanenen Pfeifenkopf mit reich verziertem Deckel. Der Kopf ist mit einer zart ausgeführten Malerei versehen und trägt hinten als Hauptinschrift die Worte: „Der heilige Augenblick nach der Schlacht bei Leipzig, den 18. Oktober 1813." Das Gemälde stellt den Augenblick dar, als Fürst Schwarzenberg, der Oberfeldherr der verbündeten Armeen, den drei Monarchen, Kaiser Franz von Österreich, König Friedrich Wilhelm von Preußen und dem Kaiser Alexander von Rußland, die Meldung von dem errungenen Sieg überbringt. Ober- und unterhalb des Gemäldes befindet sich ein Gedicht, das den erhebenden Augenblick schildert.

Wo fehlt es, fragte dann der alte Oberarzt bei der Morgenvisite, und der komische, kleine, kraushaarige Doktor Siegfried Löwy verordnete eine Kostaufbesserung um die andere, zur Behebung der ungarischen Melancholie. Janos aß, aber so papriziert war nun einmal kein irdisches Gulasch, daß es seinen verdüsterten Gemütszustand wesentlich zu erhellen vermocht hätte. Die Schwester Erzsebeth setzte sich an sein Bett, wickelte die große silberne Tapferkeitsmedaille aus dem Papier, ließ die Sonne darin spiegeln und heftete das glänzende Ding dem traurigen Janos an das Spitalhemd. Er lächelte, weil er im Königlich Ungarischen Reservespital gelernt hatte, daß man für Freundlichkeiten erkenntlich zu sein hat, wenn man nicht für einen ungeschliffenen Bengel gehalten werden will. Er lächelte, wie er beim Medizineinnehmen lächelte, oder wenn er ein frisches Hemd anziehen oder sein zerschossenes Bein aus 25 m Leinwand wickeln lassen mußte. Als ob er Lindenblütentee für diesen Abend verordnet bekommen hätte, lächelte er.

Und die Schwester Erzsebeth legte die Medaille auf das Nachtkastel zurück und sagte etwas gekränkt: „Also schau, Janos, mir kannst du doch erzählen, was es mit dir ist. Fehlen tut dir hier nichts, in vierzehn Tagen springst schon wieder mit allen zwei Füßen aus dem Bett. Und gestern hat dir die Mutter geschrieben, sie sind alle gesund, und mit dem Anbau ist der Vater auch ohne dich fertig geworden. Die neuen Leghennen, schreibt sie, sind alle fleißig, nächstens wird die braune Kuh kalben; beim letzten Sauabstechen hat der Briefträger, der Schwab, mitgeholfen, und die Emmusch, deine Braut, hat beim Juden schon das neue, gemalte Diplom gekauft: da kommt deine Photographie hinein, als Baka, mit der Großen Silbernen auf der Bluse, und dem Korporalsstern..."

„Hát," sagte der Janos und drehte sich zur Wand hinüber, „ist alles schön und gut, Schwester; aber wer gibt mir meine Pfeife wieder, die ich beim Sturm auf den Ostry aus dem Mund verloren hab'?"

„Deine was?" fragte die Schwester Erzsebeth. Und nun kam es heraus. Der Janos hatte in den Karpathen einen Freund gefunden, einen Deutschen, mehr noch: einen Preußen. Vier Wochen hockte er mit ihm in demselben Unterstand, Leid und Freud hatten sie geteilt miteinander, den ärarischen Schwarzen und die kaiserlich deutschen Liebeszigarren. In ein Zeltblatt gewickelt schliefen sie, eng aneinander geschmiegt; an der Wärme ihres Atems tauten sie auf, wenn sie die Winternacht im Karpathenwald zu zwei Eiszapfen gefroren hatte. Der Ungar hatte Preußisch gelernt, und der Preuße fluchte alle magyarischen Leib- und Kernflüche vom Himmel herunter, wenn die Feldpost oder die Gulaschkanone ausblieb. Und eines Tags hieß es natürlich Abschied nehmen: die Deutschen rückten ab und damals war es, daß der Janos

mit etlicher Mühe aber aufrichtig eine wirkliche Träne um den Freund vergoß. Und der stöberte aus seinen unergründlichen Manteltaschen ein Paket heraus, dreifach in Papier gewickelt. Das solle er, der Janos, zum Andenken behalten, sagte der Preuße und drückte seinem braunen Freund die Hände, daß dem fast die Finger zerbrachen.

Seither hatte der Baka keinen Freund, aber er hatte das Geschenk des Deutschen, und es war eine Liebesgabenpfeife, wie Gottvater am Sonntag keine schönere raucht. Mit Blumenkranz und Spruch auf dem weißen Porzellankopf, schwarz-weiß-roten Schnüren und einem zinnernen Deckel. Der Janos schmiß zur Stund' seine Pappschachtel mit den sparsam entzweigeschnittenen ungarischen Zigaretten weg und schaffte sich eine Schweinsblase, gefüllt mit echtem, duftendem, ungarischem Knaster, an. Wo er ging und stand, stopfte er die Hinterlassenschaft seines Freundes: im Schützengraben, bei der Menage (wenn es eine gab), auf den Patrouillegängen; die Preußenpfeife brannte, wie die wahre Liebe brennen soll, ohne Aufhören; und wenn es zum Sturm ging, biß der Baka nur ein bißchen fester die Zähne zusammen. Mit der brennenden oder kalten Pfeife im Mund drosch der Janos wie der Teufel, und nicht einmal, als er seinen Leutnant aus einem Russenrudel heraushieb, verlor er die schwarz-weiß-rote Liebesgabe aus den zusammengebissenen Zähnen.

Und dann kam der Tag, an dem der ungarische Baka Janos im blutigen Stroh eines Bauernkarrens erwachte (nie im Leben wird er wissen, wie er in diesen Karren kam), mit fiebernden Lippen den schwarzen Kaffee aus der Feldflasche des Karboldragoners trank, statt seines strammen linken Beines einen zerfetzten, blutdurchtränkten Hosenfuß in der Hand hielt und ins Spital abgeliefert wurde. Dort duselte er Tage und Wochen im Halbschlaf, träumte von seinem Freund, vom Leutnant, den er herausgehauen hatte, von den schönen weißen Fingern der Schwester Erzsebeth ... und eben, als er anfing, sich sehr glücklich und zufrieden zu fühlen, durchfuhr es ihn in einer schlaflosen Nacht mit siedendem Schrecken: seine Pfeife, wo hatte er die Pfeife? Seit er sich wieder ein wenig rühren konnte und zum Leben zurückgesundete, war ihm schon etwas abgegangen; grübelnd dachte er nach, was ihm fehle. Nun wußte er es, was seine Lippen trocken, seinen Mund dürr wie altes Sohlenleder und graues Fließpapier machte. Die Liebespfeife fehlte. Als ihm der verfluchte Schrapnellsplitter ins Bein fuhr, war sie ihm aus dem Mund gefallen, jedenfalls, sie war hin und verschwunden und ihren Scherben, die ruhmvoll in den Schollen eines Schlachtfeldes moderten, trauerte der Janos nach, „als wär's ein Stück von ihm" ...

Die Schwester Erzsebeth, die diese erschütternde Geschichte vernommen, lachte nicht einmal. Sie hätte es für eine Sünde gehalten, auch nur zu lächeln. Sie sah den braunen, mageren Burschen in seinem Spitalbett, und sie sah ihn, wie er und hunderttausend seiner Kameraden auszogen. Vater und Mutter, und Haus und Feld, und Freund und Kind und Liebste fielen von ihnen ab. Grau, verwettert, wild bebartet nisteten sie sich gleich Tieren in die Erde. Weihnachten feierten sie im Unterstand, Ostern beim Bajonettsturm, beim Schlagen der ersten Amseln luden sie ihre Gewehre. Seit Monaten hatte keiner eine weiche Hand mehr zwischen den beschmutzten, schwieligen und verkrusteten Fingern gehalten, kein Mutterwort gehört, kein Kinderlächeln gesehen. Ganz einsam wurden sie alle, Männer und Buben; die schwere Zeit grub Löcher in ihre Backen, umkrallte sie mit frühen Falten, ließ ihr Haar ergrauen, und in ihren guten, treuen Augen lohte wie Fieber und Glut und Feuer der eine Gedanke: seine Pflicht tun! Bis zum letzten und äußersten seine Pflicht tun!

Aber eines hat jeder, woran er in Nächten zärtlich denkt, das er heimlich streichelt, dessen er sich, schamhaft fast, erfreut. Einen zerlesenen Brief, eine welke Blume, ein unvergessenes Abschiedswort. Und eine Freundin verläßt sie nie, wärmt im kältesten Unterstand, glüht wie brennende Liebe. Die Pfeife ist es. Sie gehört zum bärtig-wilden Soldatengesicht wie Tschako und Sturmriemen, selbst die kaltgewordene tröstet über den längsten Marsch, den härtesten Weg, den steilsten Anstieg hinweg. Abends nach dem Sturm mag die Suppe ausbleiben, und gibt es vor dem Schlafengehen auch bloß einen ausgegrabenen Erdapfel oder eine Feldrübe ... wenn sich nur in den Falten der Manteltasche ein paar Finger voll Knaster für die Kriegerpfeife finden!

Seinen preußischen Freund konnte der Janos verschmerzen, und daß sie zu Hause ohne ihn das Feld bestellen, die Sau abstechen, neue Leghennen einschaffen, das alles mag hingehen. Aber um seine verlorene Pfeife, die im Schlachtendonnerwetter freundlich glühend bei ihm aushielt, trauert er, wie nie ein Mann um seine verlorene Geliebte getrauert hat.

Die Schwester Erzsebeth steht auf, streichelt dem Janos das borstig-schwarze Haar aus der Stirn, deckt ihm die reine weiße Flanelldecke über die Brust und würde es für Sünde halten, jetzt zu sagen: „Janos, ich werde dir eine neue Pfeife kaufen."

Denn eine Geliebte, nicht wahr, gewinnt man, und man verliert sie. Bloß ersetzt, liebe Leute, ersetzt wird sie durch nichts auf der Welt — und wenn der Baka Janos einst, in späten Jahren, am Wirtshaustisch zum siebenhundertstenmal erzählt, wie er seine große silberne Tapferkeitsmedaille erwarb, wird er anheben und sagen: „Anno 1915, als ich meine schwarz-weiß-rote Liebespfeife verlor ..."

Schwerer Abend.

Wie Blut und Feuerflammen glüht im Westen
Empor der abendrote Wolkenbrand,
Als schlüge aus den kampfumbraustesten Festen
Die Lohe auf im fernen Feindesland.

Ist wieder uns ein stolzer Sieg beschieden,
Und klagt zum Himmel das vergoßne Blut?
Leis kommt die Nacht und hüllt die Welt in Frieden
Und löscht die wilde, brandigrote Glut.

O Nacht, nimm du in deine Mutterarme
Die wunden Kämpfer, daß sie sanft und lind
In deinem Schoß entschlummern, und erbarme
Dich ihrer Schmerzen, die uns heilig sind.

Und all den Frauen, die im Dunkel weinen
Um unsre Helden fern in Feindesland,
Laß tröstlich deine hellsten Sterne scheinen
Und lege sanft ihr Leid in Gottes Hand.

Thusnelda Wolff-Kettner.

Die Lebensversicherung des verschollenen Kriegers.

Von Dr. W. Stein, Leipzig.

Die aus der allgemeinen Wehrpflicht erwachsende Kriegsgefahr ist, wenn nicht bei allen, so doch bei den meisten Lebensversicherungs-Policen heute auf Grund der allgemeinen Versicherungsbedingungen eingeschlossen. Wo dies bei Ausbruch des Weltkrieges nicht der Fall war, wurde das Kriegsrisiko in entgegenkommender Weise von den Lebensversicherungs-Gesellschaften entweder ohne weiteres oder unter kaum nennenswerter Erhöhung der Prämie als selbstverständliche Pflicht übernommen. Ereilt den Versicherten dann auf dem Schlachtfelde die feindliche Kugel, oder muß er dem Rufe des unerbittlichen Todes als Verwundeter im Lazarett Folge leisten, so stirbt er in dem Bewußtsein, seine Angehörigen wenigstens vor der ersten drückendsten Not geschützt zurückzulassen. Unsere Krieger, die ihr Leben für das Vaterland einsetzen, sind nicht hinausgezogen, ohne, soweit es in ihren Kräften stand und ihnen möglich war, für Weib und Kind zu sorgen. Ein amtlicher Nachweis über das erfolgte Ableben, eine ärztliche Mitteilung über die Todesursache, auf Grund deren die versicherte Summe zur Auszahlung gelangt, ist, von Ausnahmefällen abgesehen, im allgemeinen bald beschafft. Anders wenn der Versicherte als „vermißt" gemeldet wird, wenn die so heißersehnten Nachrichten monatelang ausbleiben und die befragten Behörden mit teilnehmendem bedauernden Achselzucken die Antwort erteilen: „Seit Monaten vermißt ... verschollen." Verklungen ist der Name, und niemand gibt Kunde, wo und ob er zur letzten Ruhe eingegangen ist. Solange er aber nicht durch richterliches Urteil für tot erklärt ist, rechnet er noch zu den Lebenden. Rechte und Pflichten des Staatsbürgers knüpfen sich noch an seinen Namen, an seine Person. Er kann noch Vermögenswerte erwerben, noch Schulden machen. Die Versicherungsgesellschaft aber, bei der er sein Leben versicherte, zahlt begreiflicherweise die versicherte Summe nicht nur erst dann aus, wenn der Tod des Versicherten auf Grund amtlicher Sterbeurkunden feststeht, nein, sie fordert von dem Verschollenen wie von einem Lebenden die Weiterzahlung der Prämie. Hierbei darf nicht übersehen werden, und diese Tatsache zu wissen ist ungemein wichtig, daß bei Nichtzahlung der Prämie alle in den Policebedingungen vorgesehenen Folgen des Zahlungsverzuges eintreten. Diese bestehen unter Umständen darin, daß die Versicherungsgesellschaft, wenn die Versicherung noch nicht drei Jahre bestanden hat, bei Ableben des Versicherten die versicherte Summe nicht zu zahlen braucht. Die Gesellschaft kann die Versicherung ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist kündigen und behält obendrein den Anspruch auf die laufende Jahresprämie. Hat die Versicherung aber bereits drei Jahre bestanden, so kann die Gesellschaft auch dann die Versicherung kündigen, die sich in diesem Fall in eine sogenannte prämienfreie verwandelt, das heißt an Stelle der



Der Tröster: „Nun geht's ja wieder vorwärts." Phot. v. Frenberg.

versicherten Summe tritt der Betrag, der sich ergibt, wenn die auf die Versicherung entfallende Prämienreserve als einmalige Prämie angesehen wird. Nun ist es ja selbstverständlich, daß ein Verschollener nicht bezahlen kann. Da er aber zu den Lebenden rechnet und gerechnet werden muß, so würde er bzw. seine Erben oder Angehörigen nach dem Wortlaut der Versicherungsbedingungen des Anspruchs auf die versicherte Summe verlustig gehen, es sei denn, daß die Personen, zu deren Gunsten die Versicherung abgeschlossen wurde, die Bezahlung der Prämie bis zur gerichtlichen Todeserklärung auf sich nehmen würden. Das ist natürlich nicht der Sinn des Versicherungsvertrags. Solche Auslegung ist aus dem Wortlaut der Police, die den Fall der Kriegsverschollenheit nicht vorsieht, auch nicht herzuleiten. Bevor die Gesellschaft wegen Nichtzahlung der Prämie die Versicherung kündigen darf, bevor eine Vertragsänderung möglich ist, muß die Gesellschaft nämlich dem Versicherungsnehmer zunächst eine Nachfrist setzen zur Entrichtung der fälligen Prämienraten. Da der Verschollene nicht auffindbar ist, kann er auch keine Erklärungen entgegennehmen. Die Gesellschaft kann ihm also weder die notwendige, vertraglich vorgesehene Nachfrist setzen, noch auch den Vertrag überhaupt kündigen. Die erwähnten Rechtsfolgen treten also dem Verschollenen gegenüber zunächst nicht ein.

Nun kann für einen Verschollenen ein Abwesenheitspfleger bestellt werden. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch erhält ein abwesender Volljähriger, dessen Aufenthalt unbekannt ist, für seine Vermögens-Angelegenheiten, soweit sie der Fürsorge bedürfen, einen Abwesenheitspfleger. Der Verschollene kann auch selbst vor seiner Abreise einen Bevollmächtigten bestellt haben. Einem solchen gegenüber könnte auch eine Kündigung ausgesprochen werden, soweit er zur Entgegennahme einer solchen befugt ist. Ganz zweifellos gehört nun ein Kriegsverschollener zu den infolge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen. Es darf ohne Schwierigkeit angenommen werden, daß er sich „dienstlich aus Anlaß des Krieges im Ausland aufhält". Das hierüber erlassene Kriegsnotgesetz vom 4. August 1914 enthält aber leider über die hier angeschnittene Frage nichts, auch nicht darüber, wie die Rechte der über den Kriegszustand hinaus an der Wahrnehmung derselben behinderten Personen zu schützen sind. Hier scheint eine nachträgliche gesetzliche Regelung dringend wünschenswert. Viele Versicherungen sind noch kurz vor oder unmittelbar nach Ausbruch des Krieges abgeschlossen worden. Ihr Zweck wäre völlig hinfällig, wenn sie nun im Falle der Kriegsverschollenheit bei Nichtzahlung der Prämie von den Versicherungsgesellschaften gekündigt werden könnten, und wenn diese sich dadurch von der im Falle der Verschollenheit mit Sicherheit in wenigen Jahren zu erwartenden Zahlung der vollen Versicherungssumme befreien, sich ihr entziehen wollten. Ohne jeden Zweifel ist der Betrag erst am Tage der amtlichen Todeserklärung des Verschollenen fällig. Bis dahin zählt dieser, wie erwähnt, noch zu den Lebenden, und es müßte also für ihn die Prämie entrichtet werden. Ist aber, was leider sehr häufig der Fall sein wird, die Frau, oder sind die Erben, zu deren Gunsten und um sie vor Not zu schützen, die Versicherung überhaupt geschlossen wurde, zur Zahlung der Prämie außerstande, so müssen billigerweise die während der Zeit der Verschollenheit bis zur Todeserklärung zu zahlenden Prämienraten als gestundet gelten und müßten gerechterweise alsdann der Gesellschaft angerechnet werden, wenn diese schließlich den versicherten Betrag auszahlt. Das steht zwar weder in den Versicherungsbedingungen noch im Gesetz, es entspricht aber nicht sowohl der Billigkeit als besonders dem wahren Sinn des Versicherungsvertrags, der wie jedes andere Abkommen auszulegen ist, wie Treu und Glauben mit Rücksicht auf die Verkehrssitte es erfordern. Von unseren Versicherungsgesellschaften ist wohl zu erwarten, daß sie sich diese Auffassung zu eigen machen werden.

Nun fragt es sich, welche Maßnahmen die aus dem Lebensversicherungsvertrag berechtigten Personen, also die Erben oder die Ehefrau des Verschollenen, zu ergreifen haben, um die Auszahlung der versicherten Summe zu bewirken. Bei der sogenannten Kriegsverschollenheit, wenn ein Angehöriger der bewaffneten Macht am Kriege teilgenommen hat, während des Krieges vermißt worden und seitdem verschollen ist, müssen drei Jahre seit Friedensschluß oder Beendigung des Krieges verflossen sein, bis er für tot erklärt werden kann. Für den Seeverschollenen genügt ein Jahr seit dem auf der Seefahrt erfolgten Untergang des Schiffes, auf dem sich der Verschollene befunden hat. Steht nicht mit Sicherheit fest, ob und wann das Schiff untergegangen ist, so wird der Untergang des Fahrzeuges vermutet, wenn es an seinem Bestimmungsort nicht eingetroffen oder in Ermangelung eines bestimmten Reisezieles, wie z. B. bei Kriegsschiffen, nicht zurückgekehrt ist, und wenn bei Fahrten in der Ostsee ein Jahr, innerhalb anderer europäischer Meere zwei Jahre und bei Fahrten innerhalb außereuropäischer Meere drei Jahre seit Antritt der Reise verstrichen sind. Mit dem Ablauf der Schiffsverschollenheit beginnt die einjährige Frist der Seeverschollenheit zu laufen.

Um die Todeserklärung herbeizuführen, muß der gesetzliche Vertreter des Verschollenen oder jeder rechtlich Interessierte, Ehegatte, Erbe, Gläubiger, Schuldner, vor dem Amtsgericht des letzten zuständigen Wohnsitzes des Verschollenen das Aufgebotsverfahren beantragen, welches dann durch Ausschlußurteil die Todeserklärung ausspricht. Dieses ist sogleich rechtskräftig, es kann jedoch von jedem Interessenten binnen Monatsfrist angefochten werden, und zwar wegen Mangels der gesetzlichen Voraussetzungen, oder weil die Todeserklärung zu unrecht erfolgt ist, oder weil ein falscher Todestag festgesetzt wurde.

Die auf solche Weise erlangte gerichtliche Todeserklärung und die amtliche Urkunde hierüber gilt als vollgültiger Beweis für den Tod des verschollenen Versicherten. Sie ersetzt alle in den Versicherungsbedingungen geforderten Nachweise, den Bericht des Arztes, die Angabe der Todesursache und die näheren Umstände des Todes. Auf Grund dieses Dokuments ist alsdann die Gesellschaft zur Zahlung der Versicherungssumme verpflichtet.

Die Gesellschaften verlangen in ihren Versicherungsbedingungen unverzügliche Anzeige des Todes des Versicherten. Wenn nun aber auch Verschollenheit weder rechtlich noch auch keineswegs tatsächlich mit dem Tode gleichbedeutend ist, so empfiehlt es sich doch, die Versicherungsgesellschaft alsbald davon in Kenntnis zu setzen, daß der Versicherte verschollen ist, mindestens aber dies dann zu tun, wenn die Aufforderung an den Verschollenen, bzw. dessen in der Heimat gebliebenen Vertreter, die Ehefrau oder andere ergeht, die fällige Prämienrate zu entrichten. Zu unseren Lebensversicherungs-Gesellschaften als Instituten von hoher sozialer Bedeutung aber dürfen wir das feste Vertrauen haben, daß sie, mag der Fall der Kriegsverschollenheit in den allgemeinen Versicherungsbedingungen einer ausdrücklichen Regelung entbehren, mögen auch gesetzliche Vorschriften fehlen, sich ihrer Aufgabe, ein Hort für die Hinterbliebenen zu sein, voll bewußt sind.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Kampf auf der Gallipoli-Halbinsel. Nach einer Zeichnung von **Fritz Gehrke.**

Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

Sigrids Herz war übervoll von allem, was sie für ihn fühlte, und heiß schluchzte es auf, daß es zum bitteren Schweigen verdammt wurde und nicht reden durfte.

Sie nahm ihre ganze Kraft zusammen. Als sie sich zu ihm wandte, sagte sie ihm mit lächelnder Miene: „Sie kommen ja wieder!“

Über Sigrids Augen hing es wie feuchte Schleier.

Er hörte nicht den leisen Seufzer, mit dem Sigrid das sagte. Er hörte nur die Worte, die ihm Trost und Hoffnung gaben. Er drückte ihr zärtlich dankbar die Hand, was sie geschehen ließ.

Bütow kam herauf, in Helm und Federbusch, mit Fangschnüren über der Brust und Schleppsäbel an der Seite. Er sah recht stattlich aus und war ganz danach angetan, schwarz und weiß zu imponieren.

Er sah nach dem Mast. Jawohl! da wehte sie, die große Flagge im Großtopp, die ankündigte, daß der neue Gouverneur an Bord sei.

Osten stand auf. „Bütow ist schon in voller Kriegsmalerei!“ sagte er lächelnd zu Sigrid. „Da wird's Zeit, daß ich mich auch zurecht mache.“ Er beurlaubte sich von ihr.

Ein Schatten überflog sekundenlang Bütows Gesicht. „Dieser Osten!“ sagte er zu sich. „Immer ist er um sie!“ Wieder stieg ein Gefühl der Eifersucht in ihm auf. Er verabschiedete es mit Ironie in die Tiefe, aus der es kam.

Von der anderen Seite des Rauchsalons kam Dina an Deck. Ganz in Weiß! Zum ersten Male auf der ganzen Reise. Sie stellte sich neben Sigrid.

„Weiß kleidet Dina ganz und gar nicht!“ murmelt Bütow leise vor sich hin. „Es macht sie dick!“ Jedenfalls sollte sie sich, spinnt er in Gedanken seine Betrachtungen weiter, schon gar nicht neben die andere stellen! Das fordert ja geradezu zu Vergleichen heraus! Und Dina schneidet alles andere, als vorteilhaft ab dabei!

Und unwillkürlich geht er hin und stellt sich in die Lücke zwischen ihnen.

Eine dunkle Wand steigt vor ihnen aus dem Wasser und den Mangroven. Bütow weist darauf hin. „Die Josplatte! Der Platz, wo das ganze Gouvernement liegt, und auch unser Bungalow!“

Immer näher kommen die Schiffe auf dem Strom. Weiße Häuser tauchen zwischen dem satten Grün auf, auf dem von Fahrzeugen bis jetzt kaum belebten Strome kreuzen pfeilschnell mit Schwarzen bemannte Kanoes, weiße elegante Europäerboote, und schwerfällige, tiefbeladene Segelkutter, die vom Oberlauf des Wuri oder vom Mungo kommen.

„Wie ein wunderbares Aquarellbild sieht das Ganze aus!“ meinte Sigrid.

„Bloß daß darüber so ein verdammter Schatten schwebt, der für den Neuling nur nicht sichtbar ist, die Malaria!“ ergänzte der hinzukommende Röding, der sich ebenfalls in Galauniform geworfen hatte.

„Na, deren werden wir auch noch einmal Herr!“ mischte sich Dr. Weiser in die Unterhaltung.

„Wenn Sie das können,“ meinte Röding, „dann werden Sie, das heißt, die Ärzte, die wahren Eroberer Afrikas sein!“ Denn, nehmen Sie Kamerun die Malaria, dann wird es ein Paradies!“

„Mit köpfeabsäbelnden Bakokos, noch nicht unterworfenen Bulis, Wutes, Fulbefürsten usw. usw.,“ ironisierte Bütow.

„Die habe ich kaum auf Rechnung! Das ist doch nur vorübergehend! Wenn uns nur endlich der Reichstag die Mittel zur Verstärkung der Schutztruppe bewilligt! Mit denen wollte ich wohl nach und nach fertig werden!“ antwortete Röding selbstbewußt.

„Ja, der Reichstag!“ seufzte Bütow. „Der und die Mittel!“

Der Dampfer glitt jetzt langsam an dem Kriegsschiff vorbei. Am Heck der „Aline“ sank grüßend die Flagge. Drüben an Bord des Kreuzers senkte sich dankend das eiserne Kreuz. Polternd rasselte der Anker der „Aline“ in den Schlamm des Wuri.

Vom Lande lösten sich Schwärme von Europäerbooten und Kanoes. Drüben am Bollwerk standen Polizeisoldaten in Paradeaufstellung. Offiziere, weiße Beamte, alle in Erwartung Bütows, ebenfalls in großer Uniform.

„Ist das alles unsertwegen?!“ fragte Dina, dorthin weisend.

„Jawohl! Unsertwegen!“ antwortete Bütow mit ironischem Lächeln und ebensolchem Klang in der Stimme.

Dina reckte sich in der kurzen Taille.

Vom Bootsschuppen des Kaiserlichen Gouvernements waren unterdessen zwei Gigs hervorgeschossen, die auf die „Aline“ zuhielten.

„Darf ich Ihnen anbieten, mit meinem Boot an Land zu fahren?!“ wandte Bütow sich an Sigrid.

„Ich danke Ihnen, Herr Gouverneur! Aber ich denke, mein Bruder wird es sich wohl nicht nehmen lassen, seine Schwester selbst abzuholen,“ antwortete

Sigrid. „Da kommt er schon!“ rief sie, dem Weißen in der Gig mit der Zollflagge lebhaft zuwinkend.

„Ah, natürlich! Dann weiche ich älteren Rechten!“ entgegnete Bütow lächelnd und trennte sich von ihr.

Der Weiße in der Zollgig hatte unterdessen mit der Behendigkeit eines Seemanns die Stufen des Fallreeps genommen.

Am Fallreep stand Dina mit Röding, Grusek und Albrecht zusammen. Sie warteten nur noch auf Bütow, um mit diesem zusammen ins Boot zu steigen.

Röding begrüßte Gehrt als alten Bekannten und stellte ihn Dina wie den Offizieren vor.

Inzwischen war Bütow gekommen. „Ah! Mein lieber Kressentin!“ rief er diesem zu, „freut mich, Sie hier zu haben!“ Er schüttelte Gehrt die Hand wie einem lieben alten Bekannten. „Haben Sie Ihr Fräulein Schwester schon begrüßt?! Nein?! Nun da will ich Sie nicht länger aufhalten! Wir sehen uns ja noch später! Da kommt sie ja gerade!“

Die Bütows und die Offiziere stiegen ins Boot.

„Gehrt!“ Im nächsten Augenblick lagen sich die Geschwister an der Brust.

Er hielt sie von sich. „Wie kann ein Mensch bloß so hübsch sein!“ sagte er neckend. Sigrid wurde rot bei dem Kompliment. Ehrliche Bewunderung lag in Gehrts Blick.

„Und eine richtige große Dame bist du geworden!“

„Es ist ja auch vier Jahre her, daß wir uns nicht gesehen haben!“ bemerkte Sigrid lächelnd.

Plötzlich sah sie, wie ein Schatten auf seinem Gesicht das Lächeln vertrieb, das eben noch darauf geruht hatte.

„Ich frage mich nur, wie du dich in die bescheidene Rolle schicken wirst, die ich in der kolonialen Rangliste einnehme. Vielleicht hast du dich auf Wunder was für einen Hofstaat gespitzt, den eine so schöne junge Dame wie du von rechts und links wegen eigentlich haben müßte!“

„Darauf verzichte ich gern, Gehrt! Wenn ich nur bei dir bin!“

„Bis dich einer wegholt!“ gab Gehrt lächelnd zurück. „Mädels wie du gehen hier weg wie die warmen Semmeln!“

„Wenn ich ihn will! Notabene!“ erwiderte Sigrid. „Aber ich denke überhaupt nicht ans Heiraten. Wir wollen sehen, Gehrt, ob wir uns nicht hier eine dauernde Heimat gründen können, um immer hübsch beisammen zu bleiben.“

Gehrt Kressentin haschte nach Sigrids Hand und drückte sie zärtlich. „Du bist doch immer noch die liebe kleine Sigi von früher! Gott, was soll das für ein Leben werden! Nun, da ich dich hier habe!“

Von dem weißen schmucken Kriegsschiff war inzwischen ein Boot mit der Kriegsflagge abgestoßen und hatte sich längsseit der „Aline“ gelegt. Osten war daraufhin zu den Geschwistern getreten. „Ich möchte mich empfehlen, gnädiges Fräulein! — Osten!“ wandte er sich an Gehrt, an die Mütze fassend.

„Kressentin,“ erwiderte Gehrt. Dann einen Blick auf die Achselstücke des Offiziers werfend. „Im übrigen, Herr Kapitänleutnant, habe ich den Vorzug bereits früher gehabt!“

„Ach was! Und bei welcher Gelegenheit denn?!“ fragte Osten sofort weniger förmlich.

„Im Geschwader Dreiundachtzig! An Bord S. M. S. ‚Kaiser‘, wo Sie als Unterleutnant und ich als Einjähriger dienten,“ antwortete Gehrt.

„Sieh da! Das freut mich aber außerordentlich, in Ihnen einen alten Seemann und Bordkameraden zu entdecken!“ entgegnete Osten mit einem Ausdruck in seinem Gesicht, der seine Versicherung bestätigte. „Dann hoffe ich, daß Sie die alten Beziehungen zur Marine auch weiterhin aufrecht erhalten, indem Sie mich öfter an Bord besuchen. Ihr Fräulein Schwester wird sich hoffentlich bewegen lassen, dann mitzukommen.“

„Nun, zuerst werden Sie uns doch einmal besuchen, Herr von Osten!“ sagte Sigrid lächelnd.

„Das werde ich mit vielem Vergnügen tun! Inzwischen bleiben Sie mir vor allen Dingen nur recht gesund!“ Osten sah mit geheimer Sorge auf ihre Blässe, die ihm schon den ganzen Morgen aufgefallen war. Er küßte Sigrids Hand und empfahl sich.

„Du, das war aber ein langer Handkuß!“ bemerkte Gehrt, dem Davonschreitenden nachblickend.

„Der aber nichts zu sagen hat, lieber Gehrt, außer, daß Herr von Osten und ich gute Reisegefährten gewesen sind.“

Gehrt Kressentin sah nach dem Bollwerk hinüber, wo die Truppe inzwischen abgerückt und der große



Im Artillerie-Unterstand.

Empfang vorüber war. „So!“ sagte er. „Die Spitzen der Behörden haben sich verlaufen, nun können wir auch gehen!“

Sie gingen hinunter. Unterwegs warf Gehrt einen Blick in den Rauch- und Speisesalon.

Beide Räume waren voll von weißen Afrikanern, die sich an geeisten Getränken, die sie sonst nicht haben konnten, gütlich taten.

Einige hatten Gehrt kaum erblickt, als sie ihn einluden, mit zu trinken. Gehrt zog schleunigst den Kopf zurück. „Wird wieder 'ne schöne Leichenschau geben, heute nacht! Manche täten besser, sich das Eis aufs Hirn zu legen, als in den Magen.“

„Das Trinken scheint ja immer allgemeiner zu werden, je südlicher man kommt!“

„Was willst du?!“ Gehrt zuckte die Achseln. „Die meisten wissen eben mit ihrer freien Zeit nichts Besseres anzufangen, als Wein, Weib und Gesang!“

„Und du?!“ Sigrids Blicke hingen angstvoll an des Bruders Zügen.

„Das will ich dir sagen!“ Er ging an das Bullauge der Kabine. „Tritt einmal hierher!“

Sie gehorchte.

„Siehst du dieses winzige Kanoe?!“ Er zeigte auf eine Nußschale von Eingeborenenkanoe, in dem nur ein Mann, und dieser kaum, Platz hatte. „So ein Ding habe ich! Und ich bin der einzige weiße Mann an der ganzen afrikanischen Westküste, der in einem solchen Dinge fahren kann. Da ist es mein Liebstes, oder war es wenigstens, solange ich hier an der Zentrale bin, lediglich in Begleitung meiner treuen Büchse irgendwohin zu fahren, wo ich weder weiße noch schwarze Menschen um mich sehe.“

„Du verkehrst also wohl ganz wenig in Gesellschaft?!“ fragte Sigrid.

Gehrt lächelte. „Ganz wenig! Denen, die gesellschaftlich über mir stehen, mag ich mich nicht aufdrängen. Den anderen gegenüber soll ich eine Respektsperson herausbeißen. Ich lebe deshalb, wie England, in einer glänzenden Isolierung!“

Wie kannst du dann verlangen, daß sie den prächtigen Kerl, der in dir steckt, kennen lernen?! dachte Sigrid. Laut sagte sie: „Wir Menschen sind doch aber nun einmal einer auf den anderen angewiesen!“

„Ich nicht!“ entgegnete Gehrt. „Ich wüßte keine Frage, die ich nicht allein zu lösen mir getraute.“

„Hoho! Stolz lieb' ich mir den Spanier. Aber du kannst doch auch krank werden!“

„Es geht mir dann wie den Raubtieren, wenn die krank sind, liegen sie allein und verenden allein!“ versetzte Gehrt.

Er ist durch irgendwas verbittert, dachte Sigrid. Wenn es in meiner Macht liegt, soll es anders, ganz anders werden.

Gehrt ließ die Bootsjungens heraufkommen und Sigrids Sachen ins Boot schaffen.

„So, nun will ich noch Kapitän Bolten Lebewohl sagen!“ bemerkte Sigrid.

„Ist umsonst! Der sitzt jetzt eingekeilt von den Hauptagenten Dualas in einer wahren Sintflut von Sekt. Es sind ja in einer anderen Stimmung ganz umgängliche Leute zwischen ihnen. Bolten schleife ich schon noch einmal alleine heran. Ich habe ja doch noch öfters mit ihm zu tun.“

„Wie du denkst!“ sagte Sigrid.

Sie fuhren ab und gingen, nachdem sie gelandet waren, den steilen Weg, der zur Joßplatte führte, bis zu Gehrts Wohnung hinan.

„Du hast Glück!“ meinte Gehrt zu seiner Schwester, als er ihr das auf Zementpfeilern ruhende Holzhaus, das nur ein Stockwerk aufwies, zeigte, „du kommst wenigstens in ein ziemlich wasserdichtes Haus. Das ist nicht bei jedem unserer Häuser der Fall!“

Sie stiegen die wenigen Zementstufen hinauf, die zu der breiten, überdachten Veranda führten, von der das Haus, nach dem Strome zu, umgeben war. „So!“ sagte Gehrt, durch eine zweiflüglige Tür in der Mitte des Hauses eintretend. „Hier ist jetzt dein Reich! Hier kannst du unumschränkt herrschen.“

Sigrid sah sich in dem großen, ziemlich kahlen Raume um. Nur ein Eßtisch, von schwerer heller Eiche und wenigen Stühlen aus ebensolchem Holze bildeten die ganze Einrichtung dieses Raumes.

An allen Möbeln blitzten die Köpfe von Messingschrauben aus dem gelben Holz.

„Alles geschraubt!“ erklärte Gehrt seiner Schwester auf deren verwunderte Frage. „Geleimtes, was es auch immer sein mag, fällt in diesem feuchten Klima einfach auseinander.“

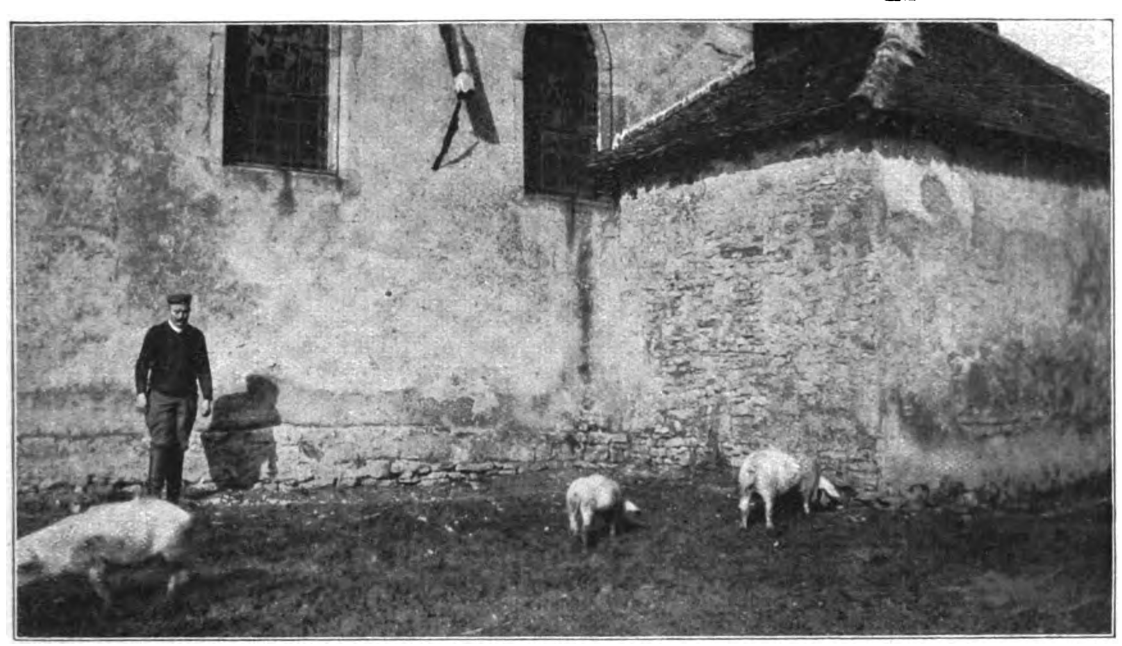
Er führte Sigrid durch eine in diesen Raum mündende Tür in ein kleineres Zimmer.

„Dein Schlafzimmer!“

Was Sigrid in diesem vor allem anderen auffiel, das war das eiserne Bett. Dieses stand innerhalb eines viereckigen, von vier hohen Stangen gebildeten Holzgestells, das über der Decke, wie an den vier Seiten mit dünnem, weißem, musselinartigem Stoffe verhangen war.

„Damit deine holden Träume nicht von Moskitos gestört werden,“ sagte Gehrt lächelnd. „Deshalb ist unten an dem Stoff auch Schrot angebracht, damit es überall gut schließt, denn wenn nur ein einziges von diesen blutdürstigen Viechern sich innerhalb des Netzes befindet, dann macht es dir sicher dein Himmelbett zum Höllenbett! Mein Schlafzimmer liegt auf der anderen Seite des Eßzimmers, die Küche steht einige Schritte hinter dem Haus.“

Gehrt pfiff. Ein kaffeebrauner Neger von etwa siebzehn bis achtzehn Jahren kam herein.



Eine Schweinezucht hinter der deutschen Front. Die Abfälle der Feldküchen werden zur Fütterung der Tiere verwandt.

„Mein Junge aus Togo! Sassu heißt er. Als ich nach hier verbannt wurde, wollte er mich nicht verlassen. Er hatte gehört, daß Kamerun ein wildes Land sei und die Eingeborenen falsch und heimtückisch. Da bat er: ‚Nimm mich mit, Herr! Du wirst dann wenigstens einen Diener haben, auf den du dich verlassen kannst. Ohne mich wirst du dort umkommen!‘ Da hab' ich ihn mitgenommen. — Das ist meine Schwester!“ wandte sich Gehrt englisch an den Jungen.

Sigrid nickte ihm freundlich zu und gab ihm die Hand.

Sassu glänzte über sein ganzes Gesicht. „Him be fine mammy too much. Er sein eine zu feine Dame!“ sagte er zu Gehrt, und fügte in seiner heimatlichen Ephesprache hinzu, als er sah, daß sein Herr lachte und einen Scherz hingehen ließ: „Ich fürchte, sie wird allen Weißen hier den Kopf verdrehen, und sie werden heimgehen nach Deutschland mit krankem Herzen.“

Gehrt lachte aus vollem Halse.

„Was sagt er?!“ fragte Sigrid.

Gehrt wollte nicht mit der Sprache heraus. Das machte Sigrid nur noch neugieriger. Sie ließ nicht nach, bis er es ihr sagte. Da stimmte Sigrid in Gehrts Lachen mit ein, und Sassu schielte mit ernstem Gesicht aus dem Augenwinkel auf die beiden, als ob er nicht begriffe, worüber die beiden Weißen lachten.

Gehrt entschuldigte sich, er müsse noch einmal aufs Zollbureau, und ging, Sigrid bei dem Auspacken ihrer inzwischen angekommenen Sachen allein lassend. Dann überlegte sie, was sie mit billigen Mitteln für die Verschönerung ihres Raumes tun könne. Wie sich hier oder dort eine Draperie ausnehmen würde. Dann trat sie hinaus auf die Veranda, von der aus sie den Blick über den Fluß, über die darauf ankernden Schiffe und die stromauf und stromab fahrenden Kanoes hatte. Hinten in weiter Ferne sah sie das Gebirge, über allem den Fako, den großen Götterberg dämmerhaft herübergrüßen.

Trotzdem fühlte sie: der Platz hier wird noch nicht die Heimat! Weder für Gehrt noch für mich.

Bütow fand nicht einen Berg, er fand ein Gebirge, nein, eine fortlaufende Gebirgskette von Schwierigkeiten und Aufgaben vor sich.

Die Jossplatte selbst zeigte noch überall die Spuren des Soldatenaufstandes. Der Gouvernementspark war zum Teil noch zerstört, die Wände der Europäerhäuser von Gewehrkugeln und Granaten durchlöchert. In der Messe vertraten Vorhänge aus Säcken die Fensterscheiben. Die Möbel waren defekt oder überhaupt nicht mehr vorhanden.

Das Gouverneurhaus war ein einfacher einstöckiger Fachwerkbau mit Veranden an zwei Seiten.

Die Bütows haben sich sehr einschränken müssen. Sie begnügten sich mit drei Zimmern im ersten Stock. Unten mußte Röding einquartiert werden. Gruseck und Albrecht waren im Unteroffiziershause untergebracht.

Eben sitzt Bütow in dem als Amtszimmer dienenden engen Raum und hört Gehrt Kressentins Vortrag an über solche Einfuhrartikel, die einen höheren

Zoll vertragen können. Denn Geld ist hier mehr als anderswo die Losung.

Gehrt Kressentin ist erschöpfend in seinen Vorschlägen. Zu manchen nickt Bütow beifällig mit dem Kopf, der über Nacht grauer denn je geworden zu sein scheint. Kein Wunder, er hat das Färben ganz vergessen. Manchen Vorschlag lehnt Bütow kopfschüttelnd oder mit einer stummen Handbewegung ab. Dazwischen macht sein Bleistift Notizen auf einen Bogen Konzeptpapier.

So sitzen und brüten die beiden.

Ein schwarzer Wollkopf schiebt sich in die Tür. Kressentin nimmt Briefe in Empfang.

„Was ist's!" fragt Bütow, ohne von seiner Kalkulation aufzublicken. „Bitte, machen Sie auf!"

„Vom Rio del Rey!" Kressentin öffnet und wirft einen Blick hinein. „Die Kaufmannschaft beklagt sich über Sperrung des Handels durch die Eingeborenen."

Kressentin öffnet den zweiten Brief: „Das Kamerungebirge wegen Aufstand der Eingeborenen geräumt."

Der dritte Brief war von der Station Jaunde. „Ich hoffe, daß es diesem Boten endlich gelingen wird," hieß es darin, „sich mit dem Briefe durch das mich umgebende feindliche Gebiet hindurchzustehlen. Seit Jahren ist die Station abgeschnitten von der Außenwelt, befindet sich gewissermaßen in permanentem Belagerungszustand. Lediglich von den nächsten Häuptlingen hängt es ab, wann sie mich abmurksen. Ich habe deshalb die Vorsicht gebraucht, der Schwiegersohn dieser Häuptlinge zu werden, und eine Tochter von jedem geheiratet. Mein Harem hat somit die Pflichten übernommen, die sonst einem Teil der Kaiserlichen Schutztruppe zufallen müßten."

Bütow sprang auf. „Nein! Steht das wirklich da?!"

„Ich lese es nicht anders, Herr Gouverneur!" Kressentin hielt Bütow das Schreiben hin, das durch viele Tage Wanderung im Urwald und Liegen auf roter Erde ein vergilbtes Aussehen angenommen hatte.

„Gott erhalte dem Manne seinen Humor!" sagte Bütow. „Er wird ihn noch eine Zeitlang brauchen müssen, ehe ich ihm helfen kann."

Er legte den Brief nach Vermerk des Eingangs auf einen riesigen Haufen unerledigter Aktenstücke, der sich auf dem einfachen Eichentisch vor ihm auftürmte. „Aber auch wir wollen den Humor nicht verlieren!" Der schwache Schimmer eines Lächelns tauchte auf Bütows Gesicht auf. „Sagen Sie mal, wie hat sich Ihr Fräulein Schwester hier eingerichtet?! Ich bin leider noch nicht dazu gekommen, mich persönlich davon überzeugen zu können, gedenke das aber in den nächsten Tagen zu tun."

„Oh, ich danke! Meine Schwester richtet sich überall ein. Selbst unter den denkbar primitivsten Verhältnissen!"

„Das freut mich! Das freut mich sehr!"

Von Dinas Zimmer her scholl ein klatschender Schlag und darauf das Geheul einer weiblichen Negerstimme.

Über Bütows Gesicht flog eine Wolke des Unmuts. „Und Sie?!" fuhr er gleich darauf fort. „Wie finden Sie den Wechsel aus Togo nach hier?"

Kressentin sah in die Ferne. „Ich komme mir hier etwas sehr deplaciert vor, Herr Gouverneur!"

„Ich weiß, Sie sind an einen größeren Wirkungskreis gewöhnt. Der soll Ihnen auch werden. Mit der Zeit. Ich kann selber vieles noch nicht absehen. Inzwischen, der Sekretär ist krank. Ihr Beruf füllt Ihre Zeit nicht aus. Was ich als Einzelner hier zu leisten habe, sehen Sie ja ..."

„Ich stehe Ihnen jederzeit zu Diensten, Herr Gouverneur!"

„Ich danke Ihnen! Es ist gut, daß Sie mich dessen versichern, denn mit Ihnen möchte ich nur für den Fall arbeiten, wenn Sie es selber wollen! Ich bitte Sie also, wenn Sie nicht von Zollsachen in Anspruch genommen sind, sich hierher zu bemühen."

„Sehr wohl, Herr Gouverneur!"

Bütow sah nach der Uhr. „Falls Sie Herrn Hauptmann von Röding sehen, dann haben Sie doch die Güte, ihm auszurichten, ich ließe ihn bitten, einmal zu mir heraufzukommen."

(Fortsetzung folgt.)

Morgen im Feld.

Der Tod schlug langsam seine Augen auf,
Die Gräser funkelten von Tau und Blut,
Und über halb verbrannter Dörfer Glut.
Begann die Sonne siegend ihren Lauf.

Und zögernd stand der bleiche Wegewart;
In bangem Lauschen neigte er sein Ohr
Und beugte weit sich in die Landschaft vor,
Wie einer, welcher auf ein Grauses harrt.

Sehnsüchtig dehnte in des Lichtes Kuß
Sich ringsumher das maiengrüne Land,
Das sonst der Lenz voll Lieblichkeiten fand
Und zehnfach segnete — — Da fiel ein Schuß.

Ein kurzer Donner riß den Tag entzwei,
Und zögernd hob der blasse Tod den Fuß
Und schritt zu seinem Werk. Und ohne Gruß
Ging er an Blühn und Hoffen stumm vorbei.

C. Kopp.



Das Land der tausend Seen.

Von Karl Schöffer. Hierzu sechs Abbildungen.



Mein Land, mein Land, mein Heimatland,
Kling' hell, du teures Wort.
Aufsteigt kein Berg am Himmelsrand,
Kein Tal sich senkt, es winkt kein Strand,
Geliebt wie unser Heimatort,
Im Vaterland, im Nord.

Finnisches Nationallied. Deutsch von Brausewetter.

Zwei Tage umfängt uns schon das Baltische Meer. Während die deutsche Heimat im ersten Frühlingsprangen steht, wehen uns hier eisige Winde vom Norden entgegen. Am dritten Morgen empfinden wir in unserem Schlafraum eine unheimliche Ruhe, dabei ein Knirschen rings um uns. Wir stürzen an Bord. Eine blendende weiße Fläche um uns, soweit das Auge reicht, wir fahren im Eis, in der Rinne, die starke Eisbrecher hier geschaffen haben. Niemals haben wir eine solche Ruhe, nicht auf den stillsten tropischen Meeren, um uns empfunden. Man könnte nebenher laufen, und statt Stunden möchten wir tagelang durch das gebändigte Meer hindurchgleiten. Einige niedrige, dunkel bewaldete Inseln erscheinen am Horizont, sie verdichten sich zu einer langen Linie, und bald liegt das Schiff im Winterhafen Finnlands Hangö, der an einer weit ins Meer vorragenden Granitzunge vor einigen Jahrzehnten gegründet wurde. Die Zollbehörde ist sofort auf dem Schiff. Bevor sie aber ihre Arbeit beginnt, stärkt sie sich erst einmal im gastlichen Schiffsraum mit Speise und Trank, recht viel Trank.

Dieses Idyll wurde gleich nach Kriegsausbruch von den Russen zerstört; sie haben gegen sich selbst gewütet und den Winterhafen vernichtet, der die anderen Häfen, die je nach der nördlicheren oder südlicheren Lage 5 bis 7 Monate gesperrt sind, ersetzt und hauptsächlich den großen Butterexport, der meist im Winter vor sich geht und eine Ausfuhr von Meierei-Erzeugnissen im Wert von über 30 Millionen Mark im Jahr zu verzeichnen hat, lahmgelegt.

Diese Rücksichtslosigkeit gegen eigene Untertanen krönt die vielen anderen, die Rußland durch seine Russifizierungspolitik gegen Finnland in den letzten zwanzig Jahren auf sein Gewissen geladen hat.

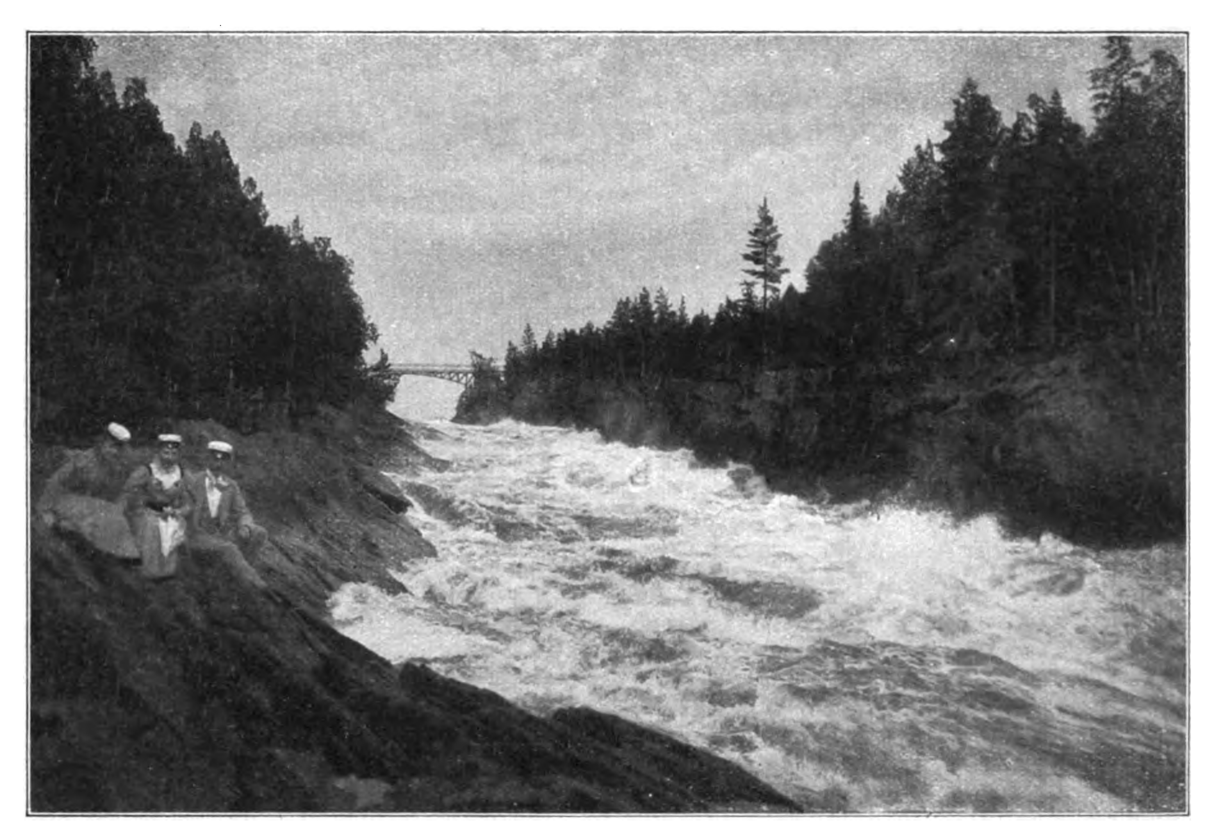
Über die Abstammung der Finnländer haben sich viele Gelehrten den Kopf zerbrochen, sie kommen zu dem Schluß, daß sie zu den Uralmongolen gehören; man weiß aber nicht, wie sie in den nördlichen Winkel Europas gekommen sind. Jedenfalls gehören die Finnen neben den stammverwandten Magyaren zu den bildungsfähigsten Mongolenstämmen, während die anderen zerstreuten Verwandten, wie die Lappen, Esthen und andere, diese Bildungsfähigkeit lange nicht in dem Maße gezeigt haben. Die heutigen Finnländer haben die Höhe der übrigen europäischen Kulturvölker erreicht. Ihre Führer waren und sind noch die Schweden, die im 12. bis 13. Jahrhundert richtige Kreuzzüge nach Finnland unternahmen, die dortigen Bewohner unterwarfen und germanische Kultur dort ausbreiteten. Die Schweden mußten weichen; nachdem durch Jahrhunderte der finnländische Boden, besonders der Süden des Landes, den Kampfplatz der schwedischen und russischen Fürsten gebildet hatte, kam 1809 Finnland endgültig an Rußland, und Alexander I. beschwor als Großfürst von Rußland die schwedisch-finnländischen Grundgesetze, so daß die Finnländer, auf das Vertrauen dieses Herrschers gestützt, russische Untertanen wurden. Die schwedische Kultur blieb, es erwuchs ihr aber allmählich ein Mitbewerber in der langsam aufwachenden, rein finnländischen Kultur.

In den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts überraschte der finnländische Sprachforscher Lönnrot die Kulturwelt durch das finnische Volksepos „Kalevala", das an Umfang an die Ilias heranreicht und zu den wenigen echten Volksepen der Weltliteratur gerechnet wird. Max Müller-Oxford, der große Sprachforscher, sagt von der Kalevala, „daß sie nicht weniger schön ist als Homers Gesang". Dies Epos stammt aus mündlichen Überlieferungen, die bei den finnischen Bauern gesammelt wurden, und zeigt eine große Gemütstiefe und Liebe zur Natur.

Runeberg, der klassische Dichter des finnländischen Volkes, der Dichter des finnischen Nationalliedes, hatte Finnland das „Land der tausend Seen" genannt, und er hat nicht übertrieben, 4000–5000 Seen, eingebettet in dunkle Kiefernwälder, durch hellleuchtende Birken untermischt, geben dem Lande einen solchen Reiz, daß selbst der Weitgereiste, der in dies Land kommt, es zu den schönsten rechnet, die er besucht hat. Die Landschaft ist schwermütig und der Ernst seiner Bewohner daher erklärlich. Wenn man in den langen Sommernächten bei rotglühendem Himmel durch diese Landschaft fährt, so urwüchsig und scheinbar von Menschenhand unberührt, sich immer gleich bleibend und doch immer neue reizvolle Bilder zeigend, denkt man sich zurückversetzt in die Zeit, wo die Natur sich noch ganz selbst gehörte und kein menschliches Wesen ihr den Frieden



Finnländische Kinder.



Der Imatrafall in Finnland, durch den aus dem Saimasee kommenden Wuorenfluß gebildet, ist eine der großartigsten Stromschnellen Europas. Das Flußbett verengt sich von 177 m auf 45 m, und der Fluß fällt auf einer Länge von 325 m um 20 m herab.

raubte. Blinkende Wasserflächen, brausende Stromschnellen, Granitgeröll und sanfte bewaldete Hügel kehren immer wieder, selten unterbrochen durch eine Lichtung mit spärlichen Ackerstreifen und einigen Holzhäuschen, mit ihrem grauen verwetterten Äußern kaum sich von der Landschaft abhebend. Das ist ein Dorf, und so wohnen seit undenkbaren Zeiten die Finnländer zerstreut über das Land, ihren alten Sitten treu, dem kärglichen Boden in täglichem Kampf das bißchen Leben abzugewinnen, das harte Roggenbrot häufig noch mit Kiefernrindenmehl gemischt, die saure Milch und den getrockneten Fisch der Ströme oder des Meeres. In diesem Lebenskampf steckt aber die Kraft des Volkes, von dem 90 Prozent so auf dem Lande lebt und nur 10 Prozent in den Städten. Von den Städten war die schwedische Kultur ins Land gedrungen und kam vom Lande als neue finnländische Kultur zurück, den Kampf der Svecomanen und Fennomanen entfesselnd, der den Russen eine Veranlassung oder einen Vorwand gab, statt eine der beiden Kulturen zu begünstigen, die russische Kultur mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln den Finnländern aufzudrängen.

Alexander II. hatte den Finnländern ihre Rechte aufs neue bestätigt, er wird heute noch im Lande stark verehrt, man hat ihm ein schönes Denkmal in Helsingfors, der vornehmen und in der Bildung überraschend hochstehenden Hauptstadt, errichtet. Der Finsterling Alexander III. schenkte den Feinden Finnlands sein Ohr, und unter seiner Regierung begannen die Drangsale der Finnländer, die ihren Höhepunkt unter seinem schwächlichen Nachfolger erreichten. Dieser Nikolaus II., den die Weltgeschichte den „Wankelmütigen" nennen wird, beschwor freilich die finnländischen Grundgesetze, machte aber schon wenige Jahre nachher den Anfang zu ihrer Vernichtung, um, wie er sich gleißnerisch ausdrückte, „Finnland in bessere Übereinstimmung mit dem Kaiserreich zu bringen". Der Büttel dieser Bestrebungen war der russische General Bobrikow, der als Generalgouverneur von Finnland dort ein Schreckensregiment führte, bis ihn nach sechs Jahren sein Schicksal ereilte. Ein Sohn eines hochangesehenen finnländischen Senators erschoß Bobrikow im Juni 1904 im Senatsgebäude in Helsingfors und entleibte sich dann selbst. Ähnlich ging es dem Minister v. Plehwe in Rußland, der der Vorgesetzte Bobrikows war und den der Kaiser entgegen allen Bestimmungen zum Staatsminister für Finnland in St. Petersburg ernannt hatte, nachdem seit 1811 nur Finnländer diesen Posten bekleidet hatten. Ein russischer Revolutionär tötete Plehwe, als er sich auf einer Reise in Kiew befand.

Der Hauptangriff der Russen richtete sich gegen das Wehrgesetz. Finnland hatte eigenes Militär mit einer Kadettenschule in Frederikshamm, die geschlossen wurde. Man suchte die Finnländer als Soldaten nach Rußland zu bringen, was gegen das Gesetz war und die größte Aufregung unter dem Volk hervorrief. Verschiedentlich wurden von Finnland Summen von 10 bis 20 Millionen angeboten und bezahlt, um die Wehrpflicht der Finnländer ganz abzulösen. Für eine Petition an den Zaren wurden in Finnland 500000 Unterschriften gesammelt, und Westeuropa reichte ein ähnliches Schriftstück ein, mit dem 1000 Männer von Ruf für Finnland eintraten. Gelehrte traten auf einer Besprechung in London für Finnland ein, und mit Deutschland die nunmehrigen Freunde Rußlands, die Engländer, Franzosen und Belgier. Natürlich blieben die Proteste ohne Beachtung. In Finnland wurde die alte Kultur weiter zerstört, um russische Unkultur durchzusetzen. Denn es war der besondere Schmerz der Russen, daß man sie in Finnland über die Schulter ansah. Der Beamte und Offizier, vor denen die Massen

in Rußland krochen, konnte sich hier nicht einmal gesellschaftliche Geltung verschaffen und mußte Deutsch sprechen, um sich zu verständigen.

Finnlands Aufschwung und Kraft lag in der Vorzüglichkeit seiner Verwaltung, die, uneigennützig und unbestechlich, nur das Wohl des Volkes im Auge hatte, und in seinen Schulen, die das Volk aufklärten. Hiergegen liefen die Russen Sturm. Sie brachten allmählich russisch gesinnte Senatoren in den Senat. Dem ersten derartigen Landesverräter ging es aber schlecht. Als er in die finnische Hauptstadt kam, fand er keine Wohnung, und als er schließlich in einem Hotel sich dauernd niederlassen wollte, meldete dieses Konkurs an und das Gericht schloß die Pforten. Das störte aber den russischen Bär nicht; erst der Mord an Bobrikow brachte den Finnen Erleichterung. Rußlands äußere und innere Schwierigkeiten waren so gestiegen, daß der Zar scheinbar einlenkte. Das Volk merkte aber bald, daß es ihm nicht ernst war, da brach 1905 der berühmte Nationalstreik aus. Die Masse des Volkes half sich selbst. Russische Gendarmen wurden entwaffnet, die Soldaten in den Kasernen belagert, die Beamten zum Rücktritt gezwungen und ein Wohlfahrtsausschuß eingesetzt. Das Volk hatte einen vollen Erfolg. Der Zar hob alle Verfügungen der letzten sechs Jahre auf, und sofort ging das Leben in Finnland wieder seinen gewohnten ruhigen Gang, wie in den früheren glücklichen Zeiten. Post, Eisenbahnen, Universitäten und Schulen wurden den Finnen in eigene Verwaltung zurückgegeben, ein Generalgouverneur mit finnländischen Sympathien wurde ernannt und alles atmete auf. Die Ruhe dauerte nicht lange. Rußland überwand den ostasiatischen Schlag. Die Duma erwies sich als ein Scheinparlamentarismus, und eine Reaktion schlimmster Färbung hatte in wenigen Jahren die Oberhand gewonnen. Nun war Finnlands Schicksal besiegelt. Der Senat wurde ganz russifiziert, Verbannungen waren an der Tagesordnung. Die früheren großen Bewilligungen für Schulen und Wohltätigkeiten wurden nicht bestätigt, und bald war Finnland nur noch eine russische Provinz mit einigen wenigen Privilegien. Schließlich verstümmelte man noch das Land durch Fortnahme der beiden südlichen Kreise Nykirka und Kivinebb, die zum russischen Reiche geschlagen wurden. Hier liegen eine Menge Badeorte und Sommerfrischen der Petersburger Bevölkerung, die in den Sommermonaten die heiße Stadt zu Tausenden verlassen, um sich auf dem finnischen Lande zu erholen. Um diese Badegäste in besserer Kontrolle zu haben, machte man einfach ihre Sommerfrischen russisch — ein echt russischer Gewaltakt.



Ein finnländischer Landarbeiter.

So wurde Finnland aus einem zweisprachigen zu einem dreisprachigen Land, und doch ist Finnland gar nicht zu russifizieren, wie dies in den Ostseeprovinzen teilweise gelungen ist, weil diese von keinem geschlossenen Volksstamm bewohnt waren. In Finnland dagegen wohnen 85 Prozent reine Finnländer; sie haben weder Schwedisch gelernt, noch werden sie Russisch lernen. Wenn aber ihre Zeit kommt — vielleicht bringt sie der jetzige Krieg —, dann werden sie die Russen abschütteln, und keine Spur wird von deren Unkultur zurückbleiben. Dann müssen aber auch die inneren Streitigkeiten aufhören. Die Finnen müssen anerkennen, daß sie ihre Kultur den Schweden verdanken, und diese müssen zugeben, daß ein bildungsfähiges, starkes Volk berechtigt ist, seine Kultur in seiner eigenen Sprache weiter zu entwickeln. Es können sich dann alle Kräfte vereinigen, das Land weiter zu entwickeln; diese Entwicklung hat freilich auch unter dem stärksten russischen Druck nicht nachgelassen. Die Bevölkerung hat ständig zugenommen, sie zählt heute 3 Millionen gegen $2\frac{1}{2}$ Millionen im Jahre 1890, trotzdem Massenauswanderungen stattfanden. In den Drangsalsjahren verließen 34000 Finnländer im Jahre die Heimat, gegen 3000 in normalen Jahren, um sich in Kanada anzusiedeln. Die Handelsziffern stiegen gleichfalls regelmäßig. In dieser Beziehung hat Deutschland das größte Interesse an der Zukunft Finnlands, denn weit



Finnländische Bäuerin.



Finnländischer Bauer.

über 100 Millionen beträgt sein Handelsumsatz, er ist größer als der englische Handel, und noch im Jahre 1910 hatte der deutsche Handel gegen früher um 17 Millionen zugenommen.

Neben den finnländischen Männern verdienen die Frauen Finnlands genannt zu werden, die in aller Stille für den Fortschritt sorgten und die nicht mit lärmenden Kundgebungen ihre Rechte zu beanspruchen brauchten, weil man sie ihnen gern aus freien Stücken verlieh. Im Parlament leisten sie fruchtbare Arbeit, und der finnländische Landtag war zuzeiten mit 1/5 bis 1/4 weiblichen Abgeordneten besetzt.

Finnland war nie selbständig und wird es wohl auch nie werden, denn wenn es die Kraft zum Sichaufraffen besäße, hätte es den günstigen Zeitpunkt zu einem Befreiungskampf jetzt nicht verpaßt. Vielleicht entschließt sich Schweden, seinem russischen Erbfeinde wieder diese schöne Provinz zu entreißen, an deren Grenzen es in immer stärkerer Weise durch russische Grenzaufmärsche bedroht wird. Das Gleichgewicht auf der Ostsee würde dadurch befestigt, und die germanischen Mächte würden dann noch besser imstande sein, den Slawen entgegenzutreten, die eine ständig drohende Gefahr für die germanische Kultur des Nordens sind.

Ueber den Feind.

Skizze von Martin Proskauer.

Die Tür des kleinen Zimmers, in dem die Flieger zusammensaßen, wurde aufgestoßen, und durch den heulenden Ton des Windes, der Schnee und Kälte hineinwirbelte, polterte eine grobe Soldatenstimme:

„Herr Leutnant Gells wird vom Oberkommando am Telephon verlangt!" Ein langer schwarzhaariger Flieger stand auf und ging mit schwerfälligen Schritten zum Telephon in den Flugzeugschuppen.

„Hier Leutnant Gells!"

„Hier Hauptmann v. Baßhof vom Oberkommando! Hören Sie, lieber Gells, wir müssen morgen zusammen einen Erkundungsflug machen, es kann sehr wichtige Sachen geben, deshalb fahre ich lieber selbst mit!"

„Zu Befehl," sagte der Flieger, „um wieviel Uhr?"

„Wann ist es hell?" klang es zurück, „— na, sagen wir um fünf Uhr Abfahrt. Machen Sie sich auf eine lange Fahrt gefaßt!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Flieger hängte den Hörer an und strich sich das schwarze Haar aus der Stirn. Teufel — wenn der Hauptmann vom Generalstab mitfuhr, dann gab es etwas Besonderes!

Er ging zu den Schuppen und rief seine Mechaniker, dann legte er sich in dem engen Schlafraum in seine Ecke und schlief bald den festen, traumlos kraftsammelnden Schlaf der willensstarken Menschen.

Am nächsten Morgen stand ein breitgeflügelter Doppeldecker vor den Schuppen. Gells stand daneben und fühlte mit der Hand jeden Spanndraht, jede Versteifung nach, während der Mechaniker an der Zündung schraubte. Da kam der Generalstäbler schon über den Schnee herüber. Gells hob die Hand an die Mütze:

„Apparat startbereit!"

Der Hauptmann reichte ihm die Hand:

„Guten Morgen, lieber Gells! Alles fertig? Dann kann's losgehen!" Er blickte über den Rand des Aeroplans nach dem zweiten Sitz. Da war die Kartenrolle, das kleine abgefederte Pultbrett, darüber an Kettchen die bunten Zeichenstifte für die Krokis, an der Innenwand die Tasche mit dem Abwurfwimpel — der prüfende Blick fand alles bereit.

Die beiden Männer zwängten sich in die Sitze, der Flieger stülpte die Lederkappe über die weiche Mütze und klemmte den Gummischlauch des Beobachtertelephons fest.

Dann hob er den Arm, der Doppeldecker zitterte, lief an und stieg in weicher graziöser Linie vom Schneeboden fort gegen die dunkeln Konturen des grauen Horizonts nach Westen.

Schweigend saßen die Männer, der Hauptmann drehte an der Kartenrolle; der Flieger sah gleichmütig vor sich hin über das Steuerrad fort nach unten, wo Waldstreifen und halb getaute Schneefelder verschwammen und horchte auf den Siebentakt des Motors. Da rief der Beobachter:

„Höher, rasch höher!"

Und als Gells sich halb umsah, bemerkte er unter sich eine schwarze, dünne, langsam kriechende Linie, eine feindliche Marschkolonne, die unbeirrt ihres Weges zog. Der Doppeldecker stieg, und Stunde um Stunde rissen die Propeller die Maschine mit den beiden Männern vorwärts durch die schneekalte Luft, bis der Hauptmann das Flugzeug einen weiten Bogen nach links machen ließ.

Der Führer saß still und unbewegt, plötzlich rief der Generalstabsoffizier:

„Wir müssen tiefer! Das da unten will ich mir genau ansehen!" Und jetzt kam das Fernglas kaum von seinen Augen. Er starrte in die Tiefe unter sich, wo zwischen Wäldern und Tälern Kolonnen marschierten.

„Noch tiefer!"

Gehorsam senkte sich der Apparat. Der Hauptmann griff nach den Zeichenstiften:

„Großartig, Gells! Nun in dieser Höhe einen Halbkreis nach links — etwa bis zu dem Kirchturm da hinten!"

Da machte das Flugzeug einen kurzen Sprung, wie ein unwilliges Schütteln in der Luft, und Gells sah, sich weit überbeugend, graue Rauchwolken über ein Schneefeld geballt.

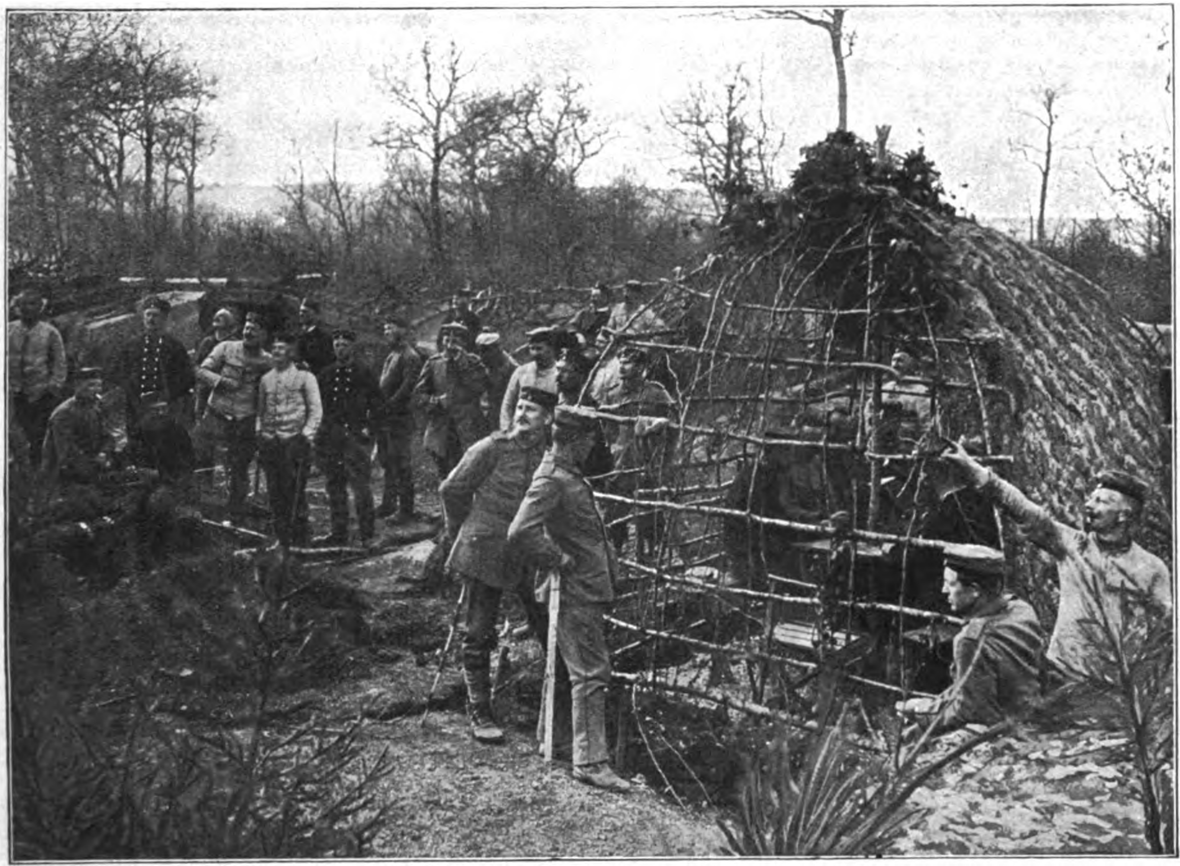
Aha, dachte er, die schießen auf uns!

Es war ihm gleichgültig, fast jede Fahrt hatte ihn in die Nähe feindlicher Granaten geführt, und der kalte Mut, mit dem er, den Kugeln trotzend, die feindlichen Batterien überflog, hatte ihm bald das Kreuz und den Leutnantsrang eingebracht.

Der Generalstäbler zeichnete eifrig, in der linken Hand den Trichter des Sprechschlauches festgeklemmt. Ab und zu rief er ein paar Worte:

„Gut, bravo! Noch einmal über den Wald! Donnerwetter, das ist ja famos! Jetzt wieder hoch, Gells, und Vollgas geben — wir müssen noch weiter nach Westen!"

Weich hob sich der Doppeldecker und fiel nieder, wenn der Beobachter es verlangte. Jetzt kam eine Hügellinie, und dahinter wimmelte eine unabsehbare Menge von Truppen. Der Hauptmann wurde ganz aufgeregt:



Ein Fliegerkampf.

„Tiefer! Noch mehr! Verdammt, das muß ich genau kriegen!"

Der Doppeldecker sank.

„Ganz tief, rasch!"

Gells tat einen Griff an den Gashebel. Der Motor stand still, der Apparat sank im Gleitflug steil, als sollte er zwischen die unaufhörlich krachenden Geschütze stürzen, blieb in der Luft stehen und schoß wieder vorwärts. Ein paar Holzsplitter knackten in der Wandung dicht neben den Füßen des Führers. Gells wandte sich um, der Hauptmann nickte und schrie heiser:

„Weiter, weiter! Das ist ja kolossal. Herrgott, Gells, wenn das das Oberkommando erfährt, die haben ja keine Ahnung! Los — wieder runter!"

Unablässig zeichnete er auf den Karten mit dem Geviertvordruck, schob er Blatt um Blatt in die Tasche neben sich.

„Höher, Gells, etwa 30 Meter höher! Laß sie knallen!" Wir bringen die beste Aufklärung dieses Krieges mit nach Hause! Können Sie noch, Gells?"

Der Flieger nickte mit zusammengebissenen Lippen. Dicht um das Flugzeug stand jetzt schaumig ein Kranz weißer Wölkchen, in denen gelbe Flammen zuckten — Schrapnells, die den feindlichen Spähvogel einkreisen sollten. Gells verzog den Mund. So leicht war auf ihn nicht zu zielen. Sein Apparat fiel hundert Meter, trieb vorwärts, stieg in Windungen hoch und flog wieder die großen ruhigen Kreise, die den Artilleristen da unten das Herz vor Wut und Haß zittern lassen mußten. Ein schwarzer Streifen legte sich schmal und dunstig vor den Doppeldecker. Gells nickte. Jetzt schossen die da unten mit Rauchsatzgranaten. Das sollte ihnen auch nichts nützen, so leicht war er nicht einzugabeln. Drei, vier Wendungen flog er, dann stand der Apparat hinter den Geschützen, die nun ihre Rohre böse und gehässig nach der leeren Seite in die Luft richteten. Der Beobachter rief:

„Bravo, Gells! Noch einmal runter! Sie können sich nicht denken, was ich hier alles gesehen habe! Noch zehn Minuten, und wir können nach Hause fahren!"

Gells packte das Steuerrad fester. In ihm saß ein Ärger, eine Wut gegen sich selbst, daß er hier flog, stärker war als alle Feinde da unten und doch nichts sah, daß er, Herr über den Apparat und sein und des andern Leben, doch nur ein Stück Maschine war und der andere das Auge, das allein verstehend sah.

Was waren ihm die Bewegungen und Schwenkungen der langen Marschkolonnen unter ihnen? Der Mann hinter ihm sah und spähte, was für die nächste Schlacht, den ganzen Feldzug und für Tausende von Menschenleben vielleicht die Entscheidung gab — und er mit all seiner Kunst war nur ein Fahrer, ein Handwerker, der dem geistig Überlegenen, Wissenden gehorchen mußte. Der Hauptmann schrie:

„Tiefer, noch ein paar Minuten, dann ist's gut! Donnerwetter —!"

Gells wollte sich umdrehen, aber der andere winkte heftig:

„Ich glaube, mein linkes Bein hat eins abbekommen, lassen Sie nur! Noch die Stellung dort drüben, dann zurück!"

Wieder ruckte der Doppeldecker, ein Spanndraht riß mit einem scharfen Ton, wie eine Geigensaite schwirrend, und sprang an dem Kopf des Hauptmanns vorbei.

„Nichts, Gells, nur weiter! Es ist fabelhaft, einfach wunderbar — diese Aufklärung macht uns sobald niemand nach! Die Kerle hier sitzen in der Patsche, wie sie es auch machen! Hier, Gells, steckt der Sieg!"

Der Flieger drehte den Kopf und sah, wie der Hauptmann mit blassem Gesicht lachend auf die Kartentasche an der Wandung klopfte.

„Nun los, nochmal auf vierhundert Meter, bis an das Wäldchen dort, und dann schnell nach Hause!"

Zwischen die brüllenden Wolken der platzenden Granaten tauchte der weiße Doppeldecker, blechern klang es an der Bodenpanzerung, als sie in den Streukegel eines Schrapnells gerieten; und mit kurzem papiernem Ton platschten Gewehrkugeln durch die Tragflächen. Gells saß vornübergebeugt, starr nach dem Wäldchen sehend; durch gelbe übelriechende Wolken rissen die Propeller den Apparat — jetzt war der Wald unter ihnen. Scharf hob sich das Flugzeug, und über dem schwächer werdenden Knall der Kanonen klang das einförmige Lied des Motors, der nach Osten raste. Auf tausend Meter stieg der Flieger, dann sah er sich nach dem Beobachter um.

Bleich und zusammengesunken saß der Hauptmann, und vom Handschuh tropfte ihm Blut. Das kleine Pult vor ihm war zersplittert.

Der Flieger drehte den Kopf zurück. Der Hauptmann schien schwer getroffen, aber da half nur eins — zurück — schnell zurück!

Und durch die klare Luft flog der weiße Späher zurück, schrie sein triumphierendes Lied über die Schneeweiten unter ihm und senkte sich endlich zum eigenen Lager.

Der Motor stand still, der Wind heulte durch das Gestänge, als Gells steil aus dem Himmel fallend zwischen den Schuppen niederging. Nur ein paar Meter rollte der Doppeldecker, dann blieb er stehen. Offiziere und Flieger stürzten hinzu, zwanzig Hände zugleich griffen nach dem Flieger und Beobachter. Endlich stand Gells taumelnd neben dem Flugzeug.

„Was ist mit dem Hauptmann?"

Ein Offizier war auf den Apparat geklettert und hielt den Kopf des Generalstäblers.

„Der Hauptmann ist tot," rief er, „hier — eine Kugel, gerade in den Hals!"

Gells griff nach der Wandung:

„Aber die Kartentasche — die Meldung, alles war fertig, sagte der Hauptmann!" rief er heiser.

Der Offizier, der zu dem toten Hauptmann geklettert war, sprang vom Flugzeug herunter zur Erde; und Gells sah, daß an der Stelle, wo die Tasche gehangen hatte, nur ein großes Loch in der Seitenwand war, aus dem Panzerblech und Holzsparren zerschossen und in zackigen Splittern herausstarrten.

Bundestreue.

Wir hatten uns in Friedenszeit
Den Bundesschwur geschworen.
In Not und Nacht,
In Schlacht und Leid
Ward er für alle Ewigkeit
Als Blutbund neu geboren.

Oesterreichs Feind
Ist unser Feind,
Denn Brüder stehn zusammen;
Der gleiche Krieg,
Der gleiche Sieg,
Die gleichen Ruhmesflammen.

So wird bei der Geschütze Klang,
Bei loderhellem Sturmesfang
Der alte Bund geschmiedet;
Die gleichen Feinde schlägt die Hand,
Der Brudervölker freies Land
Wird jetzt aufs neu umfriedet.

Das reicht, so weit die Zunge klingt,
Die stolz in deutschen Lauten singt
Wie tiefe Wunderquellen;
Von Oesterreich und Ungarland,
Durch Deutschlands Gaue loht ein Brand
Bis zu den Ostseewellen.

Und wenn die Zeit von Frieden spricht,
Nach Völkerkampf und Weltgericht,
Nie wird der Bund vergehen;
Wir werden immerdar bereit
Jetzt und in alle Ewigkeit
Vereint zusammenstehen.

Helmuth Unger.





Bundestreue.

„. . . Wir werden in Gemeinschaft auch neuen Gefahren unerschrocken und zuversichtlichen Muts zu begegnen wissen.“

Hofphot. E. Bieber.

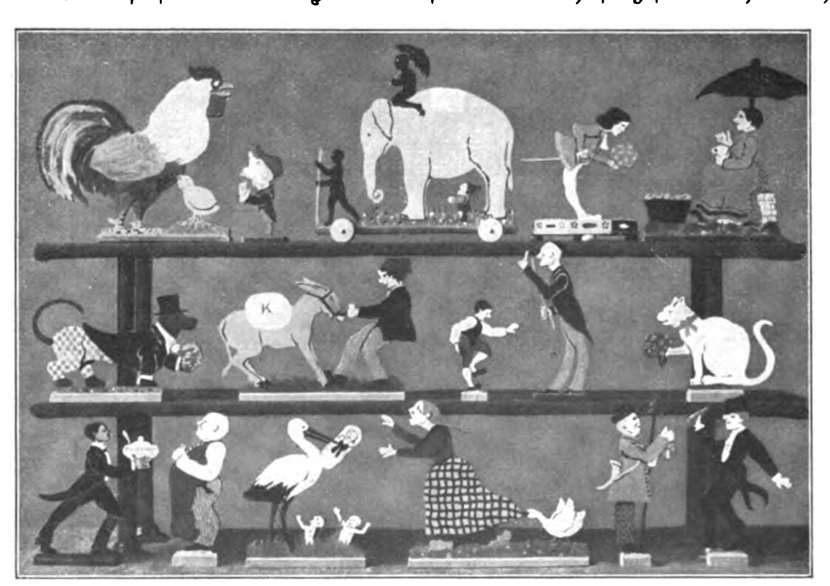
Beim Anfertigen von Spielzeug im Lazarett Mannesmann-Haus.

Kulturarbeit im Lazarett.

Ein Beitrag zum Kapitel Verwundetenfürsorge. Von Wilhelm Pieper, Düsseldorf.

Mit acht Abbildungen.

Wie so aus bescheidenen Anfängen gewichtige Dinge riesengroß emporwachsen. Kein Menschenkind in der Schar der allzeit Hilfsbereiten dachte daran, daß mit dieser Anregung zugleich die Lösung eines schwierigen Problems verbunden sei. Nur Freude wollte man bringen in stillgewordene Kinderstuben und in ernste weiße Krankenzimmer. Denn das Christkindlein pochte an Türen und Tore in Stadt und Land und stellte dunkle Tannen mit blinkenden Wachslichtern und klingenden Silberschellchen hinter blitzblanke Stubenfenster. Und ein Heer von Kleinen folgte ihm, mit hellen Augen und offenen Händchen. So auch in der Rheinstadt Düsseldorf. Über 9000 Kinder, deren Väter zur Grenzwacht ausgerückt, sollten auch zur heurigen Kriegsweihnacht, guter deutscher Sitte gemäß, mit Gaben bedacht werden. Und was lag näher, als die Tausende von Händen zu rüstigem Schaffen aufzurufen, die in hochfenstrigen, weiträumigen Spitälern nach zerstreuender Tätigkeit suchten. So ward denn beiden geholfen, den Kleinen und den Großen. Ein emsiges Wirken hub an. Aus Ecken und Winkeln trugen findige Geister Arbeitsstoffe jeglicher Art zusammen, Hölzer, Bretter, Pappe, Papier, Blechabfälle, Staniol. Junges Künstlervolk lud sich ein, gab Rat und Anleitung, und unter Fingern, die vordem mit Säge und Hobel, mit Hammer und Kelle hantiert, die Karren und Pflug geführt, entstand wunderliches Spielzeug, drollig-ernst, gestaltenbunt. Christtag stand noch in Sicht und schon marschierten ganze Heere pikfeiner Zinnsoldaten aus den Lazaretten. Kopfreiche Puppenvölker in phantastischen Trachten mit solider Puppenstuben-Aussteuer folgten, und zwischendurch tummelte sich allerlei Getier, großes und kleines, tropisches und nordisches. Praktische Sächelchen kamen außerdem hinzu, Holzschnitz-Arbeiten, Nähkästen usw., und die Freude der also beschenk-



Aus der Ausstellung im Kunstgewerbemuseum zu Düsseldorf: Die Arbeiten sind als „Düsseldorfer Schnittbogen" erschienen und durch die Zentralstelle für freiwillige Liebestätigkeit Abteilung 28c, Düsseldorf, Ratingerstraße 50 zu beziehen.

ten Jugend mag kaum größer gewesen sein als die Zufriedenheit in den Krankenstuben. Aber bei der Zufriedenheit hatte es nicht sein Bewenden. Die Soldatenkünstler jüngsten Datums und ihre Lehrmeister schauten ihre Werke und staunten ob des Erreichten, und durch des Staunens goldgewirkte Wunderschleier taten sich neue Ausblicke von unendlicher Weite auf. Eine Fülle von energischem Wollen, anerkennenswertem Können, vielversprechendem Talent hatte sich offenbart. Und vor allen Dingen wie ein Aufatmen, wie eine Erlösung von drückendem Bann ging es durch die Krankensäle. Hier öffnete sich ein neuer Weg. Diese Beschäftigungen waren nicht nur ein Spiel müßiger Stunden, an dem sich die Phantasie erfreute, sondern Arbeit, wirkliche Arbeit, die eine ganze Schar von hoffnungsvollen Zukunftsaussichten im Gefolge hatte. Ein frisch-fröhlicher, Verstand und Kraft anfeuernder Geist war eingekehrt. Verlorenes Selbstbewußtsein, Vertrauen zum eigenen Ich brach wieder siegreich durch, und Hoffnungsflämmchen, die im Kriegssturm jäh erloschen, züngelten hell auf. „Berufswechsel, eigene Existenz, kein Verzicht auf Staatsunterstützung, aber auch kein tatenloses Fortvegetieren auf Staatskrücken!" So prägten sich ungeschrieben, aber fühlbar, diese wertvollen Leitworte im Herzen ein, die im Segen neuartiger, fruchtbringender Arbeit wiederauflebten. Da erschien zu Kaisers Geburtstag ein Schriftchen. Zwei Pioniere der Verwundetenfürsorge, Dr. Maria Baum und Dr.-Ing. Hermann Hecker, stellten es zusammen, und die Düsseldorfer Zentralstelle für freiwillige Liebestätigkeit zeichnete als Herausgeber. „Kulturarbeit im Lazarett" betitelte es sich. Führende Männer der Kunst und Wissenschaft, aus Handel und Gewerbe, Militärs und Geistliche äußerten sich darin zu dieser ganz plötzlich aktuell gewordenen Frage, gaben neue Anregungen, eröffneten neue Gesichtspunkte, die stets ein Meinungsaustausch mit sich bringt, und damit war die Grundlage geschaffen für eine vorbildliche, nutzbringende Organisation, die, ein Produkt ihrer Zeit, auf großzügiger Basis Großzügiges schaffen will, und einen weiteren kostbaren Goldreif um die Charitaskrone legt, die immerfort als eines der wertvollsten Kleinode in der Schatztruhe unseres Volkes ruhte.

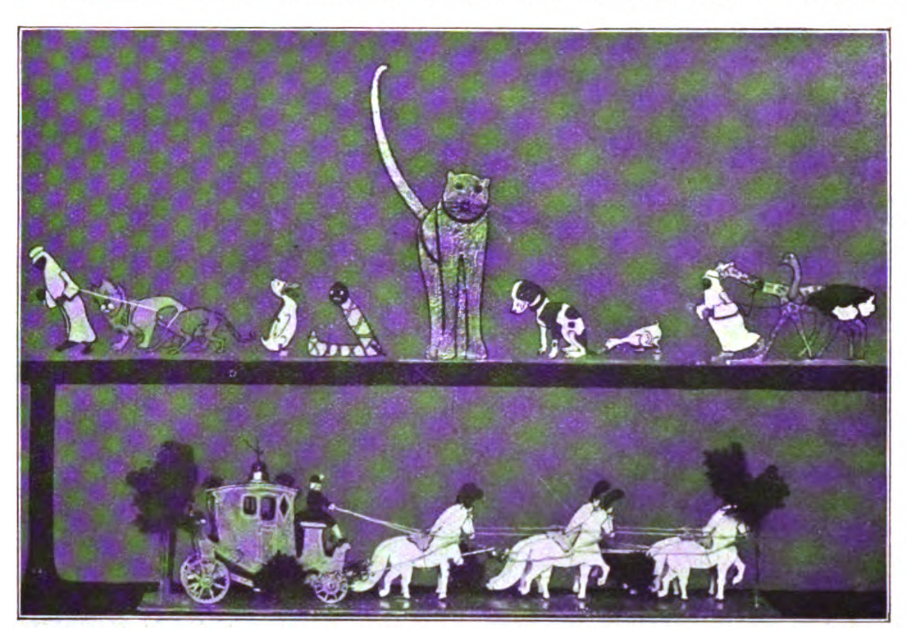


In der gewerblichen Fortbildungsschule in Düsseldorf: Unterricht im Linksschreiben. Phot. Albert Lang, Düsseldorf.

Nun zu Zweck und Ziel unserer Organisation. Für uns haben die Tapferen, die als Krüppel heimgekehrt sind, geblutet und gelitten. Die Dankesschuld brennt uns auf dem Herzen und treibt uns, ihnen ihr schweres Los nach Möglichkeit zu erleichtern, ihnen das Gefühl zu geben: Euer Leben ist noch nützlich und wertvoll und kann mit gutem Willen wieder zurechtgezimmert werden. Ich möchte noch einmal kurz auf die letzterwähnte Broschüre zurückgreifen. Sie enthält treffliche und mehr noch treffende Worte, die langwierige Programmerörterungen erübrigen. Gewissermaßen den Titelsatz schrieb Generalleutnant von Gerstein-Hohenstein: „Was nützt uns der allgemeine Friede, wenn viele unserer Volksgenossen ohne Friede, nämlich unzufrieden sind." Daran anschließend zeichnet Professor Christian Bruhn die wegweisende Richtlinie, die eine schematische Handhabung der beruflichen



Aus der Ausstellung im Düsseldorfer Kunstgewerbemuseum: Arbeiten von Kriegsverwundeten.

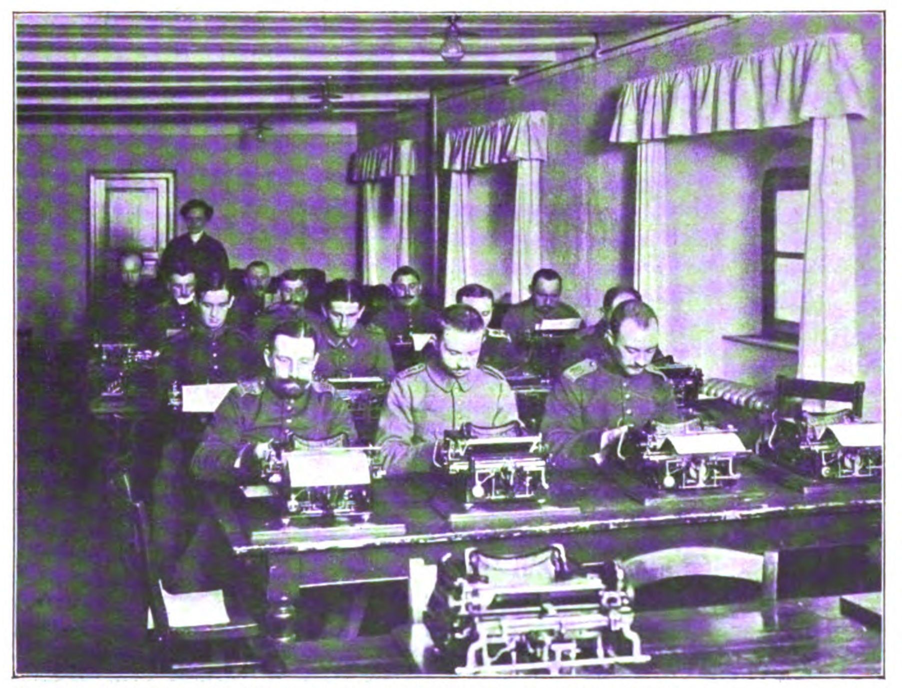


Aus der Ausstellung im Düsseldorfer Kunstgewerbemuseum: Arbeiten von Kriegsverwundeten.

hat man sich nun seit einiger Zeit der Heranbildung und Fortbildung der im Feldzug zu Schaden Gekommenen zugewandt. Die anfängliche, Unterhaltung und Zerstreuung betonende Beschäftigung der Lazarettinsassen ist einer ernsthaften, zielbewußten Arbeit gewichen, die ein gutgeschultes Lehrpersonal leitet. So haben denn unsere Düsseldorfer Lazarette insofern eine Wandlung erfahren, beziehungsweise ein umfassenderes Arbeitsgebiet zugeteilt erhalten, als sie gleichzeitig als Fortbildungsschulen für vorgeschrittene Jahrgänge dienen. Große luftige Räumlichkeiten wurden zu Unterrichtszimmern ummöbliert, teils mit eigens für die

Umbildung der Verwundeten ausschließt: „Nicht was wir schaffen, macht den Wert unserer Arbeit aus, sondern wie wir innerlich zu unserer Arbeit stehen. Ein Straßenkehrer kann ein Fürst in seiner Arbeit, ein Fürst ein Mietling sein." Und im Namen der deutschen Landes-Versicherungsanstalten, deren höchste Mission die Heilung aller sozialen Schäden und Wunden ist, äußert sich Landesrat Appelius: „Der Mann, der wieder arbeitet und schafft, fühlt sich wieder als das, was er nach unserer deutschen Auffassung ist, als notwendiges, nützliches und wichtiges Glied der Gesamtheit. Die Wege, die zu dem Ziele leiten, bestehen in der möglichst frühzeitig einsetzenden Beschäftigung in den Lazaretten, in der Berufsberatung, der Berufsfortbildung und wenn nötig in der Umbildung zum neuen Beruf." Dem Sinne dieser Auslassungen entsprechend

Militärriesen angefertigten Pultbänken, wie wir solche im verkleinerten Format als kurzhosige Knirpse seufzend drückten. Nach allen Regeln einer vernünftigen Unterrichtsmethode wird nun gerechnet, geschrieben, und zwar mit Stahlfedern und Maschinen, stenographiert, gezeichnet, selbst Schreibkurse für Linkshänder wurden eingerichtet. Eine überraschend große Anzahl Genesender wandte sich der Anfertigung kunstgewerblicher Arbeiten zu. Direktor Gotter von der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule steht dieser Unterrichtsabteilung vor. Wirklich Vorbildliches, künstlerisch Wertvolles wird hier geleistet. Manch verborgenes, vergessenes Talent, das die Eisenfaust alltäglichen Existenzringens zu Boden gedrückt, bringt hier verständige Fürsorge und Förderung zur Wiedergeburt. Es war daher eine überaus glückliche Idee, einen Bruchteil der in den Düsseldorfer Lazaretten geschaffenen kunstgewerblichen Erzeugnissen der Öffentlichkeit durch eine Ausstellung zugängig zu machen. Die unteren Räumlichkeiten des Düsseldorfer Kunstgewerbemuseums bergen augenblicklich die ebenso seltsame wie interessante Ausstellung, fesselnd vornehmlich durch ihre erstaunliche Vielseitigkeit. Nicht zum wenigsten scheint sie mir auch lehrreich in mancherlei Hinsicht, wenigstens legt sie Zeugnis von dem, einer wohltuenden Vollendung zustrebenden Geschmack unserer Zeit ab. Gottlob sind wir hinaus über den Tiefstand einer faden Andenkenindustrie und minderwertigen Spielzeugfabrikation. Was die Ausstellung an letzterem bringt, ist derb und echt. Selbstverständlich stehen die dar-



Unterricht im Maschinenschreiben in der gewerblichen Fortbildungsschule in Düsseldorf. Phot. A. Lang, Düsseldorf.

gebotenen Arbeiten nicht durchweg auf künstlerisch gleichwertiger Höhe. Aber nicht der bewiesene gute Wille, etwas zu leisten, stimmt da versöhnlich. Die Beurteilung ernster Dinge verbietet bekanntlich sentimentale Regungen. Lediglich an der Dürftigkeit des verarbeiteten Materials scheiterte da und dort die vollkommene Lösung der gestellten Aufgabe. Reizend sind die zahlreichen Puppenstubenidylle, geschaffen für niedliche handhohe Puppenkinder bis herab zu fingerhutgroßem zierlichem Liliputanervolk. Die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der sich die großen kriegsrauhen Männer in die spaßige Welt der Kleinen hineinlebten, mutet ganz seltsam an. Was eine freundliche Wohnlichmachung nur eben erfordert, wurde von derben Fäusten an zerbrechlicher Eleganz hineingestellt, -geleimt, -gehängt, und ein gut Teil Sehnsucht nach Heim und Herd mag diese liebevolle Sorgfalt diktiert haben. Jedenfalls spricht hier dieselbe unverbrauchte Phantasie, dieselbe Gestaltungskraft und Freude am Schaffen, die draußen im Felde aus lehmigen Schützengräben und erbärmlichen Höhlen menschenwürdige, ja zum Teil ganz behagliche Wohnstätten herzurichten verstand. Daß geschickte Soldatenhände sich selbst an untadelige Knüpf-, Flecht- und Stickarbeiten heranwagten, wird sicherlich mancher Weiblichkeit eine unmännliche Entgleisung dünken. Unter veränderten Umständen einer derartigen Stellungnahme beizupflichten, wäre auch ich absolut nicht abgeneigt. In diesem Fall jedoch muß ich für unsere blessierten Feldgrauen Partei nehmen. Der Drang nach irgendeiner Beschäftigung wohnt jedem kultivierten Menschen inne, erst recht ist deutschen Männern tatenloses Hindämmern ein fluchwürdiger Greuel. Arbeitsnot kennt weder männliche noch weibliche Arbeitsdomäne. Aus dieser Not heraus wurden jene Stick- und Knüpfarbeiten geboren. Und unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, sind die zur Schau gestellten Stickereien und Knüpfgewebe höchst lobenswerte Leistungen. Auch eine Anzahl kopfschüttelndes Staunen auslösender Geduldsprodukte sind vorhanden. Das Krankenbett ist ein zäher Lehrmeister dieser namentlich ungebärdiges Jungvolk zierenden Tugend. Ganz besondere Hochachtung geziemt den meisterlichen Arbeiten der Einarmigen und Einhändigen, deren Energie allerdings noch um ein Bedeutendes höher bewertet werden muß.

Die opferfreudige Tatkraft, mit der sich die Düsseldorfer Zentralstelle für freiwillige Liebestätigkeit dem Problem der Verwundeten- und Kriegsinvalidenfürsorge zugewandt, verdient allerorts Würdigung und Nachahmung. Ihre Kulturarbeit im Lazarett ist eine Kulturtat, die Gewähr dafür bietet, daß wir auch für den kommenden Frieden gerüstet sind.



Aus der Ausstellung des Beschäftigungsausschusses im Düsseldorfer Kunstgewerbemuseum.



Unterricht in Zier- und Plakatschrift für Kriegsbeschädigte in der gewerblichen Fortbildungsschule in Düsseldorf.

d'Annunzio.

Ein Narr riß Narren mit sich fort,
Und während rings die Weisheit schwieg,
Begeisterte an seinem Wort
Der Pöbel sich und gröhlte: Krieg!

Und es geschah. — Nun ist's zu spät!
Der Himmel leuchtet rot wie Blut.
Der Schnitter kam und mäht und mäht,
Und mächtig schwillt des Unheils Flut.

Und wie beim Brand des alten Rom
Zur Harfe Kaiser Nero sang,
So braust d'Annunzios Liederstrom
Jetzt zu Italiens Untergang.

Um Ruhm und Ehre ist's getan,
Und mit dem Glauben stürzt das Recht. —
Ein Narr in seinem Größenwahn
Wird seines Landes Henkersknecht.

Hans Ludw. Linkenbach.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XIX. Karpathenfrühling.

Nach einer sternhellen Frühlingsnacht bricht im Osten grau der neue Tag herauf. Der Zug hält, wird zwei, vielleicht vier Stunden lang in der unbekannten kleinen Station stecken bleiben. Soldaten, die wohl aus der Heimat zu neuem Dienst an die Front rücken, waschen sich vorn an der Lokomotive. Sie haben die Bluse abgeworfen, nesteln sich das Hemd vom Leibe, bald dampft das heiße Wasser der Lokomotive von ihren jungen, starken Körpern in die kühlgraue Morgenluft. Die gemeinschaftliche Liebesgabenseife fliegt von Hand zu Hand, bald ist die Lokomotive weiß bespritzt von Seifenschaum, und ein niederösterreichischer Landstürmer tut noch ein übriges, setzt sich zwischen zwei Eisenbahnschwellen und beginnt sich mit einem andächtigen Gesicht zu rasieren.

Indes schlägt in den Fliedersträuchen vor der Bahnhofsbaracke die erste Amsel. Und sachte glüht im Osten die Flamme des nahen Tages herauf, bald steht dort der Himmel in Flammen; eine riesengroße, blutige Scheibe, taucht die Sonne aus dem Morgendunst. Nebel drehen sich und ziehen sich über den Inundationswässern eines Flusses. Die Oder, belehrt ein mit Pflug und Ochsengespann ausrückender Landmann zwei Deutschmeister aus Wien, die um ihre schieberisch aus der Stirn gerückte Kappe ein Band mit der aufgedruckten Inschrift tragen: „Mit Gott zum drittenmal ins Feld." Sie gähnen ein bißchen, reiben sich die Morgenmüdigkeit aus den Augen und holen einen Armvoll Flieder in ihren Waggon, der leider kein Schlafwagen ist.

Der Landmann ackert einen steilen Grashang herunter und trocknet sich um ³/₄5 Uhr früh den ersten Schweiß von der Stirn. Möwen treiben im Wind über den Flußlauf; zuweilen, wenn die flötenden und seligen Amseln im Busch schweigen, hört man das mißstimmige, gläsern gellende Schreien der großen weißen Vögel. Grün und weit dehnt sich das Land überm Fluß, mit abgezäunten Ackervierecken, weißen Feldwegen, an denen Flieder und Schlehdorn blühen. Schindel- und Strohdächer ruhen in einer umbuschten Talmulde, ganz im weißen Blust und Heiligenschein ihrer blühenden Apfelbäume. Dünn läutet, in drei Absätzen, der englische Gruß über die Felder, und der geruhig auf und ab schreitende Landsturmmann an der Brücke, breitschulterig, weizenblond und rotbackig, mit einem beginnenden Provisor- oder Ökonomenbäuchlein, bewacht diese friedliche Landschaft, in der es nichts zu bewachen gibt.

Sieben Uhr schlägt es über die nun schon heißsonnigen Feldbreiten. Noch immer lagern die Soldaten im Gras der Bahnböschung, plauschen, erzählen von zu Hause, ein Jude aus dem Dorf bringt einen Pack Feldpostkarten und die „Nowa reforma" von vorgestern, die er gleich übersetzen muß. „Durchbruch in Westgalizien," liest er, aber ein Wiener mit dem roten, runden Gesicht eines unverfälschten Grinzinger Heurigenschenkers sagt: „Aber Tschapperl, krallawatschetes, was du da lest, wissen ma scho lang." Der kleine gelbe Jude drückt sich, und der dicke Korporal, der allerdings daheim zwischen Sievering und Grinzing einen Heurigen schenkt, aber ausschließlich in sich selber hinein, lockert sich den Bajonettgurt, schiebt das Deutschmeisterkappel aus der himbeerrot lackierten Stirn, streicht sich mit der gewissen umgekehrten Hand die „Sechser" in die Schläfen und singt im schwelgerischen Falsett, mit selig zugedrückten Augen und leise „paschenden" Händen:

„Du guada Himmivoda, i brauch ka Baradies,
I bleib vüll liaba doda,
Weil mei Wean für mi 's Himmireich is!"

Drei Stunden vom Krieg — denn weiter hat der Mann gewiß nicht in das furchtbare Abenteuer, aus dem er schon einmal mit einem blauen Aug', Streifschuß durch den linken Oberarm, gekommen ist — drei Stunden vom Schützengraben singt dieser Philosoph vom Donaustrande das Leiblied der Sonntagskundschaft in den Wiener Heurigengärten. Der gnädige Herrgott und „Himmivoda", der ja bekanntlich „keinen urndlichen Wiener nöt untergehn" läßt, wird den alten Buben von der Donau in seine schützende Hand nehmen, wenn die Erde in Beben und der Himmel in Flammen zerreißt und jedes galizische Stückchen Heimatserde ein blutroter Weg zum „Baradies" ist . . ."

Nun fährt der Zug und ist wie eingehüllt in eine Wolke von Singen, Schwatzen und Lachen. Man weiß gar nicht, wie viel davon in so einem Güterwagen für sechs Pferde oder vierzig Mann Platz hat. Ihrer vier-



Das Offiziersgenesungsheim der deutschen Südarmee in Schloß Beregvar bei Munkacz in den Beskiden. Der Besitzer Graf Schönborn-Buchheim hat sein Schloß als Genesungsheim für deutsche und österreichische Offiziere zur Verfügung gestellt. Vom Schloß bietet sich ein herrlicher Ausblick auf das Tal der Latorcza und auf das blutgetränkte Waldgebirge.

oder fünfhundert Leutel fahren ihrem unbekannten Schicksal entgegen, aber da ist keine Stirn, auf der eine Falte Sorge oder Trübsinn zu entdecken wäre. Die paar Wiener mischen gehörig auf — wozu wären sie auch sonst unsere Edelknaben vom k. und k. Infanterieregiment Hoch- und Deutschmeister Nummero Vier! Der dicke Korporal hat jetzt auch eine Musik aufgetrieben, die nur leider nicht besonders viel ausgibt. Eine Mundharmonika. Ein Kärntner aus Wolfsberg spielt sie, meistens schauderhaft falsch, denn bei den „harben Tanz" der Wiener geht einem leicht der Atem aus. Später, als Steirer in den Zug einsteigen, geht es besser; sie singen vierstimmig ihre almerischen Jodler und es schickt sich gut, daß weit drüben aus Blütenkronen, blaugezacktem Tannenwald und grünbestellten Feldern ein blauer und weißer, langsam näherwachsender Bergzug heraufzuwachsen beginnt. Der Harmonikabläser sieht ihn zuerst, seine Augen werden rund und groß, denn das — sind das nicht die heimatlichen Almen, ist's Spuk und Blendwerk? Heiß schießt es ihm aus den blauen Augen, wann wird er sie wiedersehn, die Karawanken? Erschütternd packt ihn fern in Galizien im rollenden Militärzug das Heimweh, aber sein Spezi, der Simlinger Florl, gibt ihm einen Rippenstoß. Aufpassen! Denn jetzt legt sich der Steinbrucker Hansl ins Zeug mit seinem Tenor, der Florl schnauft seinen Baß dazu, und aus seiner Harmonika schmeichelt der Kärntner die Begleitung, daß den übermütigen Wienern das Paschen vergeht, alle still werden und auf allen Männerstirnen sehnsüchtig das Wort „Heimat" steht. —

Die blau und silberne Mauer draußen aber sind die Karpathen, der ungeheure Felsenwall, an dem sich der russische Übermut taub und blind die Köpfe zerstieß. Wo man im vergangenen Winter über den Schneefeldern Ungarns die blaue Woge dieser Berge herauftauchen sah, schauderte jeder. Dort, wußte man, pressen Hunderttausend der Unseren ihre glühende, lebendige Brust an die eisige Erde. In Schneelöchern hausen sie, Wilde eher als fühlende Menschen, unter Entbehrungen, die keine noch so



Der Friedhof in Gorlice, den die Russen mit Hilfe der Grabsteine und Denkmäler befestigt hatten. Die Stellung wurde von den österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen im Sturm genommen.

beflissene Feder aufzuzeichnen, kein Mund zu erzählen, die kein Hirn ganz auszudenken vermag. Wieviele rote Rosen blühten in diesem Schnee auf. Welches Stöhnen erschütterte die mitleidlosen, sternenlosen Karpathennächte. Unzählige starben und verdarben in diesen eisklirrenden Forsten, erschreckend schoß die Saat der Totenkreuze aus der umkämpften, verlorenen, wiedergewonnenen, wiederaufgegebenen Scholle.

Wo über der ungarischen Schnee-Ebene die blaue Woge dieses Gebirges heraufzuschwanken begann, erschauerte auch der Mutigste und biß die Zähne zusammen. Wann, fragte er, und Gram und Zweifel beschlich die Brust, wann soll hier wieder einmal die Sonne scheinen?

Nun ist, zugleich mit der Apfelblüte und der gelben Ackerprimel, der Frühling in die Karpathen gekommen. Das Blumenblühen und der blaue Himmel allein schafften ihn freilich nicht, den österreichischen Frühling nach dem russischen Winter. Es mußten schon die „frischen Pilsener“, die Zweiundvierziger von Skoda, kommen, ihn ordentlich einzuläuten. Am Zwinin in den Karpathen hoben deutsche Truppen, die sich hier Mann für Mann ihr Eisernes Kreuz erarbeiteten, die erste Tür zum großen Sieg aus den Angeln. Hier hatten sich die Russen eingegraben wie die Feldmäuse. Sie vom Zwinin zu vertreiben, hätte Gottvater selbst den Jüngsten Tag einberufen müssen. Aber es ging auch ohne diese höchste Instanz, und von dem Berg, dessen Namen vor einem Jahr nur ein paar ungarische und ruthenische Waldbauern wußten, beginnt die neue Zeitrechung in den Karpathen. Wenige Tage später schlug in das von den Russen gehaltene Tarnow ein Erdbeben vom Himmel herunter, Skoda hatte es geliefert, und dem grimmigen Heulen dieser großkalibrigen Lenzesboten widerstand nichts, was Füße zum Laufen oder doch wenigstens Arme hatte, ein Gewehr wegzuwerfen. Der deutsche, österreichische und ungarische Frühlingssturm fegte in weniger als einer Woche ganz Westgalizien frei und zu Anfang der zweiten standen sie schon vor den Festungswerken von Przemysl!

Stundenweit müht sich das Automobil durch die sonnendurchleuchtete Staubwolke, die den Lindwurm von einigen Hundert oder Tausend ruthenischen, ungarischen und österreichischen Plachenwagen verbirgt. Da und dort scheut ein Gaul, reißt ein Karrenstrang, bricht ein Rad. Gottserbärmlich schimpfende Bauern hauen mit Faust und Peitschenstecken in die bockende Bespannung, kleine Juden binden sich ihren Kaftan hoch über die Hüften und stemmen geduldig ihre schmalen Schultern an den Wagen, der nicht weiter will. Und dann, wie eine Schar lachender Götterlieblinge, traben Reiter durch das schreiende, jammernde, fluchende und schwitzende Gezücht der Straße. Ihre Fähnlein wehen, und schon sprengen sie über den grünen Wiesenteppich zum Wald, scheuchen zwei äsende Rehe davon, weich sinken die Hufe ins grün aufgeschossene Farrenkraut und jeder der nun langsamer reitenden, biederen Sachsen bekommt im sonnendurchflitterten, tausendjährigen Urwalddom die tiefen, dunklen, froh-sehnsüchtigen Augen Parsifals, des reinen Toren.

Ihr Leutnant zügelt seinen langsam trabenden Gaul, steil richtet er sich auf in den Eisenbügeln, und jeder seiner Leute reißt sich im Nu zusammen, packt Lanze und Zügel fester. Aber der Leutnant winkt ab, zieht sich den grauen Winterhandschuh herunter, lockert den Helm, horcht lange, fast andächtig in den Wald — der erste Kuckuck dieses Jahres ruft aus den ernst rauschenden Bäumen. — — —

Freilich, er ist uns nicht geschenkt, dieser Frühling in den Karpathen. Der Kuckuck von 1915, der manches frische, drängende Jungenherz zwischen zwei Schlachten in Hoffnung und Sehnsucht erbeben ließ, ruft sein schwermütiges Locklied über viele, viele Gräber.

In einem vor wenig mehr als zwei Stunden den Russen abgerungenen galizischen Dorf sitzen, schmutzig, verschwitzt, todmüde, fünfzehn oder zwanzig Deutschmeister, so wie sie die Schlacht aus ihren blutigen, pulvergeschwärzten Händen gelassen hat. Sanitätsleute knien bei ihnen, verbinden, picken Heftpflaster, schneiden ein lehmverschmiertes Hosenbein auf, winken die Tragbahre heran. Vom Hügel, auf dem eine von zwei Landstürmern bewachte Russenherde des geretteten Lebens langsam froh zu werden beginnt, schleppen Infanteristen einen schweren, reglosen Körper herunter. Der Sanitäter geht hin, rüttelt den Mann ein wenig, sucht nach dem Herzschlag unter der aufgeknöpfelten Bluse und schaut dem bewegungslos im Gras Liegenden ein paar Augenblicke aufmerksam ins Gesicht.

Dann geht er, denn hier ist jede weitere Hilfeleistung längst zu spät, und Kameraden schneiden die gelbe Messingkapsel mit Namen und Regimentsnummer des Gefallenen aus der Innenseite der Deutschmeisterbluse. Es ist der lustige Korporal, der vor einer Woche „mit Gott zum drittenmal ins Feld“ fuhr. Stumm liegt er ein wenig abseits von den Kroaten, Steirern und Edelknaben, die bis zur Ankunft der übrigens schon angesagten Gulaschkanonen die letzte Konserve aus ihren Büchsen kratzen. Die Nachmittagssonne scheint rund und prall gerade in die Augen des Toten. Das geniert ihn nicht weiter, bald wird er es ja dunkel haben, ganz dunkel in der kühlen, aus tausend Frühlingskeimen sprossenden und duftenden Erde, die seine Kameraden für ihn aufgraben. Langsam stoßen sie ihre Spaten ins Gras, und einer, der vor diesem Krieg Gärtnergehilfe war und es wohl im Leben wieder einmal werden möchte, prüft aufmerksam die fette, schwarze Walderde zwischen zwei Fingern.

Dann packen sie stumm an, legen den toten Mann in das viereckige Erdloch und brechen von den Tannen am Waldrand einen Armvoll frisch ausschlagender, wie mit lauter grünen, jungen Augen besetzter Triebe. Damit decken sie den Wiener schön zu und warten, sitzend am Rand der offenen Grube, mit dem stillen, ernsten Gleichmut, den man im Krieg erlernt, auf den Geistlichen.

Es ist ganz still, nur zuweilen geht der Nachmittagswind flüsternd durch die Tannen, und tief im Wald schreit der Kuckuck, der Buntspecht klopft, hoch im blauen Himmel jubelt eine Lerche. Fern, fern aber schüttert es wie Donner durch den Frieden eines schönen Tages. Die Schlacht geht weiter.

Einer von den steirischen Buben, die rastend und wartend am Grab ihres unbekannten Kameraden sitzen, schaut von dem traurigen Erdloch träumenden Blicks in den Himmel, der heute so blau ist wie daheim über der einsamen Sennhütte am Zirbitzkogel. Und sein Herz wird ihm weit; leise, verschämt beginnt er zu singen, hier am Grab des Toten im Karpathenwald. Aber der nimmt es nicht übel, gewiß nicht. Die klare Stimme des steirischen Hüterbuben in der Infanteristenjoppe schwillt weich und froh um den Schlafenden unter den grünen Tannenreisern, und der Frühlingswind trieb ein weißes und rosenrotes Blütenblättchen des wilden Kirschbaumes dort hinunter, wo der Schläfer lag. Fern, fern rollte das Donnern über die Wälder. Dort fegte der Frühlingssturm das fremde Raubzeug aus den Karpathen. Lambert.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Die Seeschlacht.

Eine britische Ballade von Fritz v. Briesen.

An seines Flaggschiffs hohem, stolzem Bord
Steht Blockhead, Englands Admiral und Lord.
Die Nacht ist diesig; in des Briten trockne Miene
Stippt sie als feuchte, baumelnde Gardine.
Und da zugleich es kälter wird und kälter
Und Seine Lordschaft ist schon etwas älter,
So faßt er jetzt die heldische Entschließung
Zu einer wärmend inneren Begießung.

Indes, er ist nicht bar der geist'gen Regung,
Nein, in ihm wallt großbritische Bewegung;
Die Blicke wirft er wütend nach South West,
Wo Englands Schiffe frißt die German Pest...
These bloodies Dutchmen, dieses dreiste Pack,
Es spottet unerhört des Union Jack!
Als Herrn gebärden sich these foolish slaves,
Goddam, Britannia rult nicht mehr die waves!

Doch, wie er nun treppabwärts stolpern will,
Da horcht er auf und hält den Atem still
Und schaut verdutzt — herab vom hohen Dache
Des Mastes meldet „Feind in Sicht" die Wache!
Das Auge läßt durchs Glas er eilig wandern:
Ah, dort erblickt auch er bereits die Andern!..
Gottlob, die sind in schönster Untermacht!
Allright, das gibt 'ne annehmbare Schlacht!

Klar zum Gefecht! hallt es in allen Räumen...
Und über wilder Wogen weißes Schäumen
Sieht aus den riesenhaften Schiffsgeschützen
Man bald die Flammensäulen blendend blitzen!
Von jenseits mischt sich in des Windes Harfen
Das Brummen einer Antwort, einer scharfen;
Indeed, man merkt es immer stärker schon:
Die drüben sparen auch nicht Munition!

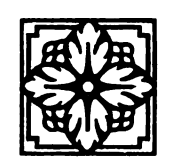
So ist die Schlacht in wetternd wildem Gange;
Aus den Kanonen giert die Feuerschlange,
Die Kampfeswut bricht aus der Männer Blicken,
Der Wunsch, den Feind zum Meeresgrund zu schicken!
Die Treffer auf des Gegners Schiffe hageln,
Um also ihm den nassen Sarg zu nageln.
Doch plautz! und bum! auch diesseits klaffen Lecke —
Und lahm liegt Blockheads Renner auf der Strecke...

Da knirscht der Admiral: — Ein totes Rennen?
Verd...! Das darf er nicht dem Gegner gönnen!
Nein, — Großbritannien macht in diesem Krieg
Grundsätzlich doch bei jedem Start den Sieg!
Und zu dem Funkenmeister spricht er weise:
Nun laß die Kunde sprühn in weitem Kreise:
„Lord Blockhead bohrte Uebermacht in Grund;
Auf unsrer Seite — alle Mann gesund!"...

Herr Grey, Herr Churchill und Herr Kitchener saßen
Beim Frühstück just, als sie die Meldung lasen.
„Three cheers!" rief Churchill; als mit neuer Note
Von gleichem Inhalt nahte sich ein Bote;
Nur daß statt Blockhead, Puddington' darunter stund...
Da ward den Dreien jach die schwarze Wahrheit kund:
Die Helden, die so herrlich eben siegten,
Es waren Briten, die sich selbst bekriegten!

Und stille wurde es im edlen Kreise,
Und jeder dachte nach in seiner Weise.
Der Kitchener ratlos sich den Schnauzbart zupfte,
Der Churchill tatlos sich die Haare rupfte...
Da hob der Grey das Haupt und sprach: „Kollegen!
Die Seeschlacht war kein Unheil, nein, ein Segen!
Wir siegten doch, mit britischen Granaten!
Ich will sofort es den Neutralen drahten!"...

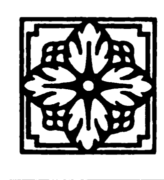
Und so beschlossen's die drei britischen Minister,
Der Lord, der Sir, sowie der simple Mister...
Wir aber richten staunensvoll den Blick
Auf jene Britenschlacht zur See zurück.
Durch deren Helden wurde es doch faktisch
Vorbildlich dargetan strategisch-taktisch:
Wie man getrennt marschieren und sodann
Höchst wirkungsvoll vereint sich schlagen kann!



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Kressentin ging. Bald nachdem er gegangen war, kam Röding.

„Es brenzelt in allen Ecken!" sagte Bütow, nachdem sich die beiden alten Afrikaner begrüßt hatten. „Am Kamerunberg, am Rio del Rey, Jaunde schreit Hilfe, und hinter Edea treiben die Bakokos, Ihre alten lieben Bekannten, wieder oder besser noch immer ihr verruchtes Spiel. Ich weiß gar nicht, wo zuerst anfangen."

„Am Zunächstliegenden, Herr Gouverneur!" erwiderte der Hauptmann kühl.

„Ich halte den Kamerunberg augenblicklich nicht für das Wichtigste. Die Küste selbst ist dort durch Kriegsschiffe zu schützen."

„Wenn sie da sind, Herr Gouverneur! Wo immer ich auch zuerst anfange, um entscheidende Schläge zu führen, bin ich gezwungen, die Joßplatte von soviel Soldaten als möglich zu entblößen. Beginne ich nun am Rio del Rey oder bei Jaunde, so haben die Meuterer am Kamerunberg unterdessen freie Hand, und bei der großen Nähe . . ."

„Sie fürchten, daß sich die Aufstandsbewegung von dort allzu leicht auch auf die Dualas übertragen würde?"

„Ich trau' den Kerls noch heute nicht. Am allerwenigsten dann, wenn nur ein paar Mann hierbleiben."

„Gut! Dann fangen wir also am Kamerunberg an! In welcher Frist können Sie marschieren?"

„Ich brauche noch vierzehn Tage, um meine Rekruten völlig in der Hand zu haben."

„Dann bleibt's dabei! In vierzehn Tagen Buea."

„Sehr wohl, Herr Gouverneur!"

Röding wollte gehen. Aber Bütow hielt ihn fest. „Darf ich Sie zum Frühstück einladen?!"

Röding nahm an. Sie gingen auf die Veranda, von der sie einen weiten Blick über den Fluß und das gegenüberliegende Ufer hatten.

Unterdessen hatte sich Kapitän Bolten hinzugesellt, der dem Gouverneur seinen Abschiedsbesuch machen wollte, da sein Dampfer bei Eintritt des Hochwassers weiter nach dem Süden sollte.

Dina kam heraus.

„Nun, gnädige Frau, wie haben Sie sich eingerichtet?" fragte Kapitän Bolten sie nach der Begrüßung.

„Eingerichtet!" Dina lachte ironisch. „Hier gibt's ja gar nichts einzurichten! Die paar Tische und Stühle hinstellen . . ."

„Selber helfen!" meinte Bütow lakonisch.

„Aber Botho! Ich bin doch kein Dekorateur!!"

„Es würde dir auch etwas über die Langeweile weghelfen, wenn du dir etwas zu tun machtest!"

„Langeweile?!" platzte Kapitän Bolten dazwischen und schüttelte den Kopf, als wolle er sagen, er begriffe nicht, wie so etwas möglich wäre. Eine junge Frau, zum ersten Male in den Tropen, hier, wo jeden Augenblick auf dem Strom etwas anderes zu sehen wäre.

„Gott!" meinte Dina mit verhaltenem Gähnen. „Das ewige In-einem-botanischen-Garten-sitzen kriegt man doch bald satt!"

„Sie müßten sich etwas mehr Bewegung machen, gnädige Frau!" rief Röding, der bis dahin geschwiegen und Dina beobachtet hatte. „Reiten! Tennis spielen, Ausflüge auf dem Fluß mit der Barkasse machen . . .!"

„Ach, mein Mann hat ja immer bis über die Ohren mit Akten und Regierungsgeschäften zu tun."

„Vorläufig!" berichtigte Bütow lächelnd. „Wird aber auch einmal anders werden!"

„Aber fragt mich nur nicht, wann?!" höhnte Dina.

„Freilich! Ein paar Wochen wird's noch dauern, wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischen kommt!" seufzte Bütow. „Da kann ich dir nun einmal nicht helfen!"

„Aber ich!" bemerkte Röding. „Das heißt, wenn es dem Herrn Gouverneur recht ist!"

„Oh, mir wäre es schon recht!" entgegnete Bütow und dachte daran, wie Dina ihn alle Augenblicke, während er in seine Arbeit vertieft war, mit einer Frage, die irgend etwas Gleichgültiges betraf, irgendeiner höhnischen Bemerkung über die primitiven Verhältnisse, in die er sie verschleppt, oder durch ein zorniges Intermezzo mit ihrer schwarzen Dienerschaft quälte.

Seit diesem Tage war Röding Frau v. Bütows Begleiter, so oft ihm sein Dienst Zeit dazu ließ.

Niedriger als je senkten sich die Wolken um den Götterberg. Wie riesige feuchte Schleier hing es über den unermeßlichen Wäldern, den Bergen, dem ganzen Lande. Der Strom dehnte und reckte sich und führte in seinen trübrötlich gelben Fluten, die sich schneller als sonst dem Meere zuwälzten, entwurzelte Urwaldstämme und eine Unmenge großer rötlicher Krebse



Frühstück am Sanitätswagen. Nach einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz.

mit, von denen ihm die ältesten Kamerunfahrer, die Portugiesen, seinen Namen gaben.

Das, was in riesigen grauen Schleiern über Land und See hing, kam in Milliarden ununterbrochener Wasserfäden zur afrikanischen Erde herunter, um die unter der dortigen Sonne ewig Durstige zu tränken, lief in unzähligen Rinnsalen von den Bergen, von den weißgekalkten Dächern der Europäerhäuser, von den Raffiapalmenhütten der Eingeborenen, von den Regenmänteln der Weißen, von dem nackten glänzenden Fell der Schwarzen. Es regnete, regnete, regnete! Für Tage und Wochen.

Kamerun hatte seine Regenzeit, und der Regenmesser bei Kap Debundscha zeigte wieder einmal die größte Regenmenge der Welt!

Ein Gefühl des Fröstelns kam in dieser Zeit an den Abenden über die Weißen, trotzdem das Land nur vier Grad vom Äquator entfernt liegt. Mehr denn je griff mancher unter ihnen nach der Kognak- oder der Whiskyflasche.

„Es schimmelt ja alles!" klagte Sigrid Sassu gegenüber eines Tages hilflos und mit halb vorwurfsvollem Blick.

Der zuckte die Achseln. „Ja, Mammi! Dieses Land sein so! Nichts gut! Busch, Busch, Busch! Und Regen, Regen, Regen!" Und er dachte an die sonnengetränkte Parklandschaft seiner Heimat Togo.

„Weißt du, Gehrt! Du könntest mir einen Kamin bauen lassen!" bat Sigrid eines Tages.

„Einen Kamin?!" fragte Gehrt, in der Meinung, nicht recht gehört zu haben.

„Einen richtigen englischen Kamin, weißt du!"

„Wenn ich den beantrage, wird mich Bütow für tropenkollerig halten, und die Leute meinen, ich wolle mein Geld durch den Schornstein jagen."

„Mögen sie! Du brauchst ihn ja gar nicht bei Bütow zu beantragen. Das Haus ist niedrig. Die paar Ziegel und das bißchen Maurerlohn können wir selber bestreiten."

„Ich sehe den Zweck nicht ein, Sigi!"

„Siehst du, Gehrt! Jetzt ist alles naß, feucht! Es schimmelt alles oder riecht dumpf und muffig. Kein Wunder, wenn wir Menschen schließlich auch so was annehmen. Ich liebe das nicht! So ein kleiner Kamin ... ein paar glimmende Scheite drin ... hält alles trocken und hält die Anophelesmücken ab. Wir werden weniger unter dem Fieber zu leiden haben."

„Feuer und am Äquator!" sagte er kopfschüttelnd.

„Hast du mir nicht oft gesagt, wenn man hier draußen alt werden wolle, müsse man den Schwarzen manches in ihrer Lebensweise absehen?! Nun gehe mal in irgendein Eingeborenenhaus um diese Zeit, ob du nicht in jedem ein kleines Feuerchen brennen siehst."

„Da hast du recht!“ Lachend gab er ihr die Genehmigung. Ein paar Tage später war das Ding fertig.

„Sieht ja ganz dekorativ aus!“ gestand Gehrt, als er am Spätnachmittag nach Hause kam.

„Und nützlich und angenehm wird sich's noch erweisen!“ meinte Sigrid.

„Apropos! Die ‚Najade‘ ist eben eingelaufen. Ich denke, wir werden Osten heut abend hier haben!“ sagte Gehrt wie nebensächlich.

„Heute abend?! In dem Regen?!“ fragte Sigrid. Es klang wie ungläubig, und doch wünschte ihr Herz, daß es so sein möge.

„Nun was den Regen anbetrifft, macht jetzt die Tageszeit ja keinen Unterschied. Ich will auf alle Fälle Getränke kalt stellen lassen.“

Er rief Sassu und gab ihm die entsprechenden Aufträge.

Es war nach dem Abendessen. Auf einem kleinen Tischchen brannte die Lampe und warf, dankbar für einen von Sigrids Hand für sie verfertigten hübschen Schirm, ihr gedämpftes rotes Licht auf die schöne Spenderin, die in der Nähe saß und an einer Handarbeit stichelte.

In einem Schaukelstuhl ihr gegenüber lehnte Gehrt und rauchte. Er sah nach dem Kamin hin, in dem zwei Scheite knisterten, deren bescheidenes Glühen einen warmen Schein in der Nähe verbreitete.

Bläck, der Terrier, hatte das auch bald herausgefunden, denn er lag ausgestreckt vor dem Kamin und ließ sein naßgeregnetes Fell am Feuer trocknen.

Mollig! dachte Gehrt, sich dieser Empfindung überlassend.

Sein Blick glitt von Gegenstand zu Gegenstand im Zimmer. Als er auf einige leicht gebaute Schränkchen und Tischchen traf, die aus viereckigen Leisten vom schwarzen Zimmermann nach Sigrids Anweisung gezimmert und danach von ihr selbst weiß lackiert und mit großblumiger Möbelkretonne überspannt waren, dachte er: wie sie das alles nur aus den Schwarzen herausgeholt hat!

An der Wand hingen einige Bilder, von denen Sigrid sich nicht hatte trennen können. Ölbilder waren darunter, die ihre Eltern und Großeltern darstellten. Des leichteren Transports halber hatte sie sie ohne Rahmen mitgebracht. Nun hatte sie sie mit einem Schal drapiert. Auf den Schränkchen standen alte Familienerbstücke und fünfarmige Leuchter aus Silber. Diese und die Bilder waren das letzte, was Sigrid aus dem Hausrat ihrer Familie geblieben war. Als Gehrts Auge auf diese Dinge traf, blieb es wie liebkosend daran haften. Unwillkürlich summte es durch seinen Kopf: „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar.“

Das Einzige, aber auch das Größte, was er auf seinen Kreuz- und Querzügen über die Erde und über das Meer vermißt hatte, die Heimat. Seine Schwester hatte sie ihm zugetragen.

„Nun, du sagst ja gar nichts?!“ brach Sigrid das Schweigen.

„Es ist doch schade, daß du nicht einige Jahre früher zu mir gekommen bist!“ antwortete Gehrt.

„Es hat wohl alles so sein sollen!“ meinte Sigrid leise.

„Früher“, nahm Gehrt wieder das Wort, „hatte ich meine Wohnung eigentlich nur zum Übernachten. Ich war gewissermaßen nur Schlafbursche. Es litt mich nicht darin, so hing mir mein früheres Seemanns- und Wanderleben an, und ich fluchte oft über die lange Regenzeit, die mich nicht hinaus ins Freie ließ. Jetzt könnte ich mir denken, daß es mir leid tun könnte um jeden Tag, den ich nicht hier weilen kann.“

„Warte es nur erst ab!“ riet Sigrid lächelnd.

„Nein, nein, Sigi! Es ist so, wie ich dir sage, und gerade jetzt werde ich seltener zu Hause zubringen können als je zuvor.“

„Warum?!“ fragte Sigrid befremdet.

Gehrt erzählte ihr von der Forderung, die Bütow an ihn gestellt.

„Nun was du tust, tust du doch in gewissem Sinne auch für dich!“ bemerkte die Schwester.

„Bloß bei Bütow nicht!“ Gehrt lachte kurz auf. „Bei dem tut man alles nur für ihn. Die einzige Seite, die er mit Napoleon gemein hat, ist die, daß er weiß, die richtigen Leute an den richtigen Platz zu stellen. Das allein genügt schon, um ihn an die Spitze einer großen Kolonie zu stellen. Aber während Napoleon auch für die Leute etwas tat, nutzt Bütow seine Leute aus — und läßt sie fallen, wenn sie ihm gedient haben.“

Sigrid schwieg.

In die Stille hinein klang ein Männerschritt auf der Veranda. Bläck schlug wütend an.

„Kusch, Bläck!“

Der Hund schwieg und äugte nur mißtrauisch nach der Veranda hinaus. Gleich darauf wedelte er mit dem kurzen Stummel seiner ehemals vorhanden gewesenen Rute.

Osten stand in der Tür. In Ölrock und Südwester, von denen der Regen rann. „Guten Abend, meine Herrschaften! Störe ich?!“

Van der Straaten und Senta! dachte Gehrt, als er Ostens Blick lange freudig auf Sigrid ruhen sah. „Im Gegenteil! Sie kommen gerade recht, uns über den langen Regenabend wegweilen zu helfen!“ antwortete Gehrt, indem er Sassu befahl, dem Kommandanten Mantel und Südwester abzunehmen.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind!" sagte Sigrid einfach. Und dann: „Was für kalte Hände Sie haben!"

„Der Regen dringt durch alles!" gab Osten zurück.

„Darf ich Ihnen ein Glas Tee anbieten?!" fragte Sigrid, auf den Samowar zeigend, der über einem zuckenden Spiritusflämmchen sang.

„Tee!" sagte Gehrt verächtlich. „Damit mußt du einem Kommandanten S. M. Schiff nicht kommen!"

„Doch! Ich bin lieber für Tee!" entschied Osten.

„Nanu!" sagte Gehrt betroffen.

„Ja!" entgegnete Osten. „Ich habe in der kurzen Zeit meines Hierseins herausgefunden, daß dieses Kamerun mit seiner unbeschränkten Gastfreundschaft, wie die Westküste überhaupt, ganz unbegrenzte Anforderungen an die Trinkfestigkeit stellt. Da ist es am besten, man verlängert die Kunstpausen selber so weit, wie es sich tun läßt. Sonst geht es einem am Ende so wie dem Baron in Gorkis ‚Nachtasyl', der in einem fort krächzt: Mein ganzer Organon ist mit Alkohol vergiftet!"

Osten sagte das mit einem Anflug von solch trauriger Komik, daß Sigrid lachen mußte. Ihr Auge stahl sich fragend zu ihm hinüber.

Osten fing diesen Blick auf. „Sie sehen mich so fragend an, Fräulein Sigrid?"

„Sie sind so ganz anders geworden!" sagte sie offen. „Ganz anders als an Bord der ‚Aline'! Da waren sie immer so still . . .!"

„Ja! Schiffskommandant sein, und wochenlang an Bord eines Schiffes sein müssen, auf dem man nichts, absolut gar nichts zu sagen hat, ist ein Unglück! So ging es mir auf der ‚Aline'. Und nun?! Nun bin ich Kommandant! Nun habe ich — ein gutes Schiff, wenn es auch ein alter Kasten ist! Nun habe ich Offiziere und Mannschaft unter mir, wie sie sich ein Kommandant nicht besser wünschen kann, ein interessantes Kommando . . ."

„Das freut mich sehr, um Ihretwillen, daß Ihnen alles nach Wunsch geht!" warf Sigrid ein.

„Und einen Platz, wo ich ab und zu mal Familie schinden kann, wollte ich noch hinzufügen," sagte Osten mit lächelndem Ton. „Da muß unsereiner doch froh werden!"

Sigrid machte sich am Samowar zu schaffen und schenkte Tee ein. Gehrt hatte eine in Zink verlötete Kiste Zigarren aufgemacht und bot sie Osten. Dieser blickte Erlaubnis heischend nach Sigrid hinüber.

Sie nickte Gewähr. „Ich rauche selbst des Abends ab und zu eine Zigarette!"

„Oh, bitte! Dann tun Sie es doch jetzt auch!" bat Osten.


Aus den Tiroler Freiheitskämpfen. Nach einem Gemälde von Albin Egger-Lienz.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht!" Sie zuckte lächelnd die Schultern und gehorchte.

Es sieht doch alles an ihr graziös aus! dachte Osten, als er sie dabei beobachtete.

„Wie gemütlich Sie's hier haben!" sagte er, nachdem er sich die Zigarre angezündet und bei dem ersten Zuge mit Behagen festgestellt, daß Gehrt ein gutes Kraut rauchte. „Einen Kamin haben Sie sogar hier?" fragte er verwundert.

Gehrt erklärte, wie es sich Sigrid gedacht hatte. Osten nickte. „Freilich! Und eine echte Frau will auch ein heiliges Herdfeuer zu wahren haben. Es würde



sonst an der Vollständigkeit des Gedankens „Heim' etwas Wesentliches fehlen."

„Daran hatte ich wirklich nicht gedacht!" gestand Sigrid.

„Brauchen Sie auch gar nicht! Trotzdem kann dieser Gedanke im Unterbewußtsein an der Tätigkeit gewesen sein!" erwiderte Osten. „Wer weiß, welche Vestalin sich in Ihnen wiederverkörpert!" fügte er lächelnd hinzu.

„Wenn Sie auf solche Dinge zu sprechen kommen, geht es mir wie den Kindern. Es gruselt mich und ich muß mich näher ans Feuer setzen!" bemerkte Gehrt, seinen Stuhl an den Kamin nach sich ziehend.

Lachend folgen ihm Osten und Sigrid. Schweigend sahen sie in die verglimmenden Scheite.

Gehrt stieß mit seiner Fußspitze an das brennende Holz, daß die Funken sprangen. Und wie diese Funken, sprangen die Erinnerungen in Gehrt und Osten auf, an Abende, die sie in allen Weltteilen verlebt. Der Rauch, der zum Kamin hinaufstieg, nahm Form und Gestalt an. In dem Zucken der Flammen und Flämmchen tauchten Gesichter auf, und in dem Knistern des Holzes hörten sie längst verklungene Stimmen.

Das brachte ihnen die Bilder ihrer Erlebnisse besonders lebhaft vor die Seele. Und Gehrt wie Osten erzählten abwechselnd und in bunter Reihenfolge von ihren Fahrten zu Wasser und zu Lande.

Osten hatte von einer Lebensrettung aus Seenot erzählt.

Da rief Gehrt: „Nun werde ich Ihnen mal eine Lebensrettung vom Schreibtisch aus erzählen!"

„Vom Schreibtisch aus?!" fragte Sigrid ungläubig.

„Da haben Sie wohl jemand aus der Tinte geholfen?!" fragte Osten lachend.

„Hab' ich!" erwiderte Gehrt trocken.

„Spannen Sie uns nicht auf die Folter!" mahnte Osten. „Wie haben Sie das angefangen?!"

(Fortsetzung folgt.)

Welsche Tücke. Von Paul Mehlhorn.

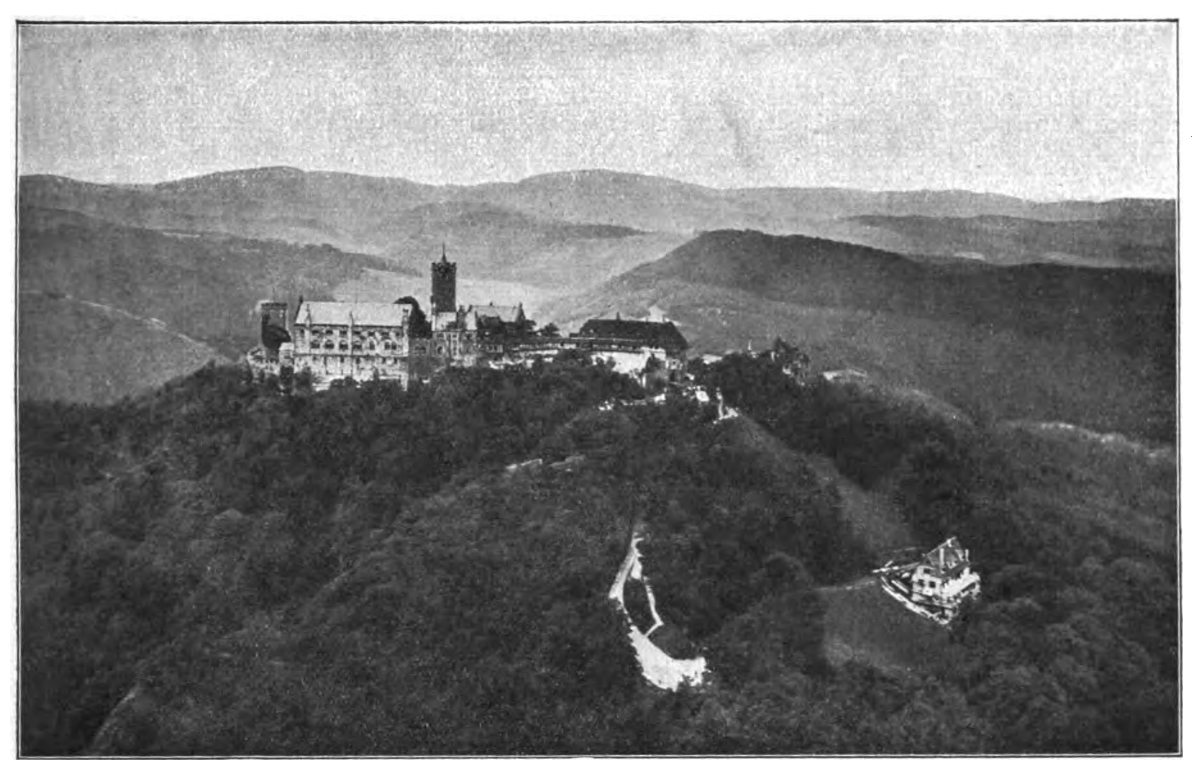
Hinab mit in den Schützengraben,
 d'Annunzio!
Du sollst nun deinen Willen haben,
 Herr Phrasenfroh!
Gesell' die Büchse zu der Leier,
Die Tat ist Mannes wahre Feier!
Jetzt gilt's nicht, lüstern schöne Frauen,
Nein, Männerzornes Flammen schauen!
 Wie wär' es so?

In Nacht, Viktor Emmanuele,
 Versank dein Schein;
Nicht an Gestalt nur — an der Seele
 Wie bist du klein!
Du spielst, um sicherer zu thronen,
Um Gut und Blut von Millionen,
Verrätst, treulos beschwornem Bunde,
Den Freund in seiner schwersten Stunde;
 Das spannst du fein!

Ihr schuldbelasteten Minister,
 Ein „Wehe!" hört,
Die ihr von Monsieur und von Mister
 Seid arg betört!
Von Wahn gehetzt und wildem Hasse,
Getragen von dem Lärm der Gasse,
Verscherzt, Salandra und Sonnino,
Ihr leichten Herzens das Trentino,
 Denn Krieg zerstört!

Wohlan, ihr wackren Kampfgenossen,
 Nun dran und drauf!
Faßt, die den Frieden ihr beschlossen,
 Des Schwertes Knauf!
Sie wollen Oesterreich zerreißen:
„Custozza!" soll die Losung heißen!
Und deutsche Nibelungentreue
Tritt an die Römerfahrt aufs neue:
 Nun, Schicksal, lauf!

Du, Herr auf hohem Weltenthrone
 Ob Raum und Zeit,
Willst, daß auf deiner Erde wohne
 Gerechtigkeit.
Laß, die auf Zahlen blind vertrauen,
Erfahren, daß auf Sand sie bauen;
In rasch entladnen Schlachtenwettern
Wollst Frevelsinn du niederschmettern:
 Wir sind bereit!



Aus deutschen Landen: Die Wartburg.

Der Deutsche und sein deutsches Land.

Zeitgemäße Betrachtungen von Artur Dobsky.

Mehr als zu irgendeiner Zeit ist in diesen Tagen und Monaten nationaler Selbstbesinnung darüber gezetert worden, wie sehr das Erbübel der Deutschen, alles Fremde zu verherrlichen und zu verhimmeln, uns im Ansehen der anderen Völker geschadet hat. Wir alle, die wir ergriffen und besorgt die Zukunft unseres deutschen Volkes verfolgen, wissen, was hier gesündigt worden ist, und wenn auf der einen Seite mit Recht davor gewarnt wird, daß man auch in puncto nationaler Selbstbesinnung zu weit gehen, daß man in der Sprachreinigung und der Befreiung der deutschen Sitten von allem ausländischen Einschlag und besonders in der Verachtung des Ausländischen leicht über das Ziel hinausschießen kann, so ist diese Gefahr doch viel geringer und bedeutungsloser als das Gegenteil. Mit nicht geringem Stolze haben wir immer verkündet, daß der Deutsche sein deutsches Land liebt, ja vielleicht mehr liebt als irgendein anderes Volk seine Heimat. Aber darüber zu streiten wäre müßig. Nicht müßig aber ist es, dem Deutschen immer wieder zu sagen, daß er bei seiner Vaterlandsliebe sein Land viel zu wenig kennt. Ich habe Deutsche genug und besonders Angehörige der gebildeten Kreise kennen gelernt, die wohl Jahr um Jahr nach Italien gekommen sind, die mit Begeisterung vor der Akropolis gestanden haben oder Geschichten aus dem Pariser Quartier latin zu erzählen wußten, die aber etwas beschämt verstummten, wenn man sie frug, wie es ihnen nun eigentlich in Berlin gefallen habe, weil sie — es ist entsetzlich zu sagen — einfach noch nicht da waren. Ob man ihnen einen Vorwurf daraus machen darf? Ich meine ganz bestimmt. Es soll selbstverständlich kein Mensch daran gehindert werden, die Schönheiten und Wunder anderer Länder zu sehen und zu bestaunen. Und gerade wir Deutschen haben ja in erster Linie es bewiesen, wie freigebig wir mit unserer Bewunderung in dieser Hinsicht sind. Vom Olympier Goethe abwärts bis hinunter zum letzten Vergnügungsreisenden, den nichts weiter nach Italien führte als der Wunsch, sagen zu können, daß er da gewesen ist, sie alle haben in begeisterten Worten verkündet, was sie Schönes gesehen. Vor jedem Denkmal, vor jeder alten Kirche oder Kapelle, vor jedem Gemälde, das der Baedecker als beachtenswert empfahl, hat man staunend gestanden. Aber an denselben schönen Dingen, die man im eigenen Lande oder gar in der eigenen Stadt besitzt, die kunsthistorisch genau so bedeutend sind als die anderen, die man nur mit dem Orientexpreß oder sonst einem Luxuszug erreicht, an denen ist man achtlos vorübergeschritten. Und das ist sehr traurig. Welche Schätze in Deutschland zu sehen sind, es ist viel zu wenig gewürdigt. Auf dem Marktplatz von Verona oder in der Glyptothek in Kopenhagen muß man gestanden haben, das gehört zum guten Ton der Gesellschaft. Aber die herrlichen Plätze, die malerischen Winkel der deutschen Städte, die kleinen Provinzialmuseen, die alle oder wenigstens zum Teil ein unschätzbares Studienmaterial zur Geschichte der Kunst in sich bergen, die Kirchen und Klöster, die abseits der großen Heerstraße ein weltabgeschiedenes Dasein führen, sie braucht man nicht zu kennen. Der Vorwurf mag hart sein, und es werden sich manche dagegen wehren, die wirklich aus innerer Freude oder aus beruflichem Interesse sich daran gemacht haben, all diese Stätten deutscher Kunst und Kultur kennen zu lernen. Aber die große Menge, nein, sie soll es nur ruhig zugestehen, wie wenig sie von ihrem deutschen Vaterlande weiß, und wie sehr sie noch immer der Meinung ist, daß es viel nobler sei, in Paris gewesen zu sein als etwa in Bonn a. Rh., in Rothenburg oder in Posen, in Hildesheim oder in Ravensburg. Wer kennt Ravensburg? Nun auf Ehre, ich habe wahrhaftig keinen Auftrag, für dieses schwäbische Oberamtsstädtchen Reklame zu machen. Aber soll ich nicht sagen, daß es ein in seinem ursprünglichen

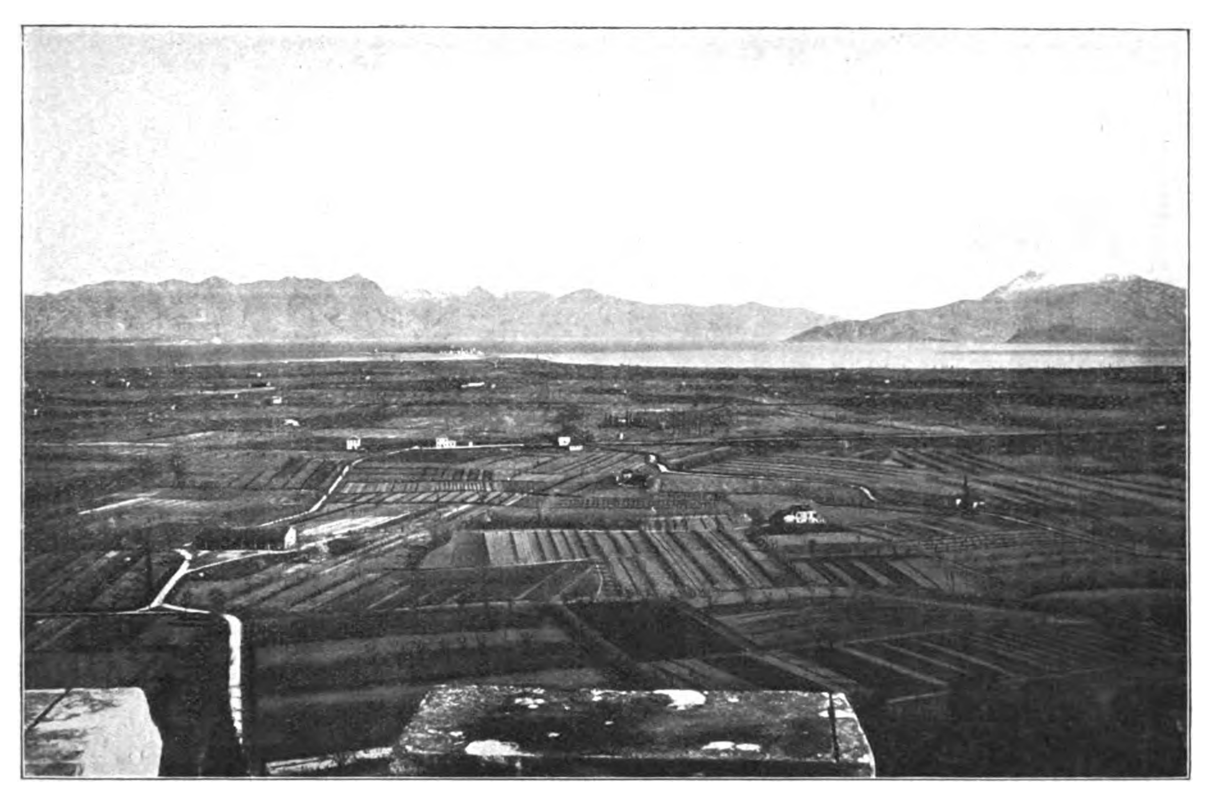
Charakter ausgezeichnet erhaltenes und für die deutsche Städtekultur hochinteressantes Städtchen ist? Und soll ich nicht weiter verkünden, daß dicht dabei, in dem noch kleineren Städtchen Weingarten eine wundervolle Barockklosterkirche steht, die auf italienischem Boden wahrscheinlich eine Wallfahrtsstätte für die Fremden würde. Noch mehr könnte ich singen und sagen von diesen beiden im stillzufriedenen Aschenbrödeldasein daliegenden Perlen des schwäbischen Landes, die so gar nicht den Ehrgeiz besitzen, als Perlen betrachtet zu werden. Aber sei es genug. Das ganze deutsche Land ist ja so reich an Stätten dieser Art, daß man ein Menschenleben damit ausfüllen könnte, sie kennen zu lernen. Wie Württemberg mit seinem über das Münster hinaus viel zu wenig gewürdigten hochinteressanten Ulm und anderen Städten und Städtchen, wie Sachsen mit seiner goldenen Pforte von Freiberg, das große Preußen, ja wie selbst ein Ländchen von der Größe Anhalts, reich ist an Schätzen der Natur und Kunst, so ist es auch mit Bayern und all den anderen Ländern, die das große herrliche Deutsche Reich bilden helfen. Freilich der Kunsthistoriker, der nicht nur nach München und Nürnberg reist, der weiß wohl, welch kunstreichen Boden er z. B. in Regensburg, Bamberg oder gar Augsburg betritt. Er weiß, daß man dort im Dom die ältesten Glasgemälde findet, die überhaupt geschaffen wurden, er weiß, daß die Geburtsstadt Holbeins d. J., der Fugger und der Philippine Welser reich, ja überreich ist an Schätzen der deutschen Renaissance und daß hier Gotteshäuser und andere Stätten zu finden sind, die in ihrer Art ebenso steingewordene Hymnen auf den Kultus der Kirche bedeuten, wie die von Mailand oder Venedig. Der nach Bayern und seinem Gebirge reisende Deutsche aber, der geschwind im Münchner Hofbrauhaus Station macht, weiß das gewöhnlich nicht. Ganz gewiß, es soll keinem Menschen mehr Interesse für eine Sache zugemutet werden, als er kraft seiner inneren Veranlagung aufbringen kann. Aber im allgemeinen dürfen wir doch sagen, hat der Deutsche gottlob ein starkes Empfindungsvermögen; er weiß selbst mit naivem Gefühl sich für das Gute und Schöne zu begeistern, das ihm entgegentritt, aber er verschwendet dieses Gefühl, das muß immer wieder betont werden, allzugern an Dinge, die ihm ferner liegen als sein eigenes Land. Die gute alte Redensart, „wozu in die Ferne schweifen, wenn das Gute so nah liegt“, hat nirgends so ihre Berechtigung gehabt wie in dieser Beziehung. Die falschen Begriffe von Bildung, die üblen gesellschaftlichen Formen mit ihrer starken Neigung zur Oberflächlichkeit und zum Protzentum haben viel auf dem Gewissen. Wenn einer die ganze Geschichte einer Provinz einschließlich ihrer kunst- und kulturhistorischen Entwicklung kennt, so darf er sicher sein, daß er in gewissen Gesellschaftskreisen weniger Beachtung findet, als ein anderer, der ein sogenanntes geistreiches Feuilleton über Paris oder Moskau zu schreiben imstande ist. Ja, wenn man in Petersburg oder in London war, so ist man ein Mann von Welt, der mitreden kann. Ob diese verschrobenen und des Volkes der Denker und Dichter unwürdigen Ansichten einmal geändert werden? Wer kann es wissen. Sicher aber wäre jetzt die beste Zeit dazu. Draußen kämpfen unsere tapferen Krieger dafür, daß unser schönes deutsches Land frei bleibt von den fremden Horden. Sollten wir uns da nicht auch nach dieser Seite dankbar zeigen? Sollen wir jetzt, wo das Frühjahr beginnt, das erste Frühjahr im Kriege und hoffentlich auch das letzte, sollen wir es da nicht als unsere vornehmste Pflicht ansehen, das gutzumachen, was wir jahrelang versäumt haben? Bleibt, wenn der Sommer kommt, einmal im Lande. Ihr werdet erstaunt sein, wieviel Schönes und Gutes und Herrliches ihr dort noch nicht gesehen habt. Laßt den falschen, eitlen Ehrgeiz hinter euch, mit der oberflächlichen Kenntnis fremder Städte und Länder zu protzen, und setzt euren Stolz darein, immer mehr und mehr jenes große wundervolle, an Schätzen der Natur und Kunst überreiche Land kennen zu lernen, das euch Deutsche werden ließ — nämlich das deutsche Land.



Aus deutschen Landen: Blick auf Stolberg am Harz.

Versprengte Kosaken von deutschen Reitern verfolgt. Nach einem Aquarell von **W. Syrutschöck.**





Blick vom Turm von San Martino über das historische Schlachtfeld und den Gardasee. Phot. A. Krenn.

Sturm in den Tiroler Bergen.

XX. Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch. (Mit sieben Abbildungen.)

Die Fahrt in den österreichischen Süden, der jetzt ebenfalls die Schrecken des Krieges zu fühlen bekommt, beginnt in Salzburg, das mit seinen malachitfarbenen Domkuppeln und dem blumenüberschütteten Markt zwischen gelben Patrizierhäusern erste Ahnung und erster Gruß des Südens ist. Die Tauernbahn macht diesen Traum aber schnell zunichte. An der schäumenden, eisklaren Salzach blühen im Mai gerade erst die Primeln, dann rauchen, tiefer in den Bergen, Nebel durch einen dunkelgrünen Tannenschlag, überm Lärchenwald glänzen die Schneetafeln der Berge und ein kleines, halb noch winterverschlafenes Bergdorf sieht im graupelnden Regen dem in ein aufgerissenes Bergloch donnernden Zug nach.

Am anderen Mittag durch die Maria-Theresien-Straße von Innsbruck. Und gleich fühlt man wieder: Süden. Trotz der grellweißen Firnen hart über der roten und grauen Stadt. Die Nächte sind noch kalt und spät am Morgen erst zerreißen die eishauchenden Nebel, hinter denen die Schneestirnen der Berge besonnt und prangend wie ein Diadem im dunkelblauen Alpenhimmel stehen. Aber mittags brennt sommerliche Glut über den Kastanien des Hofgartens, die gleichwohl kaum die ersten roten und weißen Blütenkerzen aufgesteckt haben. Über die Innbrücke marschiert ein Zug Kaiserjäger, prachtvolle, übermenschensstarke Kerle. Ihre schweren Füße donnern über die schwingende Brücke, unter der grün mit weißem Schäumen die Schneewässer des Inn dahinstürzen. Von allerhand tirolischem Sturm und Wetter sind die lachend aufgeschlossenen Soldatengesichter gegerbt; Patronentasche, Rucksack, Brotbeutel, Gewehr und Bajonett und Spaten beschwert nicht, strafft nur diese federnd gereckten, eisenschulterigen Leiber. Voran ihr Leutnant, wie ein kleiner Kriegsgott, reißt sich zusammen, als ein schlohweißer, alter General des Weges kommt. „Rrrechts schaut!“ Zweihundert junge tirolische Gesichter fliegen mit einem Ruck, der mir vom bloßen Zusehen das Genick auszukegeln droht, rechts über. Die Füße dreschen wie ein Ungewitter ins Pflaster. Lächelnd, besonnt im Feuer dieser vierhunder gebirgsbachblauer Tiroler Bubenaugen, grüßt der achtzigjährige Pensionist mit seinen, welken Händen zurück.

Die Sonne brennt, daß die Gebirgsluft zwischen der weißen Mariensäule auf dem Platz und den Innsbrucker Schneebergen zu flirren scheint. In den Cafés sitzt viel Militär um die kleinen runden Tische, dazwischen schmachten Innsbrucker Backfische mit dicken Zöpfen die Einjährigen von den Kaiserjägern an, die Bürger studieren die ausgehängten gelben Telegramme vom Korrespondenzbureau, der Leutnant schiebt das vom Ober gebrachte Abendblatt mit der bewußten, ganz fett gedruckten Titelüberschrift sorglos weg. Vom Tisch wischt er es herunter, er ist jung, glücklich, was schert er sich um Politik, Zeitungen, Tintenfische. „Wann gehen Sie weg, Herr Leutnant?“ erkundigt sich der von Tisch zu Tisch wandelnde, in einen schweißtreibenden Gehrock geknöpfte, komplimentierende Cafetier, und strahlend lacht der Jüngling mit dem Edelweißzweiglein an der goldbordierten Kappe: „Morgen!“

Unter der Torhalle der Franziskaner vor der Stadt löscht eine kühle, graue Schattenhand diese Wirklichkeiten voll Fragen, Hoffnungen, heller Zuversicht und brennenden Sehnsüchten aus. Ein Lichtchen glimmt vor einem Gnadenbild in der Innsbrucker Franziskanerkirche, dort kniet eine Mutter und ringt die Hände um den Sohn, der draußen lacht und die Zukunft nicht erwarten mag. Vom Geleucht farbiger Glasfenster umstrahlt, brennt der rote Adler von Tirol oben im hohen Gewölbe, und von der Wiese draußen, wo Soldaten rasten, klingen die Signale eines übenden Hornisten in die weihrauchdurchduftete Kirchenstille. „Habt acht! Zum Gebet. Alarm.“ Und der melancholisch aus-



Gargnano am italienischen Ufer des Gardasees. Phot. A. Krenn.

Kapuzinerlein teilt Sportzigaretten an die Mannschaft aus.

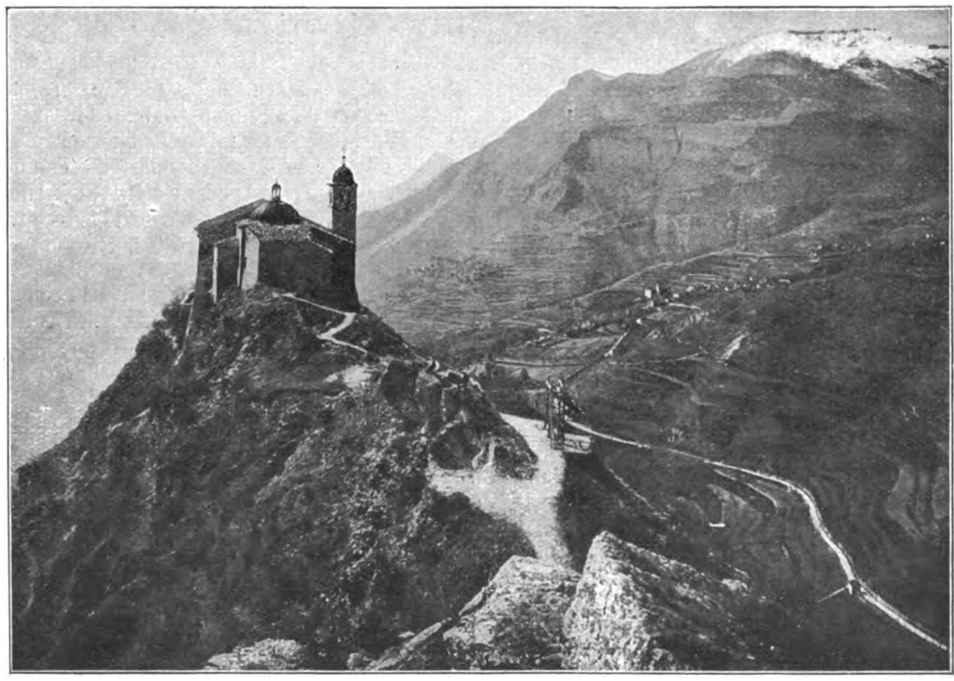
Auf der leeren Bank liegt wieder das bewußte Abendblatt aus Wien, mit derbewußten, alarmtrompetenden Titelüberschrift. Ein Kaiserjägerkorporal zieht sein Schätzlein hierher in den günstigen Schatten und trotz vielen Abschiedswehs ist sie eine ordentliche Person und breitet die Zeitung schön breit über das Bänklein, ehe sie sich in ihrem guten Sonntagsstaat an die Seite ihres heftiglich geliebten, blonden Korporals setzt.

Ringsum schlagen Kirchen- und Klosteruhren den späten Nachmittag und rote Wolkenrosenkränze flechten die Firnen um das sonnige Städtchen.

hallende österreichische Zapfenstreich des friedlichen Papa Haydn. Hier unter den Säulen aber wachen mit toten Augen, gerüstet und geschient, achtundzwanzig Helden, Ritter und Königinnen in feierlicher Reihe. Fackeln in den Händen, gleiten sie, ein stummer, altösterreichischer Totentanz, um den leeren Sarkophag. Matt blinkt im Spinnen des Madonnenlichtleins ihre Rüstung, und die Rostflecke auf den Kettenhemden haben die Farbe verblichenen Blutes.

Draußen unter den Kastanien atmet man wieder. Hier sitzen die rastenden Jäger, bläst der Hornist mit vollen Backen, klirren die Offiziere, und ein braunhanfenes

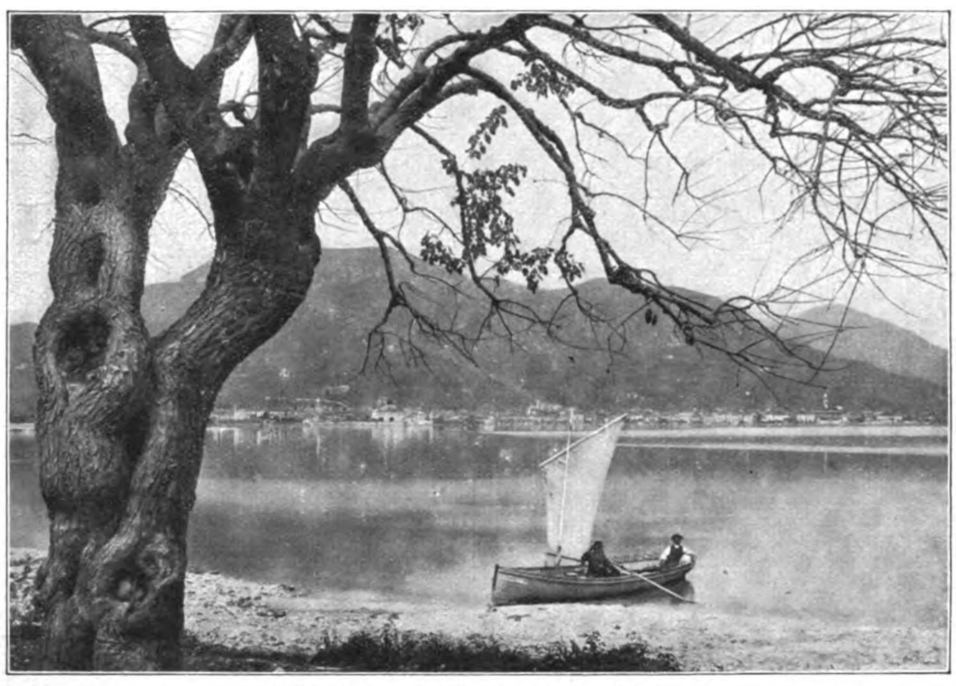
Am nächsten Morgen jubelt die Eisack über die durcheinander geworfenen Felsblöcke, Tannen mit Moosbärten und wehende Lärchen stehen und winken am Bühel. Burgen grüßen voll Trotz und immer höher, wilder und zerklüfteter reckt sich die steinerne Wacht der Berge in den tirolischen Himmel. Im Zug sitzen friedsame Leutchen, schimpfen über teure Paradeiser und daß die Fisolen aus Görz noch immer nicht da sind. Draußen die Straße wird heiß, gelb und staubig, Soldaten marschieren dort und andere liegen auf einer Wiese, um einen alten Steinbrunnen. Mägde bringen Eimer zum Trinken, ein tirolisches Dirndl schleppt einen überlebensgroßen Brotlaib heran, der wahrscheinlich nicht aus purem Kriegsmehl sein dürfte, und schon entschwindet Wiese, Dirndl und Soldaten unserem Blick, die einsamen Berge werfen ihre Felswände himmelan und heißer glüht die Sonne dort von den Nestern des roten Tiroler Adlers herunter.



Wallfahrtskirche auf dem Monte Castello am Gardasee. Phot. A. Krenn.

Dann ist später Nachmittag und zu

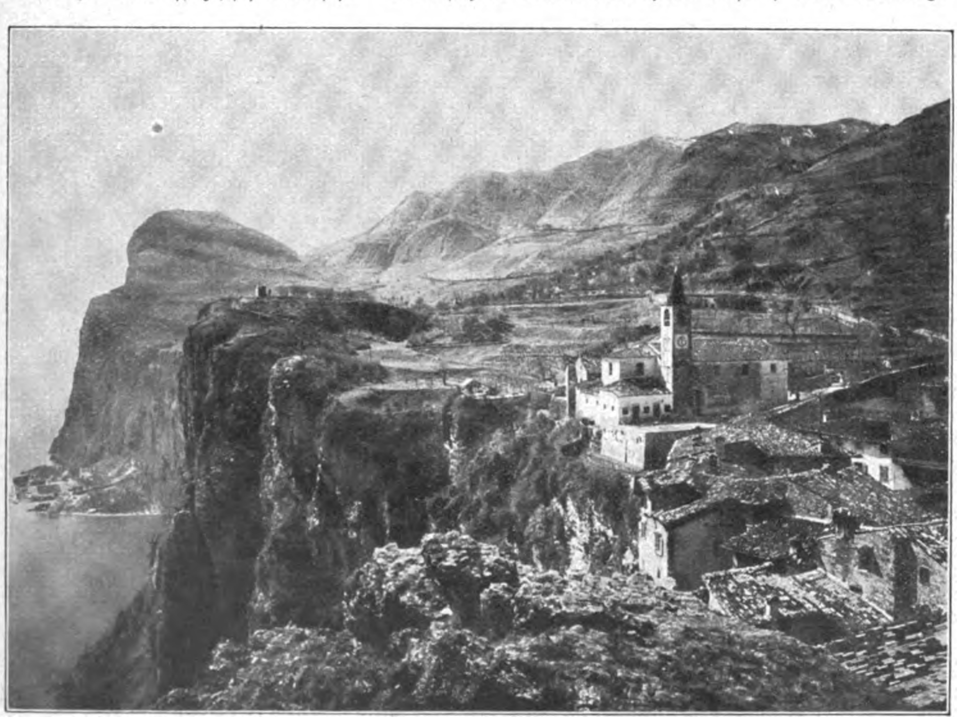
Füßen Walters von der Vogelweide springen und rauschen die Wässer in eine breitgeschwungene Steinschale. Bozen. Und weil es ja doch eine gut österreichische Stadt ist, wie das Salzburg der alten Erzbischöfe und das Wien des Kohlmarkts und das grünumkränzte Graz des steirischen Schloßbergs, geht man ins Kaffeehaus. Das Gesicht der österreichischen Städte findet man am zuverlässigsten immer bei der Schale schwarz. Die Häuser draußen tragen die Last irgendeiner großen Vergangenheit, und daß die großen Herren der steinernen, stummen Paläste längst ausgezogen sind, erfährt man eben im Kaffeehaus, wo am Stammtisch, hinter der Zeitung, beim Kassafräulein und am Billard die lebendige Gegenwart beisammen ist. Diese Gegenwart sind kleine, brave Leute, gute Österreicher, und wenn sie hier in Bozen auch schon wunderprächtige Namen mit Franzesko, Giulio und Amadeo tragen, sagen sie in der Sprache Dantes nur ihre ehrliche, redliche und österreichische Meinung. Die Zeitungen allerdings haben hier etwas mehr Anwert als oben in Innsbruck, die Luft im kleinen Kaffeehaus ist dick voll Krieg, der Gerüchterstatter — der ja keine spezifisch tirolische Angelegenheit ist — sitzt mit einem geschwollenen Kopf und sorgenbeschwerter Miene da, und wie dann der Triestiner ‚Piccolo' kommt, liefert man sich eine kleine Schlacht um die aus der Adreßschleife herausgerissenen Blätter.



Blick auf den malerischen Gardasee. Phot. A. Krenn.

Es ist schöner, über den weißen Platz zu gehen, im Schatten der schönen, edlen Bozener Bürgerhäuser. Der Oleander blüht mit hundert roten Flammen, im Park wiegt die Phönixpalme ihren leise klirrenden Wipfel und auf den Bänken sitzen liebenswürdig defekte Herrschaften mit offenem Hemd und geschnürlten Samthosen, drücken einen fleckigen Kalabreser ins Gesicht eines unrasierten trentinischen Apollo und faulenzen überhaupt mit einer Inbrunst, die sich nicht erlernt, zu der man wohl in einem der romantischen, aus Blumen auftauchenden, göttlich verwahrlosten Steinnester rund um den nahen Gardasee geboren sein muß.

Trient, nachts, mit unwirklich auftauchenden und blauschattig entschwebenden Schattengassen. Über steilen, quadergefügten Palazzomauern hängt die dünngeschliffene Mondsichel. Das verräucherte Café ist leer, eine unge-



Tremosine mit Monte Castello an dem italienischen Westufer des Gardasees. Phot. A. Krenn.



Limone am Gardasee mit italienischen Zolltorpedoschiffen. Phot. A. Krenn.

kämmte Madonna schläft am Kaffapult und der malerische Ganymed bläst träumend den Rauch einer österreichischen Virginia in die fliegendurchsummte Dämmerung. Lauter ist's in einer Birreria, da liegen lange, blauäugige Jäger mit aufgespreiztem Ellenbogen überm Tisch, ein braver Monsignore hat frisches Pilsener auffahren lassen und der Wirt, der einen schönen italienischen Namen auf dem Schild und ein tirolerisches Herz in der Brust hat, spielt einen Ländler um den anderen auf der Akkordzither.

Draußen, beim Wandeln durch die nächtigen Steingassen, wird man einen Augenblick ein wenig irr an dieser österreichischen Stadt. So fremd, verschlossen, finster und stolz muten diese Steinhäuser, mutet das finstere Gebirge des Doms, mutet der von südlichen Düften überquellende Stadtpark an. Aber dann erinnert man sich, wie viele Gesichter doch dieses alte Österreich hat, erinnert sich an den Prager Hradschin, wo der Schritt verschollene und begrabene Jahrhunderte aus ihrem Schlaf weckt. An Salzburg, über dessen Domhöfe die Schatten der toten Erzbischöfe geistern und das doch bei Tag ein liebes, altväterliches Bergstädtchen mit braven Bürgern, reschen Standelweibern und rotjankerten Bergbauern ist. So wacht denn auch in der Hauptstadt des Trentino die längst gestorbene Vergangenheit auf und starrt aus toten Augen. So ist's ja auch auf dem Domplatz der Diokletianischen Kaiserstadt Spalato in Dalmatien, wo uns Träume am hellen Tag zu verwirren imstande sind und die melancholischen Turmuhren mit den Klängen Vinetas, der versunkenen Stadt, vergeblich eine ungeheure Vergangenheit beschwören.

Der Morgen in Trient ruft uns zur österreichischen Wirklichkeit zurück, und man fände sie nett, liebenswürdig, man wäre nach einigem Umsehen vertraut und zu Hause in diesem italienisch maskierten Österreich, wenn — ach ja, wenn dieser südlich heiße, übersonnige Vormittag nicht von unzähligen, ungefragten, brennenden Fragen durchzittert wäre. Jeder der kleinen, an allen Ecken ziellos herumstehenden Trientiner hat die stumme Frage in den dunkeln Augen. Der Friseur vor seinem buntgeblümten Vorhang dreht verzweifelt die kleinen italienischen Käseblättchen und Landboten zwischen den Fingern. Nichts steht da, nichts erfährt man, und wie ein rabenhaariger Teufelsrange aus einem Pack farbiger Zettel einen herausreißt und an die nächste Planke klebt, stürzt man aus den Hausfluren, den Gärtchen, den steinkühlen, von Kindergeschrei durchlärmten Schattengassen herüber, bis aufs äußerste gespannt und erregt, um schließlich mit tiefer Enttäuschung die Anzeige eines Gemüsehändlers aus dem Friaul zu lesen ...

Besser, man sieht an der Frage dieser Augen entschlossen vorüber und verschenkt sein ganzes Herz an den gleichmütig über die weißen Steine schlorrenden, feldgrauen Jungen. Der weiß nichts von Fragen und Sorgen; die dunkeln Gerüchte, ihm streifen sie keine Feder vom Adlerfläumchen an der Kappe. Er steht, bohrt mit beiden Fäusten in der Hosentasche nach dem verlorenen Rest seiner Memphiszigarette, und einigen Leuten fällt ein Alp von der Brust, wie der Mann sich nun umwendet und seine beruhigend große rote Riesenpratze dem langsam herübersäbelnden Kameraden hinhält. Sie stehen vor dem Dante-Monument, schauen ein bißchen verständnislos in dies kühne und kalte Asketengesicht, das den urwüchsigen Burschen nichts zu sagen vermag, und im Weiterspazieren sagt der eine zum andern: „Wull a saufades Nestele döß, meiner Sixi!"

Der andere trinkt sich mit den lichten Älpleraugen an einem sakrisch braunen, üppigen Weibsbild satt. Sie wäscht auf ihrem windschiefen Holzbalkon allerhand Kindswäsche und nestelt sich eine blutrote Pelargonie aus dem

Haar. Genau vor den Füßen des langen tirolischen Lackels fällt sie nieder, er hebt sie auf, steckt sie an die Kappe und sagt: „Wull, wull. Aber das Lisele ischt mir döcht liaba!"

Ich weiß: von der steinernen Stadt Trient werde ich mir das Lisele des Tiroler Kaiserjägers am besten merken.

Der Traum vom Süden — an den sehnsuchtsblauen Wassern des Gardasees erfüllt er sich trotz der prangenden Schneeschilde der Alpen. Im Tal von Arco wächst aus Primelwiesen die steile, samtene Schwärze der Zypressen. Rosen ranken sich in holder Überlast um zersprungene Steinmauern, jeder zersplissene und vermorschte Holzbalken quillt über von südlichem Blühen. Knapp am Felsensturz träumt ein adliges, marmorweißes Landhaus in Zypressen und Palmenwipfeln, durch die sommerliche Seebläue wiegt sich ein zitronenfarbenes Fischersegel. Aber das Boot furcht heute nicht die ruhende Flut. Schweigen liegt über dem kaum atmenden See. Die helle Stimme des Dampfers (dem wieviele deutsche Hochzeitsreisepärchen ein melancholisch-zärtliches Andenken bewahren mögen) ist lang verstummt. Und auf der Riva, wo der nie gewaschene Adonis Peppo den „Corriere" und die „Nei sei bräß" mit den Talenten eines Stentors ausschrie, stapft mit schweren Füßen die österreichische Schildwache.

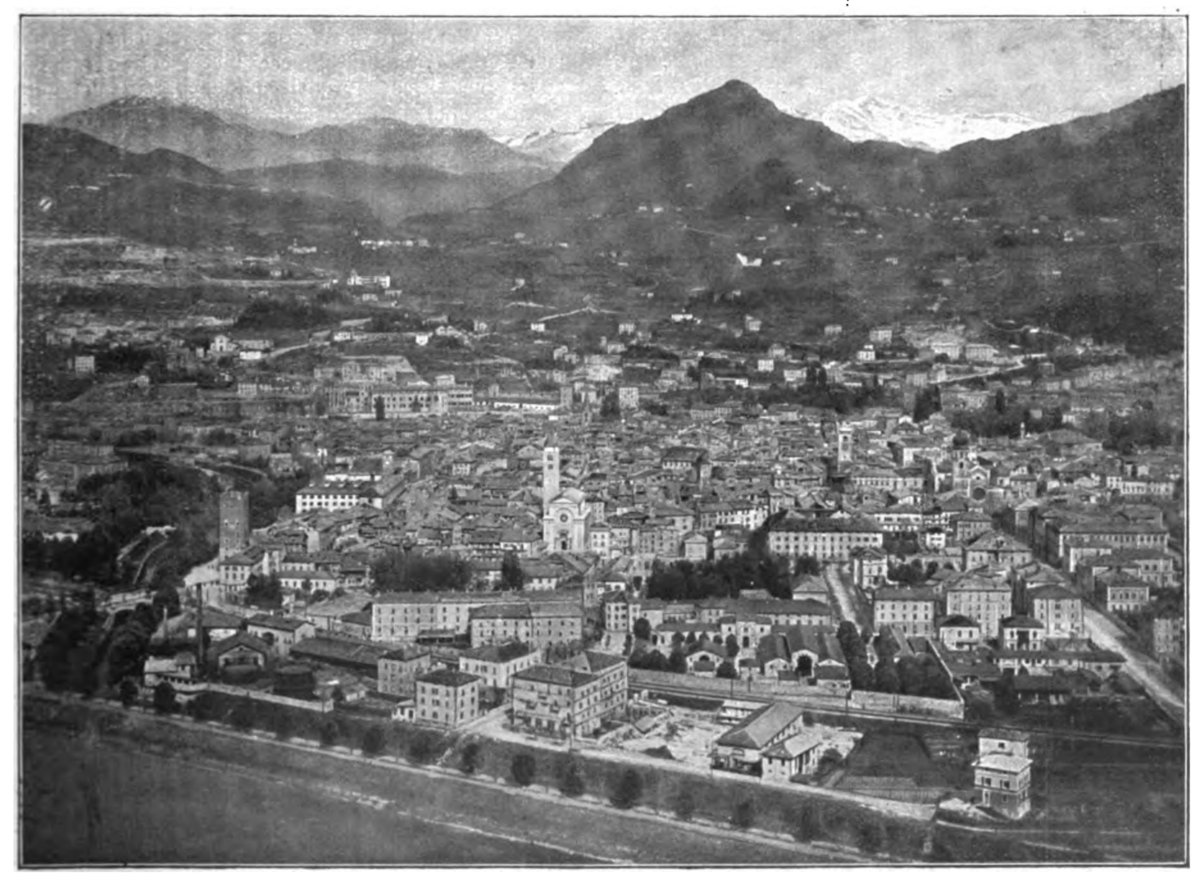
Sonngebadet stehen die Berge, spiegeln ihren letzten Schnee im italienischen Blau dieses Sees der Liebe. Der schwere Schritt des Soldaten zertritt die zärtlichen Erinnerungen. Und der Hotelier, der sich endlich abgewöhnt hat, über die rettungslos verpfuschte Saison zu jammern, trinkt als sein eigener Gast im leeren Vorgärtchen einen sehr schlechten schwarzen Kaffee.

Die Nachtigallen schlagen in den Ligusterhecken.

Von den Bergen trägt der warme Wind den melancholischen Dreiklang der Pfarrglocken eines trentinischen Bergdorfs herüber. In solchen Dörfern, vielen des Trentino, haben die Bauern vom Dorfschreiner ein Kreuz aus Lärchenstämmen bestellt, gut zwei Mann hoch mußte es sein, und das stellten sie an der Kirchenmauer auf, zum Zeichen und Andenken des schwersten Frühlings, den je ein lebender Mensch in diesen Bergen erlebt hat. In dieses Kreuz aber schlugen die Dorfleute eiserne Nägel ein, jeder mußte mit ein paar Hellern bezahlt werden, und diese bescheidene Summe des armen Dorfes wird den Kindern und Weibern zugute kommen, die vom Vater und Ernährer nur so viel wissen, als auf unseren österreichischen Verlustlisten steht.

Niemand weiß heute, wie sich die Zukunft dieses Landes gestalten wird, und auf die tausend Fragen in tausend Augen weiß kein Mensch Antwort. Nur eins weiß jeder: das geliebte Land muß bis zum äußersten verteidigt werden. Tausende von Kriegsfreiwilligen bis in das höchste Alter hinein drängen zu den Fahnen, um den feigen Überfall des italienischen Verräters zu rächen. Die eisengenagelten Kreuze im Trentino werden kommenden Geschlechtern eine herzrührende Mahnung an den Frühling Anno fünfzehn sein, als die Rosen blühten und der junge Wein sich grün belaubte, der See blau und golden in der Sonne glänzte . . . und jede gepreßte Brust des ersten Wetterschlages aus der schwarzen Wolke gewärtig war.

Lambert.



Gesamtansicht der österreichischen Stadt Trient, der Hauptstadt des Trentino. Trient wurde sofort nach Kriegsausbruch von seinen Bewohnern geräumt. Phot. Dr. Trentler & Co.

Mütter.

Ave Marie, du selige Frau,
Wir knien vor dir mit Klagen,
Wir müssen durch die leuchtende Au
Unsre traurigen Herzen tragen.
Auf unser Leid in Gnaden sieh —
Ave Marie!

Du Mutter, die auch um den Sohn geweint,
Du mußt unsre Tränen begreifen:
Unsre maijungen Söhne stehn vor dem Feind,
Wo die blutigen Garben reifen;
O neig' dich, du Holde, und hüte sie —
Ave Marie!

Du durftest in Schmerzen ihm nahe sein,
Du durftest ihm küssen die Wunden,
Wir müssen uns ferne ganz allein
Zerquälen Stunden um Stunden...
Weil auch in dir die Seele schrie —
Hilf uns, Marie!

Helene Brauer.

Wir und unsere Kunst.

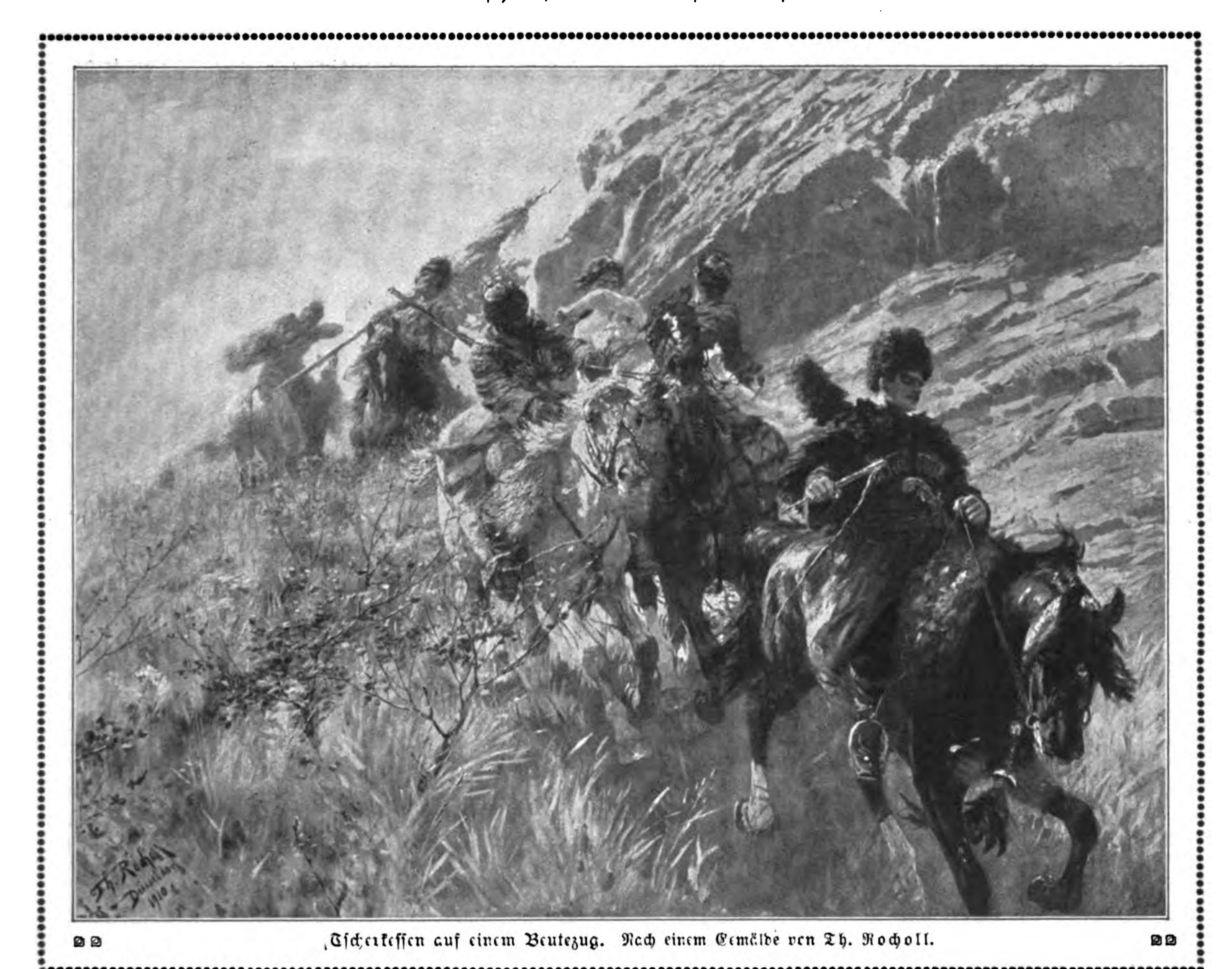
Zeitgemäße Betrachtungen von Paul Westheim.

Unter tätigen Menschen kann es kein übleres Handwerk geben als das des Spekulanten. Als Feind, als der grimmigste der Volksfeinde muß er aufgefaßt werden, ganz gleich, wo er sein unrühmliches Tun zu entfalten beginnt. Im Wirtschaftlichen erläßt man gegen seine Preistreibereien Gesetze und Höchstpreisverordnungen, im Politischen hat man den Leuten, die hinter ihrem Stammtisch halb Europa und drei Viertel der Kolonien verteilten, ehe überhaupt noch ein Schuß gefallen war, einfach den losen Mund verboten; wie aber sich wehren gegen alle die Spekulationen im Geistigen, mit denen wir natürlich überschwemmt werden von müßiggehenden Leuten, die es in ihrem Eifer gewiß gut meinen, deren Gerede und Geflunkere aber doch nichts anderes sein kann als eine Betörung des Volkes, das nie mehr denn heute ein ruhiges Urteil und klaren Blick gebraucht.

Daß dieser Krieg uns Antrieb und Auftrieb werde in allen unseren Betätigungen, ist unser Wunsch, ist unsere Zuversicht. Nach dieser schweren Zeit wollen wir größer dastehen, größer in all unseren Zielen, in den politischen und wirtschaftlichen ebenso wie in unseren geistigen und künstlerischen Strebungen. In der Stille des Herzens lebe dieser Wille wie ein Gelöbnis, das in großer Stunde abgelegt worden und das jede Fiber bis zum Gelingen spannen soll. Aber seien wir mißtrauisch gegen diejenigen, die das, was uns als Pflicht, als eine schwer zu erfüllende Pflicht erscheint, auf der Zunge herumtragen, die große, tönende und dröhnende Worte machen, während es gilt, still die Kräfte zu wuchtigen Taten zu sammeln.

Denn diese deutsche Kunst der Zukunft, die wir nach siegreichem Waffengang erwarten, wird uns nicht wie eine gereifte Frucht in den Schoß fallen. Wir werden sie wie alles Große, was wir als Volk erreicht haben, wie unsere Stellung in der Welt, wie unsere Einheit, wie unseren materiellen und geistigen Besitz erarbeiten müssen. Das Große und Großartige, was eben Millionen deutscher Herzen als Erlebnis durchzittert, ist der Untergrund zu gewaltigen Kunstleistungen; aber es ist klar, daß von der Zeit nur die Aufgabe gestellt werden kann, daß hier wie überall, wo etwas Gewaltiges und Überwältigendes getan werden soll, die ernsteste Anspannung aller Kräfte unerläßlich ist. Den deutschen Künstler dieser Zeit mag es mit Stolz erfüllen, auserwählt zu sein für Darstellungsmöglichkeiten, wie sie dem Schaffenden ganz selten einmal geboten worden sind; aber das darf ihn nicht übermütig machen, ihm nicht den Glauben eingeben, weil die Zeit ihm den unerschöpflich großen Stoff geschenkt, werde er von selbst fast zu monumentalen Gestaltungen gelangen. Nichts wäre gefährlicher als solche Selbstzufriedenheit, die uns schon einmal, nach 70, um die künstlerische Ernte einer wunderbaren Volksbewegung gebracht hat. Was in dieser Zeit vom Künstler wie von jedem tätigen und schöpferischen Menschen verlangt wird, ist Pflichterfüllung, Pflichterfüllung im Künstlerischen. Wie der Soldat im Feld, der Kaufmann in seinem Handel, der Zugführer auf seiner Lokomotive, der Bauer hinter seinem Pflug dem Vaterland am besten dient, indem er sich bemüht, die ihm zugewiesene Tätigkeit aufs vollkommenste auszuüben, so kann auch der Künstler nichts anderes, nichts Höheres wollen, als daß er sein ganzes Ich daran setzt, ein rechter und echter Künstler zu sein. Es kommt für ihn nicht darauf an, daß er Soldaten oder Allegorien der Zeit male, aber darauf kommt es an, daß das Stück Leinwand, das er auf seiner Staffelei stehen hat, ausgezeichnet bemalt werde, daß ein Kerl, ein Mensch mit einer Faust und einem Herz da zu spüren ist, daß er nicht eher abläßt, sich nicht eher zufrieden gibt, als bis auch in seinem Werk ein Äußerstes an Ausdrucksfeinheit erreicht worden ist. Ganz gleich, was dieser deutsche Künstler von morgen schaffe, durch die Unerbittlichkeit seiner Ansprüche, durch die Kraft seines Ausdrucks, durch die Güte der Arbeit werde er groß oder besser noch: echt. Es sei so, wie es gelegentlich einmal vom Delacroix gesagt worden ist: „Alle seine Bilder sind heroisch, auch die mit ganz einfachen Motiven, eine Landschaft mit einem Indier, selbst der schlichte Atelierwinkel; heroisch wie das geschlachtete Rind Rembrandts oder die zweite Anatomie. Der Heroismus ist in der Kraft des Auges, die das Objekt umschlingt und seine Realitäten vervielfacht, in dem Löwengriff des Malers, in dem Farbigen, das alles Lokale im Nu zu einer Atmosphäre erweitert. Delacroix' Blumen sind Historien und seine Historien Blumengewinde." Was man in dieser Zeit allenthalben, also auch in der Kunst verlangen kann, ist Charakter, Gediegenheit der Mache, Echtheit des Empfindens und des Ausdrucks, mit einem Wort: Qualität im äußersten und höchsten Maße.

Aber diese Ansprüche sind nicht nur an den Künstler zu stellen, sondern in nicht geringerem Maße an uns selbst, die wir das Publikum dieses Künstlers sind, die wir durch unseren Beifall, unsere Förderung und unsere



Tscherkessen auf einem Beutezug. Nach einem Gemälde von Th. Rocholl.

Zurückhaltung vielleicht mehr Einfluß auf das Schaffen haben, als uns bewußt ist und als uns womöglich lieb sein mag. Die Kunst eines Volkes — von einzelnen wenigen Erscheinungen natürlich abgesehen — entsteht doch nicht als etwas, was von außen her kommt, als etwas, das so oder so gestaltet sein könnte, was der Zufall dem oder jenem, der im Atelier an der Arbeit sitzt, eingeben könnte. Große Kunst, die zu Tausenden als etwas Lebendiges bringen will, ist immer entstanden als Widerhall der Stimmungen, der Triebe, der Willenskräfte, der Ideen, die in diesem Publikum, in dieser Gemeinde des Künstlers lebendig waren. Der schöpferische Geist, der danach trachtet, seiner Zeit zu genügen, will doch dem Ausdruck geben, was ihn und seine Welt aufs tiefste erregt. Da hat es Zeiten gegeben, da es eine Lust war, für den auf das Erhabene gerichteten Geist zu wirken, Zeiten, in denen die Herzen wie ein Betsaal weit geöffnet waren für alles Große, Schöne und Jenseitige. Dann aber lebten Menschen, die hingen am Kleinen, Nichtigen und Süßlichen. Da wollte man putzige Bildchen sehen, das Gewohnte möglichst treu und buntscheckig wiedergegeben haben, oder man hatte seinen Spaß am Wechselnden, Neuartigen, Seltsamen, an Kunststückchen, die für Kunst angesehen, geschätzt und gerühmt wurden. Wenn das Publikum so jeden Sinn für das Bedeutende und Edle verloren hat, dann triumphiert die Mache, die Attraktion und Sensation. Die Kunst aber als eine unzeitgemäße Erscheinung kann nicht blühen. Das mittlere Talent wird hineingezogen in jenen Strudel der Seichtheiten; der ganz große Künstler sinkt nicht herab zu dieser Verflachung, aber sein von den Mitmenschen verkanntes, verächtlich angesehenes Werk bekommt jenen Zug von Tragik, den das Schaffen eines Rembrandt, eines Hals oder aus der neusten Zeit das unseres Leibl aufweist. Darum ist wenig damit getan, wenn wir heute an den zukünftigen deutschen Künstler die größten und allergrößten Ansprüche stellen, wenn man sich in Forderungen an ihn nicht genug zu tun weiß. Es muß uns bewußt sein, daß die Künstler allein uns diese bedeutende Kunst, die wir erhoffen, nicht geben, nicht wie ein Geschenk bieten können. Wir selbst müssen das Unsrige dazu tun. Wir müssen in uns gehen, unsere Instinkte reinigen, unseren Sinn auf das Große und Erhabene richten. Müssen immer vor Augen haben die Goethesche Maxime, die Hauptsache sei, daß man eine Seele habe, die das Wahre liebt, und die es aufnimmt, wie sie es findet. Müssen unsere Herzen verhärten gegen alles, was nur Truggold ist, was mit schönem Schein, mit verlockender Niedlichkeit sich bei uns einschmeicheln will und was doch nur gewandte Mache ist. Und dürfen als Künstler nur den gelten lassen, der sich wahrhaft bemüht, Meisterwerke zu schaffen. Das heißt aber, wir müssen meisterliche Kunst zu genießen und zu erleben verstehen. Dazu verhilft uns weder Geschwätz noch Beckmesserregeln, sondern nur die Arbeit an uns selbst, die Vertiefung und Abklärung unseres eigenen Kunstempfindens. Wenn wir eine Nation geworden sind, die alles Unkünstlerische, alles Ungeistige, alles Flache und Seichte und Stümperhafte instinktiv haßt, wenn wir alle diesen Willen zum künstlerisch Guten haben, dann wird es uns auch nicht an der Kunst fehlen, von der die Besten unter uns heute träumen.



Ueber den Sternen.

Von Else Meerstedt, Hamburg.

Peter Glüsing war Laternenanzünder. Nun wohl schon an die vierzig Jahre. Damals, als er den Herzknacks bekam und vom Militär abgehen mußte, schanzte man ihm den Posten zu. Das heißt, er bekam ihn durch Protektion. Viel gedient war Peter Glüsing nicht damit. Er war mit Leib und Seele Soldat gewesen und hatte dabeibleiben wollen. Der Schleppsäbel des Feldwebels hatte ihm als höchstes Ziel vorgeschwebt. Als Unteroffizier mit vierjähriger Dienstzeit mußte er dem bunten Rock Valet sagen. Das war bitter!

In den ersten Wochen meinte er, daß er sich im bürgerlichen Leben gar nicht mehr zurechtfinden könne. Aber allmählich ging es doch. Er mietete sich eine Kellerwohnung und nahm das Schusterhandwerk wieder auf, das er schon vor seiner Militärzeit betrieben hatte, denn vom Laternenanzünden allein hätte er ja nicht leben können. Das war nur so eine Art Trostpreis für geleistete treue Dienste. Ebenso brachte die Schusterei nicht allzuviel ein. Wenn er aber beides, das Schustern und das Laternenanzünden, zusammenwarf, konnten schon einer oder auch zwei bescheiden davon existieren. Und der oder besser die Zweite kam. Nach Jahren freilich erst! Peter Glüsing war schon in die Dreißig, als er dachte, daß Marie Detleffen, die jeden Tag kam, sein kleines Hauswesen instand zu halten, eigentlich ganz bei ihm bleiben könne. Der Einfachheit halber. Dann ersparte sie sich das allmorgentliche Kommen.

Marie Detleffen hatte ähnliche Gedanken gehabt. Lange schon. Und so war sie nicht erstaunt, als ihr Peter Glüsing eines Morgens kurz und trocken unter Hinweis auf eben besagten Grund einen Heiratsantrag machte. Es erschien ihr selbstverständlich, daß dieser Heiratsantrag endlich kam, und ebenso selbstverständlich dünkte es sie, daß sie ihn annahm. Irgendwelche Poesie war weder bei der Werbung noch bei der Heirat. Aber die verlangte Marie Detleffen auch nicht. Sie wäre höchstens in Verlegenheit gekommen, wenn ihr der Schuster von Liebe gesprochen hätte. Marie Detleffen hatte so ihre eigenen Anschauungen über das, was sich für eine Schustersfrau in einer Kellerwohnung schickt. Liebe erschien ihr als ein Luxus für — wenn auch nicht gerade Reiche, so doch für Bessersituierte. Marie Detleffen war so schrecklich nüchtern, ohne daß sie es wollte. Sie verstand es eben nicht besser.

Und Peter Glüsing schien ebenso, wenn er von früh bis zur Dämmerung, wo er seinem zweiten Beruf nachgehen mußte, auf dem dreibeinigen Schemel saß und scheinbar stumpfsinnig Nagel um Nagel, Stift um Stift in die derben Sohlen kleiner Leute schlug. Andere Kundschaft hatte Peter Glüsing nicht, denn er war kein Künstler in seinem Handwerk. Das hatte ihm wenigstens ein kleines naseweises Fräulein gesagt, dem er die Tanzstundenlackschuhchen total vernagelt hatte.

Aber Peter Glüsing war nicht stumpfsinnig! Bei ihm trog der Schein. Er war nur nachdenklich. Das hing mit seinem zweiten Beruf zusammen. Beim Laternenanzünden sammelte er den Stoff — beim Schustern verarbeitete er ihn. Peter Glüsings Stoff hing mehr im Himmel als auf der Erde. Ihn interessierten die Lichter da droben, die so seltsam blinkerten — wie Augen, die sich bald öffneten, bald schlossen. Und jedesmal, wenn er drunten eine Laterne angezündet hatte, schaute er nach den ewigen Lichtern droben. So wie es die Hühner machen, die nach jedem Wasserschlückchen, das sie einschlürfen, zum Himmel schauen.

Peter Glüsing stellte sich vor, daß die vielen blanken Lichtlein Augen Verstorbener seien, die nun nach denen auf der Erde suchten, die sie zurücklassen mußten, oder Augen solcher, die noch kommen würden, Ungeborener, oder unseres lieben Herrgotts und seiner Englein Augen! Peter Glüsing war ein guter, einfältiger Mensch, was aber durchaus nicht gleichbedeutend mit „dumm" sein soll.

Zu seiner Marie sprach er nie über all diese Dinge, die er des Abends erlebte und die ihn am Tage beschäftigten. Sie würde ihn wohl auch nicht verstanden haben. Ganz andere Leute noch als die kleine, beschränkte Marie würden Peter Glüsing nicht verstanden haben! Wenn Marie zum Himmel schaute, dann geschah es nur, um zu sehen, ob es regnen oder ob die Sonne scheinen würde.

Und doch kam einmal eine Zeit, wo Marie mehr als sonst nach oben schaute. Sie „hob die Augen", wo sie ging und stand — ob es nun zur schwarz verräucherten Decke der Kellerwohnung war oder zu dem viereckigen Stückchen Himmel, das über dem kleinen Hofe hing, der zur Schusterwohnung gehörte. Wie eine bange Frage lag es in ihrem Blick: Würde künftig für drei reichen, was für zwei schon knapp genug war?

Und Peter Glüsing schaute auch nach oben, wenn er in der Dämmerung von Straße zu Straße, von Laterne zu Laterne lief — eiliger als sonst. Er suchte nach den Augen des Kindchens, das nun bald kommen würde, um derentwillen es für ihn keinen Feierabend mehr gab. Wenn die Laternen alle brannten, dann ging die Schusterei von neuem los. Aus welchem der blinkenden, blitzenden Sterne blickte es wohl zu ihm herab? —

Und das Kindchen kam — die Mutter ging. Ein kleiner Bube war es. Frau Maries Besorgnis war unnötig gewesen — nun waren es doch nur wieder zwei im Schusterkeller. Und dabei blieb es. Peter Glüsing stellte sich taub gegenüber den wohlmeinenden Ratschlägen mancher Nachbarin, dem kleinen Peter doch eine neue Mutter zu geben. Er war dem Kleinen Vater und Mutter. Und wenn er in der Dämmerung seine Laternen besorgte, so schaute er nach den blinkenden Sternen. Aus zweien davon blickte seine Marie zu ihm herab. Dann konnte es wohl geschehen, daß er leise nickte. Das sollte soviel bedeuten wie: Sei unbesorgt, hier unten wird nichts an deinem Kinde versäumt — es ist alles so, als ob du selbst da wärest!

Und die Nachbarn lachten über den verrückten Schuster, der den kleinen Peter wiegte, der ihm die Milch heiß machte und ihm die Flasche gab, der ihn laufen lehrte, ihn ins Bett brachte, ihn wusch und ankleidete — wie eine Mutter. Peter entbehrte die Mutter nie. Er entbehrte überhaupt nichts in der Kellerwohnung. Der Schuster-Laternenanzünder tat für sein Kind, was er konnte. Das war sehr viel. Denn Peter Glüsings Liebe war groß. An seinem Kinde sollte sich erfüllen, worauf er dereinst hatte verzichten müssen. In seinem Kinde wollte er sich selbst sehen. Die Feldwebeluniform mit dem stolzen Schleppsäbel, die er sogar aus seinen Träumen verbannt hatte, weil ihm der Gedanke daran und an alles das, was er im Leben nicht erreicht hatte, zu schmerzlich gewesen war — diese Uniform zog er seinem Jungen schon an, als er noch in der Wiege lag! Natürlich nur im Geiste . . .

Als Dreikäsehoch bekam er den ersten Küraß aus Silberpappe — die erste Beule am Kopfe schlug sich das Kerlchen beim Stolpern über den blechernen Schleppsäbel.

Als der Junge älter und verständiger wurde, erzählte ihm sein Vater vom frischen, frohen Soldatenleben, von seinen Träumen — seinem Glück und — seinem Fall. Er impfte dem kleinen Peter seine ganze Sehnsucht ein, die sich mächtig ausbreitete, nachdem sie so lange gefesselt gelegen hatte.

Peter der Kleine war nicht minder ehrgeizig als Peter der Große. Herrgott! Wie fühlte er sich als Schüler der Unteroffiziervorschule! Peter brauchte nicht erst zu schustern wie sein Vater, um von da aus die Staffel des Ruhmes zu erklimmen. Er konnte auf geradem Wege aufwärts schreiten. Das ging schneller bei Peter Glüsing als bei anderen. Erstens war er fleißig, strebsam, peinlich gewissenhaft, und zweitens erinnerte sich ein höherer Offizier noch seines Vaters. Er protegierte den Sohn, und siehe da, Peter wurde Unteroffizier, als es noch nicht einmal sein Vater erwartet hatte, wiewohl doch des Alten Wünsche Flügel hatten und den Ereignissen immer weit vorausgeeilt waren.

Da kam der Krieg. Alle wollten und mußten mit. Auch Peter Glüsing der Kleine. Er war einer der ersten. „Den Schleppsäbel, Vater," das war sein letztes Wort, „den hole ich mir und das Eiserne Kreuz dazu!" Und Peter der Große hatte genickt mit Tränen in den Augen. War es nun, weil sein Sohn hinauszog, oder war es die Vorfreude auf das, was er sich draußen erringen wollte? Daß er nicht leer zurückkommen würde, wußte er. So weit kannte er seinen Jungen!

Peter Glüsing, der Laternenanzünder, schaute noch mehr nach den Sternen als sonst. Nach denen, hinter denen er seine Marie vermutete. Und auch nach den anderen. Irgendwo in der Welt mußten sie ja auf seinen Jungen herabblinken, und wenn der zu den Sternen hinaufschaute wie er, dann trafen sich ihre Blicke. So ließen sich Länder überbrücken. Auf diese Art gab es keine Entfernungen. Und des Herrgotts und seiner lieben Englein Augen würden die beiden sehen, die sich suchten, und sie einander wieder zuführen, wenn es an der Zeit war. So dachte Peter Glüsing allabendlich in seiner Einfalt, die keine Dummheit war.

Aber unser Herrgott mußte doch wohl nicht so recht auf Peter den Kleinen aufgepaßt haben. Wohl hatte er des Vaters heißen Wunsch erfüllt und seinen Jungen Feldwebel werden lassen. Auch das Eiserne Kreuz hatte er bekommen. Sein Kommandeur hatte es ihm sogar eigenhändig an die Brust geheftet. Aber das alles schrieb ihm nicht sein Junge selbst, sondern ein wohlwollender Vorgesetzter. Der beschrieb ihm auch den Ort, wo — Doch den Ort wußte Peter Glüsing selbst. Sein Junge war nicht da, wo ein Hügel stand mit einem Holzkreuz darauf. Er wollte ihn schon finden am Abend, wenn es Zeit war, die Laternen anzustecken.

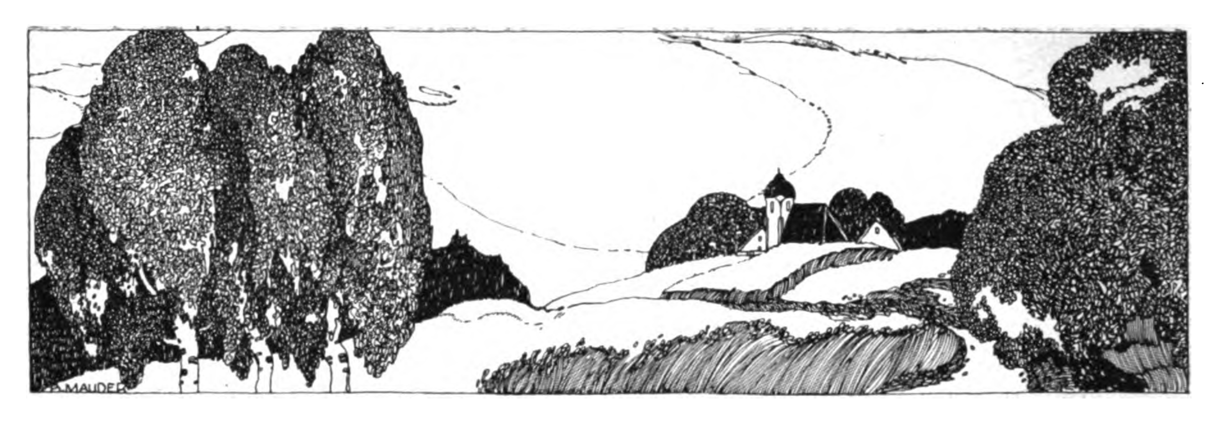
Von Straße zu Straße, von Laterne zu Laterne lief Peter Glüsing. Und die Leute sahen sich nach dem wunderlichen Alten um, der mehr auf den Himmel als auf sein Geschäft achtete, der so sonderbar in die Höhe nickte, als mache er den Laternen eine Reverenz. Was wußten die Menschen von den Sternen, die Peter Glüsing so genau kannte nun all die Jahre! Die zwei, die stärker blinkerten als die anderen — wie Augen, die durch Tränen verdunkelt werden — die gehörten seiner Marie. Sie wußte sicher alles. Und aus zwei weiteren unter den Millionen und aber Millionen schaute nun wohl sein Peter herab. Sein Peter, den er nie mit dem Schleppsäbel gesehen hatte und nie mit ihm sehen würde. —

Peter Glüsing taumelt. Er rafft sich auf. Er schwankt aufs neue. Hart schlägt er mit dem Kopf an einen Laternenpfahl. — —

Droben blinken die Sterne. Ob Peter Glüsing, der gute, einfältige, nun das Geheimnis kennt, das hinter ihnen steckt? Ob er die gefunden hat, die er nicht missen konnte? ☙



Am Ende eines Gewaltmarsches in Rußland. Während des Marsches gezeichnet von W. Langer.



Ferne Glocken hör' ich läuten.

Von einem im Feld stehenden Offizier.

Und weil in diesen Sonnentagen des flandrischen Frühlings die Stille so voll erwartender Andacht, die Weite so nah und die Nähe so fern wird, so klingen die Lüfte wider von geheimnisvollen Klängen.

Da sitzt der deutsche Soldat, der in Flandern die Wacht hält vor Armentières, Messines und Ypern, wohl um die Mittagstunde, wenn die Sonne im zitternden Glast über der schweigenden Flur steht, halb im Wachen halb im Traum vor dem Bretterbänkchen seines Unterstandes, das ihm bei feindlichem Angriff zum Schützenauftritt dient. Doch plötzlich hebt er das Ohr. Er lauscht mit ungläubigem Ausdruck; lauscht nochmals, und wie ihm kein Zweifel am Gehörten scheint, ruft er dem Kameraden und noch einem. Sie staunen wie er, sie nicken. Ein stillverzückter Ausdruck tritt auf ihre Züge... Das ist Glockenton, deutlicher Dreiklang feierlichen Geläuts, gedämpft herüberklingend aus blauender Ferne.

Was haben die Glocken jetzt zu läuten? In flandrischen Städten läutete keine Glocke mehr, seit der Tod mit dem Kriegsgott durchs Land stob. Nur einmal wurden in Lille die Glocken wach, und die Bewohnerschaft rannte schreckensbleich auf die Straßen. Das war im Dezember des ersten Kriegsjahres, als es einen neuen großen Sieg über die Russen zu lobpreisen galt — verfrüht, wie sich zeigte.

Es müssen wieder die Glocken von Lille sein. Die tiefen, gewichtigen einer Kathedrale. Etwas ganz Großes muß es sein, das sie einläuten. Was nur? Aus dem West? Da werden entscheidende Schlachten nicht sobald geschlagen. Aus dem Ost? Wo der Hindenburg die große Karpathenschlacht schlug? Aber darum läuten deutsche Sieger noch nicht die Glocken eroberten Landes, nachdem sie gesehen, wie weh sie den Bewohnern getan; wie die Frauen weinten und die Männer auf die Zähne bissen, als französische Glocken deutsche Siege weithin ins Land riefen.

„Waffenstillstand!" sagt einer. So leise, als scheue er sich, sein eigen Ohr das fremde Wort hören zu lassen. Aber das Wort hat gezündet. Es springt in die Soldatenaugen und hat dort ein heimliches Leuchten entfacht.

„Nun wird bald Friede!" sagt einer langsam und feierlich. So bestimmt, als setze er das Amen des Gläubigen hinter das Glockengebet.

Ich bin auch unter die andächtige Schar geraten. Diese wartenden, wissenden Gesichter meiner Soldaten — Kindergesichter wie vor'm heiligen Christ — haben mich gerührt. Ich hätte ja gleich sagen können: Narren ihr, keine Glocke läutet. Die Stimme der Heimat, die Glocke der Sehnsucht hat nur um diese geheimnisvolle Mittagsstunde fernher getönt, so stark von euren klopfenden Pulsen weitergegeben, daß euch das singende Blut im Ohr wahrhaftigen Glockenton vorklang.

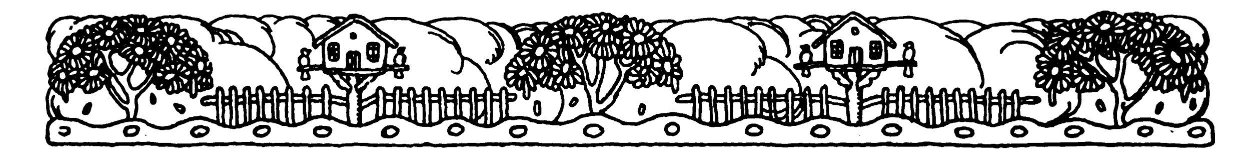
Ich hab' euch verstanden, denn mir ist's kurz zuvor selber so ergangen: An der Lys hab' ich gelegen. Unter alter Esche bei einem winzigen alten Kirchlein, dem eine Granate das Glockengestühl mit der treuen Ruferin zerriß. War auch um die Stunde der Mittagsgöttin. Da fuhr ich auf... ungläubig... und ließ mich tiefaufatmend zurückgleiten ins hohe Gras... getragen von den süßen Friedensklängen ... ohne Wunsch, der Heimat und allem, was dort Liebes weilt, nahe wie nie.

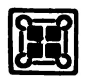
Doch dann kam ein leiser Wind auf, der nahm der Mittagsgöttin sacht den Zauberschleier aus der Hand, denn ihre Stunde war für den Tag um. Und mit dem fächelnden Wind kam mir der Schall einer rastlos übenden Spielmannsschar jüngster Rekruten zu, die am Rastort ihrer Division fertig für die Front ausgebildet wurden. Für den feierlichen Glockendreiklang das rastlos gleichmäßige Ti—ta—ti eines Armeesignales. Statt des Friedens die kräftig schmetternde Botschaft des Krieges: Avancieren! Noch lang' keine Ruh! Der Italiener kam noch hinzu!

Ich war nicht traurig über die zerstörte Illusion. Aber lachen konnt' ich auch nicht. Ich mußte an die alte Mär vom versunkenen Vineta denken: wo an stillen Sonnentagen aus grundloser, kristallener Tiefe Glocken klingen dem Sonntagskind ... wie einst vor Jahrhunderten, ehe die sündige Stadt versank. Glocken der Sehnsucht, die nach Erlösung rufen.

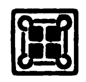
Nun haben meine Jäger auch den wohlbekannten Signalhörnerruf für Glocken von Vineta genommen und sind weggeschlichen, als auch hier im erwachenden Wind der soldatische Übungsruf den gedämpften Glockenklang verjagte. Ich war nicht traurig wie sie. Aber lachen hab' ich auch nicht können.

Die Hörner unserer Jüngsten haben recht: jetzt ist's nicht Zeit, Friedensglocken zu läuten. Bezwingt eure Sehnsucht, Kameraden. Nachher sollen aber alle Glocken in Ost und West wetteifern mit den Geläuten deutscher Kirchen.





Die Reserven der Industrie.



Kriegsbetrachtungen. Von Hans Elden.

In der Kriegsgeschichte Englands war der 6. Mai ein schwarzer Tag. Kurz vor dem Hafen, in dem sie ihre teuer vom neutralen Freunde erkaufte Fracht von Patronen und Granaten landen sollte, wurde die „Lusitania" von einem deutschen Torpedo getroffen und sank, durch die Explosion ihrer gefährlichen Ladung zerrissen, in die Tiefe. Am gleichen Tage las im englischen Unterhause Lloyd George seinen Landsleuten ein nachdenkliches Privatissimum über den Stand der britischen Industrie, des Handels und der Finanzen. Aus doppelsinniger Hülle geschält, war der Kern seiner Erklärungen ungefähr der: Vier Millionen Arbeiter durch den Krieg den Aufgaben der Industrie und des Exports entzogen; Wert der Einfuhr über die Ausfuhr um mehr als sechs Milliarden Mark gestiegen; England verpflichtet, auch die Ankäufe seiner Verbündeten in Amerika zu „finanzieren", d. h. eine Schuldenlast von 15 Milliarden an das Ausland abzutragen, ohne daß entsprechende veräußerbare Werte zu Gebote stehen. Die englische Goldreserve ist, wie gleichzeitig bekannt wurde, von 50 auf 18 Prozent gesunken — begreiflich, wenn der Schatzkanzler den Seufzer ausstieß, für seinen Kollegen vom Kriegsministerium möchten das ganz angenehme Zustände sein, für den Finanzminister wäre der deutsche Zustand, d. i. Deckung des Kriegsbedarfs und der Ernährung im Lande, entschieden angenehmer. Wenn solch Geständnis nach der Prahlerei mit den silbernen Kugeln wie eine Bankerotterklärung aussah, so klang es zwei Tage später aus der französischen Kammer wehleidig zurück. Dort hatte Herr Ribot nämlich zu erklären, wie Frankreich genötigt wurde, 500 Millionen von seinem guten Golde aus der Bank von Frankreich nach England zu überführen, ein immer bedenkliches, aber doppelt gefährliches Unternehmen, wenn Freunde nicht mehr so ganz genau wissen, wie lange die Freundschaft noch dauern wird. Herr Ribot erinnerte zunächst an die tiefen Wunden, die sich Frankreich bisher „durch sein edelmütiges Verhalten gegen seine Verbündeten" geschlagen hat, um dann zu erklären, daß das Ententegeschäft nur zu führen ist, indem die Verbündeten monatlich 700 bis 800 Millionen Frank an die Vereinigten Staaten für ihre Einfuhr zahlen. Wie soll das bezahlt werden? Frankreich kann es nicht, denn es hat weder begehrte Auslandwerte noch Kredite beim amerikanischen Gläubiger, und die Auslandpapiere, die es besitzt — nun, „die französische Gesetzgebung war in dieser Beziehung nicht immer glücklich inspiriert". (Das merkt Ihr jetzt erst?) „Ein großes Land — faßte Ribot die Lehren der Vergangenheit zusammen — lebt nicht von Rente und Anlagen, es lebt von Arbeit und Gewerbefleiß." Also England „finanziert", d. h. es bürgt, solange sein eigener Kredit dazu noch ausreicht. Es gewährt der französischen Regierung einen Kredit von 1550 Millionen Frank gegen Schatzwechsel und gegen 500 Millionen bar in Gold. Ein sonderbares Geschäft, mögen wir denken, aber die französische Gesetzgebung ist ja, wie Ribot sagt, „nicht immer glücklich inspiriert". Von Rußland, dem Dritten im Bunde, braucht man in diesem Zusammenhange kaum noch zu reden, es wird seine finanziellen Inspirationen wohl nach



Einsam auf der fernen Wacht. Nach einer künstlerischen Aufnahme vom östlichen Kriegsschauplatz.

dem Kriege bekommen, und es ist noch fraglich, ob seine Verbündeten daran Freude erleben werden.

Wie ist nun dieser — man kann wohl ruhig sagen, finanzielle — Zusammenbruch von drei Großmächten möglich geworden, von denen die eine als der gewaltigste Industriestaat, die zweite als die reichste Rentnernation, die dritte als unerschöpflich an Volkskräften und Naturschätzen dastand? Wie ist es möglich, daß dagegen Deutschland ihnen allen zugleich, sei es auch unter Anspannung seiner ganzen Kräfte, aber doch mit glänzendem Erfolge die Stirn bieten kann? Eins kann man ja heute schon mit Bestimmtheit sagen: wir würden es länger aushalten, als die drei reichsten Länder der Welt zusammen, auch wenn es uns nur um das Aushalten und nicht um den Sieg ginge! Wie ist das möglich geworden?

Zuerst wohl dadurch, daß wir schon früher in Wirklichkeit eine bessere, tatsächlich und nicht nur scheinbar aktive Handelsbilanz hatten, d. h. unsere Einfuhr nicht mit dem Kupon ausländischer Werte bezahlten, sondern mit ehrlicher Arbeit. Wir führten in der Hauptsache Naturprodukte und Rohstoffe ein, dagegen veredelte, durch Arbeit wertgesteigerte Erzeugnisse aus. Vor allem stand unsere chemische und unsere Maschinenindustrie fast unerreicht da, in letzterer Hinsicht sind uns die Amerikaner auf den Fersen, in ersterer ist Deutschland ohne Konkurrenz. Diese Industrien, vorher der Friedensarbeit und in weitem Umfange der Ausfuhr dienend, sind in einer ungeahnten Weise auf den Krieg eingestellt, Waffen und Sprengstoffe werden gegenwärtig in keinem Lande der Welt annähernd in dem Umfang wie in Deutschland gefertigt. Also wir versorgen uns selbst und behalten das Geld im Lande. Da wir gleichzeitig mit ein wenig Sparsamkeit auch die ausländische Nahrungszufuhr größtenteils entbehrlich gemacht haben, ersparen wir jeden Monat nahezu die 700 bis 800 Millionen Frank, die unsere Feinde allein an die Vereinigten Staaten zu zahlen haben. Daß aber die deutsche Industrie das leisten kann, das verdankt sie zum großen Teil dem Umstande, daß sie vorher so stark exportierte. Um ein Beispiel zu nennen: der Export der deutschen Maschinenindustrie. Das Ursprungsland des Maschinenbaus und der Weltversorgung auf diesem Felde war England. Im Jahre 1900 war die englische Ausfuhr an Maschinen von Deutschland noch nicht zur Hälfte, von den Vereinigten Staaten mehr als zur Hälfte erreicht. Zur Zeit des wirtschaftlichen Hochstandes 1907—1908 hatten Deutschland und die Vereinigten Staaten je zwei Drittel der englischen Ausfuhr erreicht. Seitdem ist die englische Maschinenausfuhr stehen geblieben, diejenige Deutschlands und Amerikas enorm gestiegen, 1913 stand Deutschland mit rund 675 Millionen Mark an erster Stelle.

Diese Hebung der deutschen Maschinenausfuhr ist es zum Teil gewesen, die unsere Munitions- und Waffenindustrie in wenigen Monaten so ungeheuer leistungsfähig gemacht hat. Kein Mensch konnte ahnen, wie ungeheure Massen von Munition die modernen Schlachten verbrauchen. Daß diese Munition und der vermehrte Waffenverbrauch hier im Lande hergestellt werden konnte, haben wir den Maschinenfabriken zu verdanken, die die erforderlichen Werkzeuge und Maschinen in kürzester Zeit liefern konnten. Alle Teile kommen dabei auf ihre Rechnung, die Maschinenfabriken, die ihren Export, die sonstigen Fabriken, die ihren gewohnten Friedensabsatz verloren haben, endlich das Vaterland, das die für den Krieg geopferten Milliarden größtenteils im Lande und in dauerndem Umlauf behält. Auch unsere Großindustrie, z. B. die Riesenfirmen der Elektrizitätszweige, haben das ihre zu der Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit der deutschen Arbeit beigetragen. Der Krieg hat ja allen Fabriken ohnedies viele Arbeitskräfte entzogen, die Zurückgebliebenen haben in der Kriegsindustrie so reichlich Beschäftigung gefunden, daß unser Arbeitsmarkt eine größere Anspannung als in Friedenszeiten zeigt und das Elend der Arbeitslosigkeit, das unsere Feinde zum Teil ebenso wie viele neutrale Länder bedroht, uns ferngeblieben ist.

Wie oft, wie verständnislos ist gehadert über die deutschen Waffenfabriken, die auch für fremde Staaten gearbeitet haben! Das ist eine kurzsichtig verblendete Anschauung. Wie stände es heute um unsere Rüstung, um die Ergänzung und den Ersatz an Waffen, hätten nicht die deutschen Waffenfabriken in Friedenszeit durch ihre Ausfuhr die Größe und Leistungsfähigkeit erreicht, den Arbeiterstamm geschult, die nun dem Vaterlande als wertvolle Reserven zu Gebot stehen? Wie stände es wohl um uns, wenn die Arbeit, die beispielsweise Krupp für das Ausland leistete, in englischen oder japanischen Fabriken geleistet wäre, sie gekräftigt hätte und von dort aus jetzt gegen uns wirkte?

Wohl wissend, welche furchtbare Waffe Deutschland in seiner Maschinen- und Waffenindustrie und in seiner chemischen Industrie zu Gebot steht, hat England alles — nur seine kostbare Flotte nicht — aufgeboten, um uns die Einfuhr aller Rohstoffe abzuschneiden. Aber auch das ist fehlgeschlagen. Abgesehen von den riesigen Mengen aller Rohstoffe, die in unbearbeiteter und in verarbeiteter Form in einem so arbeitsreichen Lande wie Deutschland aufgespeichert sind, haben unsere Feinde vergessen, daß in Deutschland auch die Technik der Verwertung von Abfallstoffen, von Überbleibseln, die Industrie der Wiederaufarbeitung wertloser Gegenstände, genug, die Technik der Sparsamkeit eine unerreichte Höhe besitzt. Das und die chemische Technik der Ersatzstoffe machen jeden Anschlag auf unsere Rohstoffversorgung zuschanden.

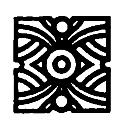
Alle diese Fähigkeiten und Anstrengungen deutschen Geistes und deutscher Tatkraft aber vereinen sich, um die Gefahr der Isolierung, in der unsere Feinde uns zu erdrosseln glaubten, in das Gegenteil zu verwandeln, aus der Not die Kraft zu entwickeln. Gewiß, unsere lohnende Ausfuhr ist zum großen Teil unterbunden, aber die Industrie, die davon lebte, ist trotzdem mit geringen Ausnahmen beschäftigt, zum Teil voll und lohnend. Wie sich die Zukunft gestalten, wie und wo zerrissene Fäden wieder angeknüpft werden, wo sich Ersatz dafür finden wird, mag Sorge des Friedens sein. Auch unsere Einfuhr ist unterbunden: wir haben aber trotzdem bekommen, was wir brauchten, und den Rest selber erzeugt. Damit sind Milliarden im Lande geblieben, die unsern Feinden unwiederbringlich verloren gehen, und Herr Ribot hat es von amtlicher Stelle ausgesprochen, daß die Verbündeten für ihre Kriegsbedürfnisse Wucherpreise zahlen müssen. Das kann uns recht sein, die Preise werden noch steigen, falls Amerika für seine Waffen selbst Verwendung hat. Sie werden weiter steigen, wenn bei Verlängerung des Krieges die Unterseebootssperre schärfere Formen annimmt. Wir haben bewiesen, daß wir ein Jahr aus uns selbst bestehen können, wir können es auch länger. Wir wollen aber darüber nicht vergessen, daß wir die Waffen für diesen Wirtschaftskrieg, die uns jetzt den geschlossenen Staat ermöglichen, auf dem Wege der Weltwirtschaft erworben haben, und daß wir sie auf diesem Wege, im friedlichen Ringen der Völker, auch weiterhin werden vermehren und schärfen müssen. Sehen es doch jetzt auch unsere Feinde ein, was sie von uns lernen können und müssen: „Ein großes Volk lebt nicht von Rente und Anlagen, sondern von Arbeit und Gewerbefleiß."

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Kriegsflüchtlinge.

Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.

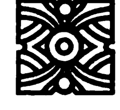




Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Dann begann Gehrt seine Erzählung: „Ich denke, heute kann ich ruhig darüber sprechen, da die Beteiligten sämtlich entweder tot oder in alle Winde zerstreut, jedenfalls nicht mehr in ihrem damaligen Wirkungskreise sind. Ich war noch in Togo, hatte dort auch eine viel größere Machtbefugnis als augenblicklich hier. Der ganze westliche Bezirk war mir unterstellt. Das heißt, soweit unsere Macht damals überhaupt reichte. Die Grenzverhältnisse waren noch gar nicht geklärt, und in der Praxis stritten wir uns immer noch mit den Engländern über die sogenannte Françoissche Linie. Zwei Dörfer an dieser deutsch-englischen Grenze waren in Fehde geraten und die Schießerei ging herüber und hinüber. Ich erfuhr erst davon, als einer aus dem deutschen Grenzdorf einen aus dem englischen Grenzdorf erschossen hatte. Um weiteren Fehden vorzubeugen, ließ ich den Mann gefangen nehmen und berichtete ans Gouvernement, indem ich gleichzeitig das Protokoll über den Tatbestand einschickte. Aus der Vernehmung ging hervor, daß das ganze deutsche Dorf eigentlich schuld hatte. Es hatte den Täter erst in einen Zustand absoluter Trunkenheit versetzt und ihn dann zu der Tat aufgereizt. Der Mann wußte nicht das geringste von seiner Tat, bis zu seiner Ernüchterung, wo man ihm davon erzählte. Er selbst hatte einen Kugelschuß von dem Erschossenen im Oberarm. Es war also kein Mord, sondern ein Totschlag. Die Wunde war sehr vernachlässigt, und ich hatte wochenlang zu tun, ehe sie heilte, da ich keine Kanüle hatte, sondern jeden Tag einen neuen Jodgazefaden durchzog, damit die Wunde von innen heilte. Kurze Zeit nach der Genesung meines schwarzen Patienten ging der deutsche Landeshauptmann mit der englisch-deutschen Grenzkommission zur Regulierung der Westgrenze in das Innere. Er hatte seine Vertretung dem nächsthöchsten Beamten der Kolonie in Aneho übertragen.

„Eines Abends", fuhr Gehrt fort, „kam ich nach Hause. Dort fand ich ein Detachement unserer Polizeisoldaten vor mit einem Briefe des Landeshauptmannes an mich. Der Brief war von dem deutschen Grenzdorfe aus geschrieben, aus dem mein Gefangener herstammte, und forderte die unverzügliche Auslieferung dieses Gefangenen an das Detachement Polizeisoldaten. Zu welchem Zwecke, stand nicht in dem Briefe. Das fiel mir auf. Ich fragte die Soldaten, ob sie wüßten, was mit dem Gefangenen geschehen sollte. Der Führer sagte: ‚Ja, Herr! Das englische Dorf bestürmt den englischen Kommissar, er solle bewirken, daß unser Herr, der deutsche Landeshauptmann, den Gefangenen vor ihren Augen hinrichten lasse. Nun sollen wir ihn holen, damit er gehangen werde.'

Mir tat der Gefangene leid. Einen Mord hatte er nach meiner Kenntnis der Sachlage aus dem eingehenden Zeugenverhör nicht begangen. Wenn sich der englische und deutsche Grenzkommissar in diesem Falle der Rechtsanschauung der Schwarzen anschlossen, die damals keinen Unterschied machte zwischen einem Mord, einem Totschlag oder einer fahrlässigen Tötung, sondern in jedem dieser Fälle nach dem drakonischen Landesgesetz das Leben des Täters als Sühne forderte — ich mochte mich dieser Anschauung nicht beugen. Außerdem war mir der Schwarze tatsächlich so etwas wie mein Eigentum geworden. Ich hatte mich wochenlang um seine Wunde bemüht. Mir hatte er seine Gesundheit, ja sein Leben zu verdanken. Er hatte sich dabei, obwohl er bei jedem Neuverband sichtlich große Schmerzen ausstand, als sehr tapfer und geduldig erwiesen. Er war der willigste und gehorsamste unter meinen Gefangenen. Und jetzt sollte er, gewissermaßen aus Gefälligkeit gegen die Engländer, gehangen werden ...! Das ging mir über die Hutschnur, und ich sann auf einen Ausweg für mich und meinen Gefangenen. Offenen Ungehorsam durfte ich nicht zeigen. Der hätte mich meine Stellung kosten können. Zum mindesten hätte mir das mein Chef bei sich bietender Gelegenheit eingetränkt. Was tun?! Ich sinne noch. Die Polizeisoldaten stehen noch in Rührstellung und warten.

Da kommt der Postbote von Aneho mit der Überlandpost. Kommt Zeit, kommt Rat, denke ich und sage den Polizeisoldaten, sie dürften wegtreten und sich nach der Stadt begeben. Sie müßten aber in zwei Stunden ihren Rückmarsch antreten. Ich öffne die Regierungspost. Da! ein Befehl des stellvertretenden Landeshauptmanns, meinen Gefangenen sofort an das Regierungsgefängnis nach Aneho abzuliefern. Ich befehle: ‚Zwei meiner eigenen Polizisten sofort marschfertig!' In fünfzehn Minuten treten sie an. Ich lasse das Gefängnis öffnen, übergebe ihnen meinen Gefangenen und die Überweisungspapiere. Geschützt von der Dunkelheit verlassen sie auf dem nächsten Wege die Stadt. Als nach zwei Stunden das beurlaubte Detachement kam, gab ich ihm einen Bericht an den Landeshauptmann bei der Grenzkommission mit, in dem ich bedauerte, seinem Befehl nicht Folge leisten zu können, da ich einem





Haspinger. Gemälde aus den Tiroler Freiheitskämpfen von Prof. Albin Egger-Lienz.

Befehl des stellvertretenden Landeshauptmanns zufolge den Gefangenen bereits nach Aneho abgeliefert habe. Denn ich folgerte, und wie sich später erwies, mit Recht: Hat er nicht das Opfer, wird der Landeshauptmann die Leute auch so beruhigen."

Gehrt schwieg.

Osten machte ein kritisches Gesicht. „Und der Gefangene?" fragte er.

„Starb ein Jahr später eines friedlichen Todes im Regierungsgefängnis zu Aneho, in dem er ein zwischen Arbeit und Ruhe abwechselndes, beschauliches Dasein geführt hatte."

„Sie haben alle Ursache, sich darüber zu freuen, eine Grausamkeit verhütet zu haben. Ich an Ihrer Stelle würde dieselbe diebische Freude empfinden, in diesem Falle dem Henker ein Schnippchen geschlagen zu haben!" bestätigte Osten.

„Auf was für gruselige Geschichten Sie gekommen sind!" sagte Sigrid.

„Wie bei uns zu Hause im Winter in den Spinnstuben, bei Kienspan und Spinnrocken, von denen unsere Mutter noch erzählte."

„Wir sind ja hier gewissermaßen auch im Winter!" bemerkte Osten.

„Natürlich! Nur daß es regnet anstatt zu schneien, und die Bäume niemals kahl werden!" wandte Gehrt ein.

„Ja, wie eigentümlich!" bemerkte Sigrid. „Da ist man nun zu Hause in der Auffassung groß geworden, daß die Natur jedes Jahr die Wintermonate Ruhe haben müsse, um Kräfte zu neuer Entfaltung zu sammeln, und hier lernt man einsehen, daß das gar nicht nötig ist. Ganz unmerklich verliert sich und ersetzt sich hier ein Blatt nach dem anderen."

„Und Schafe haben Haare anstatt der Wolle, die Kartoffeln, die man pflanzt, bringen süße Kartoffeln, die Hunde verlieren ihre Nase ... ihren Geruchsinn!" ergänzte Gehrt. „Man muß an alles einen anderen Maßstab anlegen als zu Hause. Auch an die Menschen hier draußen. Nur unter diesem veränderten Gesichtspunkte werden wir dann viele Handlungen begreiflich — und verzeihlich finden."

Es war spät geworden, als die drei sich trennten.

Als Sigrid in ihren Kissen lag und der eintönige Fall der Regentropfen auf das Dach des Hauses ihr das Schlummerlied sang, überkam sie ein Gefühl der Beruhigung.

Sie hatte einen tiefen Blick in das Innere ihres Bruders getan wie nie zuvor. Sie hatte in ihm eine Seele kennen gelernt, die das Leben und die Menschen von großen Gesichtspunkten aus beurteilte. Ein seit langem nicht gekanntes Gefühl der Sicherheit kam über über sie. Sie empfand: Gehrt war nicht nur ihr Bruder im landläufigen Sinne, verwandt durch Familienbande der Zufälligkeit, sondern durch verwandtschaftliches Denken und Handeln.

Seit jenem Abend kam Osten zu den Geschwistern, wenn immer er Zeit hatte.

Auf der Joßplatte war ein großes Gewimmel von Österreichern, die in schneeiges Weiß gekleidet waren: Kadetten, Offiziere und Mannschaften, die von der

unten im Becken ankernden Fregatte „Adria“ in einer Kette von Booten den Fluß heraufgekommen waren, um sich einmal im Urwald einer reichsdeutschen Kolonie umzusehen und auf Abenteuer zu fahnden.

Aber auch sonst kribbelte es auf der Joßplatte wie auf einem Ameisenhaufen. Schwarz und Weiß waren in lebhaftester Bewegung.

Bütow hatte mit Osten, dem Kriegsschiffkommandanten, eine Art Programm verabredet. Röding sollte heute zum ersten Male seine Rekruten in Parade vorführen. Am Abend waren die abkömmlichen österreichischen Offiziere, die deutschen Schutztruppen- und Seeoffiziere zum Gouverneur zum Diner geladen.

Wie Bütow es verstanden hatte, sich Sigrids künstlerische und praktische Talente bei Einrichtung des Gouverneurshauses zunutze zu machen, so sicherte er sich jetzt ihre Hilfe bei der Wahl der Gerichte, der Dekoration der Tafel, da er selbst sich wenig oder gar nicht darum kümmern konnte und Dina nach dieser Richtung hin einfach versagte.

Nun hatte Sigrid alle Hände voll zu tun, war zwischen Speisesaal und Küche hin und her gegangen, um sich zu überzeugen, daß der gute Togokoch auch ja alles richtig machte. Sie war gerade dabei, schneeweiße Frangipaniblüten mit blühenden Orangen- und Limonenzweigen zusammen in Vasen auf der Tafel zu arrangieren, als Gehrt in durchnäßtem und wieder trocken gewordenem Khakianzug hereinkam und sagte: „Du bist wohl nächstens nur noch hier anzutreffen!“ Lächelnd drehte sich Sigrid um, diesem Vorwurf zu begegnen, aber als sie die nichts weniger als salonfähige Verfassung sah, in der sich der Anzug ihres Bruders befand, vergaß sie ihre Rechtfertigung und fragte dagegen: „Mensch, wo kommst du denn in diesem Aufzug her?!“

„Ja, meinst du, daß man erst zwei Pinselohrschweine schießt, dann sie allein aus der Brandung holt und sie schließlich von Suellaba allein hier heraufschafft, ohne sich dabei selber ein klein wenig zum Schweine zu machen?! Dabei bin ich hungrig wie ein Wolf, komme nach Hause, finde dich nicht vor, den Koch auch nicht, und Sassu, der Schlingel, ebenfalls ausgeflogen.“

„Die sind beide hier, weil sie, wie ich, hier gebraucht werden. Was deinen Hunger anbetrifft, so rate ich dir, ihn zu bändigen, bis du ihn hier bei Tafel stillen kannst. Einstweilen aber, bitte, geh schleunigst nach Hause und zieh dich um! Wenn jemand dich außer mir in dieser Verfassung erblickte, er käme wahrhaftig nicht auf den Gedanken, daß du mein Bruder bist!“

„Hm! Darauf kommen die meisten sowieso nicht!“ brummte Gehrt, sich den langen Vollbart streichend, indem er mit leuchtendem Blicke die Gestalt seiner schönen, stolzen Schwester umfing.

„Und wenn du dich umgezogen und ein wenig menschlich gemacht hast, dann komm her! Ich kann einen praktischen Menschen brauchen!“

Eben als Gehrt sich getrollt hatte, trat Bütow ein. „Es ist rein Zum-des-Teufels-werden!“ sagte er zu Sigrid. „Da kommt auch noch die englische Gouverneursjacht mit Mac Duff an Bord und mehreren englischen Kolonialoffizieren den Strom herauf. Dabei nicht ein Hammelsteert oder ein halbverhungertes Huhn mehr auf der ganzen Joßplatte oder in der Negerstadt aufzutreiben!“

Sigrid arrangierte ruhig ihre weißen Blüten weiter.

„Kann Sie denn gar nichts aus der Fassung bringen, gnädiges Fräulein?“ fügte Bütow in komischer Verzweiflung hinzu.

„Oh, da schieben wir einfach ein ganzes Pinselohrschwein als pièce de résistance ein!“ antwortete sie ruhig.

„Ein Pinselohrschwein?! Den größten afrikanischen Leckerbissen des Jahrhunderts?! Der Herr wandelt doch nicht mehr auf Erden, daß er Wunder tut, wie bei der Hochzeit zu Kana!“ sagte Bütow, um nichts beruhigter.

„Das nicht, Herr von Bütow! Aber manchmal läßt er sich vertreten und legt seinen Segen in anderer Leute Hände!“

Ja, das tut er wohl! dachte Bütow und ließ seinen Blick ernst auf Sigrid ruhen.

„Mein Bruder hat zwei dieser Tiere geschossen und war eben hier, um es mir zu sagen.“

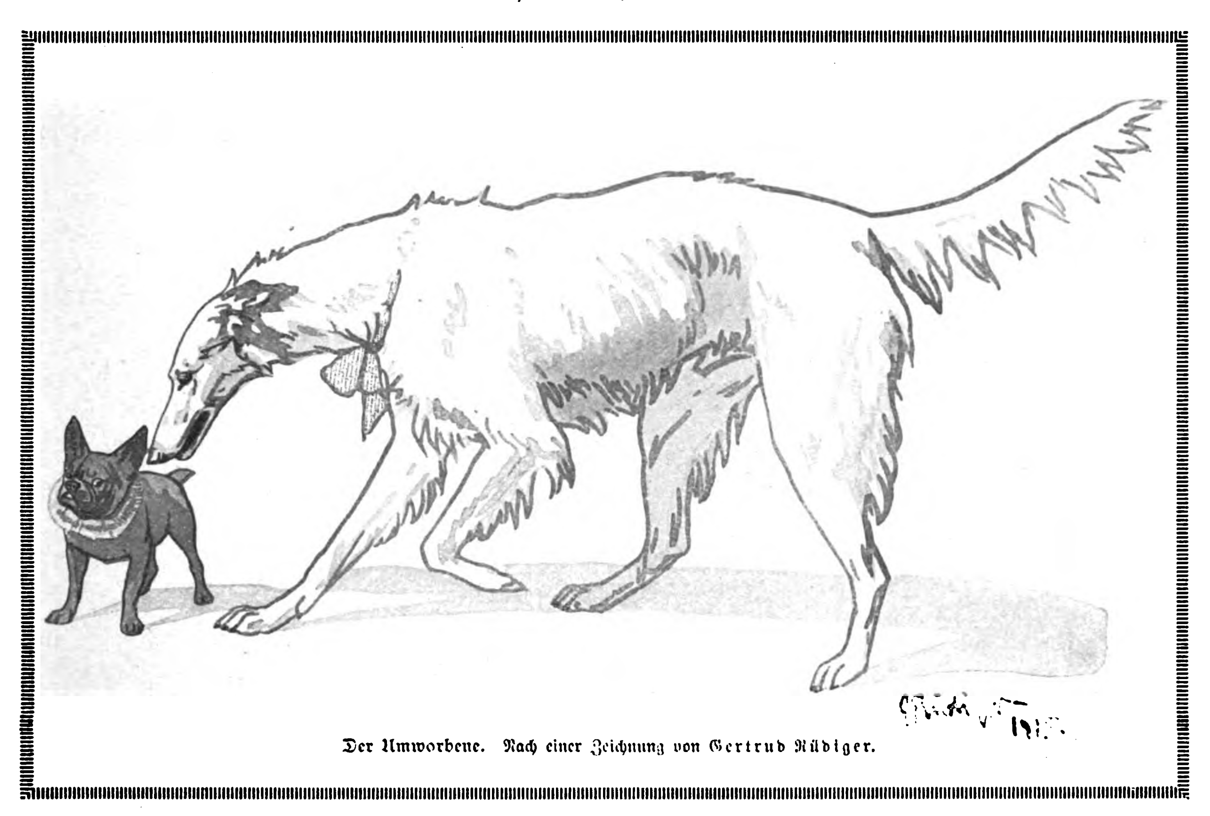
„Da weiß ich wirklich nicht, ob ich Ihren Herrn Bruder mehr um sein fabelhaftes Jagdglück oder mich selbst darum beneiden soll, daß es mir zugute kommt.“

„Tun Sie einstweilen keines von beiden, sondern seien Sie froh, daß es sich so gefügt hat, und überlassen Sie alles übrige nur ruhig mir!“

Bütows Blick überflog die festlich geschmückte Tafel mit beifälligem Kopfnicken und ging dann, um Mac Duff mit seiner Suite zu empfangen.

Gehrt war unterdessen wieder herübergekommen und hatte auf Sigrids Bitte die eine Hälfte seiner Jagdbeute in die Gouverneursküche bringen lassen, wo sie auf Sigrids Anordnung für das Festmahl zubereitet wurde.

Dann bat sie Gehrt, die immerhin noch etwas kahl wirkenden Wände in der Empfangshalle, in der die Tafel stand, durch Palmenzweige und Landes- und Signalflaggen schmücken zu lassen. Sie überzeugte sich durch einen Gang in die Küche, daß in Meister Pieters Reich alles am Schnürchen ging, und eilte nach Hause, um sich selbst in Gesellschaftstoilette zu werfen. Sie hatte nichts, als ein einfaches, weißes Kleid aus Madeiraspitzen, das sie sich vor kurzem



Der Umworbene. Nach einer Zeichnung von Gertrud Rüdiger.

selbst komponiert und genäht hatte. Nichts als ein Diadem von schweren Haarflechten legte sich um ihre reine Stirn und Schläfen, an denen, wie feine, bläuliche Schatten, die Adern zu sehen waren. Sie verzichtete auf jeden anderen Schmuck als auf ein paar kleine Zweige der Orange, deren schneeigweiße Blüten verschämt aus den sie umgebenden grünen Blättern hervorsahen.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als sie sich auf den kurzen Weg machte, der zwischen ihrem Heim und dem Gouverneurshause lag. Als sie dort ankam, waren die Gäste schon da. Anheimelnd mutete sie aus dem Stimmengewirr, das ihr entgegenschlug, der gemütliche Dialekt der österreichischen Offiziere an, die mit den reichsdeutschen Gästen des Gouverneurs auf der unteren Veranda um einen Appetitstrunk versammelt saßen.

Bütow mußte schon nach ihr ausgeschaut haben, denn als sie kam, stand er bereits an den Stufen, die zur Veranda heraufführten, empfing sie und stellte ihr die fremden Gäste vor.

Dina thronte mitten zwischen ihnen. Im schweren roten Atlaskleid, dessen Taille, nur von zwei Achselbändern gehalten, Rücken und Schultern wie Arme frei ließ. Sie hatte durch langes Studium vor dem Spiegel herausgefunden, daß ihre Augen erkältend wirkten. Nun hatte sie wieder zu Belladonna gegriffen, was ihnen einen ungewöhnlichen Glanz verlieh. Die Bogen ihrer schwarzen Augenbrauen hatte sie durch einen ganz feinen Strich künstlich verlängert, und in ihrem schwarzen Haar steckte eine feurige Hibiskusblüte.

„Wie Tag und Nacht!" raunte ein junger österreichischer Schiffsfähnrich seinem Oberleutnant leise zu, als Sigrid ankam, mit einem Hinweis auf sie und Dina.

„Ja, Kamerad! Wie ein selten klarer Tag, während einen die Nacht auf Rätsel sinnen läßt!" antwortete der ältere Kamerad.

An english lady! dachten, als Sigrid kam, aufatmend die Briten, die sich zwischen den vielen Deutschen unwillkürlich an die splendid isolation ihrer heimatlichen Inseln erinnerten. Und sie waren leise enttäuscht, als sie an dem leichten teutonischen Akzent, mit dem ihnen Sigrid in englischer Sprache antwortete, gewahr wurden, daß auch anderswo das Menschengeschlecht weibliche Edelgewächse hervorbrachte, die der Blüte der englischen Aristokratie nichts nachgaben an äußerer Schönheit und innerer Würde.

Sigrid sah sich nach Gehrt um. Der saß ein Stück entfernt von ihr, in anregendem Gespräche mit einem österreichischen Seeoffizier.

Weiterhin sah sie einige der Schwestern vom Roten Kreuz in ihrem schlichten weißen Gewand, mit keinem anderen Schmuck als der einfachen Emaillebrosche am Halse.

Bütow hatte sie hinzugezogen, weil sie hier draußen ihre Jugend und Anmut auf dem Altare erhabener Menschlichkeit zum Opfer brachten. Manche der anwesenden Afrikaner verdankten ihr Leben und ihre Gesundheit nur der aufopfernden Pflege dieser schlan-

ken weißen Hände. Sie sollten an diesem Abende einmal ihren schweren Beruf vergessen, um danach mit erneutem Mut an das Krankenbett der Fiebernden und Sterbenden zurückzukehren.

Zwei Frauen von Handelsagenten schlossen den kleinen Kreis weiblicher Sterne an diesem Himmel afrikanischer Männlichkeit.

Dina von Bütow wurde von dem österreichischen Kommandanten, einem lustigen älteren Herrn, Sigrid von dem britischen Gouverneur Sir Mac Duff zu Tisch geführt, während an Sigrids rechter Seite Bütow ihr Tischnachbar war.

Die Tafel verlief glänzend. Sigrid hatte sich so gesetzt, daß sie die eintretenden Boys vor sich hatte. Sie hatte ihnen vorher noch einmal die nötigen Instruktionen gegeben und dirigierte die mit den Speisen Eintretenden mit ihren Augen. Trotzdem die Boys von allen Weißen, die auf der Joßplatte wohnten, zusammengeborgt waren, um Bütows Personal zu vervollständigen, ging das Servieren wie am Schnürchen, und Bütows erlesene Weine taten ihre Schuldigkeit.

Heller blitzten die Augen der Männer den Frauen zu, witzsprühender wurden die Bemerkungen, geistreicher und lebhafter die Unterhaltung, zu der das Temperament der Österreicher das übrige beitrug.

„Wissen Sie, daß ich auf Ihren Herrn Bruder gar nicht gut zu sprechen bin?!“ wandte sich Sir Mac Duff einmal während der Tafel an Sigrid, nachdem er erfahren, daß Gehrt und Sigrid Geschwister seien.

„Warum?“ fragte Sigrid betroffen.

„Er hat mir manchmal ordentlich zu schaffen gemacht!“

„Kannten Sie sich denn schon früher?“

„Freilich! Ihr Herr Bruder hatte doch früher den Westbezirk der Togokolonie, und der grenzte an mein Reich. Wir waren also unmittelbare Nachbarn!“ sagte Sir Mac Duff.

„Und wie hat er da Ihr Mißfallen erregt?!“

„Er verstand es zu gut, seinen Bezirk auf Kosten meiner Kolonie in die Höhe zu bringen. Bei dem Konkurrenzverhältnis dieser Kolonien müssen die meisten Maßnahmen, die die eine vorwärts bringen, die andere schädigen!“ antwortete der englische Gouverneur. „So gern ich Ihren Herrn Bruder persönlich mochte, so froh war ich deshalb, als seine Versetzung nach hier ihn für mich unschädlich machte.“

Sigrids Blick leuchtete vor Stolz über das uneingeschränkte Lob ihres Bruders.

„Ihr Herr Bruder hat hier natürlich einen viel größeren Wirkungskreis erhalten?!“ fragte Sir Mac Duff.

„Im Gegenteil! Einen viel kleineren!“

„Und ist er denn zufrieden damit?!“ sondierte der britische Gouverneur vorsichtig.

„Ganz und gar nicht! Er ist hier lediglich stellvertretender Zolldirektor. Eine Tätigkeit, die gar nicht seinem Geschmack entspricht. Seine Fähigkeiten liegen in der Entwicklung und Verwaltung des Landes!“ und Sigrid kam auf die Eigenschaften Gehrts als Mensch, als Mann und Bruder zu sprechen.

„Ihr Wohl, Miß Kressentin!“ sagte Sir Mac Duff. „Auf das Wohl der Schwester, die ein so beredter Anwalt ihres Bruders ist.“ Lächelnd hob er das Glas gegen sie. „Ich wünschte mir einen solchen beredten Anwalt!“ Er seufzte komisch. „Wir Gouverneure könnten ihn manchmal in unserer Abwesenheit brauchen.“

„Und ich wünschte mir immer Gegner, die im Urteil stets so gerecht sind wie Sir Mac Duff!“ antwortete Sigrid, dem britischen Gouverneur Bescheid tuend.

„Der Wunsch wird Ihnen wohl nie erfüllt werden!“ sagte Sir Mac Duff lächelnd.

„Ja! Das fürchte ich auch!“ meinte Sigrid mit leisem Seufzer.

„Weil Sie nur Anbeter haben werden und niemals Gegner!“ fügte Mac Duff, sich zu ihr beugend, leise hinzu. (Fortsetzung folgt.)

Italienische Leitsprüche.

Aus Macchiavellis „Buch vom Fürsten“, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 1218/19.

Ein Fürst, und absonderlich ein neuer Fürst, kann nicht immer alles das beobachten, was bei andern Menschen für gut gilt; er muß oft, um seinen Platz zu behaupten, Treue, Menschenliebe, Menschlichkeit und Religion verletzen.

Die Menschen handeln oft wie gewisse Raubvögel, welche so gierig nach dem Erlangen ihrer Beute sind, zu welcher sie von Natur aus getrieben werden, daß sie nicht den größeren Raubvogel bemerken, der über ihnen schwebt, um sie zu töten.

Fremdes Gut durchbringen, macht keinen schlechten Namen, sondern das Gegenteil. Nur die Verschwendung des eignen schadet. Keine Sache verzehrt sich selbst, so wie die Freigebigkeit.

Ein kluger Fürst kann und darf sein Wort nicht halten, wenn die Beobachtung desselben sich gegen ihn selbst kehren würde.

Ich wage es zu behaupten, daß es sehr nachteilig ist, stets redlich zu sein: aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich zu scheinen ist sehr nützlich.



Ein deutsch-polnisches Freundschaftsbündnis. Phot. R. Sennecke.

Ernste und heitere Bewohner.

Von Dr. Alfons Goldschmidt, Unteroffizier d. L.

Mit fünf Abbildungen.

Das Verhalten der Zivilbevölkerung in Feindesland gehört zu den wichtigsten Problemen des Krieges. Wir wissen aus vielen offiziellen und privaten Mitteilungen und Schilderungen, daß unsere Soldaten oft große Not von den Bewohnern auszustehen hatten, daß man ihnen aber auch sehr häufig nach anfänglicher Scheu und Kühle freundwillig entgegengekommen ist. Ich habe stets mit besonderer Aufmerksamkeit das Verhältnis zwischen unseren Truppen und den Einwohnern auf dem westlichen Kriegsschauplatze beobachtet. Ein maßgebendes Moment schien mir die Dauer des Verkehrs zu sein. Je länger die Bevölkerung unsere Truppen kennt, um so friedfertiger und zutraulicher zeigt sie sich. Allerdings ist das nach meinen Erfahrungen nicht ausnahmslos der Fall. Immer wieder gab es Zivilisten, die feindliche Handlungen unternahmen oder versuchten, und die gerade das wachsende gegenseitige Zutrauen ausnutzten. Von sehr großer Bedeutung ist ferner die Kenntnis und Beherrschung der Sprache. Wer die Sprache des Feindeslandes spricht, hat leicht die Möglichkeit, sich selbst und seinen Kameraden die Herzen der Einwohner zu nähern. Man erkennt hier so recht den ungeheuren realen Wert der Sprache. Ein Mensch braucht nur seine Mutterlaute zu hören, gleich ändert sich sein Gefühl und setzt sich in freundliche Taten um. Unsere Soldaten begriffen das bald und bemühten sich eifrig um die Erlernung wenigstens der notwendigsten Sätze. Kleine Sprachführer, die nicht nur die Übersetzung, sondern auch die Aussprache enthielten, wurden eifrig begehrt, und diejenigen, deren Schulkursus das Französische enthalten hatte, wurden fortwährend von lernbegierigen Kameraden befragt. Sobald die Truppen nicht mehr auf die Gebärdensprache angewiesen sind, sobald sie wirklich verstehen, was die Bewohner leiden und wünschen, entwickelt sich ein Verkehr, der sich oft durch liebevolle Fürsorglichkeit auf soldatischer Seite auszeichnet. Die Gemeinsamkeit der Sprache begründet das Menschliche, sie bringt die Herzen zueinander und läßt das kriegerische Gegeneinander vergessen. Dauer des Aufenthaltes und Sprachbeherrschung hängen voneinander ab. So mildern sich die Sitten, je länger die Soldaten sich an einem Orte aufhalten, durch die Zeit und durch die mit der Zeit sich steigernde Sprachkenntnis.

Natürlich bleibt trotz aller Gemeinsamkeiten das Verhalten der Bewohner verschieden, ja diese Verschiedenheit äußert sich in dem Verhältnis ganzer Ortschaften zu den Truppen. Ich habe in Dörfern gelegen, deren Bewohner samt und sonders freundlich auftraten, ich habe auch Ortschaften kennen gelernt, die kalt wirkten, in denen auch nicht ein Mensch eine heitere Miene aufsetzte. Immer aber war eine Abstufung nach der Aufenthaltsdauer und nach dem Grad der Verständigung durch die Sprache zu bemerken. Ich entsinne mich aus der Gegend von V. in Frankreich eines Ehepaares, das unsere Einquartierung zunächst mit bösen Augen und äußerster Zurückhaltung



Deutsche Soldaten nehmen Abschied von ihren französischen Quartierleuten.

ansah. Aber schon nach einer Stunde, als Mann und Frau gesehen hatten, daß von irgendwelcher Gewalttätigkeit nicht die Rede war, daß alles, was geliefert, auch bezahlt wurde, öffnete sich der Keller des Hauses und heraus kamen Genüsse, die wir einen Tag vorher noch nicht zu träumen gewagt hatten. Es öffneten sich auch die Herzen, es öffnete sich der Mund, und wir erfuhren manches von den Sorgen, von der Plötzlichkeit des Krieges, von dem wachsenden Zutrauen zu der Gewalt unserer Waffen, die ja nun auch das Gebiet dieser Menschen beschützten. Es wich die Ängstlichkeit, eine heitere Hoffnung auf das Verschontbleiben der Gegend von weiteren Kämpfen brach durch, und zum Abschied erhielten wir Geschenke und innige Wünsche. Ich denke ferner an einen französischen Versicherungsagenten, der schon in Marokko gekämpft hatte, der seither aber rund und mollig geworden war und ein großes Vergnügen an der Kochkunst gefunden hatte, die er nun mit einer speckigen Fröhlichkeit im Gesichte für uns derart ausübte, daß wir uns nur schwer von diesem gastlichen Orte trennen konnten. Wir haben in solchen Fällen gern eine Charakteristik der Bewohner für die nachfolgenden Kameraden zurückgelassen, damit nicht erst wieder das gegenseitige Belauschen nötig war, sondern gleich ein gutes Verhältnis statthaben konnte. An manchem Abend war in französischen Dörfern eine Gassenfröhlichkeit beinahe wie in der Heimat. Dann erfreuten sich die Bewohner an unseren Soldatenliedern, an unserer Heiterkeit und unseren Spielen. Man fühlte in solchen Stunden heraus, daß jede Furcht gewichen war, daß man uns nicht mehr als Feinde betrachtete, die vor Grausamkeit nur so starrten, wie französische Zeitungen, französische Flugschriften und französische Lehrer und Geistliche uns geschildert hatten.

Ich bin aber auch auf eisige Kälte gestoßen, die kaum zu besiegen war. Häufig allerdings zogen wir schnell weiter, so daß wir Gefühlseroberungen nicht machen konnten. Als wir durch Belgien ritten, im August 1914, sahen wir verschlossene Mienen, Leute, die bei ihren Hantierungen nicht aufblickten, die überhaupt eine Gemeinsamkeit nicht zu wollen schienen, die nicht selten Verbissenheit und Verstocktheit in ihren Gesichtern hatten. Inzwischen hat sich ja, wie man hört, auch hier das Eis gelöst. Damals aber wandten sich noch die Blicke ab oder, wenn sie sich uns zuwandten, waren sie kühl oder drohend. Bemerkenswert war mir in Frankreich die wachsende Rechtssicherheit der Bewohner. Sie wurden sich bald bewußt, daß sie nicht lediglich der Gewalt gegenüberstanden, daß ihre Wünsche und Beschwerden auch Berücksichtigung fanden. Oft mußte ich mit den Leuten zum Ortskommandanten gehen, mußte das Vieh nach den Eigentümern ordnen, die Material- und Lebensmittelentnahme so verteilen, daß der einzelne nicht überlastet wurde. Auf diese Art kam dann in einiger Zeit Regelmäßigkeit und Ord-



Deutsche Soldaten friedlich vereint mit den Französinnen, auf deren Gutshof sie einquartiert sind.

nungssinn in den Dorfbetrieb, der durch die Anwesenheit und Arbeit der Truppen zu einem neuen und frischen Gemeinwesen erwuchs. Die Bewohner sahen mit Staunen und Vergnügen die Sauberkeit, die das Kennzeichen deutscher Quartiere ist, sie sahen das landwirtschaftliche Können der Soldaten, die geschickte Handhabung der Maschinen, die Ausbesserung der Ställe und Wohnungen und mögen wohl ein gutes Teil für ihr eigenes Leben davon profitiert haben. Es gab dann auch wieder Dorfsonntage, an denen die Bevölkerung im Staat erschien, an denen sie feierlich auftrat wie in Friedenszeiten. Das Beispiel unserer Truppen wirkte auch in dieser Hinsicht. Am meisten bedrückte das Fehlen jeglicher Nachrichten von den im Felde stehenden Angehörigen. Es kam wohl vor, daß der eine oder andere von ihnen gefangen genommen wurde und als Verwundeter in einem benachbarten Lazarett lag. In solchen Fällen war die Freude groß, der Verwundete wurde besucht und mit den Erfahrungen, die die Bewohner bisher mit uns gemacht hatten, getröstet. Nachdem die Bevölkerung zunächst auf die Rückkunft der Franzosen gehofft hatte, obwohl sie von deren Einquartierung ganz und gar nicht entzückt war, gewöhnte sie sich später an den Zustand und hoffte im Gegenteil, daß wir bis zum Ende des Krieges blieben; manchen gefiel sogar unsere Handhabung der Ortsverwaltung so gut, daß sie den Wunsch aussprachen, unter deutscher Herrschaft zu bleiben. Man hatte ihnen Angst vor unseren Gesetzen gemacht, die man ihnen als drakonische Bestimmungen geschildert hatte. Als sie nun sahen, daß wir nicht als blutige Verwüster, sondern als Organisatoren auftraten, die zwar streng aber gerecht und freundlich waren, wandelte sich die Furcht häufig in Bewunderung. Ich denke da besonders an einen Greis von 84 Jahren, in dessen Haus ich mehrere Wochen einquartiert war. Er trat uns anfangs mit äußerster Skepsis entgegen, beargwöhnte jeden Schritt, stellte nur zögernd Tassen und Teller zur Verfügung, und ließ erkennen, daß er uns aller Schandtaten für fähig hielt. Wie hat sich mit der Zeit seine Denkweise und sein Benehmen geändert! Er saß bald mit uns am Tisch, nahm jede Mahlzeit mit uns, erzählte uns von den Nöten und den Wünschen der Bevölkerung, suchte möglichst gerecht nach den Gründen des Krieges und zeigte nicht mehr den geringsten Starrsinn. Als ich ihn später einmal auf einem Durchmarsch besuchte, freute er sich wie ein kleines Kind und wollte mich gar nicht fortlassen. Er, der ganz einsam auf der Welt geworden war, hatte uns Soldaten als Freunde gewonnen. Schwer ist das Schicksal der Bewohner eines Landes, das vom Kriege heimgesucht wird, aber die Menschlichkeit weiß auch dieses Leid zu lindern, und selbst das rauhe Tagewerk des Kriegers bietet Gelegenheit, sie zu üben und mancherlei Not erträglicher zu gestalten.



Deutsche Soldaten mit ihren französischen Quartierleuten auf einer Kahnpartie in der Champagne.



Deutsche Kavallerieoffiziere mit ihrem Quartiergeber, einem französischen Pfarrer. Phot. W. Braemer.



Frühlingstage in Flandern: Kahnpartie unserer Feldgrauen auf einem Schloßteich hinter der Front.

Der Kriegsstand der deutschen Volkswirtschaft.

Von Dr. Alexander Elster (Berlin-Friedenau).

Einer der hauptsächlichsten Zwecke, die von England in diesem Kriege gegen uns verfolgt werden, ist die Lahmlegung und allmähliche gänzliche Ausschaltung des deutschen Außenhandels. Man war zu Anfang vielfach geneigt, anzunehmen, daß wenigstens für die Dauer dieses Krieges dieses Vorhaben Englands gelingen müsse, da die „Beherrscherin des Meeres“ uns von allen überseeischen Verbindungen abschneiden kann. Zwei Punkte in dieser anscheinend so richtigen Rechnung sind nur verändert in Erscheinung getreten. Einmal hat unsere Unterseebootwaffe es vermocht, auch den Überseehandel unserer Feinde bedeutend zu stören, weiter aber konnte der unsrige, da wir nicht lediglich auf die Zufuhr auf dem Seewege angewiesen sind, teilweise aufrecht erhalten werden. Abgesehen davon, daß auch unsere eigenen Ausfuhrverbote wie diejenigen in neutralen Ländern mit Rücksicht auf die Kriegszwecke das Auslandsgeschäft in vielen Waren eingeengt oder unmöglich gemacht haben, war im übrigen dieses Auslandsgeschäft in einzelnen Gewerbezweigen von verschiedener Lebhaftigkeit. Jedenfalls hat der deutsche Kaufmann dank seiner Geschicklichkeit es immer noch vermocht, den Exportverkehr mit neutralen Ländern weiter zu pflegen und auch einen großen Teil von Rohstoffen nach wie vor hereinzubekommen. Beispielsweise haben wir Gemüse stets in bedeutenden Mengen aus Holland bekommen, andere landwirtschaftliche Erzeugnisse kamen aus Dänemark und Italien, auch aus Rumänien und anderwärts her. Oft genug erfolgte bei der Einfuhr solcher uns wichtiger Rohstoffe ein Austausch derart, daß dafür Ausfuhrgut unserer Industrie abgegeben wurde. Dies alles geschah selbstverständlich gegen früher in stark gemindertem Maße, doch trotz der strengen Überwachung durch England, die sich die Neutralen vielfach gefallen ließen, immer noch in nicht geringen Mengen.

An besonders wichtigen Rohstoffen wie Kohle und Roheisen haben wir keinen Mangel, weil diese Erzeugnisse im eigenen Lande gewonnen werden und wichtige Erzeugungsgebiete des feindlichen Auslandes von uns besetzt sind. Neuerdings wird auch die Petroleumnot dadurch wieder behoben werden, daß das reiche galizische Petroleumgebiet von den österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen zurückerobert worden ist. Mit Kali und Zucker sind wir sogar besser versehen als unsere Feinde, und viele andere Dinge, wie namentlich Farbstoffe, fehlen der ausländischen Industrie stark, weil es ihr nicht gelingt, diese Waren in gleicher Vollendung herzustellen. Auch die Rübenzuckerdistrikte Belgiens und Frankreichs sind von den deutschen Armeen besetzt, und die Zufuhr von russischem Zucker aus Polen und Südrußland ist den Feinden kaum möglich, so daß ein großer Ausfall an Zucker auf dem Weltmarkt besteht. Für Stoffe, die uns ganz besonders fehlten, wie z. B. Jute und andere Gespinstfasern, ferner Chilisalpeter zur Bodendüngung, hat die hervorragende chemische Industrie Deutschlands alsbald Ersatzstoffe geschaffen, die bereits industriell hergestellt und kapitalistisch verwertet werden.

Ohne Zweifel besser als England stehen wir in der Hinsicht, daß der größte Teil unserer wirtschaftlichen Arbeit dem heimischen Verbrauch dient, und diese Hauptstärke unserer Wirtschaft, der große innere Markt, ist uns ja gerade um deswillen voll erhalten geblieben, weil die Kriegsschauplätze nicht in unserem Vaterland liegen und weil die bisherige glückliche Gestaltung des Feldzuges zu einer Wiederbelebung des inneren Marktes geführt hat. Dies bezieht sich im wesentlichen auf die Gebiete des täglichen Gebrauchs. Die Mahnung, die vielfach an die Volksgenossen gerichtet wird, sich nicht allzusehr einzuschränken, sondern nach Maßgabe der ihnen gebliebenen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit wie in Friedenszeiten Bedürfnisse aller Art, auch die nicht unbedingt notwendigen, zu befriedigen, verdient weiterhin Beachtung. Dahingegen soll man sich einschränken in Bedürfnissen, deren Befriedigung Schaden bringt, also jede Vergeudung von Nährwerten vermeiden und äußerste Sparsamkeit in der Ausnutzung des Vorhandenen walten lassen.



Vor der „Barbara-Hütte": Ein Heim deutscher Artillerieoffiziere auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Sind wir durch unseren starken inneren Markt in verhältnismäßig guter Lage, so ist des weiteren anzunehmen, daß der zeitweise verlorene Außenhandel nach der Wiederkehr normaler Zustände neu errungen werden wird. Die „Times" selbst haben eingestehen müssen, daß die Handelsbeziehungen, deren sich England dank seiner Flotte bemächtigen werde, nicht lange in britischen Händen bleiben werden. Die Ursache, die dem deutschen Außenhandel seine Stellung in der Welt gegeben hat, wird auch später in alter Kraft weiter wirken: die geschäftliche Rührigkeit, das Eingehen auf die Wünsche der Verbraucher und der industrielle Ehrentitel des „Made in germany". In diesem Sinne ist auch die beachtenswerte Auslassung zu bewerten, die der Meßausschuß der Leipziger Handelskammer vor einiger Zeit veröffentlichte. Der Handelskammersyndikus Fechner in Leipzig trat in dieser Auslassung dem Vorgehen Englands und Frankreichs entgegen, die durch Verbote deutscher Waren unseren Handel lahmlegen wollen, und erwartete von der Leipziger Messe, die ja unter solchen Umständen auch von englischen und französischen Fabrikaten absehen muß, eine Förderung der deutschen Industrie. Gegenüber dem englischen Wunsch, daß



Ein gemütliches Kaffeestündchen in Reservestellung hinter der Schützengrabenlinie auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Beachtenswert ist die überaus liebevolle Ausschmückung des Platzes mit kleinen Gärtchen und Blumen.

der deutsche Außenhandel nie wieder erwache, muß namentlich mit einer Emanzipierung von der Vorherrschaft ausländischer Waren Ernst gemacht werden, neben der die energische Anknüpfung der alten auswärtigen Handelsbeziehungen einhergehen muß. Die Leipziger Frühjahrsmesse bedeutet einen Teil dieser wirtschaftlichen Mobilmachung, und die Bestrebungen einer deutschen Mode-Industrie, die tonangebend werden soll, sind unter guten Aussichten begonnen worden. Aber die Früchte dieser Tätigkeit können natürlich erst nach dem Kriege reifen.

Eine Sorge, die uns lange bedrückte, war die Frage der ausreichenden Volksernährung. Hatte schon der Berliner Hygieniker Professor Rubner gezeigt, daß die unbedingte Sicherung unserer Ernährung selbst in dem Fall feststeht, daß unsere Grenzen vollständig geschlossen werden, so hat doch erst die sorgsame Einschränkung mit Hilfe der Brotkarte und des Durchhaltenwollens der Allgemeinheit uns in dieser Hinsicht vollständig gesichert. Neuerdings konnte erfreulicherweise zahlenmäßig festgestellt werden, daß unsere Kartoffelvorräte durchaus hinreichend sind, daß ferner die von der deutschen Kriegsgetreidegesellschaft aufgespeicherten Mehlvorräte derart sind, daß wir bei gleichem Bedarf wie bisher noch mit einem schönen Überschuß in die Zeit der neuen Ernte eintreten können, daß wir namentlich wieder an Weizenmehl reichliche Mengen besitzen und daß die Mehlpreise erniedrigt werden können. Auch der Rindviehbestand reicht vollkommen aus, und es ist ferner nicht mehr nötig, die Schweine in verstärktem Maße abzuschlachten, was zeitweise mit Rücksicht auf die Streckung der Kartoffelvorräte von Fachmännern gefordert und dann auch durchgeführt worden ist. Auch die staatliche Preispolitik hat hier das ihrige dazu beigetragen, um den Erfolg zu sichern. Wir dürfen schließlich auch hinzufügen, daß namentlich aus Österreich-Ungarn sehr günstige Nachrichten über den Saatenstand vorliegen, und wir wissen außerdem, daß nicht nur im deutschen Vaterlande, sondern auch in den besetzten feindlichen Gebieten unter der Führung der Militärverwaltung für die Feldbestellung in ganz hervorragendem Maße gesorgt wird.

Im Gefühl dieser Sicherheit und dank des siegreichen Fortschreitens des Krieges hat sich dann auch die industrielle Tätigkeit überall nicht nur am Leben erhalten, sondern vielfach auch nach gewisser Stauung wieder belebt. Die Förderungs- und Absatzverhältnisse des Kohlenbergbaues zeigen trotz der Schwierigkeit der Beschaffung hinreichender Arbeitskräfte von Monat zu Monat wiederum eine Steigerung. Das gleiche gilt von der Roheisenerzeugung, die im März um 17 Prozent größer war als im Februar. Auch die Stahlerzeugung bewegte sich im Februar und März in steigender Richtung. Im Baugewerbe sieht es nicht so schlecht aus, wie man anfangs gefürchtet hatte, und im Textilgewerbe ist nach einer zeitweisen Hochflut von Aufträgen für Heereslieferungen wieder ein gewisser Stillstand eingetreten, bei dem aber die Geschäftslage dank der erzielten Gewinne gut über Wasser gehalten werden kann.

Schwierigkeiten gibt es in der Industrie namentlich infolge des Arbeitermangels. Ungelernte Arbeiter und weibliche Hilfskräfte müssen einspringen und sich in neue Gebiete einarbeiten. Wie man erfährt, gelingt dies auch allgemein ganz gut, und es ist jedenfalls von einer im Anfang des Krieges aufgetauchten Gefahr nie mehr die Rede gewesen: von der Gefahr der Arbeitslosigkeit. Während im Januar auf 100 offene Stellen immerhin noch 134,82 Arbeitsuchende kamen, waren es im Februar nur 127,21 und im März nur noch 111,62. Die im ganzen glänzende Anpassung des Erwerbslebens an die Kriegswirtschaft hat denn auch dahin geführt, daß die Arbeiterversicherung im ganzen ruhig weiter arbeiten konnte, daß die Versicherungsanstalten die Abwehr wirtschaftlicher Schädigungen von der Bevölkerung während des Krieges sich angelegen sein lassen konnten und daß vieles Gute auch durch die freiwilligen Leistungen der Arbeitgeber für ihre zur Fahne einberufenen Angestellten getan worden ist.

Fügen wir zum Schluß noch einige Worte über die finanziellen Grundlagen der deutschen Volkswirtschaft hinzu, so dürfen wir zunächst betonen, daß durch die Flüssigkeit des Geldmarktes die Emissionstätigkeit sehr begünstigt wird, daß die Neugründungen von Gesellschaften andauern und daß für allerlei gute Zwecke das Geld noch in reichlichem Maße vorhanden ist. Der glänzendste Beweis dafür ist ja der Ausfall der ersten und namentlich der zweiten Kriegsanleihe gewesen. Für die Echtheit und Dauerhaftigkeit dieses Erfolges bürgt namentlich das eine untrügliche Zeichen, daß der Kurs der Kriegsanleihe im freien Verkehr gestiegen ist. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn der Reichsbankpräsident Havenstein in seiner Rede vor dem Zentralausschuß der Reichsbank am 29. April die Finanzierung der zweiten deutschen Kriegsanleihe als eine zweite Großtat unserer Nation auf finanziellem Gebiete bezeichnet, als die größte, die je ein Volk vollbracht. Halten wir dazu noch den Stand der Reichsbank, deren Goldbestand seit Beginn des Krieges um 1115 Millionen Mark gewachsen ist, so dürfen wir die finanzielle Kriegsrüstung als eine der sichersten Grundlagen für den endgültigen Sieg betrachten, mögen auch noch mancherlei Schwierigkeiten aus der politischen Lage erwachsen.

Die Mutter.

Vier Jungens gab sie dem Vaterland
Ernst, ohne Weinen und Klagen.
Sie legte ihr Glück in Gottes Hand
Und wußte ihr Leid zu tragen.

Vier Jungens, die einst ihr Heim durchsonnt,
Zogen hinaus mit den andern.
Der eine fiel vor der russischen Front
Und zwei begrub man in Flandern.

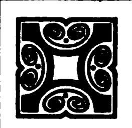
Sie hört's und aus halb geschlossenem Mund
Kommt's wie ein heilig Versprechen:
Noch blieb mir der Letzte am Leben, und
Der wird seine Brüder rächen!

Hans Ludw. Linkenbach.



Die Seeschlacht von Salamis. Nach einem Gemälde von **Wilhelm v. Kaulbach.**

REGLAM'S UNIVERSUM LEIPZIG



„Prinz Eitel“.



Drei Briefe. Von Wilhelm Schreiner.

An Bord des „Prinz Eitel Friedrich“. Schanghai, den 28. Juli 1914. Lieber Hermann! Meine Karte von Jokohama wird dich wohl noch erreichen. Ob dieser Brief auch, bezweifle ich. Immerhin, ich schicke ihn mit der nötigen Vorsicht ab. Du siehst also bereits aus den ersten Worten, worauf wir gefaßt sind. Solange wir hier liegen, haben wir ständig F.=T.=Verbindung mit Tsingtau. Und wissen, was bei euch daheim vor sich geht. Junge, daß es endlich losgeht! Wir hier fühlen doch noch ganz anders als ihr daheim. Meine Reise hört nun natürlich auf, ich stelle mich sofort. Auch alle Mannschaften auf unserem Dampfer. Du solltest die Kerle sehen! Was wir daheim schon oft vielleicht gar zweifelnd erwogen in manchem nächtlichen P. C., das wächst heut sieghaft und beglückend ins Bewußtsein: „Ein Deutschland an Herzen ist's nur!“ Ich bin dankbar, daß wir das noch erfahren, eh' des Feindes Hand uns hier im fernen Osten die Verbindung mit der Heimat nimmt. Wir hier werden nicht Zeugen sein können von der Glut, die flammend Millionen deutscher Herzen zusammenschweißt, wenn nun, vielleicht in wenig Tagen, die Not uns das Schwert in die Faust drückt. Doch zündet auch in uns wenigen Tausend derselbe Strahl wie in den Millionen daheim. Es ist kein Jauchzen der Begeisterung, dazu übersehen wir unsere Lage im fernen Osten hier zu klar, aber ein Emporwachsen über uns selbst, das uns mit heiliger Freude durchglüht: absolute Bereitschaft zur Pflichterfüllung bis zum äußersten!

Samstag, den 1. August. In See. Erst jetzt komme ich zu ein paar Minuten Ruhe. Es beginnt dämmrig zu werden. Wir fahren abgeblendet. Nach Tsingtau. Morgen früh, wenn alles glatt geht, sind wir da. Gab das ein Hasten und Jagen, als der Befehl kam. Ich war gerade an Land und gelangte noch mit der letzten Jolle auf den „Eitel“ zurück. Die Post war schon wieder ausgeschifft. Keine halbe Stunde nachdem der drahtlose Befehl einlief: „Sofort Tsingtau kommen!“ An Bord sind bereits die ersten Reservisten. Aber noch immer ist nicht mobil gemacht. Morgen spätestens erfahren wir Genaueres. Auch was aus uns wird. Hilfskreuzer? Mit unseren höchstens 16 Knoten? Transportschiff? Der Kapitän sagt kein Wort. Ich steige noch zu ihm hinauf. Gute Nacht! — Später. Auch von Tsingtau ist noch nichts Näheres zu erfahren. Aber ich fühle bestimmt, daß die Würfel gefallen sind. Meine Gedanken sind bei euch. Ich weiß, ihr nehmt Abschied. Ihr alle zieht mit. Kriegsfreiwillig. Wie es verachtend euch aus den Augen zuckt beim peitschenden Rhythmus Körners: „Pfui über den Buben hinter dem Ofen . . .“ — und zukunftsschauernd klirrt es in der Runde: „Stoßt mit an, Mann für Mann, wer den Flammberg schwingen — kann!“ Und „Hinaus, hinaus, es ruft das Vaterland! . . .“ Fern grüßt uns der Sieg. Grüßt uns der Tod? Jauchzenden Muts hinein in den Kampf, Heimat für dich auch das Leben! „Hab und Leben dir zu geben, sind wir allesamt bereit . . .“ — —

Wir wühlen uns mit großer Fahrt durch mitternächtige Wogen, getrennt von euch Brüdern durch weltenweite Wasser, zu Deutschlands fernster Kolonie. Ja, Junge, der Geist war bei euch, ich weiß es, in heiliger Stunde. „Ein Deutschland an Herzen ist's nur!“ . . .

Tsingtau, den 6. August. Heute nacht geht's wieder in See. Zum Kreuzergeschwader als Hilfskreuzer. Du ahnst nicht, was wir schon in den wenigen Tagen alles geschafft haben. Pünktlich, wie vorgesehen, kamen wir am zweiten in Tsingtau an und gingen im großen Hafen vor Anker. Im Angesicht einer jubelnden Menge. Noch am gleichen Tag kam endlich die Kriegserklärung an Rußland. War aber bloß wie ein Punkt hinter einem Satz. Wir waren lange mobil. Warum England nur so zögert? Einen Kriegsgrund zu finden, kann ihm doch nicht schwer fallen. — Kaum, daß der Anker niederrasselte, legten sich „Luchs“ und „Tiger“ beiderseits längs, und wir holten aus den beiden Kanonenbooten alles über, was sie an Geschützen besaßen. Die vier 10,5-cm-Kanonen stehen nun auf Oberdeck, je zwei Backbord und Steuerbord an den Ladeluken, aber so meisterhaft verkleidet, daß kein Mensch es merkt, die leichteren haben mittschiffs auf dem Bootsdeck eine Heimat gefunden. Zwei Maschinengewehre stehen auf der Brücke. Fregattenkapitän Thierichens vom „Luchs“ ist unser Kommandant. Unser Kapitän Mundt bleibt bei uns als Zweiter Offizier. Die Mannschaft ist aus den Leuten von den Kanonenbooten und Reservisten gebildet. (Unter ihnen Kleinpoppen, auch ein Dillenburger. Merkwürdiges Wiedersehen!) Haben sich meist noch nie gesehen, arbeiten sich aber in die Hände, als stünden sie schon monatelang nebeneinander im Dienst. Das flutscht nur so. Vorgestern gekohlt, Proviant übernommen und Munition, so viel wir kriegen konnten. Platz haben wir ja über und genug. Auch die Mannschaften sind in den Kajüten untergebracht, fühlen sich dort „sauwohl“, wie mir Höfele versichert, der aus Tübingen stammt und nun als Besitzer einer Damenkabine jeder Strapaze „und selbscht eme Teifun“ sich gewachsen fühlt, obwohl er seit drei Jahren nicht mehr auf See war, sondern in den Tsingtauer Bergwerken „ene erschte Poschte“ versah. Na, du wirst ja im Bilde sein. Ich selbst wohne geradezu schlemmerhaft in Kajüte Nr. 4. Erinnerst du dich noch, als du zum erstenmal mit herüberfuhrst, nach deinem dritten Semester, da wohnte der verrückte Amerikaner dort, gleich am Musiksaal auf der Backbordseite. Da sitz' ich auch eben. Draußen hasten noch ein paar Matrosen vorbei mit Farbtöpfen. Hier in meiner Höhe ist alles braun geworden, der Rumpf schwarz. Für die Innenseite der Boote hat die Farbe nicht mehr gelangt, die ist wie immer weiß. Durch das Bordfenster der Kabine sehe ich gerade den Russen liegen, „Kjesan“ heißt er, den die „Emden“ heute früh um fünf als erste Prise aus der Tsuschimastraße einbrachte. Heller Jubel natürlich. Er ist ein großer Kerl, gehörte der russischen Freiwilligenflotte an. Zwei Stunden später war die „Emden“ schon wieder aus dem Hafen. Wir müssen hinterher. Und brennen darauf . . . Ich wurde gestört. Es geht Anker auf. Kaum kann ich noch sehen, so schummrig ist's schon. Von allem, was mir im Herzen lebt und durch die Adern tobt, kein Wort. Direktor Vos amp hat mir versprochen, zu sorgen, daß der Brief nach Hause durchkommt. Also gut. Du weißt auch das, was ich nicht schreibe. Leb' wohl! . . . „Der die Sterne lenket am Himmelszelt . . . der ist's, der unsere Fahne hält!“ . . . Leb' wohl! W.

An Bord, 9. August. Wir laufen, was die Maschinen hergeben können, nach Südosten. Das Wetter ist uns jetzt etwas gram geworden; das heißt, wie man's nimmt: schönes Wetter wäre schließlich gefährlicher für uns.



Durch F. T. erfuhren wir auch die Kriegserklärung Englands. Gestern früh. Das ändert unsere Lage bedeutend, aber wir haben damit gerechnet. Schon im Lauf des Achten waren uns ostasiatische Stationäre sehr nahe. Kauderwelsch in den Apparaten. Ich weiß, deine nächste Frage würde sein: und Japan? Ich bin geneigt, schon heute zu sagen: und Japan! Wenn es jetzt nicht den Sprung aufs Festland wiederholt, ist es (von ihm aus betrachtet) ein Esel. Leider sind bloß in diesem Falle wir es, die bluten müssen. Schuftige gelbe Bande! (Von uns aus gesehen.) Immerhin, es kann ja auch anders kommen. Propheten sind wir im allgemeinen nicht. Aber guten Mutes. Vor allem unsere Mannschaften. Seemannsglaube: Hängt da gestern früh, nach bis dahin herrlich sonniger Fahrt bei ruhiger See, der ganze Horizont voll Wolken. Mit dem Hellwerden setzt strichweiser Regen ein. Alles trieft. Schwül warm, schlappe Brise. Dann kam noch einmal Tsingtau mit der englischen Kriegserklärung; seither ist die Verbindung nicht mehr zu bekommen. Wie ein Druck liegt es auf uns, weniger unsere eigene Lage, als der Gedanke ans ferne Vaterland. Rings umstellt, wie der Löwe von lefzender Meute. Mit einem Male geht's wie ein Aufatmen durchs ganze Schiff, die Reeling entlang stehen sie Mann an Mann jubelnd und grüßend ... Hinter uns brach die Sonne siegend durchs Gewölk, und nun hebt sich flammendschön vor uns ein hochgewölbter Regenbogen wie strahlendes Perlengeschmeid auf dunklem Samt gegen den schwer verhangenen Himmel; emporschäumenden Wogen gleich entwachsen die tragenden Pfeiler der dunkeln Flut, farbensprühend und schließen in kühnem Schwung die Bogen zu leuchtender Brücke. Mitten hindurch führt unser Weg. Wohin? Müßige Frage! Ihn schirmt ja der strahlende Bogen. Silbern glitzern die Wellen am Kiel. Geradeaus den Kurs, „Prinz Eitel“, glückhaftes Schiff! — Zwei Stunden später sprechen die Funken wieder; mit sinkender Nacht dreht „Eitel Friedrich“ nach Süden. Der große Bruder hatte uns gefunden, der „Scharnhorst“. Weit drunten im Süden liegt er und ruft, und lenkt uns über Hunderte von Meilen hinweg. Wir kommen, Bruder!

Montag (den wievielten, weiß ich nicht und bin zu faul, nachzusehen). Ich habe mich mächtig bequem eingerichtet in meiner feudalen Kabine. Wir steuern eben die Marianen an. Sie tauchen gerade über der Kimmung auf bei herrlichem Sonnenschein. Durchs Backbordfenster grüßen mich blitzende Wellen mit schaumgekrönten Köpfen. In knapp einer Stunde wohl werden wir da sein. — Nebenan im Musiksalon hat ein Teil der Mannschaft Quartiere angewiesen bekommen. Gestern nacht nun (ich war eben am Einpennen) zittern ganz leise Töne daher, von nebenan, wo ja, wie du weißt, der feine Flügel steht; ich lausche ... „Die lichten Sterne funkeln ...“ Irgendwer brummt mit. Und das? Das kenn' ich doch auch ... „Traft ihr das Schiff im Meere an?! Blutrot die Se—gel, schwa—rz der Mast!“ Nun weiß ich auch, wer spielt. Der Schlaf ist natürlich weg; draußen auf den Wellen zittert blasser Mondschein, und verborgen locken die Klänge, weich und warm. Jetzt brechen Dur-Akkorde hart dazwischen ... „Die Segel sind aufgezogen, die Wellen tanzen umher — und morgen wird fortgezogen, weit über das blaue Meer ...“ Weißt du noch? möcht' ich dich jetzt fragen. Das war am Abend der Antrittskneipe S. S. 10. in Tübingen, wo uns dies Lied zusammenführte. Du warst Miles und ich trug noch die weiße Hallenser Mütze ... und Pekesche und übergeschnallt ... Es ist ein eigen Ding, daß ich gerade jetzt so leicht hinübergleite in den Gedanken an euch zu den Bildern unseres Werdens. Mir ist's, als ob eine siedendheiße Welle heiligster Begeisterung, die Deutschlands Jugend waffenklirrend an die Grenzen führt, bis herüber brandet über die Meere, unsichtbar, und unsere Herzen schlagen läßt in einem Schlag ... Aber wie es dann nach den leisen Klängen plötzlich über die Tasten „braust wie Donnerhall“ ... da poltert vom Brückendeck ein Maat die Treppe herunter und schafft mit einer Stimme „wie Schwertgeklirr“: „Ruhe!“ Ich hinter ihm drein. Wie sich die Tür öffnet, ist's mit allem seinem Ernst aus. Säuberlich liegen die Hängematten in einer Ecke verstaut, während die, deren Lager sie sein sollten, in den unmöglichsten Stellungen in den grünen Polstersesseln schnarchen, oft halb kreuzweis übereinander. Am Flügel sitzt Grab, zwei, drei noch um ihn herum, versunken in Sinnen und Lauschen. —

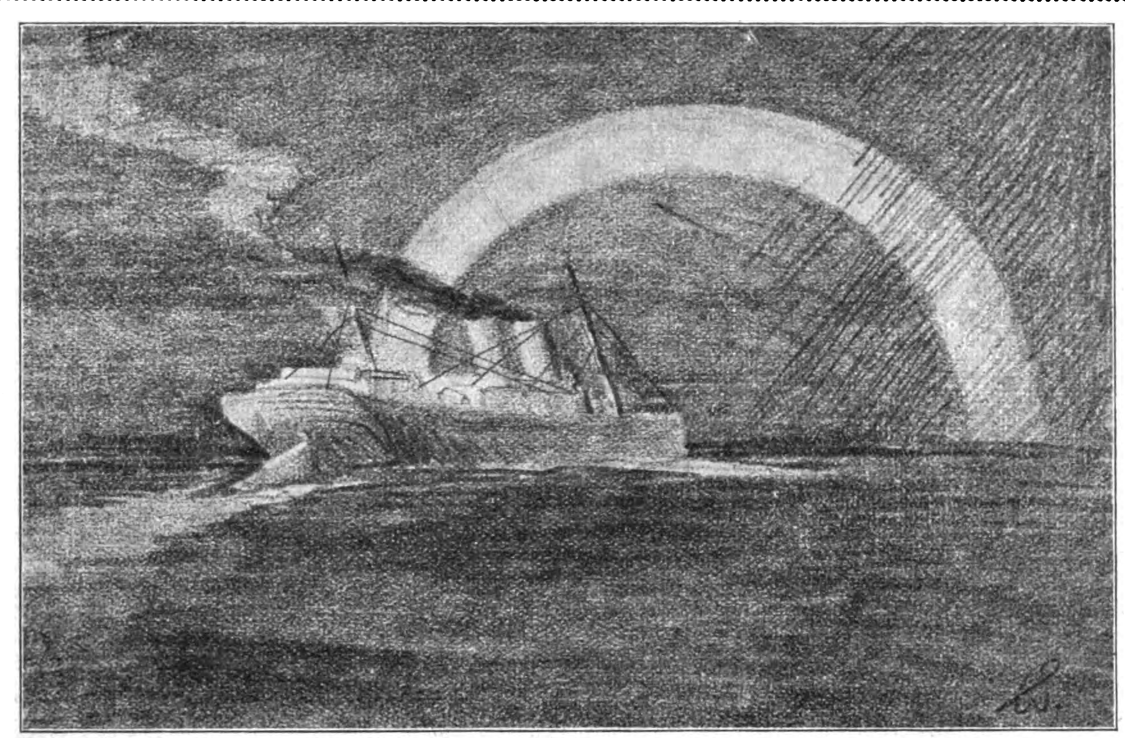
Eben rennt einer an meiner Tür vorbei und ruft: „Sie sind da!“ ... Es durchfährt mich wie ein Blitz. Ein Blick durchs Fenster. Ja, sie sind da! Über den immer größer werdenden Palmen der Insel stehen steile Masten. Uns zunächst der trägt einen Gefechtsmars, dahinter ragen vier Schornsteine: der „Scharnhorst“! Nun muß ich raus und auf die Brücke, mit dabei sein, wie sich die Brüder grüßen. Schon flattert Buntzeug im Top des Kreuzers. Hinter ihm wird ein zweiter sichtbar, „Gneisenau“, wir biegen um die Landzunge. Da sind sie alle! Warum soll ich dir's nicht sagen? Mir werden die Augen feucht, nun sich die Brüder fanden ... Leb wohl, mich hält's nicht länger hier.

Den 20. August. Als Begleitung für eine ganze Anzahl Kohlen- und Proviantschiffe dampfen wir zunächst die Marshallinseln an. Unterwegs Übungen im Signalisieren und strammer Borddienst der vielen Reservisten, die in Tsingtau zu uns kamen. Es wird ihnen arg sauer, aber sie packen alles mit Liebe an.

29. August. Großer Palaver auf den Marshallinseln; auch der „Kjesan“ hat sich eingefunden, heißt aber jetzt „Kormoran“ nach dem abgerüsteten Kanonenboot, von dem er Geschütze und Munition bekam. „Kormoran“ und unser „Eitel“ sollen vorderhand gemeinsam operieren. Wie und wo, darüber schweigt vorerst alles. Augenblicklich liegt das ganze Geschwader hier. Gestern war der Geschwaderpfarrer Rost bei uns an Bord und hielt uns den ersten Gottesdienst. Weißt du, wenn ich mir meine Leute so ansehe und des eigenen Herzens Schlag lausche, so hab' ich den starken Eindruck, daß wir hier „einsam und abgetrennt“ auf weltweiten Fluten das Verankertsein im Unendlichen viel tiefer fühlen als ihr in der Masse daheim. Dabei denk' ich aber nicht etwa an lediglich primitive Regungen, wie das Bewußtwerden der schlechthinnigen Abhängigkeit, sondern an Erscheinungen, die von religiösem Erleben in ganzer christlicher Bestimmtheit erzählen, mit ursächlicher Verbindung von Schuld und Befreiung und dem diesen entkeimenden Willen zu Opfer und Dienst. Vielleicht nimmt dich's aus meinem Mund wunder, aber es ist so, ich erlebe das tief: unsere Bereitschaft zur Pflichterfüllung bis zum äußersten ist keine notgedrungene Phrase, die die Feindesfaust in unserem Nacken etwa verbergen und unseren Selbsterhaltungstrieb idealisieren soll, sondern Ausfluß des Bewußtseins: „ich dien'“; und zwar jetzt letzten Endes, auch durch Vernichten und Töten, Gott. Das gibt uns erst die Hand, die nicht zittert am Abzug. — Heil den Helden von Lüttich! Eben F. T.

2. September. Wir wollen zunächst die australischen Handelsstraßen unsicher machen, aber die Kohlen gehen zur Neige.

3. September. Der Plan ist aufgegeben. Nachrichten aufgefangen: alles stark bewacht von Briten und Japsen.



Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" im Stillen Ozean. Nach einer Zeichnung von Wilhelm Schreiner.

Ich sagte dir's ja. Und Japan!! Unser Ziel ist eben Angauer. Dort müssen Kohlen lagern. Bei der Phosphatgesellschaft. Nach und nach wird's ein Tagebuch, das du bekommst, anstatt Brief, vielleicht schlucken's auch Haie und mich mit.

9. September. In Angauer alles leer. Ein Königreich für Kohlen!

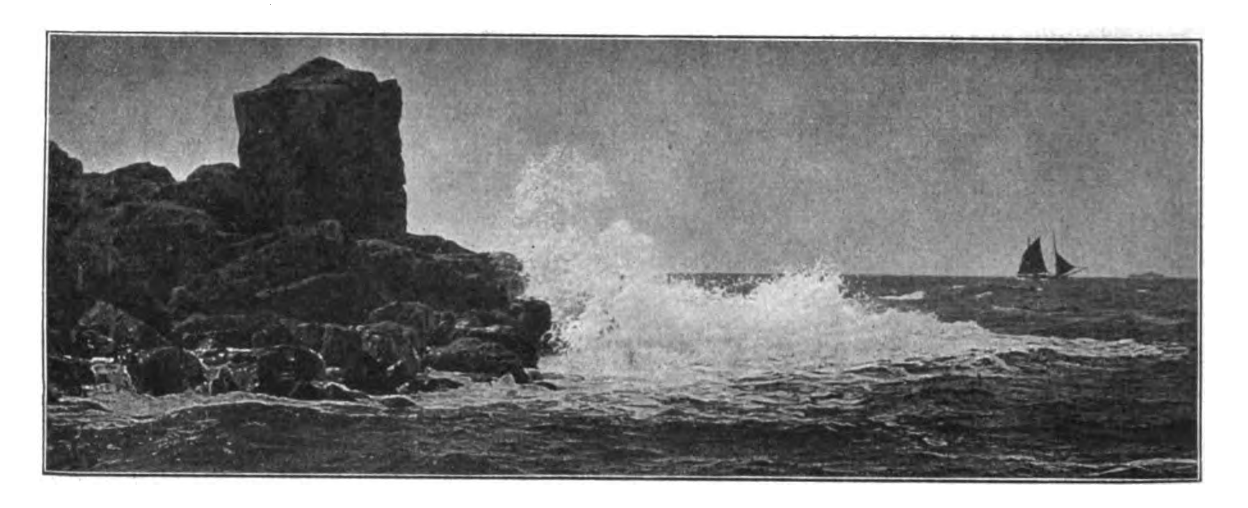
10. September. Wir bugsieren uns durch die Korallenriffe vor dem Hafen von Malakal. Es wird vom Mast aus gefahren. Eine verkleidete Heringstonne stellt unseren Mastkorb dar. Abends: Hurra, wir sind feste am Kohlen. 2000 Tonnen lagern hier. Japanische Ware. Das läßt uns noch mehr schmunzeln. Stilles Wasser. Wir müssen alle Kohlen in unseren Booten überholen, deren haben wir ja genug, freilich sind sie jetzt am längsten weiß gewesen. Sogar unter Segeln gehen sie hin und her. Bambusstöcke als Masten gesetzt, Bettücher als Segel dran. Was willst du mehr? „Kormoran" ist nach Uapu. Wir treffen uns in Alexishafen.

5. Oktober. Nun schrieb ich lange nicht. Wie mag's in Deutschland aussehen? Wir wissen gar nichts mehr. Sind wieder ganz allein. Kurs nach Südamerika. Den Briten wenigstens glücklich entwischt in Neuguinea. War eine aufreibende Geschichte. Nichts ahnend steuern wir Alexishafen auf Neuguinea an (am 28. September), als aufgeregt mit den Armen winkend ein Jesuitenpater am Strand lang läuft. Kaum sind wir heran, da erfahren wir's: Neuguinea ist seit zwei Tagen englisch. Sogar englische Kriegsschiffe sind schon dagewesen, und der „Kormoran" ist ihnen nur durch seine Riesenschläue dank ihrer Dummheit entwischt. Wir natürlich auch sofort wieder in See. Heidi! und ohne viel Federlesens: Kurs nach Amerika. Kohlen hatten wir ja. Die Überfahrt war ereignislos, wenn auch an Bord sehr unterhaltend. Der Kapitän ist ein prächtiger Mensch. Man kommt ordentlich in Versuchung, Vater Thierichens zu sagen.

25. Oktober. Das ganze Schiff jubelt: wir haben Verbindung mit unserem Kreuzergeschwader! Gestern schon schlug der Empfänger öfters an, aber es waren nur ganz günstige Wellen, die uns erreichten. Und unser Apparat ist schwächer, wir konnten erst heute antworten. Das Geschwader ist wohlbehalten. Steuert auf der Höhe von Valparaiso südlich. Wir gehen zunächst in diesen Hafen, denn der Proviant ist fast alle. Und dann südwärts zum Kreuzergeschwader ... und am Ende durch!? Nach Hause! Wie leicht die Wünsche die Gedanken leiten! Der „Scharnhorst" hat uns gefunkt, was er über daheim wußte. O, die Freude! Noch nie sah ich solchen Sonnenuntergang wie heute. Nie noch sah auch mich so die Sonne. O Vaterland! „Wie mir deine Freuden winken nach der Knechtschaft, nach dem Streit, Vaterland, ich muß versinken stumm vor deiner Herrlichkeit!" Das „Deutschland, Deutschland über alles", das über den „Eitel" hinbrauste, als wir die Nachrichten aus der Heimat empfingen, war ein Tedeum!

Valparaiso. Nun sind wir da. Dürfen aber nur 24 Stunden bleiben. Bis dahin haben wir aber, was wir brauchen. Die deutschen Landsleute überbieten sich, uns Liebes zu tun. Und so mancher schlich sich heute an Deck: „Bitte, nehmt mich doch mit!" Es ist schwer, da hart zu bleiben. Euch Siegern in der Heimat unsere Grüße. Heute hörten wir von Antwerpen und U 9 ... und „Emden". Könnten wir doch arbeiten wie sie. Bis jetzt noch nichts getan. Es ist zum schämen! Bald aber wirst du, denk' ich, auch von uns hören, noch eh' mein Brief wohl ankommt. Er geht durch Vermittlung des Konsulats. Wir haben noch viel vor uns ... Grüß Gott! Grüße Richard! Wie mag's deiner Schwester in England gehen? Du steckst zweifellos irgendwo an der Front. Aber wenn der Brief überhaupt nach Deutschland kommt, wird er dich auch erreichen. Deutschland, Deutschland über alles!! ... W.

(Schluß folgt.)



Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXI. Der Buschklepper.

Der Brave hat sich enthüllt. Der Buschklepper ist aus dem Strauch gesprungen und zeigt den Dolch, den er hinter unserem Rücken geschliffen hat. Je nun, wir sind im zehnten Kriegsmonat auf dem Weg, mit unseren Feinden fertig zu werden; der Fußtritt für den Erpresser, der sich an unserer Freundschaft mästete, wird uns auch nicht mehr aus dem Atem bringen. „Fahnen, Blumen, Lichter und Siege," sagte ein Schwätzer in der italienischen Kammer, werde Italien der Krieg bringen. In der Tat, es hat nach der Ankündigung des Überfalls nicht mehr als zwölf Stunden gedauert, und die Fahnen waren da. Nämlich rot-weiß-rote. Die Kriegsflagge Tegetthoffs rauschte im Feuersturm der Pfingstnacht von Venedig bis Barletta hinunter. Und Blumen, dunkelrote, blühten auf Deck des italienischen Zerstörers, der, lahm geschossen, brennend und sinkend die Maschinen stoppte und sich nach alter italienischer Heldentradition (Novara, Mortara, Custozza, Lissa) ergab. Und auch die Lichter brannten schon, allerdings überm Arsenal von Venedig, auf den Werften Anconas, im Hafen von Senigallia, über der Ballonhalle von Chiaravalle. Und was die „Siege" des schwärmenden Schäfers aus der Kammer anbelangt, so halten wir uns vorläufig an den wunderbar lakonischen Schlußsatz des österreichisch-ungarischen Generalstabsberichtes vom Pfingstdienstag: „Wo Alpini auf unsere Stellungen stießen und angeschossen wurden, kehrten sie um."

Unser Bundesgenosse. Im Garten von Miramar, dem melancholischen Märchenschloß an der Adria, steht längst schon sein Denkmal. Dort starrt vom weißen Steinturm ein Adler mit der Schlange im Schnabel hinaus aufs österreichische Meer. Der Adler von Miramar hatte schärfere Augen als wir. Wir glaubten an Freunde. Und bloß der steinerne Vogel auf meerbeherrschender Schloßzinne weiß es, seit ihm eine ironische Laune dort oben sein Nest bereitet hat: daß es keine Freundschaft geben kann zwischen Adler und Schlange.

Dort in Miramar stand unsere Zukunft in Stein gehauen. Aber wir lasen sie nicht. Wir verstanden sie nicht. Denn wir hatten doch, nicht wahr, wir hatten Papiere. Und Verträge. Wir hätschelten den Banditen und wundern uns heute, daß er den Freund mit dem langen Messer überfällt. Wir hätten sie eigentlich besser kennen dürfen, wir Italienfahrer, die zärtlichen Brüder vom Apennin und den Abruzzen. Die italienische Gegenliebe war dreißig Jahre lang damit beschäftigt, dem Liebenden die Taschen umzukehren. Dreißig Jahre lang lächelten wir duldsam über diese liebenswürdige Marotte und ließen uns entzückt ausplündern, wo „die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht".

Der Adler von Miramar hackt seit zwei Menschenaltern mit dem Schnabel nach der Schlange. Er hatte Erfahrung im Umgang mit Schlangen. Und nur wir Menschen verwundern uns über das Viperngezücht, das den Wanderer heimtückisch in die Fersen beißt.

Übrigens: beißt es wirklich? „Wo Alpini auf unsere Stellungen stießen und angeschossen wurden, kehrten sie um."

Unter den Lorbeerbäumen und Pinien von Miramar las ich, was Italien erschachern wollte und was es erhalten hätte. Das ita-


Italienisches Straßenbild.

lienische Trentino, einen unserer lieben gefürsteten Grafschaft Görz und Gradiska aus dem blühenden Leib gerissenen Fetzen . . . Ich mochte nicht weiter lesen. Ich kam aus dem Isonzotal. Tief in weißschimmerndem Steingewänd braust, klargrün und milchig schäumend, der Fluß. Reben schlingen sich um jede Mauer, und so arm ist hier kein Ziegenhirt, daß seine Hütte nicht um und um versponnen wäre in das violette Wunder der Glyzinien. Görz mit seinem alten Festungshügel taucht auf. Hier ist im Mai der Sommer längst eingekehrt, Kletterrosen schäumen in purpurner Flut über altes Gemäuer, rings in Feldern und Weingärten arbeiten, zwei Tage vor dem Krieg, tausend emsige Hände. Allerdings sind es Hände von Alten, verwitterte, knotige Bauernhände, die sich längst schon lieber im Schoß falten als hier im Sonnenbrand den Wein aufbinden und die Blätter von den sich rötenden Tomaten wegschneiden möchten. Tiefer beugen sich die krummen Rücken, und durchs Laub der Vignen brennen die Farben buntester Kopftücher; dort sind die Weiber bei der Arbeit. Nein, wahrhaftig, die Burschen und Männer auf Galiziens Siegesfeldern und im zerklüfteten Bergland des heiligen Tirol mögen sich nicht sorgen. Die daheim wissen ihre Hände zu rühren, und die mütterliche Erde schenkt ihre Schätze wie in besseren, friedlichen Jahren, und die Sonne gibt ihren Kriegssegen dazu. Vorige Woche taten oben im grünen Inntal die Apfelbäume kaum erst ihre weißen Blütenknötchen auf. Und auf dem Görzer Markt sitzt eine rabenhaarige Madonna mit Glutaugen, zwei strampelnde Bambinos klettern an ihren mächtigen Knien hoch, ein drittes schläft im Schatten eines üppig ausladenden Busens; das stört aber weiß Gott die Signorina nicht, sie schnitzelt fingerlange Hölzchen und bindet die ersten blutroten Kirschen aus Görz daran. Hinter ihrem gebirgig gewölbten, mütterlichen Rücken stapeln zwei bronzefarbene Bengel nahrhafte Stilleben von Karfiol und Spargel, gelben Rüben und ersten Fisolen auf. Salat, Kohlrüben, Artischocken verpacken fleißige Hände in die offenen, nur aus einigen Latten zusammengenagelten Kisten, die für die Bahnfahrt nach Wien noch fertiggemacht werden müssen. Überall regen sich Hände, trällert ein Liedchen, quäkt ein Kleines; die gelben, alten Häuser aus Radetzkys und Franz Josephs Jugendtagen blinzeln hinter ihren schläfrig vorgezogenen Jalousien, italienisch brennt die Sonne, glühen Blumen in allen Fenstern: ein fleckiger, gelockter und sommersprossiger Jüngling mit der unbeschreiblichen Serviette unterm Arm träumt zwischen den Efeuwänden des Ristorante von der Musterung, und verwundete Soldaten schlurfen in großen Filzpatschen im Schatten der gelben Häuser. Ältestes Österreich dies alles, Waldmüller hat es schon gemalt: die Öbstlerin, den schwarzgelben Holzpfahl mit dem Adler und das Schilderhäuschen, den gelben Postkarren mit dem blasenden Schwager, und um den rastenden Invaliden eine Rotte Kora mit Papierhelmen, Holzsäbeln und der wehenden, schwarzgelben Fahne.



Schloß Miramare bei Triest, das im Auftrag von Erzherzog Ferdinand Max, dem später in Queretaro erschossenen Kaiser Maximilian von Mexiko, im Jahre 1856 in normannischem Stil erbaut wurde. In wunderbarer Schönheit erhebt es sich aus der Bucht von Guignano. Herrliche Kunstschätze im Innern und ein prachtvoller Park ringsum machen es zu einer einzigartigen Sehenswürdigkeit. Kilophot, Wien.

Es ist das Österreich, durch das, seinen fliegenden Bannern und stürmenden Heeren voraus, der alte Radetzky nach Mailand zog. Ein Greis, über achtzig, schlohweiß das Haar unter dem grüngefederten Generalshut. „Ich werde," sagte er, den seine Feinde für einen zahnlosen Löwen hielten — „ich werde das Blut, das fließen muß, beweinen. Aber ich werde es vergießen!"

Siebenundsechzig Jahre sind das her, und vielleicht rollte auf dieser Straße von Görz der Wagen, der den noch nicht achtzehnjährigen Erzherzog Franz Joseph ins Lager des berühmten Feldherrn brachte. Der Greis, der sich nicht gern ein Blatt vor den Mund nahm, brummte ungeduldig, als ihm die Ankunft des kaiserlichen Prinzen gemeldet wurde. Schlachtengelände sind keine Paradefelder, für den Sieg übernahm der uralte Haudegen die Verantwortung, für die Sicherheit seines jungen Gastes lehnte er sie ab. Aber der gab mutig die Antwort: „Es mag unklug gewesen sein, mich herzuschicken. Aber wenn ich schon einmal da bin, verlangt es meine Ehre, nicht wieder umzukehren."

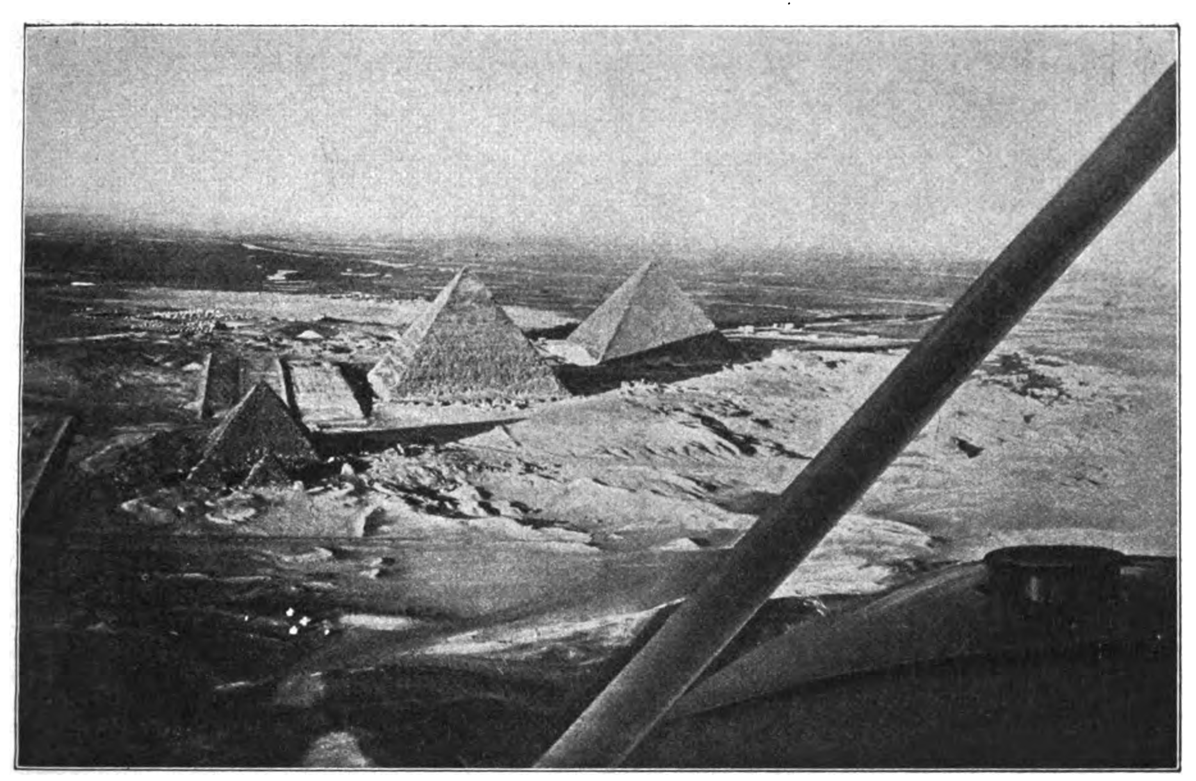
Dies zur Historie gewordene, schon sagenumsponnene, rührende, ruhmvolle Österreich Radetzkys und des achtzehnjährigen Franz Joseph schlug, wie oft, denselben Feind, der uns heute als Buschklepper überfällt. Oh, wir sind es nicht erst von gestern her gewohnt, die Rücken der Italiener zu sehen! Novara und Mortara, Custozza und Lissa, diese Erinnerungen des kaiserlichen Manifestes, klingen nirgends so laut, nirgends so froh als im österreichischen Süden, durch den so viele Heerstraßen alten Ruhmes gehen.

„Wir kennen die Schmach, die es für uns zu tilgen gilt," sagten die Maulhelden und Kriegshetzer von Monte Citorio. Und bereiteten hinter der Maske des Bravo die Waffe für den Verrat. Reckten die Räuberhand begehrlich nach den Bergen Tirols, nach Gradiska und Görz, über die blühenden Ufer des Isonzo hinüber. Auf alte Schande häufen sie neuen Treubruch und schwatzen von ihrer Ehre, die heimtückisch das Messer zieht und, als Freund verkleidet, den Überfall zehn Monate lang vorbereitete. Sie sollen ihn nicht haben, den Garten von Görz und Istrien. Nie soll sich dies feile Gesindel in unsere heiligen Berge einnisten, und nie wird es ihm gelingen dürfen, den ruhmvollen Namen Lissas — wie sie's möchten — von der Karte und aus einer italienisch gewordenen Adria zu merzen.

„Fahnen, Blumen, Lichter und Siege!" Wir, die zehn Monate im härtesten Kampf stehen, kennen besser das blutüberronnene, von Krämpfen geschüttelte, wilde, bösartige und sterbenstraurige Gesicht des Krieges. Und wenn nun, nach dem Ratschluß des Buschkleppers, das Unheil auch über die Erde hinfegen soll, die wir so sehr und so blind liebten . . . gut. Die Fahnen des alten Radetzky wissen den Weg, und in jedes österreichische Soldatenherz hämmert sich das Wort, das der Einundachtzigjährige vor Verona, Santa Lucia und Custozza sprach: „Ich werde das Blut beweinen, das fließen muß, aber ich werde es vergießen!" Lambert.



Blick auf die österreichische Hafenstadt Triest vom Kastell aus. Kilophot, Wien.



Im Flugzeug über die Pyramiden: Wunder der Alten Welt, aufgenommen aus einem Wunder der Neuen Welt. Im Hintergrund links ein Lager der australischen Hilfstruppen. (Nach einer englischen Zeitschrift.)

Die Biologie im Kriege.

Von Dr. Heinz Welten.

Ein Eigenes ist es um den menschlichen Geist, ein Eigenes um das menschliche Denken. Wie nichtig und unbedeutend erscheinen in dieser großen Zeit, da auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen um Deutschlands Weltmachtstellung gerungen wird, all jene großen Probleme, an deren Lösung die Gelehrten im Studierzimmer und im Laboratorium Jahre, Jahrzehnte ihres Lebens setzten. Jede ehedem noch so wichtige wissenschaftliche Entdeckung wird wertlos neben einer Meldung aus dem Hauptquartier, und jede gelehrte Abhandlung verliert ihre Bedeutung neben einem Feldpostbrief. Als Trost bleibt dem Manne der Wissenschaft, dem das Alter oder körperliche Unzulänglichkeiten wehrten, mit der blanken Waffe den heiligen Kampf mit ausfechten zu helfen, nur eines: auch seine Wissenschaft schmiedet Waffen, die er den glücklicheren Brüdern in die Hand drücken darf und die ihm so einen bescheidenen Anteil am Siege geben.

In der Tat gibt es kaum eine wissenschaftliche Disziplin, insbesondere kaum eine naturwissenschaftliche, deren Arbeiten und Resultate nicht in der einen oder anderen Form in diesem Weltkrieg bereits Verwendung fanden. Der Chemiker brachte neue furchtbare Sprengstoffe, der Physiker berechnete die Ballistik der Geschosse und konstruierte Scherenfernrohre. Der Zoologe begann Hippologie und Kynologie zu studieren, um die kräftigsten, klügsten und widerstandsfähigsten Pferde- und Hunderassen kennen zu lernen; und der Botaniker vertiefte sich in das Studium der Nährpflanzen, um an Stelle einiger jetzt nicht erhältlicher Arten andere gleichwertige setzen zu können. Nur der Biologe steht beiseite; seine Wissenschaft ist die jüngste unter allen naturwissenschaftlichen Disziplinen, und die Resultate, die sie bislang zeitigte, fanden noch selten Gelegenheit, ihre praktische Bedeutung beweisen zu können. Und doch wäre — vielleicht! — für den Strategen kein naturwissenschaftliches Studium von größerer Bedeutung, als das der Biologie.

Ist das verwunderlich? Ich glaube nicht. Man hat ja nur not, sich daran zu erinnern, daß die Biologie die Lehre vom Leben der Tiere und Pflanzen ist und daß dieses Leben einen steten Kampf bedeutet. Da ist es leicht möglich, daß in diesem zeitlich fast unbegrenzten Kampf, der durch Jahrhunderte und Jahrtausende währt, Erscheinungen und Verhältnisse sich herausgebildet haben, die auch für die Kriege der Menschen von Bedeutung sein können. Noch freilich ist die Biologie kein anerkanntes Lehrfach im Studienplan einer Kriegsakademie; und ihren Jüngern bleibt, um die Bedeutung auch ihrer Wissenschaft für die kriegerische Gegenwart zu beweisen, nur die Möglichkeit, Parallelen zwischen den Kriegen der Menschen und denen der Tiere zu ziehen und zu zeigen, daß Errungenschaften, die diese erst in der Neuzeit hervorbrachten, bei jenen schon seit Jahrtausenden gang und gäbe sind.

Die Bedeutung der Schutzfarben für die Verteidigung ist eines der prägnantesten Beispiele für diese Behauptung. Jahrhunderte hindurch kleideten sich die Krieger in farbenprächtige schmucke Gewänder, und erst unserem Zeitalter blieb die Entdeckung vorbehalten, daß der Soldatenrock nicht schmucklos, nicht unauffällig genug sein kann. Hatten die französischen Strategen nie etwas von der Mimikry gehört, da sie ihre Mannschaften mit roten, weithin

leuchtenden Hosen ins Feld schickten? Von den feldgrauen Hasen, von den weißen Polarfüchsen, die auf dem Schnee hocken, hätten sie lernen können. So führt der Weg von den Tieren zu den Menschen, und es ist keine Schande dabei, ihn zu begehen. Denn Krieg ist Krieg; hier gelten nicht die Hoheitsrechte des Herrn der Schöpfung. Es gibt nur Sieger und Besiegte.

Wenn ein Feldherr einem weit überlegenen Feind gegenübersteht, zieht er sich zurück und sucht — oft durch einen fluchtähnlichen schnellen Rückgang — die feindlichen Streitkräfte auseinander zu ziehen, um die Teile einzeln zu schlagen, denen er in ihrer Gesamtheit nicht gewachsen wäre. Das ist eine alte strategische Regel, die unser genialer Heerführer im Osten schon mehrfach befolgt hat. Ihr Urbild aber findet sie — im Tierreich. Das Riesenkänguruh Australiens ist ein sehr starkes Tier; doch dem Angriff einer Hundemeute muß es unterliegen. Da sucht das kluge Beuteltier sein Heil in einer scheinbaren Flucht; es flüchtet in einen See oder Teich, in den es dank seiner Größe ziemlich tief hineinwaten kann. Dann wendet es sich um und erwartet ruhig, auf den kräftigen Schwanz gestützt, die einzeln heranschwimmenden Hunde. Der erste, eifrigste ist weit voraus. Jetzt wird er die Beute packen! Doch — das Känguruh faßt ihn mit seinen kurzen Vorderbeinen, drückt ihn unter das Wasser und hält ihn dort so lange fest, bis der zweite Hund heran ist. Dann flüchtet der erste erschreckt und halb ersäuft zum Ufer zurück und ist für lange Zeit zu keiner Känguruhjagd zu gebrauchen. So wie dem ersten ergeht es dem zweiten, dem dritten und so fort. Eine ganze Meute vermag ein einziges Känguruh auf diese Weise zu bewältigen.

Ein anderes Beispiel! Wenn Kriegsschiffe einen Angriff gegen die feindliche Küste unternehmen, werden sie von Unterseebooten und Minenstreuern begleitet, die den Rückzug decken sollen. Denn wenn nach dem geglückten Angriff der Gegner mit einer großen Übermacht heranzieht, gegen die ein Kampf aussichtslos erscheint, ist der Rückzug geboten, den die Unterseeboote und Minenstreuer decken. Sie halten den verfolgenden Feind auf und schädigen ihn nach Kräften. Mehr als ein Schiff der britischen Flotte sank schon bei einer solchen Verfolgung. Wußten die überaus weisen und stolzen englischen Admirale nicht, wie es — die Paviane machen, die klügsten und tapfersten aller Säugetiere? Wenn eine Pavianherde verfolgt wird, bleiben einige der stärksten Tiere zurück und decken den Rückzug. Sie sammeln Steine und warten auf die Verfolger, um sie mit einem Steinhagel zu überschütten. Erst dann setzen sie der Herde nach. Und sie wiederholen diese Taktik so oft, bis die Verfolger blutend die nutzlose Jagd aufgeben.

Im Luftkrieg, der noch zu jung ist, als daß eine eigene Strategie sich hätte in ihm ausbilden können, gilt das Axiom, den Gegner nach Möglichkeit zu überfliegen, sei es, um ihn von oben herab mit Bomben zu treffen, sei es um — nach russischem Muster — sich selbstmörderisch auf ihn herabfallen zu lassen und ihn im Todessturz mit sich zu reißen. Nicht anders aber verfährt die Lerche im Kampf mit ihrem Todfeinde, dem Falken, dem sie wehrlos ausgeliefert ist, sofern sie ihn nicht rechtzeitig eräugt. Wie ein Pfeil stößt der starke Raubvogel auf den kleinen feldgrauen Sänger herab, der keine anderen Waffen besitzt als seine guten Flügel. Die aber weiß er zu gebrauchen. Höher und höher steigt die Lerche, um den Falken unter sich zu haben. Denn dann kann er ihr nicht schaden. Und so hoch auch der Falke kommt, die Lerche steigt noch höher. Lustig kreist sie hoch droben im blauen Äther, bis der Verfolger abstreicht. Aufmerksamkeit ist alles im Luftkrieg, Aufmerksamkeit, ein scharfes Auge und gute ausdauernde Flügel. Dann spottet auch eine Lerche des Falken.

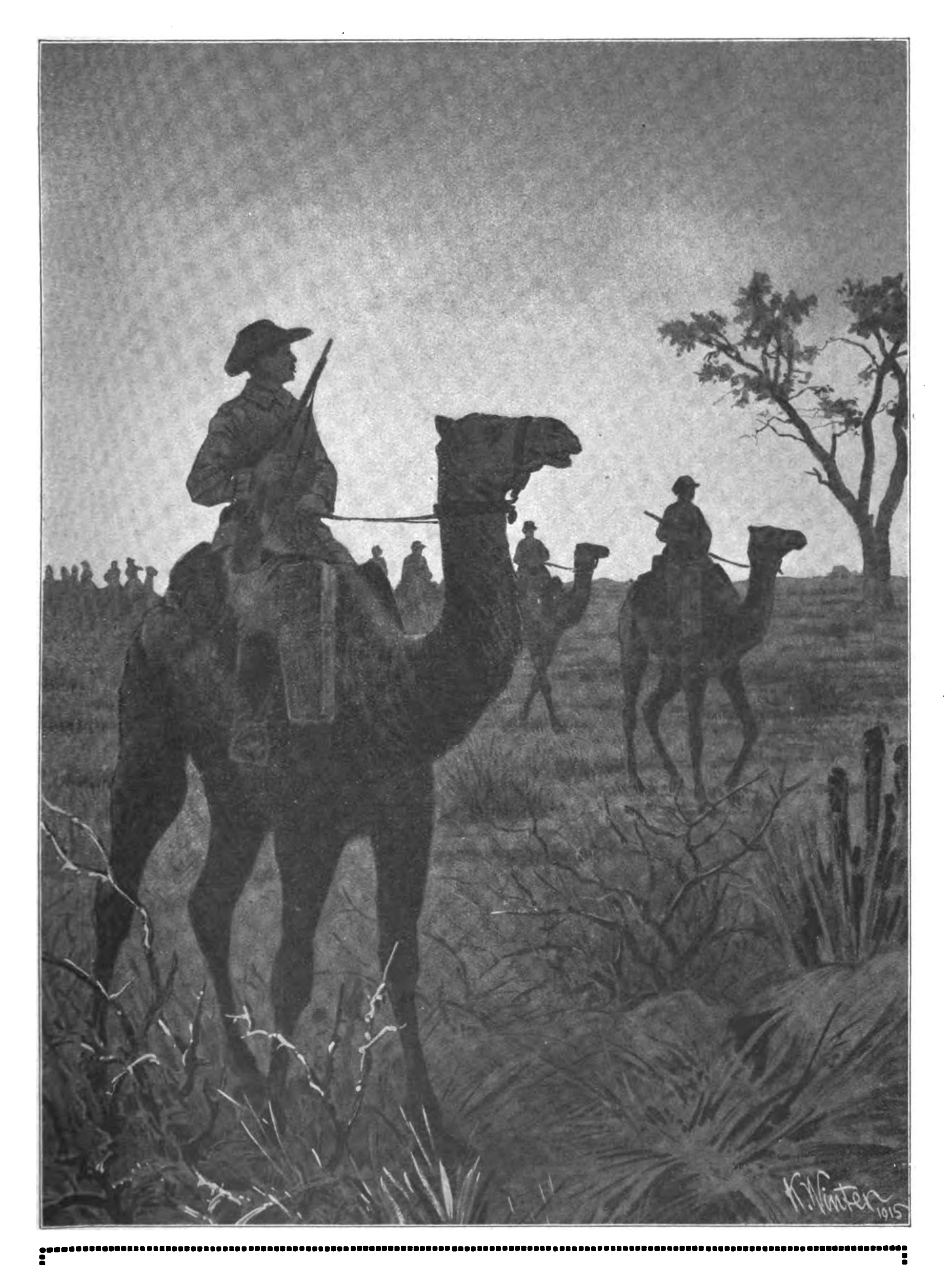
Auf eine andere, nicht weniger kluge Weise hilft sich der Specht, dem keine starken Flügel zu Gebote stehen, vor dem Falken. Er fliegt nur bis zum nächsten Baum, krallt sich an diesen fest und klettert in engen Spiralen um ihn herum. Dann kann der Raubvogel, der im Fluge nicht so kleine Kreise zu beschreiben vermag, ihn nicht packen.

Scheint es nicht, als ob die Strategie der Vögel, die ihre Kämpfe im blauen Luftmeer ausfechten, auch für unsere Strategen von Interesse sein könnten, und sei es auch nur um deswillen, weil sie den Luftkrieg, in dem wir Anfänger sind, seit Jahrtausenden kennen?

Auch von den Pflanzen könnten wir — vielleicht! — manches lernen. Denn diese wehrlosesten aller Geschöpfe, die den Krieg nach drei Fronten führen müssen, gegen ihresgleichen, gegen Tiere und gegen Menschen, und denen doch nur so wenig Waffen zu Gebote stehen, sind Meister im Defensivkampf. Längst haben sie erkannt, daß die beste und sicherste Festung die Erde ist. In sie hinein betten sie alles, was für die Erhaltung ihres Lebens unbedingt notwendig ist, die Wurzel, die Reservenahrung, die junge Nachkommenschaft. Mag immerhin ein weidendes Tier im Sommer Blätter und Blüten abfressen, mag der menschliche Fuß die Stengel zertreten und die Sichel die Halme abmähen, es schadet alles nichts, wenn nur die Wurzel erhalten bleibt. Denn in ihr birgt sich das Leben und alles andere ist leicht zu ersetzen. Selbst die starken Bäume, die durch ihren harten Mantel vor mancherlei Gefahren geschützt sind, suchen ihr letztes Heil in der Erde. Mag der Stamm auch gefällt werden, neue Reiser treiben aus der lebendigen Wurzel, die im Schoße der Mutter Erde ruht. So birgt sich alles Wertvolle in der Erde, und aus ihr heraus ragt nur, was leicht ersetzt werden kann. Ein Wort drängt sich auf unsere Lippen: der Schützengraben!

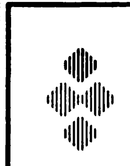
Zahllos schier sind die Vergleiche, die der biologisch geschulte Leser zwischen den Kriegen der Menschen und denen der Tiere und Pflanzen anstellen kann. Und nur in einem Punkte fällt — leider! — die Parallele fort. Das Selektionsprinzip, das im Kampf der Tiere gilt, wird bei den Menschen böse zuschanden. Im Kampf ums Dasein, wie wir den ewig währenden Krieg der Tiere und Pflanzen auch nennen, bleibt der Stärkste, der Kräftigste als Sieger zurück, und nur er wird zum Stammvater der neuen Generation. Der Schwache aber wird vernichtet. Im Kriege der Menschen liegen die Verhältnisse umgekehrt. Nur die Gesunden und Starken dürfen hinausziehen und den Heldentod für das Vaterland sterben; die Schwachen und Kranken bleiben zurück. So wird ein wichtiges Naturprinzip in sein Gegenteil verkehrt, und die Prognose, die der Biologe der kommenden Generation stellen muß, würde eine sehr ungünstige sein, wenn nicht auch hier zwei Faktoren bestünden, den Schäden zu begegnen. „Eine jede Kugel trifft ja nicht", singen die ausziehenden Krieger, von denen die meisten zu uns zurückkehren. Das ist der eine Faktor. Und der andere ist die heranwachsende gesunde Jugend, unser wertvollstes Gut, das gewichtigste Argument, das alle schwarzseherischen Prognosen zu widerlegen vermag.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Auf englischer Fährte in Deutsch-Südwestafrika.

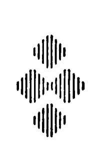
Nach einer Zeichnung von Karl Winter.



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Als das Fest auf der Höhe war, erhob sich draußen aus der sternhellen Nacht ein wundersames Singen und Schluchzen ungesehener Streichinstrumente, das immer deutlicher wurde und schließlich in die Märchenmusik von „Hoffmanns Erzählungen" überging, wie sie die tropische Nacht am rauschenden Kamerun noch nie gehört hatte.

Wie weiteten sich da die Augen der deutschen Afrikaner! Die bedienenden Boys hielten wie versteinert in dem, was sie eben tun wollten, inne. Wie durch einen Zauber auf die Stelle gebannt, Augen und Mund weit auf.

Nur die österreichischen Kameraden und v. Osten lächelten einander wissend zu und freuten sich der wohlgelungenen Überraschung ihrer fremden Mitgäste und ihrer Gastgeber. Sie hatten auf Ostens Bitten gern ihre Schiffskapelle hergeschmuggelt. Die saß nun draußen unter den Tropenbäumen des Gouvernementsparks und spielte den unsterblichen Strauß und andere. Der laue, tropische Nachtwind nahm die Klänge auf seine weichen Arme und trug sie hinein zu den offenen Fenstern und weitgeöffneten Flügeltüren in den palmen- und flaggengeschmückten lichtüberfluteten Raum. Dort machten sie Gemeinschaft mit dem Dufte der Blumen auf der Tafel, den Blüten des Frangipani, der Orangen, des Oleanders, mit den Farben der bunten Orchideen, des brennenden Hibiskus, der gelben Trompetenblumen, und mischte sich zu jenem leichten Rausch, der schmeichelnd das Herz der Weißen eroberte, bis diese sich rückhaltlos diesem Zauber des Augenblicks hingaben, der sie alle Schattenseiten des dunklen Erdteils vergessen ließ.

Nach Aufhebung der Tafel spielten die österreichischen Geiger zur Polonaise auf.

Da zu wenig Damen vorhanden waren, half man sich, indem je zwei Herren eine Dame in ihre Mitte nahmen. Durch alle Räume des Gouverneurshauses ging der Zug, um dann, die Geiger voranschreitend, seinen Weg durch den Gouvernementspark zu nehmen.

Fackeln brauchten sie nicht. Millionen Glühwürmchen und Käfer leuchteten aus dem Grün der Gräser, der Sträucher und aus den Blüten der großen lilienartigen, berückenden, duftspendenden Datura. Vom Himmel herunter schimmerten die Sterne des Südens. Der Nachtwind rauschte leise in den Riesenfächern des Borassus, dem Gefieder der Akazien und Kasuarinen, den grünen Bändern der Pandanus, und das Gezirp von abertausend Grillen lieh der Musik der Geigen einen eigenartigen, geheimnisvollen Unterton.

Bütow mit Sir Mac Duff, Sigrid zwischen ihnen, hatte die Führung des Zuges übernommen, während Dina zwischen dem österreichischen Kommandanten und Hauptmann Röding, den sie sich selbst heranbefohlen hatte, dicht hinter ihnen schritt. Ihr Lachen, mit dem Dina auf die kecken, werbenden Schmeicheleien der sie begleitenden Offiziere reagierte, klang dem still in Gedanken neben Sigrid einherschreitenden Bütow unschön und unweiblich ins Ohr.

Später, im Laufe des Abends, als die jüngeren Offiziere die Damen drinnen in der Halle im Tanze schwangen und die augenblicklich zur Ruhe verurteilten Herren bei kühlem Trunke auf der Veranda saßen, bemerkte Sir Mac Duff, indem er auf die drinnen steigende Quadrille wies, zu Osten: „Miss Kressentin makes really a royal impression!"

„Einen königlichen Eindruck, meinen Exzellenz?! — Jawohl! Das macht sie! Ganz Ihrer Meinung! Gestatten Exzellenz!" Der deutsche Kommandant erhob sein Glas gegen Sir Mac Duff.

Und dieser, noch immer unter dem Eindruck Sigrids, und in dem Gefühl, daß der enthusiastische deutsche Seeoffizier Sigrid vielleicht näher stand, erhob das Glas, stand auf, als die Tänzer mit den Damen herauskamen, um sich an kühlem Getränk zu laben, und toastete, den alten englischen Spruch der britischen Wehrmacht zu Wasser und zu Lande: „Sweethearts and wives!" („Liebsten und Frauen!") Die Gläser klangen, Mannes- und Frauenaugen blitzten ineinander und des Anstoßens war kein Ende.

Und dann, nachdem etwas Ruhe eingetreten war, hatten sich die mit Sir Mac Duff gekommenen Kolonialoffiziere mit den Augen einen Wink gegeben und sich unmerklich um Bütow geschart. Einer, ein dunkelhaariger, bildschöner Irländer, hatte leise gerufen „now!" („jetzt!"), und als Bütow sich nach ihm, wohl etwas betroffen, fragend umdrehte, hatten ihn schon vier, fünf athletische Sportfiguren erfaßt, auf einen der Tische gestellt und den Gesang angestimmt, der der Ausdruck höchster männlicher Würdigung zwischen den Söhnen des Inselreichs ist, und die Österreicher wie die deutschen Seeoffiziere und Schutztruppler stimmten mit erhobenen Kelchen mit ein:

„For he is a jolly good fellow, (Denn er ist ein prächtiger Bursche!
For he is a jolly good fellow, Denn er ist ein prächtiger Bursche!
For he is a jolly good fellow, Denn er ist ein prächtiger Bursche,
What nobody can deny!" Was niemand leugnen kann!)

Es war der Höhepunkt des Festes.

Dieses Fest war nur der Vorläufer einer Reihe anderer Feste, an Bord der österreichischen Fregatte, an Bord der Jacht Sir Mac Duffs und in den großen Faktoreien. Bei allen war Sigrid der Mittelpunkt, obwohl Dina v. Bütow das hätte sein müssen an Sigrids Statt.

Einige Tage nach dem letzten Feste ging Bütow mit seiner Jacht „Turako" auf eine längere Inspektionsreise an der Küste.

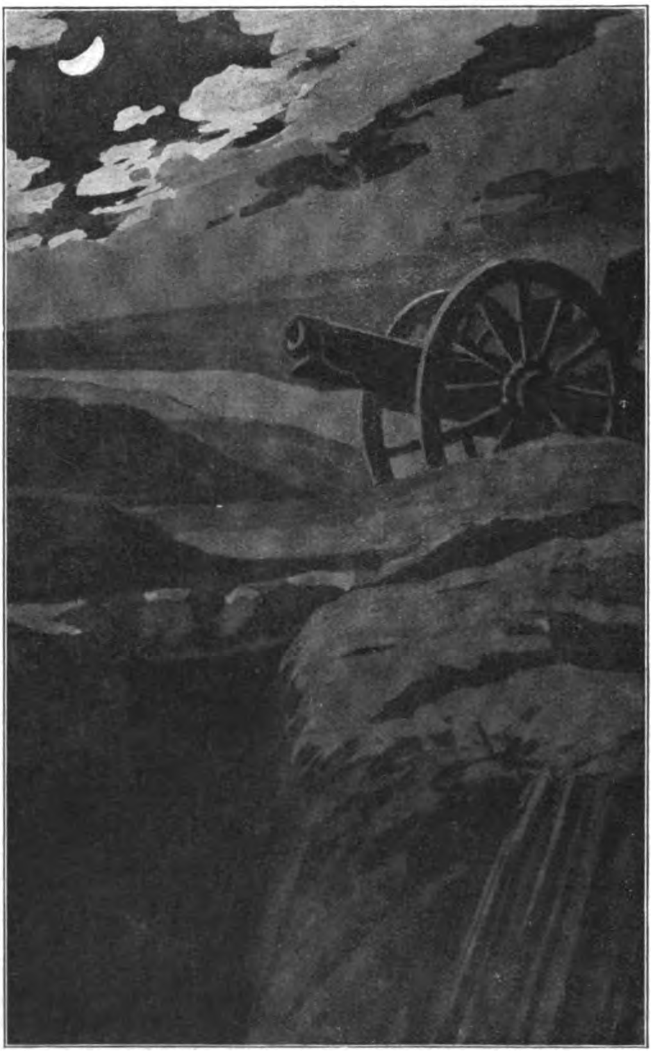
Gleich in der Nacht nach seiner Abfahrt wütete ein mehrstündiger Tornado. Röding und Dina waren allein im Gouvernementshause. Die Boys waren längst zur Ruhe gegangen und befanden sich in ihren Häuschen. Es würde keinem von ihnen einfallen, jetzt um diese Zeit ins Gouvernementshaus zu kommen, wenn sie nicht etwa ein Weißer in Person herüberholen würde.

Das wollte Röding eben tun. Dinas halber, damit sie sich da oben allein nicht ängstigen sollte. Er war deshalb aufgestanden und hatte sich angekleidet. Die Lampe brannte in seinem Zimmer. Gerade war er in den Gang getreten, als er von oben Dinas Stimme vernahm, die hinunter rief: „Herr von Röding, sind Sie das?!"

„Jawohl, gnädige Frau!"

„Ach, dürfte ich Sie nicht bitten, etwas heraufzukommen?! Ich bin mutterseelenallein und fürchte mich so sehr ... der Tornado ..."

„Sofort, gnädige Frau!" Röding verschloß sein Zimmer und ging hinauf. Einen Augenblick zögerte er an der untersten Stufe der Treppe, die zu Bütows Wohnräumen führte. — Wenn Bütow zurückkommt mit seiner Jacht, trägt sie mich in den Kampf! dachte er. Ob ich lebendig daraus zurückkehre, ist eine Frage. Vogue la galère! ‚Heute ist heut!' schoß ihm Baumbachs Lied, das damalige Leiblied der deutschen Westafrikaner, durch den Sinn. Dann ging er hinauf.



Mondnacht. Nach einer Zeichnung aus dem Schützengraben.

Lange nachdem der Tornado vorübergefegt und längst alles Licht in Dina v. Bütows Räumen erloschen war, drehte sich der Schlüssel im Schloß von Rödings Tür.

Röding trat leise ein. Matt fiel der Schimmer der stark niedergebrannten Lampe auf das Gesicht des Hauptmanns.

Ein sieghaftes Lächeln lag darauf. —

Als Bütow zurückkam, hatte Röding alle Hände voll zu tun, denn die Vorbereitungen zur Abreise der Expedition gegen die Bergstämme am Fako wurden jetzt mit fieberhafter Eile betrieben. Von morgens bis abends wurden die Lasten der Expedition aus den Schuppen des Gouvernements oder den Vorratshäusern der Faktoreien an Bord des ‚Turako' gebracht. Und überall war Röding selbst mit seinem scharfen Auge, um zu prüfen, ob alles so sei, wie er es brauchte. Er verließ sich auf niemanden als auf sich selbst. Es hatte ja auch keiner soviel Erfahrung wie er, was das Fehlen des einen oder des anderen im Urwald zu bedeuten hatte.

Eben wurden zwei Geschütze von schwarzen Soldaten am Gouvernementshause vorübergefahren.

„Berggeschütze!" erklärte Röding Dina, der auf einen Sprung hinaufgekommen war, um zu erfahren, ob sie bei Abfahrt des „Turako" mit Rödings Expedition am Bollwerk sein werde.

Bütow trat hinzu. „Wann denken Sie ungefähr zurück zu sein, Röding?!"

„In vierzehn Tagen spätestens!"

„Na, na!"

„Oder ich bin nicht mehr am Leben!" Röding dachte an sein schwarzes Soldatenmaterial, und was er in der kurzen Zeit aus ihm gemacht hatte. Er freute sich innerlich bei dem Gedanken, wie fest er seine Truppe in der Hand hatte, und daß er mit ihr ins Gefecht käme. Wie wollte er das schwarze Gesindel, das einen Gravenreuth auf dem Gewissen hatte, zu Paaren treiben!

Am Abend wurden Röding und die anderen Offiziere, die an der Expedition teilnahmen, weggetrunken.

Auch Ostens Schiff lief am nächsten Morgen aus, um unten an der Bucht gefechtsklar zu liegen, falls der Expedition etwas zustoßen sollte.

Und es kam, wie Röding es sich vorgenommen hatte.

Vierzehn Tage später war die Seele des Widerstandes am Großen Kamerunberg, der Häuptling Kuba, zu Kreuze gekrochen, und Rödings schwarze Kohorten glitten mehr, als sie gingen, mit ihren nackten Plattfüßen die lehmigen, nassen Berghänge hinunter, die damals als Wege zur Küste führten.

Der erste Schritt zur tatsächlichen Unterwerfung Kameruns war getan.

Röding kehrte als Sieger zur Joßplatte zurück.

Es war Monate später. Man hatte vor dem Denkmal Gravenreuths, einem auf einem Granitblock sitzenden Löwen, die vom Kamerunberg heruntergebrachten Überreste dieses gefallenen Helden unter feierlichem Gepränge beigesetzt. Die Ehrensalven der schwarzen Soldaten waren über den Strom hinweggedonnert, die Worte des Gouverneurs, die Einsegnung durch den apostolischen Präfekten, alles war vorüber, die Menge fing bereits an, sich zu zerstreuen, als Gehrt einen vor ihm stehenden Herrn zu seinem Nachbar sagen hörte: „Die platonische Gouverneuse!"

Der Nachbar lachte.

Gehrt stutzte. Wen meinten die damit?! Er sah in der Richtung, in der der Sprecher nickte.

Dort stand nur seine Schwester unmittelbar neben dem Gouverneur.

Niemand anders konnte damit gemeint sein als sie.

Gehrt suchte einsame Wege auf.

Wie war ihm denn?! Da hatte es ja mit einem Male Gestalt und sogar einen Namen angenommen, was sich ihm bis jetzt nur in ganz unbestimmten dämmerhaften Umrissen gezeigt hatte.

Wo hatte er denn seine Augen und Ohren bisher gehabt, daß es andere sahen, und er noch nicht?!

„Platonische Gouverneuse!" murmelte er vor sich hin und lachte laut auf.

Und doch ... Handlungen, Worte, Blicke Bütows wurden ihm jetzt verständlicher und bekamen einen ganz anderen Sinn.

Er wollte das Wort und die damit verbundenen Vorstellungen durch einen energischen Antrieb seines Willens beiseite schieben. Aber es kehrte immer wieder. Wenn ihm jemand begegnete, glaubte er ihm das Wort von den Lippen und in seinem Lächeln zu lesen.

„Verdammt! Meine Schwester ist doch nicht hier, damit ihr Kerle über sie lacht!" Er ballte die Faust.

Ich kann doch auch schließlich nicht ganz Duala auf den Mund klopfen! dachte er verdrießlich. Dann tröstete er sich, daß in dem Wort „platonisch" schon die Gewähr liege, daß nichts Unehrenhaftes damit bezeichnet werden solle.

Aber liegt darin nicht auch ein Schein der Lächerlichkeit?! Und wie lange werden sich die bösen Zungen hier draußen damit begnügen, ehe sie nicht etwas Schlimmeres daraus gemacht und auf den makellosen Ruf meiner stolzen Schwester einen Flecken geworfen haben würden.

Der Gedanke lastete auf ihm so sichtlich, daß Sigrid, als sie sich beim Abendbrot gegenübersaßen, fragte: „Was hast du heute nur, Gehrt?"

„Warum?!"

„Du bist den ganzen Abend so versonnen, halb verstört! Das Begräbnis Gravenreuths kann dich doch nicht so beeinflußt haben?!"

„Nö, das nicht! Das Sterben und Begraben wird man ja nachgerade hier gewohnt." Er lachte kurz.

„Nun, was ist es denn?! Hast du Verdruß im Amt gehabt?"

„Nein!"

„Oder mit Bütow?!" Ihre Züge bekamen einen leisen Ausdruck von Ängstlichkeit bei den letzten Worten. Aber Gehrt sah das nicht, weil er sie überhaupt nicht ansah.

„Ja, Bütows und deinetwegen!"

Eine Sekunde lang schien es Sigrid, als ob ihr Herz stillstehen wollte ... Im nächsten Augenblicke richtete sie sich stolz auf. Für mich bin ich nur mir selber verantwortlich! dachte sie. Mag kommen was will!

„So, Bütows und meinetwegen!" Sie hatte mit einem Male ihre Ruhe wiedergewonnen.

Gehrt erzählte ihr das Gehörte.

Sie zuckte die Schultern. „Ja, was ist da zu tun?! Den Verkehr mit Bütows aufgeben?!"

„Das können wir nicht!" Er schüttelte den Kopf. „Das würde dann dem Klatsch erst recht Nahrung geben. Nein! Weggehen von hier ist das einzige!"

„Weggehen! Ja, Gehrt!" Fast jubelnd kam es von ihren Lippen.

Erstaunt blickte Gehrt seine Schwester an. „Ja, wie ist mir denn?! Das klingt ja beinahe, als ob man dir einen besonderen Gefallen damit täte?! Bist du denn tatsächlich innerlich so ganz anders geartet, als die meisten anderen deines Geschlechts,



Vom Kriegsschauplatz an der österreichisch-italienischen Grenze: Der Marktflecken Primör mit der Palagruppe in den Südtiroler Dolomiten.
Phot. G. Neumann, München.

daß dir die Verehrung, die du hier allgemein findest, nicht schmeichelt?" fragte er sie.

„Bevorzugung, gegen die man sich nicht wehren kann, wirkt erdrückend!"

Betroffen sah Gehrt seine Schwester an. Hart und schroff kam es von ihren Lippen. Sie sah dabei mit einem starren Blick über den Fluß. Noch niemals hatte Gehrt einen so harten, abweisenden Ausdruck in dem Gesicht seiner Schwester wahrgenommen.

Er zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn ihr hin. „Da trifft sich's ja gut! Sir Mac Duff hat mir das Anerbieten gemacht, in den Dienst seiner Kolonie zu treten."

„Mac Duff?! Ach was!"

„Lies, bitte!"

„Das ist ja allerdings ein glänzendes Anerbieten!" sagte Sigrid, nachdem sie den Brief gelesen.

„Ja! Bei denen drüben werden die Fähigkeiten noch ohne die Bekleidung akademischer Würden anerkannt," sagte er lächelnd.

„Was wirst du tun?" fragte Sigrid. Ihr Blick hing gespannt an dem des Bruders.

„Annehmen!" antwortete er kurz.

„Gehrt!"

Er vermied es, sie anzusehen.

„Hast du mir nicht erzählt, daß du längst gut verheiratet, Großgrundbesitzer in Australien und Mitglied des australischen Parlamentes sein könntest?! Wenn du es über dich gebracht hättest, auf deine deutsche Staatsangehörigkeit zu verzichten und australischer Bürger zu werden?! Hast du mir nicht gesagt, daß du längst in den Staaten ein vermögender Mann hättest sein können, wenn es dein Herz zugegeben hätte, dauernd unter einer fremden Flagge zu leben?!"

Gehrt gab keine Antwort.

„Und hast du mir nicht gesagt," fuhr Sigrid fort, „daß du erst dann froh und zufrieden geworden wärest, als du deine reichen Erfahrungen unter der deutschen Kolonialflagge verwerten konntest?! Und daß du niemals unter einer anderen Flagge, als der deutschen, glücklich sein würdest?!"

Er war aufgestanden und ging mit starken Schritten auf und ab. „Ja, das habe ich einmal gesagt! Als ich erst kurze Zeit im Dienst war und noch keine Ahnung davon hatte, daß man mich nicht vorwärtskommen ließ. Jetzt aber, wo ich's weiß... Ich bin immer zuviel nach meinem Herzen gegangen...!"

„Es ist so schwer, sein Herz totzuschlagen!" sagte Sigrid leise.

Wieder sah Gehrt seine Schwester forschend an. „Sigrid!“

„Es ist von dir die Rede, lieber Gehrt!“

„Ja! Siehst du! Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert!“

„Und erhältst du diesen Lohn nicht?!“ fragte Sigrid lächelnd. „Trägt nicht jede gute Tat das Bewußtsein der Befriedigung und damit ihren Lohn?! Und hast du, sobald du wieder deinen Bezirk für dich bekommst, nicht tausendfach Gelegenheit, dich in solcher Weise zu betätigen?! Kann ein Mann größeren Lohn fordern als den, in seinen sämtlichen Fähigkeiten zur Geltung zu kommen?!“

„Ich dachte auch für meine alten Tage etwas zu erübrigen.“

„Um als kleiner Rentner zu Hause zu sterben, Gehrt?! Anstatt inmitten der Reichtümer dieses Indiens, das ihr nur zu entwickeln braucht, ein Fürst, ein Nabob?!“

Gehrt schwieg.

„Langt's nicht für uns beide?!“ fragte sie ihn leise, ihm treuherzig in die Augen sehend.

„Gewiß! Aber der Ehrgeiz will auch etwas haben! Solange ich hier draußen bin, bin ich nicht um einen Grad befördert worden.“

„Nicht bitter werden, Gehrt! Gibt es größere Anerkennung, als von Schwarz und Weiß zu den Tüchtigsten gerechnet zu werden?! Und ist es für die Art, wie du deinem Vaterlande dienst, nicht vollständig gleichgültig, ob du ihm unter diesem oder jenem Titel dienst?! Appelliert man nicht überall und bei jeder Gelegenheit an dein Urteil, an deine Erfahrung, dein praktisches Wissen?!“

Gehrt schwieg. Sigrid sah ihn lange prüfend an.

„Ein solches Anerbieten, wie Mac Duff in dem Briefe hier, macht mir doch mein Lebtag keiner wieder!“ sagte Gehrt endlich.

„Da hast du wohl recht!“ antwortete Sigrid.

Gehrt blickte auf. „Und dennoch rätst du mir...?!“

„Hast du dir das recht überlegt, was Mac Duff von dir dafür fordert?“

„Weiter nichts als die Übernahme des englischen Bezirkes, der an meinen früheren deutschen Bezirk grenzt.“

„Weiter nichts, lieber Gehrt, als daß Mac Duff die Aufgabe deines Deutschtums von dir fordert! Weiter nichts, als daß du dein deutsches Herz, dein deutsches Wesen, deine deutsche Volksangehörigkeit verleugnest und vollständig zum Engländer wirst, der die benachbarte Kolonie, das ist Deutschland, Tag für Tag, Stunde für Stunde schädigt, um die damit konkurrierende englische Kolonie in die Höhe zu bringen!“

Sigrid schwieg. Gehrt grübelte.

„Du hast recht!“ sagte er nach längerer Pause. Er zuckte die Schultern. „Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Versetzung zu beantragen. Glücklicherweise habe ich aus meiner Unlust, hier an der Zentrale zu sein, niemals ein Hehl gemacht. Das kommt mir jetzt zustatten.“

Gehrt setzte sich hin und schrieb zunächst an Sir Mac Duff. Er danke ihm für das Anerbieten. Aber so aussichtsvoll dieses auch sei, so könne er es doch nicht annehmen, da die ihm von Sir Mac Duff zugedachte Tätigkeit früher oder später ihn mit seiner, Gehrts, deutschen Gesinnung in Konflikt bringen müsse.

Dann schrieb er an Bütow. Er wäre schon lange über seine Zeit draußen, nach Hause gehen wolle er noch nicht, aber der Aufenthalt in Duala mache doch eine Luftveränderung von längerer Dauer für ihn nötig. Er beantrage daher seine Versetzung.

Wie jede Personalsache adressierte Gehrt dieses Schreiben an Bütow persönlich. Ehe er das Schreiben schloß, zeigte er es seiner Schwester.

Sie überlief die Zeilen mit einem Blick. „Hast du schon eine Ahnung, wohin er dich versetzen wird?“ fragte sie.

„Keinen Schimmer!“ erwiderte Gehrt.

„Soll mir auch gleichgültig sein,“ bemerkte sie, „wenn ich nur bei dir bleiben kann.“

„Jedenfalls wird es viel einsamer sein als hier! Wenn du nur nicht darunter leidest!“

Sigrid schüttelte den Kopf. „Da irrst du dich, Gehrt! Ich habe mich nur meiner Umgebung angepaßt und die Feste gefeiert, wie sie fielen. Dieses Duala vereinigt bloß die Nachteile Afrikas mit den Nachteilen der Zivilisation! Es sammelt sich hier eine Anzahl Weißer, die ihre Ansprüche an das Leben auch auf ihre lieben Mitkolonisten ausdehnen. Sie verkleinern die Eindrücke, die man sonst von Afrika empfangen könnte. Und da ich einmal hier herausgekommen bin, da möchte ich auch von Afrika haben, was es bietet: Einsamkeit und Größe!“

Unbewußt trage ich wohl das gleiche Verlangen, wie sie, dachte Gehrt und schloß den Brief an den Gouverneur. „Sassu!“ rief er.

Der Junge kam.

„Diesen Brief mit der Marke bringst du zur Post! Den Brief ohne Marke gibst du dem Herrn Gouverneur!“ befahl Gehrt.

„Jawohl, Herr!“ antwortete der Schwarze, der sich in letzter Zeit bemühte, mehr Deutsch zu sprechen. Sigi zuliebe, die ihm einmal gesagt hatte, es sei doch eine Schande, daß ein deutscher Schwarzer sich noch immer eines Kauderwelsch wie des Pidgin english bediene, obwohl er nun doch schon seit Jahren einen deutschen Herrn habe.

(Fortsetzung folgt.)



Kriegsfrühling im Wiener Prater: Der deutsche Kamerad erzählt von seinen Erlebnissen in Galizien.

Praterfreuden im Kriegsjahr.

Von Karl Marilaun. (Mit drei Abbildungen.)

Wenn die Kastanien der Hauptallee ihre weißen und roten Blütenkerzen aufstecken und der Roßhaarkrempler den Zopf für den großen Ringelspielchinesen liefert, rüsten sich die Freudengefilde zwischen Lusthaus und Wurstelprater für die neue Saison. Aber heuer, im Kriegsfrühling, brauchte sich der Prater keinen Winterschlaf aus den Augen zu reiben. Der Betrieb hat nämlich auch zwischen Weihnachten und der allösterlichen Wiederkehr des historischen Salamuccimannes keine nennenswerte Einschränkung erfahren. Die Ringelspiele drehten sich bei vier Grad unter Null und die Praterdamen ohne Unterleib hatten es nicht nötig, sich für den Winter um einen Posten als Sitzkassierin umzusehen. Der winterliche Prater übte eine Anziehungskraft aus, die ihm vor dem Krieg kaum in den besten Sommern beschieden war. Er hat sich ein neues, dankbares, unersättliches Publikum gewonnen: die österreichischen, ungarischen und deutschen Feldgrauen, die zwischen zwei Schlachten beim Ringelspiel, beim Chinesen Calafatti, auf der Grottenbahn und unter der Obhut der Damenkapelle ihre Wunden und Sorgen vergaßen. Die Landburschen in der Montur, die biederen kleinen Provinzler mit der Tapferkeitsmedaille rückten am ersten Nachmittag, an dem ihnen Kaserne oder Spital freien Ausgang gaben, in dieses unser berühmtestes Gefilde aus. Und die deutschen Soldaten sind nicht zu zählen, die sich von ihren österreichischen Kameraden in den Prater führen ließen. Und so hat er im Krieg mit einem Schlag das Publikum zurückgewonnen, das ihm in den letzten Jahren fast schon verloren gegangen war: alle die kleinen, dankbaren Leute, die nett und unverwöhnt genug sind, den roßhaargepolsterten Watschenmann zu bestaunen und über die urältesten Scherze des Budenausrufers außer Rand und Band zu geraten. Die Feldgrauen, die sich seit vielen Monaten täglich zwischen Ringelspiel und dem mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Flohzirkus drängen, mögen bei Limanowa, am Dnjestr und San, in den Karpathen Helden gewesen sein. Im Prater sind sie Kinder und mit ihnen ist dieser schon etwas aus der Mode geratene Freudengarten denn auch richtig wieder jung geworden.

Der eingeborene Wiener findet dort unten allerdings alles wie sonst, die Scherze des Budenschreiers lassen ihn längst kühl und das hölzerne Ringelspielpferd, auf dem er einst den ersten Ritt ins romantische Land unternahm, lockt ihn nicht im mindesten mehr. Der Mai, der alles neu macht, ist an den Elefanten und Zebras, den Dromedaren und Ponys aus Holz und gefirnißtem Blech spurlos vorbeigegangen, und auch die Samtvorhänge der venezianischen Gondeln sind noch genau so verschossen und ausgefranst, wie sie es vermutlich schon damals waren, als wir, zwölfjährig und voll Illusionen, hier für fünf Kreuzer unersättlich im Kreis herumfuhren. Noch immer schlagen die Berber und Lippizaner Hengste des Praterkarussells treue, kohlschwarze und vergißmeinnichtblaue Glasaugen auf, noch immer bäumen sie sich so wunderbar gefügig unter der Hand des Zehnjährigen, der jauchzend zu den Klängen des elektrischen Werkels in die Fünfminutenschlacht reitet. Aber man muß wahrscheinlich aus einem Schützengraben, von den Karpathenkämmen oder direkt aus dem Spitalbett kommen, allen Schrecken der auflodernden Kriegshölle muß man entronnen sein, um unter staubigen Praterbäumen im Paradies zu sein. Hier ist der Kindergarten der Großen, die einen Praternachmittag bei ihrer verlorenen, sorgenlosen, wunschlos frohen

Jugend einkehren. Der Budenausrufer sorgt für „Stimmung". Für drei Kronen im Tag unternimmt er die Offensive auf jedes Trommelfell, jegliches Zwerchfell ist ihm untertan, sein Blick hypnotisiert den Widerstrebendsten und seine muskulösen Arme schleppen den ungarischen Baka und den bayrischen Landwehrmann zur Praterkassa, wo der Karpathenheld hilfloser wie ein ausgesetzter Säugling wird: „Hiarr sehen Sie, meine Harrschafften," brüllt er mit einer Stimme, vor der die Donner des Jüngsten Tages Reißaus nehmen müßten, „hiarr sehen Sie, waß Sie ieberhaubbt noch nie nicht gesehen haben! Nicht zu versäumen, biddäh! Unmöglich, hiarr zu vorrübergehn, Anfang sofort biddäh!"

Drinnen sitzt, auf einem weißen Gasthaussessel, Herr Ignaz Huber aus Freilassing in Bayern, genannt der Gebirgsriese. Er trägt einen himbeerfarbenen Frack mit vergilbten Silberborten, ein Zylinder mit einer Messingschnalle sitzt ihm im Genick; das Weltwunder ist ein mittelmäßiges Monstrum, das schüchtern die Augen niederschlägt, was aber nicht hindert, daß er sich vor sämtlichen höheren und höchsten Herrschaften dieser und der anderen Welt produziert hat. Diese Produktion besteht darin, daß der Gebirgsriese von seinem Gasthaussessel aufsteht, eine gedruckte Lebensbeschreibung verteilt und mit der sanften Stimme eines Albino um ein kleines (deutsche Sprachreiniger, verhüllet euer Haupt) „Extradussföhr" bittet.

Draußen brüllt der Ausrufer: „Einzutretten biddäh, meine Harrschafften! Biddäh, nicht vorrüberzugehn! Hiarr sehen Sie . . ."



Kriegsfrühling im Wiener Prater: Ein Infanterist vom Wiener Hausregiment Hoch- und Deutschmeister Nr. 4 zeigt seinen deutschen Kameraden die Sehenswürdigkeiten des Praters.

Ignaz Huber aus Freilassing schlägt die Augen nieder. Aus Schüchternheit, oder vielleicht ist er müde, oder diese ganze Angelegenheit langweilt ihn einfach und er zündet sich eine geschenkte Virginia an, was entschieden die genußvollste Tätigkeit im Dasein eines Gebirgsriesen sein dürfte. Ich frage ihn im Vertrauen, wie es mit seiner Musterung steht. Er nimmt die Zigarre aus dem Mund, schaut mich tiefsinnig an und sagt mit seiner sanften Albinostimme: „Untauglich wegen allgemeiner Körperschwäche und Plattfuß." Der bayrische Landwehrmann möchte nun aber, unersättlich, den Gebirgsriesen bei einer entsprechenden Tätigkeit sehen, aber das Weltwunder ist müde. „Die Vorstellung ist beendet," erklärt er, zieht den Zylinderhut mit der Messingschnalle und verschwindet hinter einem blauen Samtvorhang, auf dem ein fleischfarbener Herkules einen gemalten Löwen erwürgt.

Im Panoptikum wird Hindenburg in Lebensgröße angekündigt, und weil man auch im Prater aktuell ist, hat die volkstümliche Institution des Watschenmannes einen japanischen Teint und vergnügte Schlitzaugen bekommen. Auf dem nahen Heustadelwasser wiegt sich unter lichtgrünen Buchen eine Flotte von überaus bunten Ruderbooten, und tätowierte Kraftmenschen, die offenbar noch nicht das Kennerauge des Assentierungsarztes erfreut haben, malen zärtliche Namen auf die gelben und blauen Schiffskiele, Lorelei und Goldelschen, Mizzi, Fannerl und . . . Mackensen. Aus der hoffnungsvollen Praterjugend aber ist auch im Sommer der Brotkarten der unsterbliche Bretschani angeworben worden und der Salamihändler übt seine nahrhaften Koloraturen, als ob der Bundesvertrag mit Italien nicht das kleinste Loch bekommen hätte. Die Dame ohne Unterleib aber schäkert mit einem freundlichen, feldgrauen Sachsen, mit dem sie heute abend nach Geschäftsschluß auf ein Bier zu den „Drei Tauben" gehen wird.

Und der Prater ruft mit tausend Stimmen. Die Riesenorgeln schreien sich ihre blechernen Luftröhren heiser. Die venezianischen Ringelspielgondeln sind angestopft mit Herrschaften, die bestimmt keine Dogen von Venedig sind und zu den Klängen der mit fünfunddreißig Pferdekräften gewerkelten „Wacht am Rhein" um einen Hamburger Leuchtturm aus Pappe fahren. Und die Aushilfskellner werden das, was man mit vierundzwanzig Krügeln Schwechater Lager an den Fingern und vierzehn kleinen Szegediner Gulasch zwischen Frack und Ellenbogen nicht lassen kann, nämlich saugrob. Und der Wurstel, der es voriges Jahr auf den Juden scharf hatte, schlägt natürlich einen ungeheuer langen Nikolai tot. Im dritten Kaffeehaus aber bläst der Flügelhornist, indes ihm der Schweiß in Bächen über die dunkelrot aufgeschwollenen Backen läuft:

„Komm in meine Lie—beslaube . . ."

Glückselige Schneidermamsellchen singen das hingerissen mit, als ob sie nicht für diese eine Stunde des Vergessens eine Woche für neun Kronen Militärhemden und Rucksäcke nähen müßten. Dienstmädchen aus Podiebrad und den mährischen Fruchtfeldern der Hannah schmiegen sich im Übermaß des Gefühls an den stattlichsten aller Kanoniere. Unter den Bäumen drehen sich die braunlackierten Ringelspielrosse in ewiger, infernalischer Hetzjagd. Von den rasend emporgeschleuderten Schaukeln stöhnen irrsinnige Schreie zur Berg- und Talbahn hinüber, die durch ein frisch angestrichenes Pappendeckelgebirge donnert. Rings in den Wirtshausgärten werden inzwischen die ersten Lichter angezündet und über den

abendlich rauschenden Kastanien geht auf einmal das ungeheure Sternbild des beleuchteten Riesenrades auf. Langsam und stumm dreht es sich durch die blaue, silbern ausgestirnte Frühsommernacht. Aus einem der toten Donauarme schreien Myriaden von Fröschen und das Liebeslied des Flügelhornisten schwillt schluchzend und streichelnd durch diesen Garten des Vergessens:

„Komm in meinee Lie—beslaube!“

Tausend, oder Zehntausend, die für ein paar Stunden der Sorge durch die grauen Finger schlüpfen durften, singen es mit. Kleine Ladenmädchen und Dienstboten vom Land unterliegen bis zur Sperrstunde dem Zauber der Montur, der Kriegsmontur noch dazu. Ungarn und Böhmen summen diesen Gassenhauer, Rekruten und Landstürmer, Ehemänner am Kinderwagen und junge Burschen, die ihr erstes Mädchen im Arm und die Einberufung in der Tasche haben. Heute ist heut. Augen glänzen und tausend Herzen schlagen höher nach sechs sorgenbeladenen Wochentagen. Den kleinen Kriegsnäherinnen quillt es warm und gefühlsselig aus den Augen. Die jungen und alten Soldaten aus Mähren und Ungarn und Wien und dem „Reich“ recken sich in der grauen Bluse, und mancher, der heute in acht Tagen in einem Schützengraben liegen wird, tobt sich hier den Überschwang seiner vierundzwanzig Jahre bei der „Patentiert original-amerikanischen Kraftmaschine“ aus. „Soll ma si nöt unterholten, solang 's no geht,“ sagt ein Deutschmeister, holt mit dem hölzernen Schlägel aus und läßt ihn krachend auf den Ambos niederfahren. Jeder Schuß ein Ruß. Surrend fliegt eine Klingel in die Höhe und der Mann schaut sich unternehmend im schnell zusammengelaufenen Kreis der Spezi um, steckt das Zigarettel noch schiefer in den linken Mundwinkel und geht, mit wiegenden Schritten, die Hände tief in den Hosentaschen, den Klängen des Fünfkreuzertanzes der Frau Swoboda entgegen.

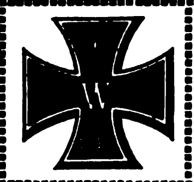
Der Krieg? Vom Praterstern, wo Seeheld Tegetthoff über finster rauschenden Bäumen in die Nacht horcht, schwillt eine mißtönige Brandung herüber. Die ersten Händler mit der heutigen Extra-Ausgabe jagen dort hinunter in den Garten des Vergessens, der Prater heißt. Fünf Minuten später, und die amerikanischen Mammutwerkeln schreien sich vergebens die eisernen Luftröhren heiser, umsonst schmachtet der Flügelhornist vom dritten Kaffeehaus, die Aushilfskellner setzen ihre Wagenladung Schwechater ab und ungezählte Portionen Frankfurter mit Senf und Szegediner Gulasch kühlen in der Nachtluft unverlangt aus. Denn in Galizien sind siebentausend Gefangene gemacht worden. Sir French beschwert sich über deutsche Stinkbomben. Die Madonna auf dem Mailänder Dom ist mit grauem Segeltuch überzogen worden. Und der alte Hindenburg lebt noch!

Die Ringelspiele drehen sich noch. Donnernd fährt die Berg- und Talbahn in die Schlucht aus Pappendeckel. Aber in zwanzigtausend Augen, die eben noch der Welt vergaßen, brennt nun wieder das eine Wort, vor dem der Schlaf unserer Nächte flieht: Krieg.

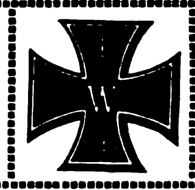
„Biddäh einzutretten, bibdä—äh nicht vorüberzugehen,“ schreit der Ausrufer. Aber was vermag sein Gebirgsriese wider das Zeitungsblatt, auf das der Schlachtengott aller Deutschen schrieb: „Unser Angriff geht vorwärts!“



Kriegsfrühling im Wiener Prater: Lustiger Bummel durch den Wurstelprater.



Briefe aus dem Schützengraben.



Feldgraue Gedanken. Von A. Naumann.

Fast zehn Monate sind es jetzt her, daß wir Frankreichs fruchtbare Äcker durchwühlen und tief in der Erde unsere Zeit hinbringen. Tag für Tag ist das Leben seitdem gleich — nur hier und da unterbrochen von größeren oder kleineren Kämpfen. Und wie immer und überall, so wirkt auch hier dieses ewig Gleichmäßige in gewissem Sinne abstumpfend, geisttötend auf uns ein. Das wissen, das empfinden wir alle ohne Ausnahme. Und aus diesem Wissen heraus entsprang mit der Zeit das Verlangen, in die abstumpfende Eintönigkeit unseres Lebens irgendeine Abwechslung zu bringen. Wir begannen zu suchen. Und wir fanden. Und heute sind wir so weit, daß wir sagen können — dank dessen, was wir in der Jugend gelernt haben, ertragen wir unser Leben, ohne fürchten zu müssen, daß wir einst physisch zusammenbrechen werden. Jeder hat für sich ein Gegenmittel. Die sind nun allerdings nicht gleich. Je nach dem Hochstande der sozialen Bildungsschicht, der der einzelne vor dem Kriege angehörte, sind die Bedürfnisse, die der Geist entwickelt, unendlich verschieden.

Während der eine am Kartenspiel Genüge findet, sucht sich ein anderer durch Pflege von Musik und Gesang und ein dritter durch Entfaltung eines köstlichen Humors über unseres Lebens ewiges Gleichmaß hinwegzusetzen. Weitaus die meisten jedoch tragen ein starkes Verlangen nach dem gedruckten Wort in sich, und so sind unsere heimischen Schriftsteller ständige Gäste in unseren Schützengräben.

Doch noch andere sind unter uns. Und das sind — wenigstens schätze ich's so ein — die Glücklichsten. Die nämlich, die mit offenem Aug' und Herzen durchs Feindesland ziehen. Die die sicher nie wiederkehrende Gelegenheit benützen, fremdes Land und fremdes Volk kennen zu lernen — in beiden die Seele zu suchen. Die schätze ich als die Glücklichsten — weil ich selbst einer von ihnen bin.

Zwar — es ist Kriegszeit. Das Gesicht der Menschen und des Landes ist verändert. Aber nach einigem Suchen findet man hier mit Leichtigkeit das alte Gesicht. Man sieht viel und kann manches erleben. Doch die oberste Weisheit, die wohl jeder einst mit fortnehmen wird, ist und bleibt, daß diese welsche Kulturnation uns Deutschen nur in wenigem gleich ist — uns jedoch in nichts überragt. Mögen auch Paris und einige andere, vom Fremdenstrom durchflutete Städte der übrigen Kulturwelt das Tanzlied pfeifen — wir glauben nicht mehr daran. Denn wir haben das Land gesehen — das Land, das sich nicht für fremde Augen geschmückt hat, das weitab liegt von den Straßen, die alljährlich die Reisenden zogen.

Und wir sind enttäuscht, weil das alles ein Traum gewesen ist, was wir in Frankreich suchten. Unsere Erwartungen mögen ja vielleicht etwas zu hoch gespannt gewesen sein. Doch auch wenn man dies berücksichtigt, bleibt die Enttäuschung. Große Worte haben den leichtgläubigen Michel betört, und so ist er in die glänzende Fremde gezogen, statt sich seine Heimat anzuschauen. Und jetzt, da der Krieg der Fremde den Glanz genommen hat, jetzt wird er sehend. — —

Flog mir da jüngst ein Brief in den Schützengraben. Ein Mädel hatte den geschrieben — eine besonders Tapfere.

„— — Frisch und fröhlich, wie ihr von uns gegangen, doch um vieles gereifter, voll schöner Erlebnisse und Erinnerungen und auch grausiger, als Helden werdet ihr wiederkommen. Ob ihr sonst noch die Gleichen seid? — Ihr werdet Welt und Leben vielleicht mit anderen Augen anschauen als vorher. Euer Erleben hat die Seele vielleicht Neuland entdecken lassen. Wir können das nur ahnen. Doch wir Frauen und Mädchen wollen, wenn der Kampf zu Ende ist, wieder die Gleichen sein." — —

Da konnte ich ihr nicht anders antworten: „— — und wenn wir an die denken, die nicht mehr unter uns sind, dann will sich manchmal ganz zart und leise unter unserem Willen zum Siege etwas regen, das wie Sehnsucht nach der Heimat, nach goldener Friedenszeit klingt. Und wir malen uns dann aus, wie schön wohl die Heimkehr einst sein müßte. So mancher wird wohl noch sein junges Leben hier in Feindesland lassen müssen. Und die dann wiederkehren, das sind nicht mehr die, die ihr habt ausziehen sehen. Wir sind ernster geworden — tiefer, innerlicher, wenn wir auch nach außen die Gleichen geblieben sind. Vielen von uns ist erst jetzt der Ernst und die tiefe Bedeutung des Lebens offenbar geworden. Und so müßt ihr uns nehmen, wenn wir wiederkehren.

Das ist recht von euch, daß ihr nach dem Kriege wieder so werden wollt, wie ihr früher waret. So wollen wir euch alle wiedersehen, wie wir euch verlassen haben. Wenn auch jetzt der Ernst in euren Augen steht, dann soll der Frohsinn wieder daraus leuchten. Zeigt euch uns wieder, wie ihr in unserem Sinnen, in unseren Träumen lebt. Das werden wir euch danken, so wie wir's euch jetzt danken, daß ihr unsere Zuversicht nicht mit Zweifeln untergrabt." — —

Wieder in einem anderen Briefe stand geschrieben: „Sie sind zu beneiden ob Ihres köstlichen Humors, der einem aus fast allen Ihren Briefen entgegenlacht." —

Worauf ich entgegnete: „Um meinen Humor beneiden Sie mich? O — tun Sie das lieber nicht, denn wissen Sie — es ist oftmals nur Galgenhumor. Allerdings, der echte Humor, der aus dem Herzen kommt, der lebt auch in uns. Den halten wir hoch. Lassen ihn uns nicht nehmen, trotz allem schweren Erleben, das unsere Tage füllt. Trotz allem, was uns mißlich ist und hart. Denn nur der Humor hilft uns am besten über alles Schwere hinweg. Man darf uns deshalb nicht leichtsinnig schelten, weil wir lustig sind, trotzdem der Tod immer wieder Lücken in unsere Reihen reißt. Glauben Sie mir — wir Deutsche haben in Gemeinschaft mit unserem unverwüstlichen Humor bisher den Feind besiegt. Wir werden ihn auch mit Hilfe dieses Humors weiterhin schlagen. Verließe der uns, wer weiß, was dann während der langen Zeit unseres Schützengrabenlebens aus uns würde." — —

Durchblättert man die heimatlichen Zeitungen, die ja in großen Mengen durch die Schützengräben wandern, so findet man fast keine Seite, auf der nicht in irgendwelcher Weise, aus irgendwelchem Grunde das Lob der tapferen Kämpfer gesungen wird. Und da liest man besonders oft ein Wort, das in den verschiedensten Variationen gebraucht wird — das Wort „Held".

Ihr daheim — ihr sprecht und schreibt von uns als von Helden, unsere Kämpfe und Siege nennt ihr Heldentum. Ihr mögt es ehrlich und wahr meinen, besonders dann, wenn ihr auch im stillen, in euren Gedanken uns so nennt. Manch einer mag es ja auch tun, weil er uns damit



Blick durch eine Schießscharte auf besetzte französische Schützengräben in den Vogesen. Phot. A. Grohs.

seine Anerkennung ausdrücken will und seinen Dank, während ein anderer uns damit schmeicheln zu müssen glaubt. Allen denen, die gern von Helden und Heldentum sprechen und schreiben, will ich, da ich ja sowieso einmal dabei bin, Geheimnisse des Krieges auszuplaudern, etwas sagen — etwas ganz Heimliches. — —

Wißt ihr, daß wir hier in den Schützengräben jedesmal lachen, wenn ihr uns wieder einmal Helden nennt? Kein lautes, hörbares Lachen ist es — nein, es ist ein ganz feines, stilles, innerliches Lachen, das uns da schüttelt. Wir lachen über eure Schwäche, über den unbewußten Irrtum, dem ihr euch da hingebt. Wir sind ja gar keine Helden — wenigstens betrachten wir uns nicht als solche. Das, was wir tun, ist doch ganz einfach unsere Pflicht. Unsere Pflicht als Deutsche, unsere Pflicht als Männer, die Heim und Herd, Weib und Kind vor Not und Unbill zu schützen haben. Es ist ja nur unser Ureigenstes, für das wir kämpfen — das, was uns gehört — das, was unserem Leben erst Inhalt und Freude gibt. Das, was wir lieben.

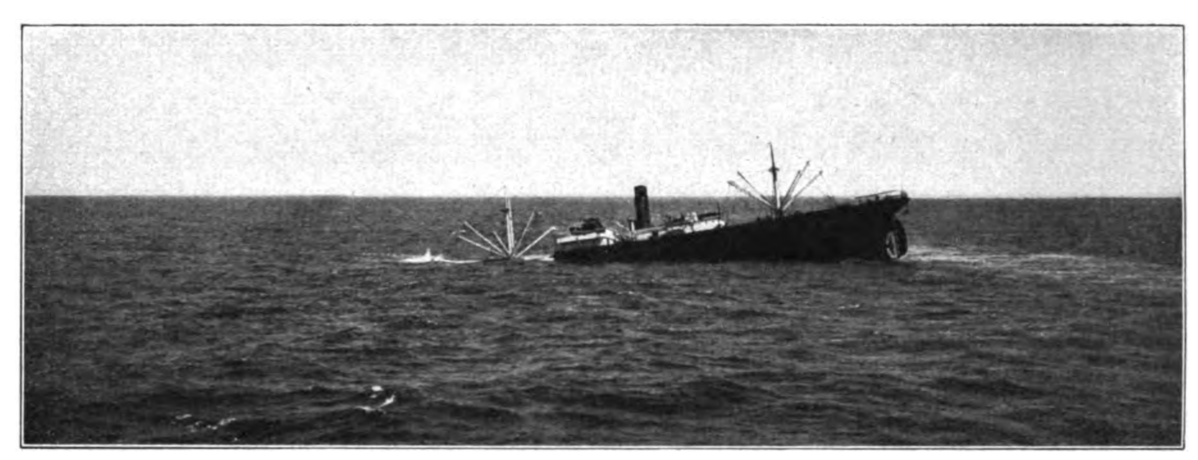
Die Liebe zur Heimat lebt ja in jedem von uns. Und die meisten haben noch liebe Menschen daheim. Von denen das Elend und Grauen des Krieges fernzuhalten — das ist Pflicht. Und wenn wir unsere Pflicht tun, sind wir doch keine Helden. Tut aber einmal einer mehr als dies, so beneiden wir anderen ihn wohl um sein Glück, das ihn eine besondere Tat vollbringen ließ, aber einen Helden nennen wir ihn deswegen noch lange nicht. Und er selbst wird das auch am wenigsten erwarten. Er lächelt ebenso wie wir über euren Irrtum.

Nicht wahr — ihr begreift das alles wieder nicht so recht, glaubt euch doch noch auf dem richtigen Wege. Nun — vielleicht ist es uns selbst nicht so recht klar, warum wir keine Helden sein wollen. Es ist nicht nur das Pflichtgefühl und der dem Vaterland einst geleistete Treueschwur, die uns treiben. Es ist noch ein anderes in uns. Wir sind alle schon einmal drüben gewesen — dort, wo wir sonst das Jenseits suchen. Und von dort haben wir etwas mitgebracht, tief in uns drin, das uns über der Erde leben läßt. Unsere Seele hält dieses unbestimmte Etwas fest und trägt den Körper mit sich zur Höhe.

Und dann — entsinnt ihr euch noch, wie wir euch bei unserem Ausmarsch in die Hand hinein versprachen, die Feinde windelweich zu klopfen? Es hörte sich an wie Scherz. Und war doch Ernst. Sollten wir nun, da es das Leben galt, das euch gegebene Wort brechen? Nein — wie hätten wir euch jemals wieder unter die Augen treten können? Das Versprechen wahr zu machen, das war und ist unser Stolz. Der treibt uns an den Gegner. Solange wir noch kämpfen können, sind wir keine Helden, wollen auch nicht so genannt werden. Aber unseren Gefallenen gönnen wir gern diese Bezeichnung. Denn sie sind erst die wirklichen Helden. Sie gaben das Höchste, ihr Leben hin. Sie brachten sich selbst als Opfer. Darum laßt sie in euren Gedanken als Helden fortleben und schreibt ihnen ihr Heldentum auf ihren Grabstein. So wie wir es hier bei jedem unserer gefallenen Kameraden auch tun. „Ein deutscher Held.“ Da schämen wir uns nicht. — —

Irgendwer beklagte sich einmal darüber, daß ich beim Auszug aus der Heimat so bestimmt „Lebewohl“ sagte und auch seither in keinem meiner Briefe das jetzt so viel gebrauchte „Auf Wiedersehen“ zu finden sei.

Darauf schrieb ich: „Das habe ich nicht nur bei Ihnen getan, sondern überall. ‚Auf Wiedersehen?‘ — Das sagt man, wenn man eine Reise tut oder so etwas. Aber für einen Menschen, der bewußt dem Tode entgegengeht, gibt es nur eines — ‚Lebewohl!‘ Wenigstens ist das meine Ansicht. Wer von uns weiß, ob er wiederkehrt? Keiner. Hoffen wird es jeder, erwarten niemand. ‚Was der Mensch will, das ist sein Schicksal.‘ Dies Wort mag für Friedenszeiten Wahrheit sein. Jetzt im Kriege sicher nicht. Da liegt des einzelnen Geschick in anderer Hand.“



Versenkung des englischen Hilfskreuzers „Charcas“ durch den deutschen Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich“ in der Nähe von Valparaiso. Aufgenommen vom Bord des „Prinz Eitel Friedrich“ aus.

„Prinz Eitel“.

Drei Briefe. Von Wilhelm Schreiner. (Schluß.)

31. Oktober. Wieder in See. Kurs südlich. Valparaiso vergessen wir so schnell nicht. Noch immer zittert der Jubel durchs Schiff über die Kunde, die uns dort aus der Heimat ward. Wohin mag unser Weg nun gehen? Draußen rast der Sturm. Schwere See.

1. November. Spät abends. Ich darf ja eigentlich kein Licht mehr machen, aber bei schwer verhängtem Kabinenfenster wird es schon gehen, wenigstens heute! Heute! Wenn du wüßtest, was das für ein „Heute“ war! Vor Freude und Dank bebt mir noch Herz und Hand. Nach Tisch, so gegen vier, meldet der Funker merkwürdige Unruhe in den Apparaten, unverständliche Worte und Sätze. Ich saß gerade beim Kapitän in dessen Kabine. Wir sofort in die Funkenbude (sie ist da geblieben, wo sie war, achtern auf Bootsdeck). Allerdings, da war was Besonderes los ... „Help ... Helsnd ... mdurnoky .... ‚Canopus‘ ... lsjtgke ... suevmenw ... Help Help! ...“ Das waren zwei Sender, von denen der eine den anderen zu stören suchte. „‚Canopus‘, help help“ Die Worte kehrten immer wieder, wenn auch bei den starken atmosphärischen Schwankungen nach nur wenig abgeflautem Sturm zeitweise der Empfänger nicht reagierte. Gegen Abend klärte das Wetter auf, da wurde es besser. Unser Kapitän hatte gleich raus, was los war. „Das Kreuzergeschwader ist den Engländern auf den Fersen, und die sind nicht alle beisammen. Rufen ihr Schlachtschiff ‚Canopus‘ herbei, aber der ‚Scharnhorst‘ funkt regelmäßig dazwischen“ ... Die Sender mochten etwa dreißig Seemeilen entfernt sein. Wenn sie auf Nordkurs gehen, treffen wir noch zu ihnen, aber die Entfernung blieb sich gleich, sie gingen also auch südlich. Dann hörten die Wellen eine Weile auf. Wir saßen gespannt und warteten. Plötzlich schlägt der Stift wieder an ... „Klar zum Gefecht!“ Hurra, das ist der „Scharnhorst“! Der Kapitän schickt Meldung auf die Brücke. In wenigen Minuten erscheint alles, was Freiwache hat, auf Bootsdeck vor der Funkenbude. Lautlos stehen sie und fiebern vor Erwartung. Da! Wieder! ... „‚Gneisenau‘ nimmt ‚Monmouth‘, ‚Dresden‘ die ‚Glasgow‘, ‚Leipzig‘ den Hilfskreuzer. Feuerbefehl abwarten.“ Was die draußen Augen machen! Jeden Funkspruch läßt der Kapitän mitteilen, und zu uns herein brandet das jubelnde Echo, das sie auslösen. Gar zu gern nur hätten wir an Stelle von „Leipzig“ den Hilfskreuzer übernommen! ... „Konzentrisches Feuer auf ‚Good Hope‘!“ ... Kaum zwanzig Minuten seit Gefechtsbeginn sind verflossen, und schon ist keine Rede mehr von „Monmouth“ und „Glasgow“? — „Drei Strich Steuerbord“ — alles, alles hören wir — „‚Monmouth‘ treibt mit Schlagseite ab, ‚Glasgow‘ muß das Weite gesucht haben ... ‚Good Hope‘ sinkt, Feuer stoppen!“ ... Sieg! Sieg! Die Kerle sind wie toll draußen. Noch immer sprechen die Funken. Es ist acht Uhr ... „Zwei Leichtverwundete auf ‚Gneisenau‘, leichter Materialschaden“ ... „‚Dresden‘ nicht getroffen“ ... „‚Leipzig‘ nicht getroffen“ ... Wo bleibt aber die Meldung von „Nürnberg“? Da erreicht uns eine knappe halbe Stunde später ein letzter F.-Ruf: „Die ‚Nürnberg‘ hat aus NW andampfend der ‚Monmouth‘ den Todesstoß gegeben, ohne selbst Verluste zu erleiden.“ — Das war das Heute! An Schlafen denk' ich gar nicht, gehe lieber auf die Brücke. Der erste deutsche Seesieg! Unsichtbar sind wir Zeugen gewesen. Nun geht's zum Geschwader hin. Nach zehn Uhr haben wir von uns aus Verbindung hergestellt und streben jetzt einem gemeinsamen Treffpunkt zu. Der Kapitän bleibt auf der Brücke.

16. November. Nun sind auch die Tage vorbei, die wir mit unseren siegreichen Brüdern unter der Felsenküste von ... lagen. Wir stechen heute wieder in See, das Geschwader ist schon seit Tagen südwärts unterm Horizont verschwunden. Eben schleppen sie noch die letzten Körbe mit Hummern an Bord, die haben wir hier hundertweise gefangen. Im Kühlraum bleiben sie wochenlang frisch.

Ende November. Wir kreuzen unter der Küste. Nach Santa Maria gibt's ja keinen Feind mehr hier, vor dem wir uns in acht nehmen müßten. Immer haben wir noch nichts geleistet. Wird bald Zeit.

Drei Tage später. Die erste Prise liegt auf dem Grund. Kerzengrad hinunter. Ist doch ein eigenes Gefühl, das einen dabei beschleicht. Irgendwas schmerzt und dämpft die Freude. — —

Auch der Dezember ist nun schon da. Die Besatzung des „Charcas“ ging gestern in der Nähe von Valparaiso an Land. Letzter Gruß an uns: „Good bye, Gentlemen!“ Und: „Three Cheers!“ — Für eine Woche Gastfreundschaft. Unser Kurs wieder NW.

10. Dezember. Was mag mit dem Geschwader vorgegangen sein? Heute früh fingen wir eine Depesche von Montevideo nach den Falklands-Inseln auf. Verstümmelt. „Koe .... Ein ... heiten ... der . deutschen ......

Das Matterhorn.

Nach einer Kunstphotographie von Aug. Rupp.



‚Gneisenau' ... Photograph ... Kabeln ..... Mit ... teilungen .. Ueberlebenden." Wie ein Alp liegt das auf uns.

11. Dezember. „Segler in Sicht!" Kaum ist ein Leutnant mit dem Prisenkommando drüben, da signalisiert er auch schon mit freudigem Armschwenken herüber: „Franzose, 3500 Tonnen Kardiffkohle!" Das kam wie gerufen, wir haben ihn jetzt ins Schlepptau genommen, denn auf hoher See können wir die Ladung nicht an Bord überholen. Dampfen nun nach der Osterinsel. Nachdem sich die Franzmänner von ihrem Glauben, wir erschössen sie als Gefangene sofort, bekehrt hatten, helfen sie wacker arbeiten.

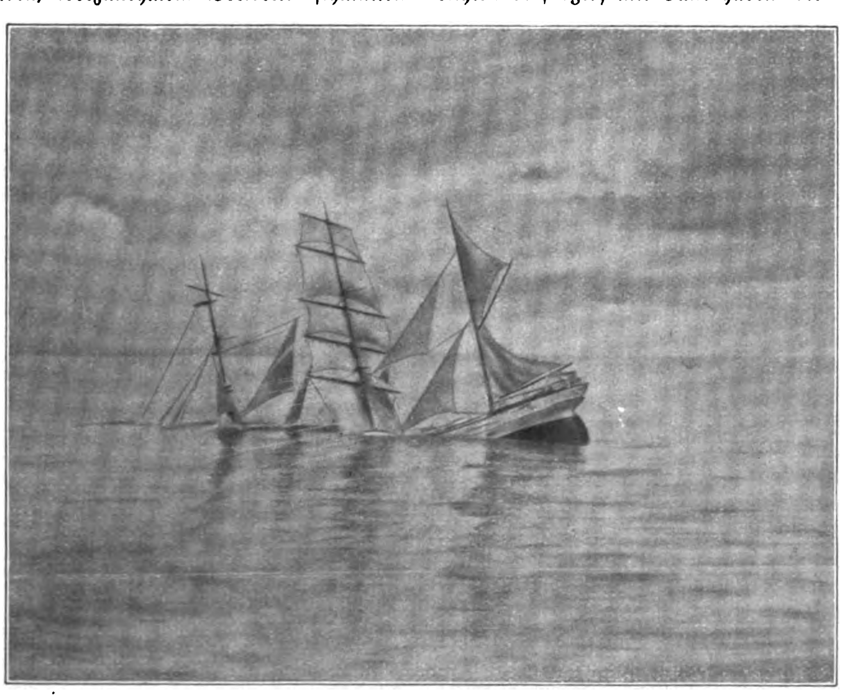
12. Dezember. Heute kam dasselbe F. T. noch einmal, wahrscheinlich weil unverstanden. Die „Daily Mail" fragt nach den F. J. an: „Können Sie uns vollständige Einzelheiten über das Sinken der deutschen Kriegsschiffe ‚Gneisenau', ‚Scharnhorst', ‚Leipzig' senden? Photographien werden gut bezahlt. Kabeln Sie reichlich. Auch Mitteilungen von Überlebenden." Du kannst dir denken, welche Stimmung bei uns herrscht. Noch wissen wir ja nur die Tatsache, und die noch nicht mal ganz. Ja, und „Dresden"? Und „Nürnberg"? — Gegen Abend kam ein neuer Segler auf. „Kidalton", Engländer, Erz, Blecheimer, Kohlenschaufeln und Mennige. Wie sich das so trifft. Die können wir brauchen auf der Osterinsel. Mit vollen Segeln sank das Vollschiff langsam. Im Osten stand klar und bleich der Mond. Noch minutenlang quirlende Kreise im Wasser, dann lag die See glatt wie den ganzen Tag. Schweigend schauten wir von der Brücke des „Eitel" dem Sinken zu. Unsere Gedanken zogen nach Süden. Wo waren die Brüder geblieben? Und wie starben sie? Ihr werdet das alles eher wissen als wir. Es wird einsam um uns.

23. Dezember. Die Krater der Osterinsel steigen aus der See. Noch heute fällt der Anker.

24. Dezember. Heiligabend. Wir sind eifrig dabei, die schönen Kohlen des „Jean", den wir ja glücklich bis hierher geschleppt haben, überzunehmen. Derweilen schmücken wir den Speisesaal der ersten Klasse von ehemals zur Weihnachts-Feier. Grünangestrichene Besenreiser und goldene Nüsse müssen den Christbaum ersetzen. Noch ist nicht alles fertig. — 10 Uhr abends. Eben schloß unsere Feier, früh, denn morgen wartet neue Arbeit. Ich möchte die ganze Nacht hier oben sitzen, wo ich die Schattenrisse der zackigen Berge gegen den mondhellen Himmel steigen sehe und emporwachsen aus tiefschwarzer Wogen Fluten ... dieweil die Gedanken hinüberschwingen zu euch und die Seele zag und doch Vollendung ahnend sich müht, mit den alten Strahlen heiliger Weihnacht auch der Wirklichkeit gramdurchfurchtes Antlitz zukunftsfreudig zu verklären. Deutsche Weihnacht, deutscher Glaube ... ach, es bleibt ein kindlich Stammeln. Grüß dich Gott, mein Deutschland drüben überm fernen Weltenmeer! Kriegsweihnacht war's, die wir feierten. Alle miteinander. Vater Thierichens las uns die Weihnachtsgeschichte und sprach, der Kamerad zu Kameraden, der Vater zu Kindern. Und die alten Lieder klangen, schluchzend, ja selbst „Ihr Kinderlein kommet", und waren doch Kriegessöhne, die so sangen. Du, es ist kraftwirkendes Erleben, zu fühlen und zu wissen, daß die Weihnacht stärker ist als der Krieg, und Christ stärker als der Haß, und Gott stärker als der Tod.

31. Dezember. Wir sind heute mit Kohlen fertig geworden. Die Mannschaft der versenkten Schiffe bleibt hier an Land. Zu essen haben sie genug und mit den Bewohnern müssen sie sich eben vertragen. Einmal habe ich Zeit gefunden, eine kleine Streife über Land zu machen. Die Insel mißt nur 19 : 11 km. Bäume gibt's nicht, aber Gras in Menge, große Hammelherden und wilde Pferde. Der „Eitel" hat sich infolgedessen für Wochen verproviantiert. In den nächsten Tagen geht's nun nach Südamerika zurück, von dem wir hier 3200 km entfernt sind. Wie Sphinxe stehen am steilen Abfall zum Meer die ragenden Steinkolosse mit ihren Steinplatten auf den Häuptern. Niemand kennt ihren Ursprung, niemand ihre Bedeutung. Wir gehen in ein neues Jahr, haben aber wenig Gefühl dafür. Wenn Deutschland gesiegt und die Friedensglocken klingen, dann beginnt unser neues Jahr. Vorerst aber wikingern wir weiter.

13. Januar 1915. Kurs ONO. Sind bis zum 61. Breitengrad heruntergegangen. Die Fahrt ist eben ziemlich gestoppt, denn wir gehen durch Treibeis. Unterwegs trafen wir einen Norweger, der uns mit neuen Nachrichten versorgte; mit Dank haben wir nicht gekargt: ein ganzer Hammel wanderte hinüber. Sie hatten sehr Mangel an frischem Fleisch. Nun wissen wir, daß auch die ‚Nürnberg' sank, und auch, wie die „Leipzig" unterging. Hörten das Lied von dem Helden, der auf dem kieloben treibenden Wrack noch bis zuletzt den Fetzen Fahnentuch schwang, bis die See sich alles holte. Die „Dresden" ist entwischt. Wenn wir sie doch träfen unterwegs! Und vom „Scharn-



Versenkung der englischen Dreimastbark „Invercoe" im Atlantischen Ozean durch den deutschen Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich". Die Bark führte Weizen für England an Bord. Nach einer Aufnahme vom Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" aus.

horst“ nicht ein Mann gerettet!? Wie sind wir uns klein vorgekommen gegen unsere Heldenbrüder. Aber was nützt das Trauern? Feind in den Grund! Wenn wir uns nur auch an Kriegsschiffe heranwagen könnten!

14. Januar. Die Erbsen sind schon aufgegangen. Wer ein Bordfenster sein eigen nennt, der nahm von der Osterinsel sich ein Zigarrenkistchen voll von der schönen schwarzen vulkanischen Erde mit. Darein haben wir Erbsen und allerlei Grünes gesät. Nun keimt es schon fröhlich in den warmen Kabinen. Dabei fahren wir noch zwischen 60. und 61. Breitegrad. Auf der Brücke erfriert man ohne Mantel. Desto molliger ist es im großen Steuerhaus, auch das modernste Schlachtschiff hat kein so großes. Haie haben wir vor einer Woche auch eine Anzahl gefangen, sogar einige Albatros. Als erster hat der Kapitän infolgedessen eine neue Kopfkissenfüllung gekriegt. Seit gestern ist dichter Nebel. Desto besser.

20. Januar. In der Funkenbude merkt man's deutlich, daß wir uns wieder befahrenen Straßen nähern. Wir halten uns mucksmäuschenstill. Bei den Süd-Orkneys sind wir nach Nordnordost abgefallen. Die Station Falklands-Inseln macht sich in aufdringlicher Nähe bemerkbar. Dort herum ist das große deutsche Grab. Wir wollen nach Deutschland durch.

26. Januar. Die erste Prise an der Ostseite! Ein Russe. Nach Schema F behandelt: Bodenventile auf und hinunter damit. Der nächste bitte!

27. Januar. Da kamen gleich zwei. Mitten im Kaisergeburtstagsessen (Hammelbraten!) stört uns der Mann, der in der Heringstonne sitzt, und meldet zwei Segler. Den einen davon hat er auf 27 Meilen Entfernung gesichtet; das kommt auch nur an Kaisers Geburtstag vor. Auf den näheren schickten wir ein Prisenkommando und holten uns dann erst gemütlich den anderen. Beide Schema F. Und ich bekam neue Nachbarn. Gegenüber der Leutnant mußte raus und der amerikanische Kapitän vom „William P. Frye“ zog mit Familie ein. Seine Mannschaft macht im Rauchsalon Zweiter Quartier. Auch ein Deutscher ist darunter, der unseren Kapitän kennt.

1. Februar. Zur Abwechslung mal wieder ein Franzose, der auf Anruf zwar behauptete: „Es ist Krieg, ich habe keine Zeit zum Stoppen,“ sich aber dann doch willig Schema F fügte. Den Durchbruch nach Hause haben wir aufgegeben, denn hier scheinen die Jagdgründe ergiebig.

17. Februar. Inzwischen nur einen Segler zur Strecke gebracht. Er dachte es besonders schlau zu machen, indem er etwas von der gewöhnlichen Dampferroute Kanal—Südamerika abwich — uns in die Arme.

18. Februar. Schon wieder war einer so schlau — Engländer.

19. Februar. Ein fetter Brocken. Gegen Mittag kommt der französische Passagierdampfer „Floride“ in Sicht. Ich war, wie gewöhnlich, wenn nichts zu tun ist, auf der Brücke. Telephonisch gibt der Kapitän seine Befehle zur Funkenbude, denn der Franzose zeigte deutlich Antennen zwischen den Masten. „Ich verbiete Ihnen, bei sofortiger Versenkung, sich noch irgendwie der Funkentelegraphie zu bedienen!“ — „Sie sind schwächer als wir. Wir sind armiert, Sie nicht. Stoppen Sie daher!“ — „Senden Sie uns Ihr deutliches Signalement durch Flaggenzeichen!“ — „Wenn nötig, sende ich Rettungsboote, um die Besatzung zu mir an Bord zu holen.“ Bald lag die „Floride“ nicht weit entfernt still. Der Kapitän bat mich, diesmal mit dem Prisenkommando hinüberzugehen. „Vielleicht sind Sie nötig, Doktor!“ Als die drüben hörten, wer der schwarzbraune Dampfer sei, traten bedenkliche pathologische Symptome auf unter den Passagieren. Aber ich hatte Riechsalz mit. Endlich um fünf nachmittags waren alle Menschen und Güter auf dem „Eitel“, aber noch jetzt treiben die brennenden Trümmer des Dampfers lodernd auf den Wellen. Hell flammt der Schein über den Wogen und färbt wie spätes Abendrot die niedrige Wolkendecke.

20. Februar. Ist das ein Leben und Durcheinander vorerst noch mit den 150 neuen Gästen. Dazu wieder eine neue Prise. Es geht Schlag auf Schlag.

21. Februar. Allmählich kommt die Sache wieder ins Blei. Jetzt hab' auch ich umziehen müssen und ein paar Damen Platz gemacht. Die Mannschaft ist dabei, auf dem Vorderschiff Geländer zu zimmern, damit die Zwischendeckspassagiere, die tagsüber hier untergebracht sind, nicht ins Meer purzeln. Und überhaupt! Jetzt haben wir wieder Konserven und Zigaretten und Zahnbürsten und — Seife. Die „Floride“ hatte eine begabte Ladung, das muß ich sagen. Unsere Menagerie, die wir an Bord hatten, geht allerdings bei den vielen Mäulern nun stark drauf. Seit gestern macht die Maschine so alberne Nebengeräusche. Nach Deutschland langen ja die Kohlen bei weitem nicht mehr, aber wollen doch noch mehr Passagiere mit der Zeit an Bord nehmen, Platz gibt's ja auf Lloyddampfern ausgiebig. Und bis jetzt haben wir doch erst — 300 Gäste.

23. Februar. So — da haben wir den Salat: die Maschine hat sich wund gelaufen. Sie tut zwar noch weiter mit, aber zumuten dürfen wir ihr nichts mehr. Wir sind nahe an den Dampferstraßen.

Anfang März. Wir kreuzen die Schiffahrtslinien. Der Kapitän ist Tag und Nacht auf der Brücke.

9. März. Die Lage wird immer heikler. Wir wollen einen amerikanischen Hafen anlaufen, denn der „Eitel“ muß unbedingt ins Dock. Im achten Monat sind wir nun schon in See. Newport-News ist nicht weit. Alle Passagiere sind unter Deck geschickt. Niemand weiß, was noch kommen kann. Unaufhörlich knistern die Funksprüche von vier bis fünf feindlichen Kreuzern über uns hin und die Wellen verraten, daß sie uns suchen. Gut, daß es Nacht ist. Am Tage wäre es aus mit uns, so nahe sind sie. Der Kapitän ist schon die dritte Nacht auf der Brücke. Wir alle heute auch. Frühmorgens am andern Tag: Noch wogen dicke Nebel über den Wassern und die Sonne zögert. Aber der „Eitel“ liegt sicher auf der Reede von Newport-News.

14. März. Also vorläufig Ruhe. Der „Eitel“ hat die Erlaubnis zum Docken erhalten. Und wie sieht er aus! Verrostet von oben bis unten. Drei Meter noch oberhalb der Wasserlinie sitzen die Muscheln. Wir werden mit Liebesgaben überhäuft. Dazu heute ein Begleitschreiben, das uns der Kapitän nach dem Gottesdienst vorliest: „Möge Ihnen allen ein langes Leben beschieden sein, damit Sie sich der Taten eines wahrhaftigen Typus von Männlichkeit erfreuen können, als der Sie sich durch Ihre kühnen und intelligenten Fahrten gegen einen hundertfach überlegenen Feind in den letzten acht Monaten erwiesen haben. Mögen Sie stets bleiben, was Sie zur Stunde sind — Männer unter Männern. Möge Ihnen der Erfolg auch in Zukunft treu bleiben gegen den britischen Bedrücker der Meere.“ Ob wir wieder hinausziehen, das steht in den Sternen. Wir wollen alle, und doch heißt es vielleicht, gegen unseren Willen, gehorchen. Drüben bei euch siegte Hindenburg, stählern steht die Front im Westen, wir wissen, was man nur wissen kann, sogar daß der „Tiger“! gesunken ist, am 24. April. Und der U-Bootkrieg! Immer stärker schlägt die Sehnsucht ihre Bande um uns. Heim, heim! Ob nun auf dem „Eitel“ oder ohne ihn ... ich komme durch, bin früher da, als mein Brief vielleicht. Mein Herz fliegt voraus. Grüß Gott ...



Granatlöcher. Nach einer französischen Aufnahme aus der Vogelschau.

Das Granatloch.

Von einem im Felde stehenden Offizier.

Ich bin in den lachenden Frühling längs der raschen Lys geschlendert, die unter hart beschossenen deutschen Jochbrücken an der Grenze zwischen Belgien und Frankreich streicht. Und da es so war wie zur Maienzeit daheim: die Flur so still im glastenden Sonnenschein des ersten Nachmittags — fast kein Laut als das Tirilieren der Lerchen und ein verhallendes Männerlachen von deutschen Soldaten, die hinterm Dorfe im Gras bei den weidenden Gäulen liegen ... so schien auch das Loch in Glockenstuhl und Dachfirst des flandrischen Kirchleins nicht so ein grausamer Hohn auf all den Frieden.

Ein Bauer kniet am Flußrand. Ein knochiger flämischer Alter mit wehendem Silberbart. Andächtig blickt er auf den Sack vor sich, dessen goldene Flut er zärtlich durch die Finger rinnen läßt: Weizen, zur Aussaat bestimmt. Wie er den Leinenbeutel vorgebunden hat, aus dem er mit weitem Schwung die kostbar gewordenen Körner in die gebrochene Scholle streut, schlägt er im Verhalten, mit demütig geneigtem Haupt, ein Kreuz über die Furche, der er die Kriegssaat zur friedlichen Frucht anvertraut.

Ich hab' dann nahebei unter dem Hängedach der hennaroten Pfarrscheune mit dem großen Wasserrad zur Seite gesessen und das einzige Bild mit halbgeschlossenen Augen visionenhaft immer und immer wieder in mich aufgenommen: Mitten durch die ruhende Landschaft zieht ein Schimmelgespann bedächtig seine Bahn durch die harte Ackerkrume unter Hott und Hüh des deutschen Trainsoldaten.

Da kommt es aus West — von diesen verruchten Hügeln her, wo sie alles sehen können und seit dem Winter alles mit ihrem Stahl und Schwefel verschändeten ... wohlbekannter Ton — ein frecher Peitschenschlag ins Antlitz der ruhesatten, bräutlichen Natur. Es berstet mit rotleckender Zunge wie ein gierig auf wehrlose Beute stürzendes wildes Tier. Wo der flämische Bauer noch eben mit gläubigem Segensspruch seine Saat warf, hat es sich mit Triumphgebrüll eingefressen in die Lende seines Opfers. Ein Loch voll zerwühlter Erde gähnt, wo vordem friedlich Furche an Furche zog.

Hoch bäumte das Schimmelgespann, und der deutsche Soldat treibt die rasch entsträngten Tiere grimmig seitab zur schützenden Scheune. Aber der Säemann ist hin zu dem Granatloch gestapft — da steht er und schaut in den Krater hinab. Seine Augen rollen, die Lippen zittern. Nun hebt er die knöcherne Faust wider die ferne Linie der britischen Feuerhügel und stößt grimme, fremde Laute aus wider die frevlen Störenfriede. Ich weiß, was er sagen will: Verflucht ihr, die ihr selbst vor dem heiligsten Gebot Gottes „Bestellet den Acker!“ nicht schrecket. Mißgünstiges Volk, das dem Menschen nicht seine Krume Brotes lassen will, weil der Deutsche die Scholle dazu bestellte und mit davon zehren will — dich treffe der Zorn Gottes. Wie ich den Arm recke wider dich, so verdorre dein Mark. Ihr werdet ernten, was ihr säet; Segen wolltet ihr in Fluch verwandeln.

Der Alte hebt mit feierlicher Gebärde den fleischlosen Arm, an dem der Ärmel des weiten Kittels niedergleitet. Er entblößt das Haupt, schlägt groß und schwer das Zeichen des Kreuzes über die geschändete Stelle, greift mit der Gebärde des Priesters in seinen Körnerbeutel und streut in das Granatloch sorglich, sieghaft neue Saat vom Grunde bis zum Trichterrand.

Wie er sich langsam dem Dorf zuwendet, als wollte er seine zerschossenen Häuser zum Amen der Steine anrufen, fallen seine fanatisch glühenden Augen auf mich ... und ich, von unwiderstehlicher Größe des Augenblicks durchdrungen — ich hebe die Hand zur Mütze und grüße. Grüße wie vor meinem General.




Karlsruhe vor 200 Jahren.

Ein Städtejubiläum im Weltkrieg.

Zum 200jährigen Jubiläum der Stadt Karlsruhe. Von C. Kopp.

Mit einer Abbildung.

Noch vor Jahresfrist verband sich für uns mit dem Begriff des männermordenden und städtezerstörenden Krieges nur eine recht unbestimmte und unserem Empfinden fernliegende Vorstellung. Erst die Berichte und vor allem die Bilder der zerstörten, zusammengeschossenen und niedergebrannten Städte, der zerstampften Fluren haben uns das Grauen des Riesenkampfes offenbart, und bei allem Haß gegen unsere Feinde denken wir als „Barbaren" mit leisem Bedauern so manches herrlichen Städtebildes, das Bomben und Granaten für immer seiner charakteristischen Schönheiten beraubt haben. Wenn aber auf einer Fahrt durch deutsches Land unsere Städte an uns vorübergleiten, blühend und unversehrt wie zu Zeiten tiefsten Friedens, so schlägt unser Herz rascher in innigem Dankgefühl. Denn Verwüstung war den deutschen Städten zugedacht von unseren Feinden, und vor allem sollten die Gegenden dies- und jenseits des Rheins überschwemmt werden. Wir wissen, daß keiner dieser ehrgeizigen Pläne der Franzosen sich erfüllt hat, und so kann — wenn auch vielleicht ernster und stiller als es zu Friedenszeiten geschehen wäre — eine deutsche Stadt, zu der wohl manchesmal ferner Geschützdonner herübergeklungen haben mag, das 200jährige Jubiläum ihres Bestehens feiern. Denn just vor dieser Zeitspanne, am 17. Juni 1715, legte der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach den Grundstein zum Turme seines neuen Residenzschlosses Karlsruhe und damit auch zu der künftigen Haupt- und Residenzstadt des Badener Landes. Bei dem Antritt seiner Regierung im Jahr 1709 hatte der Fürst die Markgrafschaft vom Kriege verheert vorgefunden. Es gelang ihm aber in verhältnismäßig kurzer Zeit, dem Lande zu neuer Blüte zu verhelfen. Über die Ursachen, die den Markgrafen veranlaßten, seine Residenz von Durlach nach Karlsruhe zu verlegen, bestehen verschiedene Berichte. Der Inschrift des früheren Schlosses nach zu schließen, sollte dieses zunächst einen Aufenthalt der Erholung und Ruhe für die schöne Jahreszeit bieten, wie ja schon aus dem Namen hervorgeht. Erst die schnell wachsende Zahl der Ansiedler und wohl auch die Freude an der eigenen Gründung mochten den Fürsten zur baldigen Verlegung der Residenz nach Karlsruhe veranlaßt haben. Ein Reskript vom 24. September 1715 versprach jedem, der sich in Karlsruhe niederlassen wollte, besondere Freiheiten, als da sind: freie Religionsübung, Befreiung von Steuern für 30 Jahre, Unterstützung bei der Ansiedelung durch Überweisung von Bauplätzen und Holz, allerhand Freiheiten für Handel und Verkehr usw. Die Stadt entwickelte sich dann auch — nach dem bekannten fächerförmigen Anlageplan erbaut — verhältnismäßig rasch. In den Jahren 1752 bis 1775 wurde das, wie alle Häuser, aus Holz erbaute Schloß durch einen schönen Spätbarockbau ersetzt, nur der Schloßturm, der sofort aus Stein aufgeführt worden war, blieb erhalten. Ihren baulichen Charakter erhielt die Stadt aber doch erst im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, als unter der Leitung des Baumeisters Friedrich Weinbrenner eine Anzahl der bemerkenswertesten öffentlichen und privaten Gebäude entstand. So das Rathaus, die evangelische und die katholische Stadtkirche, das Markgräfliche Palais und andere meist im Empirestil gehaltene Bauten, die gleichzeitig starke Anlehnung an die Antike verraten. Man gab dieser Bauweise sogar den Namen Weinbrenner-Stil, und dieser Stil beherrscht großenteils auch heute noch das Städtebild, wenn auch unter Großherzog Leopold die Baudirektoren Hübsch, Moller, Eisenlohr und andere bei der Ausführung neuer Prachtbauten andere Wege gingen als der Altmeister Karlsruher Baukunst.

Der Krieg.

Nach einer Oelskizze von C. Frantz.



Es ist selbstverständlich, daß der Länderzuwachs der sich über Kurfürstentum zum Großherzogtum entwickelnden Markgrafschaft auch der Stadt Karlsruhe zugute kam. Es mehrten sich die Mittel zu ihrem Ausbau, die Zahl der Bevölkerung wuchs und ein immer regeres Leben kennzeichnete die Hauptstadt des bedeutend vergrößerten Landes. In den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts wurde das Bürgermilitär gebildet, das im Jahre 1806 beim Abmarsch der Truppen nach Preußen verstärkt wurde und eine neue Bürgermilitärordnung erhielt. 1813 14 bei Errichtung der Landwehr und des allgemeinen Landsturms wurde das Bürgermilitär aufgelöst bis auf die Kavallerie und das Schützenkorps, und ein Teil der Jäger zog mit dem Freiwilligenkorps im Jahre 1814 unter dem Kommandeur v. Gemmingen ins Feld. 1824 wurde eine schwarze Reiterei gebildet — doch dienten in jener Zeit die militärischen Einrichtungen mehr zu Paradezwecken. Erst das Revolutionsjahr 1848 wurde für Großherzog Leopold der Anlaß zur Organisation einer regelrechten Bürgerwehr, die bis zur Einführung der allgemeinen Militärpflicht ihre Dienste ausübte und dann aufgelöst wurde. In die Zeit der Regierung Großherzog Friedrichs fiel dann der deutsch-französische Krieg — die Reihen der Kriegergräber auf dem erweiterten alten Friedhof der Stadt zeugen von der Teilnahme der Karlsruher an dem Feldzug — und darauf der Zusammenschluß der Einzelstaaten zum Deutschen Reich, in dem ja Baden heute noch als „Musterländle" gilt. Und wie für die ganzen deutschen Lande, so war auch für die Stadt Karlsruhe die folgende Zeit eine Zeit des Aufstrebens und Aufschwungs. Aus der kleinen Beamtenstadt ist eine moderne Großstadt herangewachsen, in der Kunst, Handel und Gewerbe kräftig emporblühen. Der im Jahre 1901 eröffnete Rheinhafen, der durch einen 2 km langen Stichkanal mit dem Rhein verbunden ist, hat zur Hebung des Verkehrs wesentlich beigetragen und für ganz Mittelbaden wirtschaftliche Bedeutung gewonnen. Trotzdem nun die Industrie in Karlsruhe sich einer bemerkenswerten Entwicklung erfreut, hat die Stadt doch nicht dadurch verloren. Schön gepflegte Anlagen erhalten ihr ein vornehmes Aussehen, und die Verwaltung trägt auch allen hygienischen Forderungen, die an eine moderne Stadt gestellt werden müssen, Rechnung. Auch die Kunst hat stets eine Heimstatt in Karlsruhe gefunden. Das großherzogliche Hoftheater ist seit vielen Jahrzehnten eine Stätte, an der Musik und Schauspielkunst gepflegt werden, und unter den Namen der Karlsruher Maler finden wir gar manche von bestem Klang, an ihrer Spitze Meister Ludwig Thoma. In vieler Hinsicht vorbildlich hat sich das Schulwesen gestaltet, und auch auf sozialem Gebiet ist die Entwicklung der Stadt bemerkenswert. Das verdankt Karlsruhe in erster Linie einer hochherzigen und tatkräftigen Fürstin, der Großherzogin-Witwe Luise von Baden. Zahlreich sind die Werke der Nächstenliebe, die ihr ihre Entstehung verdanken. Kinder, Kranke, Arme — alle durften stets des Interesses und Wohlwollens der Fürstin gewiß sein. Eine der bedeutendsten Taten auf sozialem Gebiet war für Baden der durch die Großherzogin-Witwe Luise bewirkte Zusammenschluß der verschiedenen Wohlfahrtsvereine zu dem Badischen Frauenverein, dessen Protektorin sie noch heute ist. Frauenbildung, Kinderpflege, Krankenpflege, Armenpflege, Säuglingsfürsorge, Bekämpfung der Tuberkulose — das sind die hauptsächlichsten Ziele des Bundes, der seinen Sitz in Karlsruhe hat, dessen Wirken aber dem ganzen Land zum Segen gereicht. Während des Krieges 1870 71 hat die hohe Frau ihre ganze Kraft in den Dienst des Vaterlandes gestellt. Großes ist unter ihrer Leitung durch das Rote Kreuz draußen im Feld und in den Lazaretten geleistet worden. Und auch jetzt, da Karlsruhe wiederum zahlreiche tapfere Krieger aufgenommen hat zur Pflege und Gesundung, nimmt die Großherzogin-Witwe in Gemeinschaft mit der Großherzogin Hilda herzlichen Anteil am großen Liebeswerk, und gar mancher Genesende erinnert sich ihres Besuches voll Stolz. Bedauerlicherweise wurde Karlsruhe kürzlich von einem Fliegerangriff heimgesucht, dem mehrere Personen zum Opfer fielen. Möchte das Unglück sich nicht wiederholen und der Stadt nach dem Frieden unter Großherzog Friedrich II. ferneres Gedeihen beschieden sein. Heute ist die blühende Stadt jedenfalls ein Zeugnis friedlicher Entwicklung im Zeichen deutscher Kultur, eine Heimstätte für Kunst und Wissenschaft.

Erdkrieg.

Wir wandern traumversunken Hand in Hand,
Der Gnade voll, daß wir uns angehören.
Im Duft der Ähren ruht das weite Land,
Doch um uns braust es wie von Geisterchören.

Und manchmal ist's, als trüge man's nicht mehr...
Wund sind die Seelen, wund sind die Gedanken —
Ein Blinder tastet scheu durchs Blütenmeer
Und klammert strauchelnd sich an Rosenranken.

Und Schleier wallen, schwarz und nonnenhaft;
Der Zug verwaister Bräute nimmt kein Ende.
Dort opfert einer Mutter Dulderkraft
Den vierten — letzten — Sohn der Zeitenwende.

Die Erde raucht von Blut. Und das Gestöhn
Verlaßner Sterbender zerreißt die Lüfte.
Bis zu den Sternen brandet Kampfgedröhn,
Den Schoß der Erde füllen Massengrüfte.

— Wir gehn in Frieden, gehen Hand in Hand,
Wir schreiten durch umhegte Fruchtgefilde;
Allein der Seele Fühler unverwandt
Streckt sich ins Ferne nach dem einen Bilde.

Wie Gott allgegenwärtig, kreist und fließt
Die große Not in allen unsern Tagen,
Und jeden Freudensprudelquell verschließt
Das schwere Wissen, das wir in uns tragen.

Anna Behnisch-Kappstein.





Fliegertäuschung im Krieg: Ein maskiertes schweres Geschütz, verdeckt durch Bäume und Zweige.

Das Theater und der Krieg.

Von Theodor Kappstein.

Wie gestaltet sich zunächst das äußere Bild der Theater während der Kriegszeit? Die Unsicherheit der Finanzen ist der allgemeine Zustand; da niemand weiß, was morgen und weiterhin sein wird, hält jeder das Geld fest — auch der kräftige Teilhaber am Nationalreichtum Deutschlands. Wehrvorlage und Kriegsanleihen sind geleistet worden; tausendfach hat die organisierte und die private Wohlfahrt und Wohltätigkeit bei jedermann angeklopft, selbst die Wolle und das Metall haben sie uns abgeholt, ununterbrochen strömen die kleinen und großen Pakete ins Feld, und kaum bleibt ein Tag ohne Aufruf, ohne einen Aderlaß am Geldbeutel. Kein Wunder, daß die Kunst hintenan steht. Ging vordem die Familie des Mittelstandes nicht gar selten mit dem erwachsenden Sohn oder mit der jungfräulichen Tochter ins Theater, um etwas für die Bildung zu tun und sich zugleich einen unterhaltenden Abend zu gönnen, so steht der Mann jetzt seit Monaten im Westen oder Osten, der Junge kämpft als Freiwilliger, das Geschäft ist geschlossen oder atmet schwach — wer hat den Mut zum Theater, auch wenn die Billette zum halben Preise zu haben sind? Und wo Kriegerfrauen angewiesen sind auf die geregelten Staats- und Stadtunterstützungen, da verbietet sich das Theatergeld von selbst. Das Schicksal des während des Krieges eröffneten künstlerisch unvergleichlichen Theaters der Berliner Freien Volksbühnen, das schon nach wenigen Wochen in wirtschaftlichen Nöten sitzt, verliert alles Rätselhafte, wenn man sich klar macht: alle diese kleinen Leute, die sich mit ihren Spargroschen das größte und schönste Theater der Reichshauptstadt gebaut haben, sind durch den Krieg unmittelbar und mittelbar aus ihrer Bahn geschleudert worden; der Feldgraue und seine Angehörigen bestellen bis zum Friedensschluß ihr Abonnement ab — das ergibt einen Jahresausfall von 20000 Mitgliedern, deren Vereinigung das Theater unterhielt. Die Berliner Künstlersozietät, jene Sezession aus Brahms Lessing-Theater, litt von ihrem ersten Tage an unter ihrer vielköpfigen, geschäftlich unmöglichen Leitung als Selbstverwaltung; die Kriegskrise trat hinzu — bis der tüchtige Direktor des Lessing-Theaters (Barnowsky) die rettende Hand nach dem Versinkenden ausstreckte und ihn aufs Trockene zog — wie es Direktor Reinhardt soeben mit dem Freien Volkstheater für zwei Jahre gleichfalls getan hat. Andererseits treibt auch die Spannung der Weltlage und das Leid oder die Unruhe des persönlichen Schicksals wieder manchen zur Entspannung in ein Theater, das seine müden Nerven anreizen und ihn in freundliche Gefilde entführen soll. Es gibt ja auch Glückliche und Kluge, die am Kriege durch ihre Arbeit erheblich verdienen und die von den Schrecken des Weltbrandes nicht berührt sind — warum sollten sie nicht nach des Tages Mühe ins Theater fahren wie sonst? Und verwundete Krieger, in der „Rekonvaleszenz“ begriffen, vertauschen freudig die Bilder in ihrem Lazarett für einige Stunden mit der Schönheit und den Genüssen eines städtischen Bühnenhauses.

Dennoch bleibt es dabei, daß die wirtschaftliche Unterbilanz eine Anzahl deutscher Theater geschlossen, eine größere Zahl gelähmt oder doch geschwächt hat. Gehoben hat sich während der neun Kriegsmonate keines. Der Kündigungsparagraph für den Kriegsfall ist angewendet



worden, er schwebt andernfalls als Damoklesschwert über den Mimen. Und die patriotische Pflicht, die nicht vor dem holden Schein der Kunst respektvoll halt macht, reißt unregelmäßige Lücken in den Spielerbestand der Bühnen, so daß die Leiter mit unsicherem Menschenmaterial zu arbeiten genötigt sind.

Blicken wir nunmehr auf das seelische Bild, das unsere Bühnen während des Krieges darbieten. Es erscheint ebenso vielstrahlig und uneinheitlich wie der äußere Charakter. Eine seit Kriegsbeginn stetig wiederkehrende Gewissensfrage lautet: Darf das Theater Deutschlands die Dichter der uns feindlichen Länder aufführen?! Reinhardts Rundfrage bei berühmten Zeitgenossen, ob man Shakespeare spielen solle, erregte Kopfschütteln; doch bedenke man, daß ein anderes Berliner Theater fast Ärgernis erregte durch Schillers „Jungfrau von Orleans“ als eine Huldigung an Frankreich. Und was soll geschehen mit jenen lebenden Autoren der Staaten des Dreiverbandes, die sonst unseren Spielplan bevölkern? Und wenn diese französischen, russischen, belgischen, englischen Dramatiker unser Volk gar noch schmähen? Ich antworte: Weltdichter wie Shakespeare, Ibsen, Molière, Strindberg, Tolstoi gehören ihrem Volke niemals allein, so wenig wie unsere Goethe und Schiller — sie sind Weltbesitz. Zudem hat kein Volk sie alle, Shakespeare voran, so tief und so frühzeitig in sein Verständnis aufgenommen wie wir Deutschen. Diesen internationalen Reichtum an Dichtung soll kein Krieg noch Völkerhaß uns aus der Seele reißen! Wenn aber ein Volk wie das unsere in diesem gewaltigen Weltwendejahr 1914/15 sich mit einseitiger Liebe zurückzieht auf seine eigenen Geistesschätze in der deutschen Dichtkunst seiner Klassiker, Nach-Klassiker und Nochnicht-Klassiker — wer mag ihm das wehren? Alles hat seine Zeit; es gibt Zeiten unter dem Schutz des Wortes: Wer nicht wider uns ist, ist für uns; es gibt andere Zeiten unter dem Trutz des Wortes: Wer nicht für uns ist, ist wider uns! Die Dichter aber, die uns schmähen, stellen wir mit energischer Geste bis hinter den Krieg zurück. Dann wollen wir jeden Schmäher, dessen dichterische Lebensarbeit uns einen Kunstwert bedeutet, also die Maeterlink und Verhaeren, Shaw und Spitteler, persönlich uns vornehmen, jedes Fall prüfen und so gerecht wie nationalstolz ihm als Menschen das Urteil sprechen.

Weitere Abstriche im Theaterspielplan nehmen die tatsächlichen Besucher vor. Wenn ein braver Feldgrauer nach dem Empfang von Wagners „Götterdämmerung“ erklärt: „Lieber drei Tage Schützengraben als so etwas noch einmal“ — so kann man über den Kunstbarbaren lachen; doch wenn eine kompakte Majorität in der Stadt oder im Städtchen so denkt und ... so handelt, so wird die „Lustige Witwe“ oder die „Polnische Wirtschaft“ nebst „Krümel vor Paris“ nicht weit sein. Ernste und geistig anspruchsvolle Menschen begrüßen ein Problemstück von Ibsen oder Strindberg, um ihre Weltanschauung zu vertiefen und zu reinigen — auch um vom Kriege und dem Tageslärm nichts zu hören; anderen geht das Herz auf bei „Immer feste druff“, „Extrablätter“ und „Woran wir denken“. Neutraler Boden für alle dürften Schillers Kriegsdramen sein. Die Direktoren werden zusehen müssen. Ideale Forderungen sollen gewiß präsentiert werden, jedoch wenn sie von den Theaterbesuchern protestiert werden? Im leeren Hause kann weder Wallensteins Stern strahlen noch Tells Volk ein einzig Volk von Brüdern sein. Denn hart im Raume stoßen sich die Sachen ... Der unheimliche Andrang zu den Kinos erweist den Kunstidealisten mindestens, wie anspruchslos das Volk dem Wort als dem Träger des Geistes gegenübersteht!

Wie verhalten sich denn nun tatsächlich die Theater im Kriege? Ich weise auf den Spielplan der Berliner Bühnen hin, weil die Großstadt mit ihren vielen Theatern am ehesten in der Lage ist, verschiedenartige Bedürfnisse zu befriedigen. Wir bekamen im Herbst vorigen Jahres zunächst Gelegenheitsstücke vorgesetzt, die die schreckhaften Ereignisse schnellfingerig und unbesorgt zu einer Abendportion zurechtrührten und die Kost kräftig würzten mit dem Paprikapfeffer sogenannter „aktueller Couplets“. Zwei bis fünf unserer Bühnen haben mit diesen Kriegsstücken durchgehalten, sie sind allabendlich gut bis glänzend besucht. Da schwirrt also eine Taube als Doppeldecker über Paris und indem sie Bomben abwirft, die unten (technisch famos) sofort zünden, ertönt die gereimte Klage: „Ich glaube, da oben fliegt 'ne Taube, sie kommt aus einem deutschen Nest — wenn die nur bloß nichts fallen läßt ...“ Mit technischem Raffinement arbeitet ein Unterseeboot, dessen Inneres im Betrieb gezeigt wird, bis zum Volltreffer in die Weiche des feindlichen Schiffes. Eine verängstete Köchin kommt „direkt aus den Masurischen Seen“, oder eine liebende Woll—onteuse strickt und singt dazu: „Mein Justav der Süße, der braucht was für die Füße, Ne Klappe für die Ohren auch und auch was Warmes uffen Bauch. Mein Justav der Kleene, der braucht was für die Beene, Dazu 'n Wärmer für den Arm, dann hat er's immer scheene warm.“ Und so ... national-sentimental und blutige Witze dazwischen einschließlich der Kalauer. Die ernsteren Theater spielen den „Prinzen von Homburg“ und „Wallenstein“, Direktor Reinhardt brachte mit Bassermann die Trilogie vorbildlich heraus, und Direktor Barnowsky eröffnete mit Goethes „Egmont“ und Beethovens Musik sein zweites Berliner Theater. Ibsens „Peer Gynt“ hält sich durch den Krieg, Sudermanns „Morituri“ sollte man zusammenbinden mit Lessings „Philotas“ zu einem Einakterzyklus. Schönherrs „Weibsteufel“ wurde in den Kammerspielen mit Pollenberg und Lucie Höflich der Wintersieg in der Heimat. Die Wiener Raimund-Vorstadt-Zauberposse vom „Alpenkönig und Menschenfeind“ ist mit Künstlerlaune aufgefrischt worden; derselbe Max Reinhardt erzielt verdienten Erfolg mit den „Kleinstädtern“ von Kotzebue, das Lessing-Theater desgleichen mit Blumenthal-Kadelburgs „Weißem Rößl“, Anzengrubers „Kreuzelschreiber“ neben Goethes „Faust“, Lustspiele von Ludwig Fulda neben einem verunglückten Versuch mit dem Ästheten (Sternheim); Ibsens „Volksfeind“ (wieder Bassermann!) neben „Mein Leopold“ vom harmlosen L'Arronge (mit Kayßler und Tiedtke!), Lessings „Minna“ neben „Der verkauften Braut“ und „Jettchen Gebert“. Neuestens farbige Ausgrabungen: Dattrich vom seligen Niebergall (1840), Grabbes Literaturperiode von 1822; mit unverminderter Urgewalt Schönherrs „Glaube und Heimat“ usw.

Wir ziehen die Summe: Das Theater in Schauspiel wie Oper und Operette bleibt auch im Kriege ein Geschäftsunternehmen. Die Verbilligung der Plätze war notwendig, die Vereinsbillettvermittlung bleibt zweischneidig. Kein rechtschaffenes Theater sollte während des Krieges geschlossen werden. Auf der materiellen Basis muß eine Hebung des Kunstgeschmacks versucht werden; als Grundsatz gelte: Jetzt nichts Verstiegenes und keine Experimente, klare Linien und geprägtes Wort, manches Vergessene beleben! Die Klassiker und das feine Lustspiel, wie die Volksoper und die (nicht tingeltangelnde) Operette sind zu pflegen; deutsche Verfasser alter und jüngerer Zeit begehren ihr Recht vor allen Ausländern. Zuletzt: Die Zukunft unserer deutschen Theaterkunst wie unserer deutschen Welt überhaupt werden unsere Feldgrauen entscheidend beeinflussen — wenn sie erst heimgekehrt sind ...

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Feldgottesdienst in dem achthundert Jahre alten Dom in Plock in Russisch-Polen.

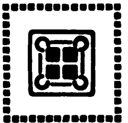
Nach einer Aufnahme von Hofphot. Kühlewindt gezeichnet von Arno Grimm.



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Kressentin?! dachte Bütow, als er Gehrts Handschrift erkannte. Und persönlich auch?! Was will denn der?! — Wahrscheinlich Gehaltserhöhung! Weil ihm jeder wegen seiner Schwester die Bude einläuft und die Repräsentation zu viel kostet, war sein erster Gedanke.

Bütow brach den Brief auf und las. Sein Gesicht verfinsterte sich beim Lesen des Inhalts.

Daß Gehrt fort wollte, war ihm in diesem Augenblicke herzlich gleichgültig. Der neue Zolldirektor war unterwegs, und er hatte bereits längst vor, Kressentin später wieder die Verwaltung eines Bezirks zu geben. Nur hatte er sich noch immer nicht dazu entschließen können wegen der damit für ihn verbundenen Trennung von Sigrid.

In dem gleichen Maße, als ihm Dina von Tag zu Tag fremder wurde, kam es ihm zum Bewußtsein, wie nahe ihm Sigrid einmal gestanden hatte, und wie sie ihm von neuem näher und näher trat. Das letztere freilich ohne ihre Absicht, gestand er sich. Es lag in ihrem Wesen. Sie konnte gar nicht anders. Etwas von der Eroberernatur ihres Bruders, der es so meisterlich verstand, sich ein fremdes Stück Land untertan, sich ein fremdes Volk zugetan zu machen, lag in ihr.

Er hatte dagegen gekämpft. Tag für Tag. Nur um desto unentrinnbarer, hoffnungsloser unter den Bann ihrer Persönlichkeit zu geraten.

Er hatte sich diesen Zauber nicht eingestehen, hatte ihn verleugnen, sich mit Gewalt über ihn hinwegsetzen wollen. Alles umsonst.

Und dieser Zauber wirkte noch viel mehr in diesem Lande, in dem weiße Frauen eine Seltenheit, und mehr als irgendwo umworben waren.

Wie oft irrte dann Bütow im nächtlichen Park umher, und mit den zwei Frauen im Sinn, bis ein Licht nach dem anderen auf den Veranden der Weißen erlosch, die menschlichen Laute in den Bungalows der Europäer, wie in den Hütten der Eingeborenen verstummten, und Stimmen in seinem Innern, die während der Arbeit und den Zerstreuungen des Tages geschwiegen, laut wurden mit den Stimmen des afrikanischen Busches um ihn, ihn quälten und ihn nicht zur Ruhe kommen ließen.

An diese halbdurchwachten Nächte mußte Bütow in diesem Augenblicke denken, nachdem er Kressentins Brief gelesen.

Es war wahr, Sigrids Nähe wirkte auf ihn wie das Meer auf einen Verdurstenden. Er mußte trinken, obwohl ihn der Trunk dem Wahnsinn nahe bringen mußte, denn er stillt nicht den Durst, sondern vermehrt ihn nur. So ging es Bütow mit Sigrids Anblick, mit ihrer Nähe.

Gleichwohl fühlte er, daß er diese Anwesenheit und Nähe nicht würde entbehren können. Er wollte sie nicht entbehren. Sie war zu seinem Leben notwendig, wenn er das Leben an Dinas Seite weiter ertragen sollte.

Und jetzt wollte sie ihm auch äußerlich entrückt sein?! An einen Ort, wo er sie im Jahre höchstens ein halbdutzendmal würde sehen können?!

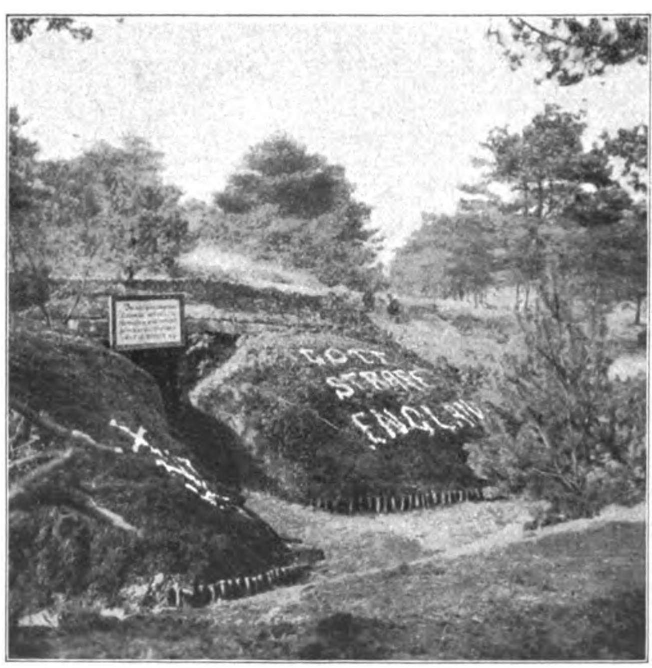
Er setzte seinen Helm auf und ging zu Kressentins.

Bütow traf Sigrid allein zu Hause. Gehrt war im Dienst. Ein englischer Dampfer war eben den Strom heraufgekommen, und Gehrt hatte auf ihm zu tun.

„Gefällt es Ihnen bei uns nicht?" stieß Bütow nach kurzer Begrüßung unvermittelt hervor. In seiner Stimme klang kaum zurückgehaltene Erregung. „Ist Ihnen die Wohnung zu klein? Kann ich irgend etwas für Sie tun?"

Seine Fragen jagten sich, als könne er die befriedigende Antwort nicht schnell genug erhalten.

Sie sah ihn verwundert an. „Ich komme doch hier gar nicht in Frage! Mein



Eingang zu einem Truppenunterstand im Lager „Erholungsheim" in der Champagne.



Die Feldpost kommt! Ein hessisches Dorfbild im Weltkrieg. Heinrbet. Eberth, Kassel.

Bruder hat doch das Gesuch geschrieben! Um ihn handelt es sich!" antwortete Sigrid mit leisem Versuch zu lächeln.

„Nein!" rief er fast herrisch, und es klang wie ein Vorwurf. „Sie kommen hier in Frage! Ihretwegen ist das Versetzungsgesuch geschrieben! Ihr Bruder liebt Sie. Wenn Sie hierbleiben wollten, würde er gar nicht daran denken, von hier weggehen zu wollen."

„Sie überschätzen meinen Einfluß."

„Wen beeinflussen Sie wohl nicht!?" gab Bütow heiser zurück.

Mit kühlster Nichtachtung, in der schärfste Zurückweisung lag, fuhr sie fort: „Es verhält sich so, wie mein Bruder Ihnen schrieb! Er hat lange noch nicht alles gesagt. Er schläft schlecht! Er ißt sehr wenig! Kurz, diese ununterbrochene mehrjährige Tropenzeit macht für Gehrt einen Luftwechsel unbedingt nötig. Unbedingt!" wiederholte sie das letzte Wort mit scharfer Betonung.

„Dann soll er eine Reise nach dem Süden machen. Ihrem Bruder fehlt Seeluft! Oder meinetwegen mag er nach Buea gehen! Sie können ihn ja begleiten. Es ist zwar noch sehr primitiv jetzt da oben, fast wie in einer Almhütte. Aber das gemäßigte Klima dort oben, die Abwesenheit der Malaria . . . und für zwei Menschen ist oben beim Stationsleiter noch sehr gut Platz. Aber kommen Sie wieder! Bleiben Sie in Duala!" Dringend, fast beschwörend kam es von seinen Lippen.

Tiefste Empörung packte sie. „Nur von dauernder Abwesenheit von Duala ist Gesundung zu erhoffen!" sagte sie scharf.

Er ging auf sie zu. „Sigrid, Sie müssen bleiben!" rief er, den letzten Rest seiner Selbstbeherrschung verlierend, leidenschaftlich aus.

Er sah, wie sie leichenblaß wurde und von ihm zurückwich.

Das brachte Bütow zur Besinnung. „Beruhigen Sie sich! Selbstverständlich glaubte ich annehmen zu dürfen, daß Sie selbst gern in Duala blieben. Wie ich zu meinem größten Bedauern sehen muß, habe ich mich mit dieser Annahme im Irrtum befunden." Er hatte seine gesellschaftliche Glätte wiedergefunden. „Sie werden meinen Irrtum um so verzeihlicher finden, als Sie begreifen werden, daß es auch mir als Gouverneur nahegehen muß, in Ihnen ein so unersetzliches Mitglied der hiesigen Gesellschaft zu verlieren. Bitte, grüßen Sie Ihren Herrn Bruder!"

Er machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging.

Als er draußen war, machte er mit seinem Spazierstock einen wütenden Lufthieb.

Er war ärgerlich über sich selbst. Er hatte Sigrid in sein zerfleischtes, von Leidenschaft für sie zerwühltes

Innere sehen lassen, und nichts damit erreicht, als daß er eine Schlacht verloren hatte, aus der Sigrid als Siegerin hervorgegangen war.

Gehrt wurde nach Kribi versetzt.

„Nach dem vernachlässigten, verlassenen Südbezirk!" sagten bedauernd die Beamten der Zentrale auf der Joßplatte zu Sigrid, als Gehrts Versetzung bekannt wurde. Sie konnten sich damals nicht denken, daß es sich wo anders als in Duala oder allenfalls in Viktoria leben ließ, innerhalb Kameruns.

Wenn Sigrid dann einen fragte, wo denn dieses schattenhafte Land läge, schnitt der Betreffende mit der Hand die Luft ungefähr in der Richtung rechtwinklig zum Strom und sagte: „Da! Halbwegs zwischen hier und dem französischen Kongo!"

„Ich mache mich auf einen Abklatsch von Dantes ‚Hölle' gefaßt. Auf so eine Art tropisches Sibirien," äußerte sich Sigrid danach zu Gehrt, indem sie ihm den Inhalt dieser Unterhaltung mitteilte.

Da reckte Gehrt nur seine mächtigen Schultern und lachte, daß sein prächtiges Gebiß zum Vorschein kam. Und Sigrid fühlte, daß sie in seiner Nähe sicher vor äußeren Gefahren sei. — Wenn ich es nur auch vor anderen wäre, dachte sie.

Die letzten Tage in Duala waren Tage oder vielmehr Nächte voller Anstrengung für Gehrt wie für Sigrid. Die Schutztruppenoffiziere, wie die von Ostens Schiff, und die Kaufleute ließen es sich nicht nehmen, Gehrt und seine Schwester wegzufeiern. Da sah Sigrid erst, wie viele Freunde ihr Bruder hatte.

Zu Bütows gingen sie nur noch einmal. Am Tage ihrer Abreise. Und Dinas Gegenwart sorgte dafür, daß sich der Abschied leicht und schmerzlos vollzog.

„Wenn mich mein Mann einmal in die Verbannung schickt," sagte sie nicht ohne Malice zu Sigrid, „dann komme ich zu Ihnen!"

Im Grunde genommen war sie froh, daß sie von Sigrid Kressentins Gesellschaft befreit wurde.

Osten war freudig gestimmt. „Ich sehe Sie bald wieder!" sagte er. „Ich habe gerade in den nächsten Monaten außerordentlich viel im Südbezirk zu tun."

Auch er war froh, daß Sigrid von hier wegkam. Aber aus einem anderen Grunde. Er hoffte die Geschwister dort mehr für sich allein zu haben.

Die Ufer des Stromes, der Fako, war dick verhangen mit Regenschleiern, als der „Turako" die Geschwister eines frühen Morgens seewärts brachte. Kein Weißer war am Bollwerk zu sehen, wegen der frühen Stunde und des unfreundlichen Wetters.

Aber als sie am Stationär vorbeiglitten, löste sich neben dem wachhabenden Offizier eine Gestalt in Ölrock und Südwester von der Brückennock los und grüßte und winkte mit einem Taschentuch herüber. Sigrids scharfe Augen erkannten Osten.

Sie winkten wieder und Gehrt sagte: „Netter Kerl, dieser Osten! Hat sich's doch nicht nehmen lassen, uns noch einmal Lebewohl zu winken!"

Aber er erhielt keine Antwort von Sigrid, deren Blick schweigend auf das weiße Schiff geheftet blieb, solange sie es sehen konnte.

Als sie auf See hinauskamen, war es dasselbe Bild. Regen! Alles grau in grau. Nur eine Herde spielender Wale die einzige Abwechslung. Da setzte sich Sigrid in die kleine Gouverneurskabine an Oberdeck, machte sich's bequem und las in einem der neuen Bücher, die sich Gehrt von Zeit zu Zeit herauskommen ließ. Gehrt gesellte sich dem Kapitän auf der Brücke.

Als der „Turako" nach achtstündiger Fahrt auf offener Reede vor Anker ging, zerrissen die Regenschleier, und die Nachmittagssonne verschaffte sich Geltung. Gespannt sah Sigrid aus dem Boote, das sie und Gehrt zur Küste brachte, hinüber auf das Land, das nun, wer weiß auf wie lange, ihre Heimat werden sollte. Überrascht legte sie ihre Hand auf die Gehrts. „Da, sieh doch, Gehrt, wie schön! Wie wunderbar schön!" rief sie ein über das andere Mal, entzückt von dem lieblichen Bilde, das sich ihr bot.

Da waren keine düstren, schwermütigen, niedren Mangroven, die vom Spülicht der Jahrtausende ihr Dasein fristeten. Unzählige Felsvorsprünge bildeten die ganze Küste entlang eine Menge kleiner Buchten, deren Strand zum Teil mit sauberem Seesand, zum Teil mit von den Fluten seit Ewigkeiten glatt gewaschenen Felsblöcken und Kieseln bedeckt war. Die Brandung säumte Strand und Fels mit weißem Schaum. Hochwüchsige Urwaldstämme, zwischen ihnen die gefiederten Fahnen von Palmen, schoben ihre immergrünen Säulenhallen bis an den Rand der blauen See, wo Blättergeflüster und der Sang der See zum Lob des Ewigen ineinander klangen.

Tausend Meter vom Meere lag das Bezirksamt, das Gehrt als „stellvertretender" Bezirksamtmann verwalten soll. Ursprünglich eine verlassene Farm. Ein Pfahlbau das Haus, das mitten in einer Lichtung des Urwaldes liegt. Der Garten von einst eine Wildnis. Nur an den alles überwuchernden wilden Rosen sieht man, daß es ein Garten war.

„Welches Blühen!" ruft Sigrid Gehrt zu, als ihr schmaler Fuß durch die überwucherten Wege schreitet.

„Ja, es ist schön hier! Aber das Schönste ist doch, daß hier ..." er winkte einem seiner schwarzen Begleiter, nahm ihm die deutsche Flagge ab und hißte sie an dem riesigen Flaggenmast, „daß hier die deutsche Flagge weht."

Gehrt fand eine Riesenarbeit vor und wurde selber zum Riesen dabei. Man sollte das Meer sehen vom Bezirksamt aus. Wochenlang sank die Wildnis um die beiden herum in den Staub. Nur die schönsten Bäume ließ er stehen. Und Sigrid mußte ihm bei der Auswahl helfen.

Der Krieg im Süden.

Blick auf den Monte Pelmo von der Südtiroler Grenze.



Manchmal nimmt er selber dem Vorarbeiter die amerikanische Axt aus den Händen, um die letzten Schläge an einem Urwaldriesen zu tun, und zeigt die Richtung, in der er den Baum fallen machen wird.

Dann flüchten die Arbeiter aus dem Bereich des fallenden Baumes. Weit, weit. Dann sausen Gehrts gewaltige Hiebe durch die Luft. Immer trifft er die Kerbe mit dem blitzenden Stahl. Wie ein moderner Bonifaz kommt Gehrt dann seiner Schwester vor. Wie sie ihn liebt, diesen starken Bruder mit dem treuherzigen Blick eines Kindes im Auge.

Ob es das ist, das die Schwarzen so anhänglich macht an ihn? fragt sich Sigrid manchmal.

Manchmal kommen Bulis in den Hof, um Palaver zu halten. Sechs Fuß groß die Männer, und die Weiber kaum kleiner. Und Gehrt alle überragend zwischen ihnen. Bemüht, sich mit Hilfe seines treuen Dolmetschers hineinzufinden in die Finsternis ihrer Seelen, um sie zu begreifen und zu richten. Es ist eine Arbeit für Gehrt, die Wahrheit zu finden, und ein Schauspiel für Sigrid, zu sehen, wie sich diese wilden, nackten Gestalten der höheren Einsicht ihres Bruders beugen.

Sie wußte ja noch gar nicht, daß in Gehrt soviel Weisheit steckt. Sie ist aus dem Staunen über ihren Bruder in jenen Tagen nicht herausgekommen. Sie schüttelt den Kopf und kommt sich wieder wie ein kleines Mädchen vor, das bewundernd zu ihrem großen Bruder hinaufsieht, wie einst.

Einmal geht er auf ganz schmalem Pfade im Urwald. Plötzlich bleibt er stehen, sieht nach oben und tritt dann zu einem Baum in der Nähe.

„Willst du Honig essen, Sigi?"

„Honig?! Es wär' schon schön! Aber woher nehmen und nicht stehlen!"

„Dort oben sitzt er!" Er zeigt nach dem Wipfel des Baumes hinauf.

„Hol drei Jungens mit Äxten!" befahl er Sassu, der stets in der Geschwister Nähe ist.

Als der Baum fiel, mußten sie flüchten. Gehrt, der Riese, auch. Er tat's unter Lachen. Dann gab es Feuer und viel Rauch um den Baum. Und dann gab es viele, viele Dosen voll Honig. Duftig, zusammengetragen aus den Blüten des Urwalds.

Den Bäumen sieht er an der Rinde an, ob der Kern rotes Mahagoni oder Ebenholz ist. Er braucht beides zur Ausschmückung des Hauses am Strande, das er für sich und seine Schwester bauen ließ.

„Auf Befehl!" wie Gehrt sagt, denn er weiß, daß der Bezirksamtmannsposten nicht auf die Dauer für ihn bestimmt ist.

Wenn Sigrid ihn von diesem Gedanken abbringen will, wehrt er lächelnd ab. „Wenn die Verhältnisse hier soweit fortgeschritten sind, daß sich auch ein Mensch aus den Zentren der Zivilisation darin zurechtfinden und heimisch fühlen kann, dann setzen sie einen mit Lackschuhen und Monokel her! — —

Aber der rote Mann hat rote Gaben, und der weiße Mann hat weiße Gaben," zitiert er den Indianer aus „Lederstrumpf". Und sein Lächeln zeigt Sigrid, daß er nicht mehr verbittert ist, daß er überwunden hat.

Kein Tag vergeht ohne neue Eindrücke für Sigrid. Sie muß ein ganz neues Leben leben.

Und der schönste und dauerndste Eindruck dieses neuen Lebens für Sigrid ist: „Gut sein!"

Und hier kann sie es. Schöne, große, ewige Gedanken kommen ihr hier. Die Vergangenheit wird Vergessenheit. Sie lebt ein Idyll. Es ist als ob Gehrt alles von ihr fernhielte, was sie beunruhigen könnte.

Aber es kamen auch andere Tage.

Einmal war sie bei Gehrt im Amtszimmer. Da kam Sassu herein und sagte: „Antilope!"

„Wo?" fragt Gehrt aufstehend.

„Dort! Zwischen unseren Ziegen und Schafen."

Und richtig! Dort steht, alle überragend, ein großer Antilopenbock. Ruhig zwischen den anderen Tieren weidend.

Gehrt griff nach dem Mauserkarabiner, der neben dem Geldschrank steht.

„Tu's nicht!" bettelt Sigrid.

Aber der Schuß ist bereits heraus und der Bock bricht in mächtigem Satz im Feuer zusammen.

Lächelnd wendet sich Gehrt nach Sigrid um. „Feiner Schuß! Der saß! Blatt!" sagt Gehrt, während Sassu hinläuft, dem Tiere den Fang zu geben.

Aber Sigrid sagte nur mit feuchten Augen: „Das schöne Tier!" Da sah Gehrt erst, wie weich Sigrid war.

„Ich konnte nicht anders, Sigrid! Die Schafböcke brauche ich für die Herde, die Mütter haben entweder Lämmer oder sind trächtig! Bei den Schwarzen ist weder Schaf noch Ziege zu bekommen, weil sie sie als Hochzeitsgut brauchen, und bei Vegetarierkost kommen wir auf den Hund! Das zeitigt hochgradige Anämie!" ... Außerdem hätte vielleicht morgen oder übermorgen der Leopard den Bock geschlagen. So habe ich ihm noch einen schnellen, fast schmerzlosen Tod verschafft.

Da sah Sigrid, daß auch in dem anscheinenden Idyll ein immerwährender Kampf vor sich ging. Sie sollte es noch auf andere Weise und an sich selbst erfahren.

Sie ist zu weich, und muß härter werden, dachte Gehrt.

Einige Tage später nahm er sie in den Schießstand, den er für seine kleine Polizeitruppe hatte anlegen lassen.

Dort lehrte er sie schießen. Nach stillen und nach beweglichen Zielen. Mit der Kugel, mit Schrot und mit Rehposten, bis sie alles meisterte.

„Wozu?" fragte sie.

„Du läufst mir soviel allein herum!" sagte Gehrt, „und ich kann nicht immer bei dir sein. Es gibt auch so viele Leopardenspuren hier herum. Ich bin bloß noch nicht dazu gekommen, den Biestern aufzulauern. Wenn ich denke, daß du einmal so einem Kerl wehrlos überantwortet sein solltest . . . !" Sie sah, daß er bei dem Gedanken ganz blaß wurde und sich schüttelte. Und dann gab er ihr Instruktionen, daß sie in einem solchen Falle nur mit Sauschrot schießen und auf den Schädel halten solle, und nahm ihr gleichzeitig ein Versprechen ab, nie ohne Begleitung der Büchsflinte außerhalb des Dorfes oder der Station spazierenzugehen.

Gehrt war mit dem Boote auf einer Inspektionsreise nach dem Njong hinuntergefahren. „Ich möchte dich ja lieber mitnehmen!" sagte er zu Sigrid. „Aber erstens kenne ich die Landungsverhältnisse hier unten noch nicht, und dann muß ich mir erst einmal die Menschen ansehen, mit denen ich es in meinem Bezirk zu tun habe. Sie führen hier an der ganzen Küste den Namen „die Löwen" und werden ihr Renommee nicht umsonst haben."

Tatar aus dem Kaukasus. Nach einem Gemälde von J. Dennhardt.

Nun war sie mehrere Tage allein. Als Gehrt ging, hatte er ihr noch zugerufen: „Ich habe dir die Büchsflinte neben dein Nachtschränkchen gestellt."

„Schon gut, Gehrt," hatte sie lachend erwidert. „Du wirst sie bei deiner Rückkehr dort wiederfinden!" Und im stillen dachte sie: Was ist doch der gute Gehrt für ein Sicherheitskommissarius, wenn es sich um mich handelt.

Der Tag verging ihr mit vielen kleinen Sorgen. Da waren die Truthühner, die brüteten und ihr Futter in der Nähe des Nestes haben mußten, die Enten und Hühner, die Schafe und Ziegen, da war die alte Ferkelmutter, die, nachdem sie geworfen, auf unerklärliche Weise ihr Bein gebrochen, und der dann Sigrid das Bein geschient hatte. Da war ihr sonstiger kleiner Hofstaat von Graupapageien, einer kleinen Zwergantilope, die ihre Mutter verloren hatte, da war ein Gürteltier, ein Chamäleon und zwei zahme, weiße Reiher. Und alle hatten Anliegen an Sigrid, sobald sie sich zeigte. Aber auch die schwarzen Menschen kamen und wollten dies oder jenes: der Koch, die Arbeiter, die Soldaten. Grade nach dem Essen kam der Dorfschulze mit einer Anzahl Bulis, die von weither aus dem Busch kamen. Sigrid hatte, die Abwesenheit ihres Bruders benutzend, ihr langes, bis an die Knie reichendes Haar gelöst und lose herunterfallen lassen. Sie wollte die Leute wiederkommen lassen, aber der schwarze Dorfschulze ließ ihr sagen, die Leute kämen doch so weit her. Und sie sei doch auch ein Weißer, ob sie denn die Bulis nicht anhören könne, aber gleich, denn die Schwarzen müßten noch heute ein bestimmtes Ziel erreichen.

Da gab sie nach und im Schmuck ihres herabwallenden Haares empfing sie die Schwarzen.

Das gab ein Staunen und Augenstarren von seiten der Schwarzen. Der Dorfschulze als Erster bat, ihr Haar berühren zu dürfen, und dann ein Zweiter, ein Dritter, und schließlich jeder von den Buschleuten, und dann und wann ein leises Zupfen, ob das Haar auch festgewachsen wäre, wie ihr eigenes, kurzes, krauses.

Und dann ein wunderndes Kopfschütteln von seiten aller, das Sigrid lächelnd über sich ergehen ließ. So dauerte es eine Weile, ehe die Schwarzen zur Sache kamen und Sigrid ihr Anliegen zu Protokoll nahm, und sie ihnen sagen konnte, Gehrt würde die Sache prüfen und sehen, ob sie recht hätten. Sie würden Antwort erhalten, sobald er zurückkäme.

Und später am Nachmittag kamen die jungen, schwarzen Mädchen, denen sie Nähunterricht gab. Nicht auf Sigrids eigenen Wunsch, denn Sigrid hielt die Mädels für schöner, wenn sie in ihrer Landestracht, ein Tuch togaartig um die Schultern, einhergingen, als in dem unschönen „Hänger", den die Missionen wünschten.

So hatte sie alle Hände voll zu tun und kam den ganzen Tag nicht zum Nachdenken über sich.

(Fortsetzung folgt.)



Gefrierfleisch.

Die Bekämpfung des englischen Aushungerungsplans.

Von Direktor A. Lucas, Leipzig.

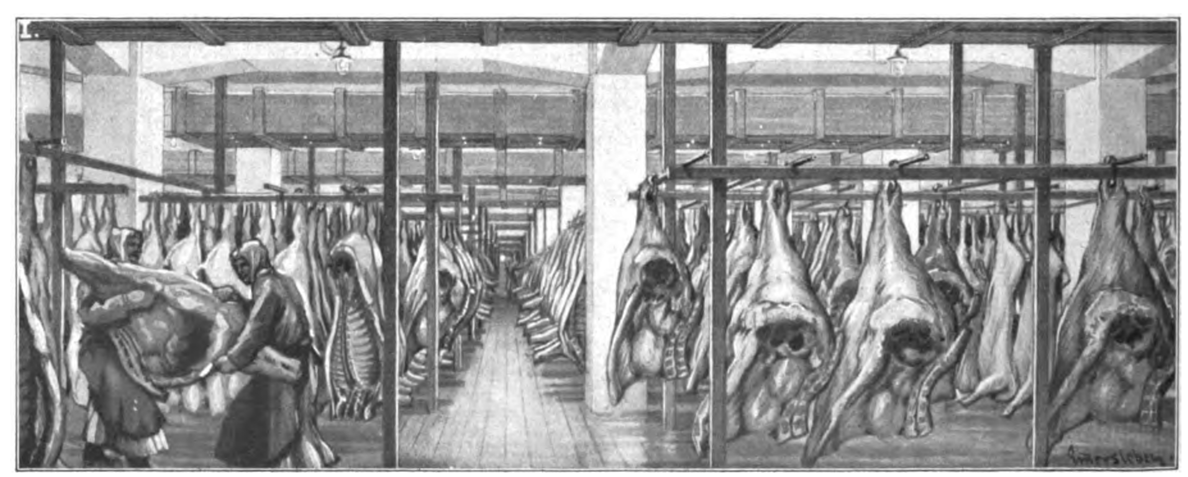
Mit vier Abbildungen.

Als Deutschland im August vorigen Jahres im Westen, Norden und Osten sich von Feinden umgeben sah, die nicht nur ihre Waffen gegen die unseren wandten, sondern auch alles daran setzten, um uns von der Außenwelt völlig abzuschließen, mußte darauf Bedacht genommen werden, die Ergänzung der Kriegsrüstung, Munition und die Lebensmittelversorgung des Volkes nahezu ausschließlich aus dem Inlande zu decken. In bewunderswerter Weise zeigten sich die Früchte der im Frieden entwickelten Organisation und unserer Sorgfalt für die kriegsmäßige Ausrüstung unserer Streitkräfte, und wer es mit erlebte, wird den Stolz und die Zuversicht nicht vergessen, die ganz Deutschland erfüllten, als die Millionen tadellos neu ausgerüstet gegen den Feind marschierten.

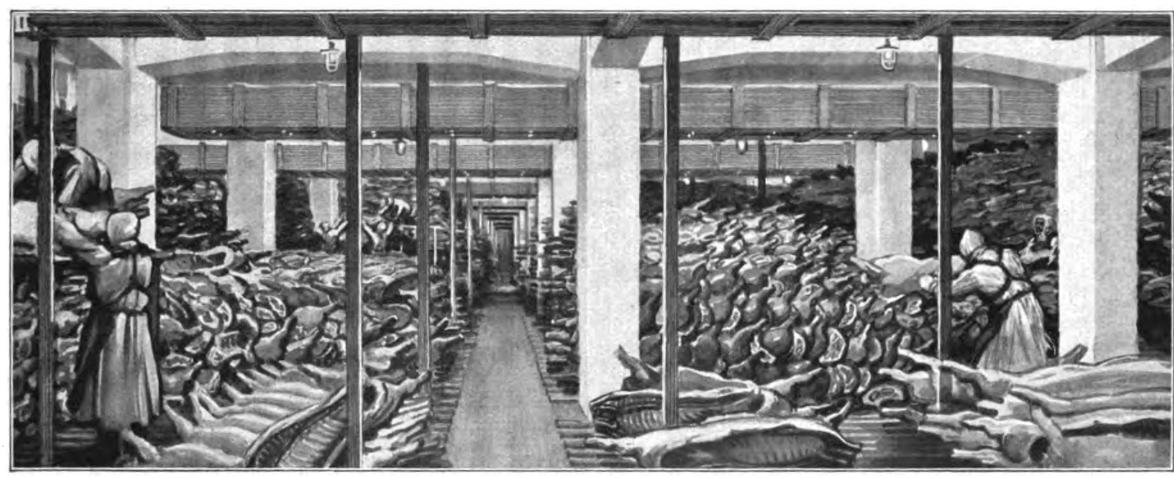
Der Reichtum Deutschlands an Kohlen, Eisen und vielen anderen wichtigen Rohstoffen und seine hoch entwickelte vielseitige Industrie ließen zunächst die Versorgung der Armee und Marine mit Waffen, Munition und Ausrüstung auch auf lange Kriegsdauer gesichert erscheinen.

Was die Lebensmittelversorgung anbetrifft, so bewährte sich nun die weise Vorsorge der Regierung zur Hebung der Landwirtschaft, die in den Krieg mit einem Viehbestand von bisher noch nicht erreichter Höhe eintrat. Auch die Ernte stand vorzüglich und konnte dank dem tapferen Grenzschutz unserer prächtigen Truppen im großen und ganzen unversehrt eingebracht werden. Immerhin mußte das Fehlen der in anderen Jahren vom Ausland eingeführten großen Posten von Weizen, Gerste und Hafer eine gewisse Knappheit der Ernährung des Volkes und des Viehbestandes herbeiführen. Verschiedene Mittel wurden von der Regierung dagegen ergriffen, wovon nur genannt seien: die Beschlagnahme aller größeren Getreidevorräte, die Vermengung des Weizenmehls mit Roggen- und Kartoffelmehl, die Regelung und Beschränkung der Brotabgabe unter Verwendung von Brotmarken, die Einschränkung der Spiritus- und Biererzeugung. Immer noch aber wurde ein ganz beträchtlicher Teil unserer Vorräte an Getreide und an den als Ersatz dafür vermehrt herangezogenen Kartoffeln zur Fütterung unseres Viehbestandes verwendet. Man sann auf Mittel und Wege, diesen Abgang nach Möglichkeit einzuschränken. Es erschien wünschenswert, vor allem den außerordentlich großen Bestand an Schweinen zu vermindern, der sich später am schnellsten wieder ergänzen läßt. Das durch die größere Abschlachtung über den Bedarf hinaus gewonnene Fleisch wurde zunächst zu Konserven verarbeitet. Das ergab aber eine beträchtliche Verteuerung des Fleisches und wurde auch schwierig wegen des Mangels an verzinnten Blechen und Rohmaterial für die Büchsen.

Es wurde deshalb auf ein Verfahren zurückgegriffen, das schon vor mehr als 20 Jahren vom Königlich Preußischen Kriegsministerium unter Beteiligung der Gesellschaft für Lindes Eismaschinen in Wiesbaden erprobt worden war, nämlich die Schweine in ganzen Hälften einzufrieren und gefroren bis zu späterer Verwendung aufzustapeln. Ein größerer Versuch dieses Verfahrens wurde mit 122 Schweinen im September 1914 in den Gefrierräumen der Kristalleisfabrik und Kühlhallen in Leipzig unternommen, der sofort glänzend die volle Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit des Verfahrens bestätigte. Es zeigte sich, daß das gefroren gewesene Fleisch sowohl im gesottenen, als auch im gebratenen Zustand, als auch gepökelt und geräuchert und zu Wurst verarbeitet, völlig dem frischen Fleisch entspricht. Das Reichsamt des Innern nahm sich der Sache an, und von der vom Reich und den Bundesstaaten gegründeten und der Aufsicht des Reichs-



Gefrierfleisch in der Kühlhalle.



Gefrorene Schweine in der Kühlhalle.

amts des Innern unterstehenden Zentraleinkaufsgesellschaft (früher Reichseinkauf) in Berlin wurden vorzüglich vom Monat Januar an Hunderttausende von Schweinen angekauft, in den verschiedenen Großstädten des Reiches geschlachtet und den bestehenden Kühlhäusern zum Einfrieren und Lagern übergeben.

Die praktische Durchführung des Verfahrens ist ziemlich einfach. Nach dem Schlachten werden die halben Schweine, nachdem meist die Kopfstücke zur sofortigen Verarbeitung abgetrennt sind, einen Tag lang zum Durchkühlen in der Luft aufgehängt. Dann führt man sie dem Kühlhause zu, wozu oft ein Bahntransport notwendig ist, da es der Marktlage und der vorhandenen Schlachthofeinrichtungen wegen nicht immer zweckmäßig ist, die Abschlachtung in den Orten vorzunehmen, wo sich die großen Kühlhäuser befinden. In letzteren werden die halben Schweine erst durchgefroren, zu welchem Zwecke man sie in einem Raum mit einer Temperatur von 7—10°C unter Null auf die Dauer von 4—6 Tagen aufhängt. Dann ist das Fleisch völlig hart gefroren und die Stücke werden in einem anderen Lagerraum bei einer Temperatur von 5—8°C unter Null aufgestapelt. Diese Räume sind in ihrer ganzen Höhe (üblich 3—3,5 m) für die Stapelware ausgenützt, was einer Belegung von einer Tonne für den Quadratmeter entspricht. Die gleichmäßige tiefe Temperatur und die reine Luftbeschaffenheit dieser Gefrierräume hindern jede nachteilige Veränderung des Fleisches und das Entstehen von Keimherden. Es findet nur eine allmähliche teilweise Verdunstung des Wassergehaltes im Fleische statt, wodurch wohl an Gewicht bis zu 5 Prozent verloren geht, nichts aber an Nährwert und Geschmack. Um nun das Fleisch später wieder wie das frische dem öffentlichen Verkauf und der Verbreitung zuführen zu können, ist es notwendig, es unter gewissen Vorsichtsmaßnahmen aufzutauen. Vor allem muß es dabei vor Feuchtigkeitsbeschlag behütet werden, dem natürlichen Entwickler schädlicher Keime, und es muß dafür gesorgt werden, daß der in gefrorenem Zustand in Kristallform ausgeschiedene Fleischsaft wieder von der Muskelfaser aufgesaugt wird. Beides ist vollständig zu erreichen durch Aufhängen der Schweinehälften in stark bewegter und auf einer mäßigen Temperatur gehaltener Luft, was vielfach in besonderen Kammern, den sogenannten Entfrostern, geschieht. In ähnlicher Weise ist man auch an das Einfrieren und Lagern von Rindern in Vierteln gegangen, wobei nur die Dauer des Durchgefrierens um 4—5 Tage größer ist.

Gegenwärtig lagert in deutschen Kühlhäusern ein Bestand an gefrorenen Schweinen, Rindern und Hammeln von etwa 15800000 kg (davon ungefähr in Berlin 3,8, in Hamburg 3,5, in Leipzig 3,1, in Dresden 1 Million Kilogramm). Wenn die neue Ernte hereinkommt und die auf wesentlich vermehrter Anbaufläche gezogenen Kartoffeln zur Verfügung stehen, kann an eine neue Aufzucht von Schweinen gedacht werden, und dann ist die Zeit gekommen, wo die gefrorene Ware zweckmäßig zur Verwendung gelangt. Die deutschen Kühlhäuser werden dann die plötzlich an sie herangetretene Aufgabe, zur Erhaltung der Volksernährung während des Krieges beizutragen, erfüllt haben zum Segen des Vaterlandes.









Der Krieg der Unterseeboote.



Von Konteradmiral z. D. A. Meurer.

Im Mai vorigen Jahres erhob der bekannte englische Admiral, Sir Percy Scott, der Reorganisator der englischen Schiffsartillerie, in den „Times“ einen Warnruf und erklärte die Rolle der Schlachtschiffe für außerordentlich verändert, weil jedes Unterseeboot ihnen leicht den Garaus machen könne. Damals begegnete er in dem Lande, das die Kenntnis des Seewesens gepachtet zu haben vermeint, nur Ablehnung und Spott. Und doch ist es so gekommen, wenigstens was die „Tätigkeit“ der englischen und französischen Schlachtschiffe im bisherigen Verlaufe des Seekriegs anbelangt, von den russischen ganz zu schweigen.

Betrachten wir kurz die tatsächlichen Verhältnisse, wie sie vor dem Kriege lagen. Nach den Flottenlisten zählte die französische Marine, die unzweifelhaft die größten Verdienste um die Entwicklung des Unterseebootswesens besitzt, 55 fertige und 20 im Bau befindliche U-Boote, England deren 77 und 28 im Bau, Deutschland nur 28 im ganzen, einschließlich der im Bau befindlichen. Wo aber bleiben die Leistungen, die dieser großen Übermacht unserer Gegner in U-Booten entsprechen? Bisher ist französischen Booten noch kein einziger Angriff geglückt, englischen nur zwei auf Kleine Kreuzer, von denen nur einer („Hela“) unterging. Deutschen und österreichisch-ungarischen U-Booten sind aber schon, abgesehen von kleineren Kriegsschiffen, mindestens fünf feindliche Linienschiffe und ebensoviele Große Kreuzer zum Opfer gefallen. Das Bezeichnende hierbei ist, daß der Wirkungskreis der neuesten deutschen U-Boote ein bisher unerhört großer ist, daß sie ungesehen ganz Europa umschiffen und im Schwarzen Meer wie in der Nordsee mit derselben tödlichen Sicherheit ihr Vernichtungswerk vollenden. Es sind dies wahrhafte Heldentaten, mit denen unsere tapferen U-Bootsbesatzungen sich den unauslöschlichen Dank und die Bewunderung unseres ganzen Volkes für alle Zeiten sichern.

Um dies voll zu würdigen, ist es notwendig, kurz auf einige technische Fragen einzugehen, die mit dem U-Bootswesen zusammenhängen; dann wird auch der Laie verstehen, daß es sich hier um Heldentaten handelt, die der innig vereinten seemännischen Führung und technischen Leistung zu verdanken sind, und daß wir alle stolz sein dürfen auf diese kühnen Streiter, die den Schrecken des deutschen Namens gerade unter unseren zähesten und hochmütigsten Feinden mehr noch verbreiten, als alle Siege unserer tapferen Heere an den Grenzen. Denn nur mit halbem Herzen führt der Brite den Krieg auf dem Lande, auf dem Wasser allein ist er ganz zu Hause und dort nur tödlich zu treffen! Das U-Boot ist die empfindlichste Waffe, die der Menschengeist je ersonnen, ein wahres Wunder der Technik, gleich schwierig zu erbauen wie zu handhaben, Feinarbeit an Material und Personal in jeder Hinsicht. Daraus erklären sich die mannigfachen Rückschläge, die vor allem die französische und englische Marine mit dieser Waffe schon erlebt haben. Nur der außerordentlichen Entwicklung der Ölmotoren in den letzten Jahren ist die Leistungsfähigkeit der neuzeitlichen U-Boote zu verdanken. Weil wir in Deutschland in dieser Hinsicht unzweifelhaft an der Spitze stehen, sind auch unsere U-Boote die besten, schnellsten und ausdauerndsten. Mit sicherer Über- und Unterwasserfahrt und schneller Tauchfähigkeit ist es aber für ein U-Boot noch nicht genug. Die Handhabung des getauchten Bootes stellt noch weiter ganz außerordentliche Ansprüche an die Besatzung. Das Boot ist unter Wasser blind. Sein Führer muß sich daher künstlicher Augen bedienen. Hierzu dient eine höchst geistreiche optische Vorrichtung, das Periskop, das an langem Sehrohr vom untergetauchten Boote aus über die Meeresoberfläche hinausragt und durch das der Führer des Bootes sehen kann, was rings um ihn herum in der Welt da droben vorgeht. Durch eine besondere Vorrichtung kann er, wenn er feindliche Schiffe am Horizont entdeckt, diesen Teil desselben zur Spiegelung bringen und danach Kurs und Fahrt so bemessen, daß er die furchtbare Waffe, die ihm zur Verfügung steht, den scharfgeladenen Torpedo, unbemerkt dem Feinde in den Leib zu jagen vermag. Nur stete Übung, persönliches Geschick und größte Kaltblütigkeit befähigen zu solchen Leistungen. Wie schwer es ist, beweisen schon die geringen Erfolge unserer Gegner mit dieser Waffe, die sie doch viel eher entwickelt haben als wir. Die eigentliche Gefechtstätigkeit der U-Bootsbesatzungen ist jedoch nur ein geringer Teil dessen, was von ihnen verlangt wird. Im Augenblick des Angriffs darf von jedem die höchste Anspannung aller Kräfte gefordert werden, und willig wird sie geleistet. Wie viel mehr eiserne Energie, unermüdliche Ausdauer, nie versagenden Wagemut angesichts täglicher und stündlicher Lebensgefahr fordert aber die Handhabung des Bootes auf langen Fahrten über und unter Wasser!

Das U-Boot, so furchtbar als Waffe, so verletzlich ist es auch, nicht nur für den äußeren Feind, wie Kreuzer oder Torpedojäger, gegen die es bei der Überwasserfahrt beinahe wehrlos ist, sondern auch für den inneren Feind, wenn ich mich so ausdrücken darf; wehrlos gegen die Tücke des „leblosen Objektes“, die im Versagen irgendeiner der zahlreichen in seinem Leibe vereinten höchst verwickelten Apparate und Maschinen liegen kann, im Bruch eines einzigen Hebels, einer Schraube, im Undichtwerden eines Tanks oder Platzen eines Rohres. Dazu die schweren körperlichen Anstrengungen, die von der Besatzung bei langen Fahrten gefordert werden. Eingepfercht auf engstem Raum, ohne jede Möglichkeit freier Bewegung, nachts in schmalen Hängematten dicht aneinandergedrängt, in dumpfer, ölgeschwängerter Luft, die kein freies Atmen gestattet, muß sie inmitten des ohrenbetäubenden Rasselns der Motoren wochenlang in dieser bedrückenden und erschlaffenden Enge leben und doch jeden Augenblick bereit sein zu Kampf und Tod. — Das ist das Los der Besatzung: des Tags untergetaucht mit sparsamster Fahrt, um der Meute zu entgehen, die der Feind hinter ihnen herhetzt, des Nachts aufgetaucht mit gelöschten Lichtern gespenstisch über das dunkle Meer dahinjagend zum fernen Ziel; wochenlang die Sonne gemieden und den Mond als Verräter gefürchtet, so haben unsere U-Bootsbesatzungen Tausende von Seemeilen zurückgelegt, sind rund um Großbritannien, bis weit in das Weltmeer hinaus, ja bis in die Dardanellen gefahren — 3400 Seemeilen = 6100 km auf der kürzesten Strecke gemessen. Das ist stilles Heldentum der Entsagung, des frohen Wagemuts,

Deutsche Vorpostenboote in einem Gefecht mit bewaffneten englischen Fischdampfern.

Nach einer Zeichnung von Paul Teschinsky.

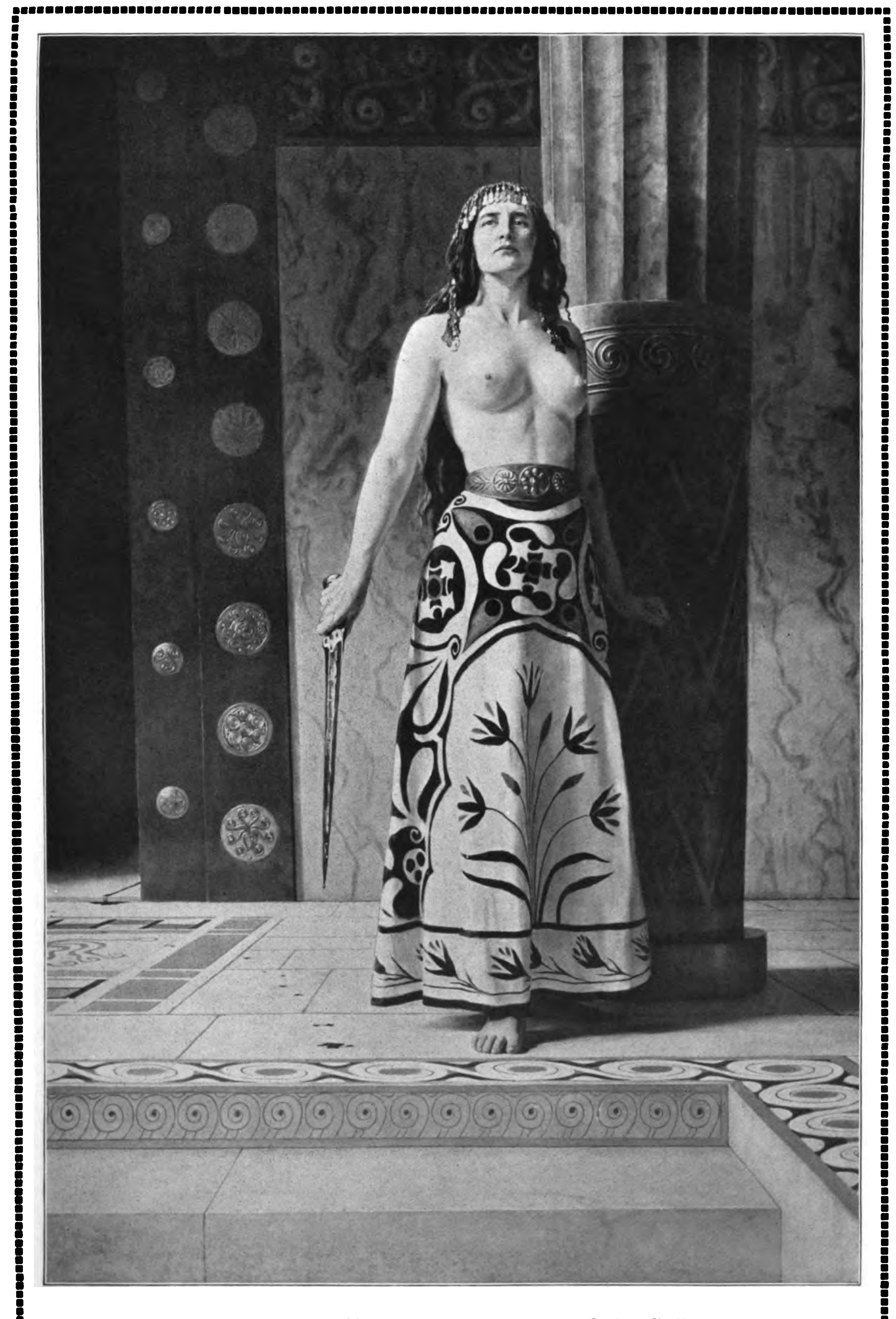


der rücksichtslosesten Kühnheit. Nur eine in jeder Hinsicht abgehärtete, wetterfeste Besatzung, die ganz aufeinander eingearbeitet ist, die in treuester Kameradschaft, in steter Kriegsbereitschaft und im Verzicht auf alles, was anderen Menschen unentbehrlich dünkt, etwas Selbstverständliches erblickt, kann solche Höchstleistungen hervorbringen. Aber alle Entbehrungen und Gefahren, wie schnell sind sie vergessen, wenn endlich nach Tagen und Wochen der aufregenden Fahrt die heißersehnte Stunde des Erfolges winkt und ein feindliches Linienschiff als sichere Beute im Sehrohr sich spiegelt! „Kein engeres Band gibt es unter Menschen, als gemeinschaftlich gewollte, begonnene, durchgeführte Unternehmungen," sagt Ranke einmal. Aber es gehören Helden dazu, und nicht dankbar genug kann das deutsche Volk diesen Männern auf unseren U-Booten sein, die täglich ihr Leben in die Schanze schlagen, um den Briten ihre angemaßte Seeherrschaft durch harte Schläge zu entreißen. Wo wären wir heute ohne sie, da die englische Flotte sich ängstlich verbirgt und wir kein anderes Mittel haben, dem Briten die Seeherrschaft zu bestreiten. Fürwahr, nicht umsonst setzen unsere braven U-Bootsleute ihr Leben ein, denn um hohe Ziele geht der Kampf!

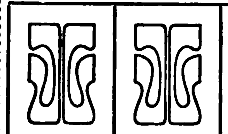
Es ist notwendig, auf diese Ziele noch ganz kurz einzugehen, um zu zeigen, um was es sich eigentlich handelt. Auch hier gilt es, ein Lügengewebe unserer Feinde zu zerreißen. Jeder Seekrieg hat seiner Natur entsprechend ein doppeltes Gesicht: ein militärisches und ein wirtschaftliches. Die langerwarteten Entscheidungsschlachten zwischen den Hochseeflotten der Gegner sind in diesem Kriege bisher auf allen Seekriegsschauplätzen ausgeblieben, sowohl im Mittelmeer wie in der Ostsee und Nordsee. Gerade die Furcht vor diesen neuesten unsichtbaren Feinden unter Wasser hält wohl die mächtige englische Hochseeflotte hinter Hafensperren im sicheren Port zurück. Um so eifriger wollte England dafür den wirtschaftlichen Krieg auf dem Meere gegen Deutschland führen und erdachte sich ein einfaches Mittel, uns ohne Kampf, d. h. ohne etwas zu wagen, auf die Knie zu zwingen: die Aushungerung des ganzen deutschen Volkes durch Sperrung der Lebensmittelzufuhr — ein bisher in der Weltgeschichte unerhörtes, fluchwürdiges Kriegsmittel. Es ist hier nicht der Ort, auseinanderzusetzen, weshalb dieser Plan scheiterte und scheitern mußte. Er gab uns aber jedenfalls das Recht in die Hand, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und England da zu treffen, wo es am empfindlichsten ist, bei seiner Seezufuhr, indem nun unsererseits das Meeresgebiet rings um die britischen Inseln als Kriegsgebiet erklärt wurde. Das häufig gebrauchte Wort „Unterseebootsblockade" ist irreführend. Solche Aufgabe können diese verhältnismäßig kleinen und sehr empfindlichen Boote gegen einen Feind, der über zahlreiche Kreuzer und Torpedoboote verfügt, nicht erfüllen. Es genügt aber vollkommen, den englischen Seehandel zu stören, um dieselbe Wirkung hervorzubringen, die England mit seinem Hungerkrieg gegen Deutschland beabsichtigte — und nicht erreichte, weil letzteres nicht entfernt so abhängig von der Zufuhr an Nahrungsmitteln über See ist, wie man jenseits des Kanals vermutete. Aus einem kühn und rücksichtslos geführten Unterseebootskrieg gegen die feindliche Handelsflotte ergibt sich dadurch für England eine ganze Reihe von schweren Schädigungen auf den verschiedensten Gebieten des Wirtschaftslebens, die wie eine Kette zusammenhängen, eines vom anderen abhängig. Schon spricht man von Hungerpreisen in England. Wunderbare Wirkung einiger Dutzend kleiner Boote, deren kühne Führer täglich ihr Leben wagen, um unseren gefährlichsten Feind niederzuzwingen. Alle Mittel gegen diesen vernichtenden Schlag wider den englischen Handel, das Herz der britischen Macht, haben sich bisher als wirkungslos erwiesen. Mißbrauch neutraler Flaggen und Bewaffnung der Handelsschiffe, Prämiengelder an letztere für widerrechtliche Vernichtung deutscher U-Boote — alles war umsonst. Diese aus der Angst geborenen, menschlich wie militärisch gleich verwerflichen Mittel stellen nicht nur jedes für sich einen Bruch des Völkerrechts dar, sie zwingen auch unsere Boote zu den schärfsten Gegenmaßregeln und erhöhen dadurch nur die Zahl unschuldiger Opfer — in ihrer Wirkung sind sie aber ohne jeden Einfluß. Der Glaube an die englische Seeherrschaft ist jetzt erst recht dahin.

Sogar dort, wo sich die englische Flotte ganz sicher fühlte, im östlichen Mittelmeer und vor den Dardanellen, erscheinen diese furchtbaren und unbezwinglichen deutschen U-Boote, vernichten ein Linienschiff nach dem anderen und zwingen die verbündeten Flotten, sich vorsichtig vor ihnen zurückzuziehen. Damit fällt aber die ganze Unternehmung gegen Konstantinopel zusammen, denn ohne die wirksame Hilfe der großen Schiffe ist an die Eroberung der Meerengen nicht zu denken. Es war daher richtige Strategie, unseren Verbündeten am Bosporus ein paar Vertreter dieser furchtbaren Waffe zu leihen. Wie lange wird es dauern und auch in der Adria, die Italien so gern zu einem italienischen Meer machen möchte, werden die U-Boote neue gewichtige Taten vollführen, mögen es deutsche oder österreichische sein. Keine Küste ist für U-Bootsoperationen so trefflich geeignet, wie die insel- und schlupfwinkelreiche Küste Istriens und Dalmatiens.

Auf allen Kriegsschauplätzen des Seekrieges gibt heute das deutsche U-Boot den Ausschlag; daher kann man den bisherigen Seekrieg in den europäischen Gewässern einen Krieg der U-Boote nennen. Männer mit eisernen Nerven führen ihn und ihre Taten lassen uns mit froher Zuversicht in die Zukunft schauen. Sie stehen mit in erster Linie in dem gewaltigen Verteidigungskampfe nach allen vier Fronten hin, der uns und unseren Verbündeten von der Meute unserer Feinde aufgezwungen ist. Aber immer noch gilt das tapfere Wort, das im Jahr 1686 der Große Kurfürst, der erste wirklich deutsche Fürst, in einer ganz anders gearteten Zeit an seinen Gesandten Spanheim schrieb und das heute von neuem sich bewahrheitet: „Fürwahr, das Reich ist stark genug, um sich gegen die furchtbarsten Mächte der Welt vor aller Dienstbarkeit zu schützen!" Der Heldengeist der Väter lebt noch im deutschen Volke in ungebrochener Kraft; ohne ihn wäre auch mit den vollendetsten Waffen an einen Sieg nicht zu denken. Die neuen, nie geahnten Kampfmittel sind es gerade, die diesem blutigsten aller Kriege ein so ganz neuartiges Bild geben, die alle Lehren der Kriegskunst umstürzen, aller Erfahrungen der Geschichte spotten, die den an Zahl Schwächeren zum Siege führen werden, wenn er diese Waffen nur mit heldenhaftem Mut zu gebrauchen weiß. Denn nicht Waffen kämpfen, sondern Menschen! Was früher keiner geahnt, kaum einer in kühnen Phantasien geträumt, heute spielt es sich sozusagen täglich vor aller Augen ab. Riesenmörser zerschmettern ein Fort mit einem Treffer, Flugzeuge und Zeppeline kämpfen in den Lüften, U-Boote sind der Schrecken der Meere geworden. Schon ist der Felsen der englischen Vorherrschaft auf dem Meere durch unsere unermüdlichen U-Boote erschüttert, und die Luftschiffbomben, die über englischen Docks und Werften platzen, spotten der eingebildeten insularen Sicherheit Großbritanniens: Sturmzeichen einer neuen Zeit. Was Goethe einst mit seherischem Blicke am Tage von Valmy seinen Zeitgenossen verkündete, wir können es mit demselben Rechte heute wiederholen: „Von hier und von jetzt an beginnt eine neue Epoche der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!"

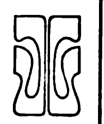
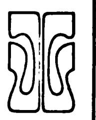


Klytämnestra. Nach einem Gemälde von **John Collier.**



Spinnweben.

Novelle von Anna Lahr.

Sein Neffe war gefallen, seines Bruders einziger Sohn. Wieder eine Zukunft abgebrochen ...

Lange hatte Heinrich Brandis vor dem angefangenen Brief gesessen, in dem er seine Teilnahme aussprechen wollte, bis er schließlich entmutigt die Feder hinlegte. Das war alles so schwer und so unnütz. Was sollte er dem auch schreiben, der mit einem Schlage alles verloren hatte! Er sah den Bruder wieder vor sich, wie er ihn zuletzt gesehen. Das war noch vor dem Kriege gewesen. Aufrecht und froh ging der starke Mann durch seine Felder wie ein König durch sein Reich. Und die Felder von Ellingen waren ja auch ein kleines Königreich. Da konnte man lange suchen, bis man wieder ein Gut wie Ellingen fand. Größere, gewiß, die gab es genug, bessere nicht. Und dieses ganze Königreich hatte auf den einen gewartet, der nun in den flandrischen Sümpfen lag.

Nein, nicht schreiben! Selber hinfahren und dem Bruder die Hand drücken, das war das einzige, was er jetzt tun konnte.

Und dann: der Bruder durfte nicht dort bleiben, wo ihn jede Handbreit Boden daran erinnerte, für wen er gesät und geerntet, gesorgt und gehegt hatte. Das Gut, das seit mehreren Generationen in der Familie war, mußte natürlich verkauft werden. Das würde ja nicht schwer halten, wenn erst wieder Frieden war. So ein Mustergut!

Die Reise nach Ellingen war im Winter einfach trostlos. Erst fuhr man aus einer dröhnenden, qualmigen, winddurchfegten Halle ab. Dann ging es stundenlang durch eintönige Gegenden. Ab und zu tauchte ein kleiner, trauriger, ziegelroter Bahnhof an der Strecke auf. Und zwischen den Stationen immer wieder dasselbe Bild: kahles Land und frierende Wälder. Der Schnee lag so schütter, daß es an manchen Stellen nur aussah, als wäre weißes Salz locker über die nackten braunen Schollen gestreut.

Auch die Mitreisenden schienen immer stiller und trüber zu werden. Immer schwerer legte sich mit der zunehmenden Dämmerung der Alp auf die Gemüter, der jetzt alle bedrückte: der Gedanke an den Krieg.

In dieser beklemmenden Stunde dachte auch Heinrich Brandis mit erneuter Sorge an seinen Bruder. Wie würde er ihn finden? Nur zu oft wurden ja gerade starke, lebensfrohe Naturen von so jähem Schlage ganz aus ihrer Bahn geworfen, verwirrt für immer.

∞

Heinrich Brandis war nun schon seit einer Woche in Ellingen, und noch immer hatte sich keine Gelegenheit finden wollen, dem Bruder zu sagen: „Komm fort von hier!" Ja, das Erstaunliche war, daß er nicht einmal mehr ganz sicher war, ob sich diese Gelegenheit überhaupt noch finden würde. Wenn er hierüber nachdachte, kam er sich doch irgendwie enttäuscht vor. Er war gekommen, um eine Bürde leichter zu machen. Und siehe, da konnte der Bruder seine Bürde schon ganz gut allein tragen, geradezu überraschend gut. Vergebens sagte er sich, daß ihn das doch eigentlich freuen müßte. Es blieb immer ein Unbehagen in ihm zurück: daß ein Mann solchen Verlust so schnell verwinden konnte! Wohl war das Haar des Gutsherrn weiß geworden. Aber führte er nicht sein altgewohntes Leben weiter, als wenn gar nichts geschehen wäre? Schon die kleinen, scheinbar nebensächlichen Züge: vergaß er je, des Abends seine Tagesrechnung wie sonst in das große Buch zu schreiben, das er in seinem Pulte verwahrte, oder morgens das alte Kalenderblatt abzureißen oder die Wanduhr aufzuziehen? Nichts stockte. Auch in der Wirtschaft war es so. Kein zerbrochener Zaunpfahl, kein loses Hufeisen, keine noch so kleine Unordnung entging seinem Auge. Und mehr noch: sprach er nicht mit dem Förster über den alten Lieblingsplan, einen schattigen Weg als Verbindung zwischen Park und Wald anzulegen? Auch an die Zukunft dachte er schon wieder!

Heinrich Brandis verstand das alles nicht. Und Fragen wurden in ihm wach, leise, unablässig bohrende Fragen. Kannte er seinen eigenen Bruder? Hatte er ihn überhaupt je gekannt? War es nicht am Ende verkehrt gewesen, niemals daran zu denken, daß aus weichherzigen Knaben harte Männer werden können? Trat da nicht eine gewisse geschäftsmäßige Kühle zutage, die er nur in glücklicheren Zeiten stets übersehen hatte?

„Hast du eigentlich Tine schon begrüßt?" fragte der Gutsherr eines Tages.

Heinrich Brandis schüttelte den Kopf. Daran hatte er wirklich noch nicht gedacht.

„Solltest ihr doch einmal guten Tag sagen," meinte der Bruder. „Sie hat ja auch ihr Kind verloren im Kriege."

Heinrich Brandis sah erstaunt auf. „Tine?"

„Ja, sie hatte doch eine Tochter. Die hat in Frankreich Verwundete gepflegt und hat sich dabei den Typhus geholt. Es ist hart für Tine. Sie hat nun niemand mehr auf der Welt."

„Arme Frau!"

Tine, das Kleinbauernkind, war von klein auf die beste Freundin der Brüder gewesen, trotz des Standesunterschiedes. Erst hatten die Eltern ihnen die flinke Kleine zum Spielen eingeladen. Dann, als man sah, wie schnell sie auffaßte, hatte man sie auch mit den Knaben zusammen in den Elementarfächern unterrichtet. Und das kluge Mädchen war schnell über den geistigen Standpunkt der anderen Dorfkinder hinausgewachsen, hatte auch bessere Manieren angenommen, und man hatte sich der alten Freundschaft später nie zu schämen brauchen. Heinrich Brandis hatte sie dann freilich lange ganz aus den Augen verloren. Ihre Heirat hatte sie in ein entferntes Dorf geführt. Erst als Witwe war sie mit der einzigen Tochter wieder nach Ellingen zurückgekommen. Und die Tochter war nun tot. — —

Am Nachmittag machte sich Heinrich Brandis wirklich auf den Weg, um Tine zu besuchen.

Aber wie er die verändert fand! Sie war noch beinahe zierlich von Gestalt, hatte noch immer etwas in ihrer Haltung, was an die Freundin der Herrenhauskinder erinnerte, aber was für Falten auf der einst so glatten, klaren Stirn, lieber Gott, was für Falten!

Und dann saßen sie zusammen in der winzigen Stube. Und die kleine Alte hörte mit klugen Augen zu, als der Besucher sprach.

Als er geendet hatte, sah sie ihn mit einem langen ernsten Blick an, dann sagte sie ruhig: „Du tust deinem Bruder unrecht."

„Ich? Meinem Bruder?" Er war ganz verdutzt. Woher hatte Tine die Feinheit, das zwischen seinen

Worten zu erraten, was er doch gewiß nicht ausgesprochen hatte?

Sie antwortete nicht gleich. Ihre verarbeitete, aber noch feste Hand fuhr ein paarmal über ihre Stirn. Dann sagte sie plötzlich, ohne seine Frage weiter zu berühren: „Ich will dir sagen, wie es mir gegangen ist, vielleicht verstehst du ihn dann auch besser. — Siehst du, Heinrich, ich gehe jetzt auch wieder meiner Arbeit nach wie früher. Und doch war ich einmal verzweifelt. Ach, du hast meine Tochter nicht gekannt! Ich dachte, die Welt müßte stillstehen, wie sie mir die Nachricht brachten. Wie ein Stein bin ich gewesen. Habe mich nicht gerührt und immer nur das eine denken können: sie ist tot!"

Die Alte seufzte, hielt an und fuhr dann doch wieder fort: „Was um mich vorging, verstand ich gar nicht. Die anderen Frauen aus dem Dorf kamen. Aber mir war es, als wenn sie mich nichts angingen. Und sie meinten es doch so gut mit mir, haben mein Feuer angemacht und meine Kuh gefüttert. Sie redeten mir auch zu und stellten mir Kaffee und Brot hin. Ich konnte aber nichts zu mir nehmen. Den ersten Tag hat das ja keinen gewundert. Da ließen sie mich noch gewähren. Aber als ich am anderen Tage wieder kein Essen und Trinken gewollt habe, da sahen sie, ich wollte nicht mehr leben . . ."

„Tine!"

Sie sah fragend auf.

„Tine, du wolltest — dich töten!"

„Nein, daran habe ich nicht gedacht."

„Aber sagtest du nicht eben —?"

„Ich sagte nur, daß ich nicht mehr leben wollte."

„Nun, mich deucht, das ist so ziemlich dasselbe," entgegnete er mit einer leichten Ungeduld. Wie die Bauernschlauheit Silben stechen konnte!

Doch Tine schüttelte ernst den grauen Kopf. „Nein, das ist nicht dasselbe. Wenn einer sich tötet, dann will er das. Ich hatte aber gar keinen Willen. Ich saß nur so und tat nichts, um mich am Leben zu halten."

„Du meinst, es war kein Vorsatz dabei?"

„Ja, das meine ich. — Aber gestorben wäre ich wohl wirklich, wenn es so weiter gegangen wäre. Und die anderen Frauen, die bei mir waren, bekamen es schließlich mit der Angst zu tun. Sie redeten mir zu und baten und fragten, ob ich mich an Gott versündigen wollte. Ich habe es alles gehört, denn sonst wüßte ich es ja nicht, daß sie so sprachen. Aber es rührte mich nicht. Ebensogut hätte ich nur auf den Regen hören können, der draußen fiel. Schließlich, als die Frauen schon ganz verzweifelt waren, kam eine auf die Idee: ‚Fehrings Mutter! Wir holen Fehrings Mutter.'"

„Und die — die hat dir geholfen?" fragte der Gast ungläubig. Fehrings Mutter, die Witwe eines Schmiedes, war noch aus einer früheren Generation und stand im Geruch der Zauberei. Was man ihr alles zutrauen konnte, war ungewiß. Aber Kartenlegen, Wahrsagen, Besprechen, das war das mindeste. Nur daß auch Tine, die kluge Tine, solchen Unsinn glauben konnte, war doch etwas überraschend.

„Sie hat mir auch geholfen," fuhr Tine fort. „Spät in der Nacht haben sie sie noch geholt." Plötzlich unterbrach sie sich: „Erinnerst du dich eigentlich noch an meine Mutter?"

„Oh, ganz genau. Eine ansehnliche Frau und so akkurat."

Tine lächelte triumphierend. „Ja, siehst du, gerade das hast du behalten, daß sie so akkurat war. Und sie war es ja auch wirklich. Unordnung konnte sie nicht leiden. Und das Ärgste waren ihr Spinnweben. Die konnte sie nicht sehen. Es war ein Kampf zwischen ihr und den Spinnen. Unser Vater hat sie manchmal ausgelacht: ‚Du stehst noch mal von den Toten auf und mußt auf die Spinnenjagd gehen,' hat er ihr gedroht. Und wahrhaftig, in ihrer letzten Stunde hat sie mir noch anbefohlen: ‚Daß du mir auch ja immer auf die Spinnweben achtest!' — Ja, und das hat Fehrings Mutter auch gewußt. Die hat meine Mutter gut gekannt. — Also Fehrings Mutter haben sie mir den Abend gebracht. ‚Müssen wir fortgehen? Dürfen wir nicht dabei sein? Gibst du ihr was ein? Oder mußt du sie besprechen?' so haben sie gefragt. Fehrings Mutter aber hat nur eine Weile auf mich gesehen und dann ihre Augen durch die Stube gehen lassen. Und wie alle ganz atemlos waren, hat sie nur unwirsch gesagt: ‚Ach was, Eingeben! Dummes Zeug, Besprechen! Der fehlt was anderes. Holt mir mal einen Besen, damit ich da oben die Spinnweben wegmachen kann!' Und da bin ich aufgefahren wie von einem Stoß. So gut hat mich Fehrings Mutter gekannt. Und seitdem lebe ich wieder."

Lange saßen die Brüder am letzten Abend zusammen.

Der nahe Abschied brachte Worte auf die Lippen, die sich bisher nicht hervorgewagt hatten. Zum erstenmal sprach der Gutsherr länger von seinem Sohn, skizzierte die Kämpfe, an denen sein Regiment teilgenommen hatte, erzählte aus seinen Briefen und gab endlich die traurigen Einzelheiten seines frühen Todes, die der Bericht des Bataillonskommandeurs enthielt.

In dieser Stunde bat Heinrich Brandis seinem Bruder vieles ab. Seit seinem Besuch bei Tine war es, als hätte er andere Augen bekommen. In einem neuen Licht sah er nun, was ihm bisher unverständlich, ja, fast abstoßend erschienen war: dieses Aufgehen in den kleinen Dingen des Lebens.

Nein, der Bruder war nicht lau in seinem Fühlen, hatte den Schmerz nicht unter selbstsüchtigen Sorgen erstickt. Nur: er war ein Landkind geblieben und hatte die Treue zum ererbten Besitz. Den konnte er einfach nicht verkommen lassen. An der eigenen Zukunft lag ihm wenig genug.

Eine Weile war es ganz still.

Der Gutsherr schob die Feldpostbriefe wieder zusammen, die über den Tisch gebreitet waren.

Dabei geriet ihm ein Blatt mit einer Zeichnung in die Hand, das schon vorher dagelegen hatte.

„Ja, siehst du, Heinrich," sagte er plötzlich ganz eifrig und mit einer Stimme, aus der alle Weichheit wieder fort war, „das wollte ich dir immer noch zeigen. Dies ist der Plan für die Verbindung zwischen Park und Wald. Gleich nach dem Kriege soll er in Angriff genommen werden. Hier, das ist der Bach. Da die kleine sumpfige Stelle wird aufgefüllt. Die Brücke kann bleiben, wo sie ist. Zunächst wird das, was auf dem Plan schraffiert ist, bepflanzt, daß man erst einmal einen schattigen Weg hat. Die ganze Anlage wird Mühe machen und einiges kosten. Aber dann wird's auch was. So wie es war, konnte es ja nicht bleiben. Immer, wenn ich da vorbeiging, mußte ich mich ärgern. Es zuckte mir ordentlich in den Fingern: das muß noch gemacht werden."

Heinrich Brandis antwortete nichts. Er mußte an Tine denken und an Fehrings Mutter.

„Ja, ja!" schloß der Bruder. „Es ist einmal so bei uns auf dem Lande: immer hat man was in den Kopf zu nehmen. Das reißt gar nicht ab. Pläne und Sorgen!"

Pläne und Sorgen, dachte Heinrich Brandis, seine Spinnweben!



Herstellung künstlicher Gliedmaßen: Anbringen der Scharniere an den Gelenken eines künstlichen Beins.

Fürsorge für Kriegsbeschädigte.

Von Prof. Dr. Adam, Direktor des Kaiserin-Friedrich-Hauses für das ärztliche Fortbildungswesen, Berlin.

Mit acht Abbildungen.

Am 27. Februar sah das Kaiserin-Friedrich-Haus am Luisenplatz in Berlin eine seltsame Schar von Gästen. In Feldgrau oder im Krankenkittel kamen sie, mit großen Verbänden, mit Stöcken und mit Krücken, und auf den Plätzen, auf denen sonst die Ärzte ihre Kenntnisse erweitern und ihr Wissen vervollkommnen, saß diesmal die Schar der Patienten. Aus den Groß-Berliner Krankenhäusern waren alle diejenigen eingeladen, denen ein Arm, ein Bein oder womöglich mehrere Glieder fehlten, um sich im Lichtbild und Film das anzuschauen, was moderne Krüppelfürsorge schaffen kann, und um den Trost mit sich zu nehmen, daß, wenn auch der eine oder andere in der gekennzeichneten Weise dauernd Schaden erlitten hätte, er doch imstande sei, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu bleiben. Der vorgeführte Film zeigte einen jungen Menschen, dem beide Füße und beide Hände abgenommen werden mußten, der aber trotzdem durch die von Professor Hoeftman ihm angefertigten Prothesen und durch zweckmäßige Übungen in den Stand gesetzt worden war, nicht allein zu gehen und zu stehen, sondern auch ohne fremde Hilfe zu essen, sich zu reinigen, anzuziehen und seinen Beruf als Schlosser auszuüben.

Wir wollen nacheinander betrachten, was die moderne Krüppelfürsorge für unsere verwundeten Krieger imstande ist zu leisten, nachdem Herr Geheimrat Tillmanns in Heft 22 dieser Zeitschrift auf die Ergebnisse hingewiesen hat, die durch die Anwendung der physikalischen Heilmethoden erzielt werden können. Die Krüppelfürsorge an sich ist kein Erzeugnis der allerneusten Zeit; schon seit 100 Jahren gibt es in Deutschland Anstalten, die sich mit der Heilung und Beschäftigung Verkrüppelter befassen. Aber erst in jüngster Zeit ist die Arbeit in den Krüppelheilanstalten systematisiert und organisiert worden, und zwar vor allem durch die Tätigkeit der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge unter dem Vorsitzenden Wirklichen Geheimen Obermedizinal-Rat Professor Dr. Dietrich und ihrem Schriftführer Professor Dr. Biesalski.

Die Vereinigung für Krüppelfürsorge hat an dem Worte Krüppel festgehalten, trotzdem in dem Worte zweifellos etwas Abstoßendes liegt. Die Militärverwaltung hat sich diesem Einwurf auch nicht verschließen können und spricht deshalb nicht von Kriegskrüppeln, sondern von Kriegsbeschädigten. Allerdings will dieses Wort nicht genau dasselbe sagen wie Krüppel, denn unter Krüppel müssen wir diejenigen verstehen, die in der Gebrauchsfähigkeit ihrer Gliedmaßen und in ihrer Körperhaltung behindert sind, während ein Kriegsbeschädigter auch schließlich ein solcher ist, der ein inneres Leiden, ein Herz- oder Darmleiden aus dem Kriege davongetragen hat. Aber vielleicht ist es dem Leser möglich, hierfür ein schöneres und doch treffendes Wort zu finden. Wenn man von der Krüppelfürsorge spricht, muß man unterscheiden: erstens



Ein künstlicher beweglicher Arm aus Leder mit Metallscharnieren. Die Hand wird aus Holz gearbeitet. Die einzelnen Teile werden aufs genaueste den Körperverhältnissen des Kriegsbeschädigten angepaßt.

diejenigen Maßnahmen, die dazu dienen sollen, das Krüppeltum zu verhüten, und zweitens diejenigen, die den Schaden des eingetretenen Krüppeltums nach Möglichkeit verringern sollen. Die vorbeugende Tätigkeit muß natürlich sofort nach der Verletzung einsetzen; durch geeignete Schienen, Verbandmittel, Transport und all dergleichen muß es erreicht werden, daß das, was noch zu retten ist, in einem Zustand erhalten wird, der später am ruhigen Ort auch wirklich eine Rettung möglich macht. Dazu gehört auch vor allem die frühzeitige Bewegung derjenigen Gelenke, die nicht unmittelbar betroffen, sondern nur durch Schmerzhaftigkeit der Umgebung zur Ruhe verdammt sind. Es ist nämlich eine Erfahrungstatsache, daß Gelenke, die lange Zeit nicht bewegt werden, versteifen und eventuell dauernd steif bleiben. Hier treten außer den Maßnahmen, die schon Herr Geheimrat Tillmanns in seinem Artikel erwähnte, solche hervor, die es gestatten, durch Gummizug den Gelenken heute diese, morgen jene Stellung zu verleihen. Sind dies alles auch mehr Vorrichtungen, die darauf hinzielen, nichts zu verderben und nichts zu versäumen, so haben wir zunächst diejenigen Maßnahmen zu betrachten, die in aktiver Weise das Krüppeltum zu verhüten streben sollen. Wir denken dabei zunächst an die Nervenverletzungen und -lähmungen. Ist der Nerv, der einen Muskel bewegt, durchschossen, so ist der Muskel unfähig, sich zusammenzuziehen, infolgedessen ist das betreffende Glied außerstande, irgendeine Bewegung auszuführen. Es ist nun möglich, den verletzten Nerv aufzusuchen und ihn wieder zusammenzunähen; er funktioniert dann allerdings nicht sofort wieder, sondern erst nach Monaten. Man muß sich den Heilungsvorgang nun nicht so vorstellen, wie etwa das Zusammenknüpfen eines elektrischen Drahtes, so daß nach dem Zusammenknüpfen der Strom durch den angeknüpften Teil des Drahtes sofort fließen kann, sondern der abgetrennte Teil des Nerven (der also vom Gehirn aus weiter nach der Peripherie zu liegt) wird durch die zeitweilige Unterbrechung dauernd untauglich. Damit er wieder tauglich werde, ist es notwendig, daß an der Durchtrennungsstelle von dem oberen Stumpf Fasern wieder in den unteren Stumpf hineinwachsen. Der alte, abgetrennte Nerv ist gewissermaßen nur das Bett oder die Straße, auf der der aussprossende Nerv vorwärtskriecht. Dies nimmt natürlich lange Zeit in Anspruch, und man kann erst nach Wochen und Monaten die ersten Zeichen einer Besserung erwarten. Eventuell ist es auch möglich, wenn der Nerv so zertrümmert ist, daß das verletzte Stück entfernt werden muß und die Nervenenden infolgedessen nicht genähert werden können, daß man von einem anderen, bequemer gelegenen Nerv einen Teil abtrennt und diesen dann mit dem zerschossenen Nerv verbindet. Ähnliches gilt auch für die durchschossenen und durchtrennten Sehnen. Ist die unterbrochene Stelle nicht allzu groß, so kann man die



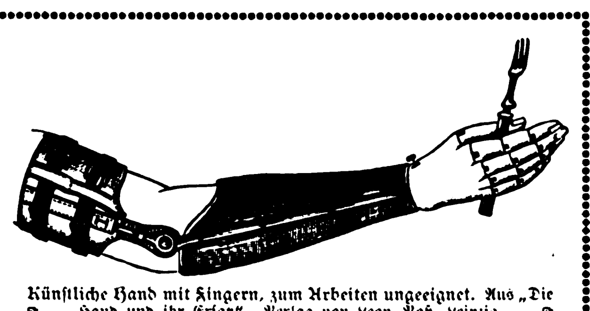
Beim Anfertigen eines künstlichen beweglichen Beins.


Ein Kriegsbeschädigter mit künstlichen Beinen und Armen beim Essen.


Der einarmige Schmied Math. Natius, gen. der rheinische Götz am Amboß.

beiden Sehnenstümpfe zusammennähen und auf diese Weise ihr Funktionieren wieder ermöglichen. Liegen aber die beiden Sehnenenden weit auseinander, so kann nötigenfalls ein Sehnenstück von einer anderen Sehne abgetrennt und an die durchschossene angenäht werden, oder es können sogar Sehnenstücke anderwärts hergenommen werden und in den Zwischenraum zwischen die Sehnenenden eingeschaltet werden. Selbst aus Seide hat man Sehnen hergestellt, die allmählich vom Bindegewebe umwuchert werden und imstande sind, wie echte Sehnen zu wirken. Man ist auch imstande, Gelenke, die durch irgendeine Eiterung oder sonstige Umstände ihre Beweglichkeit verloren haben, zu öffnen und ihnen durch Einpflanzung von Muskellappen oder Fascienstreifen, oder selbst von anderen Gelenken wieder eine gewisse Beweglichkeit zu verleihen. Ja sogar seiner Körperlänge kann man einige Zoll zusetzen, was z. B. in Frage kommt, wenn durch schlechte Verheilung eines Knochenbruches das eine Bein kürzer wird als das andere. Man kann dann die Bruchstelle von neuem brechen und die Bruchenden in eine richtige Stellung bringen, oder man kann auch Knochen von einer anderen Stelle entnehmen und sie zwischen die Bruchenden fügen, wodurch der verkürzte Knochen verlängert wird. Ich verglich vorhin den Nerv mit einem elektrischen Leitungsdraht. Folgerichtig muß man dann das Gehirn mit einer elektrischen Zentrale vergleichen, von der aus die Energie durch den Nerv fortgeleitet wird. Ist das Energiewerk gestört, das heißt das Gehirn an einzelnen Stellen beschädigt, so wird die Folge davon ebenfalls eine Lähmung sein. Auch solche Lähmung kann man manchmal beseitigen, indem man die Gehirnkapsel öffnet und etwa drückende Knochensplitter, Eitermassen, Blutgerinnsel oder dergleichen entfernt.

Das Geschilderte sind alles Maßnahmen, die dazu dienen sollen, ein Krüppeltum zu verhindern. Wie aber, wenn nun ein Bein oder ein Arm vollkommen fehlt? In dieser Hinsicht sind die niederen Tiere besser daran als wir. Einem Krebs oder einem Molch wächst das abgerissene Bein wieder, dem Menschen leider nicht. Wir müssen also versuchen, durch künstliche Vorrichtungen die Glieder zu ersetzen.


Künstliche Hand mit Fingern, zum Arbeiten ungeeignet. Aus „Die Hand und ihr Ersatz“. Verlag von Leop. Voß, Leipzig.

Wir betrachten zunächst den Verlust der Hand. Die ältere Zeit konnte sich von dem Gedanken nicht frei machen, daß zum Ersatz einer Hand auch wieder eine künstliche Hand mit Fingern notwendig sei. Die eiserne Hand des Götz von Berlichingen ist ja eine Erscheinung, die in aller Erinnerung lebt. Aber selbst

die kunstvollste und zu vielseitigen Funktionen befähigte Hand ist für wirkliche Arbeit unbrauchbar. Sie kann wohl dazu dienen, einen Schönheitsfehler zu verdecken, aber für praktische Arbeit ist sie ungeeignet. Vielfache Versuche sind gemacht worden, um der Hand als Arbeitsgerät eine einfachere Form zu geben. So bildete Professor Bonnet in seiner Arbeit „Die Hand und ihr Ersatz" einen Schmiedemeister aus Godesberg ab, der seine durch Sensenschlag verlorene linke Hand durch eine Eisenmanschette ersetzte. Sie wird ohne weitere Polsterung um den mit einem reinen Tuche umwickelten Vorderarmstummel gestülpt und durch Bandagen am Oberarm befestigt. Die Manschette trägt an ihrem unteren rechtwinkelig abgestumpften Ende in der Mitte ein Loch für die Ausdunstung des Armstummels, und zur Einsetzung der Geräte einen exzentrisch angebrachten soliden Eisenring. In diesen kann das haken- oder ringförmige Ende gestielter Geräte für den Gebrauch eingehängt werden. In ähnlicher aber exakterer Weise wirken die von Professor Hoeftman ersonnenen Prothesen. Er benutzt auch eine Armmanschette, die aber in etwas vollkommenerer Weise aus Metall und Leder hergestellt ist, wie sie S. 785 links oben zu sehen ist. Diese Manschette trägt an ihrem Ende eine federnde Hülse, in die die Arbeitsgeräte eingeklemmt werden. Die häufigste Verwendung findet die Arbeitsklaue, die das sichere Einklemmen von Gegenständen zwischen drei klauenförmig sich entgegenstehenden Eisenbügeln erlaubt. In ähnlicher Weise ist ein anderes Instrument, der Feilkloben, zu benutzen. Ein weiteres, ringförmiges dient zum Halten des Stieles, sei es eines Rechens oder einer Schaufel, ferner gibt es einen Griffhalter, einen Arbeitshaken, eine Gabel, einen Papierhalter, der aus zwei Blechplatten besteht, die durch eine federnde Klammer gegeneinander gedrückt werden und zum Festhalten der Zeitung, eines Briefes oder dergleichen dient. Weiterhin sehen wir eine Stricknadel in Verwendung und schließlich einen Hobel mit einer rundlichen Öffnung; in diese paßt der kugelartige Fortsatz eines Hakens, der in die vorhin erwähnte Hülse der Unterarmmanschette eingefügt wird. Mit Hilfe dieser Instrumente ist der Verkrüppelte durchaus imstande, den größten Teil seiner Geschicklichkeit, die er früher besaß, wieder zu erlangen. Sogar der doppelseitige Verlust braucht den Verkrüppelten nicht mutlos zu machen; denn auch solche Unglücklichen können bei genügender Energie wieder so viel erlernen, daß sie einen Beruf auszuüben imstande sind. Die Sachlage kompliziert sich natürlich sehr, wenn mit der Hand auch noch ein Teil des Unterarmes und womöglich des Oberarmes verloren gegangen ist. Selbst hier gibt es Vorrichtungen, die es dem Verunglückten ermöglichen, in ähnlicher, wenn auch nicht in so vollkommener Weise wie bei den erst erwähnten Fällen, zu schreiben, zu essen, Bücher umzuschlagen, Türen zu öffnen, sich zu waschen und ohne Hilfe seine Notdurft zu verrichten.

Ein deutscher Hauptmann, der mit einem künstlichen Bein seinen Dienst wieder versieht (siehe auch die untenstehende Abbildung).



Ein deutscher Hauptmann, dem infolge eines Granatschusses ein Bein abgenommen werden mußte, wurde von dem Königsberger Chirurgen Prof. E. Hoeftman so vollkommen wiederhergestellt, daß er nach Verlauf von drei Monaten mit einem künstlichen Bein sich wieder zum Dienst melden konnte.

Aber auch ohne solche künstlichen Behelfe ist der Einarmige durch Ausbildung der Geschicklichkeit des anderen Armes in der Lage, den Verlust einigermaßen wieder auszugleichen. Wir erinnern uns an das Schicksal des ungarischen Grafen Zichy, der das Unglück gehabt hat, in seiner frühesten Jugend einen Arm zu verlieren. Er trägt keine Prothese, weil ihm der ganze Arm entfernt werden mußte, so daß auch kein Stummel zum Festhalten eines künstlichen Armes vorhanden ist. Er hat seine linke Hand aber so ausgebildet, daß er sich vollkommen selbständig anziehen kann, seine Krawatte binden, seine Flinte führen, sich die Nägel schneiden und ganz ausgezeichnet Klavier spielen kann. Eine besondere Schwierigkeit macht es ihm allerdings, sich die linke Hand zu waschen. Er erreicht das in der Weise, daß er die Hand auf einen Stuhl legt und mit seinem rechten

Fuß, der für diesen Zweck mit einem Frottierstrumpf versehen wird, die nötigen Bewegungen ausführt.

Für die unteren Extremitäten ist ja ein so komplizierter Apparat wie für die Hand nicht nötig, wenngleich man sich auch da bemüht hat, dem ursprünglichen Stelzfuß durch Form und Gelenke eine bessere Verwendungsmöglichkeit zu geben. Fehlen nur die Füße, ist also der Unterschenkel und vor allem noch das Kniegelenk erhalten, so wird es ja nur darauf ankommen, dem Bein eine Stehfläche zu geben, und in der Tat sind solche Menschen auch bei doppelseitigem Verlust der Füße durchaus in der Lage, mit den geeigneten Prothesen selbst längere Märsche zu unternehmen. Man kann die Füße dann auch mit Stiefeln bekleiden, so daß äußerlich auch die Entstellung fortfällt. Schwieriger wird die Herstellung künstlicher Beine dann, wenn auch das Kniegelenk fehlt und das Bein, um biegsam zu werden, ein künstliches Gelenk aufweisen muß. Aber auch hier hat Professor Hoeftman eine Einrichtung getroffen, die bei jeder Belastung von oben das künstliche Kniegelenk in Streckstellung fixiert und ein sicheres Auftreten erlaubt. Die Bilder Seite 786 zeigen einen Hauptmann, der in diesem Kriege sein Bein verloren hat und trotzdem wieder in den Stand gesetzt worden ist, sein Pferd zu besteigen und zu reiten.

Es ist ja das, was ich geschildert habe, nur ein Teil der Maßnahmen, die für die Kriegsbeschädigten geplant sind, da ja die Kriegskrüppel nur einen kleinen Teil aller derjenigen bilden, die durch den Krieg an ihrer Gesundheit dauernden Schaden erlitten haben. Aber es sind die Erfolge der modernen Orthopädie auf diesem Gebiete so außerordentlich sinnfällige, daß gerade dieser Teil der Kriegskrüppelfürsorge als ein glänzendes Beispiel dafür hingestellt werden kann, was der Staat und die Militärbehörde an unseren Invaliden zu leisten imstande und auch zu tun willens ist.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXII. K. und k. Donnerwetter.

Der ungarische Rittmeister flucht zur höchst nötigen Abwechslung wieder einmal das Blaue samt Gottvater und sämtlichen in der Geschwindigkeit verfügbaren Heiligen vom Himmel herunter. Seine Jungens, die übrigens nicht mehr die Jüngsten sind, stehen stramm, Hand an der Hosennaht, wie bei der Frühjahrsparade. Und ihre dunkelbraunen, von Schweiß überronnenen wie lackierten Gesichter strahlen, die Augen blinzen quietschvergnügt, der Zugsführer bleckt mit dem gelben Pferdegebiß wie die Moskali in der Entlausungsstation, indes sein Rittmeister dabei ist, die Schöpfung in den untersten, siebenfach glühenden Höllenpfuhl hinunterzufluchen. Der Zugsführer denkt sich in seinem Untertanenverstand: Uns tut's nicht weh, und dem alten Herrn ist es gesund, wenn er seinen Morgengrant aus dem Halse herauskriegt. Irgendwann wird dem Rittmeister schon noch die Luft ausgehen, dann macht der Zugsführer geschwind seine Meldung und daraufhin sind bloß zwei Dinge möglich: Entweder, dem Zugsführer wird sofort, im Handumdrehn, hast du nicht gesehn, das Lebenslichtlein ausgeblasen, die sämtliche belebte und unbelebte Schöpfung stürzt ein und der gelbe Sanfluß fließt vor Schreck rück- und aufwärts — das ist eine Möglichkeit! Die andere aber, die wahrscheinlichere, ist, daß der Rittmeister seine magyarische Donnermaschine abrüstet, sich vom Zugsführer das Packerl Budapester Hustenbonbons aus der Blusentasche knöpfeln läßt und, noch krebsrot und fuchsteufelswild, mit seinen Buben den letzten Vorrat der kohlrabenschwarzen bosnischen Zigaretten teilt. Das weiß der Zugsführer aus Erfahrung, und jeder der braven Bakas weiß es, denen sich ihr Rittmeister nicht umsonst jetzt schon das dritte Vierteljahr in die guten ungarischen Herzen flucht. Es ist nur eine andere Art von Zärtlichkeit, auf das Säuseln versteht sich der Rittmeister nicht, und so schmeißt er mit dem Rädern, Spießen, Hängen, Schinden und Dreimal-hintereinander-totschießen so um wie hernach mit den Zigaretten. Der Baka, auf den er es momentan grimmig scharf hat, steht da, als ob man ihm Watte in die Ohren gestopft hätte. Bolzengerade, stumm wie das Universum vor dem ersten Schöpfungstag. Die Grobheiten des Rittmeisters rinnen wie Wasser an ihm herunter. „Rührt kain Ohrwaschel, das Robenvieh, das gälbe," wettert der Alte. (Sein Opfer ist nämlich ein weißblonder, runder, fetter „Schwob" aus Kronstadt, Verzeihung: Brassó.) „Obärr, Aiingewaide loß ich dir herrausspulen, siebän Mettär min-dä-stens! Wos siebän', viierzähn Mettär, schwör' ich bei hailiger Jungfrau Marie, wenn du mochst noch aiinmol Husarenstick unerlaubtes ohne dienstliche Möldung!"

Der „Schwob" steht und macht Augen wie der verliebte Schäfer in der Laube. Er ist requirieren gegangen, heute nacht zu den Russen hinüber in die Schützengräben um einen ... Schlafsack für seinen alten Herrn, den in den Regennächten schauderhaft die Gicht plagt. „Siebänundzwanzig Mettär loß ich dir herausdrehn Gedärm auf Wurstzeug für gonzes Regiment!" rast der Rittmeister. „Abtrettän!" Der Baka schwenkt um wie eine Ballerine und hinter ihm drein donnert der Alte: „Robenvieh, gälbes, hob ich kaine Zigarettän bai mir. Hol dir Nochmittog!" Sein verwittertes Haudegengesicht geht jetzt beängstigend in die Breite, er lacht auf allen Zahnstummeln und wiegt sich in den Hüften wie ein ganz junger Oberleutnant auf der Budapester Kaiser-Wilhelm-Straße. „Zu—ugfihrer, Zigarettän für Schwob miiffen do sain haite Nochmittog, dienstlicher Befehl, obtrettän, hol' dich der Taifel!"

Das Ungewitter vergrollt, da donnert ein entsetzlicher Schlag mitten aus dem blauen Himmel, als ob nun Gottvater in Person einige Posaunen des jüngsten Tages mobilisiert hätte. Die Bakas verlieren einen Augenblick die wankende Erde unter ihren Füßen und stehen mit offenen Mäulern. Über den kleinen Birkenwald kam es herüber und jagt vorbei hoch in den Lüften. Ein Heulen von siebenhundert Verdammten ist es, zerschneidet das seidene Blau des Himmels und schlägt mit einem dumpf zurücktosenden Erdbeben in die unsichtbaren russischen Stellungen hinter Berg, Tal und Fluß, zweiundeinhalb Stunden von hier.

Der ungarische Haudegen hat seinen Meister gefunden: die dicke Berta singt.

Zugleich mit den zarten, kleinen Frühlingsglocken der Primeln kam auch dieser lenzliche Bote aus Pilsen: die Zweiundvierziger von Skoda. Einer ihrer ersten Schüsse ist alsogleich historisch geworden, er leitete die große Maioffensive in Westgalizien ein. Die Russen taten sich damals noch dicke in Tarnow und in Gorlice, und in Przemysl trieb der Polizeimeister die „lieben Juden" aus

den Häusern auf den Rynnek, wo sie sich zwei Stunden lang für einen einziehenden Zaren, den man zwar spürte, aber nicht sah, zu begeistern hatten. Derweil tanzte man auf der Offiziersmesse in Gorlice, und in Tarnow gab es ein russisches Liebesmahl ums andere, mit Regimentsmusik, verbotenem Champagner, Damenimitator und aufgehängten Juden. In eine solche Idylle schmetterte die österreichische Zweiundvierzigerhaubitze ihr erstes Bonbon, das nicht in Seidenpapier gewickelt war. Und seither läuten die Pilsener jede neue Station der großen Durchbruchsschlacht ein. Wo sie ihre gewaltige Stimme erheben, springt die gute alte Weltkugel ein bißchen aus ihren Scharnieren und die Sterne tanzen im Raum. Heute ist das Wetter sichtig, hinter dem Birkenhain geht es also los. Aufklärende Flieger sind unterwegs und das Riesentier bekommt seine nächste Ration. Dazu dreht es seinen immens gefräßigen, eisernen Schlund gehorsam, sanft beinahe zur Erde herunter. Vier Mann rollen das Geschoß auf einem kleinen Eisenhund herbei, und nun lüftet die Haubitze ihr Hinterteil zum Empfang der Pille. Die Aufnahme geht ohne weitere Schwierigkeiten vor sich, bloß die Witze, die die Wiener Artilleristen dazu reißen, brächten die schwärzeste Tinte zu schamvollem Erröten. Jedenfalls, das Geschoß windet sich flott in den spiegelig glänzenden Haubitzenleib, die Pulverladung folgt zur besseren Verdauung, dann gleiten ein paar Scharniere, einige silbergraue Eisenriegel schließen sich, ein Mann drückt auf ein paar Räder und Hebel und schon richtet sich lautlos das angefressene, fette, runde Riesentier auf. Steil, drohend, unheilgesättigt lugt es aus seinem schon welk gewordenen Laubhüttchen, das ihm die Artilleristen gestern fertiggemacht haben, und man denkt unwillkürlich: so lauerten in fabelhaft fernen Zeiten die dunklen, stachelgeflügelten Drachen auf die unglückliche Beute. Fürchterlicher als sie alle ist allerdings dieses auf Rädern laufende, sinkende und sich erhebende Monstrum aus Pilsen. Ohne zu sehen, starrt es mit seinem einzigen, runden, leeren Aug', hinter dem einige Schrecken des Weltuntergangs nur warten, auf einen Wink und ein Habt-Acht-Wort losgelassen zu werden. Der Telephonist liegt, mit der Kappe am Ohr, in seinem Erdhäuschen, stumm schaut er herüber, hebt langsam die Hand, sagt ein paar Worte, und der Kommandant der Haubitze sieht noch schnell nach dem Meßinstrument. Alles in Ordnung, die Bedienungsmannschaft hat sich schon seitwärts gedrückt, bloß einer macht sich näher an dem wartenden Tier zu schaffen. Es ist so still, daß man den Sommerwind in den welken Blättern des Haubitzenhäuschens flüstern hört. Die blauen Waldglockenblumen wehen über den grasigen Hang, eine Biene läutet heran und summt goldgeflügelt um die silberig flimmernden schlanken Birkenstämmchen. Dort stehen auch die Jungens unseres ungarischen Rittmeisters, er selbst schiebt sich näher heran, und die Großartigkeit des Augenblicks hat dem alten Haudegen Rede und Atem verschlagen. Auf den Zehen pirscht er sich näher und steht und starrt in Verzücktheit das höllische Einhorn von Skoda an.

Da, ein Wink des Kommandanten. Jeder übersieht ihn übrigens, übersieht auch, daß der Mensch bei der Haubitze irgendeine sehr folgenschwere Bewegung gemacht hat. Denn auf einmal ist es, als schlüge eine ungeheure Eisenfaust jedem beide Augen zu, ein infernalischer Donnerschlag rüttelt einem die Knochen auseinander, und den Bruchteil eines Sekundenbruchteils glaubt man lebendig aus seinen Kleidern zu fahren und die davonfliegende Schädeldecke mit den Händen zurückholen zu müssen. Schneller aber, als man überhaupt zu denken vermag, rast ein Schatten aus einer gelb aufschlagenden Flammenwoge, ein wildes, tierisches, nein, fast menschliches Heulen jagt dem davonfliegenden Geschoß nach und mit einem wilden Sprung schlägt nun noch das rauchende Rohr zurück, setzt sich gleich wieder beruhigt auf seine Räder und Beine und glotzt tückisch, blind und tot wie vorhin in den blauen Himmel, dessen Sonne den eben stattgefundenen Weltuntergang anscheinend ganz unbeschädigt überstanden hat.

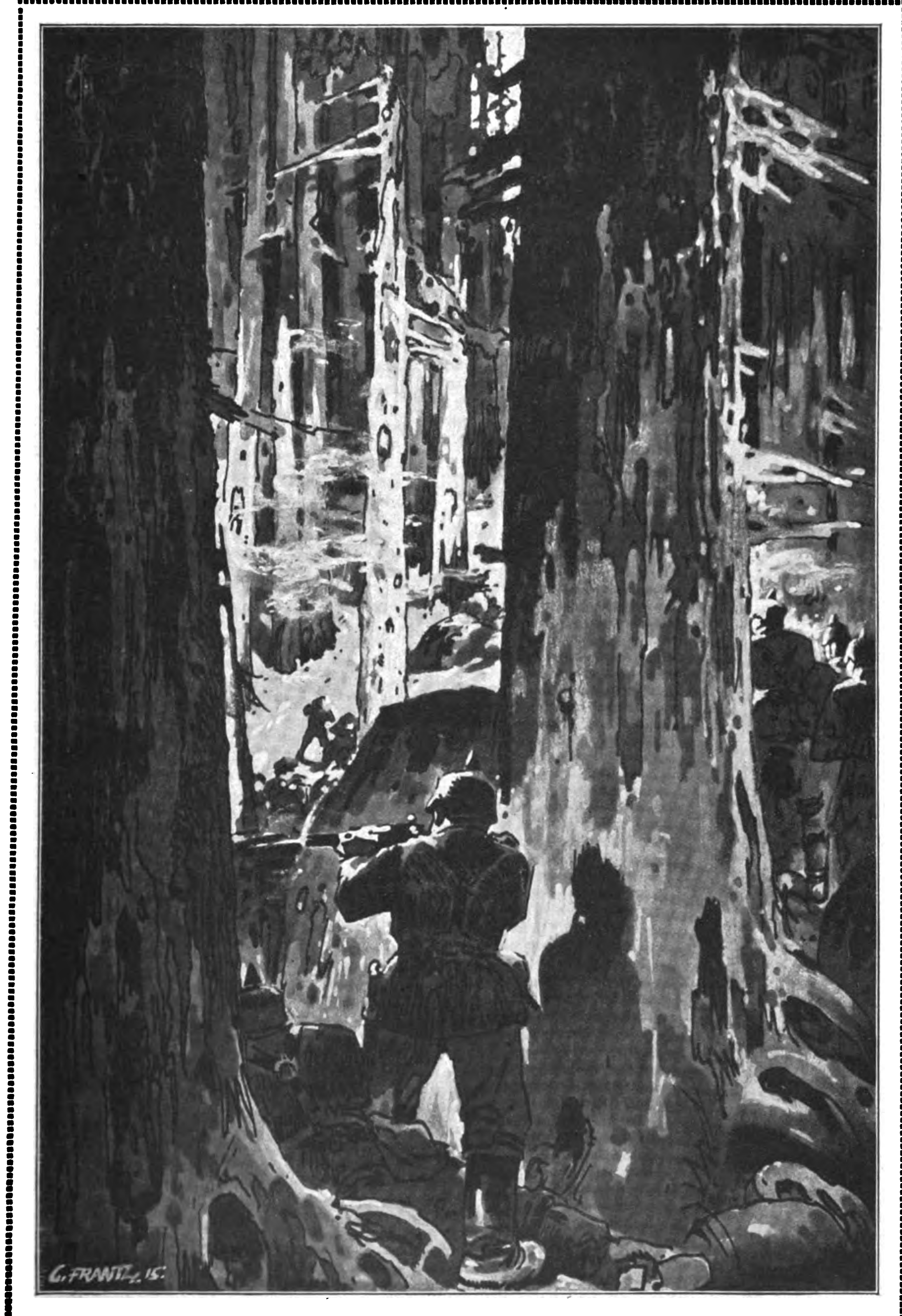
Jenes Heulen klingt ferner und ferner, ist in Sekunden, während der einem der Atem in der Kehle gefriert, ein ganz fernes, kindhaft klagendes und pfeifendes Zetern geworden, es stirbt, und eben, da aus dem leeren Blau eine Handvoll losgewirbelter Birkenblättchen über das Haubitzenrohr rieselt, rollt von drüben überm Berg ein krachender Schlag wie ein Echo zurück. Stünden wir dort oben zwischen den Jungtannen, die über und über gesprenkelt sind mit den lichten Augen des neuen Frühlingsgrüns, so sähen wir bei den Russen jetzt wohl einen ungeheuren, schwarzen und braunen Geiser aufspritzen, Erde, Blöcke, den Rauch der Explosion, gespaltene Felsen. Bei Przemysl sind Betonquadern buchstäblich zu Mörtel zerrieben worden; in Gorlice sank ein ganzes Häuserviereck, in dem man Russen wußte, einfach in ein Nichts von Staub und Schutt zusammen, und bloß die auseinandergesetzten Blechdächer, die wie eine riesige Haube zwischen den Nachbardächern hängen blieben, zeigten an, daß hier überhaupt je etwas gewesen. Von Kraterschlünden, in denen unsere Dreißigfünfer und neuestens die Zweiundvierziger explodierten, sind die Felder West- und Mittelgaliziens übersät. In jedem hätte ein mittelgroßes Landhaus samt Vor- und Gemüsegarten Platz, jedes dieser Löcher ist ein Russengrab im Umfang von ungefähr 20 m bei einer Tiefe bis zu 8½ m. Ungeheuerlichere Pflüge haben nie Gottes arme Erde umgepflügt, als in diesem galizischen Frühling, und aus der Saat, die hier gesät wird, wachsen nur Totenkreuze.

Das Untier aber rollt weiter auf seinen eisernen Rädern durchs wiedereroberte Land, frißt Eisen und speit Feuer, empfängt den riesigen Stahlklotz, in dessen Innern man anderthalb ausgewachsene Landwehrmänner luftdicht bis ans Ende der Welt konservieren könnte; verschlingt auch noch die Pulverladung im Umfang eines mittleren ungarischen Tokayerfäßchens und schleudert Donner, Verheerung und Entsetzen auf Flammenwegen, die kein menschliches Auge und nicht das schärfste Glas bis zu ihrem um Wälder und Berge entfernten Ziel zu verfolgen vermag.

Der Frühling ist in die Karpathen gekommen mit blühenden Kränzen um jede Waldblöße und Wiesenquelle. Und drunten in der Ebene röten sich schon die ersten Kirschen, goldleuchtender Blütenstaub hüllt die grünsilbernen Kornfelder in Wolken, die die Sommersonne durchleuchtet. Bienen läuten, Hummeln orgeln, die Wasserjungfrauen tanzen mit schillernden Flügeln um das wiegende Schilf. Immer weiter nach Norden und Osten verliert sich das tobende Unwetter der Riesenschlacht, und nun singen die Amseln, die Drosseln, Nachtigallen im Hundsrosenbusch; die Grillen geigen an den endlosen Sommerabenden schwermütige Liebeslieder, und aus sagenhaft verlorener Ferne dröhnt jenes tierisch furchtbare, jenes entsetzlich menschenhafte Heulen der Vernichtung herüber: unsere braven Artilleristen besorgen den Russen wieder ein paar k. und k. Donnerwetter.

Berta singt . . . **Lambert**

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. – Verantwortlicher Redakteur: E. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Waldkampf. Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

In dieser Nacht lag Sigrid lange wach. Es war wohl das Ungewöhnliche, daß sie Gehrt nicht zu Hause wußte, das sie nicht gleich einschlafen ließ. Da kamen die Gedanken. Sie war dem Schicksal so dankbar, das sie hierher in diesen weltentrückten Winkel verschlagen. Gehrt war so gut zu ihr, so gleichmäßig lieb und aufopfernd. Und die wenigen anderen weißen Menschen ebenfalls, mit denen sie ab und zu zusammentraf. Sie dachte gar nicht daran, daß alles das, was sie erntete, ja von ihr selber ausging.

Wie rührend war Pater Joachim von der katholischen Mission, die drüben über dem Wasserfall lag, zu ihr. Oft schickte er ihr einen Strauß der schönsten Blumen, wie sie nur der Missionsgarten so schön und mannigfaltig hervorbrachte. Und wenn sie ihre eigenen Noten nicht mehr spielen mochte, dann schickte er ihr eine Auswahl neuer Stücke. Freilich meist geistliche Musik, aber es waren doch die größten Meister darunter vertreten. Sie dankte ihm dann dadurch, daß sie ihn an großen Festen in der Kirche auf der Geige begleitete, wenn der Präfekt das Hochamt hielt und Pater Joachim das Harmonium spielte. Sie dachte an die weißen Afrikaner, die sie hier kennen gelernt und die nur darauf sannen, wie sie Sigrid eine kleine Freude machen konnten. Ja, die Welt hier draußen war wirklich unverdient gut zu ihr.

Aber zuletzt kam doch, ob sie wollte oder nicht, ein schmuckes weißes Schiff ganz hinten aus dem äußersten Kreise ihres Denkens immer näher vor ihr inneres Auge gesegelt, bis sie die Gesichter an Bord unterscheiden konnte, und ihr Blick, ihre Seele, ihr Herz an einem lieben Männergesicht hängen blieb, das jeden anderen Gedanken verdrängte und ihr Inneres ganz und gar beherrschte.

Sie weiß es ja, sie soll nimmer an ihn denken. Sie hat es sich ja hundert- und aberhundertmal vorgesagt, im stillen, daß aus ihnen beiden niemals ein Paar werden darf noch kann. Aber wie an einen lieben Toten darf sie doch an ihn denken, redet sie sich vor und schluckt tapfer die Tränen hinunter, die sich ihr ins Auge drängen wollen.

Da, als sie noch bei diesen Gedanken weilt, hört sie Bläck, den kleinen flinken Terrier, unruhig werden. Aber es ist diesmal eine ganz besondere Unruhe, eine Unruhe, die ihr auffällt.

Während der Hund sonst, wenn er etwas wittert oder sieht, das sein Instinkt als von ihm jagdbar erkennt, sofort von der Veranda mit lautem Gekläff herunterstürmt, drückte er sich heute mit leisem Knurren an der Holzwand des Hauses entlang, kratzt an der Tür von Sigrids Schlafzimmer und bettelt um Einlaß.

Sigrid öffnet einen schmalen Spalt und läßt den Hund herein. Dann riegelt sie wieder zu, nachdem sie sich überzeugt, daß draußen nichts Befremdendes zu sehen ist.

Zitternd schmiegt sich der Hund an sie, spitzt die Ohren und horcht.

„Was hast du nur, Bläck?" redet sie ihn an.

Er horcht, ohne von Sigrids Anrede Notiz zu nehmen. Erst nach einer ganzen Weile legt er sich hin und vergräbt die Nase zwischen seinen Vorderläufen. Der Alarm ist abgeblasen.

Einige Nächte später, um dieselbe Zeit, hörte sie Bläck wieder, diesmal leise klagen und wimmern. Sie sprang auf und sah hinter dem Vorhang durchs Fenster auf die von einer Laterne erleuchtete Veranda.

Da sah sie, wie Bläck in Todesfurcht, gelähmt vor Schreck, den Kopf auf dem Boden der Veranda, auf dem Bauche einem riesigen Leoparden entgegenrutscht.

Ihr Herz will stillstehen. In demselben Augenblick fällt ein Schuß aus Gehrts Fenster. Sie sieht die Bestie fauchend im Feuer von Gehrts Büchse zusammenbrechen.

Nach einem im Todeskampfe in die Luft geführten Prankenhiebe liegt sie still und regungslos.

Dann kam Gehrt im Schlafanzug aus seinem Zimmer, die Büchse im Anschlag, und überzeugte sich, daß das Tier tot ist.

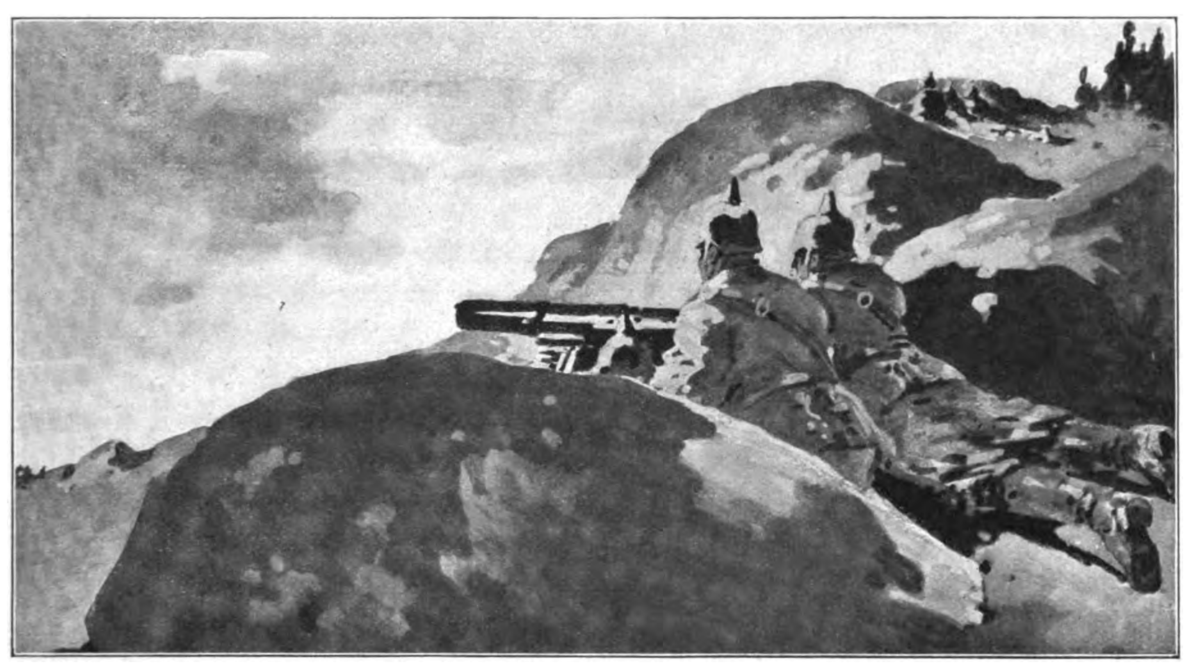
Sigrid öffnet das Fenster.

„Na, das war ja eine nette Überraschung!" ruft Gehrt sie an. „Wenn das passiert wäre, als du allein warst ... Ich mag gar nicht daran denken!"

Da geht Sigrid das sonderbare Benehmen des Hundes vor mehreren Nächten durch den Sinn.

Sicher war der Leopard schon damals in der Nähe, denkt sie, aber sie hütet sich, Gehrt auch nur ein Wort davon zu erzählen, um ihn nicht noch hinterher zu erschrecken.

Seit diesem Vorfall beschleunigte Gehrt den Bau ihres Hauses am Strande. „Etwas sicherer vor solchen Begegnungen bist du hier unten auf jeden Fall," meinte Gehrt, als sie zum ersten Male das Haus bezogen.



Deutsche Maschinengewehre in den Vogesen. Nach einem Aquarell von Carl Franz.

Stundenlang kann Sigrid hier unten auf der breit überdachten Veranda sitzen und in des Wortes verwegenster Bedeutung ins Blaue hinein träumen. Denn unten, am Fuße des kleinen Hügels, auf dem das Haus steht, branden die blauen Wasser der Bucht von Biafra. Darüber spannt sich ein meist blauer Tropenhimmel, und im Norden winken die blauen Konturen des Pic St. Clarence, die blauen Umrisse des großen und kleinen Götterberges. Wie goldene Inseln winken ihr beim Abendsonnenglühen im Westen die portugiesischen Inseln St. Thomé und Principe und rufen die Erinnerung an Märchen der Kindheit in ihr wach. Von goldenen Rittern und goldenen Schwänen, die aus dem Meere heraussteigen. Und oft geschieht es, daß ein Zug rosenroter Flamingos, auf deren Schwingen die Sonne ruht, an ihr vorbeifliegt und die Vorstellung noch lebendiger macht.

Aber am liebsten sieht sie nach Norden, wo sie die Mündung des Kamerun weiß, aus dem die Schiffe kommen.

Lange, lange hat sie gewartet.

Und eines Tages kam eines einhergezogen. Weiß wie ein Schwan und den Rücken voll Segel. Und am Heck die Flagge mit dem Eisernen Kreuz, Ostens Schiff!

„Ob es hierher kommt? Ob es hier ankern wird? Ob Osten wohl kommen wird?“ fragte sich Sigrids Herz und beantwortet alles selber jubelnd und auf einmal: „Frag nicht so dumm! Ja! Ja! Ja!“

Aber es kam noch nicht bis zu Gehrts Station. Es kreuzte vor den Mündungen des Njong und Lokundjeflusses, wo es Vermessungen vornahm und Baken aufstellte, peilte und lotete.

Und nun sieht Sigrid das schöne Schiff alle Tage, wie eine weiße Wolke in weiter Ferne über der blauen See. Dann sind ihre Gedanken bei dem Kommandanten des Schiffes. Ob sie will oder nicht.

Es hatte alles angefangen still und ruhig in ihr zu werden. Wie eine leichte Schneedecke auf eine grüne Flur hatte sich die Entsagung über Sigrids inneres Leben gelegt. Und nun, da die Sonne sich näherte, schmolz diese Decke und grünendes, blühendes Leben kam, mehr denn je, Rechte heischend zum Vorschein.

Wie sie ihn liebte, diesen starken, stillen, bestimmten Mann! — Und sie weiß, daß er sie liebt. Weiß, daß er fühlt, daß sie an etwas litt. Weiß, daß er schweigend wartet, bis er meint, daß sie ganz davon genesen sei. Weiß, daß er dann kommen wird, fühlt, daß er dann kommen muß, sie zu bitten, sein Weib zu werden! So sicher, wie sie weiß, daß die Sonne jeden Tag hinter den Urwaldwipfeln hervorkommen und über den goldenen Inseln ins Meer tauchen muß. Weiß, daß sie nimmer die Seine werden kann! Weiß, daß sie ihm das sagen muß, und weshalb sie das nie, niemals werden kann!

Wie hat sie sich gehütet vor dieser Liebe zu Osten! Wie hat sie gerungen dagegen und sich gewehrt! Und nun ist sie doch da! Allen vernünftigen und verzweifelten Gründen zum Trotz! Wie sehnt sie sich nach ihm und wie verwünscht sie das Kommen jenes gefürchteten Augenblicks, dem sie sich nicht entziehen kann.

„Oh, über die Süße und das Grauen dieser Stunden!“ schluchzt ihr Herz.

Flüchten möchte sie, irgendwohin! Vor sich und ihm! Und doch haftet ihr Fuß wie gebannt an der Scholle, von der sie weiß, daß er sie betreten wird.

Liebe ist ihr zum Fluch geworden, den sie mit sich schleppt, wohin sie auch ginge. Und sie ist nur ein Weib.

Und sie treibt, treibt willenlos jener Stunde entgegen.

Gehrt weiß nicht, was er aus seiner Schwester machen soll. Er ist nur ein Mann und sieht nur das Äußere.

Ich lasse sie doch jeden fünften Tag ein halbes Gramm Chinin nehmen, grübelt er. Und doch ... Fieber!

Fieber von jenem, das Seelen zerreißt, ohne den Leib zu töten.

Und dann kam der Tag, an dem Ostens Schiff sich auf die Reede legte. Und mit ihm kam Osten.

Jeden Tag kam er herüber und war für Stunden ihr Gast.

Weite, stille Wege sind die beiden damals zusammen gewandelt, in Wildnis und Wald. Einer den andern aufmerksam machend auf dieses Wunder und jenes, das sie hier ansah auf Schritt und Tritt.

Stundenlang konnten sie zusammen sitzen am Saume des Sturzbachs, unter den grünen Kronen der Bäume und dem Singen des Wassers nachsinnen, das hier über Felsen zum Meere stürmte.

Und sahen in ihm doch nur des anderen Bild, hörten aus allen Stimmen der Einsamkeit nur den Schlag ihres Herzens, das da rastlos pochte: „Für dich! Für dich!"

Die Stunde kam, wie alles im Leben einmal kommen muß.

Sigrid und Osten saßen auf der Veranda des Strandhauses. Osten trug einen dritten Goldstreifen am Arm. Er hatte seine Beförderung zum Korvettenkapitän erhalten. Er sprach darüber nicht. Sigrid ebensowenig. Es war wohl Furcht von ihrer Seite, daß seine Beförderung ihm Anlaß bieten könne, seine Werbung vorzubringen.

Wie feige und furchtsam ich geworden bin, dachte Sigrid. Und ich bin doch Gehrts Schwester!

Gehrt war nach dem Wasserfall gegangen, um eine Streitigkeit zwischen Anhängern der katholischen und protestantischen Mission zu schlichten.

Osten saß Sigrid gegenüber und erzählte von seiner Jugend, von seinen Eltern, von der Marine, von seinem seefahrenden Leben.

Er sah dabei Sigrid in einem fort in die Augen. Es tat ihr nicht weh, und es beleidigte sie nicht als Weib, ihm in seine tiefbraunen wahren Augen blicken zu müssen. Sie könnte es in Ewigkeit tun.

Plötzlich sah Sigrid Osten bleich werden, trotz seines Bronzetons.

Er vollendete nicht den angefangenen Satz. Wie ein Blitz schnellte seine Hand plötzlich vorwärts und griff nach dem herzförmigen Ausschnitt ihres Kleides, den Gehrt scherzhaft den „lichten Blick" nannte. In der nächsten Viertelsekunde schnellte Ostens Hand zurück. Sie ist zur Faust geballt, geschlossen wie ein Schraubstock über einer Hornviper, die unbemerkt Sigrids meergrünem Kleide heraufgekrochen war.

Gehrt hatte Sigrid immer der Schlangen wegen vor dem Tragen dieser Farbe gewarnt. Sie hatte ihn ausgelacht.

Oh, daß ich auf ihn gehört hätte! ist augenblicklich Sigrids innigster Wunsch.

Sie wird Meergrün niemals mehr tragen.

Zweimal sah Sigrid die Schlange ihre nadelspitzen Giftzähne in Ostens Faust schlagen, ehe er ihr den breiten häßlichen Kopf mit einem mächtigen Schlage am Verandapfeiler zerschmetterte.

„Da!" sagte Osten und lachte. „Die tut keinem mehr Schaden!" Er kannte diese Schlangenart nicht.

Sigrid hatte die verletzte Hand ergriffen, und schlug selbst unbarmherzig ihre Zähne über der Wunde in sein Fleisch. Grade, wo sie die kleinen Blutperlen, nicht größer als ein Stecknadelkopf, auf seiner Haut sah.

„Was tun Sie, Sigrid!" rief Osten, versuchend ihr die Hand wegzuziehen.

Sigrid wußte nicht, woher ihr plötzlich in diesem Augenblicke die Kraft kam. Aber sie hielt seine Hand mit eiserner Gewalt fest und saugte an seiner Wunde, bis sie glaubte, den letzten Rest des Schlangengiftes auf diese Weise entfernt zu haben.

Osten begriff. „Ist sie wirklich giftig?" fragte er.

„Die giftigste, die wir in Afrika haben!" entgegnete Sigrid, nachdem sie das Gift ausgespien hatte.

Jetzt wurde Osten zum zweiten Male blaß. „Und wenn Sie nun die geringste Wunde im Munde oder an den Lippen haben ...!"

Er wagte nicht zu vollenden.

„Leben für Leben!" sagte Sigrid leise.

„Und Tod für Tod!" rief Osten jubelnd, Sigrid in seine Arme reißend und sie immer und immer wieder auf die Lippen küssend.

„Jetzt weiß ich, daß du mich lieb hast, Sigrid! Wie ich dich auch! So etwas tun sich doch nur zwei, die füreinander leben und sterben wollen!" stammelte er dazwischen.

O Seligkeit! O Sünden! zuckt es durch Sigrids Hirn. Einmal wollte sie wissen, wie es tut, von einem Manne aufrichtig geliebt zu werden, den sie wieder liebt. Und sie ward schwach und ließ Ostens Liebkosungen über sich ergehen.

Dann riß sie sich plötzlich los. „Nein! Wir werden daran nicht sterben! Weder ich noch Sie! Und Sie vor allen Dingen nicht, nicht um mich!"

Jähe Angst hatte sie gepackt. Doppelte Angst. Sie drängte Osten, der sie festhalten wollte, mit Gewalt von sich und lief in das Zimmer, wo Gehrt



Schanzarbeiten in der Dämmerung. Nach einer Zeichnung vom Kriegsschauplatz von Karl Moritz.

die Kiste mit den Stationsmedikamenten stehen hatte. Dort füllte sie in fieberhafter Hast Salmiakgeist in eine Pravaczsche Spritze, und als Osten ihr nachgeeilt kam, sagte sie zu ihm: „Für Sie ist die Gefahr noch nicht vorbei! Geben Sie mir noch einmal Ihre Hand!“

Osten gehorchte.

„Ich werde Ihnen jetzt sehr wehe tun müssen!“

Sie war bei diesen Worten blaß wie die Wand. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen.

Osten sah es und dachte: Du liebes Ding! Das bissel Schmerz, den du mir mit der Nadel verursachst! und lachte darüber.

Und während sich die Nadel in seine Haut bohrt, sagt Sigrid ihm in kurzen Worten, was die Last ihres Lebens geworden ist.

Osten zitterte nicht. Fuhr auch nicht zusammen. Nahm es wie ein Mann. Aber er konnte es nicht hindern, daß seine Hand in der Sigrids zum Eisklumpen wurde. Tot und leblos fiel diese Hand aus der ihrigen.

Wie ein Nebelreif legte es sich um Sigrids Augen und Hirn. Und wie ein Lichtstreif durch diesen Nebel drangen Ostens Worte zu ihr: „Ich kann Ihnen nicht — danken — Ich wünschte — Sie hätten mich sterben lassen!“

Immer dichter zieht sich Nebel und Dunkelheit um Sigrids Sinne. Wie in finsterer Nacht hört sie langsam und schwer sich entfernende Schritte. Dann empfand sie nichts mehr. — —

Als Sigrid wieder zu sich kam, war es Nacht. Gedämpftes Lampenlicht erhellte ihr Zimmer. Gehrt saß neben ihrem Bett.

Allmählich kehrte ihr das Bewußtsein der letzten Vorgänge zurück.

Er beobachtete sie. Ihre Augen ruhten ineinander.

Gott sei Dank! dachte Gehrt. Fieberfrei!

Ein fremder verwunderter Ausdruck kroch in ihren Blick. „Wie lange liege ich schon so?“ fragte sie matt.

„Acht Tage bist du aus dem Fieber nicht herausgekommen! In einem fort phantasiert! Den amerikanischen Doktor habe ich hinausbefördert! Der Kerl kam mir mit seinen Patentmedizinen . . .!“

Sie streckte ihm im Impuls des Wehs und der Dankbarkeit und zugleich mit einem Ausdruck im Blick, der rührend war, die Arme entgegen.

Er ergriff ihre Hände und beugte sich über sie. Und sagte nur ein einziges Wort: „Schwester!“

Aber es lag ein so überwältigendes Mitgefühl in der Art, wie Gehrt dieses Wort aussprach, es klang so viel innige Liebe und Herzlichkeit daraus, daß das jahrelange Leid, das Sigrid bisher allein und stumm für sich getragen hatte, sich endlich in einem erschütternden Schluchzen, in einem Strom von Tränen Luft machte.

Er streichelte ihre Wangen. „Nicht weinen! Liebe kleine Sigi! Ja!? Sieh! Es hat wohl so kommen sollen . . .“ und er redete ihr gut zu und versuchte sie zu trösten. Und in seinen Reden, so zart die Worte waren, hörte sie doch heraus, daß sie Gehrt in ihren Fieberphantasien mehr verraten haben mußte, als sie jemals imstande gewesen wäre, ihm mit



bewußten Sinnen anzuvertrauen, und genug, um sich ein klares Bild aus ihrer Vergangenheit zu machen.

Es mußte wohl mehr gewesen sein, als nur Malaria, was sie niedergeworfen hatte. Als sie endlich so weit war, daß sie das Bett verlassen konnte, brachte sie ganze Tage auf der Veranda zu, ohne sich vom Fleck zu rühren.

Ostens Schiff war nicht da. Aber es kam noch ab und zu auf die Reede. Für Stunden. Dann gingen und kamen Steuerleute und Matrosen von seinem Schiff mit Meßketten und dergleichen.

Nur v. Osten kommt nie mehr an Land. Nie mehr!

Und dann kam der Tag, da sie das Schiff fortziehen sah. Für immer. Sie folgte ihm mit dem Blick, bis es als ferner kleiner Punkt am Horizont verschwand. Ohne eine Träne im Auge. Ja, sie vermochte sogar zu lächeln. Nur, daß es herzzerreißend war, dieses Lächeln.

So endete Sigrid Kressentins Idyll in Kribi.

Eines Abends saßen Gehrt und Sigrid auf der Veranda. Der volle Mond kam über den Bipindiwald herauf und übergoß Wald und Wiesen und See mit der Flut seines magischen Lichtes. Auf den Blättern der Bananen glitzerte der Tau. Das Rauschen des Wasserfalls klang gedämpft herüber. Unten zu ihren Füßen murmelte die Brandung leise am Gestein. Eine Antilope kam aus dem Wald auf die grasbestandene Lichtung. Sie äugte nach den regungslosen Gestalten der beiden Weißen auf der lampenerhellten Veranda hinüber, ehe sie sich ihre Äsung suchte.

Sigrid stichelte an einer Handarbeit. Ab und zu ließ sie die Hände in den Schoß sinken. Dann verlor sich ihr Blick in der Ferne, wo Meer und Horizont ineinander übergingen. Gehrt, der rauchte, sah gedankenvoll vor sich hin.

„Ich wollte dich mal was fragen, Sigi!“ begann er unvermittelt.

Sigrid sah nicht auf. „Bitte!“

„Ich habe meinen Abschied eingereicht!“ begann Gehrt von neuem. „Unter Bütow kann ich natürlich nicht länger arbeiten, Pension ist selbstverständlich hops! Weine ihr auch keine Träne nach.“

Gehrt sah zu ihr hinüber. Sigrid rührte sich nicht. Unter anderen Umständen würde sie, fürsorglich, wie es ihre Art war, ihre Bedenken über diesen Schritt freimütig geäußert haben. Da sie wußte, daß sie schuld an diesem Schritte Gehrts war, schwieg sie.

„Ich würde ganz aus Kamerun weggehen,“ fuhr Gehrt nach kurzer Pause fort. „Aber das sähe wie Flucht aus. Und ich bin noch vor niemanden weggelaufen. Und nun habe ich neulich mit Dr. Wildern gesprochen, der kürzlich aus den Manengubabergen zurückkam. Fast europäisches Klima, meinte er, und wußte nicht genug zu erzählen, wie es da oben aussieht. Jedenfalls könne ein kräftiger Weißer dort selber auch körperlich arbeiten. Ich will mich mit meinem Gelde dort oben ankaufen und mein eigener Herr werden. Für Farmbetrieb langt's, für Großplantagenbetrieb wäre es zu wenig. Und da wollte ich dich fragen, ob du mitkommst. Es wird allerdings die ersten Jahre ein richtiges Hinterwäldlerdasein für dich werden ...“

„Ich komme mit!“ sagte Sigrid mit fester Stimme.

„Gut, Schwesterchen! Das freut mich, daß du mit mir zusammenbleiben willst. In ein paar Jahren geht die Bahn in die Manengubaberge und dann ist es nicht mehr gar so einsam. Und inzwischen haben wir, das heißt du und ich, uns ein regelrechtes deutsches Rittergut da oben zusammengewirtschaftet. Und was die Hauptsache für mich ist, ich bin hier unter deutscher Flagge und brauche meinem Vaterlande weder die Kraft meiner Arme noch meine kolonialen Erfahrungen oder meine Intelligenz zu entziehen!“

Es ist ja alles gleich, wohin ich gehe, dachte Sigrid, mein Leben ist fortan nur ein großer Schmerz, der ausgehalten werden muß! Wo, kommt ja dabei gar nicht in Frage. Aber zu Gehrt sagte sie: „Ich gehe mit dir bis ans Ende der Welt! An den Nordpol meinetwegen, denn ich fühle es, wo du bist, da ist die Heimat!“

Sie packte ihre Näharbeit zusammen und erhob sich müde.

„Gute Nacht, Gehrt!“

Er sah wie sie das Schicksal der letzten Tage niederwuchtete. Da nahm er sie in seine starken Arme und richtete ihr Gesicht gen Osten, wo das Mondenlicht die abermillionen Blätter des Urwalds versilberte.

„Sigi!“ sagte er leise, „ich weiß, es ist jetzt Nacht um dich! Aber wissen wir denn nicht, daß morgen dort über den Bäumen eine neue Sonne kommen muß?“

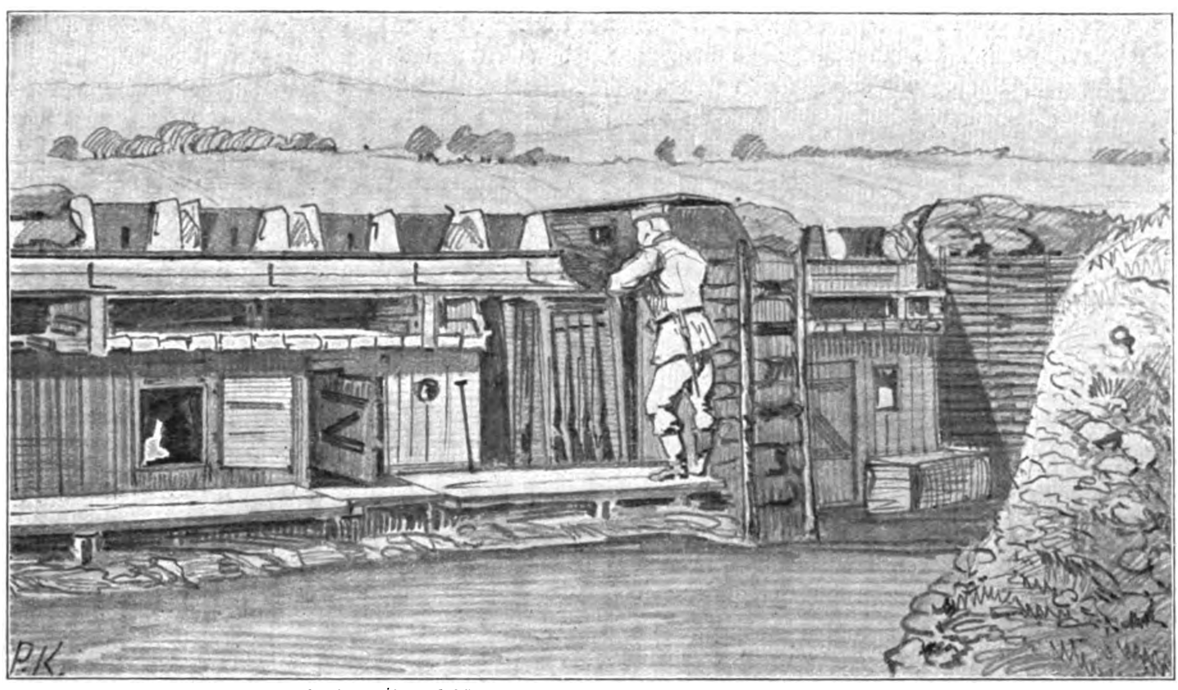
„Für mich kommt keine mehr!“ flüsterte sie leise.

Einige Wochen danach lief der „Turako“ auf der Reede von Kribi vor. Er hatte Röding an Bord, der nach Jaunde sollte. Den ganzen Tag hatten die Boote des Bezirksamtes zu tun, um die Soldaten der Kompagnie Röding mit Weibern und Troß und die Lasten der Expedition zu landen.

Im ersten Boot kam Röding und sein treuer Büchsenmacher Maurer an. Gehrt erwartete ihn unten an der Landzunge. Der Hauptmann sprang aus dem Boot. Die beiden Weißen begrüßten sich.

„Sie sehen nicht berühmt aus, Herr von Röding!“ bemerkte Gehrt, nachdem sie sich die Hände geschüttelt hatten. „Fieber gehabt?“

„Fieber? Nö!“ Der Hauptmann lachte. „Aber die Liebe und der Suff, die reiben den Menschen uff!



Gruß aus dem Schützengraben. Nach einer Skizze vom Kriegsschauplatz.

Davon haben Sie Einsiedler mit 'ner Mission an der linken Seite und 'ner Heiligen wie Ihre Fräulein Schwester rechts von sich natürlich keine blasse Ahnung!"

„Wann wollen Sie fort?" fragte Gehrt.

„Übermorgen! Wenn ich Träger genug kriegen kann."

„Wieviel brauchen Sie?"

„Hundertzwanzig!"

„Polizeimeister!" wandte sich Gehrt an einen in der Nähe stehenden jungen Mann, dem man den gewesenen Soldaten ansah. „Die Lasten und Soldaten aufs Bezirksamt!"

„Sehr wohl!"

„Sie sind natürlich bis zu Ihrem Abmarsch unser Gast!" wandte sich Gehrt an den Hauptmann.

„Werde ich Ihrem Fräulein Schwester nicht lästig fallen?"

„Im Gegenteil! Wir sind auf Ihr Kommen vorbereitet. Die Rauchfahne des ‚Turako' haben wir bereits vor vier Stunden gesehen."

Sie gingen durchs Dorf, wo Gehrt dem Häuptling den Auftrag gab, ihm bis übermorgen früh hundertzwanzig Träger zu besorgen. Ein auf beiden Seiten mit Bananen bestandener Weg führte zu einer kleinen Anhöhe hinauf.

Als sie auf dieser Anhöhe angekommen waren, blieb Röding überrascht stehn. Vor ihm lag Gehrts Wohnung. Ein langgestrecktes, auf mannshohen Pfählen der Mangrove errichtetes Holzhaus, mit weitüberdachter, breiter Veranda, mit grünen Fensterläden und Jalousien, stand vor ihm. Davor Blumenbeete, eingefaßt mit Ananaspflanzen oder Zitronellagras. Dazwischen blühende Liberiakaffeebäumchen mit ihren dunkelgrünen wie lackiert aussehenden Blättern. Frangipani natürlich, der ewig blühende, und Zitronen und Orangensträucher, die Gehrt bereits als größere Pflanzen von irgendeinem Eingeborenen bezogen und hierhergepflanzt hatte.

Davor trennte eine breite, von Sigrid entworfene und von Gehrt mit Hilfe von schwarzen Maurern aus Zement hergestellte Balustrade die Anlagen von dem Abhang des Hügels. Über diesen führte eine breite Steintreppe, die mit Agaven und Palmen flankiert war, zu den Klippen und zum Meeresstrande.

Da Röding inzwischen Sigrids weiße Gestalt auf der Veranda wahrnahm, die ihn erwartete, schritt er weiter. „Sie und Ihr Herr Bruder haben sich hier ja ein entzückendes Heim gebaut," sagte er zu Sigrid, nachdem er sie mit einem Handkuß begrüßt hatte. „So daß man sich desto mehr wundern muß, daß Sie dieses Heim so bald wieder verlassen wollen."

„Soo!" entgegnete Gehrt, seiner Schwester die Antwort abnehmend, „Sie wissen schon davon?"

„Weil Bütow sich darüber so ärgerlich ausgesprochen hat!"

„Hat er das?" fragte Gehrt.

„Und wie! An den drittbesten, das heißt gesündesten, und an den zweitschönsten Platz an der Küste habe er Sie gesetzt und nun lohnten Sie es ihm auf diese Weise. Offengestanden, ich verstehe Bütows Ärger nicht. Ist ja natürlich unangenehm, Sie als alten Kolonialmann zu verlieren. Ja, wenn Sie bloß Ihre Versetzung nach einer anderen Kolonie beantragt hätten, dann verstände ich seine Verärge-

rung eher. Aber das Recht, auf seine Pension zu verzichten und sich ins Privatleben zurückzuziehen, hat doch schließlich jeder. Zumal das bei Ihnen noch aus ganz privaten Gründen geschieht. Bütow aber tut, als ob ihm dabei etwas persönlich aus den Fingern gegangen sei!"

Gehrt und Sigrid sahen sich an. Sie fühlten, daß sie erst durch das Abschiedsgesuch Gehrts völlig freie und unabhängige Menschen geworden seien.

„Und was wollen Sie nach Ihrer Verabschiedung beginnen, wenn man fragen darf?"

„Uns in den Manengubabergen ansiedeln!" sagte Gehrt. „Und wohin gehen Sie? Um in den Sand der Zeit auf ewig Ihre Spur zu drücken?" fragte er.

Röding nickte gedankenvoll. „Erst Jaunde übernehmen. Dann Vorstöße gegen Ngila, darauf den Sultan von Tibati entthronen und schließlich die Fulbe-Großen im guten oder bösen auf die Knie zwingen und die deutsche Flagge bis ins Binsenmeer des Tsadsees tragen."

„Also ein ganzes Programm!" antwortete Gehrt.

„Ich hab's Bütow wenigstens in die Ohren geflüstert. Und es hat ihm wie angenehme Zukunftsmusik geklungen. Der Ruhm, als der Macher zu gelten, läßt ihn nicht mehr schlafen. Und nun sitzt Bütow und schreibt sich die Finger wund nach Verstärkung der Schutztruppe. Und ich denke, ich werde sie gebrauchen. Denn schließlich schlage ich ja die Schlachten, und ich denke, Bütows schreibkrampfgekrümmte Finger sollen auch mir einen Lorbeerruhmeskranz pflücken und winden helfen!"

Röding lachte vergnügt vor sich hin. Dann erzählte er von Duala. Daß v. Osten schon längere Zeit die Erholungsreise mit seinem Schiffe nach Kapstadt angetreten hätte. Und wie im Selbstgespräch fuhr er fort: „Hatte es auch mächtig nötig, der gute Osten! Sah schon bannig klapprig aus zuletzt."

Sigrid und Gehrt hörten schweigend zu.

„Wissen Sie, daß ich Sie eigentlich beneide um diese Manengubasache?" sagte Röding zu Sigrid im Laufe des Gesprächs, als sich Gehrt wegen dienstlicher Sachen entfernt hatte. „So hoch da oben über dem Niedrigen! Schon der Luft wegen!"

„Dann gehen Sie doch auch dahin und siedeln sich an!" riet Sigrid.

„Später einmal vielleicht! Inzwischen will ich mit ehernem Griffel meinen Namen in die Tafeln der deutschen Kolonialgeschichte schreiben!"

Am Abend bat er sie, sie möchte ihm doch noch einmal etwas vorspielen. Er würde ja nun lange, lange keine Musik mehr hören.

Sigrid tat ihm den Gefallen.

„Wissen Sie, was ich entdeckt habe," sagte er zu Sigrid, als er sich empfahl, um zu Bett zu gehen.

„Ich denke, es wird nicht viel sein, Herr von Röding!" scherzte Sigrid, die gewohnt war, daß der Hauptmann gern einen spottenden Ton anschlug.

„Daß ich in Ihrer Nähe immer ein besserer Mensch bin, gnädiges Fräulein!"

„Schade, daß das dann nur auf so kurze Zeit ist!" neckte Sigrid.

„Ja, das bedauere ich auch! Ich am allermeisten!" erwiderte Röding.

Am nächsten Morgen brach die Kompagnie Röding auf. Frühzeitig, als die ersten Sonnenstrahlen auf den Gewehrschlössern der Mauserbüchsen der schwarzen Soldaten blitzten. Ein schier endloser Zug, Mann hinter Mann. An der Spitze Soldaten, dann Träger mit ihren Lasten, dann das Gros der Truppe, dann wieder Träger, dann wieder Soldaten.

Sigrid war trotz der frühen Morgenstunde auf dem Bezirksamt erschienen. Röding rechnete es ihr hoch an und schrieb sich einen Stein im Brett bei ihr gut.

Er war bereits im Sattel. Er beugte sich über ihre Hand, die sie ihm zum Abschied reichte. „Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!"

„Auf Wiedersehen!" erwiderte Sigrid.

Der Hauptmann gab seinem Adamauapferde die Sporen und sprengte der Truppe nach, die sich wie ein endloser Zug schwarzer Ameisen zwischen den hohen Stämmen des hier beginnenden Urwaldes verlor, Frau Aventiure entgegen. (Fortsetzung folgt.)

Rote Rosen.

Mein Herz ist voller Freuden,
Wenn ich viel Blüten seh';
Doch soviel Rosen im Felde,
Rote Rosen, das tut weh.

Ihr roten Rosen im Felde,
Und, ach, wie Blut so rot!
Dabei ein bleicher Engel,
Das ist der stille Tod.

Hast soviel Blumen gebrochen,
Du Bote Gottes, du,
Und alle die Rosen verwelken,
Und tief im Grab ist Ruh.

Georg Ruseler.



Vor Reims. Nach einer Zeichnung von W. Merker.



Der Feldherr.

Auf hundert Kilometer tobt die Schlacht.
Doch wo man grad' noch sieht am Horizont
Den Feuerstrahl der Mörser, fern der Front
und friedlich steht ein Häuschen, strohverdacht.
Kaum merkbar ziehn sich Drähte nach der Tür:
Das sind der Schlacht metallne Nervenenden,
das sind die Zügel in des Feldherrn Händen,
und jene Hütte ist sein Hauptquartier.

Er steht am Tisch, im schlichten Feldrock, schmächtig
und grau, die Züge wie aus Erz gefeilt,
auf denen forschend oft, und wie andächtig
das Auge junger Adjutanten weilt.
Er spricht ein Wort, und bei dem Feind fernab,
wie Fackeln, gehn die Dörfer auf in Gluten.
Und noch ein Wort, und Tausende verbluten,
alle so jung und morgen früh ins Grab!
Mit jeder Silbe streut er Todessaaten,
doch jede fällt wie Eisenwürfel fest. —

Und zwischen zwei Befehlen beugt er über
ein Kinderbild den Kopf und neigt sich tief
damit ans Licht — „Die Kleine hatte Fieber“,
schrieb seine Frau in ihrem letzten Brief.

Carl Hagen-Thürnau.



Die Seele des Zaren.

Eine psychologische Studie. Von Hans Land.

Als des Deutschen Kaisers einzige Tochter vor einigen Jahren mit dem Cumberländer Prinzen die Ehe schloß, weilten der Zar und der britische König als willkommene Hochzeitsgäste am Berliner Hofe. In jenen, heute uns so fern erscheinenden festlichen Berliner Frühlingstagen begaben sich die zwei gekrönten Vettern, Söhne zweier dänischen Schwestern, zu einem Photographen, der das Doppelporträt der zwei Herrscher längere Zeit in seinem Schaukasten Unter den Linden ausstellte. Es war ein verblüffendes Bild, denn es bot den Anblick zweier ausgemachten militärischen Doppelgänger. Da standen die beiden beisammen und glichen sich wie ein Ei dem anderen. Beide niedriggestirnt, mit spitzgeschnittenen dunkelblonden Vollbärten, großen ratlosen Augen, klein von Wuchs. Der Zar nur ein wenig gedrungener, dunkler und voller als sein englischer Herr Vetter. Beide haben deutsche Frauen und beide auch in ihrer Heimat im Grunde recht wenig zu sagen. Der britische Herr aus Konstitutionsgründen, der russische „Selbstherrscher“ aus Mangel an Persönlichkeit, den beide überdies teilen. Denn auch der englische Georg ist eine menschliche Null, die nur der energische und verstandbegabte deutsche Ehepartner, die Königin, durch ihren stark tätigen Einfluß in der notwendigen Aktion zu erhalten weiß. Der nur allzu gewandte, ränkekundige, seinen kaiserlichen Neffen Wilhelm bitter hassende Siebente Eduard hinterließ dem britischen Thron einen gänzlich indolenten Erben. Der russische Vetter und „Selbstherrscher“ Nikolaus wäre das gleiche prachtvolle Objekt dafür gewesen, um wie der britische Georg, von eisernen Konstitutionsfesseln eingeengt, einen ohnmächtigen Herrscherschatten in der Geschichte darzustellen, denn seine Furchtsamkeit und Willensschwäche hatte ihn zu nichts anderem in der Welt bestimmt. Aber die von ihm zu tragierende Selbstherrscherrolle zwang den Zweiten Nikolaus während seiner Regierungszeit dann und wann zu persönlichem Hervortreten, das dann glücklich auch jedesmal mit einem schwächlichen Rückzug endete und zu einem völligen Scheitern der angestrebten und angekündigten Ziele hinführte.

Dieser Holstein-Gottorp-Sproß, der sich einen Romanow nennt, machte als Thronfolger eine Orientreise, in deren Verlauf er Athen besuchte, den Suezkanal befuhr, in Kairo weilte, im fernen Osten vom Himalaja bis Ceylon, sowie nach Siam und Japan kam. Damals war er 22 Jahre alt. Der mörderische Überfall eines fanatischen Japaners, vor dessen Todesstreich den jungen Nikolai nur der Mut des begleitenden baumstarken griechischen prinzlichen Vetters Georg rettete, weckte wohl in dem künftigen Zaren jene bange schnürende Angst, die von da ab das Grundelement seiner Seele geblieben ist.

Alexander III. starb unerwartet, und der Zweite Nikolaus kam als Sechsundzwanzigjähriger auf den Zarenthron. Und wieder erhob sich das Grauen gleich an der Eingangsschwelle seiner Regierungszeit. Bei der Krönungsfeier des jungen Zaren verschuldete die Ungeschicklichkeit der Polizeibehörden ein schreckliches Unglück auf dem Chodinkafelde bei Moskau, wo 4000 arme Bauern, die das Krönungsfest herbeigelockt hatte, im Volksgedränge elend zu Tode kamen. Der neugekrönte Zar weinte da-

mals wie ein Kind. Der Mangel an Organisation, dieser Krebsschaden aller Unternehmungen Rußlands, stand also damals schon, ein verhängnisvolles Memento, drohend am Beginn der Regierung des Zweiten Nikolaus.

Eine blonde, sanfte, blauäugige Deutsche, eine Hessen-Darmstädter Prinzessin, wurde des Zaren Lebensgefährtin, und ihrem guten Einflusse war es wohl zuzuschreiben, daß der Selbstherrscher im August 1898 die Welt durch einen Abrüstungsvorschlag überraschte, der seinem Urheber für einige Zeit den Namen des Friedenszaren erwarb. Die Haager Friedenskonferenzen, das internationale Schiedsgericht waren die Folgen dieser durch den Grafen Murawieff eingeleiteten Aktion, deren praktische Erfolge nicht sehr hoch anzuschlagen waren und durch den gegenwärtigen hauptsächlich von Rußland verschuldeten Weltkrieg fast völlig in Frage gestellt erscheinen. Schon bei ihrer Einleitung mußten die Abrüstungsvorschläge und Friedensmanifeste des Russenkaisers Mißtrauen wecken, denn sie stimmten schlecht zu der sonstigen Gebarung der russischen Politik, die im Innern mit fremden Nationalitäten und Konfessionen unbarmherzig verfuhr, Finnland knechtete und in endlosen Judenverfolgungen sich gefiel. Wenn der Zar auch vorderhand mit dem Deutschen Kaiser Freundschaft hielt und mit ihm mehrfach persönlich zusammenkam, so zeigte doch das immer inniger sich gestaltende Bündnis mit Frankreich, wohin die Reise ging, während Rußland in Asien so schroffe Eroberungspolitik betrieb, daß der Konflikt mit Japan ausbrach, und der Krieg gegen das Inselreich entbrannte. Der Friedenszar führte ihn unglücklich genug, und die Revolution in Rußland war die Folge. Sie zeitigte eine russische Volksvertretung, die Duma, die noch heute, bei neu erstarkter Kraft des Absolutismus, ein Scheindasein führt.

Es zeigte sich bald, daß Nikolaus nicht schob, sondern geschoben wurde. Die guten Einflüsse seiner deutschen Gemahlin, die in den ersten Regierungsjahren sogar zu einer persönlichen Annäherung an den Weisesten der Russen, an den Grafen Leo Tolstoi, und anläßlich eines Zarenbesuches in Tula zu einer Zusammenkunft mit Tolstoi geführt hatten, verloren bald ihre Kraft. Der Zar fiel immer widerstandsloser der Herrschaft der Großfürsten anheim. Das fanatisch orthodoxe Oberhaupt des Heiligen Synod, der Finsterling Pobjedonoszeff, erreichte die Ächtung Tolstois, der im Kirchenbanne starb. Dem Zaren taten es schwindelhafte Geisterbeschwörer an, schlaue Popen, die an seinem Hofe ihr mystisches Wesen trieben. Sie unterjochten sich des Zaren angsterfüllte Seele. Eine starke Entfremdung trat zwischen Nikolaus und seine deutsche Gemahlin. Diese wurde von seelischen Depressionen gequält, fiel schweren Melancholien anheim und mußte mehrmals in Nauheim Heilung für ein Herzübel suchen. Vier Töchter waren dem kaiserlichen Ehebunde entsprossen, aber kein Thronerbe. Das blieb bis zum Jahre 1904 der Schatten in dieser Ehe. Da endlich schenkte das Geschick dem so oft und so lange enttäuschten Zarenpaare den männlichen Erben — den Thronfolger Alexej. Aber dieser so schmerzlich erharrte Sohn wurde der Anlaß nur größerer und schwererer Sorgen. Er zeigte eine bedrohlich schwankende Gesundheit. Über die Ursache seiner Leiden gingen die abenteuerlichsten Gerüchte um. All dieses Mißgeschick verschärfte des Zaren Unsicherheit und Charakterschwäche und gab denen die Oberhand, die in seiner Umgebung um Einfluß und Herrschaft rangen. Die Zarin-Mutter lebt mit ihrer Schwester, der Witwe des englischen Siebenten Eduard, in inniger Freundschaft. Die beiden Damen bewohnen in jedem Sommer monatelang am Kopenhagener Sunde ein gemeinschaftliches Landhaus. Die Zarin-Mutter verstand es wohl, den Rest von Einfluß, den die Gemahlin Nikolaus II. noch besaß, gänzlich auszuschalten — und so geschah es, daß die Leitung der russischen Politik hemmungslos in die Gewalt der Großfürstenpartei geriet, deren Führung der 1856 geborene Nikolaus Nikolajewitsch übernahm, der baumlange ehrgeizige Sohn jenes anderen Nikolaus, der einst als Großfürst mit diebischen Armeelieferanten gemeinsame Sache gemacht hatte und dafür schimpflich abgestraft worden war. Sein Sproß, der heutige Generalissimus der russischen Armee, zwang den Zaren bei verschlossenen Türen unter Androhung sofortiger Aufnötigung der Abdankung zur Unterschrift der Mobilisierungsorder Ende Juli 1914. Dieser Nikolaus Nikolajewitsch war die Seele der russischen Kriegspartei. Er ist der erste von denen, welche die Zentnerlast der moralischen Verantwortung an dieser Weltkatastrophe von 1914/15 vor dem Weltgericht zu tragen haben werden.

Der „Friedenszar“ und König Georg von England während ihres letzten Besuchs in Berlin.

Man sah vor kurzem in deutschen Blättern ein sehr charakteristisches Abbild dieses Gewaltmenschen. Der hochaufgeschossene Großfürst, hager, sehnig, die Reitpeitsche in der erhobenen Rechten, dem Zaren an der Front in Polen irgendeine Befestigung zeigend. Der Kaiser-Neffe, zwerghaft neben dem Onkel Goliath, sah kleinlaut und geduckt ins Weite, während der Generalissimus sich herrisch und selbstbewußt aufreckte. Nikolaus Nikolajewitsch ließ sich in dem ausgeraubten Ostpreußen, ehe er mit Rennenkampf von dort fliehen mußte, bereits „Majestät“ anreden — und niemand war fester als der Zar selbst davon überzeugt, daß sein Herr Onkel, falls er als Sieger aus dem Weltkriege heimkehrte, Nikolaus II. entthronen und sich selbst zum Zaren würde ausrufen lassen. Deshalb gab der kleinmütige russische „Selbstherrscher“ nur sehr kurze Gastrollen an der Front und beschränkte sich dort auf die Austeilung von Heiligenbildern an die Soldaten. Hiernach kehrte er schleunigst wieder heim, um — das muß psychologisch als absolut richtig gelten — daheim für eine Niederlage der russischen Waffen brünstig zu beten; denn ein russischer Sieg hätte dem schwachen Nikolaus sicher den Thron gekostet.

Der Himmel hat bis heute die Zarengebete erhört, Hindenburg und Mackensen schufen ihnen reichliche Erfüllung und werden sie auch weiter erfüllen.



Im Verräterland.

Skizze aus Belgien. Von Johannes Wilda.



Drei feldgraugrüne Jäger liegen mit dem Gewehr im Arm in dem Lehm einer belgischen Dorfstraße. Der Arbeitersekretär kratzt sich mit einem Holzstückchen das Zähe von seinen Kommißstiefeln und schielt dazwischen spöttisch aus seinen wasserblauen Augen nach dem Oberjäger, einem feinen, jungen Förstersohn. „Und wenn wir die Karre nicht mitgeschoben hätten?“ fragt er.

Der Oberjäger denkt: Unausstehlich politisch verrannt ist der Rothaarige, aber ein fixer Kerl! Er hat mit Recht die Knöpfe bekommen. Laut erwidert er: „Wenn ihr der Karre nicht erst so viel Steine in den Weg gewälzt hättet, brauchten wir heut überhaupt nicht hier im belgischen Dreck zu liegen.“

Der dritte Jäger, ein blasser Kellner polnischer Herkunft, sagt zum Arbeitersekretär: „Ihr werdet eure Rechnung schon präsentieren!“

„Na, und ihr Polacken?“

„Wir sind Preußen.“

„Und wir Deutsche.“

Der Oberjäger begütigt: „Wenn das nur so bleibt, wird die Karre später ja wohl gedeichselt werden. Vorläufig gilt nur die Knarre.“

Ja, die „Knarre“ hat's Wort! Das sieht man ringsum. Auch die belgischen Festungsbrummer toben unablässig.

Es ist ein unentdeckter, beinahe friedlicher Fleck, wo die drei sich gelagert haben — erschöpft, den Rock bis tief zur Brust aufgerissen, keinen trockenen Faden am Leib wegen des Regens und des Schwitzens. Die Sonne soll's trocknen. Dabei ist mitten im Grauen eine wohlige Stimmung über sie gekommen. Nur durch die Sonne! Dies hat den Arbeitersekretär auf die Politik gebracht.

Der Oberjäger und der Pole, der sich erst im mißgünstigen England seine preußische Gesinnung erwarb, mögen nichts mehr davon hören. Der Gefreite, das Käppi aus der Stirn zurück, pfeift sich eins und befreit in liebender Sorgfalt seine Stiefel weiter von den Lehmklotzen.

Die Häuser der Dorfstraße zeigen geschwärzte Mauern und Fensterhöhlen. Dächer sind heruntergepoltert auf das dampfende Innere. Der Windzug treibt die sich aufringelnden Schwaden hierhin und dorthin. Es riecht schlecht. Darüber blauer Himmel und der Sonnenglanz.

Die Einwohner haben hinterrücks auf die Jäger geschossen. Nun sind sie fort. Wenigstens die Lebenden. Drüben im Schutt, unter dem verkohlten Balken, streckt sich ein gekrümmtes, steifes Männerbein in die Luft. Mitten auf der Straße liegt über einer Flinte ein Weib auf dem Gesicht, am Hinterkopf geronnenes Blut.

Nein, da ist doch noch etwas Lebendiges! Ein Zweifaches, was lebt. Zwischen der Wand eines verschont gebliebenen Stalles und einer grünschwärzlichen Regentonne eingeklemmt, hockt ein kleines, vielleicht vierjähriges Mädchen — in tiefem Schlaf bis in den hellen Tag hinein. Es hält ein junges, schwarzweißes Kätzlein im Arm. Das Tier schläft auch. Beide sind wohl völlig von Hunger und langer Angst ermattet gewesen.

Zufällig wendet der Oberjäger den Kopf seitwärts, worauf er das Kind entdeckt. Nachdem er eine Weile hinübergestarrt, erhebt er sich schwer und schreitet schleppend dorthin. Er beugt sich über das Kind. Ein gewöhnliches Bauernkind ist es, mit einem von Tränen und Staub beschmutzten Gesichtchen. Aber niedlich! Und so vertrauensvoll schlummernd inmitten des Entsetzens!

Der Oberjäger hat seit der Grenzüberschreitung bereits gesehen, wie grauenhaft belgische Einwohner eine ihnen in die Hände geratene deutsche Familie gemartert haben. Daran muß er jetzt denken. Nur insofern, als ihn der Gedanke, wie man ein solch kleines Geschöpf verletzen kann, mit Abscheu und kochendem Zorn erfüllt. Er empfindet tiefes Mitleid für das belgische Bauernkind. Vielleicht sind die beiden Erschlagenen dessen Eltern.

Was soll er tun? Läßt er das Kind hier, wird es wahrscheinlich getötet werden. Das Dorf liegt in der Feuerlinie. Weil der Kampf wohl gleich wieder fortgesetzt wird, kann er es aber ebensowenig mitnehmen. Und wohin auch?

Der Arbeitersekretär kommt nachgeschlendert. Er steht gelassen da, während er an einem Strohhalm kaut. „So 'n Wurm hab' ich auch zu Haus,“ sagt er.

„Rot,“ stichelt der Pole, der gefolgt ist.

„Aber schön!“

„Die ist auch schön!“ meint der Pole. Wohlwollend-täppisch legt er seine Hand schwer auf das Kopftuch der Schlummernden. Diese erwacht. Sie staunt mit schwarzen Augen zu den über sie geneigten drei Männern empor.

Zu demselben Augenblick kräht ein Hahn in der Nachbarschaft. „Kikeriki!“ ahmt der Pole nach, indem er scherzend einen Finger gegen das Kind ausstreckt.

Diese rasche Bewegung wird mißverstanden. Ihr Kätzchen an die Brust drückend, springt die Kleine auf und speit dem Kellner blitzartig drei, viermal in das verblüffte Gesicht. „Kröte, infamigte!“ ruft der, und als er nun zupackt, um das Teufelchen zu greifen, beginnt es fürchterlich zu schreien, denn entwischen kann es nicht.

„Für das Gespuck wär' 'n Katzenkopp schon richtig!“ droht der Pole, „aber meinetwegen — diesmal noch gratis!“ fügt er gutmütig hinzu.

„War ja auch bloß Dummheit,“ pflichtet der Arbeitersekretär bei.

Doch der Vorgang wird dramatisch.

Plötzlich stürzt sich irgendwoher ein größeres Mädchen zwischen die Männer, ein vierzehnjähriges etwa, mit dunklem Flatterhaar. Sie reißt, auf die Knie fallend, die Kleine an sich. Vor Angst kann sie zuerst keinen Ton hervorbringen, ihre Augen quellen ihr fast aus dem Kopf. Sie hebt nur, Gnade flehend, einen zitternden Arm gegen die Soldaten. Dann versteht man aus dem erstickten Gemurmel ihrer schmalen Lippen: „Ma soeur! Ma soeur!“

Ja, sie sind Schwestern. Man sieht's an der Ähnlichkeit und an dem gleichen gewürfelten Muster von Rock und Röckchen.

Das ältere Mädchen hört weder auf die deutschen Beruhigungsworte des Arbeitersekretärs, noch auf die englisch-französischen des Kellners. Ihre entsetzten Blicke haften beständig an den Augen des Oberjägers. Die Tressen zeigen ihr, daß er derjenige ist, der hier befiehlt, und außerdem hat sein junges, gutes Gesicht wohl ihr Zutrauen erweckt.

Der Oberjäger holt ein Stück Schokolade aus der Tasche und drückt es in die schmutzigen Finger der Kleinen.



Die Franktireurs von Loewen.

Nach einem Gemälde von Wilhelm Schreuer.

Er nimmt sein bißchen Schulfranzösisch leidlich zusammen, der Großen freundlich zuredend. Die Deutschen täten Kindern nie etwas zuleide — niemals! Man habe im Gegenteil helfen wollen. Sie solle sich mit dem Schwesterchen schleunigst in Sicherheit bringen, denn sobald man vom Fort aus Soldaten bemerke, werde es wieder Granaten regnen.

Das Mädchen versteht ihn. Sie läßt sich das nicht zweimal raten. Im nächsten Augenblick ist sie mit Kind und Kätzchen im Arm davongesprungen.

Der Kellner sagt: „Die Belgier würden mit einem von unseren Mädels was anders gemacht haben!“

„Es sind Viecher,“ bemerkt der Arbeitersekretär.

Der Oberjäger fragt besorgt: „Wo mag sie hinrennen? Es ist ja alles hierherum kaput.“

„Nein,“ meint der Arbeitersekretär, „dahinten, wo die Kirchturmspitze vorguckt, noch nicht. In dem Dorf sollen sie das Rote Kreuz herausgehängt und sich anständig gegen unsere Verwundeten betragen haben.“

Da — ein Hornsignal durch die Stille, das man in den Forts nicht mehr hören kann.

„Sammeln! Antreten!“ schreit der Oberjäger, zu seinem Gewehr zurückspringend. Seine Ermattung scheint wie infolge eines elektrischen Schlages beseitigt zu sein. Ein wenig langsamer ordnen sich die beiden anderen und die übrigen Leute des Zuges ein. Diese hatten hinter der Brandstätte gelagert.

Das Signal entfernt sich. Von allen Seiten strömen die Jäger zur Marschkolonne zusammen. Die Radfahrer-Kompagnie jagt schon von dannen, hinter der Staubwolke her, aus der Lanzenspitzen aufblitzen. Vorwärts!

„Wenn wir nur was zu fressen gehabt hätten!“ seufzt der Pole.

Der Arbeitersekretär zieht ein Gesicht nach dem Oberjäger hinüber. Er brummt: „Und der hat noch den letzten Happen verschenkt!“

„Ihn hat die Kröte auch nicht bespuckt.“

„Eben. — Na, ich hab' auch so'n Wurm zu Haus. Da versteht man's.“

Die Jäger heben trotz Sonnenglut und Staub an zu singen: „Die Wacht am Rhein“, „Deutschland, Deutschland über alles“. Es flutscht nicht recht. Freilich, wenn die Magen knurren und der Durst brennt!

Es war alles zu rasch gegangen, war man doch unmobilisiert in Feindesland geworfen worden. Aber man weiß: später wird's besser mit der Verpflegung. Die Hauptsache bleibt: bis zum Umfallen vorwärts und immer vorwärts, und siegen — siegen, siegen!

Horch! Ein Leutnant hebt mit heller Stimme an: „Ein Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald.“ Das zündet! Beim „Ju ja, gar lustig ist die Jägerei“ fällt alles schon kräftig mit ein.

Wenn der Feind das hätte hören können, er wäre wohl toterstaunt über die Kerle mit dem knurrenden Magen, dem trockenen Gaumen und den wankenden Knien gewesen, die trotzdem singen konnten — singen!

Und wo ist der „lustige, grüne Wald“? Wie Wüstenbrand ist es, durch den soeben, wie eine Erscheinung im Samum, ein Auto voller Generalstabsoffiziere dahinflitzt.

Die Jäger marschieren und marschieren. Wenn man dem einzelnen Mann vorher erzählt hätte, wie viele Dutzende von Kilometern weit er ununterbrochen den Boden stampfen werde — in der heißen Uniform, mit dem vollgepackten Affen auf dem Rücken, ohne etwas Vernünftiges im Leib — er würde gesagt haben: „Verrückt! Das gibt's ja gar nicht, da ist man ja längst krepiert!“ Nun bringt er das Unglaubliche dennoch fertig!

Plötzlich ist die Sonne weg. Ah, wie alles aufatmet! Ein Gewitter grollt finster herauf. Es tröpfelt — es gießt. Prachtvoll!

Aber das Prachtvolle verliert sich, als das Strömen nicht enden will. Eine festgefahrene Munitionskolonne sperrt den Weg. Den fluchenden Reitern wird geholfen, die im Geschirr verstrickten, wütend ausschlagenden Pferde zu bändigen. „Hüh!!“ Flott sind die Fahrzeuge, und weiter marschieren die Jäger.

Die Straße erweist sich immer schlechter, steiler und felsiger. Jede paar hundert Meter zieht sich ein jetzt wassergefüllter Zerstörungsgraben hindurch. Drahtsperren! Wo der Wald beginnt, liegen mächtige Bäume querüber. Dumpfhallend sausen die Äxte.

Ganz finster wird's. Es regnet noch immer. Dann und wann hilft ein Wetterleuchten, den Weg zu erkennen. Mitten in Nässe und Dunkel rasten die Jäger wieder und — kauen mit vollen Backen.

„Donnerwetter, war das ein Sauglück!“ ruft der Arbeitersekretär.

Im Graben hatte ein zusammengebrochener belgischer Proviantwagen gelegen, schier auf dem Rücken, mit toten Pferden und gebrochener Deichsel. Aber da waren Hunderte von Konservenbüchsen, zahlreiche Säcke mit gerösteten Kaffeebohnen und Zwiebacken.

Offiziere und Unteroffiziere hielten kräftig Ordnung bei der Verteilung. Bald hockten alle Mann sich nieder und futterten mit nassen, schmutzigen Fingern behaglich die nassen, schmutzigen Lebensmittel. Es blinkerte überall von weggeworfenen leeren Büchsen.

Dann Aufbruch mit neuerweckter Munterkeit. Irgendwo erdröhnt gewaltiges Artilleriefeuer. Das rollt nervenangreifender als der Gewitterdonner. Der Boden bebt.

„Vorwärts, vorwärts, Kinder!“ drängt der Major, der auf schmutzbedecktem Pferde, selber lehmbespritzt, am Wege hält und mit der Hand voraus weist.

„Vorwärts! Vorwärts!“ wiederholt jauchzend ein feiner, schlanker Junge, von dem sie zuvor gedacht, er müsse jede Minute vor Ermattung niederbrechen.

Wohin? Das Jägerbataillon weiß es nicht. Wie weit noch? Sie wissen es nicht. Selbst der Himmel hilft nicht mehr als Leuchte. Nur vorwärts, im Finstern über alle möglichen Hindernisse stolpernd, stürzend und sich erhebend — vorwärts!

Und da mit einem Male singt, schwingt, sirrt, heult, kracht und splittert die Hölle über und zwischen ihnen. Schrapnells! Woher kommen sie? Wo steckt der Feind?

Die Jäger stocken, prallen auseinander und werfen sich nieder. Doch „Vorwärts! Vorwärts!“ gellen die Stimmen der Offiziere. „Vorwärts!“ schreien die Oberjäger.

Vorwärts geht es auch, trotzdem mancher nicht mehr aufstehen kann und andere reihenweise von den explodierenden Geschossen umgerissen werden. Keine Deckung, kein Ausweichen, nur vorwärts oder zurück — also vorwärts!

Noch sind die drei Kameraden beieinander geblieben. Es scheint ihnen, als ob sie zwischen den hohen, nackten Mauern einer Kasematte eindrängen. Ein ununterbrochener Hagel von Gewehrkugeln pfeift ihnen um die Ohren.

„Himmeldonnerwetter, wo stecken die Kerls denn?“ stöhnt der Pole, der beim Aufflammen der Schüsse blindlings ins Finstere drauflos gefeuert hat. Die Patronen werden ihm knapp. „Großer Gott, wenn man doch nur —“ Verstummend dreht er sich um sich selbst und schlägt hin auf das Pflaster des engen Mauereingangs.

Der Oberjäger und der Gefreite können inmitten der nachdrängenden Gestalten nicht an den Kameraden denken, auch wenn sie selber nicht instinktiv von dem einen Gedanken beherrscht gewesen wären: Vorwärts!

(Schluß folgt.)



Neue Waffen des Weltkrieges.

Augenblicksbilder aus der Technik des Völkerkriegs von Hans Elden.



Immer größer wird das Ringen, immer weiter die Walstatt. Immer neue Millionen, neue Völker stürzen sich, schon nicht mehr getrieben durch politische oder wirtschaftliche Notwendigkeiten, sondern wie gebannt durch einen ungeheuerlichen Blutrausch, in den Abgrund dieses Gigantenkampfes hinein. Wenn je ein Krieg, so ist dieser ein „Schöpfer neuer Dinge“. Neues Wollen und Können, ungeheuerste Anforderungen und ungeahnte Kräfte sind alltäglich geworden, neuen Haß und neue Aufopferungen haben unsere Tage gesehen, ins Unermeßliche wachsen die Zahlen der Kämpfer, der Opfer, so ist's denn kein Wunder, daß auch die Mittel, die Waffen, die Technik des Krieges neue und ungeheure Formen angenommen haben. Eine Reihe davon im Zusammenhange und unter weiteren Gesichtspunkten zu werten, ist Zweck dieser Zeilen.

Ist es nicht selbstverständlich, daß die Riesengeschütze, die 42er Mörser voran, den Reigen dieser Momentbilder eröffnen? Waren sie es doch, die die lange Reihe der technischen Überraschungen des Weltkrieges einleiteten und unsere Feinde gleichsam im ersten Schrecken, in Ungläubigkeit und endlich in Grauen erstarren ließen! Man hat später Mittel gefunden, wenn auch nicht der fürchterlichen Zerstörung durch die Motormörser und Krupp-Geräte, so doch den anfänglichen Folgen dieser Zerstörungen im Festungskrieg vorzubeugen — zahlenmäßig weit überlegene, tief in die Erde gegrabene Heere können jetzt auch eine Festungsstellung mit verheerten Forts lange halten.

Das ändert nichts an der sieghaften Wirkung der Riesengeschütze, die im anfänglichen Sturmlauf eine belgische und eine französische Sperrlinie brachen und das unschätzbare Friedens- und Siegespfand feindlicher Provinzen im Westen in die deutsche Hand gaben. Dann wurde es eine Weile still von den „Brummern“, bis wir bestimmt erfuhren, daß die hier und da lakonisch gemeldete Zertrümmerung der stärksten Feldstellungen im Westen und Osten zum guten Teil auf sie zurückzuführen war, daß in brüderlich edlem Wettstreit Skoda die 42er und Krupp die großen Motormörser zu überbieten suchte, und daß beiden im Verein die Ermöglichung der größten Durchbruchsschlacht der Weltgeschichte bei Gorlice zu danken war. Wem fiel da nicht das alte schöne deutsche Dichterwort ein: „Freuen sollen sie sich, daß sie zwei solche Kerle haben!“ Und inzwischen hatte sich Weiteres, Unglaubliches auf demselben Gebiete bereits ereignet. Zur „dicken Berta“ kam der „lange Emil“, an der Westfront brachen aus unwahrscheinlichen Abständen in die gesichert geglaubten englischen Etappen Geschosse von einer Größe und Wirkung, die alles Maaß überschritten. Schiffsgeschützfeuer? Angriffe deutscher Panzer von der englisch beherrschten See? Gott bewahre, nur ein deutsches weittragendes Geschütz weit hinter unserer flandrischen Front! Ein Geschütz, das nötigenfalls auch über den Kanal trägt, das auf weiteste Entfernungen Befestigungen zerstören, Angriffe unterstützen kann und vielleicht noch im Verlaufe dieses Krieges unsanft an Englands Pforten klopfen wird. Das rasch erhobene Geschrei, daß die großen englischen Schiffsgeschütze das gleiche leisten könnten, wollen wir zu den übrigen englischen Beruhigungspillen legen. Sie haben ja auch die Zweiundvierziger nachgemacht — mit dem Munde.

Etwas gleichmäßiger verteilt sind die neuen Waffen des Luftkrieges. Wir wollen zugeben, daß die Franzosen und Engländer tüchtige Piloten gegen uns entsandt und das ihrige beigetragen haben, die ganze Technik des Aufmarsches, der Stellungen, besonders der Artilleriestellungen, durch eine ungeahnt scharfe Beobachtung zu reformieren. Auch im Angriff haben sie Tüchtiges geleistet, wenn auch mit durchschnittlich schwächeren Waffen. Aber die geträumte französische Überlegenheit im Fliegerkrieg hat sich wohl in das Gegenteil verwandelt: Paris, London haben die deutschen Luftgeschosse kennen gelernt, wer weiß, wie bald sie Petersburg wird fallen sehen — Berlin ist verschont geblieben, so schreckliche Dinge man der Hochburg des Preußentums zugedacht hatte. Im Wettbewerb der Luftschiffe endlich sind die Feinde bisher machtlos geblieben, während die deutsche Luftflotte erst langsam ihre Kräfte zu entfalten beginnt. Die Sprenggeschosse, die einen fast vollendeten Dreadnought in Newcastle zerstörten, die Brandbomben, die die Londoner Docks verheerten, dürften dem englischen Oberkommando den Ernst der Lage gezeigt haben und zugleich, wessen man sich bei langer Dauer des Krieges noch zu versehen hat. Das Volk kann man wohl noch eine Weile täuschen, die Leiter der Geschäfte und das Parlament nicht. Eine neue Waffe ist entstanden, die sehr geeignet scheint, das alte Kriegsgesetz der „stärksten Bataillone“ umzustürzen und einem entschlossenen, erfahrenen, technisch hochwertigen Angreifer selbst gegen eine übermächtige Koalition furchtbare Mittel in die Hand zu geben. Der mäßigste Aufwand von Nachdenken sollte doch den schwarzen, weißen, gelben und andersfarbigen „Kulturvölkern“ sagen, daß ein Staat, der solche Waffen besitzt und sie bisher nur mit äußerster Schonung („Schonung ist Dummheit“, würde Lord Fisher sagen) geführt hat, sie mit ebenso schonungsloser Kraft und Wut gebrauchen würde, wenn er in Wirklichkeit so in die Enge getrieben würde, wie es unsere Feinde hoffen.

Der Unterseebootskrieg! Welche Flut von Vorstellungen ruft das eine Wort hervor! Es gehört zu den Merkwürdigkeiten dieses Krieges, daß das Unterseeboot nicht nur bei unsern schmerzlich betroffenen Feinden, sondern sogar in deutschen Blättern massenhaft Erörterungen über Völkerrecht und verwandte Fragen entfesselt hat, als wäre es der Hauptzweck des Krieges, das „Völkerrecht“ zu fördern. In Sibirien verhungern unsere Landsleute, die nie Krieg mit Rußland geführt haben, in britischen Konzentrationslagern sperrt man sogar Engländer ein, weil sie deutsche Namen haben, im äquatorialen Frankreich, wo die schwarzen Kulturträger wachsen, werden deutsche Kriegsgefangene von Negern zivilisiert „behandelt“, Italien preist den „heiligen Egoismus“ des Briganten, der für Geld einem Verbündeten den Dolch in die Rippen stößt, überall stiehlt man deutsches und österreichisches Privateigentum, und wir plagen uns mit Völkerrechtserörterungen. Also das Unterseeboot! Man hat es lange über die Achsel angesehen, Tirpitz hat es spät schätzen gelernt, alle anderen waren uns weit voraus, und heute geben sie zu, daß das deutsche Unterseeboot die Linienschiffsflotten unserer Feinde in gewisse Schlupfwinkel bannt, aus denen

sie vielleicht einst die Zeppeline aufstöbern müssen. Seltsame Wandlung der Dinge. Von der Technik, der Größe, der Leistung der deutschen Tauchboote soll hier gar nichts gesagt werden, wir wissen nur, daß sie zur See aus den deutschen Werften nach den Dardanellen gekommen sind. Und ferner wissen wir, daß sie denen der Feinde überlegen sind und immer dort erscheinen, wo man sie nicht erwartet. Werden sie eines Tages auch vor dem Hafen von Newyork erscheinen? Wird das Tauchboot zum Unterseekreuzer, tun sich neue, unbegrenzte Möglichkeiten auf? Von allen Waffen, die der Weltkrieg gebracht oder zu Ehren gebracht hat, ist diese die wichtigste, denn sie öffnet den Weg zu neuen Machtverschiebungen zwischen den Staaten der Erde. Es ist mehr als ein Zufall, es ist ein Vorbote kommender Dinge, daß das Tauchboot Anlaß gegeben hat zu den ernstesten Auseinandersetzungen, die bisher zwischen Deutschland und neutralen Ländern im Gefolge des Krieges auftauchten. An eine Änderung der deutschen Haltung infolge fremder Einsprüche ist nicht zu denken, aber es ist ein Zeichen für die unerhörte Umwälzung der Verhältnisse, daß auch große, in ihrer Mehrheit nach gerechter Denkart strebende Länder dem Gange der Ereignisse so schwer folgen können, daß sie uns das Unterseeboot gewissermaßen zum Vorwurf machen. Der Kern der Sache ist der, daß die alten Machtmittel — veralten. Ein kleiner Staat, der künftig von England oder einer anderen großen Seemacht bedroht ist, würde sich mit Unterseebooten und Luftschiffen scharf verteidigen — oder fürchterlich für Vergewaltigung rächen können. Uns kann das nur recht sein, wir haben weder Ägypten annektiert noch Transvaal „erobert". Wenn es England und die Vereinigten Staaten nervös macht, daß es künftig auch Waffen in der Hand des Schwächeren geben wird, warum dann der viele Lärm um die angeblich bedrohten Rechte der kleinen Staaten? Sogar Mexiko würde, wenn es von einer nicht amerikanisch beeinflußten Regierung geleitet würde, sich eine Unterseeflottille zulegen können. Vielleicht macht diese Erwägung die Menschenfreunde drüben so unduldsam gegen die neue Waffe. Es kann aber alles nichts helfen, das Unterseeboot ist da, es muß so kämpfen, wie seine Natur es verlangt, und wenn nicht alles täuscht, so wird es einmal der Schlüssel zur Freiheit des Weltmeeres sein. Bisher hatte ihn England in der Tasche, wenn er aber kleiner und billiger geworden ist, so kann ihn am Ende jeder gebrauchen, und sicher werden alle dann zusammen stehen, wenn ein Räuber abermals versuchen sollte, sich zum alleinigen Wächter zu machen. Was ist, vom moralischen Standpunkte betrachtet, denn eigentlich der Unterschied zwischen der Seekontrolle Englands und der unsrigen? Wir vernichten, England stiehlt! Es stiehlt, wie es zur See immer gestohlen hat, und es ist sehr wild geworden, weil es nicht unbehelligt weiter stehlen soll. Postsäcke stehlen, Telegrammgebühren stehlen, Schiffe stehlen, Waren stehlen, neutrale Inseln stehlen — das ist das englische Programm der Seekriegsführung. Bleiben wir bei dem unsrigen, und der Erfolg wird zuletzt auf unserer Seite sein!

Allerlei andere neue Waffen des Weltkrieges gäbe es noch zu erörtern, wir lassen es heute genug an dem Gesagten sein, dessen Gewicht Erfindungen zweiten Grades nur abschwächen könnten.



Neue Waffen des Weltkriegs: Wirkung der deutschen 42-cm-Granaten in einem Fort von Maubeuge.

Fort mit den englischen Pferdemoden.

Von Herbert Hagen.

Von England haben wir die Sitte oder besser Unsitte übernommen, unseren Pferden durch das sogenannte „Kupieren" die Schweifrübe zu kürzen, und wir haben bisher daran festgehalten, obwohl alle Sachverständigen und auch das Publikum sich darüber einig sind, daß diese Sitte vom ästhetischen, menschlichen und praktischen Standpunkte aus zu verwerfen ist. Mit Beschämung müssen wir feststellen, wie sehr wir bisher in bezug auf unseren Geschmack vom Auslande abhängig gewesen sind, daß eine Mode, für die auch nicht ein einziger Vorteil spricht, bei uns Fuß fassen konnte, einfach, weil sie aus dem Ausland kam. Hoffentlich schafft die große Zeit, die wir jetzt durchleben, auch auf diesem Gebiet Wandel!

Wie ich bereits oben andeutete, sind die kupierten Pferdeschweife unschön und unnatürlich. Warum wollen wir das Pferd seines schönsten, von der Natur geschaffenen Schmuckes berauben? Leider hat sich das Publikum bereits an die verstümmelten Schweife gewöhnt, und weil ihm der Vergleich fehlt, den Maßstab zur Beurteilung verloren. Was für ein herrlicher Schmuck ein nicht kupierter Schweif für das Pferd ist, sieht man am besten in Gegenden, die Pferdezucht treiben. Man lasse ein Fohlen mit seinen elastischen Bewegungen an sich vorbeigaloppieren. Man wird sich dann den jungen, sehnigen Körper ohne langen Schweif einfach nicht vorstellen können. Der Schweif gibt dem Pferdekörper erst seine volle Formenschönheit. Deshalb wählen auch die Künstler als Modelle für ihre Darstellungen zumeist langschweifige Pferde.

Die Geschmacklosigkeit dieser englischen Mode tritt am meisten bei den Wagenpferden zutage. Nirgends zeigt es sich deutlicher als hier, wie unschön es ist, die sinngemäßen Einrichtungen der Natur aufzuheben. Es bedeutet meines Erachtens geradezu eine Zumutung für den Fahrer, auf diese Weise ständig all die Teile unverhüllt vor Augen zu haben, die von der Natur diskret bedeckt wurden.

Das Kupieren der Pferdeschweife ist auch grausam. Die Pferde müssen einer törichten Mode wegen eine schmerzhafte Operation aushalten, die noch dazu leider vielfach auch von Unberufenen, also nicht Tierärzten, unter Weglassung aller Linderungs- und Hilfsmittel vorgenommen wird. Abgesehen von der unnötigen Quälerei bringt diese Behandlungsweise die Tiere nicht selten in die Gefahr, infolge von Wundvergiftung einzugehen. Dazu kommt noch — und dies ist der Hauptnachteil des Kupierens — daß die verstümmelten Pferde zeitlebens dem Stich der Insekten schutzlos preisgegeben sind, was eine große, anhaltende Qual bedeutet.

Hierbei werden auch die Interessen der Pferdehalter berührt. Dadurch, daß die Pferde sich nicht genügend gegen die Insekten wehren können, geht ihnen viel von ihrer Ruhe und infolgedessen auch von ihrer Leistungsfähigkeit verloren.

Auch bei der Behandlung von kranken resp. erholungsbedürftigen Tieren werden in der Regel bei den langschweifigen Pferden günstigere Ergebnisse erzielt, weil diese Tiere ruhiger stehen und die Heilmittel besser wirken können.

Ein Beispiel mag es erläutern: Ein Fuchs und ein Brauner, zwei schwerkranke und völlig heruntergekommene Arbeitspferde, wurden tagsüber in einen Garten gebracht, um dort in der frischen Luft und in der schönen warmen Sonne zu genesen. Leider besaß der Fuchs, ein früheres Luxuspferd, keinen Schweif, sondern nur noch einen mit spärlichen Haaren bedeckten Stummel. Das Tier, dessen Haut sehr empfindlich zu sein schien und das durch die kleinste Fliege belästigt wurde, konnte sich nicht genügend gegen die Insekten wehren. Es stand keinen Augenblick ruhig, sondern schlug und biß ständig um sich. An eine Genesung oder gar Erholung war folglich nicht zu denken. Erst als der ganze Rumpf des Tieres in ein großes Leinwandlaken eingenäht und alle freibleibenden Stellen mit fliegenvertreibenden Salben sorgfältig eingerieben waren, wurde das Tier ruhiger und fing an, sich etwas zu erholen. War es nicht, ganz abgesehen von der Pein, die das Tier erlitt, auch für den Pferdebesitzer eine Strafe, daß ihm aus der Nachahmung einer albernen, ausländischen Mode soviel Mühe und Kosten erwuchsen?

Der Braune dagegen hatte glücklicherweise einen langen, nicht kupierten Schweif, der in ungezwungenen, fast regelmäßigen Taktschlägen bewegt wurde und den Pferdekörper so gut wie fliegenfrei hielt. Der Braune weidete infolgedessen ruhig und mit vollem Genuß. Seine Genesung wurde dadurch so gefördert, daß er schon nach kurzer Zeit wieder arbeitsfähig war.

Das Kupieren hat nicht nur für das Pferd selbst, sondern auch sonst noch indirekt schädigende Wirkungen. Durch die Notwendigkeit, sich ohne Schweif der Insekten zu erwehren, werden die Stalleinrichtungen beschädigt und besonders etwa beschränkt vorhandenes Weideland durch das fortwährende Aufstampfen der Hufe bei feuchter Witterung geradezu in einen Morast verwandelt. Nachteile sind ferner noch das Verstreuen des Futters, wenn das Pferd mit vollem Maul die Fliegen verscheucht, das Treten über die Stränge und das Lockerwerden der Hufeisen.

Am meisten zeigen sich die Nachteile des Kupierens natürlich in waldreichen Gegenden, wo die großen Stechfliegen vorherrschen. Tatsächlich sind die Pferde bisweilen über und über mit blutig zerstochenen und stark schmerzenden Stellen bedeckt.

Das Abwehren der Insekten ist aber durchaus nicht die einzige Aufgabe des natürlichen langen Schweifes. Daß er die Geschlechtsteile der Tiere bedeckt und schützt, wurde schon angedeutet. Sogar für die Bauchteile bietet ein langer dichter Schweif einen Schutz gegen Zugluft und Kälte. Deshalb sieht man auf winterlichen Steppenbildern die wilden oder halbwilden Pferde immer mit zwischen die Hinterbeine geklemmten Schweifen der Windrichtung abgekehrt stehen, so daß der von hinten kommende kalte Wind nicht zwischen den Hinterschenkeln hindurchgelangen und die Bauchteile treffen kann. Man sieht also, in welch vorzüglicher Weise die Natur für die Tiere gesorgt hat.

Warum wollen wir aber künstlich diese Vorteile beseitigen, wo doch das Wohlergehen unserer Pferde so eng mit unseren eigenen Interessen verknüpft ist? Gerade in den jetzigen ernsten Zeiten ist es wünschenswert, daß wir den Pferdebestand, der einen Teil unseres Nationalvermögens und unserer Wehrkraft darstellt, so rationell wie möglich ausnützen. Es ist dazu notwendig, daß wir die kurzschweifige englische Pferdemode abschaffen und dafür eine langschweifige deutsche Mode einführen. Der Leipziger Tierschutzverein hat eine diesbezügliche Aufforderung durch die gesamte deutsche Presse gehen lassen. Diese Aufforderung hat allseitig große Genugtuung hervorgerufen und wird ihren Zweck sicherlich nicht verfehlen.



Das erste Hochbild vom Leipziger Friedrich-List-Denkmal. Das Leipziger Friedrich-List-Denkmal, dessen Entwurf wir in der Leipzig-Nummer des Universums im Jahre 1913 abgebildet haben, wird noch im Laufe dieses Jahres zur Enthüllung kommen. Der Künstler Professor Adolf Lehnert hat List selbst und das eine der großen Hochbilder, die die monumentale Bank des Denkmals zieren werden, vollendet. Dieses Hochbild stellt den Empfang der sächsischen Königsfamilie in Leipzig am 8. April 1839 dar, als sie mit den ersten Zügen der eben eröffneten ersten deutschen öffentlichen Eisenbahn von Leipzig nach Dresden, dieser Schöpfung Lists, ankam. Das Gegenbild wird Friedrich List in jener Stunde darstellen, in der er hervorragende Leipziger Kaufleute zum Bau der Bahn und zur Gründung eines deutschen Eisenbahnsystems begeisterte, wobei er, was uns gerade jetzt so wichtig ist, auf die strategische Bedeutung des damals noch unbekannten Beförderungsmittels hinwies. Jedes Hochbild mißt 300 × 156 cm.

Das Schachspiel im Felde und in den Lazaretten.

Von J. Mieses.

Unsere tapferen Soldaten im Felde und in den Schützengräben haben außer den feindlichen Geschossen, außer der Kälte und Nässe des Winters, der Sonnenglut des Sommers und all den vielfachen Entbehrungen und Gefahren, die der Krieg mit sich bringt, noch eines anderen Feindes sich zu erwehren, eines Feindes, der zwar nicht Leib und Leben bedroht, der aber doch als ein recht lästiger Geselle gefürchtet wird, denn seine Angriffe richten sich gegen die Nerven, gegen die gute Stimmung und somit gegen die geistige Spannkraft unserer Truppen. Dieser heimtückische Feind ist die Langeweile. Aber auch ihm zeigen sich unsere braven Krieger gewachsen, und bewundernswert ist die Erfindungsgabe, mit der sie die Einförmigkeit langer, müßiger Stunden zu bannen verstehen. Soweit wie möglich suchen sie, nachdem sie sich unter den schwierigen Verhältnissen einigermaßen wohnlich eingerichtet haben, ihre häuslichen Gewohnheiten aufrechtzuerhalten. Da werden gemütliche Kaffee- und Teestündchen, nebst dazu gehöriger Zeitungslektüre, veranstaltet. Skat wird „gekloppt“, und zwar recht andauernd.

Sehr eifrig wird aber auch dem edlen Schachspiel gehuldigt, das unter unseren Soldaten gar viele Anhänger zählt. Wenn zwei solche Schachfreunde im Schützengraben oder im Quartier aufeinander stoßen, dann wird kein Pardon gegeben, sondern sie gehen mit einer Erbitterung aufeinander los, als ob der Gegner ein Engländer wäre. Die Nachfrage nach Taschenschachspielen, die als Liebesgabe ins Feld geschickt wurden, war denn auch, besonders zur Weihnachtszeit, eine außergewöhnlich starke.

Mit Recht hat das Schachspiel von jeher als das Ideal eines anregenden Zeitvertreibs gegolten, das zeigt sich in den Lazaretten noch mehr als im Felde. Für den ans Zimmer gefesselten Rekonvaleszenten, dem „das ermüdende Gleichmaß der Tage“ allmählich zur Qual wird, kann man es geradezu ein Glück nennen, wenn er ein Schachliebhaber ist. Selbst wenn er keinen Partner zum Spielen hat, kann er sich doch durch das Lösen von Schachproblemen, durch das Nachziehen von Meisterpartien in angenehmer, fesselnder Weise über manche endlose Stunde hinweghelfen.

Die Schachrubriken unserer Tages- und Wochenblätter finden denn auch gerade in den Lazaretten ihr eifrigstes Publikum, und den größten Teil der für die Schachredaktion eingehenden Korrespondenz bringt jetzt die Feldpost. Die bedeutenden Schachklubs in Deutschland und Österreich-Ungarn haben daher den Lazaretten eine große Anzahl von Schachbrettern und Schachspielen zur Verfügung gestellt, ein Anerbieten, das dankbar angenommen wurde.

Das Thema „Soldat und Schachspiel“ hat aber auch noch eine andere, tiefere, eine kulturhistorische Seite. „Sage mir, was du spielst, und ich will dir sagen, wer du bist,“ so ließe sich ein bekanntes Sprichwort mit Recht umwandeln. Das gilt nicht nur für den einzelnen Menschen, sondern auch für ganze Nationen. In den Lieblingsspielen eines Volkes kommt sein Charakter, sein ganzer Kulturzustand unverkennbar zum Ausdruck. Von diesem Standpunkte aus betrachtet ist das Schachspiel ein Kulturgradmesser. Wenn das lächerliche, von unseren Gegnern geprägte Wort von den „deutschen Barbaren“ überhaupt eine ernste Antwort verdiente, der bloße Hinweis auf den schachspielenden Soldaten würde genügen. So sehen sie aus, die „modernen Hunnen“: Mit „Faust“ und Nietzsche im Tornister ziehen sie ins Feld. Wenn sie im Quartier ein Musikinstrument vorfinden, so ertönen Beethovensche und Wagnersche Melodien, und in ihren Mußestunden und im Lazarett suchen sie ihre Zerstreuung bei dem geistreichsten und tiefsten aller Spiele! Aber trotzdem sind uns die Italiener, wie Salandra genau ausgerechnet hat, volle 20 Jahrhunderte in der Kultur voraus!

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXIII. Aus den Tagen von Lemberg.

Sommersonnenwende. Tage um Johannis, in denen das Jahr seiner Erfüllung entgegenreift. Nun geht der Wind im grünen Korn, leise gilbend wiegt es seine mannshohen Wellen über Hügel und Tal, und der Herrgott gibt seinen Segen dazu. Schon schärft der Bauer Sense und Sichel, schon fuhr er mit dem Grasbaum ins Heu, und daß unsere Wiesen zu wenig poetischem, aber um so nahrhafterem Grünfutter verarbeitet werden, braucht uns gerade im Kriegsjahr nicht übermäßig leid zu tun. In den Bäumen unserer Gärten rötet sich das Obst, die Rosen stehn im vollen Flor und verblättern schon wieder. Das Brot, das wir mit zagen Hoffnungen ins mühevoll bestellte Kornfeld senkten, trieb seine Halme aus der mütterlichen Erde und neigt nun die schwerer gewordenen Ähren, und jeglicher Tag nimmt einen Stein der Sorge von unseren Herzen — der Sorge, die in schweren Zeiten Millionen Hände sich falten ließ zur vierten Bitte des Vaterunsers: „Unser täglich Brot gib uns heute!"

Zur Sommer- und Sorgenwende kam die Freude von Lemberg. In neun Monaten wurde auch diese Frucht reif, als völlig ausgereiftes Sorgenkind fällt uns diese Erfüllung in den Schoß. In Galizien ernten Österreicher, Ungarn und Deutsche nun schon im zweiten Monat, seit den Maitagen von Tarnow und Gorlice ist keine Stunde vergangen, in der nicht teurer Boden dem Feinde abgerungen und — vergessen wir auch dies nicht — mit teuerstem Herzblut erkauft und geweiht wurde.

Nun haben sie vom Turm des Lemberger Rathauses die dreifarbige Fahne der Schmach heruntergerissen. Und den Zarenbalkon, von dem aus Väterchen sein verfrühtes Hurra auf die Allmutter Rußland ausbrachte, umwinden die Bürger von Lemberg mit schwarzgelben Tüchern.

Unsere Herzen jauchzen um das wiedergewonnene Lemberg. Darf man, wo über Millionen — Kämpfer und Sorgende — der Glücksstrahl der Freude leuchtet, jener anderen gedenken, jener, die „im Schatten wandeln"?

Die zweite Grodeker Schlacht war geschlagen. Die Höhen um Lemberg pflügten schon unsere Mörser, zwei russische Vorstellungen wurden genommen, die Besitznahme der galizischen Landeshauptstadt konnte nur noch eine Frage von Tagen, von einem Tag ... vielleicht nur von Stunden sein. Im Fieber der Wiener Straßen erinnerte ich mich, woran wir in diesem Jahr so selten denken. An unsere prangenden Fruchtgärten vor der Stadt, an die Weinrieden rund um den Kahlenberg, den Buchenwald von Sievering zum Hermannskogel hinüber und zur Donau herunter. Kleine, waldumwobene Wirtshäuser träumen hinter Apfelbaum und Hollerstauden. Aus einer Allee wilder Kirschenbäume sieht man hinüber zur Burg Leopolds des Frommen und Glorreichen, an dessen Hof im Wiener Wald Herr Walter von der Vogelweide sang und sich versann.

Und dort, zwischen Buchenwald und Weingarten, kam mir ein Bekannter entgegen. Ich entsann mich nicht gleich dieses faltigen, von schlohweißem Haar umloderten Greisengesichtchens. Er aber redete mich an: „Gun Obent!" in der bäuerlichen Art und Gutmütigkeit dieser Wiener, die rund um den Kahlenberg kaum ein Auge für die zu ihren Füßen, am Rand ihrer Weinhügel liegende große Stadt haben. Wie ihre Väter bebauen sie den Streifen Ackers, den ihnen kein Bauspekulant aus den knotigen Altershänden zu stehlen vermag, binden, wie sie es seit Kindheitstagen gewohnt, ihre Reben und holen im Juni die kleinen, hellroten Vogelkirschen in der blauen Schürze vom Baum. Hühner scharren durch den Bauerngarten, und vor dem Häuschen sind Sonnenblumen gepflanzt und drehen ihre runden, gelben Kronen ehrfürchtig dem Lauf der Sonne nach.

Aus solchem Haus und Garten vor der Schwelle Wiens war nun auch der Alte. Er putzt sich die Weingartenerde von der Schürze, gibt mir seine harte, knotige und verfaltete Arbeitshand, und ich erinnere mich, daß ich in ruhigeren Tagen öfter einmal sein Gast gewesen bin. Er hat hier herum in den Rieden sein Häusel und erzählt gern den wenigen Gästen, die auf ein Viertel Eigenbau bei ihm zusprechen, daß in dieser selben rundgewölbten Stube vor hundert Jahren Franz Schubert mit seinen lustigen Freunden gerastet hat. Solch erlauchte Kundschaft gibt es heute kaum mehr, sehr viel hielt der Alte überhaupt nicht auf Gäste. Bloß so eine Art Brüderschaft vom guten Tropfen hat er sich im Laufe seiner Jahre zusammengesucht. Es war eine Stammkundschaft von auserlesenen Weinbeißern, und fast immer traf man in den Dämmerwinkeln seiner Gaststube einen jener urzuständigen Wiener, die es eigentlich nur noch in den Liedern unserer ältesten Volkssänger gibt.

Solchen Herrschaften brachten die drei Buben meines Alten einen Wein auf den Tisch, wie er nur für ausgesuchte Protektionskinder unseres Herrgotts in den Kahlenberger Rieden wächst. Geredet wurde nie gar viel in der hundert Jahr alten Winzerstube, Politisieren war verboten. Den Alten freute es, wenn man seinen Wein nicht unvernünftig in sich hineinsoff, sondern der Gottesgabe ihre Gerechtigkeit und Ehre angedeihen ließ. Und seine Söhne machten sich im Haus zu schaffen, wenn der Gast versorgt war. Gewachsen waren alle drei wie die Orgelpfeifen. „Endslange Lackeln" lobte der Vater sein Werk. Sie hatten das hellbraune, leicht in die Schläfen gelockte Haar des freilich schon recht grau angestaubten Alten, und seine blauen, hellen Augen lachten aus ihren frischen, zum Aufspringen roten Landbubengesichtern. Es wurde in dem Haus eine richtige Männerwirtschaft geführt, die Mutter lag lang unter einem grünen Segenbaum am Friedhof hinterm Kahlenberg, und die sechs Hände der jungen Leute halfen brav zusammen, dem doch schon ein wenig müde werdenden „Herrn Vattern" die Arbeit abzunehmen. Der Älteste schaffte im Keller und mußte es allerdings leiden, daß der Vater gern nachschauen kam. Der Zweite hielt sich zum Pferd und der Kuh im Stall, er sorgte sich um den Kukuruz für die Hühner, und nach Feierabend, wenn der ältere Bruder gern auf eine halbe Stunde zu den Köchinnen vom Nußdorfer Bockkeller „speanzeln" hinunterging, saß er auf dem hölzernen Hausaltan, tat die blaue Schürze herunter und las Geschichten aus alten Volkskalendern. Der Jüngste aber, dem kaum der erste Bartflaum überm lachenden Mund sproßte, wusch mit seinen Bärentatzen Teller ab und machte das Holz zum Einheizen klein, buk das Hausbrot und kehrte züchtig und ordentlich Stube, Küche und Altan aus.

Das waren die drei Buben, nach denen ich den Alten auf dem Wege durch die Weinrieden fragte. Übrigens ging er nicht mehr ganz so schön gerade wie vor einem Jahr; auch auf diesen alten Rücken mochte der Krieg noch etliche Sorgen abgeladen haben. Seine Augen freilich



Von den Kämpfen in Nordgalizien: Berittene Tiroler Landesschützen an der Sanlinie. Kilophot, Wien.

waren immer noch blau, aber ganz weiß war er geworden, und die schon recht mühseligen Füße wollten nicht mehr recht mit. Ich mußte langsamer gehen und horchte auf, denn jetzt redete der Vater von seinen drei Buben.

Daß zwei im vergangenen August schon und der jüngste im Herbst ausgerückt seien. Gern wären sie gegangen, alle drei, und für ihn hätten sie noch schnell eine Wirtschafterin aufgenommen, weil er sich ganz allein halt doch ein bissel hart getan hätte.

Und die Buben, fragte ich, ob sie wohl schon viel mitgemacht hätten im Krieg?

Also der Anton, der älteste, hat in Schabatz und dann in Valjevo mitgefochten. Und der Joseph ist auch schon gleich im Anfang, bei Krasnik, ins erste Feuer gekommen. Aber der Engelbert, der jüngste, das Berterl, der Tellerabwascher, wie ihn die Brüder und der Alte oft geschimpft hatten — also der Engelbert war sechs Wochen nach dem Einrücken als ungedienter Landsturm schon mit der silbernen Tapferkeitsmedaille dekoriert.

„So ein Haupthalodri," sagte der Alte, und seine Vogelstimme war ganz hinfällig und zärtlich, als er das leise noch einmal vor sich hinsagte: „Ein Haupthalodri".

Ja, meinte ich, und ob sie wohl fleißig schreiben täten, die drei?

„O du mein," rief der Alte, „die halbete Stubenwand hab ich mir vollpickt mit ihren Karten."

Ich: „Und jetzt, wo sind sie jetzt? Wann haben sie zuletzt geschrieben?"

„Zuletzt? auf die letzt?" Der Alte griff fester um den Stiel seiner Hacke und gab nicht gleich Antwort. Ich ging ihm vielleicht doch zu schnell, wir rasteten auf einer Bank unterwegs und sahen aus der Allee von Vogelbeerbäumen zur dämmernden Stadt hinunter. Die ersten Lichter wurden dort schon angezündet, der Abendwind trieb sachte den Dunst und Nebel von den tausend Türmen und trug nun die hundert und hundert Stimmen des feierabendlichen Glockengeläutes zu uns herauf. „Gerade, als ob's ein Freudenläuten wär'," meinte der Alte nach einer Weile Zuhörens. Und wieder nach einer Weile: „Als ob sie Totenläuten täten."

Ich redete, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Wie schön heuer das Korn steht, und ein gutes Weinjahr wäre ja wohl auch zu erwarten, was? Und oben in Galizien rennt der Russe; zwei Monate ist es her, daß er rennt. Jetzt stehen unsere Leute vor Lemberg; morgen, heute vielleicht schon werden sie es nehmen.

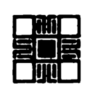
Der Alte saß auf seiner Bank, hörte zu oder hörte nicht zu und wiegte nur in einem fort sachte das schneeweiß umloderte Haupt. Ganz hinfällig und gebrochen saß er unter dem Vogelbeerbaum, und ich mußte bei mir denken: wenn sich die Jungen mit dem Heimkommen nicht tummeln, treffen sie den Vater nicht mehr an in seinem Häusel am Weingarten.

„So," sagte der Alte nun auf einmal, wie aufwachend, und der alte Glanz stand in seinen blauen Bauernaugen, „also bei Lemberg stehn die Unseren?" Er sah mich lange an, dann tat er sich langsam, schier feierlich, die blaue Arbeitsschürze von den Schultern und suchte mit tastenden Fingern ein Päckchen aus der Brusttasche seines braunen Bauernrockes. „Weil der Herr um meine Buben gefragt hat," sagte er mit einer nun völlig ausgelöschten Stimme. Er tat das Päckchen auseinander. In Zeitungspapier waren andere Blätter eingepackt, grobe, graue, schlecht gedruckte Papierblätter, und als sie der Alte auseinander tat, erkannte ich sie.

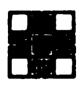
Es waren drei Verlustlisten.

„Vor Lemberg stehn unsere Leute?" flüsterte der Alte. Er streichelte mit den faltigen, braunen Fingern das grobe Papier. „Meine Buben," sagte er noch, „meine drei Buben werden sie nimmer sehn, die Stadt Lemberg."

Am Abend dieses Tages leuchteten Millionen von Gesichtern in einem einzigen Glücksstrahl der Freude. Unsere zweite Armee hatte „nach hartem Kampfe" Lemberg wiedererobert. Ich aber dachte an drei Hügel: zwei in Polen, einen an der Drina . . . Lambert.



Das Frauendienstjahr.



Von Klara Skraup.

Ein Freiwilligenjahr für jedes Mädchen im Kindergarten als Vorbereitung zum Dienst in Familie und Staat," forderte vor etwa vierzig Jahren Henriette Goldschmidt, die noch heute segensreich wirkende Vorsitzende des Vereins für Familien- und Volkserziehung in Leipzig.

„Ertüchtigung und Kräftigung des weiblichen Geschlechts," schrieb Frau v. Kirchbach auf ihr Panier, als sie vor zwei Jahren den Pfadfinderinnen-Verein in Leipzig gründete.

Ein Freiwilligen-Dienstjahr der deutschen Frauen und Mädchen aller Stände schuf der gewaltige Krieg, der seit dem vorigen Jahre die Welt in Atem hält.

Als im August 1914 alle wehrhaften Männer ausziehen durften, um dem Vaterlande zu dienen, da trieb Deutschlands Frauen ein heißer Drang, auch ihrerseits dem Vaterlande dienen, helfen zu können. Zur Krankenpflege, zu jeder Art sozialer Arbeit strömten die Hilfswilligen in solchen Mengen, daß es nicht möglich war, alle einzustellen. So kamen viele Frauen auf den Gedanken, sich auf eigene Faust ein Arbeitsgebiet zu schaffen. Man tat sich zusammen, um Lesestoff auszuwählen, der in handlicher Form die Verwundeten von dem Stande des Krieges unterrichten sollte. Es wurden Pakete und Briefe an die Kriegsteilnehmer gepackt und adressiert für die vielen einfachen Leute, die dieser Aufgabe nicht gewachsen sind. Frau Geheimrat Heinrici, Mitvorsitzende des Pfadfinderinnen-Vereins Leipzig, errichtete eine Arbeitsstube für arbeitslose Mädchen jeden Alters, die in allen praktischen Handarbeiten gründlich ausgebildet und tüchtig gemacht werden sollten. Sie ging davon aus, daß auf diese Mädchen auch erziehlich eingewirkt werden müsse, und sorgte dafür, daß ihre Schützlinge geistig und körperlich gefördert und gepflegt werden. Die jungen Mädchen verbringen die Zeit von 9 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags in den luftigen, schönen Räumen, die der Rat der Stadt Leipzig in wohlwollendster Weise zur Verfügung gestellt hat. Sie erhalten — ohne jede Beisteuer ihrerseits — ein kräftiges, gutes Mittagessen und den Nachmittagskaffee. Während der Frühstückspause machen sie unter Aufsicht von angestellten Fachlehrerinnen Atem- und Freiübungen; abends finden Turn- und Singstunden statt. Mittags wird bei gutem Wetter ein Spaziergang unternommen, während bei schlechter Witterung die freie Zeit mit Bewegung im Zimmer, mit Singen, Spielen usw. ausgefüllt wird. Auch warme Schuhe erhalten die Mädchen, wenn sie mit nassem Schuhwerk in der Arbeitsstube anlangen. So ist in jeder Weise für die Behaglichkeit gesorgt; die Mädchen fühlen sich wohl und sind auf diese Art den vielen schädlichen Einflüssen entzogen, die Müßiggang oder schlechte Gesellschaft ausüben.

Die verschiedenen Gruppen — Weißnäh-, Schneider-, Schnittmuster-, Strick-, Decken-, Muffen- und Schuhabteilung — unterstehen besoldeten Fachlehrerinnen, die sich mit größtem Eifer und so liebevoll eingearbeitet haben, daß aus scheinbar wertlosen Abfällen wahre Wunderwerke geschaffen werden. Die Mädchen lernen in erster Reihe Altes wie neu, und aus größeren Kleidungsstücken kleinere herzustellen. Die kleinsten Pelz- oder Lederstückchen werden zu Muffen, warmen Schuhen, zu Näh- und Tabakbeutelchen verarbeitet. Aus alten Strumpflängen entstehen warme Unterröckchen für kleine Mädchen oder Erstlingsjäckchen, Lätzchen und anderes. Kurz, die Mädchen werden in den Stand gesetzt, aus Abfällen, Resten und dergleichen nützliche und dabei doch ansehnliche Dinge für sich und die Ihrigen zu machen. Damit es ihnen nicht an Übung fehle, bekommen sie auch Neues zu arbeiten; sie lernen Knabenanzüge und Mäntel nähen, und können später einmal in ihrem Haushalt zeigen, wieviel eine tüchtige, sparsame Frau zu leisten vermag.

Die Mädchen dürfen stundenweise für sich selbst oder für ihre Angehörigen arbeiten, während die sonst angefertigten Gegenstände in großer Zahl an Erholungsstätten, Lazarette, an die Front, nach Galizien, Ostpreußen und ins Elsaß verschickt wurden, für die Kriegsnotspende und zu Weihnachtsbescherungen Verwendung fanden.

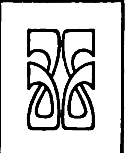
Durch Vorlesen beim Stricken, durch Ansprachen, Musik- und Gesangvorträge wird auch bestens für die Unterhaltung gesorgt, und so kann es nicht wundernehmen, daß diese Arbeitsstube sich sehr großen Zuspruchs erfreut. Seit der Eröffnung im November 1914 haben 220 Mädchen — um Weihnachten 100 gleichzeitig — die Arbeitsstätte besucht. Viele sind von Anbeginn bis jetzt dort ununterbrochen tätig.

Angesichts dieses Erfolges, angesichts des Umstandes, daß es einer hochsinnigen Frau gelang, in so schwerer Zeit sich die Mittel und die Möglichkeit zu verschaffen, durch die sie eine vorbildliche Stätte ins Leben gerufen hat, fragen wir uns, ob dieser Weg nicht weiter zu verfolgen sei, um ein weibliches Freiwilligenjahr im Dienste des Vaterlandes zu schaffen. Kann es Nutzbringenderes geben, als unsere weibliche Jugend, besonders die der nicht bemittelten Stände, wieder zurückzuführen zur Sparsamkeit, zur Freude an den häuslichen Pflichten? Treue im kleinen ist die Zauberformel, die Zufriedenheit und Eintracht, Genügsamkeit und Frohsinn schafft. Der kleine Mann, der Arbeiter wird leichter daran denken können, einen Hausstand zu gründen; ein etwaiger Kindersegen wird ihn nicht zu schrecken brauchen, wenn ihm eine tüchtige Frau zur Seite steht, die nichts verschwendet, die gelernt hat einzuteilen, die geschickt und fähig ist, segensreich für ihre Familie und damit für den Staat zu wirken, der ja die Summe der Einzelfamilien ist. Darum sollten Gemeinden und Regierung jeder heranwachsenden Frau ein Dienstjahr ermöglichen zum Heile der Nation. Die geleistete Arbeit kann in Friedenszeiten dem Mutterschutz, den Krippen, Horten, Altersheimen und Erholungsstätten zugeführt werden und dort gute Verwendung finden. In wohlorganisierten Arbeitsschulen sollten die jungen Mädchen ertüchtigen und erstarken durch die Einsicht, daß sie wohl imstande sind, Behaglichkeit um sich zu verbreiten und mit bescheidensten Mitteln sauber, nett und ordentlich aufzutreten; sie sollten lernen, sich nicht auf fremde Hilfe zu verlassen! Wie der Mann dem Vaterlande mit Wehr und Waffen dient, so sollte die Frau, die nicht Waffen führen kann, im Dienste des Vaterlandes helfen und heilen. Helfen, ein neues Geschlecht zu erziehen, das einfach und zufrieden erstehe, in stolzer Kraft. Heilen alle die Schäden, die uns vor Ausbruch des Krieges bedrohten. In dem Frauendienstjahr kann die Grundlage hierfür geschaffen werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



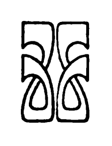
Ein Kampf an der Tiroler Grenze. Nach einer Zeichnung von **Fritz Neumann.**



Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Vier Monate nach Rödings Abmarsch hatte Gehrt Kressentin endlich den erbetenen Abschied erhalten, hatte seinem Bezirk endgültig Lebewohl gesagt und sich mit seiner Schwester an Bord des heimkehrenden Dampfers begeben, um nach Duala zu fahren. Von dort wollten sie im Boot den Mungo hinauf, um von Mundame aus nach Manenguba zu kommen.

Vor einer Weile hatten sie Kap Suellaba gerundet. Gehrt und Sigrid lagen in ihren Deckstühlen an Oberdeck.

Wieder seit langer Zeit glitt sie mit dem Dampfer das Strombett des Kamerunflusses hinauf. Damals hatte sie noch gedacht, stark zu sein, gehofft, das Leben zwingen und meistern zu können, wie sie es wollte. Heute! . . . Ihr Leben verebbte wie der Strom, dessen Wasser zum Meere eilten.

Aber der Strom ihres Lebens trug keine Schiffe mehr mit frohen Wimpeln, beladen mit Hoffnungen. Eher trug es ein Schiff, wie die portugiesische Bark da vor ihrem Bug, die mit kaum vom Wind geblähten Segeln müde stromaufwärts schlich, und an der sie jetzt vorbeifuhren.

Gehrt hatte die Bark schon die ganze Zeit mit dem Glase gemustert. Jetzt unterbrach er Sigrids Gedankengang, indem er zu ihr sagte: „Merkwürdig! Der Kasten gefällt mir nicht! Das Schiff sieht wie ausgestorben aus. Wenn ich der diensttuende Zollbeamte wäre, ich würde die Schiffspapiere nur mit der Zange anfassen. Es sieht aus, als ob Krankheit an Bord herrscht. Na, mich geht's ja nichts mehr an!“ Er nahm sein Glas und sah wieder den Strom hinauf.

Die armen Leute! dachte Sigrid, als ihr Blick die drei Seeleute streifte, die auf dem Segler sichtbar waren, und sie ihre krankhaft gelben, verhungerten Gesichter sah. Was mögen sie nicht alles Schweres durchgemacht haben, ehe sie hier Land und einen Hafen gefunden. Es gibt noch mehr Unglückliche in der Welt als nur ich, versuchte sie sich zu trösten. Aber im nächsten Augenblicke verfiel sie wieder in ihre trübe Stimmung, indem sie sich sagte: „Das Leid, das jene tragen, ist nur äußerlich, und es geht vorüber, während meines . . .“

Gehrt hatte sein Glas abgesetzt und schimpfte.

„Was ist dir denn?“ fragte Sigrid.

„Der Norddampfer ist noch nicht da. Wir werden auf seine Ankunft warten müssen.“ Gehrt erwartete alles, was er für sein Unternehmen in den Bergen herausbestellt hatte, mit diesem Dampfer.

„Das kann sich doch nur um Tage handeln!“ bemerkte Sigrid, während Blässe über ihr Gesicht huschte bei dem Gedanken, nun wieder länger in der Nähe der Bütows leben zu müssen.

„Trotzdem! Es wäre mir lieber gewesen, wir hätten schon morgen mit dem Lastenverpacken beginnen und nach Mundame hinaufgehen können, anstatt die Zeit untätig in Duala zu verbummeln,“ brummte Gehrt.

Er hatte neben der Abwesenheit des Norddampfers auch ein weißes Kriegsschiff entdeckt, das konnte seiner Meinung nach nur Ostens Schiff sein. Und er wußte, daß seine Schwester beim Anblick dieses Schiffes von neuem leiden würde. Deshalb hielt er auch mit der Nachricht seiner Entdeckung zurück. Sie wird's schon früh genug selber sehen, dachte er.

Da hatte ihn Sigrid auch schon am Arm gepackt.

„Gehrt, es ist sein Schiff! Nicht?!“ stammelte sie. Alle ihre eben mühsam wiedergewonnene Fassung war verflogen.

„Ja, Schwesterlein! Es ist sein Schiff,“ antwortete Gehrt, seinen starken Arm um die Schwester schlingend.

„Es ist wahrhaftig, als ob alles sich gegen mich verschwört, um meine Qual zu verlängern! Mich den Becher auskosten zu lassen bis auf die bitterste Hefe,“ flüsterte sie.

„Wer weiß, Sigi, wozu auch das gut ist!“ tröstete sie der Bruder, der als früherer Seemann etwas vom Fatalisten an sich hatte. Aber er hatte kein Glück mit seiner Philosophie. Sigrid ging hinunter in ihre Kammer und starrte mit heißen trockenen Augen durchs Kammerfenster nach der Kampagne des Kriegsschiffes, wo dessen Kommandant an der Regeling lehnte und herübersah. Suchend musterten seine scharfen Augen das Deck des einlaufenden Süddampfers. Aber seine Augen mußten wohl nicht gefunden haben, was sie gern gesehen hätten, denn er wandte sich mit dem Gesicht nach der andern Seite.

Der Dampfer blieb im Strom liegen.

„Hallo, Herr Kressentin! Sieht man Sie wieder einmal hier!“ begrüßte der lange Petersen, der Hauptagent der größten Firma am Platz, Gehrt, als er diesem mitten im Gange begegnete. „Was wollen Sie denn hier?“

„Auf meine Ladung im nächsten Norddampfer warten,“ antwortete Gehrt.

„Ladung? Norddampfer? Versteh' ich nicht!“

Gehrt erklärte kurz seine veränderten Verhältnisse.

„Ist Ihre Schwester mit?“

„Hier drinnen! Sigrid, komm mal raus,“ rief Gehrt, an Sigrids Kammer pochend.



Unsere Feldgrauen als Tierfreunde. Zahlreiche Briefe aus den Schützengräben berichten von der Liebe der deutschen Truppen zu Tieren, und die Schützengräben sind daher vielfach von Tieren bevölkert. So wird von einer niedlichen Katzenmutter erzählt, die zwei kleine Kätzchen aus einem zerschossenen Dorf in den Schützengraben brachte und die dort inmitten des Heulens der Granaten ihre niedlichen Spiele treiben. Ihren Dank für Unterkunft und Pflege statten sie dadurch ab, daß sie die zahlreichen Mäuse im Schützengraben wegfangen. Auch Hühner, Lachtauben, ja sogar Eulen werden von den Feldgrauen gepflegt und selbstverändlich auch sehr viele herrenlose Hunde, die sich ebenfalls als Mausejäger betätigen. Unsere Aufnahme zeigt ein feldgraues Idyll hinter der Front: der eine „Barbar" reicht den jungen Hündchen die Flasche.

„Dann müssen Sie bei mir wohnen! Meine Frau sehnt sich ohnedies einmal nach passender Gesellschaft."

Sigrid kam heraus. Petersen wiederholte seine Einladung, die Gehrt dankend annahm.

Als die übrigen an Bord kommenden Kaufleute von Gehrts Ankunft und Absicht erfuhren, regnete es von ihrer Seite Einladungen für Gehrt und seine Schwester, denn er hatte als Beamter niemals nach Schema Eff-endi gehandelt, sondern war immer bestrebt gewesen, dem Gouvernement zu geben, was des Gouvernements war, und den Kaufleuten zu lassen, was der Kaufleute war.

Aber Petersen rief über den ganzen Tisch hinunter, an dem sie alle Sekt tranken: „Zum Essen, meinetwegen, aber auch wohnen! Nee! Ihr seid doch alle Junggesellen und eure Häuser sind kein Daueraufenthalt für 'ne weiße Dame!"

„Protz!" schrie's über den Tisch zurück.

„Neid der Besitzlosen!" lachte Petersen, der glückliche Ehemann seit vierzehn Tagen.

Und so blieb's dabei. Die Kressentins zogen in das palastartige Wohnhaus Petersens ein, das einen den Fluß beherrschenden Hügel krönte.

Petersens Frau, eine junge Hanseatin, war entzückt von Sigrid und nahm sie mit offenen Armen auf.

Drei Tage später wehte von den Schiffen im Hafen das Signal Q, die gelbe Flagge. Es wehte von verschiedenen Faktoreien und vom Regierungshospital. Zum Zeichen, daß dort am Gelben Fieber Erkrankte lägen. Die unscheinbare portugiesische Bark hatte es eingeschleppt. Das Zollboot hatte die Seuche an Land getragen.

Der feuchtfröhliche Zollbeamte, der sich erst lange mit dem Kapitän hinter die Flasche gesetzt hatte, ehe er die Schiffspapiere forderte, war ihr erstes Opfer geworden, nachdem er für die Verbreitung der Seuche in der Beamtenmesse gesorgt hatte.

Ein unheimliches Sterben ging durch das Land. Es trug diesmal ein ganz anderes Gesicht als sonst. Die westafrikanische Malaria hat auch viele Gesichter. Aber man kannte sie doch! Man konnte mit ihr ringen. Tage-, wochen-, monatelang. Man wußte, wie und womit man ihr beikommen konnte. Sie war ein alter Bekannter, der öfter kam und sich wieder verabschiedete, oft ohne größeres Unheil anzurichten. Wenn sie in graziöser Form und mit einem nicht zu ernsten Gesicht hereintrat, und der Tanz mit ihr lediglich damit endigte, daß sie einem in schönen Fieberträumen die Heimat, die lieben Toten, oder erfüllte Sehnsüchte vorgaukelte, und einen dann matt von diesem Tanz auf ein, zwei Tage auf die Matratze warf, dann konnte man, wenn sie sich mit einem bedeutungsvoll gehauchten „Auf Wiedersehen!" empfahl, noch beim bitteren Chinin lächeln und, die Schultern zuckend, sagen: „Mein Gott doch, ja! Wenn du's nicht anders willst! Wir gewöhnen uns schon schließlich aneinander!"

Dieses Gelbe Fieber aber — der „gelbe Jäck," wie ihn die Engländer in der Kolonie nannten — hatte nur ein Gesicht. Und selbst die Malaria schien sich davor zu fürchten, denn sie trat in dieser Zeit nicht auf. So fürchterlich sah das Gesicht dieses gelben Jakobs aus. Es war ihm auch gleichgültig, ob jemand propylaktisch Chinin nahm oder nicht.

Die wenigen Ärzte, die zur Verfügung standen, mußten umlernen. Und unterdessen stöhnten die Patienten, die sie unter den Händen hatten, ihr Letztes. Bis sich ihrer selber eine dumpfe, stumpfe Apathie bemächtigt hatte, die die Folge eingesehener Ohnmacht ist. Nur ihr Pflichtgefühl hielt sie aufrecht, und sie kämpften ihren verzweifelten Kampf gegen die Seuche weiter.

Reihenweise holte sich der eingedrungene gelbe Fremdling seine Opfer. Pfiff auf das Prestige der Weißen und schwang seine erbarmungslose Geißel über dem weißen Richter, grade als dieser einen schwarzen Sünder zu fünfundzwanzig Hieben verurteilte. Lachte über militärische Disziplin und stieß Leutnant Albrecht grade in dem Augenblick in die Knie, als dieser seinen schwarzen Rekruten den langsamen Schritt mit durchgedrückten Knien zeigen wollte, so daß Albrecht wie ein uniformiertes Bündel auf die heiße Erde des Exerzierplatzes rollte und vom Platze getragen werden mußte. Grinste über Religions- und Glaubensunterschiede. Packte den Priester der alleinseligmachenden Kirche und entriß ihm die Hostie mit unheiligen Händen, daß diese entweiht zu Boden sank, verwirrte den Geist des protestantischen Missionars, der eben seinen schwarzen Schafen die Bibel erklärte, daß er mit einem gotteslästerlichen Fluche zusammenbrach, und lehrte dem Fetischpriester, der eben den Göttern opferte, daß es noch höhere Mächte gäbe im All als diese.

Bütow und Dina saßen einander beim Abendbrot gegenüber, als die Meldung vom Regierungsarzt eintraf, daß das gelbe Gespenst im Lande sei und unter Weiß und Schwarz seine Opfer fordere.

Bütow war kein Feigling. Er hatte schon mehrere Male Schwarzwasserfieber gehabt und dem Tod in mehr als einer Gestalt ruhig ins Auge gesehen. Aber bei dieser Neuigkeit wurde er doch blaß.

Dina sah sein augenblickliches Erbleichen, und drang in ihn, ihr mitzuteilen, um was es sich handele.

Bütow klärte sie über das Wesen der Seuche auf.

Dinas Messer und Gabel klirrten auf den Tisch. Sie sprang auf. Blaß wie der Tod. Schauer überliefen sie. Sie wollte nicht sterben. Es sollte noch ein langes lustiges Leben werden. Sie dachte an Röding.

Ihr Gesicht war verzerrt. Die Angst flackerte darauf in bleichen Schatten. „Ich will fort! Ich will nicht hier sterben, in diesem Lande, in das du mich geschleppt und das ich nicht kannte! Wenn ich hier sterbe, hast du mich auf dem Gewissen! Du mußt den ‚Turako' klar machen lassen, damit er mich fortbringt! Noch in dieser Stunde! Ich bezahle alles! Nur fort! Wohin, wo diese Seuche nicht ist, und ich nicht zu sterben brauche!" rief sie überhastend aus.

Bütow starrt sie an. Lange. Er kann nicht fort. Er kann den Ort in einer solchen Stunde nicht verlassen, in der der Feind mitten in der Festung ist. Auch um mancher anderer Dinge willen nicht. Davon ist also bei ihm keine Rede. Nicht mit einem Gedanken. Sein erster Gedanke war, Dina muß fort. Auch wenn sie nicht gewollt hätte, würde er darauf bestanden haben. Trotz allem, sie war doch sein Weib und er hielt sich für ihr Leben und Wohlergehen verantwortlich. Aber daß Dina nicht mit einem Gedanken, nicht mit einer Silbe nach ihm fragte!?...

„Starr mich doch nicht so an, als ob ich schon tot wäre!" unterbrach sie ihn. „Laß lieber den ‚Turako' klar machen!"

„Es geschieht schon!" antwortete er tonlos, nahm ein Blatt Papier und schrieb:

Herrn Kapitän Vischer!

Verfügt, „Turako" sofort seeklar machen! Persönlich melden, sobald zum Auslaufen fertig.

Bütow, Gouverneur

und schickte den Boy damit fort, nachdem er ihm aufgetragen, daß die Bootsruderer mit der Gouverneursgig am Bollwerk warten sollten.

Im Nebenzimmer hörte er Dina kramen. Koffer wurden geöffnet und nach einer Weile wieder geschlossen.

Seine Hand spielte gedankenlos mit dem silbernen Serviettenring. Der Ring fiel bei der Spielerei zu Boden. Er bückte sich nicht danach.

Krujungen kamen und holten Dinas Sachen. Er hörte sie mit scharfer Stimme zur Eile treiben. Die blasse Furcht schien sie zu jagen, sie dünkte sich nicht in Sicherheit, als bis sie das Deck des „Turako" unter sich spürte.

Als die Jungen mit ihren Koffern fort waren, kam sie, im Reisekleid. „Nimm mir's nicht übel, Botho!"

Er wehrte müde ab.

„Es wird ja nicht lange dauern" ...

Er schwieg. Sie wartete, daß er etwas sagen würde.

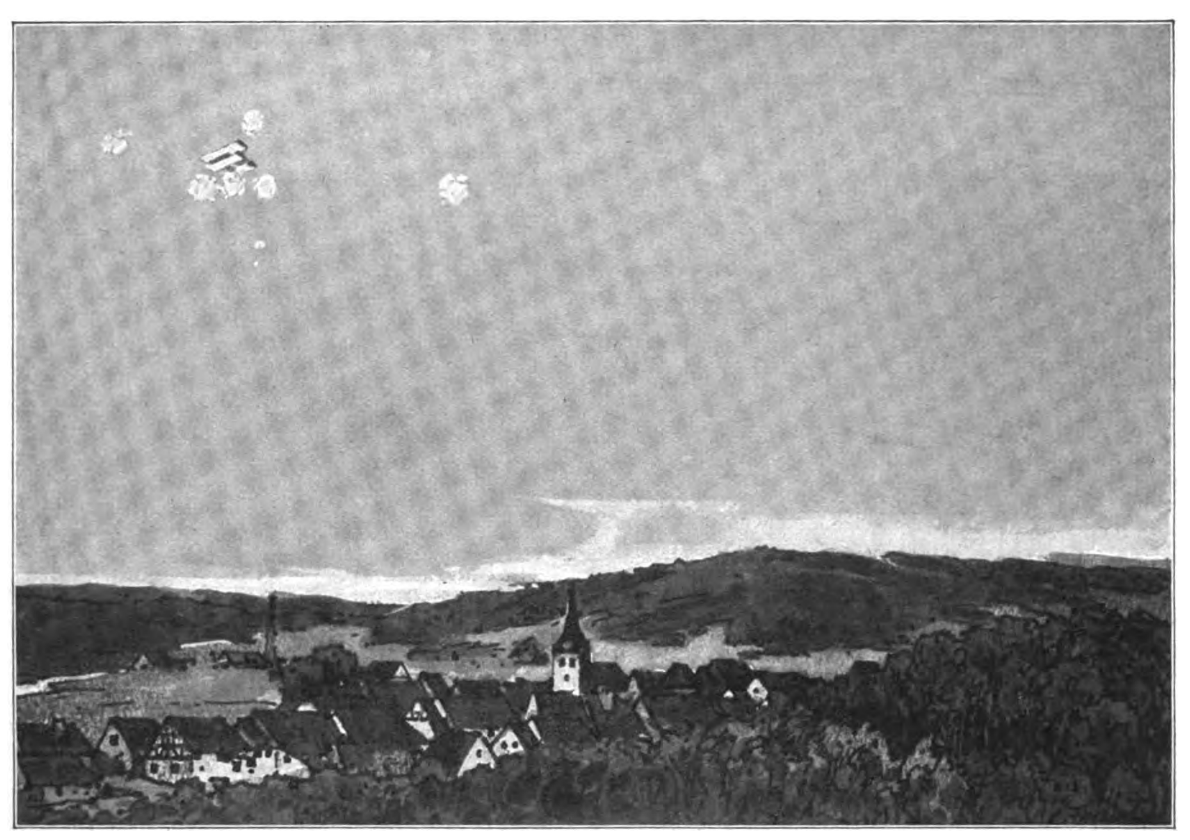
Plötzlich trat sie auf ihn zu. „Inzwischen leb wohl und bleib gesund!" Sie wollte ihn küssen. „Ich schreib' dir vom Berg!"

„Laß!" befahl er. „Wozu die Komödie!"

Ihre Lippen schürzten sich zu einem halb geringschätzigen Lächeln, das sagte: „Ist mir auch lieber so."

Sie ging mit einem Zucken ihrer Schultern.

Er hörte sie die Treppe hinuntergehen, und unten ihren hastigen Schritt auf dem Kies des Parkweges verhallen. Er rührte sich nicht und saß noch so, als der Kapitän des „Turako" eintrat und meldete: „Turako seeklar und fertig zum Auslaufen."



Beschießung eines feindlichen Fliegers bei Weiler im Elsaß. Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.

„Schön, Kapitän! Sie werden meine Frau in Viktoria absetzen. Sie geht nach Station Buea. Dem Bezirksamtmann melden Sie sich und sagen ihm, daß mir soeben die ersten Fälle vom Gelben Fieber offiziell gemeldet worden sind. Ob das Fieber nur endemisch oder epidemisch auftreten wird, weiß ich noch nicht.“ —

Geheulartiges Klagen schwarzer Weiber schallte durch die Nacht herauf.

Bütow war doch nun schon jahrelang an diese afrikanischen Verhältnisse gewöhnt, aber noch nie hatten ihm diese Laute so schauerlich geklungen wie augenblicklich. Wie der Klagelaut verendender Raubtiere.

„Was ist das?!“ wandte er sich an den Kapitän.

„Klageweiber! Kommt von den Soldatenbaracken. Als ich diese eben passierte, lagen mehrere Soldaten im Sterben,“ antwortete der Kapitän.

Bütow nickte stumm ein paarmal vor sich hin. Plötzlich erinnerte er sich. „Ja so! Also ich ließe den Herrn Bezirksamtmann ersuchen, jedes Viktoria oder eine andere Nordstation anlaufende Schiff zu unterrichten, daß Duala bis auf weiteres als vom Gelben Fieber verseucht anzusehen ist. Der Norddampfer soll direkt von Viktoria nach Malimba laufen und dieses wie die Plätze des Südbezirks unterrichten. Wer uns dann noch aufsucht, tut's auf eigene Gefahr.“

„Sehr wohl, Herr Gouverneur.“

„Noch eins! Ich würde Ihnen ein diesbezügliches amtliches Schreiben mitgeben. Aber mein Schreiber ist heut morgen erkrankt gemeldet, und ich weiß nicht, ob eigentlich hier noch alles hasenrein ist.“

Bütow machte eine kleine Pause. Dann sagte er aufblickend: „Na, Kapitän, dann fahren Sie man los und kommen Sie bald wieder! Ich kann's Ihnen nicht ersparen! Wir gehen bösen Zeiten entgegen — aber Sie müssen hier sein! Für alle Fälle!“

„Ich bin Seemann, Herr Gouverneur!“ antwortete Kapitän Vischer schlicht. Das hieß: wir müssen an jede Art von Sterben gewöhnt sein.

„Gute Nacht, Kapitän!“ Bütow nickte.

„Gute Nacht, Herr Gouverneur!“ Kapitän Vischer schob seine breitschultrige Gestalt die Treppe hinunter.

Bütow ließ sich schwer in einen Madeirastuhl fallen.

Das Geheul der Klageweiber entfernte sich. Die toten Schwarzen waren auf Weisung eines Offiziers oder Unteroffiziers entfernt worden. Jetzt war es draußen still. Unheimlich still.

Trotz des Mondscheins war keine Tanztrommel von den Hütten der Schwarzen vernehmbar. Der Schatten des gelben Jakob schwebte über ihren Feuern, schuf Visionen von nahem jähem Tode und erfüllte die Seelen der schweigend um das Feuer hockenden schwarzen Gestalten mit einer unbestimmten Ahnung von etwas Kommendem, Grausigem.

Bütow saß und sann und starrte ins Leere. Er war allein. Sein Weib hatte ihn verlassen.

Es war ja nur ein äußeres Zeichen, daß sie ihn in dieser Gefahr allein ließ. Sie hatte seinem längst vorhandenen Gefühl inneren Verlassenseins damit gewissermaßen nur den äußeren Stempel aufgedrückt. Aber dieses innere Verlassensein, diese innere Verödung war ihm doch bisher nicht in solchem Maße zum Bewußtsein gekommen. Heute tat sie das. Er fühlte sich bankrott, bankrott an innerem Leben! Durch Tina v. Bütow. Und war doch geklammert an sie!

Umsonst spähte Gehrt Kressentin in diesen Tagen nach dem Norddampfer aus. Aber der kam nicht. Als die „Turako" von Viktoria zurückkam, hielt es ihn nicht mehr vor Ungeduld. Er fuhr mit dem Boot an Bord und fragte: „Hören Sie, Kapitän Vischer, haben Sie nirgends 'ne Spur von dem überfälligen Norddampfer entdeckt?!"

„Läuft erst auf der Rückreise hier vor!" antwortete Kapitän Vischer und erklärte.

Gehrt fluchte innerlich, daß er nicht fort konnte aus dieser Untätigkeit und aus diesem Seuchenherd. Und er fluchte laut, daß ihm der Norddampfer die Hälfte seiner Leute aus Togo südwärts trüge.

Aber er wurde ganz still, als er nach Petersens Haus kam und Sigrid im Begriff fand, die notwendigsten Kleider und Wäsche sowie ihre geliebte Geige zusammenzupacken.

Befremdet fragte er sie, was denn passiert sei.

„Das Hospital ist überfüllt, die drei Schwestern liegen nun auch selber fest und der Regierungsarzt rauft sich vor Verzweiflung tatsächlich das Haar aus, denn auch seine schwarzen Lazarettgehilfen sind zum Teil gestorben oder krank oder durchgebrannt."

„Und da willst du hin?!" Der Atem blieb ihm förmlich stehen.

„Ja, Gehrt! Sicher vor der Krankheit sind wir doch nun einmal hier auch nicht. Und ich kann dieses Nichtstun nicht mehr aushalten, wo grade Frauenhände dort so notwendig sind!"

Gehrt nickte still. Dann sagte er: „Ich gehe mit!"

Jetzt erschrak sie. „Bruder! Es ist gewisser Tod!"

„So!" sagte er ruhig. „Jetzt weißt du's?!"

„Aber du hast doch nicht . . . du bist doch nicht . . . Oh, Gehrt . . .!" Der Rest erstickte in gedämpftem, leidenschaftlichem Schluchzen.

„Sigi! Liebe, kleine Sigi!" Er zog sie an sich. „Haben wir nicht beide unter dem gleichen mütterlichen Herzen geruht, du wie ich?! Warum soll uns nicht ein und dieselbe Scholle unserer Mutter Erde decken? Und wer soll dich pflegen, wenn du selber erkrankst? Oder wer mich, wenn ich hier erkranke? Nein!" sagte er plötzlich. „Wenn du mit mir in die Einsamkeit der Manengubaberge gehen willst, dann will ich auch hier in dem übervölkerten Hospital in deiner Nähe sein! Überdies ich habe das Gelbe Fieber schon einmal gehabt. Man sagt, daß man's nicht gut zweimal kriegt. Vielleicht kann ich dem Doktor auch ein wenig von meiner Erfahrung abgeben!"

So blieb es dabei.

Als Petersen von Gehrt ihren Entschluß erfuhr, und daß Sigrid den Anstoß dazu gegeben hatte, sah er Sigrid mit leuchtenden Augen an. „Verehren tut man sie ja schon lange in ganz Duala. Aber ich fürchte, die Missionare werden nicht gut auf Sie zu sprechen sein!"

„Wieso?!" fragte Sigrid und Gehrt gleichzeitig.

„Ganz einfach, weil man Sie danach anbeten wird." Dann ernster. „Aber vor dem Essen dürfen Sie mir nicht weg! Wer weiß, ob wir noch einmal so gesund und vollzählig beisammen sitzen. So blieben sie.

Als Gehrt seinen Kelch Champagner hob und auf das Wohl ihrer freundlichen Wirte getrunken hatte, sagte Petersen: „Und vergessen Sie mir nicht von Zeit zu Zeit einen guten Tropfen zu sich zu nehmen! Glauben Sie einem alten Dualamann! Eine halbe Flasche Schampus hat noch immer Gutes getan in diesem Lande. Und im übrigen, wenn Sie irgend etwas brauchen, verfügen Sie über meine Vorräte! Ein Zettel genügt, und ich schick's Ihnen."

„Sie sind sehr gütig, Herr Petersen," sagte Sigrid.

„Es ist das Geringste, was ich in dieser Zeit tun kann," entgegnete Petersen. (Fortsetzung folgt.)

Durch die Felder.

Sacht rudernde Wolken überm Land . . .
Sie tragen silberne Säume.
Im roten Klee am Wiesenrand
Entschlummern des Sommers Träume.

Zikadensang ist im Korn erwacht,
Der Mohn durchglutet die Stunden — —
Ich glaub', ich träumte über Nacht
Von blutenden Todeswunden.

Was schweigt die Lerche mitten im Lied?
Es zittern die Skabiosen —
Ein Weinen durch meine Seele zieht
Um früh entblätterte Rosen . . .

Helene Brauer.



Die Wirkung betäubender Gase in einem französischen Schützengraben. (Nach einer Zeichnung aus „The Illustrated War News".) Die im Nahkampf von uns verwendeten Rauchentwickler stehen nach Erklärung des Großen Hauptquartiers vom 22. April in keiner Weise mit den „Gesetzen der Kriegführung" im Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als die Potenzierung der Wirkung, die man durch ein angezündetes Stroh- oder Holzbündel erzielen kann. Da der erzeugte Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen.

Der chemische Angriff.

Von Dr. Albert Neuburger.

Mit dem Begriffe des „Angriffs" verbindet man unwillkürlich die Vorstellung von Bataillonen, die mit gefälltem Gewehr dahinstürmen, oder von Reiterscharen, die sich mit geschwungenem Säbel auf den Feind stürzen und ihn durch die Wucht ihres Anpralls zum Weichen bringen. Betrachtet man diese Art des Angriffs und ihre Wirkungen, so handelt es sich dabei — rein physikalisch gesprochen — um eine mechanische Tätigkeit. In der Tat stand die ganze Kriegsführung lange Zeit hindurch unter dem Zeichen mechanischer Arbeit, das heißt jener Wirkung, die durch die beiden Faktoren Masse und Geschwindigkeit bestimmt wird. Ob nun die Soldaten selbst zum Angriff vorgingen oder ob dieser durch das Schleudern von Pfeilen, Kugeln oder sonstige Geschosse vorbereitet wurde, jedenfalls fand eine andere Einwirkung als eine mechanische auf den Gegner nicht statt.

Gegenüber diesem mechanischen Angriff sind andere Verfahren, den Feind zu vernichten, die man als „chemische" bezeichnen kann, in früheren Zeiten fast stets in den Anfängen ihrer Entwicklung stecken geblieben. Die Geschichte der Kriegstechnik zeigt, daß man immer und immer wieder versucht hat, auch durch chemische Mittel, eine günstige Wirkung für den Angreifer hervorzubringen, daß man also immer wieder darauf zurückkam, die Chemie in den Dienst des Angriffs zu stellen. Dies ist in großem Maßstabe nur in mittelbarer Weise gelungen, indem man durch die Verwendung von Sprengstoffen die mechanische Kraft erzeugte, durch die die Geschosse aus der Mündung der Schußwaffen getrieben wurden. Von dieser Art des mittelbaren chemischen Angriffs soll aber hier nicht die Rede sein. Im gegenwärtigen Krieg ist — und zwar zum erstenmal in größerem Umfang — der unmittelbare chemische Angriff in einer Weise erfolgt, die ihm auch für die Zukunft eine bedeutsame Rolle unter den Kampfmitteln zuzuweisen scheint, also jener Angriff, bei dem man durch chemische Stoffe irgendwelcher Art unmittelbar auf den Feind einzuwirken sucht. Dieser Umstand dürfte es gerechtfertigt erscheinen lassen, dem chemischen Angriff und seiner Geschichte eine nähere Betrachtung zu widmen.

Der Gedanke, den Feind durch chemische Körper zu vernichten, ist fast so uralt wie die Kriegführung selbst. Freilich bewegt sich seine Ausführung zunächst in einfachen Bahnen. Die Flamme ist die stete Begleiterscheinung jenes chemischen Vorgangs, den wir „Oxydation" nennen. Sie zeigt uns, daß sich ein Körper mit dem Sauerstoff der Luft verbindet. Somit ist jede Erzeugung eines Brandes ein chemischer Angriff, und in der Tat kann man schon sehr früh darauf, wie man die feindlichen Wohnstätten oder Befestigungen durch Brände vernichten könnte, die aus der Ferne her verursacht wurden. Homer kennt diese Art des chemischen Angriffs aus der Ferne zwar noch nicht, aber schon im fünften Jahrhundert v. Chr. taucht sie auf. Um 360 v. Chr. beschreibt Aeneas Brandsätze, die aus verschiedenen chemischen Stoffen derart zusammengesetzt sind, daß sie leicht brennen und sich schwer löschen lassen. Sie bestehen aus Pech, Schwefel, Werg, Weihrauch und Kienspänen. Man füllt die Masse in Töpfe ein und wirft sie in brennendem Zustande aus den belagerten Städten auf die Sturmdächer, unter denen sich die Belagerer den Mauern zu nähern versuchen. Später taucht dann der Brandpfeil auf, der aus der Entfernung gegen die hölzernen Bauten des Gegners abgeschossen wird und den Zweck hat, sie in Brand zu setzen. Wir werden sehen, daß zwischen diesen alten Brandpfeilen und manchen der später, ja sogar in der Neuzeit angewendeten chemischen Angriffsmitteln eigentlich kein großer Unterschied besteht. Die Brand-

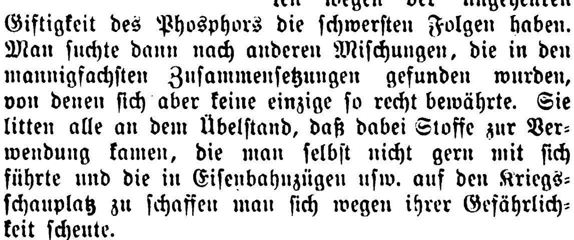


Englische Schutzvorrichtung gegen betäubende Gase.

pfeile wurden in der Folgezeit derart vergrößert, daß man sie sogar aus Katapulten abschoß. Diese Art der Brandpfeile nannte man im römischen Heer „Falaricae“. Sie waren hinter der Spitze mit einer durchlöcherten Hülse versehen, in der sich Werg, Harz, Schwefel und Erdöl befanden. Vor dem Abschießen zündete man sie an. Der chemische Angriff forderte die chemische Gegenwehr heraus. Erst suchte man die Brandpfeile durch darauf geworfene Erde wirkungslos zu machen. Später fand man in Tüchern, die mit Essig getränkt waren, ein noch besseres Mittel, und nun beginnt auch hier das alte Spiel zwischen Angriffs- und Verteidigungswaffe. Es handelte sich nunmehr darum, chemische Stoffe zu finden, deren Flamme durch die darüber geworfenen Essigtücher nicht zum Verlöschen gebracht werden konnte. Das wirksamste dieser Mittel ist der Salpeter. Inwieweit man ihn im Altertum anwendete, hat sich wegen der verschiedenartigen chemischen Deutung der den Salpeter und die Soda kennzeichnenden Worte nicht genau ermitteln lassen. Salpeter und Soda wurden damals oft miteinander verwechselt und mit dem gleichen Ausdruck bezeichnet. Erst in der Zeit des Schießpulvers und der aus ihm hergestellten Brandsätze beginnt die Zeit der sicheren Verwendung des Salpeters. Man hat vielfach behauptet, daß eines der berühmtesten chemischen Angriffsmittel, das „griechische Feuer“, unter Verwendung von Salpeter hergestellt worden sei. Angeblich soll es von Kallinikos aus Heliopolis um das Jahr 660 erfunden worden sein, doch hat seine Anwendung wahrscheinlich schon früher, und zwar unter Konstantin dem Großen, im vierten Jahrhundert n. Chr. stattgefunden. Wenn auch bis heute noch nicht aufgeklärt ist, ob es Salpeter enthielt, so zeigt seine Zusammensetzung, soweit sie überhaupt ermittelt werden konnte, doch, daß man damals schon recht gut ausgeklügelte chemische Mischungen als Angriffswaffe verwendete. Das griechische Feuer enthielt nämlich neben leicht brennbaren Stoffen, wie Pech, Harz und Erdöl, auch noch Schwefel und gebrannten Kalk. Warf man es auf das Wasser, so erhitzte sich der gebrannte Kalk, indem er sich mit dem Wasser ablöschte, derart, daß er das Erdöl in Brand setzte. Dieses entwickelte aber wieder eine derartige Hitze, daß sich auch die übrigen leicht brennbaren Stoffe entzündeten. Die aus dem verdampfenden Erdöl entsteigenden leichten Kohlenwasserstoffe, vor allem Benzin, bildeten aber mit der Luft eine explosible Mischung. So entstanden Explosionen und gewaltige Rauch- und Rußwolken. Dann aber entzündete sich auch der Schwefel, der bei seiner Verbrennung ein äußerst erstickend wirkendes Gas, die schweflige Säure, entwickelt, das jede Annäherung verbietet und den Feind aus seinen Stellungen vertreibt. Damit nähern wir uns schon den heutigen Kampfmitteln. Ein Löschen war unmöglich, da aufgegossenes Wasser das Erdöl immer mehr auseinandertrieb und dadurch den Brand nur verbreitete. Man ging aber noch weiter. Man verwendete Spritzen nach Art der Feuerspritzen, deren Mündungen die Gestalt von Drachen oder anderen Ungeheuern hatten, die den Rachen aufsperrten. Aus diesen Mündungen ergoß sich das griechische Feuer oder ergossen sich andere brennende Flüssigkeiten, vor allem Erdöl, gegen den Feind, der, erschreckt und von den giftigen Gasen betäubt, das Weite suchte. Das griechische Feuer wurde noch zur Zeit der Kreuzzüge im 13. Jahrhundert n. Chr. benutzt, wo sich die Sarazenen seiner mit Hilfe der geschilderten Einrichtungen gegen die Christen bedienten. Sein Geheimnis ging dann verloren, aber der Gedanke blieb lebendig. Im amerikanischen Kriege gegen die Südstaaten der Jahre 1861 bis 1865 kam man wieder auf den chemischen Angriff zurück. Man stellte — nachdem man früher als Brandgeschosse einfache Eisenkugeln verwendet hatte, die auf mitgeführten Feldherden glühend gemacht worden waren und die noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein in der preußischen Armee Verwendung fanden — damals zum erstenmal wieder chemische Mischungen zur Einleitung eines „chemischen Angriffs“ her. Die Amerikaner füllten Bomben mit einer Lösung von Phosphor in Schwefelkohlenstoff. Wenn diese platzen, so ergießt sich diese Lösung über die in Brand zu setzenden Gebäude. Der Schwefelkohlenstoff verdunstet, der Phosphor entzündet sich von selbst an der Luft, und sein Feuer greift dann bald auf andere brennbare Stoffe über. Löschen ist unmöglich. Diese Art des chemischen Angriffs kam aber nach der Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges wieder ab, war sie doch für die eigenen Truppen etwas gar zu gefährlich. Das Umfallen eines Munitionskarrens oder sonstige leichte Zufälle konnten wegen der ungeheuren Giftigkeit des Phosphors die schwersten Folgen haben.



Französische Schutzmaske gegen betäubende Gase. Nach einer englischen Zeitschrift.



Man suchte dann nach anderen Mischungen, die in den mannigfachsten Zusammensetzungen gefunden wurden, von denen sich aber keine einzige so recht bewährte. Sie litten alle an dem Übelstand, daß dabei Stoffe zur Verwendung kamen, die man selbst nicht gern mit sich führte und die in Eisenbahnzügen usw. auf den Kriegsschauplatz zu schaffen man sich wegen ihrer Gefährlichkeit scheute.

Erst in diesem Kriege scheint es der deutschen Chemie gelungen zu sein, für den chemischen Angriff eine neue und bessere Grundlage zu schaffen. Immer wieder erzählen die Berichte des französischen Generalstabes, daß die Deutschen die Schützengräben mit einer brennenden Flüssigkeit übergossen hätten. Aber auch die Franzosen selbst wenden den chemischen Angriff an. Der Bericht des Großen Hauptquartiers vom 7. Juni 1915 meldet, daß sie die deutschen Gräben mit einer leicht brennbaren Flüssigkeit übergossen, aber trotzdem gelang es ihnen nicht, in unsere Stellungen einzudringen. „Mit schweren Verlusten flutete der Feind in seine Gräben zurück.“ Worin die Ursache des Mißerfolgs dieses französischen chemischen Angriffs lag, läßt sich heute noch nicht sagen — aber schon von jeher sind die Deutschen bessere technische Chemiker gewesen als die Franzosen!

Von den Kämpfen in Flandern: Englische Truppen auf der Flucht vor betäubenden Gasen. Nach einer englischen Zeitschrift.

Der chemische Angriff kann aber nicht nur durch brennende Stoffe, sondern auch durch erstickende Gase erfolgen. Wir wissen ja aus den Berichten über das griechische Feuer, wie sie uns zum Beispiel Vegetius gibt, und wie sie uns aus den Berichten über die Kreuzzüge überkommen sind, daß der beigemengte Schwefel die Luft mit einem stark erstickend wirkenden und zum Husten reizenden Gas erfüllte. Nun war man nicht immer imstande, Schwefel anzuwenden, und so suchte man durch andere Mittel auf die Atmungsorgane und Geruchsnerven zu wirken. Solche boten sich in den verschiedenartigsten übelriechenden Stoffen, vor allem in dem Milchsaft der Pflanze Ferula Asa foetida, der in getrocknetem Zustande einen fürchterlichen knoblauchartigen Geruch verbreitet. Man stellte Kugeln aus diesem getrockneten Milchsaft (Assa foedita) mit Stärke und Gummi usw. her und warf sie gegen den Feind. Die Wirkung war keine besonders gute. Zunächst einmal hatte man selbst unter dem Gestank zu leiden, dann aber ließ sich der Feind dadurch keineswegs vom Vordringen abhalten. Hierzu kommt noch der weitere Umstand, daß man sich gerade in südlichen Ländern, wo jahrhundertelang diese hübschen Bomben angewendet wurden, am Knoblauchgeruch durchaus nicht stößt. Erst durch die Fortschritte der Chemie erhielt man neuere, wirkungsvollere übelriechende Stoffe, wie zum Beispiel das Kakodyloxyd, eine Arsenverbindung, ferner das Indol und das Skatol, deren Geruch an Dungstätten erinnert, den Schwefelkohlenstoff, der nach faulen Rettichen riecht, usw. Einzelne dieser Stoffe, vor allem der Schwefelkohlenstoff, wurden im amerikanischen Bürgerkrieg verwendet — genutzt haben sie nicht viel! Als man dann lernte, die Gase zu verflüssigen, ergaben sich neue Möglichkeiten des chemischen Angriffs. Flüssige schweflige Säure und flüssiges Chlor geben bei ihrer Entspannung gewaltige Mengen von Dämpfen. Die Franzosen beklagen sich über die Chlordämpfe, die von seiten der Deutschen angewendet wurden. Dabei ist aber durch die Berichte des deutschen Hauptquartiers festgestellt, daß sie selbst schon vorher erstickende Gase zur Anwendung brachten. Jetzt wollen die Engländer Schutzmasken erfunden haben, deren Benutzung gegen diese Dämpfe schützen soll, und in London werden, wie „Daily Mail“ berichtete, derartige Schutzmasken in großen Mengen auf den Straßen verkauft. Diese sollen die Londoner in der Tasche tragen und sie beim Herannahen eines deutschen Zeppelin sofort anlegen, damit sein angeblich durch Gasbomben erfolgender chemischer Angriff wirkungslos werde. So hat auch hier der chemische Angriff in seiner neuesten Gestalt zu Abwehrmaßregeln geführt, von denen erst die Zeit lehren muß, ob sie tatsächlich wirksam sind.

Krieg und Wetter.

Von Aeolus.

Nur zu leicht ist der Mensch geneigt, in bezug auf die ihm unlösbar erscheinenden Rätsel der Natur mehr oder weniger abergläubischen Vorstellungen zu huldigen, zumindest sich hinsichtlich ihm unerklärlicher Naturerscheinungen spekulativen Anschauungen hinzugeben, denen jeder ernste wissenschaftliche Untergrund fehlt. Und welche Naturerscheinung hätte seit den ältesten Zeiten der menschlichen Spekulation, dem Wunder- und Aberglauben wohl mehr Gelegenheit zur Betätigung geboten als das Wetter! Seine ewig wechselvolle Gestaltung, seine anscheinend unberechenbaren Launen, seine unerklärlichen Erscheinungen haben von jeher die Phantasie angeregt, und so nimmt es nicht Wunder, daß selbst in unserm naturwissenschaftlichen Zeitalter so gewaltige, umwälzende Ereignisse wie der Krieg alsbald mit der Witterung und deren angeblichen Absonderlichkeiten in Verbindung gebracht worden sind. Auch Leute, die es mit Entrüstung von sich weisen würden, wollte man ihnen vorwerfen, sozusagen an über-

natürliche Erscheinungen zu glauben, haben in den jüngsten Monaten allen Ernstes auf den Zusammenhang zwischen Krieg und Wetter hingewiesen, und sie haben unter Berufung auf die ihrer Meinung nach ungeheure Erschütterung des Luftmeeres durch die furchtbaren Kanonaden in Ost und West ihrer Überzeugung dahin Ausdruck gegeben, daß das andauernde Artilleriefeuer die Ursache des seit dem Kriegsausbruch durchaus anormalen Wetters sei.

Um der Berechtigung solcher Anschauungen auf den Grund zu gehen und um ihre wissenschaftlichen Möglichkeiten zu untersuchen, müßte wohl zunächst einmal festgestellt werden, ob die Witterung seit dem Kriegsausbruch tatsächlich einen ungewöhnlichen Verlauf genommen hat. Das ist aber, wie sich gegenwärtig, am Schlusse des elften Kriegsmonats, mit größter Bestimmtheit sagen läßt, keineswegs der Fall gewesen. Während der ersten sechs Kriegswochen setzte sich das sommerlich warme Wetter, das auch schon vorher geherrscht hatte, ohne irgendwelche erkennbaren Änderungen fort, und zwar war es auf dem östlichen Kriegsschauplatz im allgemeinen trockener und wärmer als im Westen, was aber eine durchaus natürliche Erscheinung ist. Denn der Sommer Westeuropas ist meist regnerischer als der Sommer an der russischen Grenze. Mitte September begann klimatisch der Herbst, der nach der Novembermitte im Westen in einen gelinden Winter mit wenig Frost und Schnee, aber mit um so mehr Regen überging. Dieser Regenwinter setzte sich ohne erhebliche Witterungsschwankungen bis zum Schlusse des Monats Februar fort. Im Bereiche des östlichen Kriegsschauplatzes dagegen wechselte häufiger Frost und Schnee mit Regenwetter; so war es z. B. zur Zeit der Winterschlacht in Masuren in der ersten Februarhälfte in Ostpreußen bitterkalt, und es herrschten starke Schneestürme. Alles das ist durchaus natürlich und entspricht vollkommen den normalen klimatischen Verhältnissen. Auch der lange und harte Nachwinter, der mit Märzbeginn einsetzte, und der eigentlich erst im April sein Ende fand, hatte nichts Ungewöhnliches; die gleiche Erscheinung ist auch in zahlreichen anderen Jahren beobachtet worden, als nicht eine einzige Kanone losging. Seit dem Maibeginn aber ist in Ost und West die warme Jahreszeit mit Macht zur Geltung gekommen, und sie hat uns schon im ersten Junidrittel so außerordentlich heiße Tage gebracht, wie sie im Vorsommer kaum je noch dagewesen waren. Will man aber auch diese Junihitze als eine besonders anormale Erscheinung werten, so muß man doch sagen, daß sie unmöglich eine Folgeerscheinung des Krieges sein kann, da von dieser Hitze, soweit sie ungewöhnlich groß war, der westliche Kriegsschauplatz gar nicht heimgesucht worden ist. Die große Hitze entstand im Westen des Reiches und verbreitete sich im Laufe einer Woche über ganz Deutschland und Österreich-Ungarn, wobei sie schließlich auch die östlichen Kampfgebiete berührte. Aber diese Hitzewelle hatte vorher, wie gesagt, ganz friedliche Gebiete durchzogen, und sie unterschied sich in nichts von Hitzeperioden anderer Sommer, es sei denn durch ihren frühzeitigen Eintritt.

Wir sehen also, daß, soweit die Temperaturverhältnisse in Betracht kommen, von irgendwelchen anormalen Witterungserscheinungen gar nicht die Rede sein kann. Nun haben aber die Leute, die gar zu gern einen Zusammenhang zwischen Krieg und Wetter herstellen möchten, auf den vergangenen Regenwinter hingewiesen und behauptet, der unaufhörliche Regen sei sicherlich eine Folge der Wirkung des Geschützfeuers auf den Kriegsschauplätzen gewesen. Als diese Leute ihre Behauptung aufstellten, wußten sie noch nicht, daß dem regenreichen Herbst und Winter ein ganz außerordentlich trockenes Frühjahr folgen sollte, eine Dürreperiode, die sich in den Sommer hinein fortgesetzt und erst Ende Juni ihr Ende gefunden hat. Es ist denn auch neuerdings recht still geworden von der Theorie, daß das Geschützfeuer zu vermehrter Regenbildung führe. Der Widerspruch ist ja auch zu offenkundig: erst regnete es unaufhörlich, woran der Kanonendonner die Schuld haben sollte, und dann fiel Wochen hindurch kein Tropfen Regen. Daran kann doch nun unmöglich auch der Kanonendonner schuld sein!

Will man dieser Frage mit wissenschaftlichem Rüstzeug nähertreten, so wäre in erster Linie die Ursache der Entstehung von Niederschlag zu erörtern. Regen — bei Kälte Schnee — entsteht durch die Übersättigung der atmosphärischen Luft mit Wasserdampf. Die Folge dieser Übersättigung ist Kondensation. Aber es bedarf zum Zustandekommen der Kondensation noch eines sogenannten Kondensationskerns, der den labilen atmosphärischen Gleichgewichtszustand aufhebt und zur Ausscheidung des überschüssigen Dampfes in Form winziger Wassertröpfchen führt. Diese auslösende Wirkung des Kondensationskerns beruht auf der von ihm ausgeübten Attraktion. Ursprünglich nahm man an, daß über dem Lande winzige Staubteilchen, über dem Meere aber ganz kleine Salzkristalle ausschließlich die Rolle von Kondensationskernen spielten. Atmosphärische und luftelektrische Forschungen der neueren Zeit haben aber ergeben, daß nur in den untersten Schichten der Atmosphäre Staubpartikelchen als Kondensationskerne in Betracht kommen, daß dagegen in den höheren Luftschichten jene winzigen elektrischen Teilchen, die wir Jonen nennen und die durch die von der Sonne ausgehende ultraviolette Strahlung ihre Ladung erhalten, als Kondensationskerne dienen. Jonen bilden sich übrigens auch in niedrigen Schichten der Atmosphäre in heißen Gasen, wie sie von Hochöfen, auch bei jedem Explosionsvorgang in großer Menge ausgestoßen werden. Die Annahme, daß durch die unzähligen Explosionen auf den Schlachtfeldern, sei es beim Abfeuern der Geschütze, sei es beim Krepieren der Granaten und Schrapnells, eine stark vermehrte Jonenbildung und damit auch eine erhebliche Vermehrung der für das Entstehen von Regen erforderlichen Kondensationskerne erfolgt, hat somit etwas für sich. Aber in Wahrheit bedarf es dieser durch den Krieg verursachten Vermehrung gar nicht; haben doch eingehende Untersuchungen längst ergeben, daß es in keiner Schicht der Atmosphäre an Kondensationskernen fehlt, selbst nicht in den größten Höhen und in völlig wolkenlosen Regionen. Ist also eine Übersättigung der Luft mit Wasserdampf vorhanden, so findet dieser Dampf auch stets die zur Ausscheidung in Tröpfchenform und damit zur Regenbildung erforderlichen Kondensationskerne. Der Wasserdampf selbst wird aber, sofern er nicht vorhanden ist, auch durch die Kanonaden auf den Schlachtfeldern nicht erzeugt, noch herbeigeführt; es sind die großen atmosphärischen Wirbel mit ihrer gewaltigen Auftriebskraft, die den atmosphärischen Wasserdampf in die Höhe der Regenwolken tragen, ihn über Länder und Meere führen und so die Niederschläge verursachen. Die Wirbelbildung aber wird von den Einflüssen des Krieges nicht berührt; sie zeigt tatsächlich gegenwärtig auch keine anderen Erscheinungen als in friedlichen Zeiten und gehorcht ungleich mächtigeren Gesetzen, nämlich der ungeheuren Wärmestrahlung, die die Sonne je nach den physikalischen Verhältnissen der verschiedenen Gebiete der Erdoberfläche auf die einzelnen Teile unseres Planeten ausübt.

Wir sehen also: es ist nichts mit dem Einfluß des Krieges auf das Wetter, wenigstens nicht, soweit die klimatischen Erscheinungen ganzer Länder dadurch beeinflußt

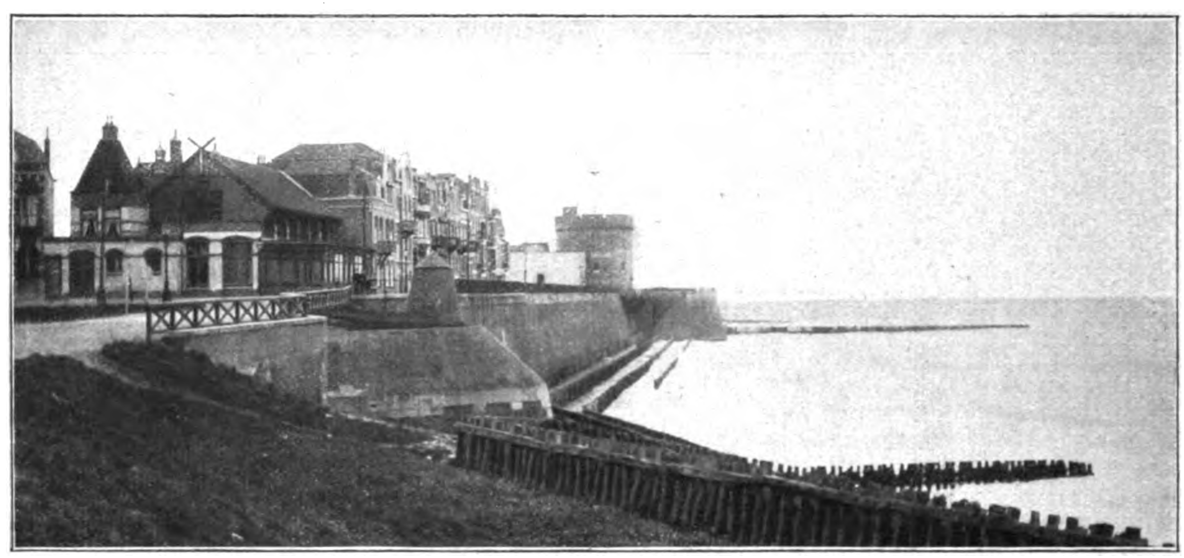



Vom Kriegsschauplatz an der Tiroler Grenze: Blick auf die Dolomiten von der Dreizinnenhütte aus.

werden sollen. Eine andere Frage ist es, ob unter gewissen Umständen eine lokale Beeinflussung zustande kommen kann. Diese Frage wird sich erschöpfend erst dann beantworten lassen, wenn die während des Krieges von den Feldwetterstationen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen späterhin im Zusammenhang bearbeitet sind. Man kann sich sehr wohl denken, daß beispielsweise in einem engen Talkessel, der nach allen Seiten hin durch Berge eingeschlossen ist, durch langanhaltende, gewaltige Kanonaden Regenfälle verursacht oder auch Gewitter verscheucht werden können. Über diese letztere Möglichkeit hat schon vor Jahren das Kgl. Preußische Meteorologische Institut eingehende Untersuchungen auf den großen Militärschießplätzen Deutschlands anstellen lassen, und zwar im Anschluß an die vor einigen Jahrzehnten viel erörterten Versuche mit dem sogenannten Hagelschießen, das namentlich in den österreichischen Alpenländern längere Zeit hindurch zum Zweck der Verhütung von Hagelschlag geübt wurde. Man ist davon als von einer zwecklosen Pulververgeudung aber längst wieder abgekommen; aus den erwähnten Untersuchungen auf den Schießplätzen, die Professor Lachmann bearbeitet hat, hat sich jedoch ergeben, daß auf den Schießplätzen nur drei Viertel der Gewittertage vorkamen, die in deren Nachbarschaft gezählt wurden. Natürlich sind die großen militärischen Schießübungen auch von ganz anderer Intensität hinsichtlich der Lufterschütterung und des Ausstoßes heißer Pulvergase, als es das Abfeuern von ein paar kleinen Hagelböllern sein kann.

Es wäre also allenfalls möglich, daß der Krieg, aber auch nur in den von ihm direkt berührten Gebieten, eine Verringerung der Gewitter verursacht. Denn die Gewitterbildung ist ein Prozeß, der sich unter den geeigneten Bedingungen immer wieder erneuert, und man kann deshalb sicher sein, daß eine etwaige Gewitterarmut in der Entfernung von auch nur hundert Kilometern vom Kriegsschauplatz mit den dort ausgeübten artilleristischen Einflüssen nicht in Verbindung steht. Aber auch über die etwaigen Wirkungen des Krieges auf die Gewitterhäufigkeit im Bereiche der Schlachtfelder läßt sich zurzeit ein Urteil noch nicht abgeben; es hat immer gewitterreiche und gewitterarme Sommer gegeben, und auch hier bleiben abschließende Untersuchungen selbst hinsichtlich etwaiger lokaler Einflüsse abzuwarten. Nach früheren Erfahrungen, die man insbesondere bei den riesigen amerikanischen Waldbränden gemacht hat, ist sogar anzunehmen, daß gewaltige, in der Atmosphäre schwebende Rauchmengen einen weit größeren Einfluß auf die Niederschlagsverhältnisse ausüben, als es das Artilleriefeuer vermag. Nun gibt es freilich auch auf den Kriegsschauplätzen brennende Dörfer und brennende Wälder; aber diese Brände haben bisher wohl ausnahmslos die Ausdehnung der gewaltigen amerikanischen Waldbrände nicht einmal annähernd erreicht.

So ergibt sich, daß der gegenwärtige Krieg, so furchtbar auch seine Begleiterscheinungen sein mögen, doch nicht imstande ist, Wetter und Klima nennenswert zu beeinflussen, und daß der Mensch auch mit den mächtigsten Kriegsmitteln und Zerstörungswerkzeugen der Neuzeit in die ewigen Naturereignisse nicht einzugreifen vermag.



Blick auf die alten Befestigungen Vlissingens mit der Strandstraße.

Holland und seine Neutralität.

Von Felix Baumann.

Mit einer Kunstbeilage und fünf Abbildungen.

Die außen am Gitter des Friedenspalastes im Haag angebrachten Allegorien sollen Friede, Gerechtigkeit, Freundschaft und Eintracht verkörpern. Die holländische Regierung bemüht sich seit langem, diese vor der Haager „Burg der Handelswelt" zum Ausdruck gebrachte Tendenz zu befolgen. Die Regierung der Niederlande sucht keine kriegerischen Verwicklungen und hat auch während des Krieges zwischen Großbritannien und den Buren ihre Neutralität bewahrt, obwohl das Land für das stammverwandte Volk die wärmsten Sympathien hegte. Nur nach dem Kriege stellte die Königin dem Präsidenten Krüger ein Kriegsschiff zur Verfügung und bot ihm eine Zuflucht in Holland an. Auch in dem jetzigen großen Kriege hat die niederländische Regierung sich auf den Standpunkt der striktesten Neutralität gestellt. Sie will keine Abenteuer und hat sich infolge des rücksichtslosen Vorgehens Englands gegen die südafrikanischen Stammesgenossen immer mehr wirtschaftlich und politisch an Deutschland angeschlossen.

Für die friedlichen Absichten Hollands legte schon im Jahre 1874 der Umstand Zeugnis ab, daß damals nach einer gesetzlichen Bestimmung der größte Teil der zahlreichen niederländischen Festungen aufgegeben wurde. Man sorgte wohl für die Landesverteidigung, hielt sich aber in bescheidenen Grenzen. Nach dem alten Grundsatz: „sussen" (beruhigen) und nicht die Kugeln „sissen" (sausen) lassen. Dennoch blieb das ganze Verteidigungssystem eine riesige einheitliche Festung. Das am 23. April 1908 abgeschlossene Nordseeabkommen, das Holland nicht nur berechtigte, sondern sogar verpflichtete, für den Statusquo an territorialem Besitz der die Nordsee einschließenden Staaten einzutreten — das Abkommen wurde außer von Holland zwischen Deutschland, England, Frankreich, Dänemark und Schweden getroffen, während Belgien und Norwegen als „neutralisierte" Staaten sich nicht beteiligten, bzw. sich nicht beteiligen durften —, brachte die niederländische Regierung auf den Gedanken, daß das Land im Gegensatz zu Belgien und Norwegen als durchaus selbständiger und unabhängiger Staat für seine Sicherheit selbst sorgen müsse. Hierbei sei bemerkt, daß allerdings Deutschland niemals daran gedacht hat, diese Selbständigkeit zu gefährden. Aber von englischer und französischer Seite wurde immer wieder darauf hingewiesen, daß man im Falle eines Krieges mit Deutschland eine Landung in Holland in Betracht ziehen müsse. Der Earl of Percy brachte in einem Artikel in der ‚National-Review' diesen Gedanken unumwunden zum Ausdruck, und jedesmal wurde der Name „Vlissingen" genannt. Der an der Südseite der Insel Walcheren gelegene Hafenort, der die hier 4,2 km breite und eine große und schöne Reede bildende Westerschelde beherrscht, deren linkes Ufer ebenfalls Holland gehört, ist nämlich nur hundert Seemeilen von dem nächsten englischen Kriegshafen Sheerneß entfernt. Auch der französische Vizeadmiral Ger-

Kleine Holländerinnen.

Fischmarkt in Vlissingen.

Nach einem Gemälde von Hans Herrmann.



minet machte aus seinem Herzen keine Mördergrube und gab laut seine Ansicht kund, daß die Enge bei Vlissingen beim Entstehen politischer Schwierigkeiten sofort „von außen" gesperrt werden müsse.

Die holländische Regierung begriff und begann zu handeln. Um den Plänen Percys, Germinets usw. entgegentreten zu können, galt es also, Vlissingen zu befestigen. Bereits am 25. Juni 1903 hatte die Regierung eine Kommission ernannt, die eine Verbesserung der Verteidigungskräfte durch die Land- und Seemacht in Vorschlag bringen sollte. Die Kommission reichte ihren Bericht am 24. September 1904 ein, und schon dadurch wird am besten das Ammenmärchen widerlegt, daß Kaiser Wilhelm Ende des Jahres 1904 brieflich energisch die Befestigung Vlissingens verlangt habe. Dieses angebliche kaiserliche Schreiben ist später in der holländischen Kammer vielfach erörtert worden, aber die holländische Regierung ließ durch den Minister Marees van Swindeern bekanntgeben, daß ein solcher Brief niemals geschrieben wurde und sich Deutschland absolut nicht in die Frage der Verteidigung Hollands eingemischt hätte. Auch der Kriegsminister Colyn bezeichnete das Gerücht als einen „hirnverrückten Unsinn".



Junge Holländerin.

Die Regierung entschloß sich für die Verbesserung der veralteten und unbedeutenden Befestigungen Vlissingens, das die erste niederländische Stadt gewesen ist, die im Jahr 1572 die Fahne der Freiheit aufpflanzte, sich von 1585—1615 in englischem Besitz befand, 1808 dem französischen Kaiserreich einverleibt und 1809 vor der englischen Flotte kapitulierte. Als die Engländer im November 1809 Vlissingen wieder räumten, zerstörten sie die von Napoleon I. angelegten Festungswerke. Bis 1867 war Vlissingen, das heute ca. 22000 Einwohner zählt, niederländischer Kriegshafen, dann wurde (bis 1873) der Außenhafen erweitert, aber ausschließlich nur noch für den Personenverkehr nach England benutzt.

Der Entschluß der Regierung, Vlissingen durch ein modernes Panzerküstenfort zu befestigen, stieß nicht nur in England, Frankreich und Belgien auf Widerspruch, sondern auch im eigenen Lande. Die Regierung kümmerte sich jedoch nicht um die ausländischen Proteste, und obwohl Pichon in der französischen Kammer arg remonstrierte und es nach dem Besuch der Königin Wilhelmine in Paris hieß, daß man den Plan habe fallen lassen, nahmen die niederländischen Kammerverhandlungen ihren Fortgang. Die zuerst verlangten 40 Millionen Gulden für die Küstenbefestigungen wurden nach und nach auf 12 Mill. reduziert, und so wurde endlich die Vorlage am 6. Mai 1913 mit 54 gegen 35 Stimmen von der Zweiten Kammer sowie am 21. Juni desselben Jahres auch von der Ersten Kammer angenommen. Trotz der vortrefflichen Verteidigung der Vorlage durch den Minister wäre sie schließlich doch verworfen worden, wenn die ungemein straffe Parteizucht der rechten Seite nicht die rettende Hand geboten hätte.

Durch die Annahme der Vorlage hat Holland bewiesen, daß es fest entschlossen war, im Falle eines Krieges seine Neutralität mit allen Mitteln aufrecht zu halten, sie zu verteidigen und ganz auf die eigene Kraft zu vertrauen. Daß es auch englischen Einflüssen unzugänglich bleiben will, hat die Antwerpener Affäre bewiesen.

Das gesamte Küstengebiet der nach Antwerpen führenden Westerschelde ist holländisch, die neuen Vlissinger Befestigungen sollen also dazu beitragen, die Neutralität auf der westlichen Schelde besser handhaben zu können.

Da der Holländer von Natur phlegmatisch angelegt ist und sich am liebsten in die vier Wände seines Hauses wie in die vier Wände seines Innern zurückzieht, so liegt ihm eine lebhafte politische Kannegießerei fern. Der alte indo-holländische Ausdruck „Tida perduli" („Das ist mir ganz Wurst!") hat seinen Weg aus dem „Het Apenland" (Niederländisch-Indien wird in Holland spöttisch oft „das Affenland" genannt) auch nach Holland gefunden. Sieht man die behäbigen Makler in der Lauriergracht in Amsterdam, so muß man unwillkürlich an Douwes Dekkers Erzählung „Max Havelaar" denken, den der bekannte holländische Schriftsteller unter dem Pseudonym „Multatuli" veröffentlicht hat. Und das behäbige holländische Bürgerliche des Havelaarischen Börstianers, der sich immer mit seinem vollen Namen und Titel: Droogstopel, makelaar van de Lauriergracht zu nennen pflegt, findet ein solides Seitenstück in der Volkstracht der jungen Holländerinnen. Denn die unzähligen Unterröcke, die zu dem Nationalkostüm gehören, müssen beim Anziehen eine gehörige Portion Zeit in Anspruch nehmen. Aber schmuck und frisch nehmen sich die jungen Holländerinnen aus, ist doch die Reinlichkeit und Sauberkeit der Holländerin längst sprichwörtlich geworden.

Man hat Holland oft das Land der Monotonie genannt. Zugegeben, daß es dort keine richtigen Berge gibt, und die höchsten, im südlichen Teile Limburgs nur eine Höhe von etwa 320 m erreichen, so finden sich in den Niederlanden doch einige reizende Landstriche. Die abseits von der großen holländischen Heerstraße gelegene, in drei Teile zerfallende Provinz Geldern ist reich an herrlichen uralten Wäldern. Die sich etwa 20 Minuten nach dem Middachter Schloß an der Ysel hinziehende lange und schnurgerade Buchenallee (Middachter Allee) ist eine der schönsten Alleen auf dem europäischen Kontinent. Der Holländer betrachtet Geldern gewissermaßen als Mittelpunkt des Landes und das Zentrum seiner



Reisepläne, von dem aus er sich nach Norden, Süden oder Westen wendet, um einen Überblick über die andern Provinzen zu erlangen. Sogar die Eintönigkeit der friesischen Wiesen wird durch viele große und kleine Dörfer belebt. Nordholland ist die Heimstätte der Papier- und sonstigen Mühlen, die von Wasserkraft betrieben werden, die zuzeiten jedoch durch Dampf- und anderen Betrieb ersetzt wird. Das Flüßchen Zaan ist wegen seiner Mühlen berühmt. Wie Südholland ist Nordholland ein Dorado für Freunde des Angelsports, weil man in dieser Gegend zahlreiche trockengelegte „meeren“ — das bedeutendste ist das „Haarlemer-meer“ — findet.



Sonntagsfrieden in Holland.

In der Kette der Dünen, die sich von Norden der Küste entlang ziehen, liegt die künstlerisch und literarisch so wichtige Residenzstadt „Haag“. Sind doch die meisten holländischen Maler dort ansässig, und welch herrliche Sammlung von Meisterwerken birgt das Mauritshuis! Rembrandt, Jan Steen, Potter, van Ostade, Vermeer und Teniers d. J. sind mit herrlichen Schöpfungen vertreten. Vermeers Ansicht von seiner Geburtsstadt Delft versetzt den Beschauer in die zwischen Haag und Rotterdam gelegene und ganz von Grachten durchzogene alte Fayencenstadt. Die prachtvollen Kastanien und Linden der beiden Seiten der Grachten gestalten die Stadt noch romantischer.

Als die bekannteste Gärtnergegend Hollands gilt das zwischen Rotterdam, Haag und Hoek van Holland gelegene Westland. Große Gewächshäuser, in welchen meist Tafeltrauben gezogen werden, wechseln mit langen Gemüse-, Gurken- und Melonenbeeten ab. Auch der Rhododendron- und Koniferenort Boskoop, sowie das in der Nähe von dem „nordischen Venedig“ Amsterdam gelegene Dörfchen Aalsmeer, dessen Spezialitäten kleine Formbäumchen von Taxus baccata und Buxus, sowie Rosen und Flieder (im Winter zum Treiben) sind, gehören zu den bekannten Gärtnerplätzen.

Viele Holländer zieht die Hauptblütezeit nach der klassischen Stadt der Blumenzwiebeln Haarlem, um sich an der Blumenpracht zu erfreuen. Narzissen, Tulpen und Hyazinthen verbreiten dann über ganz Haarlem und Umgebung einen betäubenden Duft.

Wie der Haag sein Scheveningen, so hat Amsterdam sein Zandvoort. Aber auch Domburg auf der Insel Walcheren sowie S'Gravesande, Katwijk aan Zee, Noordwijk a. Z. und Wijk a. Z. sind beliebte Strandorte geworden. Und überall, wohin man im „Lande der Mynheers“ kommt, fällt der Blick auf das typische holländische Haus. Ein rotes oder blaues Dach mit zierlichen Luken, eine Menge blitzender Fensteraugen mit hellgrünen Jalousieläden, die in bunten Farben gestrichene, stets geschlossene Haustür mit dem großen Messingklopfer. So liegt es hinter dem dichten Grün der Bäume versteckt, die auf dem zitternden Wasserspiegel des Kanals ein eigentümliches Farbenspiel hervorzaubern.

Ich habe Holland kreuz und quer durchwandert, und immer wieder das Motiv der Landschaftsbilder der alten holländischen Maler gefunden: Holland als das Land des Wassers, der Wiesen und der Mühlen.



Junge holländische Burschen im Sonntagsstaat.



Im Verräterland.

Skizze aus Belgien. Von Johannes Wilde.

(Schluß.)



Jetzt endlich wird's licht. Rote Glut leuchtet über zusammenstürzenden Gebäuden. Funken fliegen darin wie wirbelnde Sterne. Belgische Soldaten rennen hin und her — einige schießen. Auch Zivilisten feuern. Auf der Straße und aus den Fenstern zucken die Strahlen. Ein unbestimmtes Getöse hämmert in den Ohren.

Vorwärts, und in die Häuser hinein!

Aus einer dunkeln Gruppe dröhnen die Kolbenstöße gegen eine geschlossene Haustür. Der Oberjäger ist voran. Da packt der Arbeitersekretär die Schulter des Kameraden und reißt ihn zurück, denn oben sind Weiberköpfe aufgetaucht, und gleichzeitig rauscht ein dampfender Strom auf den Fleck hinab, wo der Oberjäger eben seinen Kolben schwingt.

Die Gruppe stiebt auseinander. Zwei Sekunden danach läßt der Arbeitersekretär sein Gewehr fallen, schlägt die Arme über den Unterleib und knickt vornüber in sich zusammen. Noch ein paar Sekunden und auch der wieder zur Tür gesprungene Oberjäger taumelt nieder, denn eine urplötzlich aus dem Boden wachsende Gestalt hat ihm von hinten eine Messerklinge zwischen die Rippen gejagt.

Dann strömen viele Jäger herzu, die das Haus stürmen. Der Feldwebelleutnant, der sie führt, läßt den noch lebenden Oberjäger von der Schwelle tragen, da das Haus angezündet wird . . .

Als der Oberjäger wieder zu sich kommt, ist es bereits sonniger Mittag. Von dumpfem Erstaunen befangen, findet er sich in einem geräumigen Auto, das einen Waldweg bergab fährt.

Man wird wohl bei gelegentlichen Stößen über Hindernisse emporgeworfen, aber der Wagen federt gut. Der Oberjäger lehnt halb aufrecht. Neben ihm liegen mehrere Offiziere des Bataillons, lauter Schwerverwundete.

Der Stabsarzt, verbundenen Kopfes neben dem Fahrer sitzend, schaut eben in den Wagen hinein.

Der junge Oberjäger ist nicht mehr der blühende Mensch, der er noch vor einer Anzahl von Stunden war. Er ist kreidebleich. „Haben — haben wir — gesiegt?" fragt er begierig, mit einer Stimme, die er selber kaum hört.

„Glänzend!"

Der Oberjäger lächelt selig vor sich hin und will weiterfragen.

„Lassen Sie das jetzt nur! Sie haben mehr als eine Kugel gekriegt."

„Kugeln? Ich? Nichts gemerkt — einen Stich glaub' ich."

„Ja, der ist das Böseste. Wir werden Sie aber schon flicken, mein Junge. Nur nicht reden!"

„Nein. Aber — wohin —?"

„Ins Lazarett über die Grenze. Der Major hat's extra auch für Sie gewünscht."

Der Oberjäger schaut die Straße hinunter. Er kennt sie wieder; es ist die, die sie gestern heraufmarschierten. Dann schließt er lächelnd die Augen.

Das Auto durchsaust das Dorf, worin die drei gestern gelagert haben. Zwei sind nun schon oben mit ins Massengrab gelegt.

Eine Staubwolke wirbelt unter den Rädern zurück. Hier unten hat die Sonne den harten Boden gleich wieder getrocknet. Das starre Männerbein ragt noch immer aus dem verkohlten Gebälk empor. Die Frauenleiche liegt auch noch mitten auf der Straße, nur als grauüberzogene Masse, der das Auto ausweicht.

Eine ganze Strecke geht's weiter; da merkt der Fahrer, man befinde sich irrtümlich auf einem Nebenweg und sei in die Gegend, wo vorhin eine Kirchturmspitze sich zeigte, geraten. Also umkehren!

Am Wege steht ein einzelnes weißes Haus, dessen Fenster verhängt sind. Auf einem benachbarten Hügel erhebt sich hinter Zäunen eine alte Windmühle. Zur freudigen Überraschung des Stabsarztes weht aus der Bodenluke des Hauses die Rote-Kreuz-Fahne. Die Verwundeten haben schon längst nach Wasser gejammert. Bis zur Grenze ist's noch ziemlich weit. Der Arzt hat auch selber Durst. Donnerwetter, die Leute scheinen sogar Kühe zu besitzen! Sie hängen das Rote Kreuz heraus, also werden sie sicher Milch verabfolgen.

Ehe man beim Haus vorfährt, befiehlt der Arzt: „Erst wenden!"

Es geschieht. Rückwärts rollt das Auto an die Haustür und hält etwa zehn Schritte querab von ihr.

„Wo bleiben denn die Menschen, zum Henker?" brummt der Arzt, sich vom Sitz aus überall umschauend. Nachdem er wiederholt „He, Wirtschaft!" gerufen, erscheint schließlich ein grauhaariger, riesiger und etwas gekrümmter Bauer, der viele Verbeugungen macht.

Ob er der Müller sei?

„Nein, nur sein Nachbar, mein Herr."

„Woher kommt die Rote-Kreuz-Fahne?"

„Die Deutschen haben sie uns zur Sicherheit dagelassen, mein Herr. Wir hatten deutsche Verwundete beherbergt. Wir sind gute Freunde der Deutschen, mein Herr."

Alles stößt er mit heiserer Stimme heraus.

„Kann ich frisches Trinkwasser und — gegen Bezahlung — einige Gläser Milch bekommen?"

„Auf die Milch müßte der Herr ein wenig warten. Ganz vortreffliche Milch ist es aber! Wollen die Herren es sich nicht lieber bequem unter meinem bescheidenen Dach machen?"

Dabei geht der Mann an den Wagenschlag, um die Verwundeten zu mustern. Zurücktretend bedauert er dann: „O diese Armen! — Und der Herr Oberst ebenfalls! Mein Gott, mein Gott, was sind wir für verblendete Narren gewesen!"

Dem Stabsarzt gefällt der Mensch nicht. Er selber zwar steigt aus, dem Fahrer, der folgen will, befiehlt er indessen, sitzen zu bleiben. Zuvor dankt er dem Bauer. „Wir haben keine Zeit. Wann erhalten wir die Milch?"

„In fünf kurzen Minuten, mein Herr Oberst! Wasser kommt sofort!" Damit verschwindet er ins Haus.

Der Stabsarzt hört das Öffnen der Hintertür und gewahrt dann über die ziemlich hohen Zäune weg einen Kopf, der sich rasch zur Mühle hinauf bewegt. Das kann nur ein langer Mensch sein, der dort rennt! Vielleicht holt der Bauer die Milch daher?

Währenddem tritt aus der Vordertür ein blutjunges, hübsches Mädchen mit einem Blecheimer und einem Glas in den Händen.

Der Oberjäger richtet sich plötzlich noch mehr auf und versucht, das Mädchen ins Auge zu fassen. Erst war es

nur des Durstes halber, aber jetzt ist der schwache Blick lebhafter und lebhafter geworden. Die hat er doch schon gesehen? Wann? Wo?

Das Mädchen hält die schwarzen Wimpern niedergeschlagen. Sie schielt nur aus den Augenecken zu dem verbundenen Kopf des Stabsarztes hinan, der breitbeinig, mit dem Rücken nach dem Wagen zu stehend, das Wasser im Eimer kritisch mustert.

Das Mädchen füllt dienstfertig das Glas und überreicht es. Frisch und klar ist das Wasser. Aber der Stabsarzt probiert lange mit den Lippen daran herum. Schmeckt es nicht eigentümlich oder ist es nur Suggestion?

Mittlerweile streift der ausweichende Blick der verschleierten Mädchenaugen zum Auto und bleibt da, wie in jäher Hemmung, an dem bleichen Gesicht des Oberjägers haften.

Ein unzweifelhaftes gegenseitiges Erkennen hält beide gefangen.

Aber natürlich, das ist sie, die Kleine von gestern, mit dem Schwesterchen! durchfährt es seinen Kopf.

Fast gleichzeitig sieht er sie erzittern. Sie macht eine heftige Bewegung — ein Wasserguß platscht nieder — klirrend rollt der Eimer über den Boden.

Und der leise Angstruf „Fort! Fort!“ schlägt an das Ohr des Stabsarztes, und wie der Wind ist das Mädchen selber weg.

Augenblicklich hat der Stabsarzt die Lage erfaßt. Das Glas von sich schleudernd, schwingt er sich mit mächtigem Satz zum Fahrer hinauf. „Ankurbeln! Fort, was der Motor hergibt! Schnell! Schnell!“

Einige Sekunden lang pufft und rattelt der Motor, dann springt er an. Gleich einem Pfeil schießt der Wagen über den Sandweg.

Hinterher wüstes Geschrei! Der Arzt schaut sich um und sieht mehr als ein Dutzend Männer aus der Mühle hervorbrechen.

Ein wahrer Segen, daß man den Wagen nicht erst hatte zu wenden brauchen. Er reißt seine Pistole heraus und schießt zurück — ohne zu treffen.

Sirrr! Sirrr! Sirrr! pfeift es nun über ihre vornübergebeugten Köpfe. Klatsch! Klatsch! Das waren Treffer — glücklicherweise nur durch Holz und Leder auf Eisen, nicht in Gummi, Motor oder Menschenleiber.

Nachdem sie endlich wieder in die Hauptstraße eingebogen sind, atmen die beiden auf dem Vordersitz befreit auf. Gottlob, das war noch eben gut abgelaufen! Diese Bande! Später sollten sie es büßen!

Die ahnungslosen Verwundeten ächzen schwer. Das wilde Fahren ist nicht schön für sie gewesen. Der Arzt tröstet sie, ohne daß sie begreifen, was vorgegangen ist. Begreift er es selber doch nicht ganz! Wie kam dies tückische belgische Geschöpf dazu, sie sozusagen in einem Atem vergiften und retten zu wollen?

Nur der Oberjäger hat es trotz seines halben Fieberzustandes begriffen: Mitleid und Dankbarkeit hat sie alle gerettet, aufflammend in einem Herzen, dessen Rachedurst ohnehin wohl durch das Kindergewissen erschüttert war.

Zum zweitenmal sieht er sich innerhalb zweier Tage dem sicheren Tode entrissen!

Truppenfreuden und Truppenschmerzen.

Von Dr. Alfons Goldschmidt.

Die großen Aktionen, Ursachen und Wirkungen der Kämpfe werden mit Eifer verfolgt und dargelegt, um die Menschlichkeiten des Krieges kümmert man sich weniger, obwohl doch aus ihnen die Stoßkraft und Widerstandsfähigkeit des Heeres erwachsen. Wer diese Menschlichkeiten kennt, der beurteilt auch die Truppe richtig, er läßt sich nicht von kleinen Schwankungen des Glücks ablenken, er weiß, was verlangt werden darf und was geleistet werden kann.

Die erste Freude, die der Soldat im Felde empfindet, entspringt wohl dem Bewußtsein der Angewöhnung. Er hat auf dem Transporte seine eigene Vorstellung von der Kriegstätigkeit und von der Gefahr, eine Vorstellung, die aus natürlichen Gründen Unsicherheit und wohl auch Bangnis erregen muß. Sobald er die erste Kriegsarbeit getan hat, ist die Unklarheit beseitigt, die Art des Krieges wird nun der Wirklichkeit entsprechend empfunden, das Gefühl stellt sich auf das Tatsächliche ein. Dieser Übergang von der Phantasie zum Realen bedeutet meistens einen Sieg des Optimismus. Mit einem Aufatmen beseitigt der Soldat den Rest des Druckes, den das Unbekannte ausgeübt hat, und wird zuversichtlich. Es ist das eine tiefe Freude, eine frohe Einschätzung der militärischen Aufgaben. Der Soldat sieht nun die vielen Tausende seiner Kameraden, die alle auch ertragen, was von ihm verlangt wird, und keinen Mißmut zeigen. Daran stählt er sich, wie denn überhaupt die gemeinsame Gewöhnung an die kriegerische Tätigkeit und Gefahr außerordentlich aufrichtend wirkt. Bald hat der Soldat den Drang, nicht nur als Kleinstes innerhalb der großen Truppenmengen zu gelten, er will, da er sonst nicht die Möglichkeit einer weiteren Wirkung hat, wenigstens gedanklich über seinen engen Kreis hinaus. Die Freude, dabei zu sein, genügt ihm nicht mehr, er will wissen, welche Bedeutung gerade der Punkt, den er besetzt, für das Ganze hat, und wie von hier aus die Linie rechts und links gegen den Feind weitergeführt wird. Immer wieder erkundigt sich auch der einfachste Soldat nach dem Fortgang der Gesamtoperationen, nicht nur nach Verschiebungen, die in der Nähe vorgenommen werden, sondern auch nach entfernteren Manövern und nach ihrer Rückwirkung auf die eigene Stellung. Er ist dem Vorgesetzten für eine entsprechende Unterweisung dankbar und freut sich, wenn er feststellen darf, daß er so den Krieg auch strategisch miterlebt und nicht nur auf die Ausführung direkter Befehle beschränkt bleibt. Es ist ein hoher geistiger Gehalt in unserem Heere, ein freudiger Wissensdrang. Diese Eigenschaft kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden, denn aus ihr entspringt für jeden einzelnen der Wille, an dem guten Gelingen der gesamten Operationen das seinige zu tun.

Die Wißbegierde äußert sich auch in dem Wunsch, die fremde Sprache des Feindeslandes kennen zu lernen. Oft habe ich Mannschaften beim Studium kleiner Sprachführer beobachtet, und immer wieder bin ich nach der Aussprache und Bedeutung von Bezeichnungen und Worten gefragt worden. Hat der Soldat die Feindessprache wenigstens soweit erlernt, daß er sich mit dem Notwendigsten verständlich machen kann und daß er auch die Bewohner etwas versteht, so ist der Stolz groß. Er hat nun die Empfindung, bereichert zu sein und nicht allein das Waffenhandwerk geübt zu haben.

Aus Heimatsbriefen entnahm ich oft, daß die Angehörigen uns in fortwährender schwerer Gefahr und anstrengendster Tätigkeit sehen. Selbstverständlich hat der Soldat Ruhepausen, häufig reichliche Ruhepausen, so daß



Eroberungen in Russisch-Polen. Nach einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz.

er sich wieder nach kriegerischer Tätigkeit sehnt. Ein Heer kann ja nicht in allen seinen Teilen fortwährend in Bewegung sein, und außerdem stehen doch auch nicht unerhebliche Truppenmengen in Reserve. Es findet ein ständiger Wechsel statt: wer heute gekämpft oder gearbeitet hat, kommt morgen ins Quartier. Hier werden die Materialien instand gesetzt, aber es bleibt auch genügend Zeit zu kameradschaftlicher Zerstreuung. Es besteht sehr häufig die Möglichkeit, von improvisierten Kantinen oder von Marketendern eßbare oder sonstige Dinge zu erwerben. Die Züge oder Gruppen veranstalten dann wohl einen gemeinsamen Einkauf, auf den ein freudiges Zusammensein folgt. Solche Vergnügungen beleben die Soldaten ganz außerordentlich, sie wecken immer wieder den Optimismus. Die größte Freude aber bringt die Post. Wer die Sehnsucht des Soldaten nach Briefen und Paketen kennt, wer die enttäuschten Gesichter derer gesehen hat, die keine Postsendungen erhielten, wird gern jede übrige Zeit und jeden übrigen Groschen auf Feldpostbriefe und Liebesgaben verwenden.

Von der Verbindung mit der Heimat, von dem Fröhlichen und Guten, was sie ihm meldet und gibt, hängt wesentlich das seelische Befinden des Soldaten ab. Nicht selten hat er große Schmerzen zu überwinden, wenn ihm etwa der Tod eines lieben Familienmitgliedes bekanntgegeben wird, wenn er von Krankheiten oder sonstigen Betrübnissen daheim erfährt. Man sollte, wenn es nicht unbedingt notwendig ist, niederdrückende Dinge nicht ins Feld berichten. Die Gedanken des Soldaten müssen froh nach der Heimat gerichtet sein, sie dürfen nicht so düster werden, daß sie die Entschlußkraft seiner Seele beeinflußt. Es ist eine hohe vaterländische Aufgabe, durch gute Nachrichten und Vertröstungen die Truppe fröhlich zu erhalten. Dazu gehört auch die fortwährende Beruhigung über die familienwirtschaftlichen Entwicklungen und deren Aussichten. Dieser Krieg rief Millionen Väter und Gatten ins Feld, die sich natürlich mit der Sorge um die Weiterexistenz ihrer Familie und um den späteren Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens tragen. In sehr vielen Fällen wird ja durch das Unterstützungswesen, durch Gehaltsfortzahlungen oder aus sonstigen Gründen die Existenzfurcht verscheucht. Aber es bleiben noch sehr viele, die im Frieden selbständig waren und deren Betriebe oder Besitzungen durch den Krieg gelitten haben oder gefährdet sind. Das Denken dieser Männer ist naturgemäß oft von Wirtschaftsangst erfüllt. Man soll ihnen, wenn es irgend geht, diese Angst nehmen. Dazu gehört allerdings auch eine eifrige Tätigkeit in der Heimat, die auf die Erhaltung solcher Existenzen gerichtet ist. Die betreffenden Soldaten müssen die Zuversicht haben, daß sie nach dem Kriege in ihrer Heimat nicht umher zu irren brauchen, daß ein weitgehendes allseitiges Entgegenkommen ihnen bald den Neuaufbau des materiellen Lebens erlaubt. Der Staat und die Allgemeinheit haben die Pflicht, den Truppen eine Existenzberuhigung zu geben, und sie erfüllen diese Pflicht auch in vielen Beziehungen, wie gerne anerkannt wird. Diese Fürsorge kann nur von günstigster Wirkung auf das Heer sein. Mag auch der Krieg noch so lange dauern, die Truppen können nicht ermüden, weil sie wissen, daß eine Fortsetzung des Krieges nicht eine Schädigung ihres friedlichen Daseins bedeutet.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXIV. Kaiserlich-königliches Etappenkommando.

„K. und k. Etappenkommando“ — wir lasen es zuletzt oben in Ungarn, fast in Sicht der Russen, mindestens solcher, die der berühmten „Dampfwalze“ beim Rückwärtswalzen abhanden gekommen waren. Nun trieb sie kein hinter ihrem Rücken aufgestelltes und von Kollegen bedientes Maschinengewehr zum Sturm gegen die Österreicher, ein kameradschaftlich fluchender Landsturmkorporal oder vielmehr seine mit einem wollenen Fäustling bewaffnete Rechte installierte sich als aufsichtsführende Behörde, und aus Väterchens allergetreuestem Muschik war ein k. und k. Schipper geworden. Gegen Sturmlaufen in österreichisch-ungarische Drahtverhaue ist Schippen die reinste Sommerfrische, und die Russen schippten auch dementsprechend: mit Begeisterung und freigebig eingelegten Arbeitspausen. Ein Überbein hat sich keiner erschippt, immerhin aber verwandelten sich galizische und ungarische Schlammströme zuletzt doch in die Straße, als die sie auf der Karte prangte, und das hat nicht ganz zuletzt der russische Bauer getan, der das Händeaufheben als der Tapferkeit besseren Teil übte.

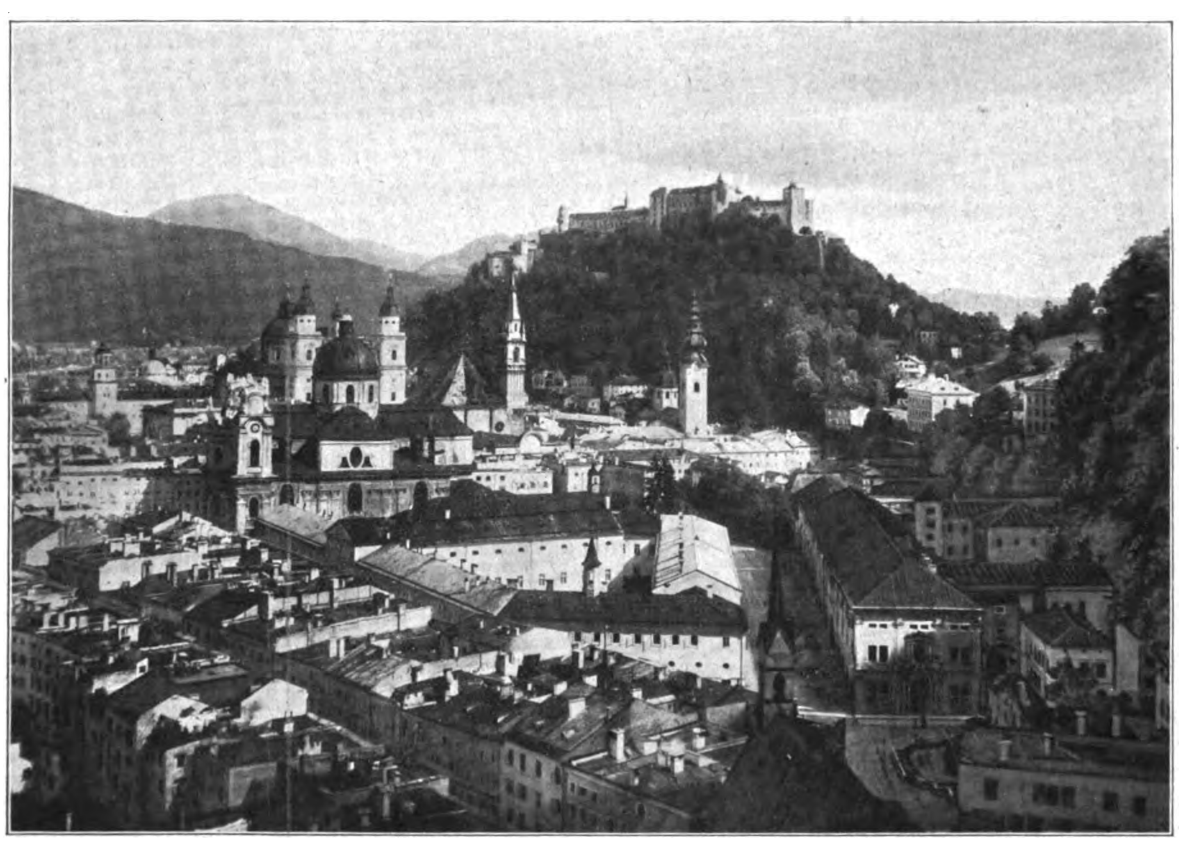
Nun hängt, am Eingangstor zu unserem neuesten Kriegsschauplatz, wiederum die vertraute Tafel, die man ohne Erbleichen nur mit dem siebenfach vidierten, gestempelten und unterschriebenen Paß in der linken inneren Brusttasche liest. Aber die russischen Gefangenen, die oben in Ungarn ihre liebevoll zusammengekehrten Schneehäuflein numerierten und zärtlich von der einen Straßenseite auf die andere kehrten, fehlen hier. Und es fehlen Kaftan und Schläfenlocke, die blau und rosenfarben getünchten ruthenischen und slowakischen Bauernhäuser fehlen, statt der verkümmerten Akazienruten rauscht der Sommerwind durch schattenkronige, uralte Nußbäume und das kaiserlich-königliche Etappenkommando fängt mit einem Bahnhofsbüfett an, in dem ein wunderschönes, zartbemaltes Fräulein die Aufsicht über eine silberblitzende, amerikanische Registrierkasse führt. Und natürlich gibt es auch nahrhaftere Dinge, als es amerikanische Registrierkassen sind. Unter einer Batterie von Glasglocken schlummern Preßburger Mohnbeugel, erste Görzer Frühkirschen, Prager Schinken und gottvolle Radieschen; ein Kellner, der stark nach hinausgemusterten Plattfüßen aussieht, empfiehlt ein frischgemachtes Szegediner Gulasch und hinter der „Schank“ wird ein neues Faß Schwechater Lager angeschlagen. Dort stehen drei schwarze Herren mit gar nicht kriegsmäßigen Hängebäckchen und fragen ein nudelsauberes und nicht gerade leutscheu aussehendes Dirndl, was der Herr Schatz bei den Kaiserjägern macht, ein kleiner sächsischer Infanterist steht mit Augen auf Stielen daneben und seufzt „Herrjäses“, weil die Salzburgerin schon besetzt ist. Indessen toben ein paar schwere pommersche Jungen um das Bier, das sie bestellt, aber immer noch nicht gekriegt haben; und ein Kaiserjäger, der aber nicht ihr Kaiserjäger ist, holt die blitzsaubere Salzburgerin von den drei schwarzen Herren ab und sagt: „Beichten, Lisei, konscht hernacher wull a no!“

Über solchen gemütvollen Nachmittagsfreuden aber schaukelt friedsam, sanft bewegt von Sommerlüftchen und grimmig bewacht von zwei Landsturmrekruten, die Tafel des k. und k. Etappenkommandos.

Um es nämlich gleich zu sagen: Galizien ist weit und trotz Paßpflicht, Landsturm und Kriegsberichterstattern liegt es hier immer noch wie ein Schnadahüpfl und ein Kirchenlied in der Luft. Draußen vor dem Bahnhof wartet sogar ein Hotelomnibus und wartet auf Fremde, die von hier in besseren Zeiten zum Tomaselli fuhren, wo man zur Schale Braun mit Doppelschlag die mürbsten Kipfel von zwanzig Stunden im Umkreis bekam. Die Kipfel haben seither ein einigermaßen verändertes Aussehen bekommen, dafür läutet zum Schwarzen mit Kriegsbrot das von sieben Dutzend Reisehandbüchern gelobte und gepriesene und wahrscheinlich darum so gründlich verstimmte Glockenspiel. Leider gibt es aber heute keine einzige Miß mit Leberflecken, die beautyful seufzen und dem Kellner zwei mürbe Kipfel zu wenig ansagen würde; bloß ein almerischer Simson in Feldgrau schaut dem Herrn Doktor beim Kaffeetrinken zu und sagt draußen in der Abwaschkuchel, wo er einen lichten Milchkaffee spendiert kriegt: „Schalerle habt's ös grod zum Naseneinzwicka!“

In den alten Gassen unserer Stadt aber ist es gerade so still und so laut wie damals, da die österreichische Welt ohne ein Etappenkommando auskam und Herrschaften aus Berlin mit Gamsbart, Rucksack und echten Genagelten ihren Bädeker voll Andacht vor sich hertrugen. Da ist, hinter einem leeren, melancholisch hallenden Kirchenplatz ein Weinstübel, gesteckt voll mit linzerischen Buben, die übermorgen um diese Zeit vermutlich schon „die Walischen plöschen“ werden. Und wem von ihnen der rote Moarwein ein bißchen heftig ins Köpfel steigt, der klettert über die gewundene Kellerstiege behutsam in den lichten Tag hinauf und lüftet sich auf dem schönen, grünen und stillen Friedhof von Sankt Peter aus. Nämlich, die Toten und die Lebendigen vertragen sich in dieser kleinen österreichischen Stadt ausnehmend miteinander; vom Schanktisch zum Kirchhofsrasen ist nicht weiter als sieben Kellerstufen. Über den efeuumrankten Gräbern steigt der dunkle Tannenwald zur Höhe, und drüben ganz im lichten Gold des Sommerabends liegt der Berg, in dem Kaiser Karl der Große alle hundert Jahre einmal aufwacht aus seinem schweren Schlaf.

Solch dunkle Sagen, fromme Legenden und allerhand galante Historien geistern nun einmal um dies k. und k. Etappenkommando, das halb im Krieg, zu einem Viertel im Märchen und zum andern im Bädeker liegt. An einem Zug singender Standschützen vorüber steigen wir im Gefels über der Stadt herum; hier gibt es keine mißtrauischen Paßkontrollore, und was zwischen Tannenwald und Sonntagswirtshaus in Feldgrau für Natur schwärmt, hat sein requiriertes Dirndl mitgebracht. So gibt es denn nicht viele Bänke, auf denen nicht geküßt, und kaum ein Wiesenplätzchen, wo nicht ein Abschied gefeiert würde. Der Wald flüstert, und von den Ruhebänken seufzt es, die Abendglut aber verbrennt in den Fenstern des einsamen Schlößchens, das im Mund der Leute hier herum „das Monatsschlössel“ geheißen wird. Herr Wolf Dietrich, Erzbischof dieser Stadt, soll hier vor vierhundert Jahren stille Stunden verlebt haben; er trug schon in seinem achtundzwanzigsten Jahr den Erzbischofsring, ohne auf den spanischen Federnhut und das Rapier an der Seite verzichten zu wollen. Mit einem Waffentanz wurde seine Erhebung auf den Bischofsthron gefeiert. Nicht sehr weit vom „Monatsschlössel“ aber steht der verwitterte Festungsturm, in dem er, früh alternd, vereinsamt und weltfeindlich, seine Jahre beschloß. Zweihundert Jahre später lief der gottgeliebte Wunderknabe Amadeus Mozart in Atlas-



Salzburg, die Hauptstadt des Herzogtums Salzburg, mit der ehemaligen Festung Hohensalzburg.

strümpfen und Schnallenschuhen durch die Stadt da unten, durfte den Abhub der herrschaftlichen Tafel essen und bekam einen Fußtritt, als ihm eines Tages sein Monatslohn von ganzen zwölfundeinhalb Gulden eine etwas geringe Anzahlung auf das Genie dünkte...

In dieser von Erinnerungen reichen Gegend ist also heute ein kaiserlich-königliches Etappenkommando, wie sich auf dieser Welt kein zweites finden ließe. Es ist wahr, durch die engen Straßen, über die Brücke am Mozart-Haus vorbei fährt ein militärgrau gestrichenes, tutendes und erklecklich stinkendes Auto nach dem andern, und auf dem Bahnhof verladet man Armeen von Schlachtochsen für die Gulaschkanonen und Konservenbüchsen. Und Nacht um Nacht fahren die Züge mit junger Menschenfracht durch, der Atem des Kriegs jagt der lieben, kleinen Stadt also sicherlich einen Schrecken um den andern ein. Aber zwischen zwei Soldatentransporten, oder ehe die nächste Automobilkolonne abgeht, läutet vom alten Turm das alte Glockenspiel und läutet sein sanftes Heimweh in manches Herz, das hinter der grauen Uniform auf einmal ein ganz klein wenig schwach zu werden anfängt. „Bald wird die Trompete blasen, dann muß ich mein Leben lassen..."

Die langen, grauen Heereszüge und Lindwürmer der Autozüge und abmarschierenden Truppen wälzen sich die Straßen hinunter, über die zwischen Fels und Tannenwald der Staub in dichten Schwaden wolkt. Und nun ist die Stadt für einige Nachtstunden noch stiller als sonst. Verschlafen rauschen die Brunnen, die Wässer schäumen silbern in Kaskaden in die alten Steinschalen, und ein slowakischer Landsturmmann zieht sich nach etlichem Umsehn bedachtsam auf offenem Platz Bluse und Hemd aus und wäscht sich seelenruhig wie daheim im Brunnentrog des ungarischen Dorfes. Ein zweiter humpelt herüber, ist ein verwundeter Mährer am Stock mit dem dicken Ende und schleppt einen lichten, vergnügten Kärntner mit, der zwar schon wieder seine Apfelbacken, aber nicht den Inhalt seines linken Hosenbeins zurückbekommen hat. Sie setzen sich zu dritt auf die steinernen Brunnenstufen, der Mond wandelt die Dächer herauf, und allerhand silberne Lichtchen verfangen sich im Dreizack des Gottes Neptun, der oben über den springenden Wässern die Nachtwache hält. Die drei erzählen sich mit Augen, Fingern und Händen allerhand Geschichten vom Krieg, vom Winter in den Schützengräben, von der Mutter, die zu Haus wartet, und der Liebsten, die einen andern genommen. Späte Spaziergänger drücken sich im Schatten der Häuser, unter den Lauben flüstern die Paare, die Brunnen rauschen und die vielen Glocken der vielen Kirchen schlagen. Eine Patrouille, vier Mann mit Zugsführer, rückt durch die früh einschlafende Stadt, und ein Einspänner trägt uns Wagen und sein klapperdürres Rößlein zum Bahnhof an. Dort schlägt man wie zu jeglicher Stunde ein frisches Bier an, denn scharenweise fahren die Standschützen mit Sträußen von Almblumen auf dem Hütel nach Innsbruck, wo sie „eingekleidet" werden. Und auf einem leeren Geleise steht einsam, abgekoppelt, unbeleuchtet ein Wagen, den ein müder, alter Landstürmer bewacht. Italienische Gefangene schlafen sich hier ihren schnell ernüchterten Rausch vollends aus dem Kopf.

Nun fährt auch unser Zug, die Berge stehen im Mondschein, die Burg des Erzbischofs Wolf Dietrich schaut mit Zinnen und Fahnen im alten Gemäuer über die Stadt der vielen Kirchen und rauschenden Brunnen, und unter der Tafel, auf der in militärisch ausgerichteter Geradschrift „Kaiserlich-königliches Etappenkommando" steht, lesen wir den Namen des Städtchens, das oben im Berg Kaiser Karl der Große bewacht.

Salzburg heißt dies tannenumkränzte Tor unseres Krieges mit Italien. Lambert.



Kriegszahlen. Von Epimetheus.

Zahlen besagen sehr viel, wenn man sie näher ansieht. Sie hören dann auf, leerer Gedächtniskram zu sein, sprechen vielmehr die eindringlichste Sprache. Am wertvollsten ist dabei der Vergleich. Vermögen wir Vergleichszahlen zu finden, so erhalten beide verglichenen Ziffern erst den rechten Inhalt, die rechte Bedeutung und Beziehung. Der gegenwärtige Krieg, der an Zahlen das Gewaltigste auftürmt, was bisher dagewesen ist, wird recht eindringlich durch Zahlen zu uns sprechen. In solcher Statistik liegen Erkenntnisse für seine Bedeutung und auch mancherlei Hinweise auf Zukunftsmöglichkeiten. Es seien deshalb einige sprechende Zahlen im folgenden aneinandergereiht und einander gegenübergestellt.

Bevölkerungszahl

der feindlichen Länder:		des neuen Dreibundes:	
Großbritannien	46122465	Deutschland	66303000
Frankreich	39601509	Österr.-Ungarn	51390225
Rußland	169373000	Türkei	23028000
Italien	34671377	Deutsche Kolon.	14589628
Serbien	4600000		
Montenegro	430000		
Belgien	7425750		
Monaco	19100		
Japan	68000000		
Engl. Kolonien	371102000		
Franz. Kolonien	46125510		
	787470711		155310853

Eine fünffache Übermacht also ist gewillt, uns zu vernichten!

Flächeninhalt

der feindlichen Länder in qkm:		des neuen Dreibundes in qkm:	
Großbritannien	314433	Deutschland	540777
Frankreich	536464	Österreich-Ungarn	675887
Rußland	5862535	Türkei	ca. 3500000
Italien	286682	Deutsche Kolonien	2658449
Serbien	ca. 90000		
Montenegro	ca. 16000		
Belgien	29451		
Monaco	1,5		
Japan	673600		
Engl. Kolonien	11211000		
Franz. Kolonien	10293834		
	29314000,5		7375113

Sie haben viermal so viel Land als wir und gönnen uns unseren Anteil an der Erde nicht!

Freilich gibt nicht die Bevölkerungszahl, sondern die Stärke der Heeres- und Flottenmacht ein besseres Bild der Vergleichung. Aber hierfür Zahlen zu geben, hat gerade für den gegenwärtigen Krieg im Augenblick wenig Zweck; denn die Heeresmacht, die — selbst als Kriegsstärke — in den Handbüchern steht, hat durch die wirkliche Entwicklung vor und während dieses Krieges so große Verschiebungen erfahren, daß es irreführend wäre, alte Zahlen zu nennen; neue aber gibt es nicht in einigermaßen einwandfreier Aufstellung.

Interessant aber ist die Zahl der feindlichen Verluste an Linienschiffen und Kreuzern. Nach einer jüngst erschienenen Aufstellung (bis Anfang Juni) verloren die Engländer 10 Linienschiffe und 13 Kreuzer in der Gesamtgröße von 292660 Tonnen, Frankreich, Rußland und Japan zusammen 2 Linienschiffe und 6 Kreuzer von 74830 Tonnen, insgesamt also 367490 Tonnen. Englands Verlust — die Tonnenzahl verglichen — entspricht der Gesamtgröße der österreichisch-ungarischen und der türkischen Flotte an Linienschiffen und Kreuzern. Soviel also, wie unsere Verbündeten an solchen Schiffen überhaupt besitzen, hat England allein schon verloren.

Was die Feinde überhaupt schon verloren haben, ist so viel wie die gesamte russische Flotte an Linienschiffen und Kreuzern.

England kann ja manches verschmerzen. Immerhin ist etwa 1/7 seiner Flotte dahin, wenn man die schwerbeschädigten Kriegsschiffe mit in Rechnung setzt.

Mit den feindlichen Schiffen gingen in die Tiefe:

66	Geschütze	von	über	30 cm	Kaliber
34	„	„	„	20 „	„
355	„	„	„	10 „	„
204	„	„	„	5 „	„
184	„	„	unter	5 „	„
843	Geschütze.				

Das ist nur ein kleines Beispiel von den Kriegsverlusten, deren Wert in die Milliarden geht.

Ein paar Zahlen können für die Kriegsausgaben der kriegführenden Mächte gegeben werden.

Nach einer Schätzung des „Deutschen Ökonomist" hat Frankreich bis Anfang Mai etwa 12 Milliarden Frank für den Krieg ausgegeben, England 13, Rußland 17. Bis Ende 1915 müssen noch wenigstens 35 Milliarden (mit Serbien und Montenegro) hinzukommen, Italien auch monatlich mit einer Milliarde, macht 7 Milliarden — alles zusammen 87 Milliarden, was wahrscheinlich noch zu niedrig gegriffen ist. Denn Asquith gab an, daß die englischen Kriegskosten jetzt 3 Millionen Pfund Sterling = 61 Millionen Mark täglich betragen, das sind im Monat 1,8 Milliarden Mark. 6 Monate für England allein also rund 11 Milliarden. Deutschland führt den Krieg am billigsten, etwa um die Hälfte der Kosten Englands.

Bis zum 1. Juli haben deutsche und österreichisch-ungarische Truppen folgende Gefangene gemacht:

1466875	Russen
255000	Franzosen
24000	Engländer
41000	Belgier
50000	Serben
insgesamt 1836875	Mann.

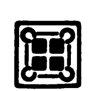
Durch die letzten Siege in Galizien, Polen und Frankreich hat sich diese Zahl noch wesentlich erhöht. Zum Vergleich: England mit Kolonien hatte vor diesem Kriege eine Heeresmacht in Kriegsstärke von 1075000 Mann aufzuweisen.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Der Weltkrieg im kleinen.

Nach einer Zeichnung von Fritz Schoen.

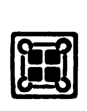




Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)



Sigrid und Gehrt trafen Dr. Steidl im Begriff, sich auf der Veranda des Hospitals über einem Spirituskocher Kaffee zu kochen.

Er starrte die Kommenden wie entgeistert an.

„Daß sich auch Gesunde hierher verirren . . .?!“ Er schüttelte den Kopf und sah die beiden über seine Brillengläser kritisch an. „Leichtsinnig! Höchst leichtsinnig!“

Die Geschwister machten ihn mit ihrem Vorhaben bekannt. Da flog ein heller Schein über sein müdes, abgearbeitetes Gesicht. Er reichte Gehrt die eine und Sigrid die andre Hand. „Herr Gott! Ich habe ja in diesen Tagen schon manches Heroische hier drinnen erlebt.“ Er wies auf die Krankenzellen. „Aber ihr beiden seid doch Kerle! — Also um gleich mit beiden Beinen hineinzuspringen, Sie hausen natürlich in meinem Bungalow, im Doktorhaus. Fräulein, sagen Sie mal, wie heißen Sie denn beim Vornamen, gnädiges Fräulein?“

„Sigrid!“

„Gutes Omen! Kressentin ist mir zu lang! Also Schwester Sigrid, Sie können Ihre Tätigkeit gleich damit beginnen, indem Sie uns hier einen ordentlichen Kaffee kochen! Finden Sie einen freien Augenblick, so bemuttern Sie Ihren Bruder und mich! Im übrigen — die Kranken erst und die Kranken noch mal und die Kranken zum drittenmal und dann wir.“ Während Sigrid den Kaffee brühte, machte der Stabsarzt sie kurz mit ihren wesentlichsten Pflichten bekannt. Nachdem sie den Kaffee getrunken hatten, sprang er auf und rief: „Und nun an die Arbeit!“

Durch die Fieberdelirien jener Kranken schritt lautlos Sigrid Kressentins schönes stilles Bild. Wo immer sie in die Tür trat, die sie mit Erlaubnis des Doktors immer offen ließ, damit die Kranken den Himmel, das Grün der Bäume und die Hoffnung, die in allem diesem liegt, und des Nachts die Sterne niemals aus den Augen verlören, da wich die Angst aus den todgehetzten gelben Gesichtern. Wem sie die schlanke kühle Hand auf die fiebernde Stirn legte, dem wurde entsetzengepeitschter Wahn zu lichter Vision. Qualvolle letzte Agonien wandelten sich unter ihrer Hand und ihren süßen, tröstenden Worten zu goldenen Träumen von einem blonden Mädchenhaupt, zu blühenden Lianenbrücken, auf denen die Sterbenden mit seligem Lächeln über die Abgründe des Todes in die Ewigkeit hinüberglitten.

Selbst ihr alter Guarnerius mußte dabei Dienste leisten. Und das kam so. Als Leutnant Albrecht, der einstige blonde Page Seiner Majestät, jetzt der Majestät des Todes Gefolgschaft leisten und die Schleppe des Riesenmantels tragen helfen sollte, den dieser über die immergrünen Wurilandschaften zog, hatte er in einem fort von jener lustigen sonnigen Bergfahrt durch die blumigen Straßen Madeiras mit Sigrid phantasiert. Und als noch einmal vor dem Erlöschen lichtes Erkennen in seinen jungen Augen aufflackerte, bat er Sigrid: „Spielen Sie mir doch noch einmal ein Lied.“

Da griff Sigrid, nach Rücksprache mit Dr. Steidl, zum Instrument. Und während ihr die Tränen über den hübschen blonden Jungen, der jetzt schon zu so früher Stunde den harten Zoll des Lebens zahlen sollte, über die Wangen liefen, legte sie das Tiefste, Schönste, Reinste und Heiligste, was je ihre Seele bewegte, in ihr Spiel.

Sie stand dabei auf der Veranda. Der Wind nahm die Klänge auf und trug sie gedämpft in die Zellen, zu den Fiebernden und zu den Wachen. Wie Klänge des Jenseits.

Da faltete mancher die Hände zum ersten Gebet nach langer Zeit und sagte: „Es ist keine Lüge der Pfaffen! Es gibt ein Leben nach dem Tode! Es gibt ein Jenseits! Wo kämen hier draußen sonst solche Klänge her?!“

Und andere jauchzten: „Das ist das Leben draußen! Das ruft mich! Und ich will nicht und mag nicht sterben! Leben will ich, leben!“ Und der Wunsch machte sie stark und sie kamen durch. Diesmal.

Es war aber die Stunde, da Sigrid spielte, die Zeit, während der die Fieberkurve am höchsten zu schnellen pflegt im Laufe des Tages. An diesem Tage machte nun Dr. Steidl die merkwürdige Entdeckung, daß bei den meisten das Fieber heruntergegangen war, anstatt in die Höhe. Er stand wie vor einem Rätsel. Er wußte keine Erklärung. Welcher neue ihm unbekannte Faktor war da in Rechnung zu bringen?!“

Was war denn da passiert?! Schwester Sigrid hatte gespielt. Lächerlich! Aber er war ein Mann, der, wie jeder gründliche Mann, leisen Spuren nachzugehen pflegte. Am nächsten Tage sagte er zu Sigrid um dieselbe Zeit: „Spielen Sie!“

„Spielen?!“

„Ja!“

Sigrid schüttelte den Kopf. „Was?!“

„Wie gestern! Wie gestern!“

Und Sigrid spielte.

Später kam der Stabsarzt zu ihr. „Jetzt will ich Ihnen sagen, warum sie spielen sollen, jeden



Kriegsgebet. Nach einer künstlerischen Aufnahme.

Tag um dieselbe Stunde spielen sollen! Ihr Spiel, oder ist es Musik im allgemeinen, beruhigt. Die Temperaturen sinken. Zuerst traute ich mich selber nicht, daran zu glauben. Jetzt hab' ich die Beweise. Und jetzt hab' ich auch wieder mehr Hoffnung."

Wie alles im Leben vorübergeht, ging auch jene böse Zeit am Wuri vorüber. Der Harmattan hatte eingesetzt, die Luft wurde trocken. War es der trockene Wind, daß die Mikroben starben? Die Fieberfälle wurden seltener, das Hospital leerer, und Dr. Steidl wie Gehrt und Sigrid kamen zum Bewußtsein.

Sigrid und Gehrt dachten eben daran, ihre Tätigkeit im Hospital aufzugeben, als eine Krankentrage von Kriegsschiffmatrosen die Treppe des Hospitals heraufgebracht wurde.

Sigrid, die bereits fertig zum Fortgehen war, erkannte an den Mützenbändern die Leute von S. M. S. „Lux". Voll böser Ahnung warf sie einen Blick auf den Kranken.

Sie erschrak. Im nächsten Augenblick hatte sie Gehrts Arm gepackt.

Gehrt wandte sich nach ihr um und starrte über ihr leichenblasses Gesicht. „Was hast du denn, Sigi?!"

„Osten!" hauchte sie und wäre gefallen, wenn sie Gehrt nicht aufgefangen hätte.

„Wir sind in all diesem Todeswirbel an der Oberfläche und gesund geblieben. Jetzt ist es aber die höchste Zeit, daß du hier herauskommst, sonst kommst du wahrhaftig selber noch unter den Schlitten," sagte Gehrt.

„Ich bleibe!" erwiderte sie mit Bestimmtheit und ging, um sich von neuem ihr anspruchsloses Schwesternkleid anzuziehen.

Es lag ein Ausdruck auf ihrem lieben Gesicht, der keinen Widerspruch duldete und wie ihn Gehrt an seiner sanften Schwester noch nicht kannte.

Sie ist in dieser Umgebung wohl auch um vieles härter geworden, dachte Gehrt seufzend und ergab sich in sein Schicksal, indem er allein nach Petersens Faktorei übersiedelte.

„Nun, Fräulein Sigrid, ich denke, Sie sind schon längst bei Petersens und genießen endlich Ihre wohlverdiente Ausspannung?!" sagte Dr. Steidl, der eben die Treppe heraufkam.

Wortlos wies Sigrid auf den neuangekommenen Patienten, der in apathischem Dämmerzustand, einem wesentlichen Merkmal des gefürchteten Schwarzwasserfiebers, und mit geschlossenen Augen dalag.

Dr. Steidl konferierte mit dem Kollegen von Bord, der selber den Transport geleitet hatte, und schüttelte den Kopf wiederholt bei dessen Bericht. „Hm! Hätte schon früher hier sein müssen!"

Der Marinearzt zuckte die Achseln und sagte: „Herr Stabsarzt stehen bei der Landarmee und wissen nicht, wie hartnäckig Kriegsschiffskommandanten sind. Man kann sie nur tot oder bewußtlos von Bord schaffen!“

„Ach, was! Sobald ein Mensch krank ist, verliert er bei mir alle Rangabzeichen und ist einfach Patient, der sich dem Arzt zu fügen hat. — Na, Schwester Sigrid, da werden wir etwas ganz besonders Tüchtiges leisten und uns gehörig anstrengen müssen, wenn wir den Herrn Kommandanten bald wieder auf seiner Kommandobrücke sehen wollen!“ wandte er sich an seine stille Helferin, der die immer mehr wachsende Angst auf dem Gesicht geschrieben stand.

Der Oberarzt empfahl sich.

„Chiningaben natürlich ausgeschlossen!“ gab Steidl Sigrid seine Direktiven. „Kann's nicht vertragen in diesem Zustand! Müssen's mal mit dem alten Küstenmittel versuchen. Soviel Sauerbrunnen und Romanshorner Milch, wie der Patient nur irgend vertragen kann. Für Sie, Schwester, besteht nun die Hauptaufgabe darin, daß Sie den Patienten nach Möglichkeit zur Aufnahme dieser beiden Getränke zu bewegen wissen!“

Er nickte ihr freundlich zu und ging.

Tagsüber kümmerte sich Dr. Steidl um Osten. Nachts wachte Sigrid bei ihm.

In den ersten Nächten erkannte Osten seine Pflegerin nicht. Nur eine zum Herzen gehende, gütige Stimme, die ihn leise und verschwommen an eine andere Stimme erinnerte, die er vor ach wie langer Zeit gehört, und der er nicht widerstehen kann, weckte ihn immer und immer wieder aus seiner Lethargie und mahnte immer wieder zum Trinken.

Und tagsüber, wenn Sigrid nicht die verlorene Nachtruhe durch kurzen, von Ängsten um Osten unruhigen Schlummer nachholte, so gut es ging, zitterte sie in Gedanken vor Ostens Erwachen. Sie wußte, daß sie dann wieder fortgehen müsse von dem geliebten Manne und auf immer.

Als Osten durch ihre und Dr. Steidls ununterbrochene Mühen die schwere Lähmung von Geist und Gliedern genommen war, die eine Folge der mit dem Schwarzwasserfieber verbundenen Toxalbuminvergiftung war, sah er eines Nachts bei dem abgedämpften Schein der Lampe, noch immer wie durch schwere Schleier hindurch, Sigrid lautlos wie eine Erscheinung ins Zimmer treten.

In dem Zustande, in dem er noch immer war, hielt er Sigrid Kressentins leibliche Erscheinung nicht für Wirklichkeit. Er folgte mit dem Blicke unter halb geschlossenen Lidern jeder ihrer lautlosen Verrichtungen, und als sie sich schließlich ebenso geräuschlos in eine Ecke setzte, von wo aus sie den Patienten im Auge haben konnte, blieb Ostens halb geschlossener Blick noch immer verstohlen auf ihr ruhen. Ein grübelnder Ausdruck kroch über sein Gesicht. Er mühte sich, Klarheit in sein Denken zu bringen. Aber es gelang ihm nicht. Nicht ganz.

Der schwere Hospitaldienst während der Epidemie, die Nachtwachen und die Sorge um Ostens Leben hatten schwere blaue Ringe um ihre Augen gelegt und ließen diese noch größer und leuchtender erscheinen. Ihre Gestalt war ätherischer geworden, und alles dieses, wie die Nacht, die ungewöhnliche Stunde und die ungewöhnlichen Umstände, unter denen Osten sie sah, ließen ihm Sigrid wie einen Astralleib ihres wirklichen Selbst erscheinen.

Und doch erinnerte ihn die Gestalt an jemand, den er einmal lieb gehabt. Andere Erscheinungen des Lebens, wie die, daß er Offizier war, der Grund, weshalb er damals von Sigrid gegangen war, traten in den Hintergrund. Bestehen blieb für ihn nur das eine, und hob sich als große leuchtende Wahrheit sichtbar durch alle Schleier, fühlbar über alle Apathie heraus, daß er die, an die er hier erinnert wurde, noch immer liebte. So bedeutete ihm Sigrids Erscheinung nichts weiter als ein holder Traum, durch dessen beruhigende Wirkung er in einen tiefen Schlaf der wiederkehrenden Genesung verfiel.

Als am nächsten Abend Sigrid zu Dr. Steidl kam, um ihre Wache bei Osten wieder anzutreten, fragte sie natürlich, wie es Osten inzwischen gegangen wäre.

„Er ist vollständig klar bei Sinnen,“ erwiderte der Regierungsarzt. „Überhaupt überm Berg, ißt und trinkt! Übrigens hat er nach dem Namen der Schwester gefragt, die ihn bisher immer nachts gepflegt und bei ihm gewacht hätte.“

Sigrid erblaßte. Jetzt war der gefürchtete Augenblick für sie gekommen, in dem sie sich von neuem losreißen mußte vom Liebsten auf Erden. Ihr Herz schrie auf in diesem Augenblicke: Nein! Nein! Ich habe ihn ja am Leben erhalten! Ich habe ihn doch dem Tode entrissen! Mein ist er für alle Zeit und Ewigkeit! Ich habe ihn mir verdient! Ich lasse ihn nicht!

Und der kalte nüchterne Verstand sagte eisig: Was willst du denn? Er hat dir's doch klar und deutlich gezeigt, daß daraus nimmer etwas werden kann. Daß er fertig mit dir ist. Daß du nur eine Episode in seinem Leben bleiben mußt.

Das Herz wollte die Gründe, die der Verstand anführte, nicht gelten lassen. Aber da gesellte sich mit finsterer, herrischer Miene der Stolz hinzu und herrschte das Herz an: Als Bettler zu seinen Füßen liegen?! Von neuem gedemütigt werden?! Und doch beiseite geschoben?! Hast du je ein Herz gesehen, das dort herrscht, wo es erniedrigt und verachtet wird?! Da fügte sich das Herz, blutend und zerrissen, und jede Zuckung hämmerte: Aber ich liebe ihn doch!



Bei Vauquois: Das 111. Schlesische Reserve-Regiment schlägt einen französischen Angriff ab.

Nach den Mitteilungen eines Mitkämpfers gezeichnet vom Militärmaler Karl Henckel in Dresden.

„Demnach erübrigt sich wohl mein weiteres Hierbleiben jetzt," brachte sie mit Anstrengung hervor.

Dr. Steidl sah auf. Jetzt erst gewahrte er, wie furchtbar elend Sigrid mit einem Male aussah, und wie sie sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte. „Ja, gnädiges Fräulein! Jetzt kommen wir wohl ganz gut ohne Sie durch! Und verdammt nötig haben Sie's! Machen Sie, daß Sie zu Ihrem Herrn Bruder kommen und sagen Sie ihm, er soll Sie sehr gut pflegen und für Ruhe, viel Ruhe sorgen, damit aus meiner besten Schwester, die ich je im Leben gehabt, nicht meine hoffnungsloseste Patientin werde! Und nun seien Sie viele, viele tausend Mal bedankt für Ihre treue Hilfe, die Sie mir und den Kranken, und jenen, die wir nicht retten konnten, geleistet haben. Ich bin kein Heiliger, das glauben Sie mir wohl ohne Versicherung! Aber an Ihnen habe ich gesehen, wie werktätige Nächstenliebe, wie Kranke pflegen, Sterbende trösten zum heiligen Sakrament erhoben werden kann! Gott lohn's Ihnen! Auf Wiedersehen!"

Die Borassuspalmen, die Mangos, die Häuser dazwischen — alles tanzte vor ihren Augen und verschwamm vor ihren Blicken, als sie die Anlagen der Jossplatte durchschritt, um nach Petersens Hause zu gehen. Sie mußte sich setzen. Sie war so müde.

Da kamen Weiße, die sie kannten. Sie wollte ihnen nicht Rede stehen und stand auf, wich aus und wankte weiter. Der kurze Weg dünkte ihr endlos lang. Und so weiter, immer weiter, dachte sie. Ein ganzes Menschenleben lang.

Vierzehn Tagemärsche vom Meere, und von diesem durch einen ebenso breiten Urwaldgürtel getrennt, liegt, in beginnender Parklandschaft, die Station Rödings. Schnelladegeschütze gähnen, wie gelangweilt, von den Bastionen auf die wogenden Mais- und Reisfelder, auf die wie Hopfenfelder aussehenden Jamspflanzungen und die wie weite Kleefelder anmutenden Erdnußkulturen herab.

Die Stationsglocke hat längst Feierabend geläutet. Die Nacht ist hereingebrochen. Zum Greifen nah hängen die Sterne über dem dunklen Nachthimmel.

Im weiten Stationshofe brennen Feuer. Eingeborene Weiber, mit den charakteristischen schwarzgefärbten, wie Roßschweife aussehenden Grasbüscheln hinten um die Hüften, tanzen zum Takt klatschender Hände und einer kleinen Tanztrommel, eine Kombination zwischen Bauch- und Schiebetanz um die Feuer. Schwarze Soldaten und Arbeiter, die unvermeidliche Kalkpfeife im Munde, hocken um die Feuer oder lagern am Boden und feuern die Tänzerinnen durch Zurufe und Bemerkungen zu größerer Leidenschaftlichkeit an.

Auf der Veranda sitzt Röding, der Stationschef, mit seinem treuen Büchsenmacher Maurer und bespricht eben das morgige Arbeitsprogramm: den Wegebau, die Ziegel- und Bauarbeiten, die Bestellung der Felder, den Viehbestand, das Exerzieren mit dem Gewehr und am Geschütz.

Dann trinkt Maurer sein Glas aus, nimmt die noch brennende Zigarre in die Hand, steht auf und nimmt Haltung an.

„Danke!" sagt Röding. „Guten Abend, Maurer!"

„Guten Abend, Herr Hauptmann!" erwidert Maurer, schiebt die Zigarre wieder zwischen die Zähne und geht rauchend ab. Röding ist allein. Tiefer Frieden liegt über dem Lande. Es ist gar nicht nach Rödings Geschmack, hier den friedlichen Pflichten eines Stationschefs obzuliegen. Die kriegerische Seite liegt ihm besser. Aber das Friedliche muß auch sein, und er wartet noch immer sehnlichst auf die längst in Aussicht gestellte Verstärkung der Schutztruppe, um endlich sein Programm, die Unterwerfung Adamauas und Wutes, auszuführen.

Es ist seine Sorge, mit der er morgens aufsteht, und sein Kummer, mit dem er sich zur Ruhe legt, daß er das noch nicht hat tun können.

Auch jetzt sinnt er wieder diesem Gedanken nach.

Da! Was war das?! — Röding horcht auf.

Die die Feuer umtanzenden Weiber werden zu leblosen Statuen. Die Soldaten und Arbeiter nehmen die Pfeifen aus dem Munde und lassen ihn aufstehen, als ob sie so besser hören könnten. Jeder Laut verstummt. Alles horcht. Die große Palavertrommel, der Telegraph des westafrikanischen Urwaldes, spricht.

Weit her vom Sannaga bringt er die Botschaft: Ngilla, der Wutefürst, zieht seine ganze Streitmacht zusammen zum Einfall im Sannagaland.

Die Gesichter der schwarzen Weiber und Arbeiter werden bleierngrau vor Furcht. Das heißt in Asche gelegte Dörfer, verwüstete Farmen! Hingemordete Krieger! Als Sklaven fortgeführte Besiegte!

Die Soldaten sind aufgesprungen. Sie stehn wie zum Sprunge. Jeder Nerv gespannt. Die Augen auf den Weißen, auf Röding, gerichtet. Was der wohl machen wird?

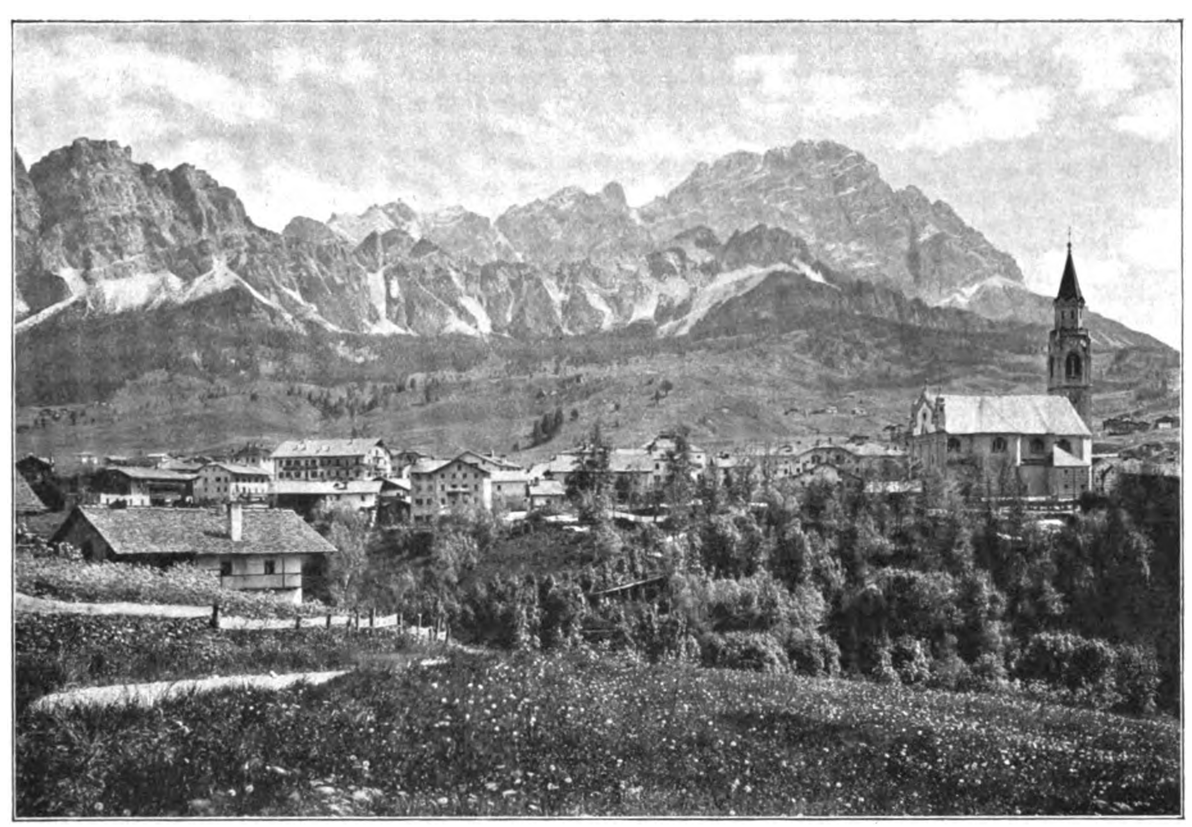
Der will dem Wutegroßen noch einmal ins Gewissen reden! Wie er es schon einmal getan hat. Bis die Verstärkung der Schutztruppe Röding erlaubt, Ngilla mit ehernen Zungen seine deutsche Überzeugung aufoktroieren zu können.

„Alarm!" schmettert jetzt Rödings Stimme — es klingt wie ein Fanfarenstoß — über den Hof. Eine Minute später geht er über den Hof, wo die Soldaten bereits angetreten stehn und Maurer ihm die Präsenzstärke meldet. Röding dankt. „In einer Stunde feldmarschmäßig zum Abmarsch nach dem Sannaga!" befiehlt der Hauptmann.

„Zu Befehl!"

(Fortsetzung folgt.)





Vom Kriegsschauplatz in Südtirol: Cortina im Ampezzotal, einer der wenigen Orte, deren Besetzung den Italienern nach einem Krieg von 8 Wochen und einer Kriegsvorbereitung von 10 Monaten gelang, nachdem die österreichischen Truppen den Platz aus strategischen Gründen geräumt hatten.

Die Geologen im Kriege.

Von Dr. Fritz M. Behr.

Wer hat die Geologen nicht im Frieden gesehen, gekannt und — belächelt? In verwetterten Anzügen durchstreiften sie das Land, ein unwahrscheinlich großer Rucksack drückte sie mit der ganzen Schwere seines Inhaltes vornüber, Hämmer jeder Größe und jeder Art waren ihre Waffe, mit der sie hier vom anstehenden Fels ein Stück abschlugen, um es zu untersuchen, dort mit zäher Ausdauer und zärtlicher Sorgfalt, stundenlang in Sonnenschein und Regen auf allen vieren liegend, Versteinerungen aus den umhüllenden Gesteinen befreiten. Sie sind verschwunden, diese lernbegierigen Trupps, die aufmerksam den erklärenden Worten des Lehrers und Führers lauschten, verschwunden die einzelnen, die wissenschaftliche Forschung hinausführte in die Natur, in ihrem Buche zu lesen und ihre Geheimnisse zu ergründen. Das Vaterland hat sie gerufen. Leer sind die Institute, verlassen die stillen Studierstuben, aus denen so viele neue Tatsachen über unsere Mutter Erde bekannt geworden. Die sie bevölkert und bewohnt, sie alle dienen dem Vaterlande, die einen, Begnadeten, mit der blanken Waffe, die anderen mit den Waffen des Geistes, mit dem Rüstzeug ihrer Wissenschaft in stiller steter Weiterarbeit in der Heimat.

Die Rolle, die die Geologie in dem ungeheuren Ringen unseres Volkes zu spielen berufen ist, ist wohl von niemandem in ihrer Größe richtig eingeschätzt worden. Das Verlangen einsichtiger Fachleute nach einer „Militärgeologie" ist vielfach einer Ablehnung begegnet, weil man annahm, für die notwendigen Untersuchungen nicht die erforderliche Zeit zur Verfügung zu haben. Rechnete man doch vielfach mit einer so schnellen Entscheidung in offener Schlacht, daß dabei der Gedanke an einen Stellungskampf von so langer Dauer nicht aufkam. Sah man sich darin getäuscht, und ist der Stellungskampf — in allen früheren modernen Kriegen bisher nur eine Ausnahme — jetzt fast zur herrschenden Kampfform geworden, so ist hiermit auch der Anteil der Geologie an seiner Entscheidung gewachsen. Die Auswahl der geeignetsten Erdschichten zur Anlage von Stellungen nach Untersuchung an Ort und Stelle oder an Hand der geologischen Karte ist ihre Aufgabe. Der Fachmann unterscheidet sofort Mergel vom Kalkstein, in dem die Arbeit um ein vielfaches schwerer und zeitraubender ist. Er findet auch auf Kalksteinen leicht die Stellen heraus, an denen in stärkeren Lehmverwitterungsdecken die Stellungen leicht anzulegen sind. Auch über das Mitführen schwereren Schanzzeuges, und über die Beschaffung von Sprengmaterial und Sandsäcken zur künstlichen Deckung entscheidet sein Urteil nach Prüfung der Gesteinsschichten. Zwar soll schon der Truppenführer befähigt sein, Dauer und Schwierigkeit solcher Arbeiten innerhalb seines Abschnittes einigermaßen zu übersehen. Die großzügige Gesamtanlage solcher vorbereiteter Stellungen aber liegt den Stäben oder dem Oberkommando ob, bei dem dem Geologen eine wichtige beratende Stimme gebührt.

Ein solcher „beratender" Geologe, wie es deren bei den Armeen des Ostheeres gibt, hat nach der Anlage der Stellungen sofort an der Lösung der verschiedenen, manchmal recht schwierigen Wasserfragen mitzuarbeiten. Nichts schädigt im Schützengraben die Gesundheit und damit den Kampfeswert der Truppen mehr als der beständige Kampf mit dem zudringenden Wasser, der Nässe, die den Boden

zum Morast, den Unterstand zur Tropfsteinhöhle und den Laufgraben zu einem kleinen Teich werden läßt. Nicht immer gelingt es, das Wasser aus dem Graben einfach abzuleiten, oder gar boshafterweise die tiefer gegenüberliegenden feindlichen Gräben damit zu bedenken. Einfache Hilfsmittel, wie Pumpen oder Schöpfräder, fehlen oder versagen und verursachen außerdem viel Mühe und Anstrengung. Dagegen vermag ein Senk- oder Sickerrohr dem Übelstand sofort abzuhelfen, wenn der Geologe im Untergrunde wasserdurchlässige Schichten oder den Grundwasserspiegel findet. Diese nehmen das ganze Wasser des Grabens oder der Geschützdeckung auf und ermöglichen so deren Trockenlegung. Aber nicht nur Wasser beseitigen muß er, er muß auch ein einwandfreies, ohne Abkochen zum menschlichen Genusse geeignetes Trinkwasser in genügenden Mengen beschaffen können. Wie schon in Friedenszeiten die Wasserversorgungsanlagen großer Städte und kleiner Orte einer geologischen Voruntersuchung bedürfen, so ist auch hier die Wasserfrage oft so dringend und doch so schwierig, daß ohne eine solche Untersuchung eine Lösung nicht möglich ist. Wasserhaltige Schichten sollen mit einfachen Mitteln erbohrt werden. Der Geologe vermag schnell und sicher ihre voraussichtliche Tiefe und Wassermenge anzugeben. Und nach seinem Gutachten richtet sich die Wahl der anzuwendenden Brunnenart: artesische, Senkrohr- oder Schachtbrunnen. Er bestimmt, ob tiefer gebohrt werden soll, um mehr Wasser zu erhalten, oder ob ein solches Weiterbohren eine Verminderung der Wassermenge mit sich bringen würde. In diesen Trinkwasserfragen arbeitet er Hand in Hand mit dem beratenden Hygieniker, der zur Seuchenbekämpfung heute jedem Armeekorps beigegeben ist. Unabhängig in ihrer Arbeitsweise, ergänzen sie sich zum Wohle unserer Heere und helfen mit zum endgültigen Siege.

Eine weitere Aufgabe erwächst dem geologisch und auch bergmännisch gut durchgebildeten Fachmanne im Dienste und in der Unterstützung unserer Pioniertruppen beim Minenkriege. Nicht mehr die Festungen sind es, die derartigen Angriffsformen erliegen. Für diese sind die „Liebesgaben" unserer Steilfeuergeschütze eine weit ernstlichere Gefahr, als Schleppschacht und Minenkammer. Aber im Stellungskampf mit seinen zäh verteidigten Werken sind diese Anlagen zu hohem Ansehen und häufiger Anwendung gelangt. Auch hier hat die Gesteinskenntnis zu entscheiden, wie tief der Schleppschacht gehen darf, um nicht wirkungslos zu werden, in welchen Schichten die Sprengladung ihre sicherste Wirkung erreicht. Störungszonen, die bei seiner Anlage durchquert werden müssen, erfordern das Geschick des Bergmanns, um durch künstlichen Ausbau jede Gefahr für die eigene Mannschaft auszuschließen. Und auch die Wasserhaltung in diesen Minen bedarf seiner Mitarbeit, damit die ganzen Vorbereitungen rasch und ohne übermäßigen Arbeitsaufwand erledigt werden können, um dem Feind seine Stellung zu entreißen und die eigene vorzutragen.

Der genauen geologischen Kenntnis der östlichsten Ecke unseres Vaterlandes endlich verdanken wir einen Teil der ungeheuren Erfolge im Masurischen Seengebiet. Zweimal schon sind russische Heere mit Mann und Maus den tückischen Sümpfen zum Opfer gefallen, deren genaue Kenntnis und seit Jahren erfolgte Bearbeitung durch die Berliner Landesanstalt es Hindenburg ermöglichte, seine strategischen Erfolge voll auszunutzen. Aber auch beim Fehlen solch langer Vorarbeiten weiß die Moorgeologie schnell aus der Oberflächengestaltung und Form und Art des deckenden Pflanzenkleides auf die Begehbarkeit eines solchen Sumpfes zu schließen, wenn dieser einmal aus zwingender Notwendigkeit nicht umgangen werden kann. Und so dürfen wir ihr voll vertrauen und hoffen, daß unsere Tapferen nie diesem lauernden Feinde zum Opfer fallen werden.

Die übrigen Friedensaufgaben der Geologen haben sich auch im Dienste des Kriegsgottes nicht geändert. Neue Eisenbahnen, Tunnel- und Brückenbauten, ihre Anlage und das für sie zu beschaffende Baumaterial sind durch jene zu begutachten. Gesprengte Tunnelbauten bedürfen ihrer Untersuchung über die Größe des angerichteten Schadens und die Möglichkeit seiner ungefährlichen und spurlosen Beseitigung. Zerstörte Wasserwerke sollen verbessert und erneuert, Forts und Kasernen wieder errichtet oder neu angelegt werden nach sorgfältiger Prüfung des Baugrundes auf Wasser- und Rutschungsgefahren. Straßenbaumaterialien müssen gefunden und untersucht, Steinbrüche begutachtet werden. Von der Untersuchung besetzter Bergwerke und Grubenanlagen hängt deren erfolgreiche Wiederinbetriebsetzung ab.

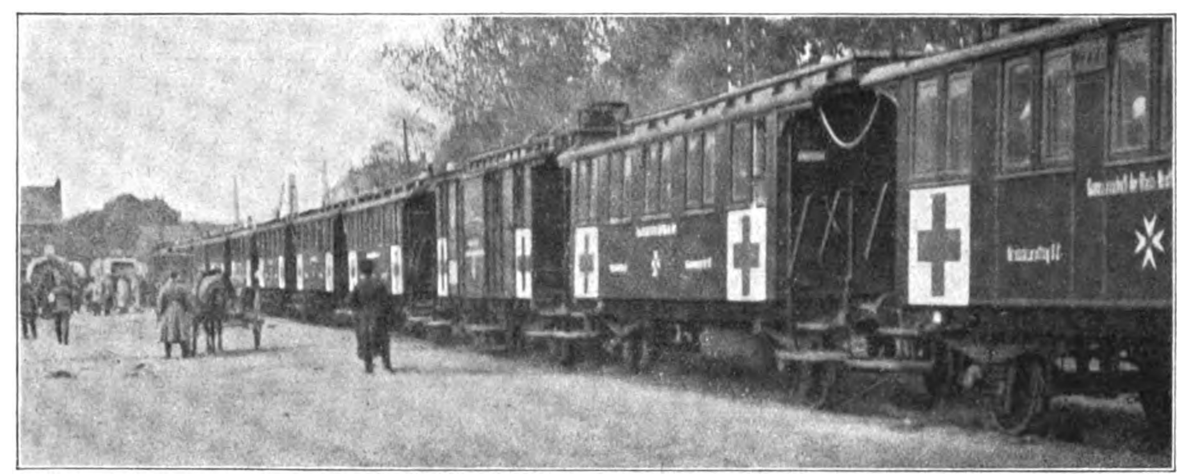
So kann die Geologie erfolgreich in den Wettbewerb treten mit all den anderen Naturwissenschaften, die unserm kriegerischen Rüstzeug seit langem angehören und dieses auf- und ausgebaut haben. Obwohl mit der Meteorologie die jüngste unter ihnen im Dienste des Mars, hat sie sich doch sofort einen ihrer hohen Bedeutung entsprechenden Platz gesichert, und ihre Erfolge werden ihrer Anwendung im tobenden Kriege recht geben. Und auch die unter ihren Jüngern, die nicht hinausziehen durften in den Kampf ums Vaterland, finden ihr Teil an der großen gemeinsamen Arbeit. Die Hilfsmittel unserer Institute, Karten und Literatur müssen die fremde im Felde unterstützen, rasche Materialuntersuchungen schwierigerer Art ihnen ihr schweres und verantwortungsvolles Amt erleichtern. Die Heimat steht auch hinter ihnen geschlossen, stützend und helfend, auch sie kämpfend um das Bestehen unseres Vaterlandes.

Abschied.

Bis jetzt litt ich die Not der Zeit
Um andre nur im Herzen,
Nun trifft auch mich das Frauenleid,
Nun steh' auch ich in Schmerzen.

Noch lächl' ich, weil ich lächeln muß,
Und ring' die Tränen nieder — —
Ein letzter Blick — ein letzter Kuß:
Komm wieder, ach, komm wieder!

Gertrud Triepel.



Der Malteserlazarettzug S 2 in Feindesland.

Im Malteserlazarettzug vor Ypern, Arras und der Lorettehöhe.

Von Luise Marie Gräfin Schönborn, Hilfsschwester des Malteserlazarettzugs S 2.

Hierzu fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Fürstin Marie Wrede.

Warmer Sonnenschein, blühendes Land — und doch wie ganz anders als sonst im Frühjahr; — es geht in den Krieg, hinaus an die Front.

In Krefeld steht der Rheinisch-Westfälische Malteserlazarettzug S 2 mit den roten Kreuzen, 1/2 km lang, ein imposanter Zug mit 24 Krankenwagen, 1 Operationswagen, 2 Küchenwagen, und anschließend die Dienstpersonal- und Vorratswagen. In jedem Krankenwagen ein Frater, der die 10 Betten zu besorgen hat; 8 Schwestern teilen sich in die Arbeit des Operations- und Verbandwagens, der Wäsche und der Küche. 3 Ärzte begleiten den Zug.

Der Zug fährt aus: Richtung Roulers, ausgeliehen der 4. Armee! — Hinaus über Aachen in die sonnige Ferne! Ein anderes Land? Etwas Neues! — Wirklich — neue Bäume, neue Formen. Es ist Belgien, das Land, von dem die ganze Welt spricht. Und bald ist Lüttich da, die stolze Festung, und weiter geht es über Verviers, Tirlemont, Mecheln nach Löwen. — Ist dies das Land, von dem die Engländer erzählen, es sei durchwühlt von Schützengräben? Ist es möglich, das ein Land, durch das sich Armeen gewälzt haben, in solcher Pracht blühen, daß dort die Saat so herrlich stehen kann?

Hin und wieder sieht man Drahtverhaue, ausgebrannte Fabriken — einsame Soldatengräber mitten im Feld. Bayerische Landsturmmänner halten Wacht längs der Bahn — sie winken, sie freuen sich über die Zeitungen, die wir fliegen lassen. Auf den prächtigen Wiesen weidet mageres russisches Vieh, das in Kurland erbeutet und zur Erholung nach Belgien geschafft wurde. Dazwischen tummeln sich die schweren belgischen Pferde. Vor den Häusern erblickt man die Gestalten und die häßlichen Gesichter der Landbevölkerung, von denen die der Weiber besonders finster dreinschauen.

Löwen, ein Ort, der einen traurig stimmt — ein Chaos von zerschossenen Giebeln, von zusammengefallenen Häusern! Die Leute haben es nicht besser gewollt. Da stehen oft ausgebrannte, schwarze Trümmer neben einem völlig unversehrten Haus! Wie deutlich kann man hier verfolgen, wo Vernünftige, wo Rasende gehaust haben.

Weiter geht's nach Gent. Der Zug hat Befehl, vorläufig hier stehenzubleiben. Es ist Sonntag, und im Operationswagen wird Messe gelesen. — Von Ostende her weht eine kräftige Seebrise; vor uns fahren Züge voll Zuckerrüben und Kohle in die Heimat. Dieselbe Lokomotive braust zum zwanzigstenmal an uns vorbei, dazwischen gehen Munitionszüge ab: das echte Güterbahnhofsleben! Aus der Ferne hallender Kanonendonner, daß der Zug zittert; es geht in einem fort, als ob es Kanonenautomaten wären. Landsturmmänner ziehen auf Patrouille. Hoffentlich kommen wir morgen vor. Eben trifft ein Sanitätszug ein, mit Verwundeten von



Im Krankenwagen des Malteserlazarettzugs.



Eine Sanitätskolonne im Kampfgebiet.

heute früh 6 Uhr — famose Menschen! Sie alle mit ihren blutgetränkten Verbänden finden es noch wenig, was sie leiden. Es soll die schrecklichste Hölle sein bei Ypern. Die Engländer haben neulich 13000 Granaten zu uns hereingeschleudert, dafür hat ein 42er eine große englische Abteilung im Anmarsch, durch Flieger gemeldet, aufgerieben. — „Könnt ihr die Stellung am Kanal halten?" wurden die Seebären der Matrosendivision gefragt. — „Sie wird gehalten!" — Es muß wahnsinnig schwer sein, da sie Flankenfeuer bekommen. Und jeder, der da verstümmelt ankommt, wer ein Auge, die Nase, fast das ganze Gesicht im Verband hat, nimmt „Augen rechts!" Das ist großartig deutsch!...

Endlich sind wir weitergekommen, über Brügge—Thourout nach Roulers, 6 km vor Ypern. Alles voll — der Bahnhof voll von Verwundeten, die auf den Sanitätszug warten. Wir laden wegen der Flieger bei Nacht ein. Scheinwerferbeleuchtung, schnurrende Kraftwagen, die aus den Feldlazaretten die Schwerverwundeten anfahren; — die Tätigkeit beginnt, und draußen wird der Donner immer lauter, man sieht die Granaten einschlagen. Nacht ist es, und am Himmel blitzt es unheimlich, aber die Windstärke ist gut, die Unseren können mit Gasen arbeiten — ihr Angriff auf Ypern schreitet fort.

Wir sind auf der Rückfahrt; hoffentlich ist der Sieg in den Karpathen wahr! Morgen früh wollen wir im Rheinland sein! Da werden uns wieder jubelnde deutsche Gesichter begrüßen ...

Eine neue Fahrt führt wiederum durch die endlosen Lütticher Tunnels, diesmal zur 6. Armee. Einen schwergelähmten Belgier, der seit August in Westfalen liegt, nehmen wir als Austauschgefangenen bis Brüssel mit. Begeistert spricht er von unseren Chirurgen. — Diese Nacht fahren wir langsam, sehr langsam, bleiben lange halten, wie das zwar oft der Fall ist; doch diesmal fahren wir mit abgeblendeten Lichtern. In der Frühe kommen wir nach Douai: Aufregung herrscht am Bahnhof. Verwundete Leute, 7 Tote! Mit 21 Bomben haben feindliche Flieger die Stadt belegt! Deshalb hatten wir keine Einfahrt! Unschönes Bild, wo Flieger gehaust haben!



Die Küche des Malteserlazarettzugs S 2.

Hénin Liétard. Hier sollen wir mit dem Einladen beginnen, 10 km vor Lens, wo die Franzosen Sonntag an der Lorettehöhe mit 4 Korps durchdrücken wollten. Die hiesigen Einwohner wußten das, nahmen gleich den Mund voll und schrien: En arrière les Allemands! Tags darauf kamen französische Ge-





Schwerverwundete aus den Kämpfen an der Lorettehöhe werden in den Malteserlazarettzug geschafft.

fangene an ihnen vorbei — da waren sie wieder still. Es sind haufenweise Truppen und Geschütze hier angekommen. Alle 10 Minuten kommt ein Zug mit Prachtkerls. — Wir stehen eingekeilt zwischen Munitionszügen und müssen, um herauszukommen, über die Puffer klettern. — Eben Abmarsch dreier Bataillone zur Front. Es sind nur Momente, doch schaurig-wahre Stimmungsbilder. Lärmender Kanonendonner — feindliche Flieger, die anschwirren und beschossen werden, eine fremde Stadt, mißgünstige Blicke! — „Stillgestanden! Gewehr über! Bataillon marsch!" — Ein Dröhnen! Die graue Masse setzt sich in Bewegung — Deutschland marschiert! „In der Heimat gibt's ein Wiedersehn!" — das dringt mächtig aus den Männerkehlen. Sie sind fort — in zwei Stunden stehen sie vor dem Feind. Wie viele kehren wieder? — Wir kommen weiter vor, wir sollen Feldlazarette evakuieren und kommen nach Montigny. Hier liegen nach Hunderten die Proviantwagen, die Gulaschkanonen, die Munitionsnachschübe — alles gepfropft voll, alles in herrlicher Ordnung, jeder Zügel ist aus bestem Leder, jeder Knopf am rechten Fleck! Die Feldbäckereien sind noch nicht alle nachgekommen. Eben erhält der Proviantmeister Befehl, 20000 Brote mehr zu backen als sonst. Diese Summen! — es wird gemacht. Alles geht! — Wir nehmen hier Verwundete auf. — Dort! ein Flieger, der näher kommt, unwahrscheinlich hoch, in der Richtung auf den deutschen Fesselballon. Er schießt, die Abwehrkanone schießt — weiße Wölkchen tauchen auf — in dem Fesselballon muß es gemütlich sein! Die transportfähigen Abwehrkanonen auf Autos schießen auf 7100 m. — Wir fahren in großem Bogen, da der Bahnhof Lens unter Feuer steht — und kommen dicht daran nach L. Es ist, als ob vier Gewitter am Himmel ständen, ein höllischer Lärm! Der Zug steht in Deckung einer Anhöhe. Gestern schlugen auf unserem Geleise noch die Granaten ein — wir sind in der Feuerlinie. Ich stehe auf der Anhöhe und schaue — schaue! Dreihundert Schritte vor mir die erste schwere Batterie, etwas weiter vorn die schwarzen Bäume einer Allee, die in dem Feuer der englischen Artillerie liegt. Hinten ein zerschossener Kirchturm. Graues Einerlei, kein Vogel, alles ist geflohen. Zischend sausen über dem Lorettерücken die Granaten durch die Luft. Ernste, großartige Augenblicke mitten im Weltkrieg. Der Donner brüllt lauter — bei La Bassée bereiten sie einen Sturm vor. Wir stehen in dem Winkel Lorette—Arras—La Bassée. Von allen Seiten schießen sie, es wird sehr harte Arbeit geleistet und sehr blutige. — Über uns schwebt ein schwarzer Punkt, der Flieger, der hier fast täglich lauert; er sucht nach der schweren Batteriestellung; aber sie ist gut versteckt. Er wird beschossen und geht in die Wolken. Es wird dunkel, die Geschütze poltern in die schwüle Nacht hinein. — Nicht länger als notwendig sollen wir in der ausgesetzten Stellung bleiben. Der Zug ist mit Schwerverwundeten angefüllt. Es sind arme, arme Leute dabei. Die von Blut durchtränkten Uniformen, die Lehmpatzen ähnlich sind, werden ihnen heruntergeschnitten. Einige liegen im Sterben, die meisten haben vier Tage nichts gegessen, weil sie von der Feldküche abgeschnitten waren. „Wohin kommen wir?" fragen sie, noch ehe sie Zeit haben zu essen. „Nach Deutschland, an den Rhein!" Sie atmen befriedigt auf, ihre Augen glänzen, die Wunden brennen weniger als zuvor. — Der Schein der Granaten leuchtet durch die Dämmerung herüber, im Abendwind hört man Infanteriefeuer surren. Ich gehe an den Bahnsteig, wo zwei alte Franzosen Staub kehren. Ein Unteroffizier gibt sich alle Mühe, ihnen beizubringen, wie gekehrt werden soll; der Bahnsteig muß sauber sein, wenn auch im nächsten Augenblick eine Granate hereingezischt kommt und alles zerstört!

Peinliche Pflichttreue mitten im Schlachtgetümmel. Der Grundstein unserer einzig dastehenden Organisation, und diese wiederum der Grundstein unserer Siege. Das herrliche Ineinandergreifen, das Funktionieren auf die Sekunde — im einzelnen vielleicht pedantisch, im großen märchenhaft — wo bleibt das bei unseren Feinden? — Und es ist ja nicht ein einziger Schauplatz, an dem so viel Truppen ankommen, an dem alles klappt. — So geht es, wo Deutsche stehen, von Kurland bis in die Argonnen, von den Karpathen bis nach Ostende, und noch viel weiter. — Ein ungeheures, gigantisches Uhrwerk! — Draußen wird es Nacht, die Artillerie poltert, als ob sie nie zuvor geschossen hätte. Dumpfe und zugleich begeisternde Stimmung! Ich gehe in meinen Krankenwagen. Schnell werden die Letzten eingeladen. Um 8.25 müssen wir auslaufen.

Zurück — in die Heimat! Soviel erlebt, soviel Trauriges, soviel Herrliches: das Deutsche Reich wird jeden Kampf bestehen!



Mutter Beleke.

Skizze von Ret Marut.



Mutter Beleke hat ein stark befestigtes und von den Russen zäh verteidigtes Dorf erobert. Wenn sie auch nicht persönlich dabei war. Aber daß es mit einem so temperamentvollen Schwung von alten Landsturmleuten genommen wurde, ist nur ihr zu verdanken. Wenigstens in der Hauptsache. Wer Mutter Beleke kennt, wird es ja ein wenig in Zweifel ziehen; denn sie ist beinahe siebzig Jahre alt und kommt aus ihrem Dörfchen nur heraus, wenn sie Grünzeug, Butter und Eier zu Markte bringt. Aber es passieren ja jetzt so viel unglaublich erscheinende Heldentaten, daß man gar nicht mehr zu sagen wagt: Ach, das ist nicht wahr, denn das ist unmöglich! Selbst der phantasiereichste Mensch ist nicht fähig, ein Heldenstücklein auszudenken, das während dieses Krieges nicht ein Soldat oder Truppenteil schon ausgeführt hätte.

Wenn nun auch Mutter Beleke nicht persönlich anwesend war, so soll ihr Ruhm doch nicht geschmälert werden. Auf die persönliche Anwesenheit kommt es allein nicht immer an. Die großen Feldherren sind auch selten nur oder vielleicht nie im heißesten Schlachtgetümmel, weil das eben heute nicht mehr gut durchführbar ist. Und dennoch gebührt ihnen der Ruhm an einer gewonnenen und von ihnen geleiteten Schlacht. Also warum nicht der guten, alten Mutter Beleke? Sie weiß zwar selbst nichts von ihrem glorreichen Sieg, aber das ist ja auch gleichgültig. Viel wichtiger ist die Tatsache des Sieges. Und der war kein Kinderspiel.

Mutter Beleke hat einen Jungen, Herbert heißt er. Dieser „Junge“ ist freilich schon stark über die Vierzig und außerdem gehört er zum gedienten Landsturm. Ehe er es sich so recht versah, war er eines Tages eingezogen. Dann kam er auch gleich zur Besatzung einer sehr weit, bis dicht hinter die Kampffront vorgeschobenen Etappenstation. Als er sich nun da zwei Monate lang „außerordentlich wohl gefühlt“ hatte, wie es in seinen Briefen an seine Frau immer hieß, erhielt er zehn Tage Urlaub. (Was für ein Kraftgefühl und was für ein Siegesbewußtsein muß doch eine im schwersten Kriege befindliche Armee besitzen, daß täglich ganze Scharen von Leuten von der Front weg zur Regelung ihrer eigenen Privatangelegenheiten oder zum Besuch ihrer Angehörigen in die Heimat beurlaubt werden! Hat man sich denn das überhaupt schon klargemacht, was das bedeutet?)

Herberts erster Gedanke war, seine alte Mutter zu besuchen. Seit mehr als fünfzehn Jahren hatte er sie nicht mehr gesehen. Das ist auch kaum verwunderlich. Er wohnte mit seiner recht ansehnlichen Familie in Westdeutschland, während seine Mutter in seiner Heimat, in Schlesien, wohnen geblieben war. Man weiß ja auch, wie das so im Leben geht. Bei einer so weiten Reise wird der Besuch immer von einem Jahr auf das andere geschoben. Dann fehlt das eine Mal die Zeit, das andere Mal das Geld, dann ist ein Kind krank und man kann nicht weg, dann fehlt der Frau etwas; und so geht das in einem fort. Und ehe man zum Überlegen kommt, sind zehn Jahre vergangen.

Aber nun auf der Urlaubsreise, wo die Fahrt so billig war und wo man sowieso schon das Heimatsdorf beinahe mit der Hand aus dem Fenster des Bahnwagens erreichen konnte, war es ja ganz selbstverständlich, die Mutter endlich einmal zu besuchen. Man kann sich denken, daß die Wiedersehensfreude bei beiden groß war, trotzdem der „Junge“ nun auch bereits angegrautes Haar besaß. Aber so etwas sieht eine Mutter nie. Der Junge oder das Mädchen kann noch so groß und noch so alt werden, in den Augen der Mutter bleiben sie immer das „Kind“. Und immer noch glaubt die Mutter, das „Kind“ könnte in einem unbewachten Augenblick in einen Graben fallen oder könnte unreifes Obst essen, wenn sie nicht aufpasse oder wenigstens eine Warnung mit auf den Weg gäbe. Und darum: als Herbert nach zwei Tagen wieder abreiste, küßte Mutter Beleke ihren Jungen auf dem Bahnhofe, und alles, was sie ihm Liebes und Vorsorgliches mit auf den Weg geben konnte, waren die paar gutgemeinten, unter Tränen gegebenen Worte: „Nu, Herbertche, geh' ock bloß nich so dichte ra', de Russa sin der böse Ludersch.“

Der alte Bursche war zwar ein wenig gerührt, aber als er dann im Zuge saß, mußte er doch lachen; denn Mutter dachte sich unter einem heutigen Kriege so eine Art Rauferei, nur mit dem Unterschied, daß man außer den Fäusten auch noch nebenbei Gewehre, Säbel und ab und zu eine Kanone gebraucht.

Es gab natürlich ein großes Erzählen, als der Landsturmmann Beleke wieder bei seinem Truppenteil eintraf. Und als er nun gar von dem Abschiedsgruß seiner Mutter berichtete, da nahm das Gelächter und Hallo schon gar kein Ende mehr. Es dauerte denn auch gar nicht lange, da herrschte in der Kompagnie das bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gebrauchte geflügelte Wort.

Und dann kam der für das Landsturmbataillon so sehr denkwürdige Tag. Infolge einer notwendig gewordenen Truppenverschiebung war in der Kampffront eine Lücke entstanden. Von der sich zurückziehenden Hauptmacht des Feindes war ein Truppenteil abgesprengt worden. Dieser abgesprengte Truppenteil hatte die Lücke entdeckt und, ohne von dem Rückzuge etwas zu wissen, ein in der Lücke befindliches Dorf besetzt und befestigt. Da erhielt das Landsturmbataillon den Befehl, dieses Dorf zu besetzen. Im Hauptquartier, von wo der Befehl kam, war man der Meinung, das Dorf sei vom Feinde frei und man könne die Etappenstation nachziehen. Und als nun eine Kompagnie vorrückte, den Befehl auszuführen, sah sie sich plötzlich einem Gegner gegenüber, der, auf seine Übermacht pochend, gar nicht daran dachte, das Dorf herzugeben. So befand sich denn die vorgehende Truppe, ehe sie es sich recht klarmachen konnte, im schönsten Gefecht. Was sich die alten Landsturmleute schon lange gewünscht hatten und was zu ihrem größten Kummer nie in Erfüllung gehen sollte, war Tatsache geworden. Freilich viel ernster, als sie sich geträumt hatten.

Nun ist das ja so eine Sache, das mit der Kriegstüchtigkeit und mit dem draufgängerischen Mut. Man muß sich an alles gewöhnen. Auch an das Muthaben und an das Mutzeigen. Das ist auch ganz gut so. Bekäme man den Mut gleich von Hause aus mit, ebenso wie den Appetit zum Essen, so wäre der Mut eines Soldaten ja gar nichts Ruhmvolles und durchaus nicht etwas, worauf er stolz sein könnte. Man ist ja auch nicht stolz

Der Einzige.

Nach einem Gemälde von Paul Barthel.



darauf, daß man ein paar Lungenflügel hat; denn man kann nichts dafür. Und so darf man sich auch nicht wundern, daß den alten Knaben zuerst, als die Spitze Maschinengewehrfeuer bekam, ziemlich heftig der Atem ausging. Sie lagen sofort auf der Erde wie hingepflastert. Eine ganze lange Weile muckften sie nicht und dachten überhaupt nichts. Dann überlegten sie sich die Sache und kamen zu der Überzeugung, daß das Dorf genommen werden müsse, möge es kosten, was es wolle. Im Hauptquartier werde man schon genau wissen, warum dieses Dorf in unseren Händen sein muß. Die Oberleitung verläßt sich darauf, daß der Befehl ausgeführt ist und richtet ihren Plan dementsprechend ein. Und wenn das Dorf, entgegen dem Befehl, dann nicht in unserem Besitze ist — was kann das für eine heillose Geschichte geben? Unter Umständen kann der ganze bisherige so teuer erkaufte Erfolg dieses Feldzuges zum Teufel sein. Und überall persönlich anwesend können weder Hindenburg noch Ludendorff noch Mackensen sein, um nach dem Rechten zu sehen. Wenn der Befehl kommt, das Dorf ist zu besetzen, so wird es eben besetzt, damit basta. Ob nun darin ein halbes Regiment Russen sitzt oder nicht, ist ganz gleichgültig; wenn sie nicht freiwillig gehen, werden sie eben hinausgeschmissen. Der Feind, mag er auch noch so stark sein, ist überhaupt kein Hinderungsgrund, einen erhaltenen Befehl auszuführen; und ein Entschuldigungsgrund ist der Feind, ganz besonders wenn es Russen sind, nun schon gar nicht. Also!

So dachten der Hauptmann und die Zugführer, so dachten aber auch sämtliche Landsturmleute. Die werden doch nicht etwa die Nachrede auf sich sitzen lassen, daß man sich auf sie nicht verlassen könne? Das gibt's einfach nicht.

Freilich: das war viel leichter geredet als getan. Denn die Russen dachten gar nicht daran, davonzulaufen. Sie rasselten mit ihren Maschinengewehren, daß es nur so hagelte. Und jetzt, als die Kompagnie sich im Liegen in Schützenlinie auseinanderzog, prasselten auch noch die Gewehrkugeln dazwischen. Na, jedenfalls war es eine wahre Herzensfreude.

Trotzdem rückten sie vorwärts. Sie ließen sich allerdings Zeit; doch das hätte ihnen sicher niemand übelgenommen. Sie kamen immer näher heran. Die letzten dreihundert Meter wurden ihnen aber schon sehr sauer. Die Sprünge wurden immer kürzer und immer schleppender. Sehr verständlich: die Jahre, die man auf dem Rücken mit herumschleppen muß, lassen sich nicht so ohne weiteres durch ein Kommandowort abschütteln. Die sitzen fest. Außerdem hatten die Russen auch bereits eine gute Anzahl Treffer zu verzeichnen.

Nun waren es nur noch etwa hundertundfünfzig Schritte. Ein Zurückgehen hätte eigentlich auch keinen rechten Zweck gehabt. War man schon so weit gekommen, dann würde man auch noch weiter kommen. Zudem würde ein Zurückgehen kostspieliger werden als ein Vorgehen. Und das Wichtigste: das Dorf muß besetzt werden.

Der Hauptmann überlegte hin und her. Von hier aus muß der Sturm befohlen werden, anders geht es nicht. Ein unerfahrener Offizier würde ihn auch sofort kommandieren. Aber was dann, wenn der Befehl nicht vollzogen wird? Bei aller Disziplin, die da herrscht, so etwas ist möglich, denkt der Offizier, und dann verlöre er die Leute ganz aus der Hand, es würde eine Panik entstehen und er brächte keinen Mann mehr zurück. Soldaten sind Menschen und keine Maschinen, am wenigsten sind es Landsturmleute.

Abwarten! denkt der Hauptmann. Von drüben knallt es ununterbrochen; und wenn sich hier nur ein Tschako rührt, dann krachen drüben gleich ein halbes Dutzend Maschinengewehre los. Aber während der Hauptmann noch darüber nachgrübelt, welcher Augenblick wohl der geeignetste sein könnte, um mit einigem Erfolg stürmen zu können, schreit plötzlich eine lustige Stimme: „Herbertche, geh' ock nich so dichte ra', die Russe beiße!"

Das sprang hell die Schützenlinie entlang. Es kam so unerwartet, daß eine kleine Weile alles mäuschenstill war. Aber dann brach ein solch unbekümmertes lautes Lachen aus, daß die Unsicheren sich zu schämen begannen und die anderen Witze über die Köpfe hinwegjonglierten. Und mitten aus diesem Lachen heraus schrie dieselbe helle Stimme: „Na los, Herbertche, druff uff die Kerle!"

Da wollte der Hauptmann kommandieren. Aber er kam nicht dazu. Denn die Landstürmer konnten die Zeit nicht abwarten. Ein paar schrien gleichzeitig „Hurra!" und die ganze Linie sprang auf und stürzte, halb noch im Lachen, halb schreiend, mit gefälltem Gewehr gegen das Dorf. Sie hatten den Ernst der Lage ganz und gar vergessen und scherten sich den Teufel um Russen und Maschinengewehre. Als sie dann endlich zur Besinnung kamen, waren sie höchlichst erstaunt, daß sie im Besitze des Dorfes waren, achthundertundsiebzig Russen zu Gefangenen gemacht und neun Maschinengewehre erbeutet hatten. Was vor einer Viertelstunde ihnen ganz unmöglich erschien, war geschehen, ohne daß sie recht wußten, wie. Das eine wußten sie jetzt aber auch: hätte der Hauptmann vor dem „Herbertche!" den Befehl gegeben, sie hätten ihn um alles in der Welt nicht ausgeführt. Die Fähigkeit hätte ihnen gefehlt.

Als sie dann die traurige Arbeit verrichten mußten, die gefallenen Kameraden zu suchen, fanden sie diese alle mit einem Lächeln auf den bleichgewordenen Lippen. Kann es einen beneidenswerteren Tod geben als einen lachenden? Also, warum trauert ihr?

Sollet ihr alle, Tote und Überlebende, Mutter Beleke nicht dankbar sein? Den einen schenkte sie einen glorreichen Sieg, den anderen einen lachenden Tod. Und doch war es nichts weiter, als die Besorgnis einer liebenden Mutter.

Kriegsentschädigungen.

Von Dr. Hermann Friedemann.

Das Wort traf eigentlich niemals genau: sein Bedeutungskreislauf führt von der Beute zur Kontribution wieder zurück. Die Urzeit aller Völker und Heere dachte an keine Kriegskosten, die hätten zurückgezahlt werden können. Der Krieg war, wirtschaftlich genommen, ein Plünderungs- und Verwüstungszug: ein Mittel, die Kriegführenden unmittelbar zu bereichern. Ging es glücklich aus, so blieben die Sieger, wie etwa die germanischen Stämme, als Kriegerkaste im eroberten Lande sitzen und lebten von der Hörigkeit der einheimischen Bevölkerung. Blieben sie nicht im Lande, so war eine „Kriegsentschädigung" im späteren Sinne schon deshalb nicht möglich, weil sie eine ziemlich entwickelte Geldwirtschaft voraussetzt. Dagegen ward schon früh eine andere Leistung des Besiegten verlangt: der Tribut. Besonders Nomadenvölker, die gar keine Neigung hatten, ansässig zu werden, verzichteten auf die Abtretung von Land und erzwangen dafür die dauernde Leistung eines

Naturaltributs. So taten unter anderen während des 9. Jahrhunderts die Ungarn, bis der Sieg des deutschen Königs Heinrich auf dem Lechfeld ihren Raubzügen einstweilen ein Ende setzte. Die Herausforderung zum Entscheidungskampf bestand aber darin, daß der König diesmal anstatt des Tributes einen räudigen Hund überbringen ließ. Wunderlich nehmen sich die Kriegszahlungen aus, wo eine schon hoch entwickelte Geldwirtschaft aus Metallmangel in Naturalwirtschaft zurückgefallen war. So forderte der Gotenkönig Alarich vom bezwungenen Rom eine Abgabe von — 200000 Pfund Pfeffer.

Kriegsentschädigungen in unserem Sinne dagegen kennt der republikanische Römerstaat. Die erste große Kostenentschädigung dieser Art trieb Rom nach dem ersten Punischen Krieg von den Karthagern ein: der Friede des Jahres 241 v. Chr. verpflichtete Karthago zur Zahlung von 3200 Talenten oder 16 Millionen Mark unseres Geldes. Für die Aufbringung dieser Summe, die, nach dem verminderten Kaufwert des Geldes, einem Betrage von 80 Millionen Mark in unserer Zeit entsprechen würde, war eine Frist von zehn Jahren gestellt. Die größte Kriegsentschädigung, von der wir aus dem Altertum wissen, wurde im Jahr 190 v. Chr. von dem König Antiochus von Syrien an die Römer gezahlt und betrug 15000 Talente oder 75 (300—400) Millionen Mark. Daß solche Abgaben nur der Form nach „Entschädigungen" sind, darüber hinaus aber den Zweck haben, die Geldkraft des Gegners wirksam und nach Möglichkeit dauernd zu schwächen, hat man im 3. Jahrhundert v. Chr. so gut gewußt wie in unserer Zeit. Daher verteilten die Römer die Kriegskontribution, die Karthago nach dem zweiten Punischen Krieg ihnen zu zahlen hatte, mit Vorbedacht auf ein halbes Jahrhundert: 200 Talente jährlich.

Nach der Niederwerfung des Syrerkönigs hat Rom beträchtliche Kriegsentschädigungen nicht mehr erhalten. Es war eben ins Zeitalter der Eroberungen eingetreten, währenddessen es die Gebiete der Besiegten zu Provinzen machte oder nur noch mit barbarischen, einer Geldleistung unfähigen Völkerschaften zu tun hatte. Während des Mittelalters verbot die unentwickelte Geldwirtschaft die Zahlung bedeutender Entschädigungssummen. Selbst der Dreißigjährige Krieg bewirkte auf diesem Gebiet nur eine Kostenentschädigung von 5 Millionen Reichstalern an Schweden.

Das Zeitalter der großen Kontributionen beginnt mit den napoleonischen Kriegen. Dem verwüsteten und verkleinerten Preußen wurde vom Sieger die verhältnismäßig ungeheure Leistung von 120 Millionen Talern auferlegt; hinzu kamen noch die bedeutenden Abgaben einzelner Städte und Provinzen. Hat doch einige Jahre später Davoust der Freien Stadt Hamburg (damals 80000 Einwohner!) nicht weniger als 75 Millionen Frank abgepreßt. Es war daher keine übertriebene Forderung, wenn beim zweiten Pariser Frieden die Verbündeten Frankreich eine Kriegsentschädigung von 700 Millionen Frank auferlegten. Welches Entsetzen dann im Jahr 1871 Bismarcks Milliardenforderung erregte, ist bekannt. Obwohl im Laufe der Verhandlungen der Betrag von 6 Milliarden Frank auf 5 Milliarden ermäßigt wurde, schien auch außerhalb Frankreichs die Summe unfaßlich. Gleichwohl wurde sie, schneller als zu vermuten war, bis zum Jahr 1873 bezahlt. Diese 5000 Millionen (zu denen noch 500 Millionen Kontribution der Stadt Paris hinzukamen) sind das Lehrbeispiel der einmaligen großen Kriegsabgabe, deren Zweck es ist, weit über die eigentliche Kostenentschädigung hinaus, den Gegner finanziell und somit militärisch zu schwächen. Denn die Kriegskosten Deutschlands betrugen, hoch gerechnet, 1500 Millionen Mark. Es konnten aus dem Ertrag der Kriegsentschädigung die Anleihen des Norddeutschen Bundes zurückgezahlt werden, 120 Millionen wurden als Barkapital in den Juliusturm gelegt, 560 Millionen bildeten den Reichsinvalidenfonds. Daß noch bedeutende freie Kapitalien übrigblieben, deren Wirkung die Gründerzeit war, erwies sich als ein fragwürdiger Gewinn.

Fast schien es, als sei damit die Zeit der Kriegsentschädigungen vorübergegangen. Milliardensummen wurden nicht mehr genannt; und wenn Entschädigungen verlangt wurden, so nahmen sie technisch verwickeltere und zugleich mildere Formen an. Nachdem Ende der siebziger Jahre Rußland, mühsam genug, die Türkei überwältigt hatte, verlangte es, ganz ähnlich wie Rom von Karthago, vom osmanischen Reich eine Kontribution, deren Zahlungsfrist nicht weniger als 75 Jahre umfaßte. Auf eigentümliche Weise ist die Türkei vor einigen Jahren die Tributlast losgeworden. Als nämlich, unmittelbar nach der Annektion Bosniens und der Herzegowina durch Österreich Bulgarien die Abhängigkeit Ostrumeliens von der türkischen Oberhoheit für aufgehoben erklärte und etwa 100 Millionen Reugeld bezahlen sollte, griff Rußland ein und entschädigte die Türkei durch Erlaß der noch fälligen Kontributionsraten. Auch die 400 Millionen Taels (1200 Millionen Mark), deren Zahlung nach dem Boxerkrieg den Chinesen auferlegt wurde, wurden nicht in Bargeld hergegeben, sondern in eine Staatsschuld verwandelt und übrigens zum erheblichen Teil (z. B. von den Amerikanern) wieder erlassen. Nach dem mandschurischen Krieg brauchte Rußland eine Entschädigung nicht zu leisten, ebensowenig die Türkei nach dem lybischen und nach dem Balkankrieg. Im Gegenteil: man beobachtet in den letzten Jahrzehnten die eigentümliche Erscheinung, daß die Kostenrechnung des Sieges vom — Sieger bezahlt wird. Die Kriege der letzten Zeit wurden fast durchweg von wirtschaftlich entwickelten gegen wirtschaftlich unentwickelte Staaten geführt und endeten mit großen Gebietserwerbungen. Dadurch entstand für den Sieger die Pflicht, die eroberten Gebiete zu entwickeln, den Besiegten, der nicht in einen Verzweiflungskampf getrieben werden sollte, mit Anleihen zu unterstützen und womöglich einen Teil seiner Schulden zu übernehmen. So hat Frankreich den Sultan von Marokko hauptsächlich dadurch bezwungen, daß es ihm — Geld lieh. Italien vergütete der Türkei die bisherigen lybischen Einnahmen und erklärte sich außerdem bereit, die tripolitanischen Scheichs mit Geldern zu „wohltätigen Zwecken" zu unterstützen. Die Balkanstaaten Serbien, Bulgarien und Griechenland mußten ihre Eroberungen teuer bezahlen, indem ihnen die Aufgabe zufiel, den Schuldenanteil der neu erworbenen Gebiete zu übernehmen, die Einkünfte der Krongüter abzulösen, die Eisenbahnrechte aufzukaufen usw. Vom Standpunkt ihrer Finanzen durften sie sagen: Weh uns, wir haben gesiegt! Während die Türkei im wesentlichen nur — Schulden abtrat.

Wird, nach dieser Entwicklung, die Zeit der großen Kriegsentschädigungen wiederkehren? Daß man, zumindest bei unseren Gegnern, an solche nicht nur, sondern an eine atemschnürende Dauerkontribution nach römischem Muster denkt, beweisen unter anderen französische Phantasien, nach denen man dem zu besiegenden Deutschland im Zeitraum von (ausgerechnet) 101 Jahr 101 Milliarde abnehmen will. Insofern haben sich die Zeiten gewiß geändert, als auch die größte Kriegsentschädigung an die ungeheuren Kriegskosten einer der kämpfenden Staatengruppen nicht heranreichen würde. Welche Folgerungen aus dieser Tatsache zu ziehen sein werden, das hängt völlig von den Voraussetzungen des Friedensschlusses ab und ist zurzeit nicht abzusehen.



Mußestunden auf dem westlichen Kriegsschauplatz: Der Kriegskünstler und sein Modell.

Krieg und Funkentelegraphie.

Von Dr. Richard Hennig.

England war seit Beginn des großen Krieges stets erheblich mehr darum besorgt, auf dem Papier als im Felde zu siegen. Während seine militärischen Anstrengungen im Felde, gemessen an denen der anderen Großmächte, recht bescheiden waren, was ihm speziell seine Bundesgenossen wiederholt recht ungehalten vorgeworfen haben, war es aufs sorgsamste darauf bedacht, den Weltnachrichtendienst, den es fast unbeschränkt beherrscht, in der Weise auszunutzen, daß die überseeischen Länder die Kriegsereignisse in Europa nur so zu sehen bekamen, wie es der englischen Auffassung genehm war. Tag für Tag meldeten, zumal in der ersten Zeit, die großen Überseekabel Nachrichten über glänzende englische Siege, zerschmetternde deutsche Niederlagen, dazu über deutsche Grausamkeiten, Völkerrechtsbrüche usw. Man weiß, welche Früchte dieser systematische Verleumdungs- und Vergiftungsfeldzug getragen hat, der urteilslose „Neutrale“ in maßloser Weise gegen Deutschland aufhetzte und den Übersee-Deutschen ungezählte schwere Stunden der Sorge um ihr bedrohtes Vaterland bereitet hat.

Deutschland war gegen diese Art von Kriegführung, deren Niedrigkeit für deutsches Empfinden unfaßbar bleibt, anfangs so gut wie wehrlos. Die einzigen deutschen Überseekabel, die von deutschem Boden (Borkum) in andere Erdteile, und zwar nach Nord- ~~und~~ Südamerika führen, wurden von den Engländern gleich am ersten Tage nach der Kriegserklärung (es war bezeichnenderweise die erste Kriegshandlung der Engländer überhaupt!) im Ärmelkanal aufgefischt und zerschnitten. An anderen Überseekabeln standen aber ausschließlich französische und englische zur Verfügung (außerdem nach Ostasien die transsibirische Landlinie der Russen), die selbstverständlich mit Kriegsausbruch für Deutschland vollkommen gesperrt waren. Neutrale Überseekabel gab es nicht, jedenfalls keine, die den europäischen Kontinent erreichten, denn die Amerikaner waren kurzsichtig genug gewesen, ihre verschiedenen transatlantischen Kabel samt und sonders auf englischem Boden landen zu lassen, womit sie natürlich vollständig in britische Abhängigkeit gerieten, und zwar in so hohem Maße, daß selbst Telegramme von Amerikanern aus Europa nach Amerika, für die die Gebühr voll bezahlt war, entweder in England festgehalten oder gar gefälscht weitergegeben wurden, sobald sie das Geringste enthielten, was den Engländern nicht ganz angenehm war. Auch über das neutrale europäische Ausland konnte die Wahrheit daher nirgends — mit Ausnahme des türkischen Vorderasien — nach anderen Erdteilen dringen, da auch die neutralen Länder sämtlich von der englischen Kabelwillkür abhängig und gänzlich wehrlos dagegen waren, so daß z. B. aus Schweden Klagen ertönten: von je fünf Handelstelegrammen nach Amerika gingen durchschnittlich vier in England „verloren“, obwohl die Gebühren für alle fünf bezahlt werden müßten.

Daß es unter solchen Umständen natürlich für Deutschland ganz unmöglich war, sich des großen Welt-Seekabelnetzes zu bedienen, liegt auf der Hand. Nach Englands Willen sollte Deutschland, wie auf anderen Gebieten, so auch im Nachrichtenwesen, „ausgehungert“ werden, sollte außerstande sein, von überseeischen Ländern Nachrichten zu empfangen und selbst welche dorthin zu senden. Auch dieser menschenfreundliche Plan Albions ist, wie die meisten anderen Maßnahmen zur wirtschaftlichen Bekämpfung Deutschlands, kläglich gescheitert. Deutschland sah sich, fast wider eigenes Erwarten, in die Lage versetzt, seine

bedeutungsvollsten Mitteilungen, insbesondere die täglichen Berichte der Obersten Heeresleitung, auf dem schnellsten Wege Tag für Tag in einen großen Teil der überseeischen Welt, und zwar gerade in den kulturell wichtigsten, nämlich in die Länder Amerikas und Ostasiens, gelangen zu lassen. Deutschland war hierzu befähigt durch die erstaunlich großartigen Leistungen der drahtlosen Telegraphie.

Wenige Wochen vor Ausbruch des Weltkriegs, am 19. Juni 1914, wechselte Kaiser Wilhelm II. gelegentlich eines Besuchs auf der neuen drahtlosen Riesenstation in Eilvese bei Hannover funkentelegraphische Grüße mit Wilson, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, durch direkten Funkspruch Eilvese—Sayville (Küstenstation der Vereinigten Staaten). Was damals eine halbe Spielerei und doch auch eine ernste Huldigung an die Leistungsfähigkeit der modernen Technik war, das wurde nur zwei Monate später ein unschätzbar wertvolles Mittel, der niedrigen Gesinnung einer auf Vergiftung der neutralen Urteile über Deutschland bedachten englischen Kriegführung ein Schnippchen zu schlagen. Die Station in Eilvese und in noch erhöhtem Maße der große, berühmte Funkenturm in Nauen, der, nachdem er am 30. März 1912 in einem Sturm zusammengestürzt war, in doppelter Höhe, 200 m hoch, aufs neue aufgebaut war, funkten die deutschen Kriegsnachrichten Tag für Tag über den Ozean nach den beiden amerikanischen Küstenstationen Sayville und Tuckerton. Von hier wurden die deutschen (und österreichischen) Kriegsberichte, nachdem am Tage nach der großen Lothringer Schlacht vom 20. August dieser Weg zum erstenmal benutzt worden war, an die deutsche (bzw. österreichisch-ungarische) Botschaft in Washington weiter depeschiert, und diese gaben die Mitteilungen auf gewöhnlichem telegraphischen Wege an alle diplomatischen Vertretungen der beiden Kaiserreiche in den amerikanischen Staaten sowie in Ostasien zur Verbreitung an die Presse weiter. Die Methode arbeitete tadellos und verhältnismäßig sehr schnell. So wurde z. B. der Bericht der Obersten Heeresleitung vom 12. Februar 1915 mit der Nachricht über den ersten großen Teilerfolg der gewaltigen Winterschlacht in Masuren, der in Berlin erst gegen Abend des 12. Februar ausgegeben wurde, in Mexiko und anderen amerikanischen Städten bereits am Morgen des 13. Februar durch die dortigen deutschen Zeitungen im Wortlaut mitgeteilt. Zahlreiche mexikanische und argentinische Blätter, die zu uns gelangen, zeigen uns, wie tadellos der funkentelegraphische Nachrichtendienst arbeitet.

Den Engländern war die Tätigkeit der deutschen und amerikanischen Funkentürme und die erfolgreiche Aufklärungsarbeit der feindlichen Botschaften in Washington in Wahrheit ein Dorn im Auge. Der ganze große Vorteil, den sie sich mit ihrem jahrzehntelangen, mühevollen und überaus geschickten Streben nach einer Monopolisierung des Welttelegraphenverkehrs für den Kriegsfall verschafft hatten, war in einem der wichtigsten Teile in Frage gestellt, wenn das feindliche Deutschland so leicht in der Lage war, die strenge englische Nachrichtenzensur zu umgehen und der verhaßten Wahrheit eine Gasse nach Amerika zu bahnen. Man ließ daher in England alle Minen springen, um den deutschen Funkendepeschen den Weg zu verlegen. Die amerikanische Regierung, die sich ja stets im Kriege als gehorsamer Diener der Londoner Downing Street erwies, wurde zunächst veranlaßt, die Funkentürme in Sayville und Tuckerton, die Privatbesitz waren, zu beschlagnahmen und bis auf weiteres in staatlichen Betrieb zu nehmen. Auch mußte die Unionsregierung Beauftragte entsenden, die feststellen sollten, daß die deutsche Botschaft in Washington keine eigene, insgeheim errichtete drahtlose Station irgendwo in den amerikanischen Wäldern unterhalte! Englische Versuche, die Übertragung der Nauener Depeschen nach Sayville durch eigene starke drahtlose Ströme zu stören, erwiesen sich als wenig und nur vorübergehend wirksam; man verzichtete daher bald auf das etwas kindliche „Dazwischenfunken“ und nahm zu wirksameren, noch mehr englischen Gegenmaßnahmen seine Zuflucht, indem man allenthalben in der Welt die Kunde verbreitete, die von den beiden Washingtoner Botschaften ausgegebenen Nachrichten stellten gar nicht die amtlichen deutschen und österreichischen Berichte dar, sondern würden in Washington selbst fabriziert und seien daher als reine Dichtungen zu bewerten. Da aber schwangen sich die Amerikaner zu der im Verkehr mit England für sie ganz ungewohnten Energie auf, daß sie amtlich erklären ließen, die beanstandeten Meldungen seien in der Tat von der Station in Sayville als Depeschen aus Nauen in Empfang genommen worden. Als alle anderen Mittel nicht verfingen, die deutschen Depeschen zu unterbinden oder zu diskreditieren, versuchten englische Agenten im Frühjahr 1915 sogar einen Bombenanschlag gegen die Station in Sayville, der aber rechtzeitig entdeckt und vereitelt wurde, so daß auch dieser Versuch, die unerwarteterweise vereitelte „Telegraphen-Aushungerung“ Deutschlands doch noch durchzusetzen, scheiterte. Anfang Juli hieß es schließlich, die amerikanische Regierung habe auf Englands Drängen eine „strengere Zensur“ über die Station in Sayville verhängt, damit keinerlei „militärische Nachrichten“ übermittelt würden. Ob hiervon auch die Berichte der deutschen Obersten Heeresleitung betroffen werden sollen, läßt sich zur Stunde noch nicht übersehen. Den Engländern könnte natürlich nichts Lieberes geschehen, als durch solche Hintertür die verhaßten Nauener Funksprüche zum Schweigen zu bringen; die Vereinigten Staaten aber werden, wenn sie sich nicht völlig zum englischen Vasallenstaat erniedrigen und den 4. Juli 1776 aus der Geschichte ausstreichen wollen, auf die Wahrung ihrer nationalen Würde insoweit bedacht sein müssen, daß sie sich nicht im eigenen Hause Vorschriften machen lassen.

Wenn die Pläne von Deutschlands Feinden sämtlich so kläglich zunichte geworden sind, so dankt Deutschland dies nächst der unvergleichlichen Haltung seiner Truppen und seiner Zivilbevölkerung vor allem dem sehr hohen Stande seiner Technik. Die Unterseeboote und die Zeppelin-Luftschiffe, die 42-cm-Mörser und die drahtlose Telegraphie, sie haben vor allem geholfen, den Krieg zu einem für Deutschland guten Ende zu führen. Die vorstehenden Ausführungen geben noch durchaus kein erschöpfendes Bild davon, was Deutschland der drahtlosen Telegraphie zu danken hat, aber sie lassen uns einen Einblick tun, wie reichen Segen das Streben der deutschen Technik nach höchstentwickelten und mustergültigen Leistungen in ernstester Zeit getragen hat!



Nachtkampf in Südtirol. Nach einer Zeichnung von W. Merker.





Blick auf London und die Towerbrücke.

Englische Häfen im deutschen Luftkampfbereich.

Von Victor Ottmann. (Hierzu sechs Abbildungen.)

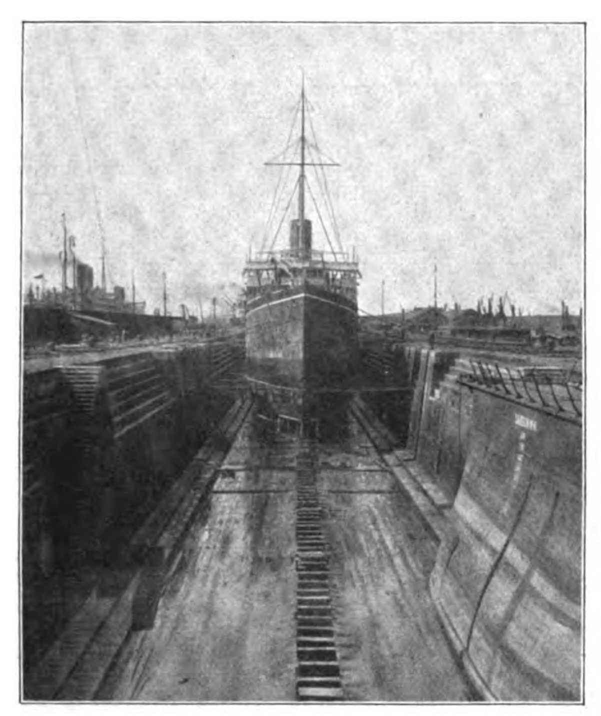
Die Seele des englischen Volkes wird in so ausgeprägter Weise von „insularen" Anschauungen beherrscht, daß dieser besondere „Inselgeist" nicht nur die englische Politik, sondern auch das ganze Denken und Handeln des Briten, des Mannes von Wissen so gut wie des Mannes von der Straße, in bestimmte Bahnen gelenkt hat. Das Gefühl der Sicherheit in einem rings vom Meer umspülten Lande, dessen natürlicher Schutz noch durch die mächtigste Flotte verstärkt wird, das Bewußtsein, daß in allen Winkeln der Welt Großbritanniens Banner weht, die englische Sprache klingt, englische Sitte Geltung hat und Bewunderung findet — darin sowie in der eigentümlichen Geistesrichtung eines selbstgefälligen Puritanertums wurzelt jenes Hochgefühl, das der Brite selber als Stolz, andere Völker als Überhebung und Dünkel empfinden, und von dem auch die freiesten Geister drüben niemals ganz frei waren. Denn mögen sie, wie Thackeray und Shaw, den Snobismus ihrer Landsleute auch noch so scharf verspotten, im Grunde ihrer Seele waren und sind sie doch ehrlich davon überzeugt, daß der gebildete Brite die höchstentwickelte Menschenform der Erde darstellt.

Ob dieser Inselgeist durch die Ereignisse des gegenwärtigen Krieges nicht doch einen wuchtigen Stoß erhalten wird? Ja oder nein, wer kann das jetzt sagen! Aber soviel ist wohl heute schon sicher, daß den denkenden Teil der britischen Bevölkerung allerlei Zweifel beschleichen. Er sieht das stolzeste Instrument der britischen Macht, die Flotte, tatenlos in den Häfen versteckt, und muß es erleben, daß zwei neue, von den Deutschen zu hoher Vollendung gebrachte Waffen, das Unterseeboot und das Luftschiff, die materiellen Grundlagen des Inselgeistes auf das empfindlichste bedrohen. Er nennt die beiden Waffen „unfair" und „unsportmäßig", und würde sich doch keinen Augenblick bedenken, sie in noch viel schärferer Weise gegen uns anzuwenden, wenn er sie in derselben Vollkommenheit besäße. Es bangt ihm für seine schönen Häfen, seine Docks und Speicher, für alle die großartig ausgebauten Stützpunkte einer Welthandelsherrschaft, auf die er bisher mit Recht so stolz war. Denn diese deutschen Luftkreuzer sind respektlos genug, ihr gutes Kriegsrecht geltend zu machen und den Feind in seinen Häfen aufzusuchen, weil er nicht zu uns kommen will oder kann.

Sehen wir uns einmal die Seeplätze an, die da hauptsächlich in Betracht kommen und die zum Teil schon die Bekanntschaft mit deutschen Bomben machen mußten. Die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse Englands bedingen es ja, daß fast alle großen Städte des Landes Seehäfen sind. Den weitaus vornehmsten Rang unter ihnen darf auch heute noch immer London in Anspruch nehmen, obgleich ihm auch in Liverpool und Glasgow kräftige Nebenbuhler erwachsen sind. Noch immer behauptet



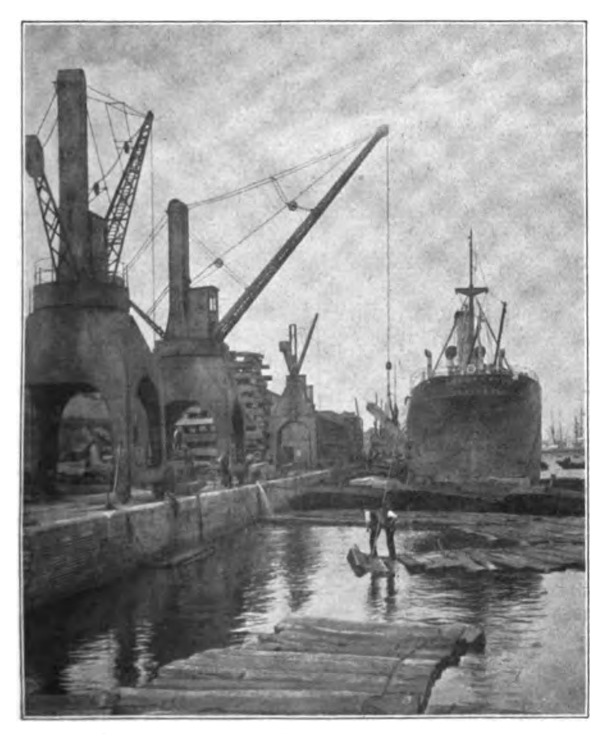
Kohlen im Hafen von Portsmouth.



Das Trockendock des Londoner Tilbury-Docks.

Ueberblick über das Londoner Tilbury-Dock.

der Londoner nicht zuviel, wenn er seinen Hafen als „das Herz des Welthandels“ bezeichnet und weder Hamburg noch Antwerpen und nicht einmal Newyork daneben gelten lassen will. Im engeren Sinne des Wortes umfaßt der Londoner Hafen zwar nur jene Schiffahrtsanlagen, die in London selbst und im Bannkreise der Riesenstadt liegen, also am Themselauf von der London-Brücke bis etwas über Woolwich hinaus; aber im weiteren Sinne darf man den ganzen Unterlauf der Themse bis zu der meerbusenartig breiten Mündung bei Sheerneß dazu rechnen, das ist insgesamt eine Strecke von 75 km. Denn die an der unteren Themse liegenden Seehäfen, wie Tilbury und Gravesend, sind nur als Londoner Hafenvororte zu betrachten, als Liegeplätze der größten Ozeandampfer, denen ihr Tiefgang den Zutritt zum eigentlichen Londoner Hafen erschwert. Besonders Tilbury mit seinen großartigen Docks hat sich in letzter Zeit glänzend entwickelt. Das Fort von Tilbury und noch drei andere große Forts verteidi-



Das Südwest-Indien-Dock in London, Kaianlage.



Blick von der Londoner Towerbrücke nach der Londonbrücke.

gen das Londoner Hafengebiet; weitere starke Befestigungen liegen an der Themse-Einfahrt, die überdies einen starken natürlichen Schutz durch ihre gefürchteten Sandbänke genießt.

Der eigentliche Londoner Hafen beginnt, wie schon gesagt, bei Woolwich, dem Hauptwaffenplatz Londons und Sitz des großen Staatsarsenals, das durchschnittlich stets 15000 Arbeiter beschäftigt. Gegenüber von Woolwich, am linken Themse-Ufer, erstrecken sich in einer Ausdehnung von 5 km die kolossalen Wasserbecken der Viktoria- und Albert-Docks. Sie gelten für die größten und besteingerichteten Hafenanlagen der Welt. Ja, hier bekommt man einen Begriff davon, was Worte wie Welthandel und Weltverkehr zu bedeuten haben! Hier liegen zahllose Schiffe des britischen Kolonialdienstes, hier rasseln die Anker, heulen die Pfeifen, tönt scharf und prasselnd das Höllenkonzert der hydraulischen Hämmer, hier reihen sich in buntester Abwechslung Lade-Ufer, Wasserbecken, Trockendocks, Hebekrane, Speicher, Getreidesilos, Packhöfe aneinander. Weiter nach der Stadt zu folgen bei Poplar die West- und Ostindiendocks und Millwalldocks, die hauptsächlich dem Seehandel mit Indien dienen, und bei Rotherhithe die Surrey Commercial Docks mit ihren mächtigen Stapelplätzen von überseeischen Hölzern. Noch weiter stromauf bis zur London-Brücke kommt dann der Pool, wie dieser Teil der Themse genannt wird, der Liegeplatz der kleineren Schiffe. Seinen Mittelpunkt bilden die London-Docks, ein düsterer, rauchgeschwärzter Komplex inmitten der Elendsgassen des Ostends, und die St. Katharine-Docks im Herzen der Stadt bei der Tower-Brücke und dem altehrwürdigen, von blutiger Romantik umwitterten Tower. Staunend sieht der Besucher in den Lagerhäusern der Londoner Docks allen Reichtum der weiten Welt ausgebreitet und angehäuft. Kanada schickt seinen Weizen, Australien sein gefrorenes Fleisch, der Süden der Vereinigten Staaten seine schneeweiße Baumwolle, China seinen Tee, Kuba seinen Tabak, Ägypten seinen Zucker, Spanien seine schweren Weine, Afrika sein Elfenbein und seine Straußenfedern. Unermeßliche Werte liegen hier aufgespeichert, harren des Weitertransports und werden zum Teil in regelmäßigen Auktionen versteigert. Viele Zehntausende von Arbeitern, kaufmännischen Angestellten und Zwischenhändlern suchen und finden im betäubenden Wirrwarr der Londoner Docks ihr tägliches Brot.

Können die anderen Hafenplätze, die im Gefechtsbereich der deutschen Luftkreuzer und Flugzeuge liegen, sich auch nicht mit London messen, so sind sie doch wichtig genug und für die Landesverteidigung von hoher Bedeutung. Die Doppelstadt Rochester-Chatham am Medway, kurz vor seiner Mündung in die Themse, ist einer der stärksten Flotten- und Kriegsplätze Englands und Sitz des „Royal Dockyard", der die im größten Maßstabe angelegten Werften und Arsenale der Kriegsmarine enthält. Dort, wo das rechte Themse-Ufer an der Mündung scharf nach Süden abbiegt und in die Kanalküste übergeht, in nächster Nähe des durch seine Austern berühmten Whitstable, liegen die befestigten Städte Margate und Ramsgate, die als beliebte Seebäder des Londoner Kleinbürgertums an schönen Sommersonntagen von Menschen wimmeln. Ungleich höhere Wichtigkeit kommt dem an der engsten Stelle des Kanals gelegenen Seehafen Dover zu. Die verkehrsreichste Meeresenge der Welt ist hier, zwischen Dover und dem französischen Kap Gris Nez bei Calais, 33 km breit. Dover liegt an einer kleinen Bucht zwischen den leuchtenden Kreidefelsen, die für die Kanalküste kennzeichnend sind, überragt von dem düsteren Dover Castle, das schon von den Römern angelegt, später von den Sachsen und Normannen weiter ausgebaut wurde. Die Stadt ist zum Schutz der weit ins Meer ragenden Kriegshafenanlagen außerordentlich stark befestigt. Bei der Unzulänglichkeit der natürlichen Bucht war man genötigt, diesen am weitesten gegen das Festland vorgeschobenen Punkt durch Kunstbauten von gewaltigem Umfang zu sichern und die für die Kriegsschiffe nötigen Wasserbecken durch die Anlage ungeheurer Steindämme und Wellenbrecher zu schaffen. Diese Pierbauten haben an Umfang auf Erden nicht ihresgleichen. Der Admiralitätspier von Dover ist 1400 m lang, die beiden östlichen Wellenbrecher bilden einen Schutzwall von fast 3000 m Länge. Der von den Steindämmen umfriedete Kriegshafen kann mindestens 25 Schlachtschiffe größter Art nebst den dazu gehörigen Geschwadern kleiner Fahrzeuge aufnehmen. Als wichtigster Vermittler des Festlandverkehrs befördert Dover in Friedenszeit n jährlich ungefähr 1200000 Personen von England nach dem Festland und umgekehrt, dazu kommt noch der starke Güterverkehr. Der seit langen Jahren erörterte Plan eines Tunnels unter dem Kanal ist bekanntlich immer wieder verworfen worden, weil den Engländern so ungemein viel an ihrer „glänzenden Isolierung" lag. Auch in diesem Punkt gab der englische Inselgeist den Ausschlag.

Der nächste große Kriegshafen an der Kanalküste, Portsmouth, liegt der durch ihre lieblichen Landschaftsbilder berühmten Insel Wight gegenüber und ist mit 200000 Einwohnern die stark befestigte Hauptstation der englischen Flotte. Auf dem Spithead, dem Meeresarm, der Portsmouth von der Insel Wight scheidet, fand einige Wochen vor Ausbruch des Krieges jene riesige Flottenparade statt, die nur einen Vorwand für die Zusammenziehung der englischen Seestreitkräfte bot. Portsmouth schützt die Einfahrt nach dem nahen Southampton, dem bedeutendsten Handelshafen an der Kanalküste.

Die Seehäfen der englischen Nordseeküste lassen sich nicht mit Dover und einem Weltverkehrsplatz wie Southampton vergleichen, sind aber als Ausgangspunkte der Nordseelinien sowie als Heimathäfen großer Fischereiflottillen doch wichtig genug. Die meisten von ihnen haben bereits den Angriff unserer Luftkreuzer erfahren, so das befestigte Southend an der Themsemündung, ein vielbesuchter Badeort der Londoner Ostendbevölkerung, Harwich, durch seinen Festland-Dampferdienst bekannt, und Yarmouth an der Norfolkküste, das im Januar bei einem kühnen Vorstoß unserer Flotte beschossen wurde. Yarmouth und das benachbarte Lowestoft sind die Hauptorte der englischen Heringsfischerei und deshalb von großer Bedeutung für die Lebensmittelversorgung des Landes. Weiter nördlich, am meerbusenartig breiten Mündungsbecken des Humber, liegen Grimsby und Hull. Auch Grimsby ist ein Hauptplatz der englischen Fischerei, etwa 1300 Fischereifahrzeuge mit einer Bemannung von 8000 Mann sind hier beheimatet. Hull, der Hauptstapelplatz für den englischen Norden, ist eine lebhafte Hafen- und Industriestadt von 270000 Einwohnern mit weitläufigen Dockanlagen, ein Mittelpunkt der Holzeinfuhr und ebenfalls große Fischereistation. Zum Schluß mögen noch zwei Städte Nordenglands Erwähnung finden: der blühende Küstenplatz Sunderland, ein Hauptausfuhrhafen des Kohlenhandels mit großen Werften, und das in der Nähe am schiffbaren Tyne gelegene Newcastle, der Mittelpunkt eines großen Kohlenreviers, eine bedeutende Industriestadt von 230000 Einwohnern.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



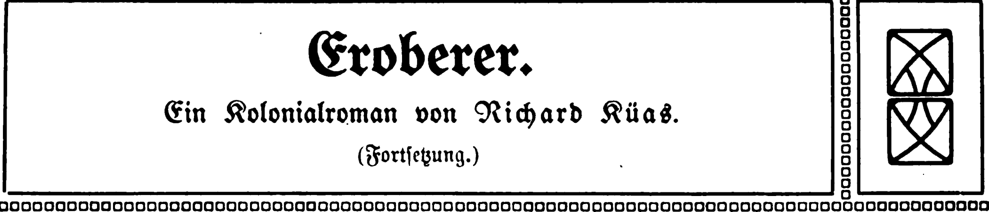
Ich sah dem Tod ins finstre Angesicht
Und stand an manchem frischen Heldengrab;
Ich sah den Würger Krieg und wußte nicht,
Daß es noch Schönheit auf der Erde gab.

Nun kam ich heim und wandre still und scheu
Gleichwie ein Fremder durch die alte Stadt,
Und wie ein Märchen scheint's, daß mich aufs neu
Der Heimatfrieden aufgenommen hat.
Ist's Wirklichkeit? — Noch in der gleichen Bahn
Pulst hier das Leben, friedesam und mild,
Und von dem Kirchturm schaut der Wetterhahn
Hinunter auf das altgewohnte Bild.
Der Marktplatz liegt im hellen Sonnenglanz
Und Frauen sitzen strickend dort vorm Haus,
Und, richtig, drüben aus dem ‚Grünen Kranz'
Schallt Stammtischweisheit in die Welt hinaus.
Aus Blumengärten Kinderlachen dringt,
In jeder Werkstatt hört man Hammerschlag,
Und eine Geige andachtsfreudig singt
Das Largo Händels in den Sommertag.

Und ich war lange fort in Feindesland,
Wo längst des Lebens heitrer Sinn verblich,
Wo aus den Dörfern loderte der Brand
Und die Verzweiflung durch die Gassen schlich.
Ich war im Krieg und wußte nicht bis heut,
Wie stark die Heimat sei und ungebeugt,
Daß sie, von Feinden überall bedräut,
Noch Korn hervorbringt und noch Rosen zeugt.

Und jetzt erst hab' ich freudig voll erkannt,
Was wir geschafft in mancher heißen Schlacht:
Das Glück der Heimat lag in unsrer Hand,
Und mit dem Schwerte haben wir's bewacht.
Es grüßt mich jetzt als schöne Wirklichkeit,
Und alle Bitternis liegt weit zurück . . .
O, nimm mich wieder auf für kurze Zeit,
Du hart erkämpftes stilles Heimatglück!

Hans Ludw. Linkenbach.

Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas.

(Fortsetzung.)

Dreiundeinenhalben Tag später zieht Röding mit seinen sechzig schwarzen Soldaten in der Hauptstadt des Wutefürsten ein.

Kein Beifalls- und Willkommenruf wie sonst empfängt ihn diesmal. Wie aus dem Boden gestampft erscheinen von allen Seiten Gewaffnete. Sie eilen an der kleinen Truppe Rödings vorbei der Stadt zu. In vollem Kriegsschmuck! Die Körper mit Ziegenblut übertüncht. Turako- und Papageienfedern als Kopfschmuck. Im übrigen nackt. Mit Bogen, größer als sie selbst, und Speeren. Die Köcher voller Pfeile, zum Teil vergiftet. Während sie an Rödings kampferprobten Leuten mit finstren Gesichtern vorbeieilen, werfen sie diesen höhnische Bemerkungen zu. „Weißer, heut geht dir's schlecht!"

Die schwarzen Soldaten sehen auf Röding.

Eine Sekunde lang fliegt glühende Röte über Rödings Gesicht, als diesem die Worte der Wutekrieger verdolmetscht werden.

Die Soldaten kannten diese Röte. Sie nannten nicht umsonst Röding „Kochendes Wasser".

Fester schließen sich ihre schwarzen Fäuste um die Kolben ihrer Mauserbüchsen. Sie wußten, wenn Röding so aussah, gab es kein Zurück mehr.

Im nächsten Augenblick hat Röding seinen Gleichmut wiedergewonnen. Ruhig schweifte sein Blick über die kleine Zahl seiner Legionäre. Er wußte, auf jeden einzelnen von ihnen konnte er sich verlassen. Er hatte sie in der Faust wie sich selbst. Im Geiste multiplizierte er ihre Patronenzahl. Hundertzwanzig mal sechzig. Dann Maurer mit dem Maschinengewehr, Schnitter Tod mit der Mähmaschine.

Ernst trafen sich Rödings und Maurers Augen. „Vorwärts! Laßt sie nur kommen!"

Man will Röding und seine Truppe in eine Niederung locken. Er lacht darüber und zieht auf den Marktplatz. Umringt von waffenstarrenden Tausenden stellen sich die Soldaten auf. Ruhig mustert Röding seine Stellung und die seiner Gegner. Die Eingänge zur Stadt besetzt. Jeder Weg verschlossen.

Kalt und schneidend dringt Rödings Stimme durch den Raum: „Maximgeschütz fertig! Jeder Mann fertig zum Schnellfeuer! Auf mein Signal feuern, hauen, stechen, dann drauf, marsch, marsch! Der Feind ist überall! Das zweite Glied kehrt! Mit Hurra nach allen Seiten! Verstanden?!"

„Jawohl!"

Rödings Pfeife schrillt.

Das Maximgeschütz rattert unaufhörlich und reißt blutige Lücken in die jetzt heranstürmenden Feinde, die die kleine Truppe mit einem Pfeil- und Geschoßregen von allen Seiten überschütten. Der Rest war Schnellfeuer, Blitzen aufgepflanzter Seitengewehre, Hurras, gemischt mit den immer schwächer klingenden Kriegsgesängen der weichenden Wutes, die vor dem wahnsinnigen Rasen des Maximgewehres, dem Schnellfeuer der Soldaten und schließlich ihrem Hurra nicht mehr standhielten, sondern nach allen Richtungen auseinanderstoben.

Die scheidende Sonne beleuchtete Rödings Sieg.

Unermeßlich war die Beute.

Als Röding mit seinem braven Maurer mitten in der eroberten Zwingburg des Sklavenräubers sein Abendbrot einnimmt, flammt die Stadt auf.

War es die erklärliche Rache eines der nach vielen Hunderten zählenden befreiten Sklaven? Gierig leckte das freigewordene Element an den dürren Strohdächern. Der Nachtwind jagte die Flammen, wie kurz vorher Röding die Feinde, vor sich her. Über die tausend und abertausend Hütten, die bald ein einziges Flammenmeer wurden.

Röding sprang auf. Sie müssen aus der Stadt, wollen sie nicht selbst verbrennen. Sie tun es leichten, vom Siegergefühl gehobenen Herzens.

Unwillkürlich fällt Röding Napoleon und Moskau ein. Der gleiche Wille zum Siege beseelt auch ihn. Der Anfang seines Programms ist erfüllt.

Geordnet führt er seine kleine Schar aus der Stadt, um unbelästigt vom geschlagenen und fast vernichteten Feinde den Rückzug anzutreten.

In endlosem Zuge folgen ihm die befreiten Sklaven.

Nirgends zeigt sich ein Feind mehr. Unter den Siegesgesängen der Soldaten, unter den Lobliedern der befreiten Sklaven geht der Zug sannagawärts.

Durch eine kleine Gruppe von Akazienbäumen führt der Weg. Die Vorhut ist schon durch. Im Gros der Truppe reitet Röding auf seinem großen Sudanschimmel. Neben ihm Maurer, mit dem er noch die Einzelheiten des Gefechts bespricht.

Jetzt sind auch die beiden quer von der kleinen Baumgruppe.

Da! Ein schwaches Surren in der Luft. Im nächsten Augenblicke greift Röding nach dem Halse. „Patrouille nach rechts! Gehölz absuchen!" befiehlt er Maurer, aber seine Stimme klingt merkwürdig gedämpft. Maurer wiederholt den Befehl. Ein flüchtiger Schatten wird zwischen den Bäumen sichtbar. Schüsse knallen hinter ihm her. Der Schatten ver-



Kriegsgrab im Münstertal. Nach einer Zeichnung von Carl Franz.

schwindet. Die Patrouille kommt mit einem Wutekopf zurück.

Unterdessen ist Röding abgestiegen, Maurer auch. „Pfeilschuß! Hals!" erklärt Röding Maurer auf dessen Frage. „Lassen Sie einen Augenblick halten."

Röding setzt sich auf eine Trägerlast, die zufällig in der Nähe ist.

Das Flammenmeer leuchtet bis hierher. Maurer stößt den Pfeil, der mit Widerhaken versehen ist, durch und verbindet die Wunde. „Mir ist auf einmal so schlecht," erklärt Röding. „Maurer, führen Sie den Zug nach Hause. Mich lassen Sie nicht hier begraben, Station!"

„Aber Herr Hauptmann ...!"

„Meine Sachen ... meine Papiere ... Gouverneur — nicht ...!"

Röding sprach nicht mehr — streckte sich.

Maurer hielt einen Toten in seinen Armen. Der Pfeil war vergiftet, das Strophantus hatte gewirkt.

Maurer läßt eine Hängematte kommen und legt Röding selbst hinein. Der Weiße ist zu müde, läßt er unter den Leuten verbreiten. Dann läßt er den Marsch aufnehmen.

Erst am nächsten Morgen, als sie die ganze Nacht hindurch marschiert waren, läßt er den Tod des Hauptmanns bekannt werden.

Weinend umstanden Rödings schwarze Soldaten die Leiche ihres Hauptmanns, dem sie in alle Schlachten, in jede Gefahr blindlings gefolgt waren. Sie kamen sich mit einem Male verwaist vor. Und den ganzen Weg bis zur Station hallten ihre Klagegesänge wider: „Wir haben unseren Vater verloren! Wir haben unsere Mutter verloren! Der Weiße war Vater und Mutter für uns! Hart war seine Hand an dem Feind! Uns hat sie gestreichelt! Wer wird uns führen in kommenden Tagen?"

Maurer ließ sie über den letzten Punkt nicht im Zweifel. Er war ein Produkt von Rödings soldatischer Erziehung.

Die deutsche Armee weist manchen Röding auf. Auch im Unteroffizierskleide. Aber was noch auf Jahre hinaus wirkte auf Freund wie Feind, das war Rödings Name. —

Der unter Maurer zurückkehrenden Expedition voraus eilte die Nachricht von der vollzogenen Niederwerfung des großen Sklavenräubers im Wuteland. Dieser Geißel der schwarzen Menschheit am Wald und Graslandgürtel. Von Dorf zu Dorf, von Hütte zu Hütte lief die Botschaft, daß der Wuteräuber von dem „Kochenden Wasser" hart gestraft am Boden liege und seine Zwingburg zerstört sei.

Da ging es wie ein Aufatmen nach lebenslänglichem Alpdruck durch Natur und Menschen, die zwischen dem Mbam und dem Sannaga wohnen.

Nachdem Maurer seinen Hauptmann unter militärischen Ehren auf der Station hatte begraben lassen,

setzte er den Gefechtsbericht auf und schickte Rödings persönliches Eigentum, wie es ja in gleichen Fällen immer so gehandhabt wurde, an das Kaiserliche Gouvernement als den Nachlaßpfleger.

Die Papiere und Briefschaften gingen zum Zweck der Beurteilung, wie weit sie amtliche Interessen berührten und wie weit sie sich zur Aushändigung an die Hinterbliebenen eigneten, an den Gouverneur persönlich, der die Papiere prüfte und danach das Weitere bestimmte.

So gelangte Rödings private Korrespondenz in Bütows Hände.

Osten hatte, seitdem er Besuche empfangen konnte, nicht über Langeweile zu klagen gehabt. Jeden Tag kamen Offiziere seines Schiffes oder der Schutztruppe, berichteten und erzählten, saßen bei ihm und suchten ihm die Zeit zu verkürzen.

Er war ihnen dankbar, daß sie kamen und ihn von seinen Gedanken losrissen.

Tag und Nacht quälten ihn diese Gedanken. Diese Gedanken, die nur einen Ursprung hatten, wie sie nur ein Ziel hatten: Sigrid.

Er wußte jetzt aus Dr. Steidls Munde, daß sie es war, die ihn die ganze Zeit gepflegt und ihn gewissermaßen zum zweiten Male dem Tode entrissen hatte.

Er wußte jetzt, daß er von der Liebe zu ihr nicht los kam, solange sein Leben dauerte.

Er wußte aber auch, daß er niemals daran denken konnte, sie sein Weib zu nennen, solange er Offizier war.

Er wußte, daß er ohne ihren Besitz niemals glücklich sein würde, daß das Leben ohne sie für ihn kaum noch irgendwelche Werte aufwies.

Er lag Tag und Nacht mit sich in innerem Zwiespalt, und diese unentschiedenen Kämpfe rieben ihn auf.

Und in dem Urheber seines Unglücks und all dieser Kämpfe sah er nicht Sigrid, die er liebte, sondern — Bütow!

Ein namenloser Zorn packte ihn, wenn er daran dachte, daß dieser Mann Sigrid und sein Leben vergiftet habe.

Und dieser Mensch saß da, ein ungekrönter König, und sonnte sich ungestraft im Glanze seiner Stellung — und häuslichen Glückes.

Gab es denn noch eine Gerechtigkeit auf Erden, wenn sie solches duldete?

Und wenn es keine überirdische und keine irdische gab, die diesem Menschen an den Kragen konnte, konnte er dann nicht selbst diese fehlende oder hier versagende Gerechtigkeit in die Hand nehmen?

Ein Wort von Strachwitz fiel ihm ein:

„Wem je im Grimm, wem je im Groll
Die blaue Stirnesader schwoll,
Wer je ein Schwert mit Händen griff,
Wem je ein Schwert zum Hiebe pfiff,
Der nimmt den Streich und rächt ihn gleich,
Und gält' es Erd' und Himmelreich!
Für scharfes Wort den scharfen Stahl,
Und gält' es Fluch und Höllenqual."

Sigrids Ehre hat Bütow vernichtet! Er kann sie nicht wieder herstellen! Er hat ihr Leben und meines vergiftet! Dafür soll er mir vor die Pistole so oder so! Was kümmern mich Kavaliersgrundsätze in diesem Augenblick! Hat er sich einmal auf den Standpunkt der Herrenmoral gestellt, so tu' ich's jetzt! Und mit mindestens demselben, nein, mit viel größerem Recht! Einer von uns beiden ist zuviel auf der Welt!

Mit dem Augenblicke dieses Entschlusses kam eine wunderbare Ruhe über Osten. Er zog sich an, ging zu Bütow und ließ sich melden.

Bütow war ganz allein im großen Hause und saß gerade zwischen einer Menge Schriftstücke vergraben. Es war Rödings schriftlicher Nachlaß.

Er war, oder schien es Osten nur so, ungewöhnlich blaß, als er ihm die Hand reichte.

Osten sah die Hand nicht. Bütow wurde einen Grad steifer.

„Ich komme in einer geschäftlichen Angelegenheit," sagte Osten nach kalter Begrüßung.

„Bitte!"

Beide setzten sich.

„Und in welcher Sache . . .?" wandte sich Bütow an seinen Besuch.

„Vielleicht haben Sie, oder vielleicht haben Sie auch nicht — es ist das ja heute schließlich auch gleichgültig — gehört," begann Osten, „daß ich in aller Form um Sigrid Kressentins Hand angehalten habe."

Bütow schüttelte schweigend den Kopf und sah gespannt nach seinem Gegenüber.

„Fräulein Kressentin hat mir dann von Ihren — früheren — Beziehungen zu ihr Mitteilung gemacht." Es fiel Osten schwer, und er sprach nur mit Anstrengung. Jedes seiner Worte fiel wie mit Zentnergewicht in die Stille, die sonst um die beiden Männer herum herrschte. „Sie können Sigrid Kressentins Ehre nicht wiederherstellen . . .!" Osten machte hier eine Pause, als wollte er nur die Bestätigung dieses Satzes in Bütows Stillschweigen lesen, um ihm eine tödliche Beleidigung ins Gesicht zu schleudern.

Wider Ostens Erwarten aber sagte Bütow: „Ich liebe und verehre Fräulein Kressentin und werde sie heiraten!"

Äußerste Betroffenheit malte sich auf Ostens Gesicht. „Sie werden diese Dame heiraten?"

„Genügt Ihnen das noch nicht?" fragte Bütow.

„Selbstverständlich! Aber Sie *sind* doch verheiratet!"



Türkisch-russischer Reiterkampf im Kaukasusgebiet. Nach einer Zeichnung von **Franz Kienmayer.**

„Ich werde es am längsten gewesen sein!“ Bütow griff nach einem Packen Briefe, die in seiner Nähe auf dem Tische lagen. „Ich besitze hier eine Anzahl Dokumente, die einwandfrei nachweisen, daß mich meine Frau seit Monaten mit einem anderen betrogen hat. Dieser andere ist tot, und ich kann ihn daher nicht mehr zur Rechenschaft ziehen. Die Scheidung ist nur noch eine Formalität und nur eine Frage allernächster Zeit!“

In Ostens Augen lag ein drohender Schein, der Bütow sagte — und er verstand ihn wohl —: Es ist gut! Vergessen Sie nicht, daß ich darüber wachen werde, daß Sie Ihr Versprechen auch halten! Er stand auf. „Dann ist meine Mission hier zu Ende!“

Die beiden Männer machten einander eine leichte Verbeugung, dann ging Osten.

Bütow sah ihm nach, als Osten durch den Park ging. „Wenn er noch die geringste Hoffnung gehabt hat auf Sigrid, so habe ich sie ihm jetzt genommen!“ murmelte er leise vor sich hin.

Er lächelte bei dem Gedanken, daß Sigrid nach seiner Scheidung die Seine werden würde. Daß sie es werden müsse, daß sie keine andere Wahl habe, das war für ihn außer allem Zweifel.

Währenddem schlug Osten in einer ganz anderen Gemütsverfassung den Weg nach dem Hospital ein.

Er war wie betäubt. Die Dinge hatten auf einmal ein ganz anderes, von ihm gänzlich unerwartetes Aussehen bekommen.

Was hatte er denn gewollt? Weshalb war er denn zu Bütow gegangen? Mit der positiven Absicht doch, den Mann vor die Pistole zu fordern! Aus dem Wege räumen, ihn — oder sich, wenn es nicht anders war. Ein Begräbnis hatte daraus werden sollen. — Und nun wurde eine Hochzeit daraus! Eine Parodie! — Jawohl, eine Parodie!

Osten kam sich vor wie ein von lachender Schicksalslaune Geprügelter, wie ein lachend als Quantité négligeable beiseite Geschobener. Denn er konnte sich nicht einmal sagen, daß Bütow erst auf seinen Druck so handeln wollte. Da Bütow, wie er sagte, nie aufgehört hatte, Sigrid zu lieben und zu verehren, würde das Weitere bei der Entwickelung der Verhältnisse mit dessen Frau auch ohne Ostens Zutun so gekommen sein, wie es jetzt den Anschein hatte, daß es kommen würde.

Osten fühlte auf einmal seine ganze Ohnmacht diesem Kommenden gegenüber. Denn er mußte sich sagen, daß keine Schießerei der Welt Sigrid zu einer größeren Genugtuung verhalf, zu einer vornehmeren Ehrenrettung, als die war, zu der Bütow jetzt zu schreiten beabsichtigte.

Aber die eigene Genugtuung, die er über diesen in Aussicht stehenden Schritt empfand, ging unter in der für ihn furchtbar bitteren Erkenntnis, daß mit der Ausführung dieses Schrittes Sigrid für ihn unrettbar verloren sei. Mit den widerstreitendsten Gefühlen sah er dem Kommenden entgegen. (Fortsetzung folgt.)

Sommer.

Die Rosen stehn in lichterlohem Brand,
Der Sommer segnet mein geliebtes Land.

Er wandert singend durch die grüne Welt,
Von tausend Farben wundersam erhellt.

O Sommer, sprich, wie kannst du lächelnd gehn,
Wo alle rings in dumpfem Warten stehn?

Wo Leben quillt aus warmem Menschenblut,
Und selbst dein Blühn dem Herzen wehe tut?

Da sieht der Sommer fest und still mich an:
„Noch steht die Welt in blut'gen Krieges Bann;

Doch alles fließt, und Ernst und frohes Spiel,
Ein jedes Ding auf Erden kommt zum Ziel.

Ein jeder Gram wird einmal ausgeweint,
Auf jede Nacht des Tages Leuchte scheint;

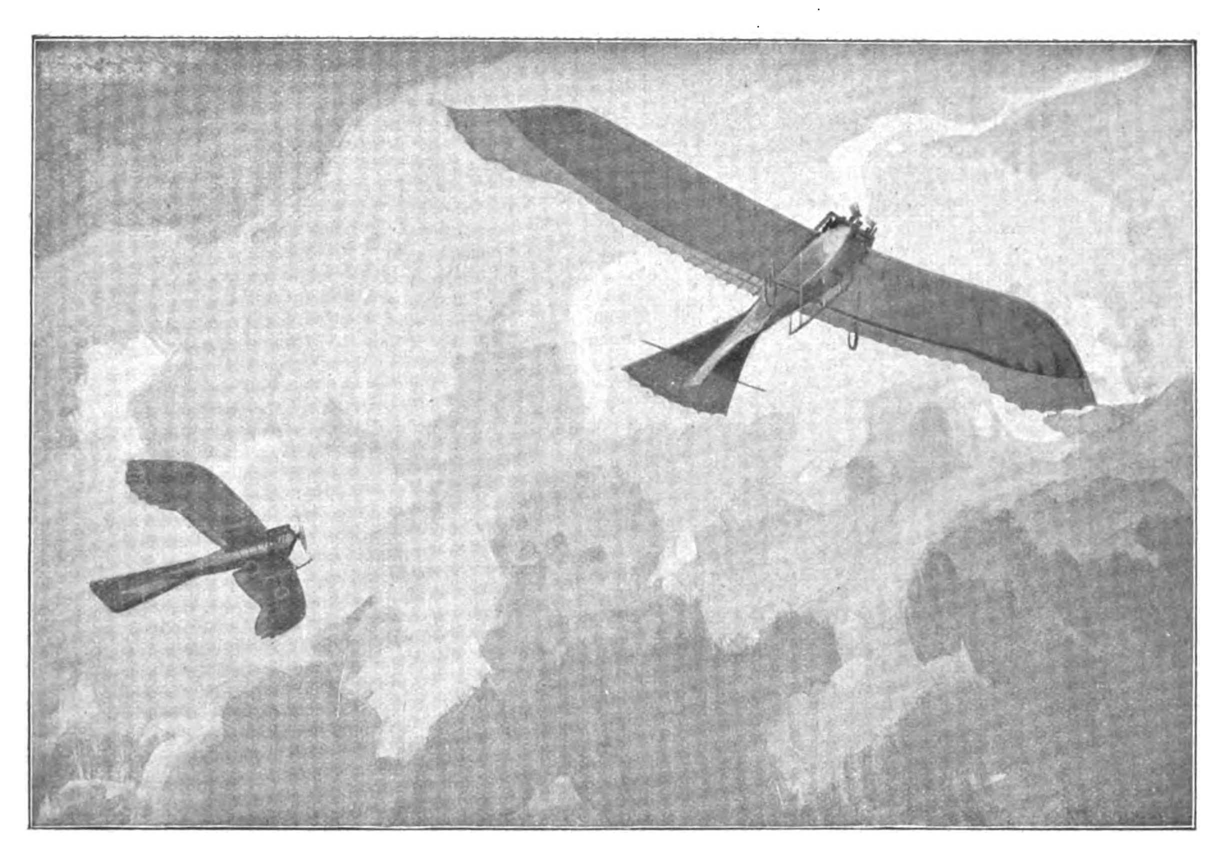
Das wehste Sehnen findet endlich Ruh,
Und auch die tiefsten Wunden heilen zu.“

Der Sommer glüht, die Heimat ist nicht tot,
Von Kraft und Schaffensdrang ist sie durchloht;

Und predigt uns nach Sterben und Vergehn
Inbrünstig stark ein neues Auferstehn!

Gertrud Triepel.





Kampf in den Lüften.

Von Hans Elden.

Von Zeit zu Zeit unterbricht den knappen, schlichten Wortlaut der Berichte des deutschen Hauptquartiers eine Mitteilung, die an Inhalt und Form um einen leisen Schatten reicher, wärmer wird, dann läßt sich in der Regel mancherlei Hoffnungsfrohes zwischen den Zeilen lesen. Eine solche Mitteilung andeutenden Charakters brachte der Tagesbericht des 26. Juni mit den Worten: „Seit Beginn des großen Ringens bei Arras kämpfen dort unsere Flieger mit ihren Gegnern um die Vorherrschaft in der Luft. Beiden Teilen hat der Kampf Verluste gekostet, die unsrigen waren nicht vergeblich. Seit einiger Zeit haben wir sichtlich die Oberhand gewonnen."

Es lohnt sich, an diese Mitteilung von berufenster Stelle aus einige Betrachtungen und Erinnerungen aus den Luftkämpfen der letzten Monate zu knüpfen. Wie hat sich aus den anfänglichen Aufgaben der Luftgeschwader, der Beobachtung, der Signalisierung, dem Angriff auf irdische oder nautische Ziele, Stellungen, Eisenbahnen, Städte usw., der eigentliche Kampf in den Lüften entwickelt? Wir haben solcher Kämpfe hier schon vor Monaten flüchtig gedacht, es waren aber damals vereinzelte, zufällige Ereignisse, handelte sich meist um die Abwehr lästiger Besucher aus den feindlichen Fliegerlagern oder um ein Duell zwischen zwei zufällig sich begegnenden Flugzeugen. Jetzt spricht man unzweideutig vom Kampf „um die Vorherrschaft in der Luft", und der Wortlaut der deutschen Meldung läßt erkennen, daß dieser Kampf seit länger als Monatsfrist hartnäckig zur Entscheidung geführt wird. Damit ist die Fliegerwaffe, die fast ohne Erfahrungen in diesen Krieg eintrat, nicht nur in ihrer Bedeutung gekennzeichnet, sondern auch in einen neuen Abschnitt ihrer Wirksamkeit eingetreten.

In den ersten Monaten des Krieges ist man den Fliegern fast nur mit dem Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, daneben mit den Schrapnellschüssen der Feldgeschütze entgegengetreten. Später, als man die ausschlaggebende Bedeutung der Fliegerbeobachtung und die schwere Gefahr ungehinderter feindlicher Flugzeuge erkannte, erwuchs im Fliegerabwehrgeschütz eine stärkere Waffe. Infanteriefeuer und selbst Maschinengewehre fürchtet der erfahrene Flieger wenig, auch den Schrapnells kann er sich, wenigstens bei günstigem Winde, durch überlegene Schnelligkeit meist entziehen, da die Richtfähigkeit des Geschützes mit der Bewegung des Flugzeugs nicht Schritt hält. Anders die Abwehrgeschütze. „Daß es Abwehrgeschütze da unten sind — schreibt ein im Osten tätiger Flieger — kommt uns bald zum Bewußtsein, als die erwartete Feuerpause nicht eintritt, sondern die Geschosse Schuß auf Schuß um uns herum platzen, wir mögen uns wenden, wohin wir wollen, und dabei die Sprengpunkte immer näher an das Flugzeug herankommen. In solchem Feuer gibt es nur ein Mittel, nämlich Rückenwind nehmen und, sei es auch über die feindliche Stellung, so schnell wie möglich davonzufliegen." Mit diesem Mittel glaubte man sich der Flugzeuge denn auch eine Zeitlang genügend zu erwehren oder sie wenigstens in unschädlicher Höhe halten zu können. Tatsächlich sind Fliegerangriffe auf feindliche Flugzeuge in den ersten Monaten sehr selten gewesen, selbst die ersten deutschen Besuche über Paris scheinen die französischen Flieger nicht zum Kampfe herausgefordert zu haben. Hauptmann v. J. erzählte über seinen Flug nach Paris, bei dem der Nordbahnhof bombardiert wurde: „Interessant war es, die Straßen zu beobachten; die Straßenbahn stand still, Wagen hielten, Menschen starrten wie hypnotisiert — alles sah ich, nur keine französischen Flieger. Es stand nachträglich in den Zei-

tungen, es seien fünf Apparate aufgestiegen, um uns zu verfolgen — ich habe keinen feindlichen Flieger entdeckt." Indessen haben vereinzelt doch schon im vorigen Herbst Fliegerkämpfe an der französischen Front und auch bei Paris stattgefunden, bei denen man sich wacker mit Pistolen, Karabinern und in Ermanglung von Besserem sogar mit Leuchtpistolen beschossen hat. An der Ostfront, wo jetzt die russische Fliegerei so ziemlich aufgehört hat, kam es anfänglich auch zu Gelegenheitskämpfen, bei denen sich die feindlichen Flieger und Beobachter als schneidige, wenn auch wohl zu impulsive Gegner bewiesen. So versuchten sie verschiedentlich deutsche Flugzeuge zu rammen, ohne zu bedenken, daß sie dabei unfehlbar mit zugrunde gehen würden, woran ihrer Heeresleitung wenig gelegen sein kann. Dieses letzte Mittel dürfte sich höchstens rechtfertigen, wenn dabei ein viel wertvollerer Gegner, z. B. ein feindliches Luftschiff, vernichtet werden kann.

Später wurden mit der zunehmenden Zahl der Flieger, der größeren Schnelligkeit und Geschicklichkeit alle anfänglichen Bekämpfungsmittel unzureichend, und man stand vor der Tatsache, daß feindliche Überlegenheit im Fliegerwesen zugleich Überlegenheit in der gesamten Erkundung und im Erfolg des Artilleriekampfes bedeutete. Damit war der Kampf eingeleitet, der heute zur Entscheidung gebracht werden muß, weil von ihm in wachsendem Grade das Endergebnis der Kämpfe abhängig werden kann: das Ringen um die Vorherrschaft in der Luft! Was die großen Einheiten, die Luftkreuzer anbetrifft, so ist Deutschland mit einer solchen Übermacht in den Krieg hinein gegangen, daß dieselbe während des weiteren Verlaufs kaum in Frage gestellt werden kann. Mit ihren Kampfflugzeugen hofften Franzosen und Engländer diesen Nachteil auszugleichen, aber die jüngste Meldung unserer Oberleitung läßt ihren Hoffnungen wenig Aussicht: „Seit einiger Zeit haben wir sichtlich die Oberhand gewonnen." Gelingt uns das in vollem Umfange, d. h. geben uns die Hilfsmittel der Technik, der Erfahrung und des mit Besonnenheit gepaarten Heldenmutes auf diesem Felde einen gleichen Vorsprung wie auf dem der Luftkreuzer und Unterseeboote, so ist damit eine weitere Bedingung für den glücklichen Ausgang des Krieges gegeben.

Über die Bauart und die Kampfmittel der neueren Flugzeuge kann gegenwärtig wenig gesagt werden. Anfänglich haben die Handfeuerwaffen der deutschen Maschinen zweifellos ebensoviel erreicht, wie die auf französischen Flugzeugen schon zeitig angewandten Maschinengewehre. Gefangene französische Flieger erklärten, daß ihnen das Maschinengewehr große Schwierigkeiten gemacht habe und auch die Treffsicherheit stark hapere. In einem an Schnelligkeit, Betriebssicherheit und besonders Steigungsfähigkeit überlegenen Flugzeug konnte wenigstens anfänglich der Karabiner den Kampf ruhig aufnehmen, und mancher feindliche Flieger ist durch einen wohlgezielten Schuß in die Tiefe befördert worden. Nach Einführung größerer und schwererer „Kampfflugzeuge" für den Angriff dürften die Maschinengewehre und ähnliche Waffen aber doch allgemein geworden sein, ebenso wie die Panzerung der wichtigsten Stellen und Organe der Maschinen.

Auch unsere Geschwader haben ja durch die feindliche Luftwaffe schon schwere Verluste erlitten, wie der vorerwähnte Bericht aus dem Hauptquartier andeutet, aber selten, ohne daß rasche und glänzende Vergeltung geübt wäre. So erzählt ein Bericht von der Westfront aus dem Frühjahr: „Wir wurden durch das Geknatter eines Maschinengewehrs hoch über uns aufmerksam und sahen zwei Flieger kurz hintereinander ziehen. Da knatterte es nochmals und der vordere Flieger schraubte sich spiralförmig hinunter, dann schien der Führer die Gewalt über die Maschine zu verlieren, und der Apparat schoß senkrecht herab. Es mußte in der Nähe sein, doch hatten wir noch ein Wäldchen zu durchqueren und sahen dann die eine Tragfläche mit dem schwarzen Kreuz weithin sichtbar in die Luft ragen. Führer und Beobachter, ersterer mit Schüssen durch den Kopf, hatten zweifellos durch den Sturz aus großer Höhe den sofortigen Tod erlitten. An demselben Tage wurde 4 km von der Stelle entfernt ein englischer Flieger brennend heruntergeschossen, ein zweiter zur Landung hinter der deutschen Front gezwungen." Auch die Fähigkeiten der französischen Kampfdoppeldecker werden von deutschen Fliegern gerühmt, während die leichten Eindecker wenig Wert für den Luftkampf besitzen. „Vor einigen Tagen", erzählt ein Brief aus dem Westen, „hatte ich ein Zusammentreffen mit einem feindlichen Riesenkampfflugzeug, bei dem es scharf herging. Gerade als ich mich über den feindlichen Gräben befand, bekam ich von hinten fürchterliches Feuer. Ich glaubte zuerst, daß ein Schrapnell über uns geplatzt sei, aber das Feuer hörte nicht auf, und plötzlich ging mein Geschwindigkeitsmesser in Trümmer, den eine Kugel weggerissen hatte. Wenige Sekunden später folgte der Tourenzähler und dann schlug es hageldicht in die Karosserie. Ich drehte mich um und sah einen Riesendoppeldecker etwa 300 m hinter mir fliegen. Er schoß ausgezeichnet, und nur durch einen Zufall waren mein Beobachter und ich noch unverletzt geblieben. Aber so ging es nicht weiter, ich mußte den Franzosen täuschen, oder er hätte uns regelrecht abgeschossen. So gab ich Tiefensteuer und sank steil auf 2000 m; der Feind nahm offenbar an, daß ich landen müsse, und ließ mich in Ruhe. Ich benutzte die Gelegenheit, machte einige Wendungen und sauste mit Volldampf auf unsere Stellungen zu." Von drei englischen Doppeldeckern, die heftige Angriffe gegen eine deutsche Luftschiffhalle an der Westfront machten, ließen sich zwei durch das Feuer der deutschen Abwehrgeschütze zurücktreiben, der dritte aber blieb mit Beharrlichkeit auf seiner, in etwa 2500 m Höhe verfolgten Bahn, bis ihn ein schnell aufsteigender deutscher Apparat stellte. Der Kampf war dramatisch. Das englische Flugzeug war schneller und vielleicht auch stärker, der deutsche Flieger vermochte es aber zu überhöhen. Etwa 50 m über dem Engländer begann der deutsche Beobachter zu feuern, und bald getroffen ging der feindliche Apparat in seitlichem Sturz nieder.

Anfänglich recht selten, sind diese Fliegerkatastrophen heute fast ein alltägliches Ereignis auf den Kriegsschauplätzen geworden, mit Ausnahme des Ostens. Meldete doch aus dem Oberelsaß der deutsche Tagesbericht vom 28. Juni den Abschuß von vier französischen Maschinen, teils infolge von Luftkämpfen, teils durch Abwehrgeschütze, ein selten erreichter Tagesrekord. Im ganzen konnte nach zuverlässigen Meldungen festgestellt werden, daß die Truppen und Flieger der Zentralmächte bis Mitte Juni mindestens 130 feindliche Maschinen unschädlich gemacht haben. 57 französische, 47 englische Maschinen waren darunter, allerdings zur überwiegenden Zahl durch Geschütze oder Maschinengewehre vom Boden aus getroffen, aber seitdem hat sich das Verhältnis wesentlich nach der Seite der Luftkämpfe verschoben. Die Russen haben festgestelltermaßen 26 Flugzeuge, in Wirklichkeit jedenfalls weit mehr verloren, da ihre Fronten mit den ausgedehnten Wäldern die Aufsuchung gestürzter Maschinen noch mehr erschweren, als die Verhältnisse im Westen. Auch hier dürften aber die gezählten Verluste nur ein Teil der wirklich stattgefundenen sein. Schwer und schmerzlich sind auch die deutschen Verluste, trösten muß uns darüber das freudig ausgesprochene Zeugnis von hoher unterrichteter Stelle aus, daß sie „keine vergeblichen gewesen sind".



Kaninchenzucht durch Verwertung von Küchenabfällen, eingerichtet von der freiwilligen Kriegshilfe in Hannover. Diese Einrichtung gab den Anlaß zur Gründung der Abfall-Verwertungs-Gesellschaft in Braunschweig, der unser untenstehender Artikel gewidmet ist. Auch andere Städte folgten dem Beispiel, und überall wurden sehr erfreuliche Erfolge mit der Abfallsammlung erzielt.

Die Küchenabfälle, die Kinder und der Krieg.

Die A. V. G. in Braunschweig. Von Emmy Mühe.

Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Frau Käte Buchler.

Ein Torweg auf dem Alten Eiermarkt in Braunschweig übt seit kurzem eine große Anziehungskraft aus auf große und kleine Leute. Da stehen sie, recken die Hälse, fragen und wundern sich. Zwei hohe Tannenbäume schmücken den Eingang zu beiden Seiten des Tors. Über demselben sind buntgefiederte, sich lustig im Winde drehende Windmühlenflügel und eine große schwarz-weiß-rote Fahne angebracht. Nachmittags erschallt stets fröhliches Lachen, Hurrarufen und lebhaftes Stimmengewirr hinter dieser Pforte hervor, an der anfangs ein Schild mit der vielen rätselhaften Inschrift „A. V. G." angebracht war.

Als ich eines Morgens gerade durch diese Pforte gehen will, hält mich ein Mann auf, der kopfschüttelnd sich das Schild betrachtet.

„Nu sagen Se mir bloß mal," so fragt er mich, „was soll denn das da heißen: A. V. G.? Ich hab' schon alles mögliche durchprobiert, es stimmt abers nich."

Nun, ich erkläre ihm: „A. V. G. heißt Abfall-Verwertungs-Gesellschaft."

Er pfeift leise vor sich hin und sieht mich dabei so ein wenig zweifelnd von der Seite an. „Tja, Abfall-Verwertungs-Gesellschaft? Schön! Na, abers da bin ich nu noch ebenso klug wie vorher. Was für Abfall? Wozu denn? Wer will ihn haben und wer holt ihn denn?"

Noch mehrere solcher Fragenden, die Auskunft wünschten, hatten sich eingefunden und umstanden mich, alle durcheinander redend. Wenige Tage darauf waren dann zwei große Schilder draußen zu beiden Seiten des Tores angebracht, die genügende Aufklärung gaben.

Auf dem einen kann man lesen: „Annahme der Küchenabfälle für Kriegszwecke", und auf dem anderen Schild steht: „A. V. G. Verwertung von Küchenabfällen. Kinder, sammelt fleißig alle leeren Konservendosen, Brotreste, Knochen, Kartoffelschalen und Gemüseabfälle. Bringt sie sauber und frisch den Kaninchen, Hühnern und Schweinen für die unter Futternot leidenden Viehhalter." (NB. Die Konservendosen sollen die Tiere nun freilich nicht auffuttern, sie möchten ihnen schlecht bekommen.)

Seitdem umlagern täglich, das heißt hauptsächlich in den Nachmittagsstunden, viele Kinder dieses Tor, hinter dem, wie sie bald herausgefunden haben, sich ja auch allerlei, für Kinder so schöne und begehrenswerte Dinge bergen.

Diese Kinder sind die Sammler der Abfälle, gesammelt in den ihnen im Bureau der A. V. G. angewiesenen Häusern — Mädchen und Knaben vom kleinen Dreikäsehoch an bis zu großen, 12—13jährigen Kindern, eine fröhlich plaudernde, sich drängende Gesellschaft, beladen mit Säcken, Eimern, Tüten, Körben, mit Sport- und Handwagen.

Erwartungsvoll schauen glänzende Kinderaugen auf die noch verschlossene Pforte, kleine Fäuste hämmern auch wohl ungeduldig gegen dieselbe, in der Hoffnung, es möge ihnen ein „Sesam öffne dich!" sein und sie noch vor der angesetzten Stunde einlassen. Erblicken sie eine der Helferinnen der A. V. G., so heißt es gleich im Chor: „Ach, Tante, mach' doch auf, laß mich rein!"

Dann um 3 Uhr nachmittags öffnet sich gastlich das Tor, truppweise kommen sie herein in den Hof, und ein



Verkauf von Küchenabfällen bei der Abfall-Verwertungs-Gesellschaft in Braunschweig.

reges Leben spielt sich nun hier an der Heimstätte der A. V. G. binnen weniger Stunden ab.

Gleich vorn beim Eingang ist die Annahmestelle aufgebaut, wo Helferinnen und große Körbe schon der Dinge harren, die da gebracht werden. Und was tragen sie nicht alles herbei, die fleißigen Kinder: Kartoffelschalen, Gemüseabfälle, Brotreste, Eierschalen, Knochen — und jedes Ding hat seinen Korb für sich. Ist nun ein Korb gefüllt, so wird er von Helferinnen oder Pfadfindern nach der Abgabestelle gebracht und hier in Behälter, die Kartoffelschalen auf mit Brettern belegtem größeren Platze ausgeschüttet. Letztere muß von den „Abfalltanten", wie die Kinder oft die Damen nennen, häufig umgeschaufelt werden, um das Verbrennen zu verhüten.

Tagsüber kommen dann die Kunden von Stadt und Land, und fleißig füllen ihnen die Helferinnen ihre vielen Säcke, wiegen und berechnen sie. Der Zentner Kartoffelschalen wird mit einer Mark bezahlt, Brotreste das Pund mit zehn Pfennig. Nach Knochenschrot für Schweine- und Hühnerfutter ist auch eine große Nachfrage, leider konnten wir bisher keins abgeben, da unsere Knochenmühle ihr Erscheinen verzögert.

Abwechslungsreiche, oft recht drollige Bilder entrollen sich täglich vor unseren Augen. Hier rattert ein hochbepackter Handwagen herein, von zwei wichtig dreinschauenden Buben gezogen. Ein Mägdelein, braunlockig, mit heißen Bäckchen, zerrt seinen zerbrochenen Puppenwagen hinter sich her, möchte ihn uns als „Abfall" überlassen; ein Zehnjähriger, lustig und keck unter der Last einer zerbeulten Badewanne hervorlugend, will uns diese gar zu gern als etwas besonders Wertvolles darbringen.

Als Belohnung für ihr hilfreiches Sammeln erhalten die Kinder Gutscheine, die ihnen wieder allerlei Freuden erschließen. Ein Bübchen, kaum fünf Jahre alt, hält mir strahlend einen Gutschein entgegen, fragend: „Du, Tante, was krieg' ich dafür? Ein Kaninchen?"

Ein Kaninchen gibt's nun freilich nicht für nur einen Gutschein, sondern erst für hundert oder mehr Gutscheine, je nach Wert der Tiere. Wohl der sehnlichste Wunsch der meisten dieser Kinder ist, ein Kaninchen zu erwerben. In diesen wenigen Wochen, seitdem die A. V. G. ins Leben gerufen, haben schon über hundert Kinder die Erfüllung ihres Wunsches verwirklicht gesehen. Stolz und beglückt ziehen sie dann mit solch einem selbsterworbenen Tierchen heim, nachdem einer der Herren vom Ausschuß eine patriotische Ansprache gehalten und jubelnde Hochrufe auf unseren Kaiser, unser Herzogspaar, wie auch auf die Kaninchenbesitzer ausgebracht sind, deren zappelnde Tiere dabei hochgeschwenkt werden. Wieviel Freude haben diese possierlichen, nützlichen Kaninchen schon den kleinen und großen Leuten gemacht! Wir haben ihrer eine große Anzahl von verschiedener Rasse, suchen stets die Lücken durch Ankauf zu fül-



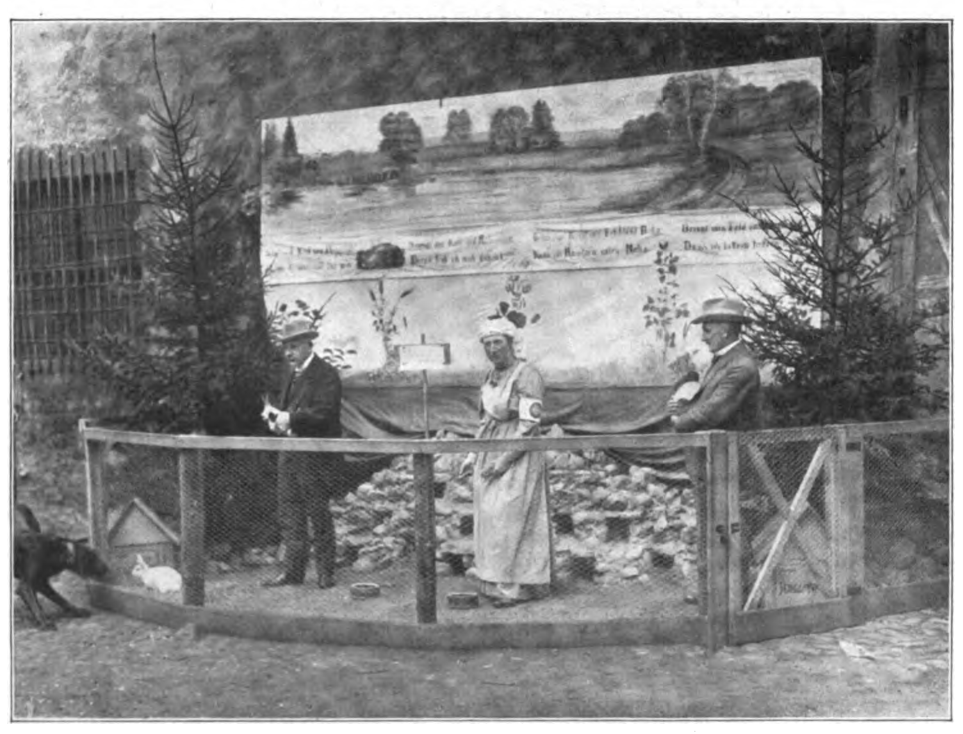
Von Kindern gesammelte Konservenbüchsen bei der Abfall-Verwertungs-Gesellschaft in Braunschweig.

len, auch stiften uns hin und wieder Freunde der A. V. G. einige Tiere, wofür wir ihnen dankbar sind. Auch sonst ist allerlei Nützliches und Schönes gestiftet, so zum Beispiel ein frisch und fröhlich anmutendes hübsches Wandgemälde, von Schülerinnen der Lefflerschen Höheren Mädchenschule gemalt, das über dem Kaninchenzwinger prangt zu der Kinder Freude und Belehrung. Da ist ein mit Tannengrün, Fahnen und bunten Tüchern geschmückter Vergnügungsraum, in dem Wurfbude und Schießstand großen Anklang finden. Ein Glasschrank mit Preisen und durch Gutscheine käuflichen Sachen hat stets ein schau- und erwerbslustiges kleines Publikum vor seinen Schranken stehen. Auch der Humor treibt hier oft allerlei Blüten. Zu einer „Modellhut-Ausstellung — Eintritt frei!" ladet ein großes Plakat ein, und neben Hindenburg-Bildern — sie gehören mit den Kaiserbildern zu den gesuchtesten Artikeln — hängen nun in Reih und Glied aufmarschiert Hüte verschiedenster Art, von einer Firma freundlichst überwiesen. Die Aufforderung: „Für den Ausflug sich im Vergnügungspark ‚An der Kommode' zu melden!" macht nicht nur den Kindern Freude. Für Abwechslung sorgen Fahrten mit einem Ziegenbockgespann, eine Wippe, Exerzieren unter Führung eines Pfadfinders, Ausflüge mit Musik, Fahnen und Spielen, kleine lustige Konzerte mit Laute — in liebenswürdiger Bereitwilligkeit von Damen und Herren veranstaltet — und das Kasperletheater mit seinen liebvertrauten Gestalten löst stets fröhliche Lachsalven aus. Auch Erfrischungen können die Kinder für ihre Gutscheine genießen; eifrig, voller Behagen sieht man hier manch kleines Leckermäulchen schleckern. Das Mitwirken der Kinder an unserem Werke entbehrt nicht eines erzieherischen Hintergrundes. Vor allen Dingen treiben sie sich nicht mehr soviel auf den Straßen herum, sie gewinnen neue, anregende Eindrücke, müssen sich anständig benehmen, lernen sparen und für einen guten Zweck arbeiten.

Die A. V. G. ist eine Privatgesellschaft, ihr Grundkapital ist von Freunden derselben gestiftet, wie auch die Miete von zwei Mitgliedern übernommen ist. Täglich finden sich hier zu meist ungewohnter Arbeit die Helferinnen und Helfer der A. V. G. zusammen. Da heißt es in den Dienststunden morgens von 9—1 Uhr, nachmittags von 3—7 Uhr fleißig die Hände rühren. Ich glaube wohl, daß sie alle es gern tun und glücklich sind, in dieser so ernsten, großen Zeit ein kleines Glied sein zu können in der großen Kette werktätigen Handelns für unser geliebtes Vaterland. Ist doch dieses Sammeln und Verwerten der Küchenabfälle ein Bollwerk, an dem die tückische Absicht unserer Feinde, die nicht einmal auf ehrliche Weise gegen uns kämpfen können, sondern uns auszuhungern gedenken, zerschellt, zuschanden gemacht wird. Was wir an Überschuß zu erzielen hoffen, soll Kriegswitwen und Invaliden zugute kommen, dafür sind auch unsere Sammelbüchsen bestimmt.



Kasperle-Theater. Als Belohnung erhalten die Abfälle sammelnden Kinder Gutscheine, die ihnen Zutritt zum Kasperle-Theater verschaffen.



Kaninchenställe der Abfall-Verwertungs-Gesellschaft in Braunschweig.

Wir haben täglich durchschnittlich 25–30 Zentner Kartoffelschalen verkauft, auch große Wagenladungen Blechbüchsen, und — ein gutes Zeugnis für den Fleiß der kleinen Sammler — über zwanzigtausend Gutscheine umgesetzt.

Nicht wir sind Schöpfer dieses Gedankens des Sammelns gewesen, sondern angeregt durch die interessanten Vorträge des Herrn Generalsekretär Komoll in Hannover, und nach bewährtem Vorbild daselbst ist hier aufgebaut worden. Es möge dieses auch in anderen Städten Nachahmung finden, hängt doch unser aller Wohl davon ab, daß unseren Viehhaltern genügend Futter zugeführt wird und wir dadurch die gewohnte Fleischnahrung nicht zu entbehren brauchen. Dazu soll ja auch die Kaninchenzucht dienen, über die schon oft von berufener Seite geschrieben ist. Mutig durchhalten wollen und werden auch wir Daheimgebliebenen, nur so zeigen wir uns der Opfer unserer tapferen Kämpfer im Felde würdig.

Der letzte Wallone.

Kriegsnovelle von der belgischen Nordseeküste. Von Nanny Lambrecht.

Sie sind da! Die Vorhut der deutschen Radfahrertruppe fuhr auf den Marktplatz von Ostende an, sprang ab, lehnte die Räder und Motorfahrzeuge an die Häuser. Hinter dichtverhangenen Fenstern die Einwohner. Lichtscheue Blicke, angstzuckende Gesichter. Die Deutschen, guter Gott, die Deutschen! Jetzt kommt's herangeritten und gerasselt, die graue Heerschar, die Hunnen ... schreiende Kinder auf den Lanzen, kreischende Frauen an den Haaren schleifend ... Hat er das nicht gesagt, der Monsieur Koko, der junge schöne Herr mit dem Hahnenfederhut der Karabiniers? Der Herr d'Arlotte, der mit dem belgischen Heere von Antwerpen herüberkam. Der Monsieur Koko, den das alt, alt vlämisch Moederken an ihrer Brust großgezogen hat — och mijn God, und der mal eben schnell noch bei dem alt, alt Moederken vorsprach und es über Sluis nach Holland hinüberschaffen wollte, bevor die Deutschen kamen.

„Neen, neen," hatte Moederken gesagt, „ik blijf in mijn Huisken."

Och! och! Und nun klopfen sie ans Fenster, lachen, nicken herein, rufen etwas — was rufen sie?

„Das Meer! Wo ist das Meer?" rufen sie. Und nichts sonst, und gar nichts sonst, und nicht mal das Sparkassenbuch aus der Kommode nahmen sie. Und immer noch der Ruf von Mund zu Mund, von Reihe zu Reihe — Trab und Trab, Marsch und Marsch das ganze Bataillon: Wo ist das Meer, das Meer?!

Mit zitternden, welken Händen langt Moederken ein Kopje Koffij durchs Fenster. Wenn sie nur das Meer wollen, wenn sie nicht Kinder morden und Frauen schänden, dann sollen sie, wenn's believt, en heißen Schluck von ihr nehmen. Und angstbefreit und in geschwätziger Freude erzählt sie einem schmucken Feldgrauen mit trotziger Stirn, was Monsieur Koko, der Herr d'Arlotte, ihr Schreckliches anvertraut hat. Was jetzt mit den armen Deutschen geschehe! Was General Joffre mit ihnen vorhabe. Der General Joffre will die armen Deutschen nach Frankreich hineinlocken, so — sie rieb den Daumen an den Zeigefinger, wie man die Katze lockt — Minniminniminni ... und dann — sie macht die Bewegung des Mähens — fft! fft!

Der Feldgraue, die Hände auf die Hüften gestützt, mit gespreizten Beinen stehend, sah sie an, mit lächelndem Mund, aber todernsten Augen.

„Ach nee! Das hat Ihnen der Herr d'Arlotte gesagt? Den Herrn d'Arlotte kenn' ich, Moederken. Wir haben im Hertogenwald, da im Venn drunten, die Jagd zusammen gehabt. Aber jetzt hassen wir uns redlich wie zwei tapfere Feinde. Ade, Moederken! Ich hoffe, mit Herrn d'Arlotte zusammenzutreffen, ich hab's ihm versprochen!"

Ein siegha̲ft Lachen, ein kühner Klang. Er hat's dem Herrn d'Arlotte versprochen. Dem Herrn d'Arlotte, der ihm, als der Schwertsang der ersten Augusttage die Freunde zu Feinden machte, höhnisch zurief: „In vierzehn Tagen fischen wir im Rhein!"

Ha, Monsieur d'Arlotte, heute schwimmen die Feldgrauen in der Nordsee. Fluten ein in die Stadt am Meer, werfen die Tornister ab und fort durch die Straßen:

„Das Meer! Das Meer!" Thalatta! Thalatta!

Da eilt auch der Offizier von Moederken weg den anderen nach. Einer hält ihn beim Arm, einer mit jungem, strahlendem Bubengesicht.

„Paul Markus! Bruder! Mensch! Rindvieh!"

„Du, Karl?!"

„Fahnenjunker Karl Markus, bitte!"

„Die jungen Regimenter schon rüber?"

„Jawohl, wir Jungen! Wir Lützower! Werden überallhin verschickt, wo's not tut. Die fliegende Kolonne!"

„Junge, siehst du das Meer? Drüben liegt England!"

Da riß der ihn mit sich fort die Kaitreppe hinunter zum Strand auf die Mole. Arm an Arm gepreßt, von den Wellen umspült, und ihre Mäntel flattern.

„Den Säbel blank!"

Zwei deutsche Helden. Zwei deutsche Schwüre. Gott strafe England!

Und schritten am Strand entlang. Der Leutnant mit dem Fahnenjunker. Jetzt wird's ein Ringen! Um den letzten Zipfel belgischen Landes! Eine zusammengeschmolzene Armee hat sich aus Antwerpen gerettet. Zu spät kam Englands Hilfe. Und als in Lüttich die Forts wie Kegel umfielen, riefen sie vergebens nach der französischen Hilfe. Die Verbündeten, die Freunde des Herrn d'Arlotte.

„Ich weiß jetzt, daß er auch in der Front kämpft, daß er sich nicht nach Holland hinübergerettet hat," sagte der Leutnant. „Wenn ich Schlachtenglück hab', treff' ich mit ihm zusammen."

„Ja, Paul, er hat sein Vaterland geliebt, wie wir es lieben, heldenhaft, leidenschaftlich. Seine Abschiedsworte waren: ‚Es lebe das unabhängige Belgien!'"

„Lüge! Da war's schon kein unabhängiges Belgien mehr. Es saß schon in der Faust Englands fest, hatte sich auf Gnade und Ungnade dem Krämer und dem Gallier ergeben. Davon weiß das belgische Volk nichts."

„Aber das belgische Volk muß büßen. Das ist seine Tragik."

Die Flut spülte gurgelnd in den Sand. Ein dichter Bodennebel wälzte sich über die Wogen hin. Paul Markus wies in die unendliche Dunstweite.

„Wenn sie nun aus dem Nebel auftauchen, die Piratenschiffe Englands — das möcht' ich erleben."

Da wies auch der Junge nach dem Kai zurück, wo Marine-Infanterie die Pflasterung aufriß und die Geschütze einbuddelte.

„Sie sagen, daß sie auf ihre Granaten geschrieben haben: Gott strafe England!"



Abschied.

Nach
einem Gemälde von Prof.
Mathias Schmidt.



Aus der Richtung von Knocke her einige Ambulanzwagen. Etwa zwanzig Personen dabei, Damen und Herren der belgischen Ambulanz. Eine schmächtige, überschlanke Dame kam eiligst auf Leutnant Markus zu. Eine Sturzflut ihres Lütticher Französisch über ihn. Sie fragte nach dem Kommandanten. Paul Markus glaubte, daß die Kommandantur im Hotel Kontinental untergebracht sei, erbot sich, sie zu führen.

Die Dame legte ihre Papiere vor, das grauweiße Kartonkärtchen: Croix rouge de Belgique, auch den Ausweis mit ihrer aufgeklebten Photographie und einen Paß für Holland. Leutnant Markus las den Namen: Madame d'Arlotte. Überrascht sah er sie an.

„Gemahlin Monsieur Charles d'Arlotte?"

Ja. Nottrauung. Der ausbrechende Krieg hatte hier als Ehestifter funktioniert. Vielleicht hätte sonst Herr d'Arlotte nie die verarmte Baronesse heiraten dürfen. Und nun ist Madame entzückt, daß der preußische Leutnant ihren Koko kannte. Aber der soll sich vor Koko in acht nehmen. Wenn der jetzt mit Koko Schwert an Schwert zusammenstößt — da fiel ihr Blick auf die über den Tisch ausgebreitete Generalstabskarte, die mit schwarz-weiß-roten Fähnchen abgesteckt war — über ganz Belgien hin schwarz-weiß-rot — und nur noch das Zipfelchen am Meer. Und ihr blühendes Land Belgique überflutet von der grauen Woge.

Ihre Hand glitt darüber hin, wie man über eine Wunde hinstreicht. Verhauchend hervorgeschluchzte Worte:

„Wir können besiegt werden, aber nicht vernichtet. Der Unterdrückte schreit seine Not hinaus, bis ihm Rächer erstehen. Zum Schutze Belgiens flog Englands Schwert aus der Scheide. Ich sehe schon andere Schwerter blank werden, Monsieur, oh! ich sehe es schon."

Um seinen Mund zuckte das still-grimmige Lachen.

„Mylord als Beschützer! Madame, ich glaube, sogar die Engel im Himmel lachen frivol. Horchen Sie in die Weltgeschichte hinein. Dort tönt's von Fluchschreien unterjochter Völker gegen England. Die Iren, die Buren, Ägypten, Indien. Und wie hat es 1801 die dänische Neutralität respektiert? Ließ die dänische Flotte einfach zusammenschießen. Im Siebenjährigen Kriege unterstützte es Friedrich den Großen, um Frankreich zu schwächen. England hat sein eigennütziges brutales Naturrecht immer dem Völkerrecht vorangesetzt — und es sollte nun der uneigennützige Freund Belgiens sein? Madame, an dieser ekelhaften Phrase saugt sich das belgische Volk in eine tödliche Verblendung hinein."

„Monsieur, bis in unsere Todesstunde hinein werden wir noch an unsere gerechte Sache glauben!"

Da brach er ab.

„Welche Wünsche darf ich Madame erfüllen?"

Die belgische Ambulanz verlangte entlassen zu werden, sie wollte sich über Holland nach Nordfrankreich begeben.

Draußen Trommelwirbel, Querpfeifer. Die jungen Reserven zur Parade vor Hauptmann Kolbers. Ein paar Leute der Korporalschaft antreten zum Essenholen. Jeder drei Kochgeschirre und Feldflaschen. Ein Meldegänger traf auf sie, erzählte, daß die Vorhut schon wieder im Feuer sei. Ulkte über das miserable Schießen der feindlichen Artillerie. 20 Abschüsse, darunter 15 Blindgänger. Aber die Engländer haben sich schon schön eingeschanzt. Es wird Arbeit geben. Die jungen Reserven vor! Zug auf! Leutnant Paul Markus Zugführer. Ha, da kommt er noch angesprungen, der junge Stürmer Karl. Endlich, endlich ran an den Feind!

Ernst sieht ihm der Leutnant in das glühende Jünglingsgesicht. Wie bald wird's streng und reif und alt sein! Wenn es die Schlacht brüllen hört, wenn es die Kameraden wie Blätter fallen sieht. Und wenn der Junge einmal ausholt zum Stoß auf eine Menschenbrust!

Der Hauptmann mustert noch schnell ab, bleibt bei diesem und jenem stehen, zupft da und dort etwas zurecht, rückt auch Karl den Helm in die Stirn. So, und nun los mit Gott für König und Vaterland! Hurra! Donnerwetter, es packt einen immer wieder, immer wieder, wenn man sie da todesmutig ausziehen sieht, das Jungholz, Deutschlands todbegeisterte Jugend.

Ein Meldereiter. Ein Offizier in der Uniform der Verkehrstruppe. Wies seine Meldekarte vor. Ob junge Reserven noch nicht anrücken? Artillerie hat ihr Werk getan, der Infanterie das Gelände freigeschossen, jetzt zur Nacht Sprung auf! und zum Sturm auf die Schanzgräben der Franzosen und Engländer. Reserven hier. Vorwärts in Gewaltmarsch. Herrgott! das pfeift und saust und hagelt jetzt. Ein immerwährendes Donnerrollen, dazwischen plötzlich ein blechernes Krachen und Splittern. Ein Feuerstrahl aus der Erde, hier — da — dort — flackernde Flammenwirbel. Schwelende Rauchsäulen, kerzengerade zum niederen Himmel hinauf — ein Blitz, ein grünlicher Dunst, und irgendwo ein Bersten und Krachen, irgendwo ... weit in dem öden Flachfelde, wo man keine Heere und keinen Kampf sieht. Und wo es nur in der Erde sich einwühlt und bohrt und mordet und kämpft und Verderben spinnt. Der elende, blutgeifernde Wurm, der sich durch das Herz der Erde windet. Der schleichende Höhlenkrieg. Man sieht ihn nicht in der unsagbar traurigen unendlichen Öde, man hört ihn nur.

Das ist er, der Krieg am Meer. Der hohngrinsende Tod von Ypern. Und in sein tückisch lauerndes Brachfeld hinein marschiert das junge Regiment. Die hintere, zweite Schützenlinie in Sicht. Aus ihren Höhlen heraus klettert die Mannschaft. Ein Hurra den jungen Helden! Kurzer Appell vor dem Kompagnieführer und dann in die Höhlenstadt.

Ablösung vor! Na gut, jetzt müssen die Spatzen rin in die vorderen Schießgräben, die etwa tausend Meter vorliegen und fast dicht an dem Feind. Freßsage mitnehmen, denn da vorn gibt's nichts. Und wann man wiederkommt und ob?

Die ältere Mannschaft ist um die Jungleute, stopft ihnen gute Ratschläge zur eisernen Ration. Nicht mit der Nase über die Brustwehr, sonst legst du dir hin und dehnst dir aus. — Holla, was für Indianergeheul aus den feindlichen Gräben? Sie singen, sie feiern etwas. Was feiern sie? Vorwärts, ihr Spatzen, knallt ihnen eins ins Vergnügen.

Die Reserven springen auf, die jungen Gesichter strahlen. Jetzt ist der große Augenblick da. Dem Feinde Auge in Auge. Ran an den Feind. Leutnant Markus durch den schmalen Laufgraben voran. Die Herzen klopfen. Hinter ihm Bruder Karl. Schweigend. In den Vordergräben ist kein Scherz und Lachen. Der Tod lauert. Die Dunkelheit wallt. Die Schatten huschen lang über die steilen, feuchten Erdwände des Laufgrabens. Zum Ausweichen kleine Ausbuchtungen. Über die Brustwehr hängen die Wurzelstöcke der Sträucher knorrig herab. Dann klafft unversehens eine Lichtung auf. Kalt pfeift der Zugwind herein. Einducken! Und weiter, stumm, vorsichtig. Das Lehmwasser sickert am Boden. Muffiger Erdgeruch. — Achtung! jetzt in die Schützenlinie. Zwei Züge zur Nacht wegen doppelter Wachsamkeit, am Tage nur ein Schützenzug. Schaurig gellt der Sang der Feinde herüber. Die Regimentsmusik setzt mit rauschenden Klängen ein. Was birgt sich hinter diesem Musiklärm?

Dieser vordere Graben läuft im Zickzack, um dem Feinde kein einheitliches Ziel zu bieten. Am Schützen-

stand unbeweglich ragende Gestalten, erzene Männer, auslauernd hinter der Stahlplatte der Brustwehr, stierend durch das Schießloch, den Finger am Abzugshahn. Plötzlich ein rotes, wirrendes Licht am finsteren Horizonte. Leuchtkugeln. Taghell die Nacht. Es surrt, es zischt. Knall und Krach, einigemal hintereinander heftig. Französische leichte Artillerie. Die Leuchtkugeln sinken zurück in den gähnenden Schlund der Nacht. Finsternis. Und das tückische Raubtierlauern, bis es nochmals mit feuersprühenden Nüstern aufspringt aus den dumpfen Schluchten dieser beängstigenden Nacht. Und schrill hinein die Musik aus den feindlichen Schanzgräben, schreckhaft nahe. Scharf und deutlich vereinzelte Rufe. Eine Flasche fliegt herüber, zersplittert in den Drahtverhauen. Dann Blitz, Krach, Donner. Deutsche Artillerie schießt über die eigenen Schützengräben hinweg. Hat sich prachtvoll eingeschossen, trifft ihr Ziel im Dunkeln. Nur einige Schreckschüsse. Flachfeuergeschütze. Es geh tosend nieder in die feindlichen Drahtverhaue. Die Pfähle fliegen splitternd.

Ablösung! Die stummen Männer treten von dem Schützenstand weg. Ablösung nach 48 Stunden, jetzt 24 Ausruhstunden in die Reservestellung zu den Kameraden zurück. Sie nehmen die Toten aus den Gräben mit. Ihre Blicke ruhen ernst auf den Jünglingen, die nun fiebernd an die Schützenstände herantreten. Noch ducken die ein, wenn's über sie hinzischt. Aber auch über sie wird einmal die stumpfe Gleichgültigkeit mitten im Todesgrauen kommen. Ade, ihr jungen Kerls! Wenn jetzt die ersten von ihnen umfallen, wenn sich die eisige Starre über ihr frohes Jauchzen legt ... Ade, ade! haltet treue Wacht.

Hui! schimmert's wieder auf in der Finsternis. Das gleißende Licht einer Leuchtkugel. Aber kein Schuß fällt mehr. Und nun sieht man's in dem strahlenden Schein — die Gestalt eines Mannes, der über die feindliche Brustwehr heraufklimmt, wirft die Beine über die Schanzung, ein Rothos — und steht nun da, steht in dem leuchtenden Schein, winkt, hält in jeder Hand eine Flasche, kommt näher. Als der Schein verlöscht, ist er im deutschen Drahtverhau, raschelt hindurch, ruft sein „camarade“, schurft schon an die Brustwehr — und da langen Arme hoch, ziehen ihn herunter in den deutschen Graben. Nehmen ihm zunächst mal das Gewehr ab. Deibel! was 'n Flitzbogen! Modell 1870, französisches Grasgewehr, das nach jedem Schuß geladen wird. Sacredieu! ist er erstaunt, neue Mannschaft vorzufinden, nur noch ein paar alte, und diese „Alten“ riefen den Jungen zu: „Nicht schießen, es ist der Schang.“ — Der Jean, der ihnen immer etwas herüberbringt, wovon sie drüben Überfluß haben. Heute zwei Sektflaschen. Sie wollen ihm Zigaretten dafür einstecken, da lehnt er ab, sie hätten heute alles drüben, sie wollten feiern, bis sie wie Kartoffelsäcke hinfielen — den großen Sieg! Arme Kameraden! Aber es sei doch schließlich besser, wenn nun mal eine Macht siegt — irgendeine, sacredieu! — damit dieser verdammte Krieg endlich zu Ende komme. — „He, Mosjö Schang, was für 'n Sieg?“ Da riß er die schmalen Schultern breit, sagte es mit Schwung: „Ah, parbleu! weil nun doch das russische Hauptquartier in Berlin sei.“ — Marie Jusepp! wie sie sich vor Lachen krümmten, die Grauen. Der Rothos stand und starrte sie an. Er verstand nicht, was sie sagten, er konnte auch nicht lesen, was sie ihm da an Zeitungen unter die Nase hielten, aber dies Lachen, diese siegesfreudige Zuversicht in dem fast mitleidigen Lachen — das verstand er, das schlug ihn peinvoll in die Seele, das marterte ihn, peitschte ihm die stumpfe Wut auf. Schon erhitzt vom Weingenuß, knirschte er verbissene Worte vor sich her, fluchte sich in eine Raserei zornweher Enttäuschung hinein. Und da brüllte es auch schon aus den feindlichen Gräben herüber, warum er nicht zurückkomme, der Jean. Flaschen flogen klirrend in den Drahtverhau. Jean aber stand noch mit hängendem Kopf, tückische, dumpf-wütige Blicke nach dem Lärm hinüber. Es ging etwas in ihm vor. Etwas Schreckliches ging in ihm vor. Der wallonische Feuerbrand, der jäh auflodert, wie Raubtiere aufspringen aus dem Dickicht, glühte in seiner verstörten Seele auf. Ein Sprung — hinauf die Böschung des Grabens, schwang sich auf die Brustwehr, stand da, warf die Arme, schrie es, schrie es gellend:

„Ich komme nicht mehr! Nie mehr! Nie! Jamais! Jamais! Tirez, mes amis!“

Da holten ihn die Grauen herunter, und er sank dort hin, lag auf dem Lehmboden, keuchte. Leutnant Markus kam eiligst aus der Telephonzelle des Unterstandes.

„Wie kommt der Franzose hierher?“

Dessen graufahles, von schwarzen Bartstoppeln übersätes Gesicht schnellte nach ihm.

„Je ne suis pas français, mon capitain. Je suis belge.“

„In pantalons rouge, wie?“

Da zischte er's in wilden Flüchen heraus:

„Wir Belgier sind keine Armee mehr, wir existieren nicht mehr, wir sind ausgelöscht, wir haben aufgehört für uns selbst zu denken. Wir werden in die Lücken eingestopft und dürfen nicht mucksen. Und hinein mit uns in die wahnsinnige Schießerei. Wir sind ja nur Belgier!“ Er brach in ein Wutweinen los. „Wir haben ja noch drei Tropfen Blut, und die muß man uns noch abzapfen, ehe man uns ganz wegwirft ... ma pauvre patrie — ma pauvre ...“ Er winselte, er schrie, er schlug in Nervenzuckungen um sich. Die Augen quollen hervor.

„Unsere glorreiche Armee ... unser armer König ...“ Lachte aber wieder schrill auf. „Der Himmel verdamme ihn! Er hätte uns bei unseren Kindern lassen sollen ...“

Aus den feindlichen Gräben scholl's her, Schimpfnamen, Spottgeschrei, trunken lallende Stimmen. Ei Donnerwetter! da stürmte es in der Jungmannschaft auf, zornkühner Trotz, siegesstolzer Mut. Die Wacht am Rhein sangen sie jetzt denen da drüben. „Es braust ein Ruf wie Donnerhall. Wie Schwertgeklirr! Hurra!“ Mit weitoffenen verstörten Augen sah der Belgier sie an. Sind das die Männer, die man ihnen als feige und demoralisiert und entmutigt schilderte? So sangen Helden, die sich todesmutig in die Bajonette werfen. Ihre kühnen Augen blitzten ihn an. Der sieghafte Wille trotzte ihnen auf der Stirn. „Hurra!“ Da wandte er sich gequält ab.

„Bringt mich fort,“ murmelte er, „bringt mich fort.“

Leutnant Markus warf einen Blick auf seine Regimentsnummer. Das 43., Eliteregiment, ruhmreichen Andenkens von Jena her. Schmerzvoll dem preußischen Gemüt. Aber heute?

Leutnant Markus fragte nach dem belgischen Hauptquartier. Zögernd die Antwort:

„Hinter unseren Schanzgräben im Châtelet.“

„Mein Lieber, der Châtelet ist zerschossen.“

Da biß der Mann die Lippen zusammen und gab keine Antwort mehr. Noch eine Frage des Leutnants:

„Wer Ihr Führer?“

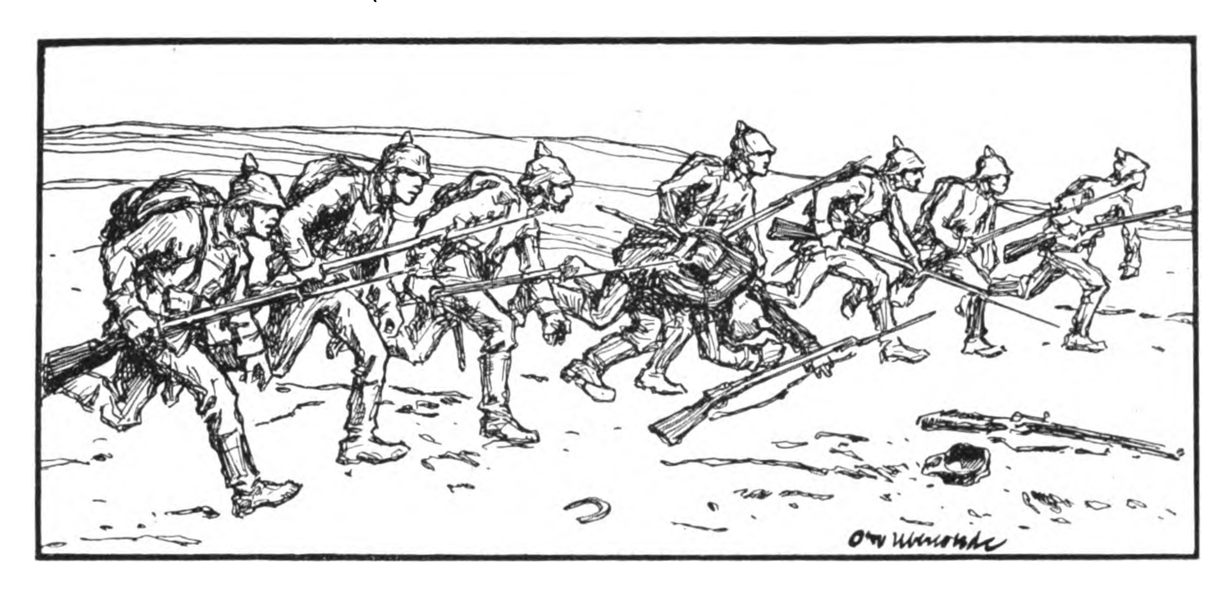
„Monsieur d'Arlotte.“

„Monsieur —“ es blitzte ihm über den Körper hin, wie die Sporen das Schlachtroß auftreiben — „Monsieur d'Arlotte kämpft in den Schanzgräben?“

Da sagt der's mit der feierlichen Rührung des pathetischen Wallonenherzens:

„Er hat unsere Fahne gerettet — die letzte Fahne der Wallonen ...“

Das Frühlicht braunte lichterloh: die deutschen Siegesfeuer. Eine Welt in Brand — um den letzten Wallonen ...



Die Tragödie der Höhe 60.

Auf Yperns kreisendem Berg. Von Leutnant Hans Schoenfeld, Kompagnieführer im Westen.

Auch ein Transport.

Auf dem Holperpflaster belgischer Landstraßen trabt ein seltsamer Zug dahin, daß die vorübertrottenden deutschen Artilleristen und Trainleute, die auf dampfenden Gäulen schon vom Frühmorgenritt zurückkommen, verwundert die Köpfe hinterdrein drehen müssen. Vorauf ein rumpliger Planwagen mit dickem Braunen, den ein Husar lenkt. Aus dem rückwärts offenen Gefährt schauen neben Reitpeitschen, Gummimänteln, Tschako, Tschapka und Pelzmütze die Felduniformen eines Ulanen-, Husaren- und Jägeroffiziers. In der Mitte folgt ein zweiter Einspänner, schwer bepackt mit Feldkoffern und Kisten. Hinterdrein ein Husar auf nervösem Vollblut, eine kleine kaffeefarbene Husarenstute als Packpferd zur Rechten. So kraucht das durch die flandrische Flachlandschaft hin unter schmetterndem Vogelschlag im Morgentau des jungen Frühlings, aber drinnen will keine rechte Kavallerie- und Jägerfröhlichkeit aufkommen. Der Ulan findet sich gefaßt mit seinem Kater ab, den ihm die stilvolle „Abfeier" eingebracht hat.

Versetzt! O hartes Wort für den, der seine Truppe liebt! Es geht auf Ypern. Aber vorerst hat das vielfarbige Dreiblatt sich bei Sr. Exzellenz am Ort des Generalkommandos zu melden. Endlich hat sich der kleine Trupp durch winklige Gassen einer häßlichen belgischen Kreisstadt durchgewunden. Zögernd schaut der dienstälteste Herr in dem unscheinbaren, nüchternen Haus um, in dem sich die historischen Aktionen eines deutschen Armeekorps vorbereiten. Aber das räumige Gebäude ist fast leer. Man bescheidet uns, Exzellenz und Stab seien draußen im Gefechtsstand.

„Wird gekämpft? Was ist erreicht?"

Der Feldwebel deutet auf die Karte im großen Maßstabe. „Hier die neue Front, die gestern von der Division erkämpft wurde! Hier —" und die derbe Hand fährt an der wohlbekannten Hügellandschaft südlich Ypern lang — „wird eben schwer gestritten."

„Das ist unser neues Regiment!" ... Noch stiller als zuvor besteigen wir unseren Planwagen und fahren Sr. Exzellenz nach. Und halten endlich auf weitschauender Höhe an alter Baumallee vor einem winzigen Häusel, vor dem Reiteroffiziere, in die „Kölnische Zeitung" vertieft, auf Befehle warten.

Der Adjutant meldet. Nicht lang, da tritt der Kommandierende mit dem berühmten Namen heraus — gemessen, ein wenig gebeugt, ein wenig zerstreut, aber freundlich und mit einem scharfen Blick uns dreie überschauend. „Zeigen Sie uns den nächsten Weg nach Ypern, meine Herrn," sagt er mit feinem Lächeln und hebt langsam die feste, schmale Greisenhand.

„Ä großart'ges Bild," sagt mein Bursche nachher anerkennend. „Unse drei Härrn in ihre kleebsamen Uneformen, eener immer greeßer als der andre — un was nu der Gommandierende is in sein langwallenden Umhang mit die Goldborten am Kragen! Wenn ich Maler wär', das Bild müßt'ch off de

Englische Artillerie in Gefechtsstellung.

Leinwand ham'. So feine Offeziere, wie mir nach zehn Monaten noch ham, soll mer sich erschtemal mit'n Zeiß suchen. Das hat mer ooch den Gommandierenden angemerkt."

Nun zur Division, die zweite mühsame Holperfahrt. Wieder zu einem häßlichen kleinen belgischen Nest. Gegenüber die Kirche, das Beste am Ort. Wagen auf Wagen mit dem Roten Kreuz halten davor, Bahren tauchen auf. Die Schlacht arbeitet wie die Lokomotive des Eilzuges in voller Fahrt: halbausgekohlte Schlacken speit sie achtlos aus. Und so oft wir noch fragen: „Von welchem Regiment?" tönt lakonisch die Nummer unseres neuen Truppenteils.

Armes, leidvolles — glorreiches Regiment. Wir grüßen dich. Blut kettet!

Am Spätnachmittag melden wir uns im Regimentsbureau. Wieder alles in Gefechtsständen! Ein rasend vorbeigaloppierender Futterwagen überholt uns. Plötzlich Blitzen, Krachen, Dampf und Zerstieben. Blutende Menschen und Pferde — kurzer Halt — und weiter rattert das schwere Gefährt, das, bis obenan mit Handgranaten gefüllt, eilends der vorderen Linie zustrebt und den durch das Stoßen und Reiben entzündeter Einzelbomben verschuldeten Zwischenfall als üblen Zeitverlust auszuwetzen bestrebt ist.

Angriff oder Abwehr dort oben, wo im satten Grün Höhenzüge den Horizont schließen?

Fern ragt Schloß Hollebeke mit weißen Mauern.

Die Tragödie der Höhe.

Flandrischer See, Etang de Zillebeke, seltsam geformt wie ein dreikantiges Segel des Mittelmeers, du liebtest die Höhe, die vor dir ihr grünes, friedliches Wiesenhaupt in deinen Fluten spiegelte. Die Hügel vor dir, die alte Stadt hinter dir mit der kraftvoll gezackten Silhouette dreier Kirchen und des herrlichen Gildeturmes im Edelstile alter Hochkultur — so hast du behäbig und wohlgeborgen die Jahrhunderte überdauert und auch nichts Absonderes dabei gefunden, daß sie zu deiner Rechten eine idyllische, tiefeingeschnittene Bahn legten, die sich so komisch aus dem Hügelpaar herauswindet wie eine spiegelnde Riesenschlange aus riesigem Erdspalt.

Was dir aber im Jahre 1915 geschah — das machte deinen Spiegel, See von Zillebeke, schillern in allen Farben widriger Gewalten: Rot von Blut troffest du, Pulverqualm umschlang dich mit öligem Hauch, Feuerteufel stoben in deine Flut, daß der Schlamm hochaufspritzte und dein glattes Antlitz kotig ward.

Wo ist deine sanfte, grünende Wiesenkuppe hin, zu der im ersten Lenz, im satten Sommer die Leute von Ypern, Comines, Wervicq und Messines gemachsam wanderten, auf der die flandrischen Kinder jauchzend spielten?

Verschwunden ist die Kuppe. Zerfranste Ränder im schmutzigen Gelbgrau mit grünen und blauen Sprenkeln ziehen verzerrt ihre Bahn als Höhenkamm. Trutzig und tückisch wie Zinnen einer Burg ragt jetzt das Unding des einst geliebten Hügels, und vergeblich suchst du vor deinen glatten Spiegel Schleier und Nebel zu ziehen: du mußt das Zerrbild wiedergeben Tag um Tag — unweigerlich noch, wenn längst die Stadt mit den zerschossenen Türmen, den Brandgiebeln und Löchern im Rücken der fremden Teufel liegt, die sich in den Kopf gesetzt haben, Ypern zu nehmen. Dein Name? Zwei Zahlen: hart und in sich geschlossen wie das eherne Schicksal. Höhe 60 nennt dich die Generalstabskarte und deine Zwillingsschwester zur Linken: Höhe 59.

Da lag das Regiment. Eben war Höhe 60 wieder genommen, dem Briten entrissen. „Endgültig" meldete ja der Bericht der Obersten Heeresleitung. Und 7 Maschinengewehre mit ein paar englischen Offizieren dazu.

Wer hätte das wohl gedacht auf den Höhen rechts und links der Comines—Yperner Bahn, daß auf die Mitte April Unheimliches sich im Schoße des flandrischen Hügels vorbereite? Gewiß mutmaßte man von einem mit allen Mitteln des Stellungskampfes vertrauten Gegner ein Unterminieren, aber angestellte Schutzbohrungen sprachen dawider. Der Brite geht meist unter den deutschen Gängen mit seinen Schächten. Er zahlte denen, die ihm unter der Erde wühlten, Bergleuten vom Fach, Extrasold und trieb, trieb, ganz gleich ob die Arbeit mit weitauseinandergesetzten Tragrahmen den Einsturz drohte. Nur daß man rasch unter die Höhe kam und Ladungen von fabelhaften Gewichten entzünden konnte. Die Höhe, die deutsche Höhe reizte ihn.

So entstanden die drei historischen Sprengtrichter. Ungeheure Löcher, die in die Tiefe ihrer Krater Unterstände und Gräben, Menschen und Geräte hinabrissen, zerstiebten, vergruben. Kein Wehschrei — nur Feuerschein, schwarzer, nicht endenwollender Qualm, fliegende Glieder, Stücke, Erdbatzen. Und der Brite ward Herr der Walstatt. Nicht der Höhe. Die war. Nur der gähnenden Ränder jener Trichter, an die der tückische Eroberer toten Kampfgefildes sich mit seinen Maschinengewehren, Minen- und Handgranatenwerfern anklebte, wie die Schwalbe mit ihrem Nest an steiler Wand.

Da kam die deutsche Rache. Furchtbar wütete die Artillerie. Zu den berstenden Schwergranaten, die Treffer um Treffer in die Krater schlugen, gesellten sich Minen großen Kalibers, und was in den drei Teufelsschlünden war, das fuhr hinab zum Orkus wie vordem die deutsche Verteidigerschar. Schrecklich häuften sich am Grund der Löcher die Leichen der Eroberer, bis sie deutscher Ansturm in den ersten Maitagen endgültig hinwegfegte.

Nun teilen auf der Höhe 60 und der Schwesterkuppe, die noch steht, die Toten sich mit den Lebenden. Und die Toten fordern das größere Recht.

Furchtbar ist die Macht der Toten auf Höhe 60, und wie der Tod sie hingebettet hat in der Verzerrtheit ihrer Leiber, so dräuen sie zu den Lebenden hinüber. Hekatomben ruhen in den Trichtern, tief genug für des heimischen Totengräbers Spaten, aber nicht zu tief für die leise schürfenden, aufeinander zu tastenden Gegner, deren Bahnen ständig der Toten Lager kreuzen und umlaufen.

Siehe da streckt ein Brite mitten aus dem Gelb einer Wand sein Bein. Eine schöne schlanke Männerwade, wundervoll bekleidet mit Gamasche und Schnürschuh. Wie aus dem Nichts reckt sich spukhaft diese Wade. Gehe um die Ecke des Laufganges, den die Sieger hier getrieben haben, so findest du die Hand dazu — eine kräftige, lange Hand, die zuzupacken weiß. Aber jetzt scheint sie erstarrt im abwehrenden Grausen vor einem furchtbaren Erlebnis, wie ein drohend wider den deutschen Feind gerecktes: Back!... Und half ihm doch nichts.

Hier starrt ein Bein in den Schützengraben hinein. Ein breiter, derber deutscher Fuß, dessen Sohle noch die vorschriftsmäßigen achtundzwanzig Zwecken zeigt. Man kommt nicht um das Bein herum, denn der Graben ist eng. Zu ändern ist an der Grabenlinie nichts mehr, denn als sie nach dem entscheidenden Sturm, der die Höhe endgültig wieder brachte, am Kraterrand den neuen Graben fieberhaft zogen, da gab's kein Ausweichen und Umgehen, da gab's nur ein fieberhaftes Türmen von Sandsäcken, ein schmales „Zwischen den Toten". Es ist wie eine stumme Aufforderung dieses Halbbegrabenen an die Lebenden vom selben Stamme: Nehmet mich! Nützt mich doch ein weniges aus. Weiter heraus kann ich nicht. Aber mein Stiefel ist fest! Da hängen sie fortan ihr Gewehr an seinen Schuh, wenn an einen die Reihe zur Ablösung und zwei Stunden kurzen Schlafes ist.



Sturmangriff. Nach einer Zeichnung von **Carl Frantz.**

Ich sah eine Szene. Wo sich das Gelände zum Bahneinschnitt hinzieht, 10 m hinter dem neuen Schützengraben, in Kopfhöhe mit den Lebenden, liegt eine Gruppe Toter. Ein englischer Sergeant und ein Deutscher. Langgestreckt liegt des Briten mächtiger Körper. Von seinem Kopf ist nur noch ein schwärzliches Etwas zu sehen. Dort muß ihn die Granate gefaßt haben. Nur seinem Haar, einem mächtigen Schopf wehenden Blondhaares, hat sie nichts anzutun vermocht. Nun spielt der Wind mit dem Busch, der geisterhaft auf und nieder klappt, dem toten Deutschen auf die Hand, der sein zerfetztes Hinterteil ewig dem Blick der Kameraden wie in stummer Klage zukehrt. Der deutsche Soldat nickt dazu. Er findet das Blondhaar des riesigen Toten jedesmal gewachsen, aber helfen kann er beiden nicht. Nur um Kopfesbreite über den Graben geschaut — und drüben von der Nachbarhöhe sprach das englische Maschinengewehr ein kurzes „Tack" dem tödlich Getroffenen.

Ewig unvergeßlich wird mir ein Anblick sein. Sie gruben im Fortgang der Aufräumungsarbeiten, Wochen nach der englischen Sprengung, in den tiefverschütteten Unterständen der einstigen Höhenstellung nach toten Kameraden. Da legten sie einen Zugang bloß, und dahinter sah man ein regloses Paar: Einer aufrecht sitzend, das Haupt dem rettungslos verschlossenen Eingang zugewandt; in seinem Schoß birgt der zweite tiefvergraben sein Gesicht, als hoffe er, dort aus des blühenden Blutes Schlag für die berstenden Lungen einen Hauch von Lebenselixier zu saugen. Fest schließen und mütterlich die Hände des Älteren sich um des Jungen Kopf. Ein Unteroffizier ist's mit einem Kriegsfreiwilligen aus seiner Gruppe. Und wie sie, weiß bepudert vom Chlorkalk, der ihres verwesten Leibes Dunst übertäubt, so verklammert in der Zeltbahnhülle des Abtransportes harren, tritt der Spielmann vom Leichenabtransportkommando still herzu, streicht mit der behandschuhten Rechten über die formlose Masse hin und sagt einfach: „Da bist du ja, Eduard. Hätt' auch nicht gedacht, daß ich dich noch wiederseh'. Aber nun sollst du ein schönes Grab haben." — Das sind so die knappen Abschiedsworte von zweien aus einem Dorfe.

Heißer Tag.

Um 4 Uhr in der Früh' deutscher Zeit, da eben der Sonnenball rotglühend von Zandvoorde her die Schwaden der Moräste um Zwarteleen durchbricht, haben sie drüben den letzten rasenden Feuerüberfall, der uns systematisch zermürben soll, da sie wissen, daß alle Deutschen dann ans Gewehr treten, heruntergearbeitet, — und nun ist Stille. In ihren Löchern und den schachtartigen Sackgängen schlafen die müden Leute und nur die Tagesposten, Pioniere und Artilleristen machen sich noch still zu schaffen. Zum letztenmal geht der Offizier vom Dienst die Ronde. Von früh an bis zum sinkenden Abend geht das Getriebe wie in einem kribbelnden Ameisenhaufen.

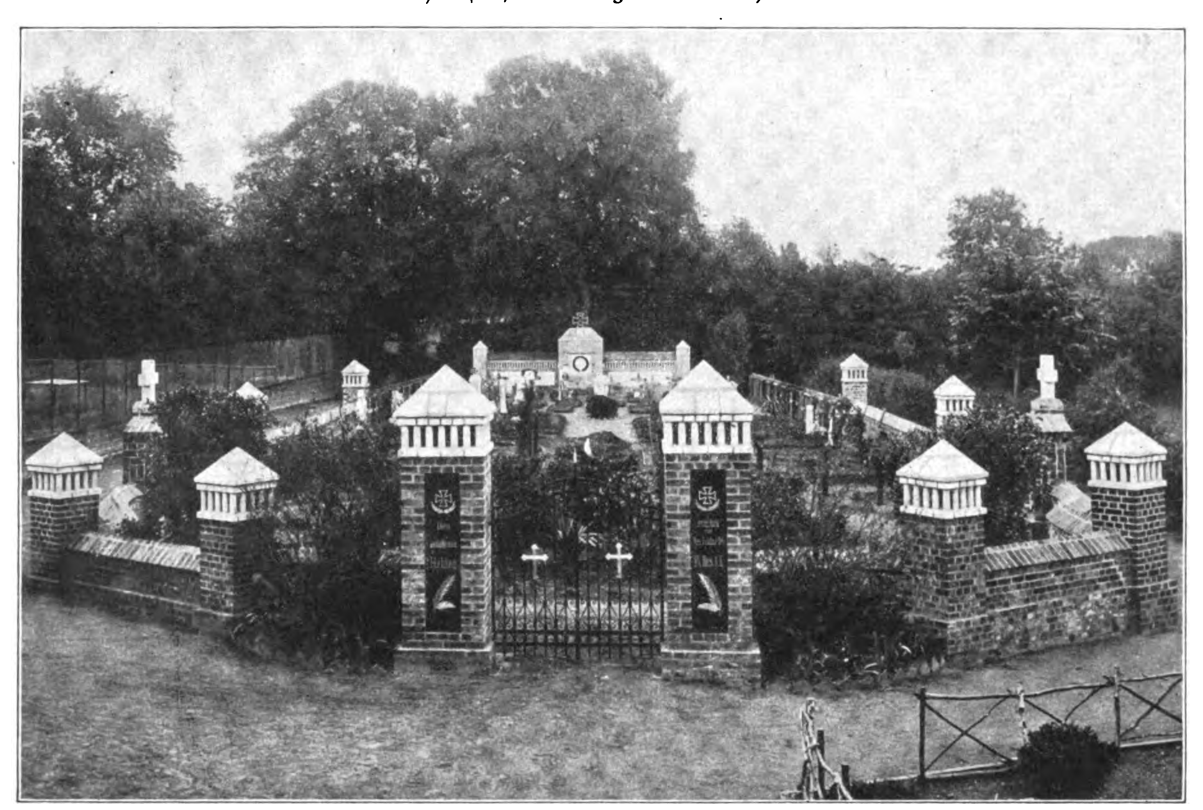
Noch weht die Luft vom Meere her erquickende Kühle, aber bald wird die Hitze wie eine zitternde Welle über den drei Kesseln brüten, und die Millionen der Aasfliegen werden ihr eintöniges Summen in die Fülle wachsender Geräusche mischen. Dann schrillt das Telephon im Unterstand seinen Morseanruf und das brandende Tagewerk hebt an. Das Sandsackeiland des Kompagnieführers ist zum Mittelpunkt eines strengorganisierten Großbetriebes geworden. Da laufen Meldungen und Anfragen ein. Im Regiment, im Bataillon wollen sie über etwas Bescheid wissen, Ordonnanzen rennen, die Materialdepotverwalter erstatten ihre Berichte über den Verbrauch der Nacht, neue Anforderungen an Leuchtkugeln, an Chlorkalk, Nägeln, Brettern, Rahmen müssen gemeldet werden. Dazwischen kommt die Pionierablösung, und der befehligende Offizier bespricht mit dem Kompagnieführer den Verlauf und das Tagesprogramm. Bald naht es in langen Zügen. Kompagnien, die kaum ein paar Stunden abgelöst sind, müssen nun zum Transport der für die Gefechtsgräben angeforderten, dringlich nötigen Nachschübe heran. Da schleppen ganze Gruppen Rahmen für die Stollenbauten der Pioniere. Ein Dutzend Leute kommt mit tausend und mehr Sandsäcken. Hand- und Gewehrgranaten werden abgeladen, Drahthindernisse und Gewehrstützen, Stahlschutzschilder und Eisenbahnschienen tauchen auf. Über alles hat der Kompagnieführer zu wachen.

Inzwischen ist es in den verschlafenen Gräben lebendig geworden. Stabs- und Generalstabsoffiziere kommen durch, beobachten, fragen. Schon saust vom Wurfapparat die erste deutsche Gewehrgranate nach den Teufelsmauern der Ferme „Verbrandten Molen", wo der Brite seine Scharfschützen postiert, sein Maschinengewehr eingebaut hat und die verfluchte Revolverkanone schußfertig hält. Mit Gewehrgranaten raffinierter Konstruktion haben sie uns täglich das Leben sauer gemacht, bis wir mit dem gleichen Mittel antworteten und ihnen so nebenher mal einen großen Kochkessel damit sprengten, daß die siedeheiße Bouillon fontänenartig hochspritzte. Dafür lassen sie dann drüben die bellende Meute ihrer hitzköpfigen kleinen Schrapnells los, die einem deutschen Soldaten fehlen würden, hörte er ihr Zsch—put nicht ein dutzendmal am Tage. Treiben sie's aber gar zu bunt mit Heransappieren aus totem Winkel und systematischem Einschießen, dann spricht der schwere deutsche Minenwerfer. Drei Abschüsse von zwei Zentner Sprengstoff mildern englische Zudringlichkeit bis zum sinkenden Abend ganz wesentlich.

Aber die Revolverkanone! Dies meistgehaßte Teufelsstück. Man vermeint von dem Turm der Martinskirche der



Französische Artillerie.



Der deutsche Kriegerfriedhof in Lagny, in dem 100 Gefallene ruhen. Die Auswahl des Platzes, die Anordnung der Gräber und Gartenanlagen sowie die Anregung zur Schaffung des Denkmals und der Einfassung rühren von dem Feldlazarett-Inspektor Lotzing her. Der Entwurf des Denkmals und der Umfassungsmauer sowie die Leitung der Ausführung der Bauten sind das Verdienst des Feldlazarett-Inspektors Riedt, der in Zivil Bankvorsteher ist.

schönen, totgeweihten, altflandrischen Stadt am dreieckig-rechtwinkligen Zillebeker See die Mittagsstunde in zwölf hallenden Schlägen erklingen zu hören, da löst sich der erste Schuß des groben Geschützes, das mit kalter Genauigkeit Meter um Meter der deutschen Sandsackmauer einreißt und in Fetzen schlägt, was an Menschenleibern dahinter steht. Dann springen die Posten nach rechts und links auseinander in ihre Erdlöcher und warten, wie es weiter geht. Und Hunderte scharfspähender deutscher Augen mühen sich, das Höllengeschütz, das im Gefechtsgraben eingebaut ist, zu entdecken. Hat man sie endlich festgestellt, die Teufelskanone, und die Artillerie durch Fernruf draufgezogen — dann klafft, bevor das erste deutsche Schrapnell noch aus dem Rohre fährt, eine höhnische Lücke in der Sandsacklinie ... und nach viertelstündiger Arbeit schweigt das giftige Ding für Stundenpause, um von ganz anderer Stelle aus Meter um Meter deutschen Schützengrabens zusammenzuhauen. Viel edles Blut hat das Mordwerkzeug schon gekostet. An Flicken der gähnenden Löcher im Schützengraben ist über Tage nicht zu denken, denn die Maschinengewehre von rechter und linker Flanke lauern schon. Der Kompagnieführer, der die Tagesrunde geht, kann nur feststellen: Verbindung unterbrochen, und die Stellen in eine Skizze eintragen. Dann haben die Bravsten der Braven, die Pioniere, ohne Murren die Lücken im ersten Abenddämmer zum dreißigstenmal, geht ein Monat zu Ende, mit Sandsäcken auszustopfen, und nie empfindet Offizier und Soldat stärker als in solchen Stunden, wie sehr die gegrabene Stellung im gewachsenen Boden fehlt. Aber da sind die Toten. —

Über Mittag und wieder von 4 Uhr nachmittags an bis gegen 7 Uhr faucht es vom Kemmel heran. Das ist die dreimal verwünschte schwere Batterie, die uns in der Flanke sitzt. Auf unsere Lauf- und Deckungsgräben haben's ihre Schwefel- und Pulvergranaten abgesehen. Hei, rechnet der Brite, jetzt werden sich durch das Netzwerk der Gräben von der Doppelhöhe, von Zwarteleen und Saubucht her die Essenholer dieser ewig hungrigen Deutschen schleichen. Versalzen wir ihnen das Hin- und Zurückkommen und zerschießen wir ihnen das Grabenzeug gründlich, daß ihre Reserven sehen mögen, wie sie drüber wegkommen ...

Da liegen all die Kunstwerke der Laufgräben auf ganze Strecken zerworfen, und im ersten Abenddämmer schaufelt und pflockt der treuen Pioniere schweigende Schar auch diese Wunden zum dreißigstenmal mit Monatsende. Denn frei bleiben müssen diese Schlagadern zum pochenden Herzen vorn: jede Stunde der Nacht kann den Angriff bringen. Den Angriff nach der großen Sprengung, auf die wir warten.

Aus der Erde Schoß kommt die Entscheidung. Uneinnehmbar ist die Zwillingshöhe für frontalen Angriff und Überfall jeder Art. Das weiß der Gegner genau. Deshalb entzog er sein Gelüsten dem lichten Auge des Tages und versucht das alte Spiel von neuem: zu sprengen, was er nicht stürmen kann. Doch hat er längst gemerkt, daß ihm allenthalb, wo er sich heranbohrt, ein Riegel vorgeschoben ist. Wissen soll er, falls er's noch nicht erfuhr, daß es nur um kurze Stunden an jenem 17. April ging. Auch wir waren fertig, gegnerische Gräben zu sprengen, nur fehlte noch Genehmigung höheren Orts.

Nun bohren sie sich umeinander, über-, untereinander im Herzen des Hügels. Es ist eine heimliche Tragödie, stilles Heldentum, was sich hier Stunde um Stunde abspielt. Ein Kampf der Ohren und Spaten. Und was sich da im Schoße der flandrischen Erde abspielt, ist ein Schattenspiel, das nicht seinesgleichen hat. Mithelfer sind die von den Kompagnien oben. Wo irgendein argwöhnisches

Soldatenohr unter sich, neben sich das regelmäßige Geräusch vorsichtig schürfenden Spatens, leise surrender Wassermotorpumpe erlauscht, liegen die erfahrensten der Pioniere halbstundenlang mit dem Hörrohr am Ort, flüstern, nicken und handeln. Nackt tauchen sie in der Erde Schlund, wühlen sich fieberhaft ein in lautloser Eile, bringen ihre Sprengladung an, zünden ... und ein Erzittern der Erde, ein langsames Nachgeben oberen Erdreichs, ein unmerkliches Neigen, wohl gar Umsinken ganzer Teile der Sandsackmauer kündet von einer neuen Tragödie unter der Erde.

So begab sich's, daß einst unsere Pioniere beim Vortreiben ihres Schachts plötzlich durchbrachen ... in englischen Stollen, der von des Hügels Fuß langsam aufwärts führte und so einmal den deutschen abwärtsstreichenden kreuzen mußte... und keiner hatte eine Ahnung. Aber wehe, wenn im trübe erhellten Dunkel die Gegner aufeinander treffen. Da sitzen an Treffpunkten älterer englischer Stollen, die wir entdeckten, Wachtposten. Tagelang sitzen sie in schwarzer lautloser Stille ... bis einmal tappende Schritte, leises Flüstern alle Sinne des treuen Wächters zittern machen: eine englische Patrouille naht, die die wertlos gewordenen Gänge kontrolliert und noch nicht ahnt, daß hinter der dünnen Zwischenwand mit dem absichtlich gestoßenen Loch der Tod lauert. Dann gibt's wohl, denen oben kaum vernehmbar, einen kurzen Knall, dumpfen Aufschrei ... ein erhitztes Männergesicht taucht aus dem Mundloch und ruft den Kameraden um Hilfe. Wer dann schneller zurück und sprengfertig ist, hat auf diesem winzigen Punkte für kurze Zeit wieder einmal gesiegt: Zündung nach innen und in sich zusammen fällt der Gang hüben und drüben auf lange Strecke. Nun wühl' aufs neue, Freund und Feind.

In den Bereitschaften.

Einmal kommt für die kampftreuen Kompagnien die Stunde der Ablösung. Es ist ein sauer Stück Arbeit, sich aus dem Verlies des Gefechtsgrabens mit Sack und Pack herauszuwinden und der ersehnten Freistatt gut gedeckter Bereitschaft in langem Gänsemarsch zuzupirschen. Dort in dem Waldtälchen murmelt der muntere Bach den heißen Gliedern entgegen, die das schwere Winterzeug binnen 70 Stunden nur mit Unlust trugen. Dort warten schon die befreundeten Ameisenhaufen, denen die verschwiegene Wollhülle anvertraut wird, auf leckere Bissen, die auch in Flandern seit Anno 1915 zu haben sind. Und das Grün des Waldbodens, das blühende Gezweig noch so zerschossener Bäume dünkt dem Auge wahres Labsal ... Bald sitzen lustig plätschernde, singende Nacktfrösche statt der einsilbigen bepackten Kämpfer am Waldbach, der dem unfernen Kanal zustrebt, diesem furchtbar umkämpften Kanal.

Dann hebt für Offizier und Mannschaft schöne Zeit an: Rauschende Baumkronen, Kuckucksruf, freundliche Sonne, stille Waldblößen, auf die das Auge jenseits des Rückhanges schaut, und Sauberkeit, die mit Inbrunst gefördert wird: am Knüppeldamm, im Unterstand, in naiven Gartenanlagen und Granatenrondels. Landsleute finden sich zum Skat zusammen, Speck kreischt aus über brodelndem Feuer und aus der Offizierslaube schallt gedämpftes Lachen. Gläser klirren und bläulicher Rauch einer besseren Zigarre stiehlt sich in feinen Strähnen aus dem Gerank des Efeus vor dem altdeutsch gezimmerten Laubenfenster.

Jede Minute freier Zeit wird ausgenützt. Wo irgendein trockenes Granatloch gähnt, hocken zwei, drei hinter klug erhöhten Böschungen wider das hier auch über Tage gefährlich hausende Strichfeuer und abstreichende Schrapnells. Da wird in Muße Zeitung gelesen. Ich sah Hölderlin und Mörike, Jürg Jenatsch und Storm in derben Fäusten, und mir ward das Herz weit über solch ein Vaterland, solch ein Geschlecht.

Freundschaft feiert Triumphe. Engverschränkt schlendert die Jungmannschaft, pilgert ein bärtiges Paar auf grasigen Waldsteigen, in denen die Wildtaube gurrt, durch einen Forst, der einst schön gewesen sein muß, aber jetzt auch nicht einen heilen Baum mehr aufweist. Auf Schritt und Tritt blinken die weißen, schmalen Kreuze gleicher Machart mit dem erschütternd eintönigen „Hier ruht in Gott". Denn auch nicht ein Fuß breit Bodens ist hier nicht mit Blut und Eisen gedüngt. Noch knirschen unter deinen Füßen die Schrapnellkugeln, die Granatsplitter von Belgiern, Franzosen, Briten und Amerikanern.

Seltsames Gefühl! Wie oft steht einer von den wenigen, die aus den wilden November- und Dezemberkämpfen am schlimmen Kanalknie, vor Hollebeeke und den wilden Sturmangriffen über den hohen Bahndamm überblieben, sinnend vor einem zerfallenen, noch halb ersoffenen Loch, das die fiebernde Hand gewühlt, und sagt leise: „Hier hab' ich drin gelegen, zwei schwere Nächte. Das soll nun sieben Monate her sein? O Gott, o Gott! Und mein bester Freund, Schulter an Schulter —" er weist mit zuckender Lippe auf ein Kreuz, zehn Meter dahinter. — Wann wird's nun unsereinen holen?

Unübersehbar schier ziehen die Wald- und Wiesenfriedhöfe der stillen Kämpfer. Ein Meer von Kreuzen. Siehe, da hocken dreie um einen Hügel, fassen ihn sorgsam ein mit Maßliebchen und Farnen. Ein letzter Freundschaftsdienst. Meines besten Unteroffiziers Bruder sah ich schluchzend vor des Bruders Grabe stehen. Sein sehnlichster Wunsch schien ihm endlich erfüllt: an seiner Seite hinaus zu kommen vor die Front, nur um diesen frischen Hügel seines Grabes zu finden. Zwei Tage vorher war der ältere gefallen. Fragt die Revolverkanone.

Mich aber zieht's jedesmal hin zu den drei Schlössern dicht am Kanal! Herrlich in ihren Trümmern, trutzig und stolz ragen auf den beherrschenden Höhen hüben und drüben des Kanals die edlen Säulenreste, die zackigen Giebel von Camp und Hollebeke, während sich tiefer im Grunde das köstliche Kleinod des mittleren Zillebeker Schlosses birgt, umwandet von den herrlichen Mauern seines Parkes. Dort spinnt in Trümmern und üppigem Blühen die Sage schon ihre feinen Gewebe. Hat des toten Belgierkönigs Geliebte in einem der Zaubergebäude Tage sommerlicher Lust verlebt, oder gehörten sie alle, wie der deutsche Soldat will, jener zauberischen Frau, die mit Vorbedacht ihren Aufenthalt darin wechselte?

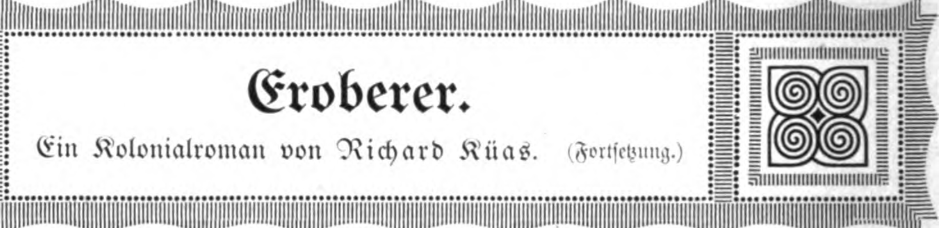
In blauen Flammen gleißt dort mit Büschen von niegesehener Pracht der Rhododendron. Still steht, von gestürzten Baumriesen durchquert, mit versunkenen Luftgondeln, das Wasser der Kanäle, und aus dem geebneten Plan des galant umbuschten Tennisplatzes gähnt der Schlund eines Riesengranatloches.

Dann sinkt wohl einer jener zauberischen Juniabende über dem weiten, fruchtbaren Gefilde nieder. Schlafmüde hocken die Leute vor ihren Unterständen, nur der Flieger- und Wachtposten wandert auf dem Knüppeldamm geruhsam auf und ab, und stärker pfeift der Schrapnells und Querschläger eifernde Schar über das bescheidene Tal vor Ypern. Auf Höhe 60 spielen die ersten Leuchtkugeln — und ich denke an Lorette und liebe Tote.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Fliehendes englisches Fischerboot wird von einem deutschen Unterseeboot zum Halten gebracht.

Nach einer Zeichnung von Claus Bergen.

Eroberer.

Ein Kolonialroman von Richard Küas. (Fortsetzung.)

Der Süddampfer mit Dina v. Bütow an Bord war eben auf der Reede von Kribi eingelaufen.

Dina sah über die Reeling, dem ankommenden Boote entgegen, das die Gouvernementsflagge zeigte.

Kapitän Wengler stand in vertraulicher Haltung neben ihr und sagte ihr Schmeicheleien wegen ihres vorzüglichen Aussehens. Der junge stattliche Seemann sah dabei mit wohlwollendem Interesse auf Dinas Reize, die diese, noch immer in duftigster Morgentoilette, der die Sinne umschmeichelnden Tropenluft preisgab.

Dina lächelte heute etwas abwesend zu den Komplimenten des Kapitäns. Sie hoffte hier bestimmt einen Brief Rödings zu erhalten, dem sie geschrieben hatte, daß sie ungefähr um diese Zeit mit dem Süddampfer in Kribi sein würde.

Das Regierungsboot legte unterdessen an. Ein Herr in Lackschuhen, Monokel ins Auge geklemmt, kletterte herauf. Der Kapitän ging hinunter, um ihn an Deck zu empfangen.

„Frau von Bütow?" fragte er in stark nasalem Tone, leicht den Tropenhelm von der hohen Stirn lüftend.

„Ja!"

„Bezirksamtmann von Grünern!" stellte sich der Ankömmling vor. „Der Herr Gouverneur hat mich beauftragt, der gnädigen Frau diesen Brief auszuhändigen." Er übergab ihr das Schreiben und zog sich mit Kapitän Wengler in das Rauchzimmer zurück, um dort mit ihm eine Flasche Sekt zu trinken.

Dina las den Brief. Im ersten Augenblick erblaßte sie, als sie daraus sah, daß ihr gewagtes Spiel verloren war.

„Bütow gegenüber!" sagte sie sich, nachdem sie sich gefaßt hatte, „dem Leben gegenüber nicht!"

Ihr blieb noch ein Trumpf: Röding! Sie wollte sofort an ihn schreiben. Bütow hatte dessen Tod im Brief nicht erwähnt. Sie ging in den Rauchsalon. „Können Sie mir sagen, Herr von Grünern, ob Hauptmann von Röding augenblicklich in Jaunde ist oder auf Expedition," wandte sie sich an den Bezirksamtmann.

„Hauptmann Röding? — Ach so! Gnädige Frau wissen wohl noch gar nichts? Hauptmann von Röding ist gefallen."

„Gefallen?! Wie?!" fragte Dina, die das Wort „gefallen" nicht in seinem militärischen Ausdruck auffaßte.

„Tot!" erklärte Grüner.

„Das ist nicht wahr! Sie lügen! Sie lügen! Er kann nicht tot sein! Er darf nicht tot sein! Gerade jetzt darf er es nicht sein!" brach sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, aus.

„Aber gnädige Frau, Röding ist tot! Ehrenwort!"

Da brach Dina von Bütow in Schreikrämpfe aus, so daß Kapitän Wengler sie in ihre Kabine bringen mußte.

Als er wieder herauf kam, sahen sich die beiden Männer verdutzt an.

„Haben Sie 'ne Erklärung dafür, Kapitän?"

„Nein, Herr Bezirksamtmann! Nicht die geringste!"

Sie waren bei der dritten Flasche Heidsiek, als Dina heraufkam. Mit trockenen Augen, in denen gefährliche Lichter zuckten.

„Sagen Sie mir nur noch eins! Hat mein Mann Hauptmann von Röding erschossen?" stieß sie, zu Grüner gewandt, hervor.

„Ihr Herr Gemahl?! — Aber ich bitte, Gnädigste! Ist doch einfach undenkbar! Nöö, Hauptmann von Röding ist nach siegreichem Gefecht von einem aus dem Hinterhalt abgesandten — äh, Arsenik — nein doch, Zyankali — äh, wie heißt denn das verfluchte Zeug! Kapitän, so helfen Sie mir doch — richtig, ich hab's! Es hängt mit Stroh zusammen."

„Strophantus!" wagte der Kapitän die Gedankenbrücke zu schlagen.

„Sehr richtig! Strophantuspfeil getroffen! Starb nach fünf Minuten. Jawoll, fünf Minuten! Gnädigste Frau können sich drauf verlassen! Habe den Gefechtsbericht selber gelesen! Tatsache."

Die flackernden Lichter in Dinas Augen waren erloschen. Jeder Glanz war fort aus ihnen. Starr sah sie in die Ferne. Eine Pause entstand. Mitten im Schweigen wandte sich Dina und ging wortlos in ihre Kabine.

Unten weinte sie, zum ersten Male im Leben, Stunden und Stunden. Als sie fort war, sahen sich Kapitän und Gast bedeutsam an.

Dann schwang sich Herr v. Grünern zu dem tiefsinnigen Ausspruch auf: „Ja, ja, mein lieber Kapitän! Ich bin nun bald ein halbes Jahr in Afrika, aber es gibt noch viel Dinge zwischen dem Kamerun- und dem Campofluß, wovon sich meine Schulweisheit nichts träumen läßt! Prosit! Auf daß sie ewig grünen bliebe!" Sie tranken. „Steward, 'ne andre Flasche!"



Kriegssommer 1915. Nach einer Aufnahme aus Galizien.

„Und de Liebe haut hin, wo . . . wo . . .“ — der Kapitän bekam den Schlucken.

„Wo se Platz find't! Das meinten Sie doch woll, Kapitän! Wo se Platz find't!“

„Kunststück!“ bemerkte der Kapitän geistreich.

Dina v. Bütow wurde nicht mehr an der Küste gesehen.

Auf etwa zweitausend Meter Höhe im Manengubagebirge, in der Nähe der Elong, liegt die Farm „Geschwister“.

Ein nicht allzu hohes Haus, von allen vier Seiten mit einer Veranda umgeben, an deren rohen Holzsäulen sich Passionsblumen und Kletterrosen liebevoll hinaufranken, und geschützt von großen, als Windbrecher dienenden Bäumen, ist das Herrenhaus.

Gehrt hat sich auf Viehzucht eingeschworen und betreibt alles in dieser Richtung, wie er es in seinen jüngeren Jahren am Dandenong-Gebirge in der Kolonie Viktoria in Australien gelernt hat.

Um das Haus herum blühen Gloire de Dijon- und La France-Rosen, weißblühende Veilchen, Geranien, Schwertlilien, Magnolien, Gardenien und feuerrote Hibiskus.

Wie blutrote Teppiche nehmen sich im Gemüsegarten, in dem alle Gemüse Europas wachsen, die Erdbeerbeete aus.

Gerste, Hafer und Luzernefelder schließen sich an den Gemüsegarten, und es vergeht kein Tag, an dem nicht Gehrt die Wildnis, in deren Mitte er einst seine Zeltpfähle niederschlug, einige Schritte zurückdrängt.

Gehrt ist froh darüber, daß er von Duala hierher gegangen ist, sobald er seine Arbeiter und Ackergeräte vom Dampfer erhalten hatte. Denn erst seitdem sie hier sind, liegt der Schimmer des Friedens, den hart erkämpfte Entsagung schließlich gewährt, über Sigrids liebem Gesicht. Ja, über ihren zuletzt da unten recht blaß und verhärmt gewesenen Wangen liegt bereits ein schwacher rosiger Schein.

Weit unter ihnen liegt das niedrige, sumpfige, dumpfe Land mit seinen unerträglichen Glutwellen am Tage, mit seinen Aufregungen und Kämpfen, mit der Nachbarschaft der Menschen, ihrer Hast und ewigen Unruhe, mit den Nächten, in denen geheimer Kummer am Herzen fraß und an der Gesundheit nagte.

Kein Weißer kommt hier herauf. Trotzdem, liebe Menschen haben ihren Platz im Herzen der beiden. Nur Druckerschwärze vermittelt ihnen die Kenntnisse der Welt außerhalb der zehntausend Hektar Land, die Gehrt sich und seiner Schwester gesichert hat. Nur noch in Gegenwart und Zukunft leben die beiden.

Unter den Zeitungen, die der schwarze Bote wöchentlich einmal von Mundame für sie heraufbringt, ist auch das amtliche Kolonialblatt. Gehrt hält es mit, damit er nicht gegen heilige Verordnungen sündigt. Eines Tages erzählt er Sigrid, daß er in der letzten Nummer die Abberufung Bütows und die Ernennung eines neuen Gouverneurs gelesen hat. Und Petersen

hat ihnen geschrieben, daß Bütow von seiner Frau geschieden ist. Sie sind darüber wortlos zur Tagesordnung übergegangen. Er ist tot für sie.

Auf dem hinteren Teile der Veranda, der nach dem Hofe zu geht, hocken kleine schwarze Buben und Mädchen. Die Kinder von Gehrts Arbeiterkolonie, und mitten zwischen ihnen Sigrid, die ihnen das Lesen und Schreiben beibringt. Denn hier oben ist weder eine Mission noch eine Regierung — außer der Regierung Gehrts.

Eben hat Sigrid die kleine Schar entlassen und will über den Hof nach der Küche, um noch ein Extragericht der heutigen Speisenfolge hinzuzufügen, denn Gehrt bringt immer einen Löwenappetit nach Hause, da hört sie einen Männerschritt im Zimmer.

Sie denkt, es ist der Bruder. Leuchten fliegt über ihr Gesicht bei dem bloßen Denken an den Guten. „Gehrt, du bist ja heute schon früh zurück!" ruft sie über die Schulter und dreht sich nach ihm um.

Sie erhält keine Antwort und sieht ins Zimmer, in dem sie die Schritte vernahm.

Da steht Bütow vor ihr. Bütow —!

Sigrid traut ihren Augen nicht. Das stille Leuchten in ihrem Gesicht ist verschwunden. Ihr Blick wird starr, abweisend, wie seit langem nicht.

Da besinnt sie sich darauf, daß sie Herrin ist auf diesem Boden, zehn Kilometer im Geviert. Daß innerhalb dieser zehn Kilometer Grenze ihre Welt und die Gehrts ist. Daß innerhalb dieser Grenze nur ihre eigene und Gehrts Weltanschauungen und Gesetze gelten. Daß nichts Niedriges, und vor allem daß die Vergangenheit nicht an sie heran kann. Und das gibt ihr ihre königliche Haltung und Würde wieder. Trotz des Siegeslächelns, das Bütow um die Lippen spielt.

Etwas in ihrem ersten Anblick will in ihm eine innere Verlegenheit aufkommen lassen. Aber er meistert sie und hilft sich durch leichten Konversationston, der die erste Brücke schlagen soll.

„Sie haben sich ja in dieser Wildnis in unglaublich kurzer Zeit fast ein Paradies geschaffen!" redet er sie nach tiefer Verbeugung an.

Sein Siegergefühl ist wiedergekehrt. Er besinnt sich darauf, daß er ja gekommen ist, um zu geben! Und wie er meint, mit vollen Händen. Und sie — kann ja gar nicht anders, als anzunehmen, als das Gnadengeschenk aus seinen Händen demütig zu empfangen.

Ruhig und prüfend gleitet Sigrids Blick über Bütow. „Was verschafft uns die Ehre Ihres Besuchs, Herr von Bütow?"

Sein Blick umfaßt die mit tausend Reizen ausgestattete Gestalt des jungen Weibes, über dessen vergeistigtes Gesicht nur etwas wie eine leise Schwermut liegt, und das hier oben erst voll erblüht zu sein scheint.

Da packt ihn die alte Leidenschaft für sie, die Ehrgeiz, Berechnung, das Streben, auf keinen Lebensgenuß zu verzichten, wohl scheintot, aber nie sterben machen konnte, über alles hinweg mit verzehnfachter Macht.

„Sigrid!" bricht er leidenschaftlich aus. „Die Sehnsucht nach Ihnen hat mich hierher getrieben!" Er ist völlig blind geworden und sieht die abwehrende Geste nicht. „Der Weg zwischen Ihnen und mir ist frei! Ganz frei! Ich biete Ihnen meine Hand, meinen Namen, Sigrid! Werden Sie mein Weib!"

Mit elementarer Gewalt hatte er diese Worte, fast sich selbst überhastend, herausgestoßen. Atemlos geworden, wie einer, der den Zug des Glückes noch im letzten Ansturm zu erreichen sucht, hielt er inne. Gespannt hing sein Blick an Sigrids Zügen. Er wartete auf Antwort.

„Was ich über eine solche Ehe denke, habe ich Ihnen bei unserem letzten Zusammentreffen in Berlin gesagt, Herr von Bütow. Meine Ansicht darüber hat sich inzwischen nicht geändert. Und . . ."

Er unterbrach sie. Sein Siegesgefühl hatte ihn jäh verlassen. Er wurde unsicher. Gleichwohl lächelte er innerlich. Aber es war ein erzwungenes Lächeln. Sie wollte ihren kleinen Triumph haben! — Gut! il faut faire bonne mine! Und doch packte ihn auf einmal Angst. Angst, daß er zum letzten Zuge des Glückes zu spät kommen, daß sein Leben leer bleiben könne. Und so unterbrach er sie und bat: „Hören Sie mich, bitte, zu Ende!"

Sie sah ihn erstaunt an. Was wollte er denn noch?

„Manche Menschen", begann er diesmal mühsam, „kommen erst auf Umwegen zur Erkenntnis banaler Weisheit. Ich muß wohl auch zu ihnen gehören. Ich habe erst auf weiten Umwegen erkennen müssen, daß innerer Besitz das einzig Dauernde ist in diesem Leben. Und je mehr ich das erkannte, desto mehr wurde ich mir auch bewußt, welche großen inneren und äußeren Werte ich einmal im Leben achtlos beiseite gestellt habe!"

Wieder schwieg Bütow einen Augenblick und wartete.

Und während dieser kleinen Pause wandern an Sigrids geistigem Auge die in ihrer seelischen und Herzensnot geborenen Sekunden, Minuten, Stunden, die Tage und Nächte vorüber, die sie erleben und durchkämpfen mußte, die in Qual und Angst und Not gestorben waren, durch dieses Mannes Schuld, und die doch alle, alle im Widerschein des Glückes hätten strahlen und leuchten können.

Und ihr junges liebes Gesicht wird einen Augenblick hart und mitleidslos, als sie dem Manne ihr gegenüber sagt: „Das freut mich, Herr von Bütow, wenn Sie zu dieser Erkenntnis gelangt sind! Um Ihretwillen! Für mich selbst ändert das nichts! — Und damit ist unsre Unterredung wohl beendet!"



„Behüt' ihn und uns ...“

Nach einer künstlerischen Aufnahme von Jos. Kaiser, München.



„Hat denn mein Anerbieten keinen Wert für Sie?“ fragt Bütow ungläubig. Er kann es gar nicht fassen, daß sie seine Hand, seinen Namen, daß sie ihn ausschlagen könne.

„Keinen!“ kommt es von den Lippen des jungen Weibes. Bütows Auge sucht die Ferne. Immer weiter, immer weiter sieht er den Glückszug des Lebens sich entfernen, nur er befindet sich nicht darin.

Noch ein letzter Versuch: bei ihren Erinnerungen will er sie packen, bei ihren gemeinschaftlichen Erinnerungen. — „Sigrid! Es war einmal . . .!“ beginnt er beschwörend von neuem.

„Was war, ist tot, Herr von Bütow!“ unterbricht sie ihn mit einem Klang in der Stimme, der jede, aber auch jede Hoffnung für ihm ausschließt. „Hier oben endet meine Vergangenheit! Und nach menschlichem Ermessen werde ich diese Stätte nicht mehr verlassen!“

Sie stand auf. Er auch. Er sah, daß er sie verloren hatte. Verloren für immer.

„Leben Sie wohl!“ Er haschte nach ihrer Hand und küßte sie.

„Leben Sie wohl, Herr von Bütow!“

Er ging hinaus, zu dem Zaun, an dem sein Pferd angebunden war und wo seine Schwarzen kauerten. Müde und gebeugten Hauptes ritt er in der Richtung auf Mundame.

Sigrid ging in die Küche, um die versäumte Viertelstunde einzuholen.

Einige Minuten später rief sie Gehrts Stimme vom Hause her. Sie kam. Wortlos zeigte ihr Gehrt die Silhouette eines fernen Reiters. „Bütow!“ sagte er nur.

„Er war hier!“ antwortete Sigrid.

„Hier?“ fragte Gehrt erstaunt.

Sigrid nickte. „Er hat um meine Hand angehalten.“

Gehrt brauchte nicht weiter zu fragen. Er wußte die Antwort.

„Wie stark du bist!“ sagte er nur.

Die Stärke hast du mir gegeben!“ antwortete sie. „Du und der Boden, auf dem wir stehen! Die eigene Scholle!“

Bald nach dem Besuche in Manenguba war Bütow an Bord eines heimkehrenden Dampfers gegangen, der ihn für immer nach Europa zurückbringen sollte.

Zahlreiche „Gönner“ und „Freunde“ waren nicht müßig gewesen und hatten sich bemüht, Bütows Stellung daheim zu untergraben.

Bei dem willigen Gehör, das diese Sorte immer zu Hause findet, wenn es einem Gouverneur gilt, der, ohne rechts und links zu schielen, seine eigenen Wege geht, ist es ihnen auch glücklich gelungen. Nun sollte Bütow nach Hause, um sich zu verantworten.

Welche, die es besser wissen wollten, raunten sich geheimnisvoll zu, daß diese Gegenbewegung nicht ohne die direkte Mitwirkung von Bütows früherer Frau und die indirekte ihres Vaters, der Finanzgröße Derringer, eingesetzt habe. Aber wie die Sache auch ausfallen würde, Bütow kehrte nicht mehr in die Kolonie zurück.

(Schluß folgt.)

Gedichte aus schwerer Zeit.

Und wir? Von H. Brauer.

Derweilen ihr die roten Feste feiert,
Kein Kampfesruf in unsre Stille kam,
Wir hören nur fernab in dunkler Scham,
Wie uns der Alltag seine Lieder leiert.

Uns trifft der Größe matter Widerschein:
Wir lesen stumm von Qual und Siegesschrei,
Wir lesen's — und sind selber nicht dabei,
Und unser Leben ist so schmerzlich klein.

Wohl wissen wir's: der Pflichten Wiederkehr
Selbst unserm Tag ein kleines Licht beschwor,
Wir sagen's uns ja alle Tage vor,
Und alle Tage ist es doch so schwer.

Uns weiche Kissen — euch der harte Grund,
Uns sichre Tage — euch das dunkle Los;
Ihr reicht dem Tod die Hände stolz und groß —
Und wir? Und wir? Das brennt das Herz uns wund.

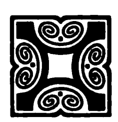
Gefallener Feind. Von Lüning.

Er sah die gleichen Sterne
Wie ich auf seiner Wacht,
Er hat wohl in die Ferne
Auch so wie ich gedacht.

Er hat sich brav geschlagen,
Als heiß der Sturm entbrannt.
Verwundet, ohne Klagen,
So hielt er uns noch stand.

Er stand in Wind und Regen
Und stand in Sonnenglut,
Er sah dem Tod entgegen
Und war doch junges Blut.

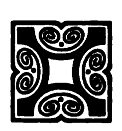
Er fiel, der nie im Leben
Von seinem Posten wich.
Salut sollt ihr ihm geben!
Er war Soldat wie ich . . .

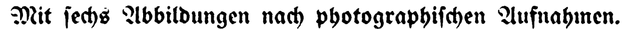


Rumänische Bauern.

Von Karl Marilaun.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.





Gegen Mittag dämmert am Rand der schneeüberstürmten Dobrudschasteppe ein bleigrauer Streifen herauf. Der rumänische Kellner, der im Speisewagen den türkischen Kaffee aufträgt, sagt leise und mit einem höflichen Lächeln, das freigebig seine landesüblich schönen Zähne enthüllt: „Voilà, la mer noire!“ Unter der grauen Glocke des Steppenhimmels kommt bleifarben näher, von jähen Sonnenlichtern grell überglänzt, von tiefen Schatten durchfurcht, der Pontus Euxinus, das Schwarze Meer.

Im Hafen von Konstanza erwartet uns die „Dacia“, und indes sich rings der Himmel, mit neuen Stürmen drohend, bleich verhängt, gleiten die Dämme und Kaianlagen langsam zurück, das strahlendweiße Kasino leuchtet uns von seiner umgischteten Steinmauer noch lange nach, und am Leuchtturm der Hafenausfahrt stampft unser Schiff hinaus in die schwere See. Schwarz rollen die Wogen, und durch den mit dem Wind vorüberwehenden Schnee schimmern plötzlich, von einer unsichtbaren Sonne in gelbe Glut getaucht, die merkwürdigen Felsbastionen der Küste zu uns herüber. Diese ungeheure, fast senkrecht abstürzende Mauer aus sarmatischem Kalkstein wälzt sich stundenweit, wie von Zyklopen getürmt, über die Flut empor. Eine natürliche, meerbeherrschende Festung ist hier Rumänien, dessen neuer Ostgrenze entlang wir fahren, vorbei an dem nadelspitz vorspringenden Kap Kaliakra, um gegen Abend in die von gigantischen Felsformationen drohend und finster umstarrte Bucht von Baltschik einzulaufen.

Bis dahin sind aber noch Stunden, und man unternimmt, um die Zeit hinzubringen, eine der so und so oft unternommenen Entdeckungsreisen durch das Schiff. Auf eisernen Leitern steigen wir zu den Maschinen hinunter. Der Führer stößt eine Eisentür auf. Ein graublitzendes und von Schmieröl triefendes Durcheinander von Kolben und Rädern greift mit eisernen Armen durch die Dunkelheit. Stahlwellen rotieren, riesige Kolben fahren stoßend aus einem schwarzen Loch, hinter dicken Glasscheiben zittern die Zeiger der Manometer. Und noch weiter unten, bei den Kesseln, reißt ein halbnackter, kohlenrußiger Heizer mit eisernen Hebeln rotglühende Platten auf. Rauch und Flammen schlagen prasselnd aus einem Höllenloch und mit einem eigentümlichen Schauder sieht man die von zuckenden Helligkeiten überflammten Maschinensklaven ihre Pflicht tun. Gelbgesichtige Tataren sind's, mit nackten, mageren Armen und blauen Kitteln, und noch der letzte Heizer hat den in schmierige Lappen gewundenen Dolch im Gürtel stecken. Arme Teufel aus der Steppe, gezähmte, menschenscheue Wildlinge aus Dobrudscha-Einsamkeiten, die hier schweigsam ihre Pflicht tun und mit dem ersparten Lohn nach ein paar Jahren in die Steppe, unter das Schilfdach ihrer Lehmhütte zurückkehren. Einsam hausen sie dort in einer unsagbaren Erdhöhle, winters um die rußende Feuerstelle, im Sommer faul durchs Steppenland schweifend, indes das gelbe, häßliche Weib mit vorsintflutlichen Geräten einem mageren Ackerstreifen ein paar Schürzen voll Maiskolben abringt. Sie sind die letzten, fernsten Außenseiter der europäisch übertünchten Kultur des Königreichs, schmutzig in die Erde gewühlte Halbtiere, in deren tiefliegenden, tückisch und demütig blinzelnden Augen noch immer die Wildheit längstvergangener Geschlechter lauert. Aber sie haben lange gelernt, sich zu fügen, rechtlos zu sein wie der Zigeuner, sie sind scheu und einsam wie das Wild der Steppe und werden nur für drei Jahre ihres Lebens zu Menschen ernannt: wenn man sie im Namen des Königs in einen blauen Zwilchkittel steckt, ein Gewehr um ihre mageren Schultern hängt und in Herden durch die weißen Straßen unbekannter Städte treibt. Seltsam umschlottert der Soldatenrock den gelbgesichtigen Asiaten, gleichmütig tut er seinen Dienst, schlafwandelnd geht er durch die Kultur, um nachts auf der Kasernenpritsche von den wilden und melancholischen Liedern zu träumen, die man in der Steppe singt, an den langen Abenden, in Mondnächten, im Frühling, wenn das erste karge Grün aus dem Flugsand sprießt ...

Im kleinen Salon der „Dacia“ sagt ein Professor aus Bukarest: „Sie sind das aufgesparte Kapital unseres Landes. Man wird aus diesen Halbwilden Menschen machen, Bauern, Rumänen!“ Einmal wird man dies alles tun, später ... einmal! Und es fällt mir ein Tag aus dem Sommer



Rumänischer Dorffrieden. Phot. Zitea, Bukarest.





Rumänische Bäuerin.

des Balkankrieges ein, als man einberufene Tataren in den von einer kleinen Dobrudschastation abgehenden Militärzug brachte. Mißtrauisch zusammengeduckt warteten diese unheimlichen Riesen auf dem Bahnsteigchen. Man hatte ihnen fürsorglich das Messer abgenommen, das jeder dieser Flüchtigen, Schweifenden, Heimatlosen im Gürtel trägt, und Bajonett und Revolver saßen den aufpassenden Gendarmen locker im Halfter. Aber diese Wilden gingen in den Krieg wie Hammel zum Schlachten, dumpf, unwissend, nicht einmal neugierig; und genau so dumpf, freudlos, im Traum hätten sie vermutlich Heldentaten verrichtet. Aber wir erinnern uns: es war ihnen nur beschieden, in den Choleraspitälern an der Donau zu verenden, und ihre Söhne werden noch nicht sein, was man den Vätern in den Tagen von Silistria versprach: rumänische Bauern.

In dem kleinen Salon der „Dacia" hatte man die Klavierlampen angezündet, irgendwer spielte aus Walküre und Lakmé, und — warum denn nicht — die Banalität vom Long way to Tipperary. Die mitfahrenden Bukarester Herrschaften aber waren glücklich wieder auf das Thema geraten, das sie eigentlich schon an den eleganten Marmortischchen von Capsa in der Calea Victoriei aufs erschöpfendste erörtert haben mochten. Sie reden vom rumänischen Bauern, der seit Monaten unter Waffen steht, ohne sie — leider oder Gott sei Dank — gebrauchen zu müssen. „Haben Sie," fragt einer von ihnen, Universitätsprofessor, radikaler Abgeordneter, Doktor soundsovieler Fakultäten, „haben Sie auch nur von einem gehört, der an sein Feld, die Ernte, an Weib oder Kind gedacht hätte, als wir ihn riefen, zum zweitenmal in nicht ganz zwei Jahren? Wie zum Horatanzen sind sie gelaufen, heute und damals, als es bei Corabia über die Donau ging. Wie Knaben sangen die Dreißigjährigen, als man sie einwaggonierte. Wie um ein Festtagsgewand haben sie sich um die grüne Bluse gerauft." Und er erinnert an den Sommer 1913, als es gegen die Bulgaren



Am Brunnen vor dem Tore.

ging. Sechzig Prozent, rechnete man damals, würden der Einberufung Folge leisten. Und es kamen über neunzig. Zehntausende mußten unbesehen zurückgeschickt werden.

In diesem Ton der ersten Seite der „Indépendance“ geht es weiter. Und es würde kaum etwas Nennenswertes nützen, wenn der kühler Denkende hier einige Korrekturen, auf Grund eigener Erlebnisse, versuchen wollte. So behält man es denn lieber bei sich, daß man in jenem Juli 1913 immerhin auch Leute vor dem Bukarester Palatul Regal vorbeiziehen sah, die ihre Drillichuniform ganz sicher nicht wie ein Sonntagsgewand trugen. Alle zogen sie, wie man zu schwerer Arbeit auszieht. Ein sorgenschweres Muß umwölkte diese niedrigen, erdfarbenen Stirnen, und mitunter sangen sie auch, wie zum Beispiel jene Abteilung Dobrudschabauern, deren Leutnant just vor der Ecke beim Schloß eines der alten, zu Unrecht halbvergessenen rumänischen Lieder anstimmte und wie ein glücklicher Kriegsgott seinen heiser nachbrüllenden Kerls vorauslief. Aber wie zum Horatanzen sind sie allesamt denn doch nicht gelaufen. Man trottete geduldig und aufopferungsvoll seiner schweren Pflicht nach, und tat sie um so verläßlicher, als der rumänische Bauer seit je gewohnt ist, anbefohlene Arbeit zu tun, wenig Nutzen davon zu sehen und niemals Dank zu ernten.

Als dann diese Männer bei Corabia in sieben Stunden ihre Brücke zu bulgarischem Boden hinüberschlugen und ihre Weiber unter vierzehn Tagen die ganze Erntearbeit besorgt hatten, ist dann allerdings das von den Rumänen sonst nicht gerade strapazierte soziale Gewissen erwacht. Man fühlte sich (etwas plötzlich) als Bruder dieser schweigenden Bauern und drückte schwielige Hände oder fiel in einer Begeisterung, die sicherlich echt war, dem nächstbesten gelben, verschwitzten und erstaunten Burschen um den Hals. Man hatte das „Kapital des Staates“ entdeckt, vor dem Balkankrieg lebte man bloß davon. Man sprach, schrieb, entwarf phantastische Vorschläge, interpellierte in der Kammer, die Agrarreform ist nicht mehr



Eine rumänische Dorfschönheit.

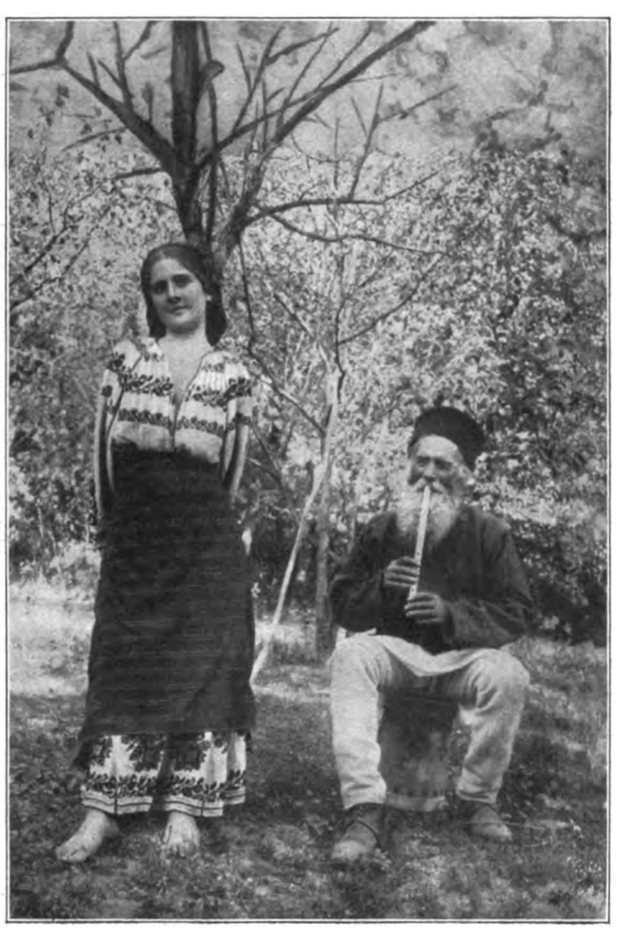




Rumänisches Idyll.

von der Tagesordnung gekommen, wenn sich zur Stunde allerdings noch kein Mensch ganz klar darüber ist, wie man dem in der Heimat heimatlosen, abhängigen und entrechteten Bauern endlich zu einer Scholle eigenen Landes verhelfen wird. Aus allen, seit dem Balkankrieg üppig in die Halme geschossenen und denkbar besten Vorsätzen ist dem Bauern bis zum heutigen Tage kein Streifen des ersehnten Landes zugewachsen ... und so wird es wohl noch eine Weile das schwer abzuwendende Schicksal des rumänischen „taran“ sein, ein zum Stolz des Landes ernannter, armer Teufel zu bleiben.

„Sehen Sie,“ fährt mein mit ganzen Strömen demokratischen Öls gesalbter Professor auf dem Schiff fort, „man glaubt, uns Rumänen zu kennen, wenn man die paar Dutzend oder Hundert Rundreiserumänen — es sind immer dieselben, sehen Sie nur einmal genauer hin! — durch die Palasthotels von Nizza, Brüssel oder Cannes bummeln sah. Man taxiert unser Volk nach der interessanten Müdigkeit, nach dem fabelhaft talentierten Kosmopolitismus, dem Toilettenaufwand, der Extravaganz, dem parfümierten Snobtum jener Herrschaften, für die ihr Rumänentum höchstens eine Kokarde im Knopfloch und der Scheck aus der Heimat ist. Unser Volk aber ist anders. Unser Volk ist nicht müde, nicht blasiert; nicht einmal „interessant“ ist es. Wir sind Bauern, von Bauern stammen wir her; fragen Sie nur einmal um die Väter unserer Intelligenzen! Bauernzäh und bauernhart sind wir, und wir wissen aus Erfahrung, daß die bei der Pflugschar aufgewachsenen und von der Arbeit gefurchten Hände, wenn's not tut, auch mit den Gewehrkolben dreinschlagen können.



Ein rumänisches Lied.

Damals und auch diesen Winter ist uns der Krieg ja erspart geblieben. Aber auch die Mobilmachungen haben uns überzeugt, welcher Schatz an Volkskraft in Rumäniens weiten Kornfeldern heranwächst. Und vielleicht ist es der größte Nutzen zweier Kriege, die nicht geführt wurden, daß Bauern und Städter zusammenkamen und sich zum ersten Male gemeinsam als Rumänen fühlten ...“

Die Augen der Herren blitzen, ihre Wangen glühen in einem prachtvollen Eifer, und es scheint fast, daß Begeisterung hierzulande eine Heringsware ist, die man für beliebige Zeiten einpökeln darf. Im Salon unserer „Dacia“ ist es still geworden, Kap Kaliakra entschwindet, das ungeheure Rund der Felsenbucht von Baltschik breitet sich blauschimmernd in den frostigen Vorfrühlingsabend. Aber eigentlich achtet niemand auf das einzigartige Panorama. Unsere Bukarester sind von der Politik zu sehr echauffiert, als daß sie jetzt aufgelegt wären, einen Blick zu dem ungeheuren Amphitheater zu tun, dessen schneebelastete Steinstaffel in der sinkenden Sonne purpurn zu glühen beginnen. Sie sitzen versonnen herum, streichen sich die schönen, glänzendschwarzen Schnurrbärte und gehen ins Rauchzimmer auf ein Jeu, bei dem sie bis Mitternacht sitzen und — wahrscheinlich — die Sache ihrer Heldenbauern nicht mehr ganz so dringend finden werden.

Für einen Augenblick gehe ich aufs Verdeck hinaus. Die „Dacia“ liegt verankert vor Baltschik und wir werden morgen früh ausgebootet. An das Geländer gelehnt, sehe ich zur nachtbegrabenen, so unsagbar weltverlorenen Stadt am Schwarzen Meer hinüber. Nicht ein Stern hängt über den zerrissenen Kalkbergen, dumpf donnert das unendliche Meer, und ganz leise fühle ich mich auf dem Verdeck des großen Schiffes auf und nieder geschaukelt. Es ist so finster, daß man die Hand vor den Augen nicht zu sehen vermag. Plötzlich flammt ein keilförmiger Lichtkegel durch die atembeklemmende Finsternis. Der Scheinwerfer des Schiffes beginnt die Küste abzusuchen. Unschlüssig zittert das grelle Licht über die weißen Ufer, den Berg hinan, zur Flut hinunter. Angelockte Nachtvögel tanzen wie feuergewordene Spukgestalten durch den Lichtpfeil, der sich steil auf die Häuschen von Baltschik niedersenkt. Wie in Glut und Flammen stehen diese armseligen Steinwürfel, und ihre bulgarischen oder türkischen Bewohner — die neuen Rumänen! — mögen fassungslos in die seltsame Lichtsäule starren, die von dem fremden Schiffe durch die Nacht eine Zauberbrücke schlägt an ihr vergessenes Gestade.

Jäh löscht der Strahlenkegel aus und noch finsterer als zuvor scheint die Nacht, dumpf donnert das Meer, und wie aus dem Boden gestiegen taucht eine Abteilung rumänischer Soldaten, das Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett bei Fuß, am Ende des dunklen Schiffskorridors auf. Während wir beim Diner waren, muß man sie vom Land her beordert haben. Mit schweren, langsamen Schritten patrouillieren sie das große Schiff ab, ihre dicksohligen Stiefel hallen auf den Brettern; in den roten Lichtkegeln, die aus den Fenstern des Speisesaals dringen, glänzen ihre Bajonette. Stumm wandern sie auf und ab, stehen zuweilen horchend und spähend, mit mageren, finster verschlossenen Bauerngesichtern, und setzen ihren Patrouillengang gleichmütig wieder fort. Die Hafenlaterne von Baltschik schreibt verschnörkelte, leuchtende Zeichen über das unruhige Meer, und sanft schaukelt unser verankertes Schiff auf und ab zwischen Nacht und Flut.

Der enthusiastische Professor sagt einen Pagat an.



Martin Steintalers letztes Glück.

Skizze von C. Kopp.

Es ging ihm wieder recht ordentlich, dem Martin Steintaler. Der Arzt sagte es und die Schwester, und er selber konnte es nicht bestreiten, denn bei seinen vorsichtigen Gängen durch den Wald in der Nähe des Kurhauses wurde manchmal ein so köstliches Gefühl des Lebens in ihm wach, daß ihn jeder Atemzug wie ein wohliger Schauer durchrieselte. Aber es war halt doch nicht so das richtige. Es waren nur Augenblicke, und seit sie ihm die Franzosenkugel aus der Brust herausgeholt hatten, hatte er seinen Knacks weg und zwar einen gehörigen.

War das etwa ein Leben, so hübsch langsam auf ebenen Waldwegen daherspazieren? Hei und was war er früher für ein Bergkraxler gewesen! An jedem freien Tag hatte er irgendeine Höhe erstürmt, und wenn er dann trunken den Blick hinausschweifen ließ über Berge und Täler, war ihm das Herz weit geworden von dem königlichen Gefühl der Freiheit und Gipfeleinsamkeit.

Ob er jemals wieder würde da oben stehen können? Auch nur auf dem bescheidensten, niedrigsten der Gipfel, die seinen sehnsüchtigen Blick begrenzten?

Martin Steintaler schüttelte wehmütig den Kopf.

Ach nein — ach nein — schon wenn er zum Untergweg emporstieg, der sich in ganz sanft steigenden Windungen in halber Höhe der Bergkette hinanschlängelte, rumorte es manchmal so seltsam in seiner Brust, als ob das Herz nicht mehr mittun wolle, und gleich fing auch der böse Husten wieder an. Den Oberbergkopf, jene Kuppe, die er stets besonders geliebt hatte, würde er wohl nie mehr erreichen. Er war zwar gar nicht sonderlich hoch, und ein schattiger Weg führte in kaum merklicher Steigung bis an den Fuß des Gipfels.

Der Martin Steintaler wußte selbst nicht recht, wie er eines Tages bis dahin gekommen war, wo der Wegweiser verkündete: 0,7 km zum Oberbergkopf. Das Gehen war ihm heute so leicht geworden und so schön war's da oben im lichtgrünen Wald, durch den der warme Wind rauschte und brauste. Wenn die unten im Kurhaus eine Ahnung hätten, wie weit er gegangen war! Er lachte kinderfroh, wie ein Junge, der der Schulstunde entlaufen ist. Plötzlich blieb sein Blick am Wegweiser haften.

0,7 km — so nah war er dem Gipfel — das war ja — in zehn Minuten wäre er oben! Prüfend maß sein Blick die Steigung des Weges. Wirklich — das war doch gar nicht so schlimm. Das bißchen würde er doch leicht überwinden! — Ob er's wagte?

Da oben zu sein, ganz oben, wo man den Blick hatte nach drei Tälern!

Ob das Gras noch so üppig wogte droben im Bergwind? Nirgends gedieh es schöner und kräftiger als auf dem Oberberg. Und wer konnte wissen, ob er jemals wieder der Höhe so nah sein würde. Wenn er es versuchte?

Und schon hatte Martin Steintaler den Aufstieg begonnen. Langsam, vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen. Es ging! Es ging! Er fühlte gar keine Beschwerden. Das Herz schlug ruhig und so leicht schritt sich's in der herrlichen Luft, die er genießend tief einsog.

Schon blieben die Tannen hinter ihm zurück und gaben den Blick nach Norden frei. Dort tauchte die nahe Stadt mit dem Turm des Domes auf.

Aber das war nicht, was er suchte. Noch war die letzte Steile zu überwinden, bis das Auge ganz frei in die Runde schweifen konnte.

Mit hellem Klingen fuhr der Wind daher. Irgendwo krachte ein Ast — erschreckt fuhr Martin Steintaler zusammen und sah spähend umher. Im nächsten Augenblick aber lächelte er über sich selbst. Ach so — hier gab's ja keine Alpenjäger, die einen bedrohten.

Sanft rundete sich der Bergkegel, an dem im Zickzack der schmale Pfad hinankroch. Flimmernd rieselte das Sonnenlicht herab in das wogende seidige Berggras, und die Luft war voll von den summenden, zirpenden, säuselnden Lauten des Sommers.

Aufatmend tat Martin Steintaler den letzten Schritt bergan. Nun pochte sein Herz doch laut und ungestüm, aber ihm schien vor Wonne und Glückseligkeit. Er war oben — oben — und unter ihm wellten sich die Hänge und Hügel, in die die Dörfer und Gehöfte friedlich eingebettet lagen, vor ihm türmten sich die dunklen Nachbarberge und schimmerte die weite Ebene. Und ferne im Dunst schwammen die Gebirgszüge des Nachbarlandes —

Einen Augenblick runzelte Martin Steintaler die Stirn. Dort drüben schossen sie sich jetzt vielleicht tot. Aber nein — er wollte nicht daran denken. Nach Süden wandte er sich. Dahin, wo der Blick am wonnigsten war.

Da schreckte er plötzlich auf. Stimmen klangen — es kamen Menschen. Wenn man ihn erkannte — das durfte nicht sein.

Jäh wandte er sich und eilte, den kürzesten Weg einschlagend, talwärts, wo ihn bald der bergende Wald aufnahm. Es glückte ihm unbemerkt in das Kurhaus zu gelangen.

Da lag er nun im Halbdämmer seines Zimmerchens und wirre Gedanken kreuzten in seinem Kopf.

Wäre er doch nicht davongelaufen — wer weiß, ob ihn von den Ankommenden jemand gekannt hätte. Nun hatte er den weiten Blick dort oben ja gar nicht genossen. Ach und da mußte man ruhig schauen können. Langsam mußte man die sonnige Schönheit der Höhe trinken — Zug um Zug und mit ehrfürchtigem Herzen. So greifbar nah war ihm dies Herrliche gewesen, und er hatte es nicht erfassen können. Wild stieg die Sehnsucht in Martin Steintalers Seele auf und brannte wie Feuer: Da droben

stehen, da droben — lange Zeit ganz einsam und frei! Sie ließ ihn den ganzen Tag nicht los, ging mit in seinen Traum hinein, quälend, verzehrend. Immer sah er den Gipfel vor sich aufragen im Blau, nah und doch unerreichbar. Mit wehem Herzen erwachte er.

Es war wieder ein herrlicher Tag draußen, ganz aus Blau und Gold gewebt. Und wieder lockten die Höhen mächtiger als je.

Martin Steintaler stieg langsam zum Unterberg empor. Sein Blick flog über das liebliche Tal zu seinen Füßen. Schön war die Ausschau, aber eng begrenzt. Im Hintergrund schob sich ein Bergzug vor und verdeckte die Ferne, die gestern flüchtig vor ihm aufgetaucht war.

Jäh quoll ein heißes unbändiges Verlangen in ihm auf. Er mußte hinauf, mußte, ein einziges Mal noch — koste es, was es wolle. Zwei Wege zweigten von dem seinen ab. Der eine führte fast ohne merkliche Steigung zu jenem Punkt, von dem aus er gestern den Aufstieg gewagt hatte, der andere klomm rasch und steil durch Wald und Sonne dem Gipfel zu.

Einen Augenblick zögerte Martin Steintaler. Dann flog sein Blick erregt den steilen Weg entlang. In einer halben Stunde wäre er oben — ach, eine halbe Stunde mehr Zeit dort in Sonne und Glanz zu stehen — köstlichster Gewinn dünkte ihm das! Es hielt ihn nicht mehr. Hastig wandte er sich und begann den Aufstieg.

Er achtete nicht auf das laute Pochen seines kranken Herzens, nicht auf das Keuchen in seiner Brust bei jedem Atemzug. Nur ein Gedanke erfüllte ihn und riß ihn vorwärts, unwiderstehlich vorwärts — hinauf, hinauf!

Aus dem schattigen Tannenwald führte der Weg in grelle Sonne, dann wieder in kühles Dunkel. Der Schweiß perlte auf Martin Steintalers Stirne, und in der grünen Dämmerung kroch ihm ein Frösteln durch die Glieder. Er achtete nicht darauf. Er war ganz Wille und ganz Sehnsucht.

Endlich stand er schwer atmend auf dem Gipfel. Er wollte einen Jauchzer ausstoßen, aber kein Ton kam über seine Lippen. Schlaff hingen die Arme an seinem mageren Körper herab. Aber seine Augen weiteten sich in unermeßlichem Glück. Ringsum Sonnensegen und lachendes Land, Berge und Täler, Dörfer und Gehöfte, die sanft geschwellte Wiesen und Felder in üppigen Reichtum betteten, und über allem das traute Geläut der Herdenglocken. Selige Gotteseinsamkeit — Gipfelglück!

Ein paar Schritte tat der Schauende nach dem jenseitigen Abhang des Gipfels zu, wo sich das Tal noch weiter vor ihm öffnete, und ließ sich niedergleiten zu stummem Genießen. Silbern flimmerte das Licht vor seinen Augen. Ein kecker Wind strich daher und trug das Rauschen der Tannen auf blauen Flügeln, und das hohe Gras neigte sich ehrfürchtig vor den Stimmen des Waldes.

Das Gras — wie es wogte und glänzte! Zärtlich strich Martin Steintalers Hand darüber hin. Wie Metall war es, schweres, kostbares, dunkelglänzendes Metall.

Wenn man daraus Kugeln gießen könnte. Kugeln für die Mordbrenner da drüben, die dieses gesegnete Land hatten verwüsten wollen.

Martin Steintaler fuhr auf. Der ganze Schrecken des Krieges stand mit einem Male wieder vor seiner Seele. Für einen Augenblick versank die ganze Gipfelherrlichkeit in Blut, Rauch und Dunst.

Rasch fuhr sich Martin Steintaler mit der Hand über die Augen, als wolle er all die Bilder des Grauens wegwischen. Nicht daran denken — jetzt nicht. Sie war ja treu behütet, die Heimat, die heißgeliebte, und auch er hatte helfen dürfen, sie zu bewahren. Auch sein Blut war verströmt in heißer Opferfreudigkeit, auch seine Kraft verschäumt in wildem Kampf.

Mit einem Male wußte er es ganz deutlich: er würde nie mehr gesunden. Aber noch war er ja hier oben in Sonne und Schönheit. Noch galt es zu schauen und zu genießen, einmal noch: Gipfelseligkeit.

Ein Vogel strich mit schwerem Fluge durch das Blau. Martin Steintalers Blick folgte ihm in unbestimmter Sehnsucht. Dann sah er wieder in das Tal hinab und nach den fernsten Bergen. Ein seltsames Flimmern war vor seinem Blick. Es war plötzlich, als täte ihm diese überherrliche Schönheit weh. Er empfand einen stechenden Schmerz am Herzen und zugleich ein wohliges Gefühl, das ihn wie ein leichter Schwindel überkam. Er mußte die Augen schließen.

Als er wieder aufsah, war der Schwindel stärker geworden und seine Pulse flogen. Eine jähe Furcht, die ihm das Herz zusammenpreßte, überkam ihn vor der Tiefe und Ferne da unten. Er versuchte sich aufzurichten — vergebens. Mühsam drehte er sich um und kroch auf allen vieren ein Stück rückwärts. Dort auf dem Gipfel stand eine Bank, an der würde er sich halten können. Langsam kroch er näher, und als er sie erreicht hatte, suchte er sich daran aufzurichten. Als er das feste sonnenwarme Holz anfaßte, empfand er ein Gefühl der Sicherheit. Hoch aufgereckt stand er einen Augenblick und trank noch einmal die Schönheit und das Glück der Weite, dann sank sein Körper schwer und lautlos in das schimmernde Berggras. Weich und zärtlich strich der Sommerwind über das blasse Antlitz des Toten, und um seinen Mund lag ein frohes Lächeln, als habe er eine Erinnerung an sein letztes Erdenglück mit hinübergenommen in das unbekannte Land.

Um die Heimat.

Sommerliche Gedanken von F. Schrönghamer-Heimdal.

Sommer im Weltkrieg. Die wir von draußen kamen, wundern uns, daß es noch Dinge gibt wie Rosengärten und Wäldergrün, Lerchenlieder und Amseljauchzen. Das urmächtige Werden und Geschehen, das Säftegären, das geheimnisvolle Wirken der Natur vollzieht sich wie zu allen seligen Werdezeiten, unbekümmert um Krieg und Vernichtungswert. Aufschauen, aufbauen, vertrauen lautet die Losung auch des Kriegssommers: aufschauen in die Höhen der Geheimnisse, von wo der ewige Werderuf neu erging; aufbauen, wie die Natur selbst über Ruinen ihre grünen Wunder wirkt; vertrauen dem großen, gütigen Geschehen des neuen Lebens.

Die Brautzeit des Jahres erweckte in uns wieder jene unbestimmte Sehnsucht nach irgend etwas Hohem, jenes süßeste, deutscheste Leid, das wir Heimweh heißen. Das Weh nach der hohen Heimat des Herzens, die in irgendeiner geahnten Ferne wirklich sein muß, der wir in einem unauslöschlichen Wandertriebe entgegenpilgern:

Ich suche hin und nieder
Nach einem hohen Hort:
Ein Herz und tausend Lieder
Und Liebe immerfort.

Ein Herz, das Herz der allgütigen Mutter, die uns Lieder und Liebe gibt. Die deutsche Heimat, „das Land,





Durstig. Nach einem Gemälde von **Karl Hartmann.**

wo unsre Wiege stand, wo uns ein Mutterarm so weich umwand". Das Land, das unsere Altvordern rodeten und urbar machten, das Land, in dem unsere Ahnen schlafen, das Land, durch das unsere Kinder hinjauchzen: Vaterland, Mutterland, Kinderland.

Um die große, einige, deutsche Heimat kämpfen unsere Krieger im Felde.

Aber es gibt eine Heimat daheim, um die wir im eigenen Lande kämpfen müssen. Wir müssen unsere Heimat wieder lieben lernen mit jener Liebe, die aus Erkennen geboren wird.

Wie wunderbar hat dieser Krieg schon gewirkt! Es ist dem Feinde nicht gelungen, uns den Atem zu rauben. Wir leben und werden leben von dem, was uns der Heimatboden gibt: von deutschem Korn.

Wie war das früher?

Wir gingen zum Bäcker und Mehlhändler und holten, was wir brauchten, unbekümmert darum, wer uns Brot gab. Der Stand, der es uns erzeugte, erfreute sich von seiten der sogenannten „Gebildeten" nicht immer der größten Wertschätzung. Der „dumme Bauer" war in gewissen Kreisen eine ständige Redensart; ich sage absichtlich war. Denn in Zukunft muß es anders werden. Der Krieg hat uns plötzlich die Erkenntnis gebracht, daß es ohne den „dummen Bauersmann" einfach nicht geht. Weder daheim noch draußen.

Draußen! Jedem Kriegsmann seine Ehre, jedem Bruderstamm in deutschen Landen seinen Kriegsruhm — aber die „tapferen Bayern", die „bayerischen Löwen" sind doch der besondere Schrecken der Feinde. Ebensogut könnte es heißen „die tapferen Bauern". Denn die Helden Bayerns sind der großen Mehrzahl nach Bauern und Knechte, Hofbesitzer und landwirtschaftliche Arbeiter, Leute, die uns im Frieden Korn und Brot gaben, die im Kampfe mit der Natur einen Überschuß von Mut und Kraft erwarben, der sie nun zum besonderen Schrecken der Feinde werden läßt, Leute „ohne Nerven", die man im Kriege nicht haben darf.

Daheim! Jetzt weiß man wieder, was es um Scholle und Bauerntum ist, was „das Volk" wert ist. Eine Erkenntnis aller einfachen und ursprünglichen Dinge beginnt zu reifen: was nutzt uns alle Kultur ohne Brot? Alle Errungenschaften der Technik und Industrie ohne Korn und Vieh? Es war höchste Zeit, daß uns der Krieg wieder zu einem solchen Nachdenken angeregt hat. Wird es noch einmal vorkommen dürfen, daß ein Lehrer — wie geschehen — in einer Volksschule ungestraft sagen darf: „Kinder, lernt fleißig, sonst müßt ihr wie eure Eltern Bauern werden."

Ein Wort ist wieder in Wert gekommen: Volkstum. Wir haben uns wieder erinnert, daß wir alle ursprünglich Bauern waren, daß unser Vater, Großvater oder Ahne irgendwo in deutschen Landen seine Scholle bestellte, ehe der große Aufschwung Deutschlands in Industrie und Weltverkehr begann. Allein wir hatten diese Abstammung längst vergessen. Nur in unserem Unterbewußtsein regte sich manchmal ein seltsamer, heimatlicher Trieb, über den wir uns weiter keine Rechenschaft gaben. Eine Art Heimweh überkam uns, besonders in vorsommerlichen Sonnenwochen, und wie Kinder, die erste, schüchterne Gehversuche machten, tasteten wir uns aus „Bureau" und „Kontor", aus „Kanzlei" und „Offizin" ins Freie: Ausflüge, Sommerfrischen, Villenkolonien, Gartenstädte sind die sichtbaren Erscheinungen dieses Heimwehs nach der treuen und teuren Muttererde, nach der Heimatscholle, von der uns ein Hauch seit Vätertagen im Herzen weht.

Aber die Mutter hat uns nicht an ihr Herz drücken mögen, weil sie uns nicht mehr erkannte: wie die Bauersfrau Scheu hat, ihren „studierten" Buben so zu umarmen wie sie gern möchte, weil sie fürchtet, sein „herrisches Kleid" und die feine „Krawatte" zu zerknüllen. Wir sind nicht als einfache, frohe, einfältige Söhne zu ihr gekommen, sondern als Beamte, Gelehrte, Industrielle, als Globetrotter und Dandys, und mit so vornehmen Leuten weiß die einfache Frau nichts anzufangen. Wir haben die Stadt und ihr unwahrhaftiges Wesen mit aufs Land genommen, den Kohlenstaub der Fabriken, die Kniffe der Anwaltskanzlei, die Spitzfindigkeiten der Gelehrtenstube, das geschraubte, unnatürliche Gesellschaftsleben — darum hat sie uns meist schon in der Bannmeile der Stadt selbst ihr Halt entgegengerufen. Und wenn wir wirklich ganz zu ihr hinauskamen, sind wir unehrerbietig und frevlerisch über ihr Antlitz gelaufen, raubten dem Kornfeld den Mohnschmuck und zertraten Gras und Blumen wegen eines Schmetterlings, der sich vor unseren feindlichen Fäusten an ihr Herz flüchtete.

Nun ist die Zeit da, da wir wieder „aufs Land" gehen. Und das ist gut. Gut besonders ist in diesem Jahr, daß es **deutsches** Land ist, das wir aufsuchen müssen, daß uns der Krieg an den Grenzen von selbst den Eintritt in Fremdland verwehrt. Als müßte es so sein: daß wir uns in deutschen Landen wieder umsehen, seine Schönheiten schätzen und lieben lernen, daß wir uns unseres Volkstums wieder besinnen.

Wenn wir heuer aufs Land kommen, werden wir die Leute, die in den Feldern schaffen, mit einem dankbaren Blicke streifen. Und wenn wir ein Mütterlein — der Mann ist tot und die Buben sind im Felde — mit krummem Rücken bei harter Arbeit sehen, dann werden wir ihr freudig beispringen und ihr bei der Arbeit helfen. Bei dieser Arbeit werden wir nicht nur für unser leibliches Wohlergehen gewinnen, wir werden auch mit den Urdingen des Lebens wieder vertraut und lernen Einfachheit, Zufriedenheit, Bescheidenheit aus dem Wesen unseres Volkstums.

So muß es sein: wir dürfen die Stadt nicht mehr aufs Land tragen, wir müssen Standesdünkel, Modetollheiten, alles unwahre Wesen zu Hause lassen und das große, wahre, gute Wesen, das wir auf dem Lande gewinnen, mit in die Stadtwohnung bringen. Dann wird uns die Mutter Heimat mit offenen Armen aufnehmen, dann wird sie uns überreich beschenken mit neuem, gesundem, deutschem Sinn, mit Urteilskraft über Wahres und Falsches. Dann ist die deutsche Einigkeit nicht bloß eine äußerliche Größe, sondern eine aus dem Innern erwachsene, notwendige Verbrüderung, geboren aus der Erkenntnis der gegenseitigen Abhängigkeiten und Bedingtheiten und aus der Achtung voreinander. Wenn wir von der Sommerfrische den einfachen, ländlichen Sinn mitbringen, wenn wir die unvergänglichen Werte, die in unserem Volkstum stecken, Rechtschaffenheit und Biedersinn, Treu und Glauben, die gerade, offene Art des Volkes, die Achtung vor allem Guten und Wahren mehr als bisher uns selbst zu eigen machen, dann kämpfen wir in einem ebenso bedeutungsvollen Sinne um die Heimat wie unsere Volksgenossen im Felde.

Wir werden dann nie mehr in Ausländerei ausarten, wenn wir die Wurzeln unserer Kraft kennen, die in unserem Volkstum stecken. So danken wir auch unseren Helden im Felde am besten, die um die Heimat Blut und Leben wagen; und das Blut unserer Toten ist nicht umsonst geflossen.

Denn in diesem Kriege geht es wirklich um die Heimat, um alles, was deutschem Wesen wert ist. Alle Opfer sind umsonst gebracht, wenn wir daheim nicht deutschen Sinnes werden, wenn die Einkehr und Wachsamkeit nicht für alle Zukunft anhält.



Soldatenbäder an der Front.

Bilder aus der Gesundheitspflege der Feldheere. Von Hans Elden.

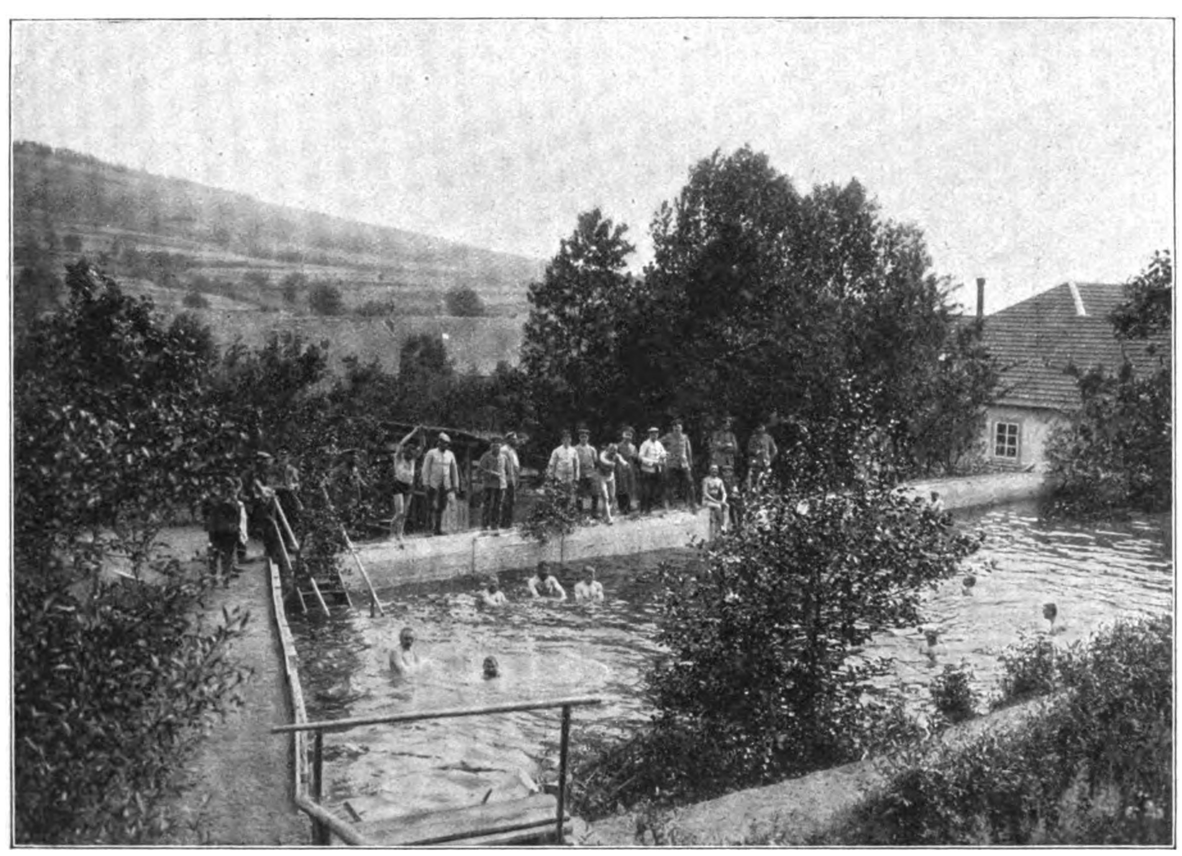
Es dürfte feststehen, daß wenigstens für die deutschen Heere das Verhältnis der Kranken zu den Verwundeten und zur Gesamtzahl der Truppen im gegenwärtigen Kriege ein unerreicht günstiges ist. Von schweren und ansteckenden Krankheiten, den eigentlichen Seuchen zumal, abgesehen, die gegen frühere Feldzüge in ungeahntem Maß abgenommen haben, ist auch der allgemeine körperliche Zustand der Truppen, trotz ungewöhnlich großer Leistungen und Strapazen, ein durchweg guter, die durchschnittliche Gesundheit eine feste geblieben, ja für manche vorher nervöse, überanstrengte oder vielleicht zum Teil auch nur einbildungskranke Kriegsteilnehmer hat sich das Leben an der Front geradezu als ein Mittel zur Stärkung ihrer Gesundheit erwiesen. Belege für diese Behauptung bieten die Feldbriefe der Mannschaften wie der Offiziere zu Tausenden.

Daß dies Ergebnis trotz schwerer und oft schonungslos geforderter Leistungen erreicht werden konnte, liegt wohl hauptsächlich in zwei Vorbedingungen begründet: in der tadellosen Verpflegung durch die verbesserten Feldküchen und in der Reinlichkeitspflege, die sich jeder Truppenkommandant für seine Leute angelegen sein läßt und die der Stellungskrieg mit seinen monatelang unveränderten Etappen-, Front- und Ruhestellungen allerdings in hohem Grade erleichtert hat. Wer entsinnt sich nicht noch aus den ersten Wochen des vorwärts stürmenden Bewegungskrieges der anmutigen Schilderungen marschierender Truppenteile, die eine kurze Rast an einem der zahlreichen französischen oder belgischen Flüßchen zu einem belebenden Bade benutzten, während die nachrückenden Feldküchen am Ufer erschienen und das kräftige Mahl bereiteten. Im Schlachtendonner und dem nachfolgenden schweren Stellungskriege hörten diese Gelegenheitsbäder bald auf, es kam der Winter mit Dunkelheit, Frost und Schnee und schmerzlicher Entbehrung der gewohnten Reinlichkeit; aber nicht lange, so hatten sich einzelne Truppen mit unerschöpflicher Erfindungsgabe stehende Bade-Einrichtungen hinter der Front geschaffen, und dann pflanzte sich diese schöne Gewohnheit von Regiment zu Regiment, von Armee zu Armee, von West und Süd bis nach Nord und in den fernen Osten weit über die russische Grenze fort. Vom Nutzen dieser improvisierten Bäder, von der Erfindungskunst und Liebe bei ihrer Herstellung und dem Labsal, das sie den Feldtruppen geworden sind, soll hier ein wenig geplaudert werden.

Am bequemsten ist es, wenn vorhandene Einrichtungen im Etappenraume für Bade- und Wäschereizwecke benutzt oder dafür hergerichtet werden können. Die Fabriken in den besetzten und von den Einwohnern großenteils geräumten französischen Landesteilen haben sich eine solche Benutzung verschiedentlich gefallen lassen müssen. Von einer großen, verlassenen Spinnerei bei Rethel, die zu einem Etappenlazarett für 5000 Verwundete hergerichtet worden ist, berichtet Hans Eisele: „Da war auch eine große Wollwäscherei in der Fabrik. Sie ist heute als Wäscherei und Badeanstalt eingerichtet. Mit Gewalt, wie ein Wasserfall, drängen sich die Wasser durch das Fabrikwehr. Fünfzig Mann stehen den ganzen Tag daran und waschen die Schützengrabenmäntel, die anders kaum eine menschliche Hand von dem Kalk- und Lehmboden wieder sauber bekommen würde. Der Wolltrockenraum ist wie geschaffen zum Trocknen der Uniformen, Mäntel und Wäsche." Die Reinigung der Wäsche, häufig mit allen Mitteln moderner Keimtötung und Desinfektion, ist nämlich, soweit immer möglich, mit den Badeanstalten verbunden. Aus Flandern schrieb H. Zeiz während des Winters über die segensreiche Wirkung des Soldatenbades: „Wir lagen in Reserve, aßen bei den Bauern schönen Schinken, Eier und tranken Milch, und die Backen, die in den Schützengräben schmal und blaß geworden waren, wurden wieder rot und frisch. Etwas aber fehlte in der idyllischen Ruhe, das war die Gelegenheit, einmal wieder ordentlich in Wasser, warmem klaren Waschwasser herumzuplanschen. Da kam eines Tages im Divisionsbefehl die Mitteilung, daß in Roulers ein Bad sei, und daß unser Regiment dann und dann baden könnte. In Roulers in einer Brauerei war der große Bierkühlraum zu einem Brausebad umgewandelt worden. Durch die Röhren, durch die in Friedenszeiten das heiße Bier rieselte, läuft jetzt schönes, warmes Wasser, und Tausende unserer tapferen Jungens kommen und finden hier innere und äußerliche Erquickung. So zog denn auch unsere Abteilung los, 10 km zu Fuß, dann eine Stunde mit der Bahn, und nach zweistündigem Warten konnte die Reinigung vor sich gehen. Zwanzig Minuten Badezeit war kommandiert, zehn Minuten gingen ab für das Aus- und Anziehen, blieben noch zehn Minuten, um Kopf und Buckel unter die Dusche zu halten und mit den verabfolgten rauhen Seifesäckchen tüchtig zu schrubbern. Ach, war das ein Hochgenuß! Und wenn wir zwei Tage für dies Zehn-Minuten-Bad hätten laufen müssen, ich glaube, keiner wäre zurückgeblieben."

Aus den deutschen Feldstellungen an der Weichsel, in deren Nähe überall polnische Wirtschaft langsam germanischer Ordnung und Reinlichkeit hat weichen müssen, berichtete die „Frankfurter Zeitung": „Auch die Ärzte sind nicht untätig geblieben. Ich sah in einer alten Zuckerfabrik Anlagen für Offiziers- und Mannschafts-Brause- und Wannenbäder, die täglich von Hunderten besucht wurden. Im oberen Stockwerk gab es eine Dampfwäscherei und -trocknerei, die in 24 Stunden die größten Wäschemengen reinigen kann. Sogar eine Flickanstalt ist mit der Wäscherei verbunden. In dem einstigen chemischen Laboratorium hat sich eine ärztliche Untersuchungsanstalt niedergelassen und arbeitet mit solchem Erfolg, daß die Division in der Gesundheitsstatistik des Heeres an zweitbester Stelle steht. Das Gewaltigste am Fabrikbetrieb aber ist die ‚Elektrische Entlausungsanstalt'. Die Patienten kommen in einen warmen Raum, wo man sie auszieht und gründlich mit Schmierseife einreibt. In diesem Zustande dürfen sie zwei Stunden warten, während ihre Kleider und Wäsche in einem elektrischen Lichtbade von 110 Grad Wärme von Läusen und Brut befreit werden. Dann bekommt man ein Brausebad, und die ganze Sache ist mit etwas Naphthalin zur Prophylaxe erledigt. Diese Anstalt befreit täglich etwa zweihundertundfünfzig Mann von ihren Peinigern."

Kleinere Truppenteile, die über die erforderlichen technischen und erfinderischen Kräfte verfügen, helfen sich selbst auf jede Weise. Ein Kompagnieführer im Osten hat, um seinen Mannschaften die so dringend erforderliche Reinigung zu ermöglichen, in einem vorhandenen Schuppen



Eine Badeanstalt in den Vogesen, zwei Kilometer hinter der Front errichtet unter Leitung von Dr. Weber vom Roten Kreuz in Frankfurt a. M.

ein regelrechtes russisches Dampfbad errichtet, in dem sich der Zweck mit dem geringsten Aufwande von Wasser und Kohle erreichen ließ. „Das Zimmerchen wurde mit einem Holzrost und einer Bank versehen, ein alter Kessel wurde beschafft, Wasserhähne mit den Duschen montierte man in irgendeinem Hausbade ab, und in drei Tagen war das Dampfbad mit Kalt- und Warmwasserduschen fertig. Sogar elektrisch beleuchtet ist es jetzt. Meine Leute standen zum größten Teil der Einrichtung mißtrauisch gegenüber, jetzt drängen sie sich dazu. Je sechs bis acht baden zu gleicher Zeit, in zwei Tagen ist meine Abteilung gereinigt."

In Mlawa wurde zum Besten der Etappentruppen die jüdische Badeanstalt zum Teil als Mannschaftsbad und zur Reinigung der Kleider und Wäsche vom Ungeziefer eingerichtet, wozu man allerdings die echt polnische Beschaffenheit von Räumen und Wasser erst grundlegend ändern mußte. Während sich die Leute in der Badeanstalt säubern, werden Kleider und Wäsche jedes einzelnen in Bündel gepackt und in einem großen fahrbaren Dampfkessel eine Stunde lang dem Dampf ausgesetzt, der Ungeziefer und Keime tötet. Bademeister bringen dann die gereinigten Sachen wieder in den Mittelraum des Bades, rufen die angehängten Nummern aus, und jeder von den fast unsichtbar in dem weißen Dampfnebel sich tummelnden, fröhlichen Leuten empfängt sein Bündel zurück, um sich wieder für einige Tage der Wonne zu erfreuen, sauber und frei von Mitbewohnern zu sein. Wo endlich stehende Bade-Einrichtungen nicht oder schwer zu schaffen sind, da treten die fahrbaren Soldatenbäder ein, die ebenfalls schon in vielen Ausführungen verwirklicht sind. „Fast erschien es uns wie ein Märchen," schreibt ein Berliner Journalist von der belgischen Front, „als in dem kleinen Dorf, wo wir lagen, plötzlich der Kommandoruf ertönte: ‚Alles, was baden will, antreten!' Der Korpshygieniker hatte im Verein mit unseren tüchtigen Eisenbahnern den genialen Gedanken ausgeführt, einen Eisenbahnwagen zu einem komfortablen Brausebad umzubauen. Noch etwas zweifelnd kletterten wir in den Wagen und betraten die wohlig durchwärmten, für das Ausziehen bestimmten Abteile. Dann entledigten wir uns, übrigens das erstemal seit Beginn des Feldzuges, der Kleider und schlüpften in das Allerheiligste. Ein Raum von der Größe des halben Wagens war zum Bade umgewandelt worden; an der Decke waren 16 Brausen angebracht, so daß 16 Mann gleichzeitig sich abduschen können. Der Boden war mit Latten belegt, unter denen das Wasser ablaufen konnte. Für die nötige Erwärmung sorgte die Lokomotive. Welch ein unbeschreibliches Vergnügen, sich wieder einmal ordentlich abseifen und mit warmem Wasser abrieseln lassen zu können!" Jetzt sind die Badezüge an der westlichen Front längst eine alltägliche Erscheinung geworden. In der Regel besteht ein solcher Badezug außer der Lokomotive aus fünf Wagen, dem Wasserwagen, zwei Badewagen, dem Auskleidewagen und einem Unterkunftswagen für die Bedienung. Das Wasser wird aus dem riesigen Kessel des Wasserwagens durch Dampf in die Zellen für die Brausebäder und in die Wannen für Einzelbäder gedrückt. In einem solchen Zuge, der beliebig die Front befährt, z. B. im Bereiche eines Armeekorps, können stündlich 160, täglich 2000 Mann ihr schönes heißes Bad erhalten. Für eisenbahnlose Gegenden hat die Heeresverwaltung sogar neuerdings große Badewagen mit Pferdebespannung und ähnlicher Einrichtung wie die Badezüge erbauen lassen. Der Gesundheitszustand der deutschen Truppen aber hat alle diese Liebe und Sorgfalt tausendfach belohnt.



Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXV. Standschützen von Tirol.

Die Blüte und Kraft Tirols kämpft schon seit Kriegsbeginn oben in Galizien, und mancher, dessen Wiege aus tirolischem Lärchenholz gezimmert wurde, schläft den langen Schlaf in fremder, blutdurchtränkter Erde, und die Äste polnischer Weiden und Birken gaben ihr Holz zum Kreuz her, auf dem der Name eines braven Tirolers steht.

Was das heilige Landl Andreas Hofers, Speckbachers und des Mönches Haspinger an Mannheit herzugeben hatte, gab es im unvergeßlichen August von 1914 her. Aber der Italiener verrechnete sich trotzdem, als er sich vortäuschen ließ, wieviel tirolische Grabkreuze heute schon im karpathischen Blutgebirge, auf galizischen Äckern und in polnischer Heide stehen. An dem Pfingstsonntag, an dem die „Wallischen" den letzten Fetzen ihres Treubundpapieres zerrissen, stand ein neues, junges, vom zehnmonatigen Weltkrieg unerschüttertes Tirol auf. Söhne traten in die Spur ihrer Väter, die Not der Zeit machte fünfzehnjährige Knaben zu Männern, und kein Einlieger in seinem Altenteil war sich zu alt, daß seine harte Arbeitshand nicht noch einmal zum Kugelstutzen gegriffen hätte. Der Landsturm von Tirol, von dem dieser Gaue innigste und stolzeste Erinnerungen erzählen, stand auf. In einer einzigen Nacht hatte der Kaiser in Wien seine Armee wider den Erbfeind beisammen, und daß Tirol auch nach diesem Pfingsttag ruhig bleiben darf, dankt es seiner Volkswehr in den Bergen.

Als die Standschützen ihre verblichenen Fahnen von Anno neun zum Auszug Anno fünfzehn bekränzten, sangen sie das alte Lied mit dem almerischen Juchschrei: „Mit an Tiroler fangscht d' nix an!" Nun sind seit diesem Auszug der Standschützen und Landstürmer Wochen um Wochen vergangen, hoher Sommer ist's geworden seit dem Mai der Überfallserklärung, aber „das Tschunkerl" — wie die Tiroler ihren neuen Feind getauft haben — überlegt sich's noch immer ernstlich, mit den „Unbefreiten" vom Isonzo bis zum Brenner „was anz'fangen". Der Italiener steht vom Gardasee bis zu der in Cadornas Wetterberichten so und so oft schon zerschossenen, aber noch immer lebendigen Felsenburg Duino immer noch dort, wo er zu glorreichem Kriegsbeginn gestanden. Fleißiger als er sendet keiner unserer geehrten Feinde seine Munition ins Blaue. Aber so laut donnern die „Spuckerln" der Tschinggen gar nicht, daß sie den Baß unserer fünfzig- und sechzigjährigen Standschützen und die Jubelrufe ihrer knabenlockigen, kaum der Volksschule und der Sonntags-Christenlehr' entlaufenen „Kugelzutrager" übertönten: „Mit an Tiroler fangscht d' nix an!"

Anno neun, das Hofer-Jahr, war nur noch eine ruhmvolle Überlieferung, ein Märchen fast, und wer davon erzählte und hörte, sagte sich: solche Menschen wachsen heute nimmer aus unserer Erde. Seit dem tirolischen Sommer von 1915 sind wir anders belehrt. Das Märchen der Fibeln und Geschichtenbücher ist lebendig geworden, so lebendig, wie es die Tiroler Alten mit den eisenharten Gelenken, den Dreschflegelarmen und den Schultern aus dreimal gehärtetem Stahl sind. In Galizien und Rußland donnern unsere Zweiundvierziger, ja. Aber die Sechziger und Siebziger aus den tirolischen Sennhütten und Gutshöfen sind auch kein schlechteres Kaliber. Lebendig wandelnde Lärchen- und Fichtenwälder sind sie, knorrig und zäh vom Alter, und nicht so wenige sind, denen schwere Alters- und Sorgenjahre längst Schnee aufs Haupt geschüttet haben. Aber bei Trommelschlag und Pfeifenklang fuhr jedem die späte Jugend ins aufgeriegelte Blut; um das geliebte Gewehr pressen sich auch sechzigjährige Fäuste wie Schraubstöcke. Adlerklar und scharf blickt das blaue Tiroler Auge, und keine der verwetterten, sehnig mageren Altmännerhände zittert, wenn der Finger das Gewehrzüngel niederdrückt. Auf die Russen schlagen Gottes Donner aus den Stahlschlünden unserer Haubitzen. In Tirol werden Bauernfäuste dem „Katzelmacher", dem „Digo", dem „Tschunkerl" das Nötige besorgen.

Die Standschützen von Tirol haben vor ein paar Jahren ihren letzten Ehrentag feiern dürfen. Das war zur hundertsten Wiederkehr tirolischer Heldenkämpfe am Berg Isel, auf dem das Standbild des unvergeßlichen Sandwirts und Helden Andreas Hofer enthüllt wurde. Damals zogen die Schützen von Tirol aus zur großen Parade und marschierten mit Schritten, die wie Ungewitter und Donnerschlag in den tirolischen Boden droschen, an ihrem alten Kaiser Franz Joseph vorbei. Vor der Hofburg zu Innsbruck stand der greise Herr, damals schon neunundsiebzig Jahre alt, damals schon recht weiß, runzelig über und über das rotwangige Gesicht mit den blauen Augen, das jeder Tiroler Bauer in seinen innersten Herzschrein geschlossen hat. Schmal und schlank stand Österreich-Ungarns erster Edelmann, immer

Kriegssommer in Südtirol.

Für Reclams Universum gezeichnet von Karl Winter.



noch federnd vor Strammheit, und was seine Schultern so rührend nach vorn beugte, war eher die Last der schweren goldenen Ehrenketten, als die fast achtzig Jahre, die Kaiser Franz Joseph in den Tagen der Hofer-Feier gewesen ist. Seither ist ein neues Jahrfünft vergangen, und der Kaiser war nicht dabei, als die zerschlissenen, entfärbten Tiroler Fahnen aufs neue durch Innsbrucks Gassen getragen wurden. Zum blutigen Sturm diesmal, nicht zum Schützenfest und nicht zur Parade. Und wie in Hofers Tagen stürmte der Trommelruf durch jedes tirolische Dorf. Von der höchsten Sennhütte, der verborgensten Alpenschlucht am Gletscherrand lief der Kühbub zu Tal. Fünfzehn- und Vierzehnjährige ließen ihre Geisen, das Melken und Heuen, rannten mit; unten schmissen sie den gewürfelten Janker und ihr gefedertes und beblümtes Filzhütchen in die Luft, taten den bäuerlichen Adam mit einem Jodler von sich und wurden in Kaisers graue Standschützenmontur eingekleidet. Das Edelweiß und den roten Tiroler Adler an der Kappe, standen sie stramm auf unzähligen kleinen, uraltertümlichen Tiroler Stadtplätzen und horchten mit schlagenden Herzen auf einen silberhaarigen Mann, den sie sich selbst zum Offizier gewählt hatten. In Hall, Stadt Innsbruck, überhaupt in den Städten war das ein Beamter, Richter, Lehrer oder Advokat; aber nicht so selten trug nun einer des Kaisers Portepee, den seine Standschützen als Bauern, Handwerker oder braven Gastwirt gekannt hatten. Jahre und Jahre mochten sie mit ihm Sonntags auf den Schützenständen beisammen gewesen sein, auf Du und Du waren sie; nun, in den Tagen der Volkswehr, flogen die Hände an die Hosennaht, wenn der graue Leutnant seinen grauen Rekruten anredete: „Seppei, bischt a do? Nau, ischt wull röcht, daß d' nit bischt hocken bliab'n z' Haus hinter dö Weiberröck'!“ Und der Seppei, friedsamer Tischlermeister in Zivil, der Wochentags seine Wiegen und Schränke schnitzelte und vielleicht von manchem Feierabend her einen heimlich geschossenen Gamsbock auf dem Gewissen haben mochte — der Seppei nickt seinem Leutnant mit strahlendem Gesicht zu. „Wull, wull, Herr Leutnant, döß wirscht do nit öppa glaub'n von mir, daß i mi vasteck', bals schorf angeht!“

Seither klettern sie, der Seppei und sein eisgrauer Leutnant, in den steinernen Falten ihrer Trutzberge herum, äugen mit den Lichtern der Gams und des Bergadlers zu den Nestern der Tschinggen hinüber und denken mit keinem Gedanken an die Bläß und die falbe Marei, die jetzt friedsam hoch oben auf der verlassenen Alm läuten und von den Weibern betreut werden. Die Frauen gehen ins Heuen, daheim hüten Großmütter den Enkel. Und wenn der Hafer auf den sonnbeschienenen, hohen Berghalden zu gilben beginnt, wird es wieder sein, wie es schon vor einem Jahre war: wieder werden die Frauen die Sichel schärfen und die Sensen dengeln, die Garben binden und mit dem geschulterten Rechen, der tief ins braune Gesicht gezogenen Gugel und dem Wetzstein im Fürtuch jeden Morgen zur Männerarbeit gehen. Seit rund einem Jahr sind sie nun ja schon fort, ihre Männer, und jetzt liefen auch noch die flaumbärtigen Buben und die Knaben mit dem glatten Kinn und der ersten Pfeife und die ganz Alten mit den struppigen Wetterbärten. Der Landsturm stand auf, und wenn er auch nicht mehr wie im Neunerjahr mit Donnerbüchsen, Keule, Flegel und Morgenstern auszieht, aber dieselben Gesichter, dieselben tirolisch treuen Augen, dieselben bis zum letzten, bitteren End' entschlossenen Bauernherzen sind's, in deren Hut sich wiederum nach hundert Jahren das „heilige Landl“ begab. Leerer noch, als sie es ohnehin schon waren, sind Tirols Dörfer. Kleinkinder- und Weiberwirtschaft durchlärmt die gemauerten Flure, an deren Türen Kaspars, Melchiors und Balthasars, der heiligen drei Könige, hochgeweihte Namenszüge stehen. In der mit astigem Zirbelholz ausgetäfelten Stube aber flucht kein tirolischer Baß mehr, das Werkzeug auf der Arbeitsbank liegt sauber und ordentlich ausgerichtet da, kein Stäubchen auf Säge und Hobel. Aber der Tischler hobelt in Galizien die Russen, und sein Lehrbub hing die Schürze an den Nagel, empfahl sich von der Meisterin und holte sich das vorschriftsmäßige Mannlichergewehr, aus dem er an den Sonntagen schon öfter als einmal ins Schwarze gezielt und getroffen hat. Die Mägde sitzen Feierabends tuschelnd auf der Stallbank und schauen sich umsonst die Augen aus dem Gesicht. Kein Sepp und kein Andrädl wird heute kommen, kein Bub pfeift nachts vorm Kammerfenster; keiner wartet mit dem selbstgepflückten Almrausch und Kohlröserlbuschen, wenn sie Sonntags fromm in die Messe gehen. Ein paar verkrümmte und nichtsnutzige Lätter versitzen die Kirchenbänke auf der Männerseite, aber selbst der Mesner, der einen Buckel hat, sagte seinem Pfarrer den Kirchendienst auf und schleppt jetzt Kochkisten über die Dolomitenwände. Und der Pfarrer rückt als Feldkurat nächste Woche ein, bis der Substitut von den Innsbrucker Franziskanern nur erst da ist. Er wird es hart haben, seiner Weibergemeinde das heilige Evangeli auszulegen, die hören doch bei aller Frommheit kaum hin auf den Hochwürden. Ihre Gedanken sind bei einem anderen Gottesdienst. An die Felder denken sie, für die man leicht zwei oder vier Paar Hände extra brauchen könnte. Und die Falbe hat sich mit dem frischen Klee überfressen; ein Kreuz, daß nicht einmal Hüterbuben mehr aufzutreiben sind. Und beim letzten Wetter ist der Blitz hart am Dach niedergefahren, ein paar Meter Schindeln sind weg,

Der Tofanaberg in den Dolomiten. Er ist 3241 m hoch und liegt an der italienischen Vormarschlinie im Ampezzotal, das die österreichische Heeresleitung aus strategischen Gründen sofort nach Kriegsausbruch aufgab.

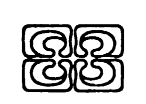


Vom Kriegsschauplatz in Südtirol: Blick vom Fischleintal auf die Sextener Rotwand, Elferkofel und Zwölferkofel.

aber der Dachdecker sitzt irgendwo im Kärntnischen und schießt auf lebendige Zielscheiben. Es wird nichts übrigbleiben, die Bäuerin muß selbst auf die Leiter steigen und zur Sonntagnachmittag-Unterhaltung das Dachdecken probieren. Unter solchen Gedanken ist Messe und Segen aus, der Orgelspieler zieht alle Register des kleinen, alten Spielwerks auf, und die vierzig, fünfzig tapferen, stillen, sorgenbeladenen Frauen des Tiroler Bergdorfes falten die schwieligen Hände fest um die abgegriffenen Gebetbücher und singen das Kaiserlied: „Innig bleibt mit Habsburgs Krone Österreichs Geschick vereint . . ."

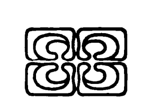
Der Landsturm von Tirol hat nicht bloß die Männer aufgeboten. Auch die Frauen sind Helden. Aber von ihrem Heldentum redet kein Mensch, und in Kriegszeiten besorgt man nur Lorbeer für Männerstirnen. Niemand fragt nach Muttertränen, in dunkler Nacht geweint und tapfer verhalten am arbeitsübervollen Tag.

In den Bergen ihres roten Adlers horsten nun die Tiroler Männer mit Gems und Habicht. Dieser Krieg im Heimatgebirge ist ja so recht ihr Krieg. Oben in Galizien schlugen sie sich wie Teufel um jedes zuschanden geschossene, verwüstete und bitterlich arme Dorf. Um Sümpfe von aufgeweichtem Schnee und Lehm rauften sie; um jede Scholle der Karpathen rang der tirolische Bauer, als ob es die eigene Herdstelle wäre. Aber nun, den Krieg im tirolischen Fels und Gestein, an der Schneegrenze, im Hochwald des äsenden Edelhirsches, im steinernen Gewänd ihrer Gemsen — diesen Krieg kennen sie doch noch etwas besser. Hier raufen sie um das eigenste Herzblut. Auf das Raubzeug des russischen Ostens stürzten sich die Tiroler mit zusammengebissenen Zähnen und taten ihre Pflicht, wie der Bauer nun einmal seine Pflicht tut: ohne viel Worte, gründlich, ordentlich. Auf den Italiener aber gehen sie mit einem Juchschrei los, und mancher ist da, von dem die Kameraden erzählen, daß sein almerischer Jodler noch die Hölle des Bajonettsturmes zu überjauchzen imstande war. Dem Katzelmacher seine tausend Ränke und alten Schliche endlich, endlich einträuken zu dürfen, ist ja immer der Traum und die Sehnsucht jedes tirolischen Buben, Mannes und Alten gewesen. Nun rennt es sich wirklich den Kopf mit dem prahlend flatternden Hahnenfederbusch blutig, das Tschunkerl, und aus hunderttausend, in der Pfingstnacht aus Tirols Boden gestampften Gewehrläufen prasselt das Donnerwetter der Standschützen: „Mit an Tiroler sangscht d' nix an!" Lambert.



Kriegszahlen.

Von Epimetheus.



Ein Armeekorps mit Pferden und Train nimmt an Marschlänge, wenn es auf einer Straße marschieren würde, 50 km ein, das ist ein Weg, den man in 10 bis 12 Stunden zurücklegt. Zum Bahntransport braucht es rund 110 Eisenbahnzüge. 10 Armeekorps sind nur ein kleiner Teil der Truppen einer einheitlichen modernen Schlacht, und schon würde es 12 bis 14 Stunden dauern, deren Front in der Breite (etwa 60 km) abzugehen.

Es starben im Krimkrieg von 100 Verwundeten 28, im italienischen Kriege 1859 17,3 Prozent, 1864 bei den Preußen 15,5 Prozent, 1870 noch 11,1 Prozent, im russisch-japanischen Kriege 6,8 bei den Japanern und 3,2 Prozent bei den Russen, bei unseren in heimischer Lazarettbehandlung befindlichen Verwundeten im Durchschnitt der Kriegsmonate August 1914 bis April 1915 nur 1,9 Prozent. Dabei ist der Prozentsatz ständig zurückgegangen, und zwar von 3,0 Prozent im August 1914 auf 1,4 Prozent im April 1915.

Nach v. Schreibershofen wurden durchschnittlich von einem Gewehr verschossen in den Schlachten an einem Tage:

Leipzig	1813	von den Preußen	20	Patronen
Nachod	1866	„ „ Preußen	28	„
Vionville	1870	„ „ Preußen	35	„
Plewna	1. 9. 1877	„ „ Russen	43	„
Scheinowo	1878	„ „ Russen	120	„
Liaojan	1904	„ „ Russen	170	„
Schaho	14. 10. 1904	„ „ Russen	400	„
Mukden	1905	„ „ Russen	367	„

Die Einnahme sämtlicher Pariser Theater hat nach französischen Blättern während der Kriegszeit 1914 15 nur 800000 Frank betragen, etwa den 10. Teil der gewöhnlichen Eingänge; das Deutsche Opernhaus in Berlin-Charlottenburg dagegen hatte in der abgelaufenen Spielzeit eine Reineinnahme von 1300000 Mark zu verzeichnen.

Auf den Berliner Bahnhöfen wurden an den Hauptreisetagen der diesjährigen Ferienzeit, vom 1. bis 6. Juli, insgesamt 392120 Fahrkarten verkauft, während an den gleichen Tagen des Vorjahres die Zahl 536745 betrug. Das ist ein Weniger von nur 27 auf das Hundert.

Die russische Regierung erklärte in einer amtlichen Mitteilung, daß sich während des Kriegsjahres die Anbauflächen in Rußland um $1/2$ des bisherigen Umfanges, in einzelnen Gouvernements sogar um $4/5$ verringert haben. Nehmen wir nur die Ziffer von $1/5$ an und nur das europäische Rußland, so bedeutet das $1/5$ von 220 Millionen Desjätinen oder rund 200 Millionen Hektar, also rund 40 Millionen Hektar. Der Rückgang macht mithin eine größere Fläche aus, als die ganze landwirtschaftliche Ackerfläche Deutschlands beträgt.

Die Eintragungen im Reichsschuldbuche stiegen infolge der Zeichnungen der Kriegsanleihe vom 30. September 1914 bis 30. Juni 1915 von $1^1/_2$ Milliarden Mark auf $3^1/_4$ Milliarden Mark. In den zwei Jahren vom 30. September 1912 bis 30. September 1914 stiegen sie nur von $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Milliarden Mark. So erheblich ist die Wirkung der Beteiligung der kleinen Sparer an der Kriegsanleihe.

Der Wert der Ausfuhr aus Amerika nach den neutralen europäischen Staaten stieg im April 1915 gegen April 1914 um 8 Millionen Pfund Sterling oder 160 Millionen Mark.

Nach sachkundigen Berechnungen von Max Theod. Beermann („Vossische Zeitung“ vom 1. Juli 1915) betrug der wirkliche Rubelpreis

	für 100 Rubel im Juni 1914	(Scheck auf Petersburg) im Juni 1915
London	10,16 £	8,1 £
Paris	270,20 Fr.	201,50 Fr.
Newyork	50,85 $	38,40 $
Stockholm	192,10 Kr.	146,50 Kr.

Hiernach hat der Geldkredit Rußlands bei seinen Verbündeten und den Neutralen um 20 bis 30% abgenommen.

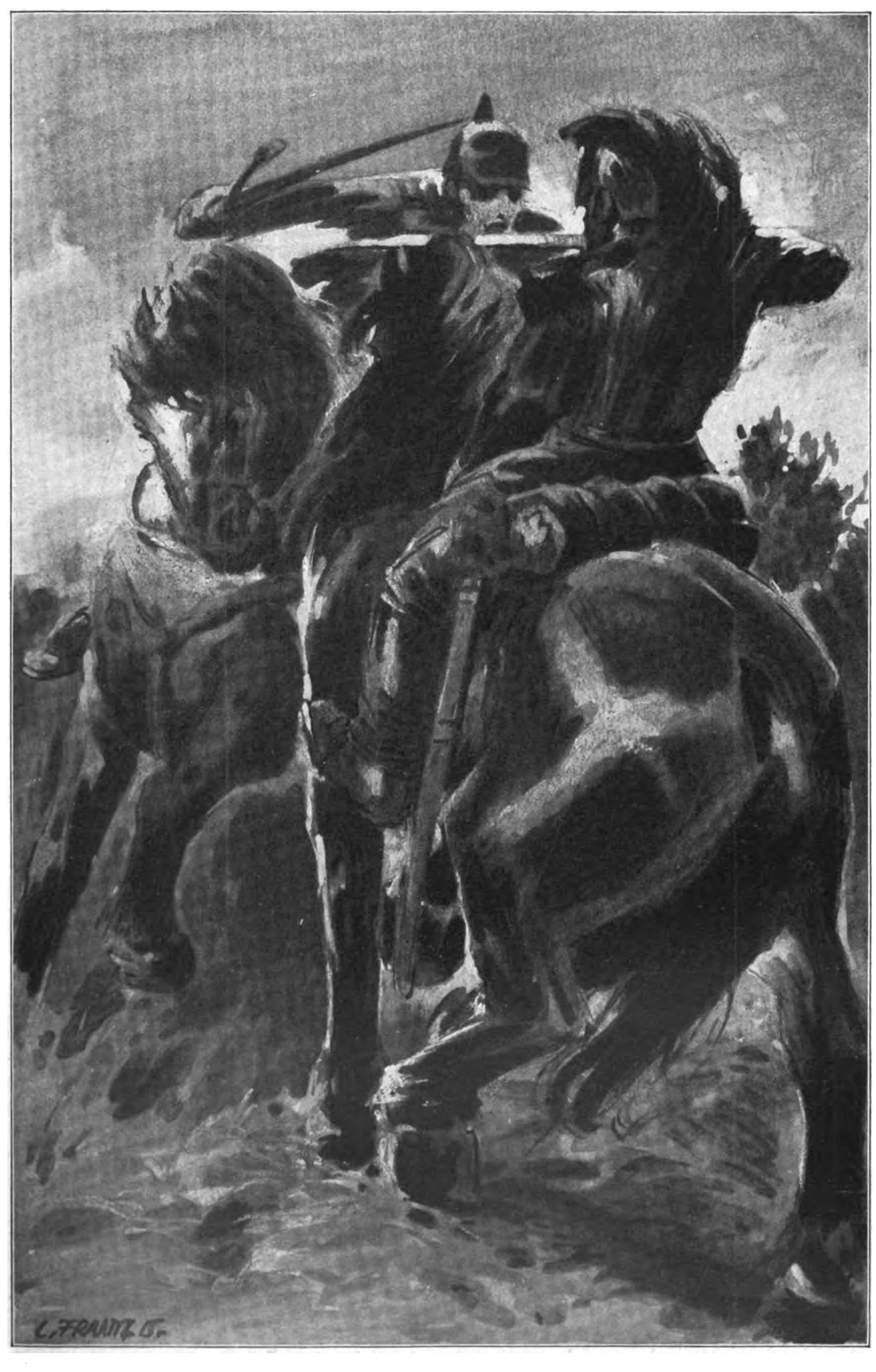
Der englische Weizenpreis steht für den Quarter auf 56,1 Schilling, während er vor einem Jahre 34,1 Schilling betrug. Der amerikanische Preis ist in der gleichen Zeit um 7 Schilling gestiegen; für England besteht also infolge des Krieges eine Preiserhöhung von 15 Schilling. Das ist doppelt soviel als der Betrag des deutschen Weizenzolls.

In der ersten Hälfte des Jahres 1915 hat der Krieg Frankreich durchschnittlich 1,665 Milliarden im Monat gekostet. Frankreichs Kriegskosten haben sich im Laufe des Krieges im Monat verdoppelt, da man sie jetzt auf 2 Milliarden schätzt. Im französischen Budgetvoranschlage ist zu lesen: „Dauert die Steigerung in derselben Weise an, so ist der Augenblick nicht fern, wo wir 3 Millionen Frank pro Stunde, 50000 Frank pro Minute verwenden müssen.“ Die eigentlichen Militärausgaben machen 16 Milliarden aus oder etwa 73 Prozent der gesamten Staatsausgaben. Von den bewilligten 6 Milliarden für die Monate Juli bis Oktober verschlingt die Artillerie nicht weniger als 1115 Millionen, während die Ingenieurwaffe nur 211 Millionen verbraucht. Ein französischer Abgeordneter hat die Gesamtkosten des Weltkrieges am 1. August auf 175 Milliarden Frank geschätzt.

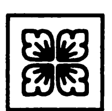
Die Zahl der Feldpostsendungen ist noch immer im Steigen begriffen. Nach einer am 24. Juni vorgenommenen Zählung sind an diesem Tage aus Deutschland 8,5 Millionen Feldpostbriefsendungen nach dem Felde abgegangen. Davon waren 5,9 Millionen portofreie Briefe und Postkarten und 2,6 Millionen frankierte Feldpostbriefe und Feldpostpäckchen. Da im Felde selbst 5,8 Millionen Feldpostbriefsendungen täglich aufgeliefert werden, umfaßt der gesamte Feldpostbriefverkehr täglich 14,3 Millionen Sendungen.

Nach der Londoner „Weekly Dispatch“ betrugen die britischen Verluste in den historischen Schlachten bei Dargai 199, bei Balaklava 247, bei Omdurman 131, bei Waterloo 6932 und bei Magersfontein 971 Mann, zusammen 8480. Die britischen Verluste an den Dardanellen betrugen bis Ende Juni rund 40000 Mann.

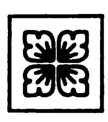
Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Reiterkampf. Nach einer Zeichnung von **Carl Frantz.**



Eroberer.



Ein Kolonialroman von Richard Küas. (Schluß.)

Einer, dem Bütow keinen Abschiedsbesuch gemacht hatte, war v. Osten. Als der Kommandant die Gestalt des Ex-Gouverneurs auf dem Deck des zur Abfahrt fertigen Dampfers bemerkte, lächelte er grimmig. „Du entrinnst mir doch nicht!" murmelte er vor sich hin. „Wir treffen uns desto sicherer!" ...

Da, als der Dampfer bereits in Bewegung war und das letzte Boot von Land sich von dem grauen Bord des Dampfers löste, brachte dieses Boot einen Brief an den Kommandanten.

Der Brief war von Bütow.

Er enthielt nur wenige Zeilen. „Fräulein Kressentin hat meine Werbung um ihre Hand ausgeschlagen. Sie gedenkt Manenguba nie mehr zu verlassen!"

Eine heiße Freude stieg in Osten auf, als er das las. Sein Inneres sagte ihm, daß Sigrid Bütows Hand abgelehnt hatte, weil sie ihn noch liebte.

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Seemanns, als sein Blick auf dem Nachsatz des Bütowschen Schreibens haften blieb.

Osten hörte den gewandten Diplomaten ordentlich reden: „Sie gedenkt Manenguba nie mehr zu verlassen."

Wie geschickt suchte Bütow seine eigene Niederlage zu verhüllen, und gleichzeitig ihm, Osten, die gänzliche Aussichtslosigkeit jedes weiteren Werbens um Sigrid vor Augen zu führen.

Osten traf damit das Richtige.

Bütow gönnte Osten Sigrid nicht. Daß dieser, solange er Offizier war, Sigrid heiraten würde, glaubte er nicht.

Noch weniger glaubte er, daß der befähigte Offizier seine Karriere aufgeben werde um Sigrids willen, und sich als Kolonialpionier in Manenguba ansiedeln würde. Wenn also Osten sich wirklich heimlich noch mit dem Gedanken trug, Sigrid heimzuführen, so war Bütows einfache Bemerkung, daß Sigrid niemals Manenguba verlassen würde, von deren Wahrheit Osten sich ja jederzeit überzeugen konnte, genügend, um den Seeoffizier endgültig von seinen Absichten auf Sigrid abzubringen. Sie würden sich nie gehören. Und damit war Bütows Absicht erreicht.

Geraume Zeit danach kam eines Tages Gehrt von seiner Arbeit bei den Holzfällern nach Hause und sagte zu Sigrid: „Wir bekommen einen Nachbar!"

„So?! Wer ist es denn?!" fragte Sigrid.

„Keinen Schimmer! Die Vermessungsbeamten wissen's nicht. Viel Geld scheint er nicht zu haben, obwohl er sich mächtig viel Land nimmt. Die Augen scheinen bei ihm größer zu sein als das Portemonnaie!

„Woraus schließt du denn das?"

„Er läßt sich gleich ein Haus bauen, und zwar dicht an unserer Grenze. Aber die Maße des Hauses sind so klein, daß es aussieht, als wolle der Eigentümer nur darin übernachten."

„Vielleicht soll es nur provisorisch sein!" entgegnete Sigrid.

„Na, jedenfalls bin ich froh, daß unsere Grenzen so weit von unserem Hause liegen, daß man sich nicht zu sehen braucht, wenn uns sein Verkehr nicht in den Kram passen sollte," sagte Gehrt.

„Du wirst herrisch wie ein Feudalherr!" antwortete Sigrid lächelnd.

Er lachte. „Ich will nicht hoffen, daß du das in meinem Verhalten dir gegenüber schon herausgefunden hast!" erwiderte Gehrt.

„Lieber Gehrt!" Mit tiefer Innigkeit umfing ihr Blick den Bruder. —

Wochen später kam Gehrt und sagte: „Er muß doch Geld haben! Ich sah lange Züge Träger mit Lasten, und Vieh hat er sich auch mitgebracht! Und was für welches! Genau so schön wie meines. „Allgäuer Rinder, und Pferde . . .! Pferde . . .!"

„Von wem sprichst du denn eigentlich, Gehrt?" fragte Sigrid.

„Na, Sigi, von wem soll ich denn sprechen! Von unserm Nachbar!"

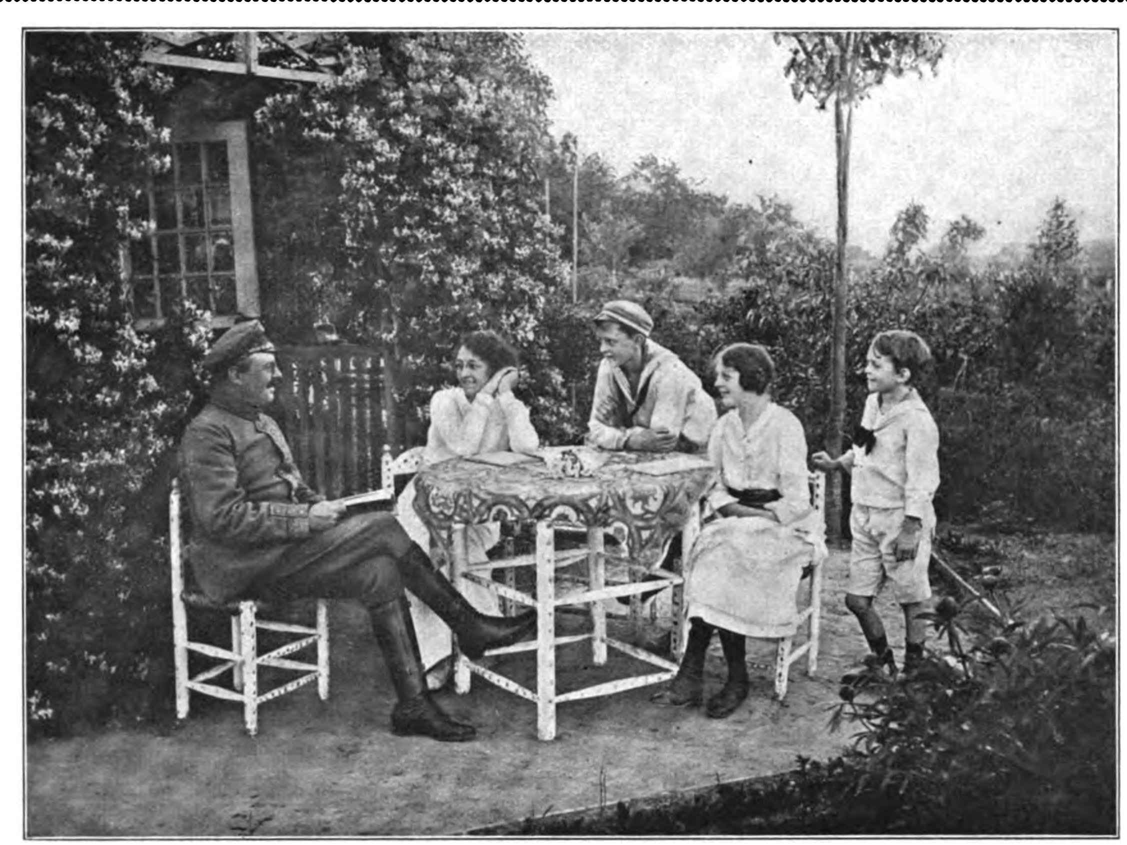
„Also interessiert er dich doch?" fragte Sigrid lächelnd.

„Ja, er könnte doch vielleicht ein umgänglicher Mann sein! Und dann hätte man 'nen dritten Mann zum Skat, wenn's regnet! Und wenn er musikalisch ist, könnten wir ein Klavier herauskommen lassen, und er könnte dich begleiten, wenn du auf der Geige spielst, was ich ja leider nicht kann."

Da sah Sigrid, daß Gehrt doch ab und zu Männergesellschaft entbehrte. „Morgen oder übermorgen, wenn ich meinen ersten Trieb Vieh nach Duala gebracht habe, will ich mir das Menschlein mal näher ansehen. Ist schließlich doch Christenpflicht, ihm mit unseren größeren Erfahrungen im Lande beizustehen. Oder meinst du nicht?" wandte Gehrt sich an Sigrid.

„Gewiß doch, Gehrt!" beeilte sich diese zu sagen.

„Ist mir auch schon deinetwegen!" fuhr er fort. „Daß ich weiß, was für einen Nachbar wir haben, denn ich werde wegen der Vieh- und Erntetransporte nach Duala öfters abwesend sein müssen. Und diesen ersten Erfolg müssen wir doch gehörig feiern! Da kann er gleich teilnehmen — wenn er der Kerl danach ist, wie ich hoffe!" schloß er. —



Vater erzählt. . . . Nach einer Aufnahme der Berliner Illustrat.-Gesellschaft.

In diesen Tagen der Abwesenheit Gehrts hatte Sigrid die Sorgen der großen Wirtschaft allein auf ihren Schultern.

Denn so gern die schwarzen Arbeiter ihre Herrschaft auch hatten, sie wollten doch wissen, daß das Auge des Herrn auf ihnen weile. So war Sigrid am Morgen zu den Schwarzen im Schlage hinausgeritten, und zu denen in den Feldern, und ebenso am Nachmittag.

Einmal, als ihr Blick vom Sattel herunter das Land umspannte, das Gehrt der Wildnis abgerungen, und sie sah, wie dort, wo noch vor kurzem der Urwald sich reckte und mannshohe Farne wucherten, jetzt weite Wiesen sich dehnten und Schollen brauner, schwerer Erde, die nie zuvor der Sonne Antlitz sahen, in langen, graden Linien eben dieses braune Gesicht den Sonnenstrahlen zum glühenden Kusse boten, da kam ihr unwillkürlich der Gedanke: Warum tun wir das?! Für Gehrts und meine Bedürfnisse haben wir doch schon Land genug unter Kultur gebracht. Warum begnügen wir uns nicht damit?! — Es muß der Trieb wohl zum Erobern sein, beantwortete sie sich ihre Frage selbst. Der Trieb, Widerstände zu überwinden! Der Trieb, dem Leben einen Wert und Inhalt abzuringen, den es uns nicht von selber geben will. Wert und Inhalt! Welcher ist's denn meines Lebens?! spann sie ihr Grübeln weiter, als sie den Schritt des Hengstes langsam heimwärts lenkte. Ich hätte zehn Kindern das Leben geben können! Und alle hätten sie groß und schön und edel werden müssen, wenn ich einem Mann begegnet wäre! Einem richtigen Mann! Wie Gehrt einer ist! Aber die, die ich einmal lieb gehabt . . . im Grunde waren sie doch klein! Klein und — feige! Alles hinzugeben um den anderen, das war doch keiner imstande! Ich war doch größer als sie, und daß sie meiner nicht wert gewesen, das ist das einzige, was mich heut noch wurmt.

Ein kleines Fältchen zog um ihren süßen Mund. „Ich will doch Gehrt mal fragen, warum er denn nicht freit. Ich könnte dann doch eine Tante werden und Kinderstimmen um mich hören, und Kinderhändchen leise streicheln und Kinderwangen an die meine drücken . . .! Kinder . . .! Ich will den Bruder heut noch fragen, wenn er kommt, ob es denn sein muß, daß er einsam bleibt!"

Sigrid hatte den Gaul sich selber überlassen. Der Hengst wußte seine Wege schon allein. Nun stand er still und wieherte, sie waren im Hofe angelangt. Der Stalljunge kam und nahm ihr das Pferd ab. Sigrid ging die Treppen hinauf und trat von der Veranda aus in das Zimmer, dessen beide Türen, wie stets bei gutem Wetter, offen standen.

Da sah sie vom Geländer der gegenüberliegenden Veranda eine männliche, ihr unbekannte Gestalt sich loslösen.

Es war Osten. In Zivil. Farmeranzug, Reitgamaschen und Sporen. Sigrid hatte ihn bisher nur in Uniform gesehen. Jetzt erst erkannte sie ihn.

Sie meinte, daß es ihr gelungen sei, in all dieser langen Zeit ihr Herz endgültig zur Ruhe zu verweisen. Jetzt pochte es so laut, daß sie es bis in ihre Kehle spürte. Sie zitterte am ganzen Leibe und lehnte sich an die Wand, weil sie sonst zu fallen fürchtete. Warum schrie denn ihr törichtes Herz wieder laut auf, wie seit langem nicht?! Warum schlug es ihm so stürmisch entgegen, als ob nichts, gar nichts Trübes und Schmerzliches zwischen ihnen vorgefallen wäre?! Er ist doch auch nur einer von den Dutzend-Menschen, einer von den Feiglingen, die es für Ruhm halten, an der Spitze einer stürmenden Kolonne dem Tode entgegenzugehen, die aber einen Seitenweg einschlagen, wenn es heißt, einer zum Gesetz und zur Moral gewordenen Ungerechtigkeit zu trotzen. Diesmal ist sie gewappnet! Die Liebe soll sie nicht wieder überraschen, die Liebe zu so einem! zuckt es durch Sigrids Gedanken. Osten hat ihren Zustand gesehen und geht erschrocken auf sie zu.

Auf halbem Wege bleibt er stehen. Mit gewaltiger Anstrengung hat Sigrid sich hoch aufgerichtet. Eine Sekunde lang ist alles Abwehr an ihr.

„Warum sind Sie gekommen, Herr von Osten?“ klingt ihm Sigrids dunkle weiche Stimme entgegen.

Sie ist an ihm vorbei an das Geländer der Vorderveranda getreten. Er ist ihr gefolgt und steht neben ihr.

Ich will sein Gesicht nicht ansehen! Dann bleibt der Sieg bei mir! denkt Sigrid.

Es ist wie eine Ohrenbeichte, denkt Osten und erzählt ihr, daß sich die Liebe zu ihr nicht habe totschlagen lassen, trotz allem und allem. Und da er schon von früher her stets eine große Vorliebe für das Landleben gehabt habe, und eigentlich nur durch einen Irrtum Seemann geworden sei — sie soll es ja nicht wissen, daß er ihrethalben seine Karriere aufgegeben habe, sie soll und darf von seinem Opfer nichts wissen — und da er gehört, daß sie und Gehrt hier oben sich ein Rittergut bauten, so wolle er das gleiche tun. Er sei nun ihr Nachbar. Er habe sich hier angekauft. Und ob sie nicht vergessen und vergeben könne! Ob sie ihm nicht erlauben wolle, von neuem um sie zu werben. Und wenn es, wie Jakob um Rahel, sieben Jahre sein müßte, so wolle er doch nicht müde werden um solchen Preis.

Sigrid sieht in die Ferne, dort, wo tief, tief unter ihnen die Sonne im Tiefland über die See nach Westen schreitet. Aber ihr Blick sieht das wohl, nur hat sie heut kein Begreifen dafür. Ihr inneres Auge sieht eine lange Reihe innerer Kämpfe des Mannes neben ihr, mit seiner Liebe, mit seinem Standesbewußtsein, mit alten Satzungen, mit seinem Offiziersbewußtsein, mit seiner Liebe zu seinem Beruf. Sie sieht nur das große Opfer, das er ihr und seiner Liebe zu ihr bringt, wenn er es ihr auch mit aller Zartheit, deren ein Mann nur fähig sein kann, zu verbergen sucht.

Es würde ihr bangen vor der Größe dieses Opfers. Sie würde zurückschrecken davor, es anzunehmen, wenn noch etwas daran zu ändern wäre. Aber Ostens Opfer ist vollbracht! Er hat sich gelöst von allem, was seiner Liebe zu Sigrid entgegenstand! Innerlich und äußerlich gelöst. Der alte Osten steht vor ihr, und doch ein neuer! Der Mann ist kein Feigling! Und daß Osten diesen Standpunkt nicht im ersten Rausch der Liebe, nicht in jünglinghafter Übereilung, sondern nach langen erbitterten Kämpfen erlangt hat, gibt Sigrid Gewähr für die Zukunft. Sie schweigt noch immer, innerlich überwältigt. Ihr Blick wird feucht. Durch Tränen lächelnd wendet sie ihm jetzt voll ihr Gesicht zu. „Wie groß wird meine Liebe zu dir sein müssen, um dir das vergelten zu können!“

Jubelnd entrang es sich Ostens Brust: „Sigrid!“

Als Gehrt in der Dämmerung mit seinen Schwarzen von Mundame zurückkam, fand er zwei glückliche Menschen vor.

Sechs Wochen später war Sigrid Frau v. Osten geworden. Ostens einzige Schwester Sabine, die jung verwitwete mecklenburgische Gutsbesitzersfrau, hatte es sich nicht nehmen lassen, zur Hochzeit zu kommen.

Auch der lange Petersen mit seiner jungen Gattin war dabei. Er toastete auf die wahren Eroberer des Landes. Beamten, Kaufleute, Offiziere, sie alle wären keine Eroberer dieses Landes. Sie kämen und gingen. Viele unter ihnen wären einfach Blender. Viele von ihnen behandelten ihre Stellung hier draußen nur als Sprungbrett und verschwänden dann, wenn sie ihr Ziel erreicht. Die Kaufleute, wozu er ja selber gehöre, holten nur heraus, steckten aber nichts hinein in dieses Land. Nein, die wahren Eroberer seien Leute wie Gehrt Kressentin, wie Osten, wie Sigrid! Die brächten Schätze mit und säten sie in dieses Land, und wenn sie hundertfältige Frucht dafür ernteten, dann sei das nur in der Ordnung! Er tränke auf die wahren Eroberer der tropischen deutschen Erde.

Sabine Strotthof war Gehrts Tischdame.

Als dann Petersen Gehrt einen Eroberer nannte, und Sabine daraufhin mit Gehrt anstieß, sagte sie schelmisch, mit Bezug auf Petersens Toast: „Da muß man sich ja vor Ihnen in acht nehmen, Herr Kressentin!“ Gehrt lachte gutmütig vor sich hin und sah sich darauf seine Tischdame etwas genauer an. Und

fand, daß Sabine Strotthof schweres, schlicht gescheiteltes, glänzend schwarzes Haar hatte, daß ihm unter starken Augenbrauen ein paar tollkirschenschwarze Augen, in denen kein Falsch war, treuherzig entgegenblitzten. Daß ihre Nase Charakter zeigte, daß ihr roter Mund etwas voll und weich, aber daß ihr Kinn festgemeißelt war. Fast ebenso groß wie Sigrid, aber von etwas schwererem Schlag als diese. Alles in allem ein Weib, wie es Gehrt gern leiden mochte.

Frauen gegenüber war Gehrt von seltsamer Zurückhaltung. Daran war sein langer Aufenthalt in Ländern, wo weiße Frauen eine Seltenheit waren, schuld, und das Zusammenleben mit einer so zart empfindenden Frauenseele, wie der Sigrids, hatte daran nichts geändert.

Monate waren vergangen, und Ostens Schwester dachte an Rückkehr. Der Gedanke daran erfüllte Sigrid mit Wehmut. Sabine war ihr in dieser kurzen Zeit ans Herz gewachsen.

Das große Glück, das Sigrid an Ostens Seite empfand und das sie auch für ihren Bruder herbeisehnte, schien sich ihr hier in einer Verbindung Gehrts mit Sabine verwirklichen zu wollen. Sie empfand, daß ihr eigenes Glück erst dann ganz vollkommen sein würde. Hatte sie sich denn getäuscht?! Sie glaubte doch bemerkt zu haben, daß diese beiden tiefe Sympathien füreinander empfanden. Und nun . . .?

Am anderen Tage ging Gehrt zu Ostens rüber. Er traf Sigrid und Osten nicht im Haus. Die waren, wie häufig, miteinander auf die Felder geritten. Statt dessen traf er Ostens Schwester beim Packen ihrer Sachen. „Soll's denn nun wirklich losgehen?!" fragte er.



Landsturm. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Willy Specht.

„Ja!" Sabine Strotthoff packte weiter.

„Warum gehen Sie eigentlich? Ist Ihnen das Land nicht schön genug? Wenn es auch nicht halbwegs so hübsch wie Mecklenburg ist, und auch ein bißchen höher, aber das Vieh, und die Weiden und so, das müßte Ihnen doch die Heimat halbwegs ersetzen können! Und wenn Se," sagte er lächelnd und verfiel aus Scherz in Sabines heimatliches Idiom, „eens mit mi plattdütsch snacken wüllt, denn könt Se dat giern mit mi dauhn!"

„Jao! Dar könt Se recht hebben! Un dar in leetz sick manchet seggen, wat up hoogdütsch nich good klingen würd!" ging die junge Frau darauf ein. „Tum Biespeel." Da faßte sie sich ein Herz und sagte, über und über rot werdend: „Dat ick di leev häw, Gehrt! Un dat du gaor keene Anstalten dröpst, mi dat tau seggen!"

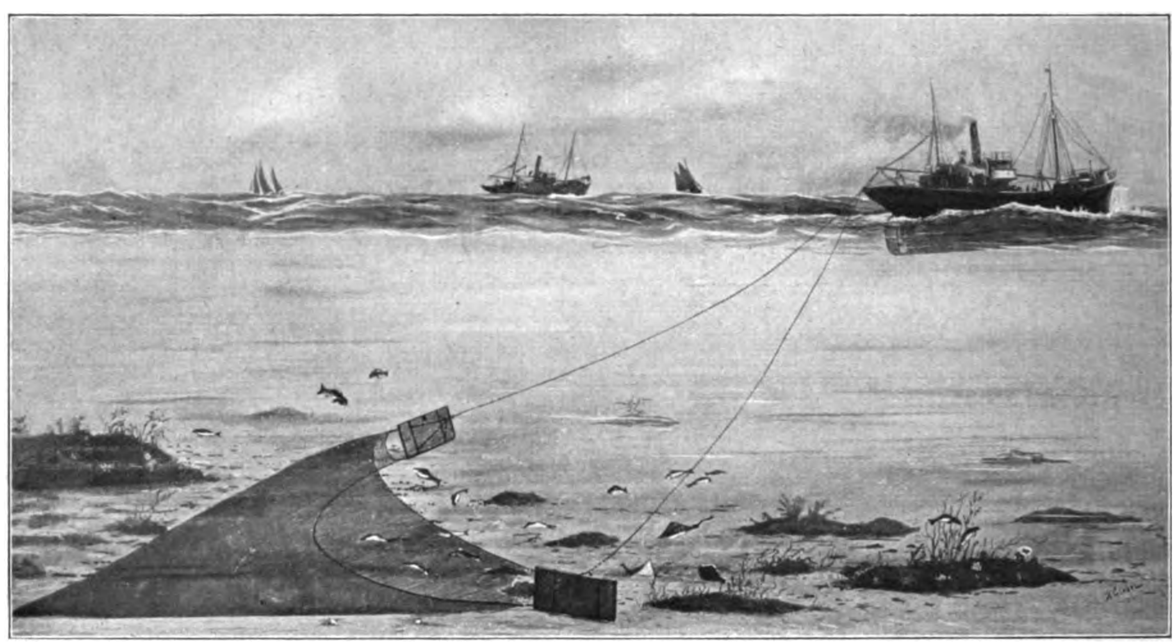
Da lachte Gehrt aus vollem Halse und rief: „Ick Döskopp!" Er faßte sie am Kopf, zog sie an sich und küßte sie.

„Daß du mir aber später nicht einmal sagst, daß du mich nur aus Verlegenheit genommen hättest, weil hier oben keine andre zu kriegen war!" sagte Sabine.

Da schüttelte Gehrt den gewaltigen Kopf und sagte: „Nein, lütt Deern! Ich hab' dich wirklich von ganzem Herzen lieb. Und hätte dir's auch wohl längst gesagt! Aber wenn man so lange immer nur mit Meer oder Urwald zu tun gehabt hat, dann gerät man in solchen Sachen etwas stark aus der Routine!"

Und so kam auch Gehrt endlich zu seinem Recht und Glück.

Ende. 



Fischfang auf hoher See.

Allerlei vom K-Fisch.

Von E. Grüttel, Hamburg. Mit vier Abbildungen.

K-Fisch, was ist das? So werden die meisten fragen, und wenn man ihnen dann erklärt, daß mit dem K-Fisch der Salzfisch gemeint sei, so zucken sie die Achseln und gestehen, nun wüßten sie auch noch nicht viel mehr. Diese Tatsache aber ist nicht nur erstaunlich, sie muß im dreizehnten Monat des Weltkrieges sogar als unverantwortlich bezeichnet werden. Denn der K-Fisch oder Kriegsfisch oder Salzfisch — der Name tut hier recht viel zur Sache, da nur durch seine Volkstümlichkeit eine weite Verbreitung der Sache selbst möglich ist — bedeutet für uns eine äußerst wichtige und ebenso appetitliche wie schmackhafte Waffe im Kampf um unsere Ernährung.

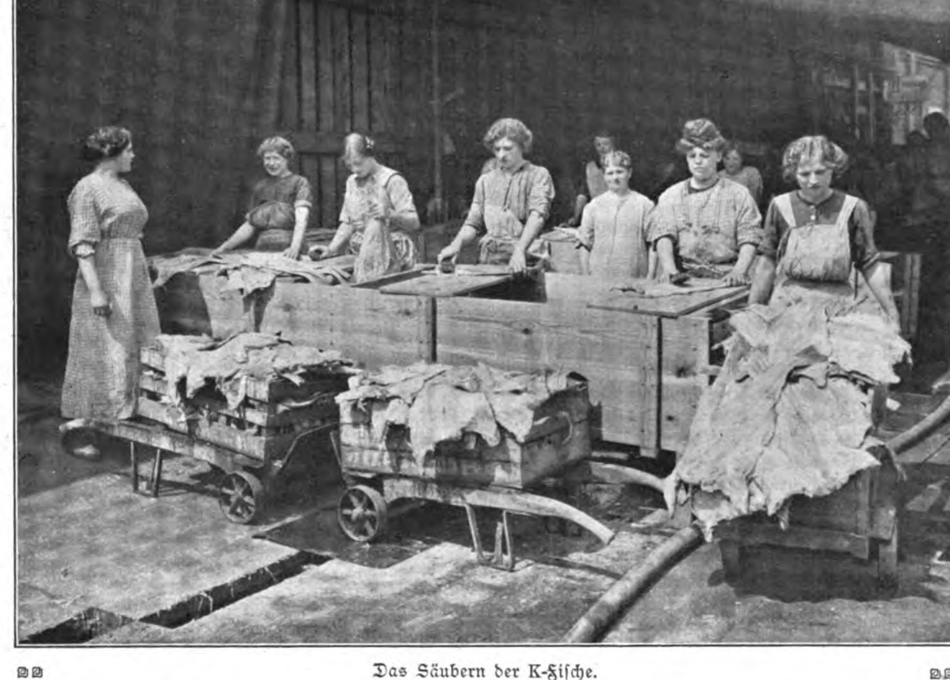
Bitte, befürchten Sie keine fachliche Auseinandersetzung über den Eiweißgehalt und die sonstigen chemischen Bestandteile des Salzfisches. Es genügt, wenn ich erwähne, daß dieser Fisch nicht etwa ein unbekanntes Fabeltier aus fremdländischen Gewässern, sondern einer jener ehrlichen, nahrhaften Dorsche (Kabeljau) ist, wie sie jährlich zu vielen Millionen aus unseren großen Fanggebieten der Nordsee und des Nordmeeres ans Tageslicht befördert und dem Seefischhandel zugeführt werden. Folgen Sie mir lieber vom Fang auf hoher See aus auf einem der üblichen Schiffe unserer Hunderte von Fahrzeugen umfassenden Fischdampferflotte bis an die großen Läger, in deren weiten Räumen die Bearbeitung und Stapelung der Salzfische bis zum Bahnversand erfolgt. Der Appetit kommt beim . . . Zusehen.

Gefischt wird fast das ganze Jahr hindurch. Neben dem Dorsch sind es in geringeren Mengen auch Schellfisch, Seelachs und Lengfisch, die aus dem Inhalt des Grundschleppnetzes zur Salzfischbereitung Verwendung finden. Schon an Deck des Dampfers werden die Tiere geköpft, der Länge nach aufgeschnitten, ausgeweidet, entgrätet und stark eingesalzen. So vorbereitet, bleiben sie in den Fischräumen verpackt, bis das Schiff seine wertvolle Ladung löscht. Am Kai wimmelt es von geschäftigen Frauen. Sie stapeln die gesamte Fischmenge zunächst in weiten Hallen auf, um sie dann nach und nach gründlich und sachgemäß zu behandeln. Eigenartig wirkt der Anblick solcher Salzfischläger, in denen schätzungsweise wohl zeitweilig der Inhalt von 150 Doppelwaggons Salzfische aufgestapelt ist. In langen Reihen, hoch, flach oder rund geschichtet, liegen hier ganze Gebirge der toten Meeresbewohner beieinander. Beim ersten Einblick in dieses eigentümliche Nahrungsmittellager glauben wir, dem Polarmeer näher zu sein als den Gewässern unserer deutschen Heimat, denn weiß, frostig, schnee- und reifbedeckt starren uns diese flimmernden Hügelketten in den langgedehnten Lagerräumen an. Und sind doch nichts anderes als mächtige Fischstapel, die fleißige Frauenhände über und über mit glitzerndem Steinsalz bestreut haben. Einer der auf den Abbildungen erkennbaren runden Stapel umfaßt allein rund 3000 kg Fisch. Zur Bearbeitung einer einzigen Schiffsladung sind etwa fünf Waggons Salz erforderlich. Denn die einmalige Salzschicht, die dem Fisch auf hoher See zuteil wurde, reicht nicht etwa zu seiner dauernden Haltbarmachung aus. Die Hauptarbeit hat erst an Land zu geschehen, wo sorgsame Pflege ihn schließlich zur Dauerware macht. Dauerware insofern, als der Dorsch als Salzfisch, im Gegensatz zum Frischfisch, nicht sogleich verzehrt zu werden braucht, sondern sich, gut gepökelt und sachgemäß aufbewahrt, monatelang hält.

Nach und nach gelangt nun der von See kommende Fisch in den Salzereien zur Behandlung. Die Arbeit ist anstrengend und greift die Hände an. Zuerst haben die Frauen beim Einsalzen und Bürsten Handschuhe getragen. Jetzt tun sie es nur noch beim Aufstapeln. Das blonde Mädchen, das eben einen dieser hochgefüllten Karren aus der Halle holt, trägt nicht einmal Strümpfe. Sie fährt ihre salzige Last an die mit Wasser gefüllten Tröge außerhalb des Lagerraums. Dort wird die alte Salzschicht mit einer harten Bürste von den Fischen entfernt, sie werden gründlich gesäubert und gespült und alsdann von neuem flach ausgebreitet, geschichtet und reichlich mit frischem Salz bestreut. Dieser Vorgang wiederholt sich nach vierzehn Tagen noch einmal. Man kann damit

rechnen, daß jede Frau in der beschriebenen Weise täglich 1000 kg Fisch (der Inhalt von zehn Kisten) säubert.

Die Salzfische sind nun marktfähig und können versandt werden. Sie tragen jetzt den stolzen Namen K-Fisch und erreichen, in Kisten verpackt, mit der Bahn ihren jeweiligen Bestimmungsort. Dort werden sie vom Händler gewässert und kommen kochfertig in den Handel. Der Hersteller hat seine Schuldigkeit getan, die Arbeit des Verbrauchers kann beginnen. Seine Tätigkeitspflichten dem K-Fisch gegenüber sind wirklich nicht schwer erfüllbar, denn sie beschränken sich nur auf Kauf und Verzehr. Dafür sind sie aber um so ernster zu nehmen. Für die Daheimgebliebenen ist alles ernst, was mit dem Krieg in Verbindung steht. Hinweise auf den Kriegsfisch sollte daher jeder einzelne nicht nur lesen, sondern auch beherzigen. Der Einwand vom Unbekannten zählt in dieser Beziehung schon längst nicht mehr, gehört doch in den Riesenhaushaltungen, die der Weltkrieg für Deutschland erforderlich machte, der K-Fisch schon seit Monaten zu denjenigen Nahrungsmitteln, die geeignet sind, das Fleisch der Warmblüter zum Teil oder auch vollkommen zu ersetzen. Für den Privathaushalt handelt es sich hier nicht etwa um eine neuartige, für Deutschland bisher fremde Nahrung, sondern um Fischspeisen, die vielfach geprüft und bewährt sind, denen es aber in kleineren Städten, an entlegenen Orten und in Privatküchen bisher an der richtigen Einführung gefehlt haben mag.



Das Säubern der K-Fische.

Trefflich ist die Empfehlung einer Ware in spaltenlangen, wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Aufsätzen. Was nützt aber die gelehrteste Auseinandersetzung, die herrlichste Kochvorschrift, wenn ich das Rohmaterial, auf das es dabei ankommt, mir nicht zu beschaffen weiß? Hier setzt die Pflicht des Verbrauchers ein: er muß den K-Fisch verlangen.

Verkaufsstellen für Salzfisch gibt es jetzt in vielen Hunderten von deutschen Städten. Wo noch keine vorhanden ist, wird die Stadtverwaltung die Einrichtung einer solchen gewiß gern fördern. Aber auch dort, wo sich keine Verkaufsstelle befindet, kann man Salzfisch genießen: die Deutsche Seefischhandels-A.-G. in Hamburg



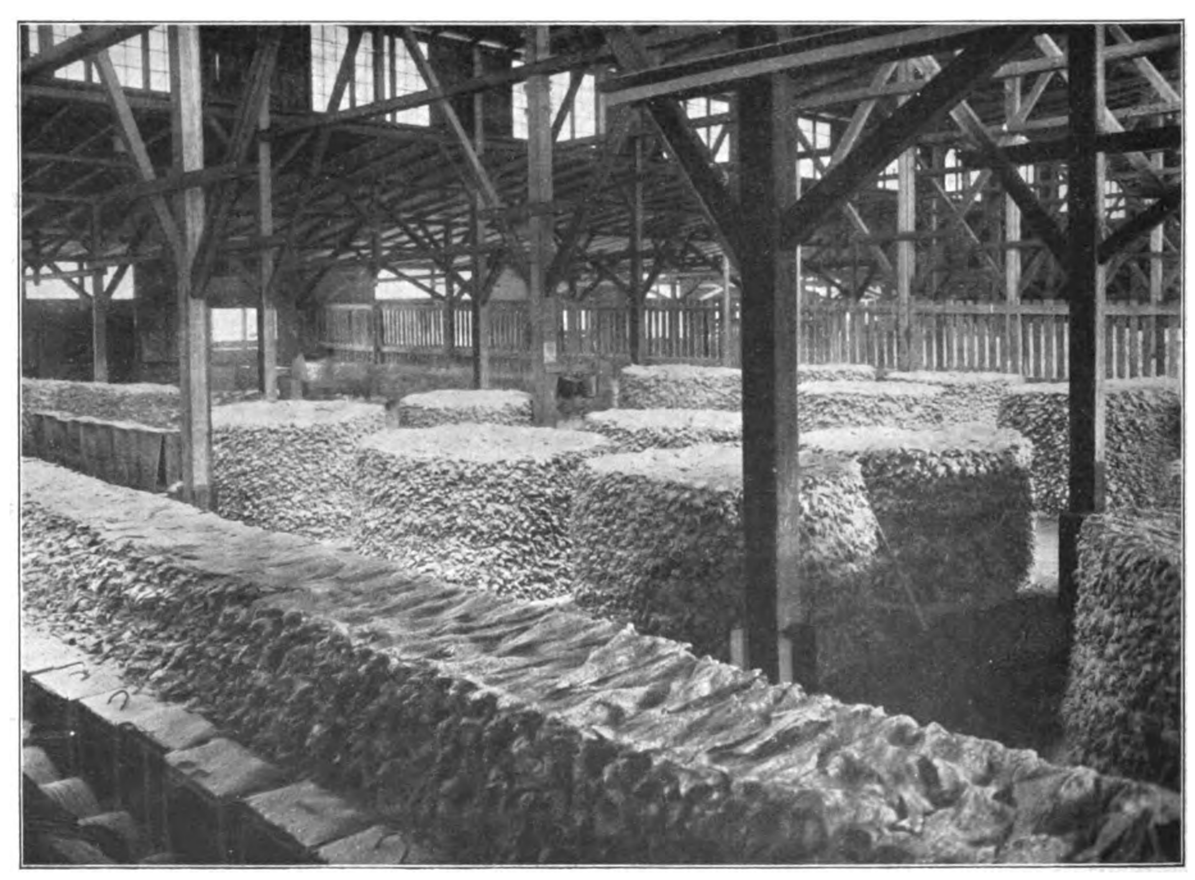
Das Einsalzen der K-Fische.

versendet nach Orten, in denen eine Verkaufsstelle nicht besteht, den Salzfisch direkt.

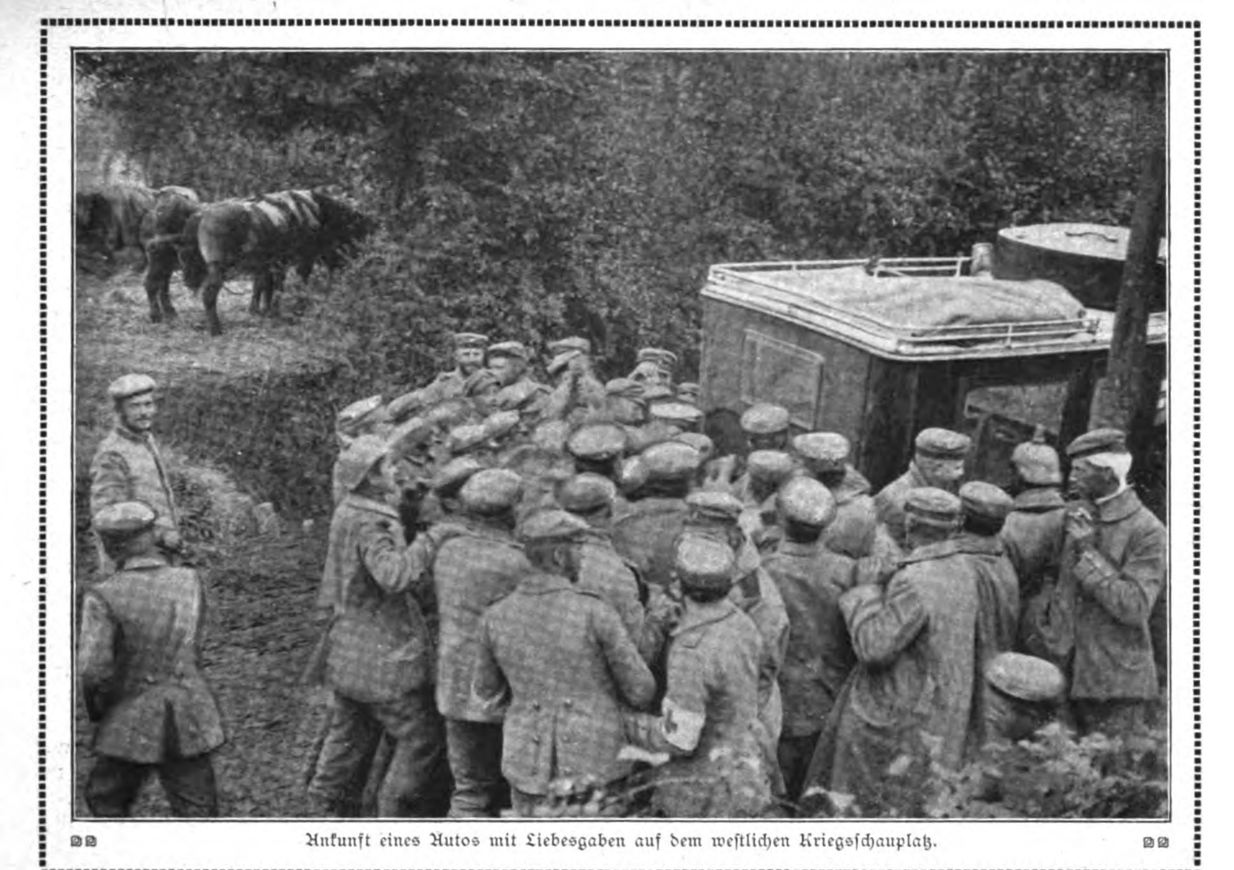
Der Frage der Beschaffungsmöglichkeit des Fisches folgen sogleich zwei andere, ja, sie gehen ihr vielleicht in vielen Fällen noch voraus: Preis und Schmackhaftigkeit? Alle Nahrungsmittel steigen. Mit Umsicht werden die Kochvorschriften der Kriegshilfen und Haushaltungsschulen derart zusammengestellt, daß ihre Befolgung den Säckel der einzelnen Haushaltungen nicht über Gebühr in Anspruch nehmen. Besitzer von Gasthöfen und Speisewirtschaften wählen die Gerichte ihres Tagesspeisezettels mit mehr Sparsamkeit als in Friedenszeiten, während der Gast seine Wahl heute weniger nach der linken als nach der rechten Seite der Speisekarte trifft. Wirtschaften, sparsam und praktisch wirtschaften und dabei ein schmackhaftes Essen bereit halten — diese Kunst hat uns der Krieg gelehrt. Der K-Fisch ist dazu bestimmt und wie kaum ein anderes Nahrungsmittel auch dazu geeignet, bei der Ausübung dieser schweren Kunst eine bedeutende Rolle zu spielen. Sie ist ihm, trotz Anerkennung aller aufgewandten Mühen, bisher nicht zugeteilt worden. Von seinen Verwandten, den frischen Seefischen, und seinen nächsten Angehörigen, den Stock- und Klippfischen (Stockfisch ist getrockneter, Klippfisch gesalzener und getrockneter Kabeljau), hat man viel gehört, bzw. in den Kriegskochbüchern allerlei gelesen, doch ist vom eigentlichen K-Fisch (gesalzener Kabeljau), soweit sich das überblicken läßt, noch immer viel zu wenig die Rede gewesen. Machen wir nicht geradezu Jagd auf billige Nahrungsmittel? Der K-Fisch darf mit Recht auf die Liste dieser begehrenswerten Eßwaren gesetzt werden, denn er kostet nur 40 Pfennig das Pfund. Wohlgemerkt: ohne Gräten und Kopf, ohne einem Trockenprozeß unterworfen zu sein, gewässert und daher kochfertig zum Gebrauch. Es ist zu wünschen, daß diese preiswerte Nahrung der Bevölkerung durch die in allen Städten veranstalteten Kochvorführungen, durch zahlreiche Kochvorschriften, wenn möglich auch durch Kostproben, näher gebracht werden, damit die stiefmütterliche Behandlung des K-Fisches rasch ein Ende nimmt. Manche Ansätze zu dieser Bewegung sind bereits zu verzeichnen, aber ist nicht die allgemein herrschende Unklarheit über den K- oder Salz-Fisch und seine Verwendung der beste Beweis dafür, wieviel hier noch zu tun bleibt?

Nur ein Versuch kann zu der Überzeugung führen, wie schmackhaft diese Fischnahrung ist. Hier geht Probieren wirklich über jedes noch so eingehende Studieren weit hinaus. Anweisungen für Zubereitung der K-Fische werden der gekauften Ware unentgeltlich beigegeben. Bequemer kann man es dem Verbraucher gewiß nicht machen. Auf zweierlei sei freilich schon gleich hier aufmerksam gemacht: der Fisch darf nicht kochen, sondern nur ziehen, und ein hinreichendes Sättigungsgefühl kann er, wie jeder andere Fisch, nur dann gewähren, wenn man ihn mit Kartoffeln und Gemüse zusammen genießt. Die übliche Fischbeigabe von Butter und Kartoffeln allein hat sich überlebt. Reicht man den gesalzenen Kabeljau aber zu Mohrrüben oder Steckrüben, zu Weißkohl oder Sauerkraut und Kartoffeln oder mit diesen Gemüsen vermengt, so vollendet sich dadurch seine Bestimmung als Kriegs-Fisch auf das allerzweckmäßigste.

Im Bewohner der Meere ist dem deutschen Volk ein starker Bundesgenosse erstanden. Fischblut rollt durch seine Adern. Machen wir uns seine Hilfe in vollem Umfang dienstbar, und kaltblütig werden wir die Aushungerungspläne unserer Gegner vereiteln.



Ein Blick in die Fischlagerräume.



Ankunft eines Autos mit Liebesgaben auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

Das Rote Kreuz im Felde.

Von Erich Köhrer.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

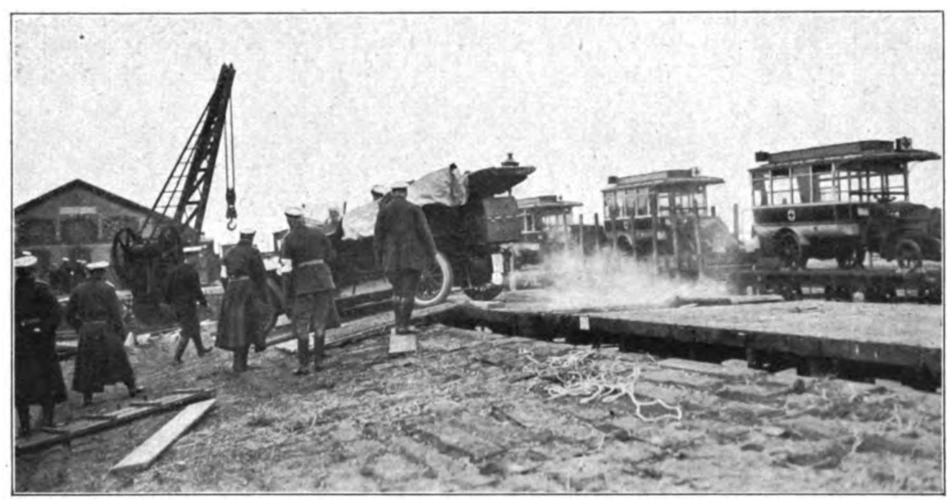
Ein paar Dutzend mal bin ich, während ich mit dem Roten Kreuz im Felde war, angerufen und ersucht worden, Verwundete neu zu verbinden oder zu versorgen. Und immer, wenn ich entschuldigend bemerkte, daß ich leider in den dafür nötigen Künsten nicht bewandert sei, sah man erstaunt auf meine Uniform mit dem Roten Kreuz im weißen Felde. Wenn also selbst im Felde die Träger der Genfer Flagge ohne weiteres alle für Krankenträger oder Pfleger gehalten werden, so ist es nicht weiter verwunderlich, daß in der Heimat dieselbe Anschauung wiederkehrt. In der Tat aber zieht das Rote Kreuz, so wichtig und bedeutend sein Wirken unter den Verwundeten unserer Riesenheere ist, den Umfang seiner Tätigkeit viel weiter, und man kann sich in seinem Reich sehr, sehr nützlich machen, ohne auch nur einen angeschossenen Finger ordentlich verbinden zu können.

Eine der schwierigsten Aufgaben in diesem ungeheuren Völkerkrieg ist die Verpflegung der gewaltigen Truppenmassen, die im Felde stehen, die Verpflegung nicht nur mit Essen und Trinken, sondern auch mit den unzähligen anderen Dingen, die den Männern draußen nötig sind oder dazu dienen, ihre Kampfbegeisterung wachzuhalten und anzuspornen, Dingen, um deren Beschaffung die andauernde Liebestätigkeit im ganzen Reich mit Eifer sich müht. Die Ausdehnungen unserer Fronten sind so groß, daß der private Liebesdienst, so rege er sich betätigt und so viel Segen insbesondere in den Grenzbezirken er stiften kann, auf die Dauer doch die riesigen Aufgaben nicht zu bewältigen vermag, zumal die Einfügung der einzelnen Autos, die mit Liebesgaben hinausgehen, in den Etappendienst oft große Schwierigkeiten bereitet. Auch die Kontrolle dieser einzelnen Wagen ist sehr schwer, und sie ist doch in einer Zeit, in der die Feinde mit allen Mitteln der Spionage arbeiten, außerordentlich wichtig. Daher hatte die Zentrale des Roten Kreuzes in Berlin einen Autodienst eingerichtet, der eine außerordentlich segensreiche Tätigkeit ausübte.

Obwohl die bald nach Kriegsbeginn erfolgten Requisitionen die Anzahl der noch in Privathänden befindlichen Autos in Deutschland sehr verringert hatten, sind doch auf den Aufruf zur freiwilligen Mitarbeit in der Autozentrale des Roten Kreuzes noch ein paar hundert Wagen zusammengekommen. Diese Wagen wurden für einzelne Etappen eingeteilt, und ich nahm an der Fahrt mit einer solchen Auto-Etappe teil, die zur Armee des Herzogs von Württemberg gegangen war. Unser Zug zählte 29 hochbeladene Autos. In einundachtzig Stunden Bahnfahrt hatten alle Mitfahrenden Gelegenheit, sich unterwegs kennen und nach Bedarf lieben zu lernen. Denn wegen der Kostbarkeit des Benzins wurden die Wagen von Berlin bis Sedan per Achse gebracht, und dort erst begannen die Autos ihre Tätigkeit.

Man begegnet der Genfer Flagge draußen ununterbrochen. Jeden Zug empfangen Leute vom Roten Kreuz, die nach Verwundeten ausspähen, und selbst an den Stationen, die wir nachts passieren, klopfen derbe Fäuste uns mit der Frage aus dem Schlaf, ob wir irgendwelche Wünsche haben. Die Leute sind oft geradezu enttäuscht, daß wir

Rote-Kreuz-Automobile auf der Fahrt nach dem Kriegsschauplatz.

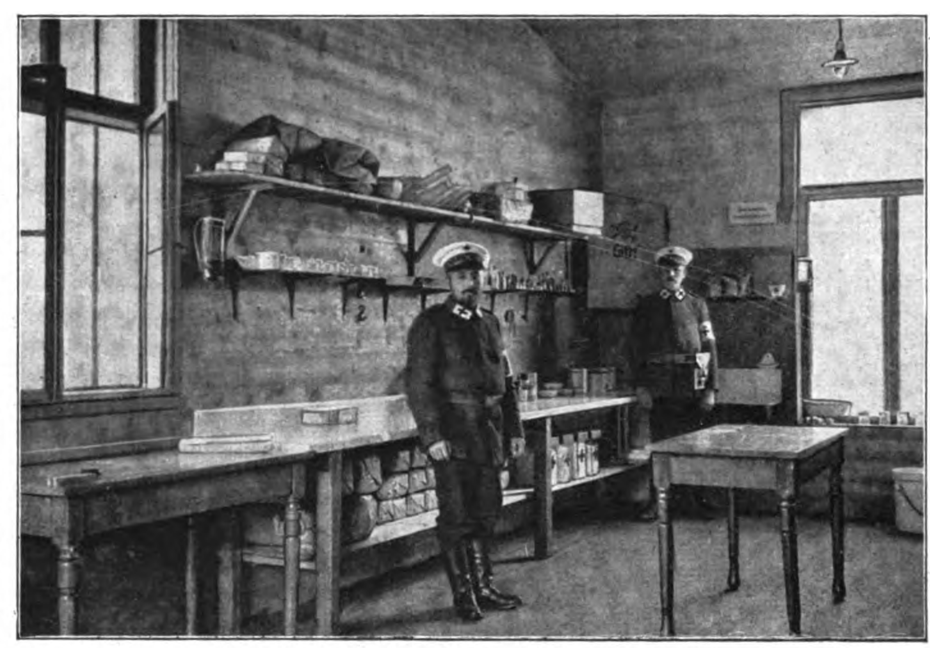


Rote-Kreuz-Automobile werden von der Bahn ausgeladen.



Liebesgabenautos in den Argonnen.

keine Verwundeten sind. Auf den Endstationen der Etappen aber entwickelt sich das Wirken des Roten Kreuzes in der buntesten Fülle. Der Wartesaal ist in ein Lazarett umgewandelt, in dem die Schwerverwundeten liegen, ehe sie weitertransportiert werden. Rührend ist die Fürsorge, die die Schwestern für ihre Verwundeten betätigen. Sie gehen wahrhaft betteln, um ihnen eine besondere Gabe zu schaffen, und oft genug sind, wenn wir nach der Tagesarbeit abends auf dem Bahnhof spazierten, Schwestern an uns herangetreten und haben gefragt, ob wir nicht diese oder jene Kleinigkeit für ihre Pfleglinge haben. Bis tief in die Nacht hinein standen wir manches Mal mit an den Lazarettzügen, deren Einrichtung gar nicht genug gerühmt werden kann, und halfen den Verwundeten Suppen und Kakao reichen. Wenig sympathische Erfahrungen scheint man mit den französischen Schwestern vom Roten Kreuz gemacht zu haben. Sie wollen auch im Lazarett, in dem der deutsche Arzt und Pfleger keinen Unterschied zwischen Freund und Feind macht, den Haß der Völker nicht immer vergessen. Wenn mir auch keine Fälle berichtet wurden, in denen in deutschen Lazaretten französische Schwestern sich gegen deutsche Verwundete unangemessen benommen haben, so haben sie doch vielfach eine Bevorzugung der Franzosen in diesen deutschen Lazaretten sich geleistet, daß man nicht mehr als unbedingt nötig zugelassen hat



Verbandraum des Roten Kreuzes auf einer Etappenstation.

Unsere Tätigkeit führte uns von den Lazaretten hinaus an die Front. Die französischen Chausseen, die in ihrer Güte immer daran erinnern, daß wir uns im klassischen Lande des Automobilismus befinden, sind vom Betrieb der Etappe dicht besetzt. Aber für unsere Kolonne fand sich ohne besondere Störung immer noch Platz, um zu den Generalkommandos hinauszugelangen, denen wir unsere Gaben brachten. Es genügt vielleicht, wenn ich zwei Ziffern nenne: Wir brachten über 200000 Zigarren und gegen 20000 Paar Fußlappen. Gewiß verschwinden diese Massen gegenüber den ungeheuren Bedürfnissen, die wir allenthalben feststellten, und die mit der Dauer des Krieges noch wachsen, aber der Segen, den solche Sendungen bereiten, ist doch groß. Daß wir eigentlich ständig in Gefahr schwebten, ist den wenigsten von uns zu Bewußtsein gelangt. Und doch wurde, während wir vor dem Orte B . . . e in den Argonnen halten und unsere Autos entladen werden, ein Mann zu uns gebracht, der während unserer Anwesenheit von einer Granate getroffen wurde.

Mit aller Sorgfalt wird er auf ein Auto gebettet und hat so das Glück, rasch in das Lazarett nach Sedan zu gelangen, das naturgemäß mit reichlicheren Mitteln ausgestattet ist als die Feldlazarette direkt an der Front, die oft noch im Feuer der Schrapnells und Granaten ihre harte Pflicht tun müssen. Täglich nahmen wir solche Verwundete mit zurück, die oft eben aus den Schützengräben kamen haarumwucherte, abgespannte Gesichter. Ich habe den Wunsch häufiger gehört: „Wenn ich doch nur erst wieder zur Front zurück könnte!“ als den näherliegenden: „Wenn ich nur wieder ganz gesund werde!“

Aus der Fülle der Eindrücke, die eine solche Fahrt mit dem Autodienst des Roten Kreuzes den Teilnehmern schenkt, schälen zwei sich bleibend und nachhaltig heraus. Wir wissen heute, was wir bisher nur mit fester Überzeugung geglaubt haben, wir wissen, daß der Geist unserer Truppen, der auch in diesem Krieg der Technik schließlich entscheiden wird, vorzüglich ist. Man erträgt, Offiziere wie Mannschaften, alle Strapazen ohne Murren, und die Heldenstücke sind wahrhaft erstaunlich. Der zweite Eindruck aber ist: Unendlich ist der Dank, den wir unseren Tapferen schulden, und nicht genug kann geschehen, dieser Dankespflicht zu genügen. Man möge sich durch die größten Ziffern, die von Spenden in Geld oder Waren genannt werden, nicht verblüffen lassen, die Bedürfnisse draußen bleiben immer noch größer. Auch das Rote Kreuz kann nie zuviel der Mittel erhalten. Wir, die wir in seinem Dienste zwischen den Schlachten waren, wissen, daß diese Mittel gut genutzt werden, und daß das Rote Kreuz im weißen Felde an der Front immer mit dem hellen Jubel der Erwartung begrüßt, mit mancher stillen Träne der Dankbarkeit wieder entlassen wird.



Liebesgabenautos nehmen auf dem Rückweg Verwundete aus der Front mit zur Etappenstation. (In der Mitte stehend Graf Seebach, der Dresdener Generalintendant, ganz links der Verfasser unseres Artikels.)



Die Hochtour.

Humoreske von Raoul Auernheimer.

Zwischen dem Schauspieler Erwin Ritter — erste Kraft am Stadttheater, Kainz-Rollen — und dem Kritiker Richard Baumann — Referent des „Augenblick“, Kerr-Schüler — bestand seit längerer Zeit eine bedenklich wachsende Meinungsverschiedenheit. Ritter hielt sich, wie er mit seinem sonoren Organ zu behaupten pflegte, für einen der ersten Heldendarsteller in deutschen Landen und den berufenen Nachfolger von Joseph Kainz. Baumann aber konnte Leute, die „in deutschen Landen“ sagen und sonore Organe besitzen, überhaupt nicht leiden. Er erklärte Ritter, um in seiner immer und um jeden Preis persönlichen Sprache zu reden, „für einen durchaus mittelmäßigen Spieler“ und gab dieser seiner Ansicht in dem Blatt, das er kritisch zu bedienen hatte, unverhohlenen Ausdruck. Das Verhältnis spitzte sich zu, als der Schauspieler, durch diesen Widerstand mehr gereizt als eingeschüchtert, nach den großen klassischen Rollen griff und bei ablaufender Spielzeit in rascher Aufeinanderfolge den Fiesko, den König Alfons in der „Jüdin von Toledo“ und den Prinzen von Homburg spielte. Damit erreichte er zwar, daß die Backfische sein Ansichtskartenbild mit Reißnägeln über ihrem Bett befestigten, leider aber auch, daß sich Baumann immer weniger ein Blatt vor den Mund nahm. Er nannte Ritters „Alfons“ einen „absetzungswürdigen Monarchen“, seinen Prinzen von Homburg einen „schwärmerischen Nachtwächter“, und hoffte, ihn mit diesen Worten für die nächste Zeit erledigt zu haben. Indessen, er irrte; der erbitterte Schauspieler gab nicht nach und kündigte für den 29. Juni — einen Tag vor Saisonschluß — den „Hamlet“ an.

Baumann war wütend. Sein Urlaub begann am 1. Juli, und wie jeder hervorragende Kritiker wäre er gerne schon ein paar Tage früher weggegangen. Er sehnte sich danach, reine Luft zu atmen, Hochtouren zu machen und den abscheulichsten aller Berufe — den eigenen nämlich — für ein paar Wochen in den Bergen zu vergessen. Da kam dieser Mensch und zwang ihn, an einem schwülen Juniabend seinen Hamlet zu auskultieren. Der Kritiker ließ es ihn entgelten. Er machte ein gründliches Referat, ein sehr gründliches. Er schrieb, mitten in der Nacht, über Shakespeare, Goethe und über den Polonius eines gewissen Knapil, eines Schauspielers vierzehnten Ranges, den er gewissenhaft analysierte. Zum Schluß bemächtigte er sich Ritters und tat ihn mit zwei Zeilen ab: „Herr Ritter“, so schrieb er, „ist kein Hamlet, und es ist infolgedessen gleichgültig, wie er den Hamlet *spielt*.“

Worauf er, ohne telephonische Beglückwünschungen abzuwarten, mit dem Frühzug nach Tirol reiste.

Als Baumann zwei Tage nachher, touristisch gekleidet, mit Rucksack, Eispickel, Seil, den Weg zur Zeller Hütte hinanstieg, dachte er an alles eher als an Hamlet. Er war nicht nachträgerisch und vergaß anderen angetane Beleidigungen verhältnismäßig rasch. Auch beschäftigte ihn seine Aufgabe, die ihm, für den Augenblick wenigstens, wichtiger war als das Theater. Er beabsichtigte, auf der Zeller Hütte zu übernachten, um dann von dort aus am nächsten Morgen die eigentliche Hochtour anzutreten. Aber die über das Plateau hinkriechenden Nebelschwaden ließen nichts Gutes erwarten.

Bei sinkender Nacht langte er vor dem Schutzhaus an. Er mußte lange klopfen, bevor ihm aufgetan wurde. Endlich öffnete ihm, über den späten Besuch sichtlich ungehalten, eine ältere, dürre, ungepflegte Frauensperson. Sie war einäugig und hatte das Profil einer Hexe.

Baumann verlangte zu essen. Es gab nur Milch und Brot, das sauer und steinalt war. Des schlechten Wetters wegen hatte man auf Touristen nicht mehr gerechnet, und aus demselben Grunde war auch der Führer, mit dem das Weib verheiratet war, nicht zur Stelle. Wenn man sie anschaute, fand man es begreiflich, daß er vorzog, im Tale zu übernachten.

Das Innere der Hütte war kalt, der Herd erloschen. Baumann, der warmes Wasser für seine Konserven brauchte, wollte, da das Weib sich weigerte, selbst Feuer machen; doch auch dieses Vorhaben scheiterte an dem boshaften Widerstand der Hexe, die behauptete, es gäbe kein Holz.

Seufzend nahm der Kritiker auf der harten Bank Platz und begann, hungrig wie er war, in dem vor ihm stehenden Milchbad zu löffeln, als die Türe zum andernmal aufging und ein neuer Gast lebhaft eintrat. Das war ein großer, starker Mensch, der sich mit einem sonoren „Na, Mutterle, da wären wir ja endlich!“ theatralisch einführte und auf den ersten Blick weniger den Eindruck



Vor Kolberg 1807. Nach einem Gemälde von Fritz Grotemeyer.

eines Touristen machte, als vielmehr den eines Schauspielers, der einen Touristen spielt.

Wie richtig diese Beobachtung war, erwies sich schon wenige Augenblicke später, als das Weib dem Ankömmling ins Gesicht leuchtete und Baumann in ihm den erst vorgestern mißhandelten Schauspieler erkannte. Vor Schrecken entfiel ihm der Löffel und ging platschend in der Milch unter.

Gleichzeitig hatte auch Hamlet seinen kritischen Widersacher erkannt. Er blieb stehen, der andere blieb sitzen; und zwei, drei Sekunden lang starrte jeder den anderen an wie ein Gespenst.

Schließlich war es der Schauspieler, der sich zuerst faßte. An überraschende Begegnungen von der Bühne her gewöhnt, trat er auf Baumann zu und begrüßte ihn, seine Hand mit jener stürmischen Freundlichkeit ergreifend, in die die Bühnenleute ihren Haß unter Umständen zu kleiden wissen.

„Sie, verehrter Herr Doktor! — Von wo sind Sie aufgestiegen?“

„Von Gams!“ erwiderte Baumann mit einer kleinen Stimme. „Und Sie?“

„Von Kulm. Ich will über die Baderwand auf den Zinken.“

„Genau wie ich. Das heißt, wenn nicht vielleicht der Nebel —“

Ritter machte eine unbesorgte Handbewegung.

„Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg,“ deklamierte er, ein Freund klassischer Zitate, und legte seinen Rucksack geräuschvoll ab, wobei ihm der Kritiker in kollegialer Weise zu Hilfe kam. Im Grunde war es diesem, nachdem die Peinlichkeit der plötzlichen Begegnung überwunden war, nicht unangenehm, einen Gefährten für die Nacht gefunden zu haben. Er lud den Neuangekommenen zum Sitzen ein und sagte, mit liebenswürdiger Gebärde auf den zwischen ihnen stehenden Milchsee deutend:

„Ich hoffe, wir werden uns vertragen.“

Der Schauspieler quittierte diese Einladung mit einer ritterlichen Verbeugung. Die kalte Milch schien ihn weniger zu reizen, er hätte ein warmes Nachtmahl vorgezogen; der Kritiker auch, allein: „Es gibt sonst nichts!“ sagte er gefaßt und fischte den untergegangenen Löffel aus der Schüssel.

Indessen, es stellte sich heraus, daß das Weib gelogen hatte. Baumann hatte den Ton vergriffen, darum wies sie ihn ab; den in hundert Schlachten erprobten Verführungskünsten Ritters jedoch vermochte auch die Älplerin nicht standzuhalten. Er duzte sie frischweg, nannte sie „Mutterle“ und bediente sich eines Dialektes, den sie verstand. Auch sah sie, obwohl einäugig, recht wohl, daß er ein hübscher Junge wäre; seine Stimme, sein Lachen, seine unbekümmerte Jugend bezauberten sie, ließen, indem sie ihr das Herz erwärmten, die harte Kruste von Unfreundlichkeit wegschmelzen, die es für gewöhnlich umgab. Liebreizender wurde sie nicht dadurch, auch nicht schöner, wohl aber freigebiger. Zunächst fanden sich etliche Eier unterm Stroh, später eine Holzschüssel mit Mehl, am Ende sogar ein Schmalztopf. Der Schauspieler triumphierte auf allen Linien; er faßte sein Opfer um die Mitte und drehte es übermütig im Kreise. Worauf dieses, jeden Widerstand aufgebend, auch noch mit ein paar Scheitern Brennholz herausrückte.

Der Bereitung des Sterzes stand nun nichts mehr im Wege. Herr Ritter unterzog sich dieser Mühe persönlich. Er waltete am Herd wie ein gelernter Koch. Dabei konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, den gefürchteten Kritiker zu kleinen, entwürdigenden Dienstleistungen heranzuziehen.

„Herr Doktor, diese Eierschalen kann ich Ihnen wohl anvertrauen?“ — „Herr Doktor, einen Löffel, aber rasch!“

Baumann ging darauf ein. Denn erstens empfand er dem Schauspieler gegenüber Gewissensbisse und zweitens hatte er Hunger.

Als der Sterz fertig war, kostete ihn der Kritiker. Und zum erstenmal hatte er Gelegenheit, den Schauspieler uneingeschränkt zu loben. Der Sterz war vorzüglich.

Hierauf begannen sie, einträchtig und vergnügt einander gegenübersitzend, aus derselben Schüssel zu essen. Im Anfang taten sie es schweigend, weil sie beide zu hungrig waren, um zu reden, und auch aus einer gewissen, nicht unbegreiflichen Scheu, die sich erst jetzt bemerkbar machte. Sie waren ja eigentlich Fremde, hatten sich ein einziges Mal auf einem Presseball flüchtig die Hand gereicht, und insofern sie sich kannten, waren sie Feinde. Aber im Maße, als die Sättigung fortschritt, wich diese anfängliche Befangenheit von ihnen. Es war wärmer geworden in der Hütte, die Stimmung wurde freier, behaglicher. Baumanns gute Zigarren sowie ein paar Gläser Punsch, den der Schauspieler aus heißem Wasser, Rum und Zucker bereitete, wirkten gleichfalls anregend und ließen nach der Mahlzeit ein immer lebhafter werdendes Gespräch entstehen. Der Bühnenkünstler fing an, seine Schwänke und Anekdoten zum besten zu geben, von denen er, wie jeder Schauspieler, stets einen ganzen Sack bei sich trug und die er sehr wirksam anzubringen verstand. Der Kritiker, auch hier der empfangende Teil, beschränkte sich darauf, mehr oder weniger zu lachen. Alles in allem fand er Hamlet im näheren Verkehr sehr unterhaltend, sehr liebenswürdig und, was ihn am meisten wunderte, sehr gescheit. Er hatte eine Art, über seine Kollegen zu urteilen, die jedem Kritiker Ehre gemacht hätte und an Schärfe nichts zu wünschen übrig ließ. Auch über die Berufsgenossen des Kritikers ging es her, und wieder staunte dieser über die Richtigkeit seines Urteils. Auch bestach ihn der charaktervolle Freimut des Schauspielers, der freilich nur Abwesenden galt; denn was seine eigene kritische Haltung betraf, so hütete sich Ritter, darüber zu reden. Hamlet blieb beiderseits unerwähnt, das schien stillschweigend abgemacht zwischen ihnen. Aber auch diese taktvolle Zurückhaltung gefiel Herrn Baumann und bestärkte sein persönliches Vertrauen zu dem Mimen, der ein mittelmäßiger Komödiant sein mochte, aber jedenfalls ein angenehmer Mensch war. Und in einer gewissen Seehöhe ist das die Hauptsache.

So schieden sie an diesem ersten Abend ihres Beisammenseins mit dem besten Eindruck voneinander. Sie gingen schlafen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich wieder einmal, daß der schöne Erwin der begünstigte Liebling der Frauen war. Er erhielt, als gebührte es ihm, von der liebenswürdigen Hausfrau das einzige Gastbett zugewiesen, während Baumann sein Lager auf der Pritsche bereitet fand. Natürlich wollte Ritter diese Bevorzugung nicht annehmen; er trat das Bett sofort an den Kritiker ab, der seinerseits, weil er sich keine Gefälligkeit erweisen lassen wollte, sofort darauf verzichtete. Vergeblich wies der Schauspieler darauf hin, daß er der Jüngere wäre. Baumann ließ sich auf eine Erörterung dieses Punktes nicht ein und bettete sich, ohne zu antworten, auf der Holzpritsche. Worauf Ritter, stumm und feierlich, die Decken aus dem Bett zog, sich mit königlichem Anstand darein hüllte und neben seinen kritischen Widersacher lagerte. Eine Viertelstunde später schliefen die beiden Feinde, Seite an Seite, einträchtig und friedlich wie zwei Brüder. (Schluß folgt.)



Ein Entlausungs-Großbetrieb in dem Gefangenenlager Hammerstein in Westpreußen, wo über 70 000 Russen untergebracht sind.

Russisches Kulturallerlei.

Von Dr. Adolf Heilborn, Steglitz. (Mit drei Abbildungen.)

Leichter nachzuahmen bereit ist keine Nation als die Russen; alsdann aber, da sie alles zu wissen glauben, forschen sie nie weiter und bleiben immer und in allem stümperhaft." Dieses Urteil Herders, der um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eine Reihe von Jahren in Riga als Lehrer und Prediger wirkte, trifft noch heute für die Masse des russischen Volks durchaus zu, und es findet seine Ergänzung in jenem herben „Grattez le Russe" — kratzt vom Russen den Firnis ab, und der Barbar kommt zum Vorschein. Ein Firnis nur, nicht selten den naiven Beschauer blendend und täuschend, liegt ein Hauch westeuropäischer Kultur über dem Kern russischer Wesensart, über jenem rein russischen Slawentum, von dem Gustav Freytag in „Soll und Haben" seinen prächtigen Kaufherrn Schröter sagen läßt: „Es gibt keine Rasse, die so wenig das Zeug hat, vorwärtszukommen und sich durch ihre Kapitalien Menschlichkeit und Bildung zu erwerben, wie die slawische." Mit Gewalt aufzuzwingen, gleichsam mit der Knute einzubläuen versuchten die russischen Machthaber ihrem Volk die westeuropäische Kultur, einem Volk, das noch unter Peter I. auf keiner wesentlich höheren Bildungsstufe stand, als etwa die Deutschen in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung. Und auch ein Peter I. selbst, der Reformator des Mongolenstaates Rußland, war alles andere eher als ein in sich gefestigter Kulturmensch. Eine einzige, von dem preußischen Gesandten verbürgte Tatsache bezeugt uns das zur Genüge. Derselbe Peter, der mit Leibniz in Korrespondenz stand, um von diesem Polyhistor sich Vorschläge für die Begründung einer russischen Akademie der Wissenschaften zu erbitten, ließ bei einem großen Festmahl zu Ehren des erwähnten Gesandten in Moskau zwanzig der aufrührerischen Strelitzen — seine Leibgarde — vorführen und „nach jedem Glase Branntwein, das er leerte, hieb er persönlich einem Gefangenen den Kopf ab. Dann forderte er den Gesandten auf, auch seine Geschicklichkeit an einem Strelitzen zu beweisen; doch dieser entschuldigte sich mit Mangel an Übung". Erwähnt sei hier im Anschlusse daran auch noch, daß man unter den Papieren Peters Aufzeichnungen von seiner eigenen Hand gefunden hat, wonach jenes Instrument, das man damals zum Aufschlitzen der Nase verwandte — eine unter der Regierung dieses Kulturbringers sehr beliebte „milde" Form der Bestrafung — so konstruiert sein sollte, daß es die Nasenflügel bis auf den Knochen ausrisse. Diese und zahllose ähnliche, historisch verbürgte Kulturtaten charakterisieren nicht nur den nach allgemeinem Urteile geistig bedeutendsten Zaren, sondern auch das russische Volk, in dem sich immer „weichliche Zuchtlosigkeit mit sklavischer Rechtlosigkeit paarte". Vielleicht hat v. d. Brüggen, einer der besten Kenner russischer Kulturverhältnisse, recht, wenn er den unleugbaren Mangel des russischen Volkes, westeuropäische Kultur sich wirklich zu eigen zu machen, darauf zurückführt, daß das moskowitische Reich „weder ein Mittelalter noch eine Renaissance römisch-abendländischen Geistes" gehabt hat, unerläßliche Vorbedingungen für die Entwicklung jeder gesunden, höheren, europäischen Kultur. Vielleicht liegt solcher Mangel aber auch in der besonderen Mischung mongolischen, tatarischen und slawischen Blutes begründet, deren Produkt der Russe ist, einer jahrhundertelang ununterbrochen tätigen Rassendurchmischung, die nicht nur die auffällige Umwandlung des slawischen Langschädels in den typischen Kurzschädel des heutigen Russen bewirkte, sondern auch, wie Ratzel urteilt, einen „noch größeren Rückgang in den geistigen Dimensionen" zur Folge hatte. Was immer jedoch letzten Grundes die Ursache solcher

Rückständigkeit (in unserm Sinne) sein mag: sie ist fast auf allen Gebieten privaten und öffentlichen Lebens unverkennbar. Die wenigen bedeutenden Geister, die das moderne Rußland hervorgebracht hat, sind nur als glänzende Ausnahmen einer allgemein gültigen Regel zu werten, haben zumeist im Auslande oder durch Ausländer ihre Erziehung und Bildung erhalten und fanden — eben deshalb, darf man wohl sagen — in Rußland selbst häufig genug keineswegs die verdiente Würdigung.



Russen beim Essenfassen in dem Gefangenenlager Hammerstein. Nach einer Darlegung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" kümmert sich die russische Regierung recht wenig, um nicht zu sagen, überhaupt nicht um ihre Gefangenen, die jetzt die Riesenziffer von $1^1/_2$ Millionen überschritten haben. Die Gefangenen erhalten weder Zuschüsse, noch gehen ihnen irgendwelche Liebesgaben aus der Heimat zu, im Gegensatze zu den Engländern, Franzosen und selbst Belgiern. Ein weiterer Beweis dafür, wie wenig der russischen Regierung im Grunde genommen die Lage ihrer Gefangenen am Herzen liegt, ist der, daß sie der deutschen Regierung niemals die Bitte ausgesprochen hat, die Gefangenenlager besichtigen zu lassen.

Es kann hier nun nicht unsere Aufgabe sein, ein Gesamtbild der russischen Kultur der Gegenwart zu zeichnen; wir wollen vielmehr aus diesem Gemälde nur ein paar besonders charakteristische Züge skizzieren, die geeignet sind, eine Vorstellung von den Kulturverhältnissen des Moskowiterreichs unserer Tage zu geben. Rußland ist ein ausgesprochener Agrarstaat — noch heute sind 87 Prozent seiner Bevölkerung Landbebauer! — und so muß uns vor allem das kulturelle Niveau des russischen Bauern interessieren. Erscheint auch die Wesensart dieses Bauern dem Leser aus zahlreichen Gestalten eines Gogol, Turgenjew, Tolstoi und manches Neueren wohlvertraut, so darf er doch bei der Lektüre solcher Romane und Novellen nicht übersehen, daß es sich hier nicht um nackte Wirklichkeitsbilder, sondern um Figuren und Verhältnisse handelt, die durch die Brille eines dichterischen Temperaments betrachtet und von einem Künstler geschildert wurden. Die nichts beschönigende Kulturwissenschaft zeigt uns den russischen Bauer in einem noch wesentlich trüberen Lichte als die realistischste Schilderung des modernen russischen Dichters. „Eine molluskenhafte Haltlosigkeit", charakterisiert v. d. Brüggen, „ist in diesen Gestalten, die sie zur Trunksucht, zum Verbrechen taumeln läßt, wider ihren Willen, fast ohne Leidenschaft, ohne Furcht vor einer Strafe, die Opfer eines Verhängnisses, nicht die Träger eines bösen, starken Willens; ohne jede sittliche Erziehung, Gestaltung durch die Erfahrung." Vergegenwärtigen wir uns doch nur,



Straßentypen in Russisch-Polen.

daß kaum der fünfte Teil aller Russen lesen und schreiben kann, daß nach der letzten Volkszählung selbst in der Hauptstadt Petersburg noch 38 von je 100 Menschen Analphabeten waren! Bei solchem Bildungsgrade ist es nur zu gut verständlich, daß Laster aller Art vornehmlich das Nationallaster des Russen, die Trunksucht („Sappoi"), furchtbare Verheerungen anrichten. Quartalssäufer — und wir wissen heut, daß die „Dipsomanie" eine Geisteskrankheit ist — gibt es in allen Bevölkerungsschichten und Ständen Rußlands, und es ist für diese Verhältnisse gewiß bezeichnend, daß neuerdings auf Verfügung des Oberprokurators auf den Dienstlisten der Geistlichen bemerkt werden muß, „in welchem Maße der Einzelne berauschenden Getränken zuzusprechen pflege". Seitdem der Branntwein nur in der Monopolkabache verkauft werden darf, leert der Bauer seine Branntweinflasche vor der Tür der Schenke auf offener Straße und bleibt dort betrunken im Kote liegen, bis ihn sein Weib nach Hause holt, nachdem sie ihn durch Wassergüsse vorher gesäubert und so gut es geht ernüchtert hat. Noch unter der Regierung Katharinas II. erfroren zur Fastenzeit derart Berauschte in Moskau zu Hunderten auf der Straße und wurden über Nacht von den Hunden angefressen. In der Schlacht bei Zorndorf warfen sich die russischen Soldaten, als die Offiziere die Branntweinfässer der Bagage in Stücke geschlagen hatten, wie Archenholtz berichtet, „der Länge nach auf den Boden, um den geliebten Trank aus dem Staube zu lecken. Viele hauchten besoffen ihre Seele aus, andere töteten ihre Offiziere, und ganze Haufen liefen wie rasend auf dem Felde umher, ohne auf das Zurufen ihrer Vorgesetzten zu hören". Ganz ähnliche Szenen sind uns aus dem japanischen Feldzuge und jetzt wieder aus Ostpreußen und Polen bekannt geworden. Am übelsten wütet der „Sappoi", diese „sonderbare russische Krankheit", unter den Weißrussen, und infolgedessen ist das kulturelle Niveau hier wohl am tiefsten. Verdient das russische Durchschnittsbauernheim an sich schon nur selten die stolze Bezeichnung „Haus" — als der bekannte Afrikaforscher Junker, ein geborener Deutsch-Russe, zum ersten Male die sauberen Hütten in den Negerdörfern des östlichen Sudan sah, gedachte er in seinem Tagebuche schweren Herzens mit bittren Worten der trostlosen Dörfer der Heimat —, so kann man vollends die Behausung des Weißrussen kaum als Hütte ansprechen. Auf dem feuchten Erdboden ist sie aus Holzstämmen und Moos erbaut; ein Plankenfußboden mangelt, es fehlt häufig selbst der Kamin, es fehlen sogar Bänke zum Sitzen und Schlafen. Da der Acker wenig trägt, wird dem Brotmehl Baumrinde und Häcksel beigemischt. „Ich habe bei den Bauern dieser Gegend", schildert Schlesinger, „eine schwarze, steinharte Masse gesehen, die ich für alles andere, nur nicht für Brot gehalten hätte." Hier in diesen an Polen grenzenden Gebieten, die chronisch von Hungersnot heimgesucht werden, ist auch die merkwürdige, gleichsam den Bären und Nagetieren abgelernte Sitte des Winterschlafs („Liojka") daheim. Ist der Getreidevorrat, mit dessen Hilfe der Winter überstanden werden soll, schildert Volkov, nicht groß genug, so ordnet der Hausvater eine vier bis fünf Monate dauernde Liojka an. Alles legt sich auf den riesigen Ofen, den abwechselnd der eine und der andere spärlich heizt, das Licht wird gelöscht, und man verbringt nun sein Dasein im Nichtstun und Schlafen, „nicht bloß einzelne Familien, nein, ganze Dörfer und Bezirke"! Bei dem geistigen Tiefstand des russischen Bauern ist es nicht weiter verwunderlich, daß er noch heute im krassesten Aberglauben befangen ist. Als im Sommer 1900 unter dem Vieh die sibirische Pest wütete, brachte man in vielen mittelrussischen Gouvernements Opfer lebender Tiere dar. Man kennt auch mehrfach Fälle, daß Menschen, Dorffremde gewöhnlich, ähnlichen abergläubischen Vorstellungen geopfert wurden, indem man die harmlos des Weges Kommenden als vermeinte Urheber ansteckender Krankheiten öffentlich auf Prozessionsgängen erschlug. Alle Augenblicke kann man in russischen Zeitungen lesen, man habe wieder in diesem oder jenem Dorfe ein Kind mit abgeschnittenen Händen tot aufgefunden; solche Hände haben nämlich nach dem Glauben des russischen Bauern die Kraft, den, der sie mit sich führt, unsichtbar zu machen. Dem sich in diesen Anschauungen dokumentierenden Bildungsgrade entspricht auch die Stellung der Frau innerhalb der Familie. Als „ein niedriges, zum Leiden geborenes Wesen" betrachtet nach Tschubinski der Mann sein Weib, und er behandelt sie demgemäß „fast wie ein Haustier". Dem Berichte über einen Gefangenentransport des Dampfers Kostroma nach Sibirien vom Jahre 1903 entnehmen wir die Nachricht, daß sich unter den Deportierten 60 junge Frauen befunden hätten, von denen nicht weniger als 32 ihre Männer ermordet hatten, weil jene sie über alle Maßen zu mißhandeln pflegten.

Das Wenige, was wir hier über die Kulturverhältnisse des russischen Bauern sagen konnten — und man vergegenwärtige sich dabei nochmals, daß unter 100 Russen der Statistik zufolge 87 Bauern sind —, dürfte gewiß die Greuel, die von der russischen Soldateska in diesem Kriege allenthalben verübt worden sind, begreiflich erscheinen lassen. Das Wort Friedrichs des Großen über die Russen hat noch heute volle Gültigkeit: „Wir haben es mit Barbaren zu tun, die am Begräbnisse der Menschheit arbeiten; wir müssen aber mehr darauf bedacht sein, dem Übel abzuhelfen, als darüber zu klagen."

Banger Abschied.

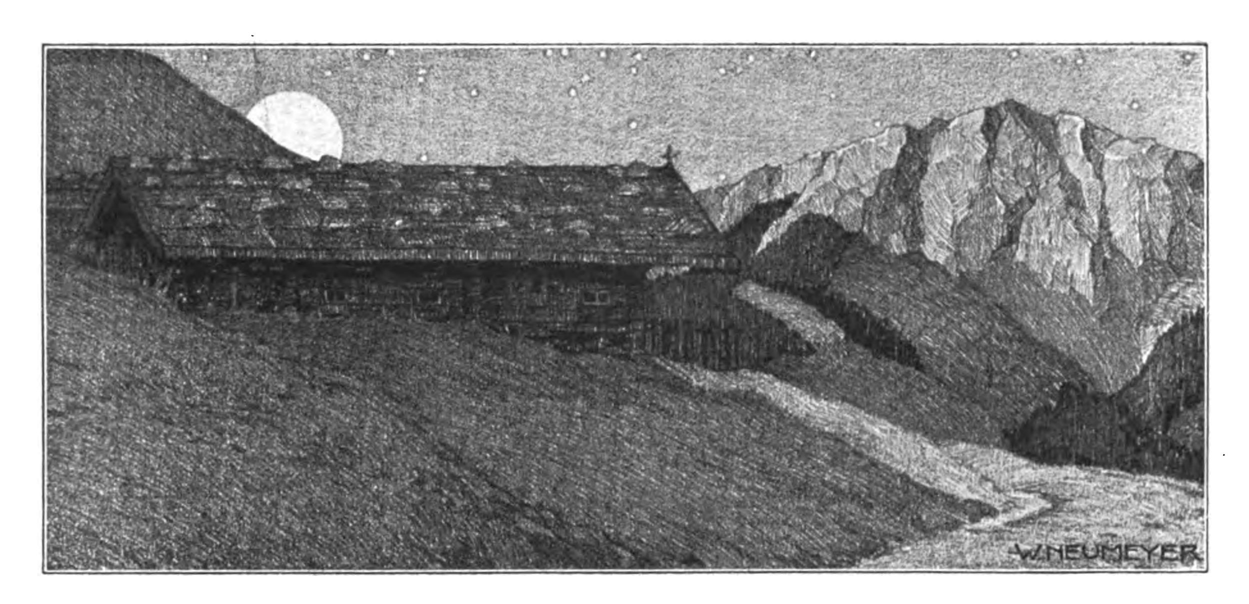
Der Tag hat Gold ins Sommergrün gesponnen,
Du hältst noch meine Hände heiß und zag —
O sieh, es glühn des Mohnes heiße Sonnen,
Als wollten sie aufbrennen diesen Tag.

Die Rose mit dem dunklen Blätterrande,
Die gestern noch im sichern Kelch geruht,
Liegt heut verlodert still und rot im Sande,
Als wär' es Blut — hilf Gott! als wär' es Blut!

O geh noch nicht — ich will hier an der Hecke
Noch bei dir stehn — dein Weg führt steil zu Tal.
O still, daß nicht dein Fuß das Grauen wecke,
O still, mir ahnt: es ist das letzte Mal...

Helene Brauer.





Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXVI. Die eisernen Steirer.

Von Galizien kamen sie, die einen Sommer-, Herbst-, Winter- und Frühjahrskrieg überstanden hatten und auf die Frage nach ihren Erlebnissen die steirische Antwort gaben: „Leb'n tean mer no, und grod g'sund sein mer a no. Die Wallischen werden 's scho dermirka, wia g'sund als mer san!"

Sie haben es schon „dermirkt", die Italiener, und schlösse nur so mancher brave Steirer sein ach so schweigsames Mundwerk auf — manche steirische Watsche hätte schon ihren Sänger und Chronisten gefunden. Aber der Steirerbub bindet lieber mit Tod und Teufel als mit einem ausfratschelnden Stadtfrack an. Sie selber, wenn sie eine freie Stunde beisammensitzen, reden kaum ein Wort vom Krieg und sicherlich keines von ihren Heldentaten. Vom Joggl, der Sonntags im Tauerndorf alle Neun geschoben hat, erzählen sie. Und vom Zoaser, dem Bader, berichten sie. Der kuriert einen Beinbruch mit einem Hafen Tischlerleim, zwei Lärchenbretteln und einem Knäulerl Bindfaden; hätte wohl mit sein sollen oben in Galizien, der Zoaser. Und der Schusterjoggel aus der kleinen Stadt an der steirischen Mürz würde sich interessieren, ob der Bauer auf der Pretulalm seinen Touristen, die auf eine Jausen bei ihm einkehren, noch immer das Sünd- und Schandgeld von zwölf Kreuzern für einen Tee mit Rum hinausdividiert. Und der Steinbrugger-lois aus Rottenmann sagt, das sei ja eh noch gar nichts: zu uns mußt kommen, Joggl, da zahlst für ein Rindfleisch mit Zuspeis dem Postwirt 45 Kreuzer auf die Hand und er schamt sich nicht einmal, der Ruach. Bei hellichtem Tag 45 Kreuzer, so nobel sein mer in Stadt Rottenmann, mein lieber Schuster!


Im Trichter einer schweren österreichisch-ungarischen Granate. Phot. Seebald.

Kinder sind sie, brav und treu wie das lautere Gold; die Welt hat an ihnen noch nichts verdorben, und trügen sie in diesem Krieg ihren ärarischen Kugelstutzen bis ans Ende der Welt — sie gingen froh und aufrecht, täten ihre Pflicht und Schuldigkeit, harrten aus bis zum letzten, hielten jedes Wort des Lobes für eine ausgemachte Frozzelei und dächten in dem halben Feierstündlein zwischen Leben und Sterben über die unbegreifliche Nichtsnutzigkeit ihres Postwirts nach, der sich für sein Stückel Rindfleisch 45 Kreuzer zu begehren traut.

Der Seppel Feichtinger, Korporal, Patrouillenführer, hat die Große Silberne Medaille für Tapferkeit, wurde seines schreckbar wilden Kriegsbartes halber gefragt, ob er ein Tiroler sei.

„Ah na," sagte er und war rot wie ein kleiner Bub, „nur a Steirer!"

Nur ein Steirer. Wo ihrer einer mit der Kugel im Herzen hinschlug auf die galizische Erde, rann Österreichs edelstes Blut in den Sand.

Zwischen Felshang und Almwiesen, die wie unseres Herrgotts leibhafter Hof- und Kammergarten prangen, steht das Kirchlein am „heiligen Berg". Die Muttergottes, die so viele Jahre lang unglücklich Verliebte und Weiberleut, die um ihr liebes Vieh allerhand Sorgen trugen, brav getröstet hat, hört heute Kanonen donnern. Granaten schlagen in ihre Almrosengärten ein, Schrapnells runden feurige Bogen überm Schindeldach, unter dem Maria im silbernen Mantel ihr Kindlein ans Herz drückt. Mitten im Gebirgskrieg harrt die Gebenedeite aus. Die „Madonna von den Kanonen" hat sie ein steirischer Oberleutnant „kriegsgetauft". Ihr heiliger Berg sieht keine Wallfahrer mehr. Zuerst im Staub der endlosen, heißen Straße, später durch Lärchenwald und blühende Alm stiegen einst die Verehrer Mariens empor, Steirer und Kärntner; zuweilen schickte wohl auch ein „wallisches" Dorf ein paar wuschelige, ungeheuer zungenfertige Weiber. Nun glüht die Sonne über dem steilen Wallfahrtsweg, aber niemand kommt, höchstens ein Patrouillenführer schlägt sich mit seinen paar Lackeln durchs dunkelblutrote Almrosengebüsch, und statt der dünnen Wallfahrtsglöckchen werden die wilden Haubitzen und Feldkanonen geläutet. Denn man muß wissen, die Muttergottes vom heiligen Berg hat ein etwas ungemütliches Plätzchen, genau zwischen zwei Feuern glänzt der silberne Tabernakel ihres Hochaltars, und so wilde Gewitter wie heute haben wohl niemals noch ihren ureinsamen Höhensitz umtost. Sie war doch sonst eine brave Wettermacherin. Brauchten die Leute im Wolfsberger Fruchtgarten dringend einen Spritzer Regen, so sandten sie nie umsonst eine Abordnung auf den heiligen Berg, und wenn sich die in Krain über allzuviel Sonne, die Tiroler über häufig viel Schnee, die Steirer über gar zu reichlichen Regen zu beklagen hatten, so schickten sie ihren Pfarrer und einen fahnentragenden Mesnerbuben zur lieben Frau auf den Berg. Dort oben knieten sie nebeneinander und baten einträchtiglich, der eine um Sonne und der andere um Abkühlung. Kein Wunder, wenn da die Angeflehte ein wenig den Kopf verlor und bei ihrer himmlischen Wettermacherei einmal den falschen Hahn aufdrehte.

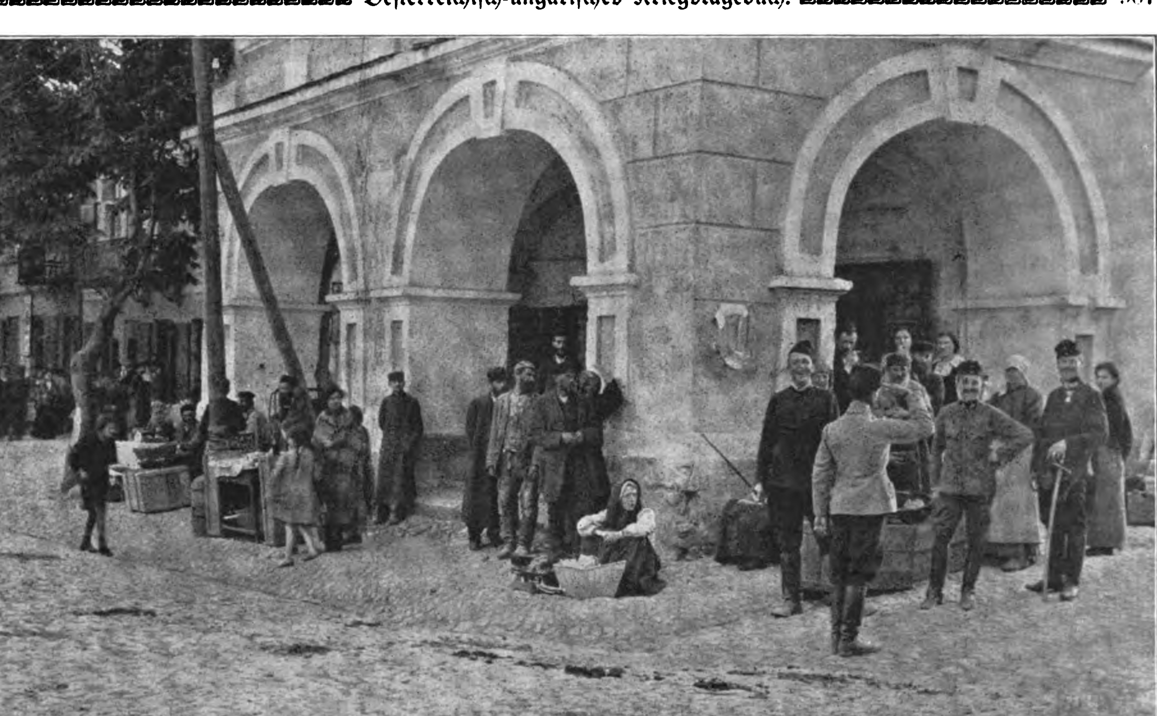
Heute sorgt sich kein Mensch ums Wetter, die Stufen am Gnadenaltar bleiben leer, und die Blumen, die der Mesner am Pfingstsonntag um das Bild wand, verwelkten längst. Sogar das „ewige Licht" ist ausgelöscht worden. Den Berg aber haben die Steirer besetzt; ist ein guter Auslug hier oben zu den Wallischen hinüber, die sich ihrerseits auch keine gar so schlechte Felsenkanzel gerade gegenüber eingerichtet haben. Und so gehen über Alm und Felswand die fliegenden und donnernden Feuer aus Kanonenschlünden; der Tod langt mit langen Händen vom heiligen Berg auf die wallischen Almen hinüber, und wen es, selten genug übrigens, von den hier ausharrenden Steirern einmal trifft, der kriegt wenigstens ein schönes Grab auf freier Höhe und ein noch schöneres Kranzel um das aus kärntnerischen Fichtenstämmen geschnittene Kreuz.

Aber leicht ist der Dienst hier oben gerade nicht. Ablösung gibt es kaum oder selten, und seine Augen muß man wohl sakrisch im Kopf haben, wenn man den Tschinggen drüben ihre Schliche und Ränke ablaufen will. Denn daran ist ja doch nicht zu denken, daß es mit denen zu einer soliden, ehrlichen Rauferei käme. Dieser Krieg wird mit dem Binokel geführt. Hinter jedem Stein und Strauch lauert ein braver Bursch aus dem Murtal; in der einen Hand das Glas, in der anderen seine geliebte Büchse, kundschaftet er den feindlichen Berg drüben aus. Manchen Gamsbock sieht er da wohl mit pochendem Jägerherzen im Gewänd herumsteigen, aber stärker klopft sein Herz dennoch, wenn die „Tschinggen" nach wochenlangem Herumludern die Schneid zu einer kleinen Unternehmung aufbringen. Es ist immer dasselbe; erst donnern die Wände von der endlosen Artillerievorbereitung der geehrten Herren Feinde. Im Verfeuern ihrer Munition sind sie überhaupt groß; jedes Steirerhütel, das ein unschuldiger Almbua zum Spaß in die österreichischen Drahtverhaue hißt, entfesselt einen wahren Höllensturm. Mit metallischem Singen, päng päng, kommen die ersten Kugeln, und nicht lange, so donnern die schweren Schläge der Geschütze, Erde spritzt auf, Fetzen von Almrosenbüschen wirbeln durch die Luft, ein Geröllhagel prasselt über die Hänge; aber die Steirer ducken sich bloß, vergnügt lachend, in ihre schrapnellsicheren „Kaminetterln", spielen einen Tarock aus, sagen die Trull an und erklären diese Art Kriegführen als die reinste Sommerfrische.

Sie haben sich ihre Sommerfrische vollauf verdient. Oben in Galizien, schon in den Tagen der allerersten österreichisch-ungarischen Offensive, waren Steirer immer im ersten Treffen. Wo es heiß und hart herging, durfte man auf sie zählen. Zwischen Lemberg und Lublin liegen viele Steirer, die das Wiederkommen gänzlich vergessen haben. Im August, noch in den ersten Mobilisierungstagen, waren sie ausgezogen. Es war kein lauter Auszug; wenn der Steirer mit seinem vollen Herzen bei einer Sache, einer „Orbat", ist, macht er nicht gern viele Worte. Mit dem Juchschrei ist er sparsamer als die Tiroler, und langsamer als dem heißen Ungar wallt das Blut in den Adern dieser Bergsöhne auf. Als ihnen Wirt, Pfarrer und Bürgermeister die Mobilisierungskundmachung ausgedeutscht hatten, zuckte sicherlich keine Muskel in ihren harten, mageren Jäger- und Bauerngesichtern. Heim stapften sie mit den schweren Schritten des Älplers, beredeten die „Soch" mit Weib und Kind, packten in zwei Stunden ihren Bergrucksack, vergaßen nicht den Enzian, der wie brennendes Höllenfeuer die Gurgel hinunterfährt, und schnitten sich in der Selchkammer eine ordentliche Schwarte zur Wegzehrung herunter. Früh am Morgen, als die Bergnebel noch tief über den grünen Murwellen hingen, fuhren sie schon „af Graz", stolperten, ein bißchen übernächtig, mit den schweren Genagelten über den vornehmen Asphalt, taten vor dem Kaserntor sauber ihre Militärpapiere auseinander, und mit dem Grüaßgod an den Feldwebel hatten sie das frühere Leben abgeschlossen. Wenige Stunden später standen sie schon in Reih und Glied, freuten sich wie Kinder ihrer neuen grauen Feldmontur und hatten nicht lang Zeit zur Freude. Denn wo es heiß hergeht, will der Kaiser seine eisernen Steirer wissen, und es ist heiß hergegangen, damals im Frühherbst, als aus dem Blut von Krasnik unsere ersten Lorbeerreiser wuchsen.

In diesem Herbst verlor die grüne Steiermark viele ihrer besten Söhne. Bis in die Nähe Iwangorods sind Steirer gekommen, dann kam der Rückschlag, kam der Winter, die Karpathen, und stumm und wild wie Werwölfe harrten die Steirer hinter ihren Schneewällen auf den Sieg, der kommen mußte.

Nun dringen Österreicher, Ungarn und Deutsche weit in Polen vor, wiederum bangten wir und frohlockten bei Krasnik, bekamen Luft dort oben, und wie eine Aus-



Straßenbild aus Sandomiercz, dem heißumstrittenen, früheren russischen Brückenkopf in der Nähe der Mündung des San in die Weichsel. Jetzt liegt Sandomiercz mehr als 60 km hinter der russischen Front. Phot. Kilophot, Wien.

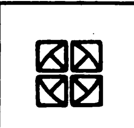
zeichnung traf es die Steirer, daß sie die Russenarbeit den Kameraden überlassen und zur Abwechslung mit den Katzelmachern anbandeln durften. Warum es länger verhehlen: diesen „Bundesgenossen" haben sie ja doch nie gemocht. Zu oft haben sie in ihrem täglichen, kleinen Bauernleben mit dem Italiener alle anderen und nur keine guten Erfahrungen gemacht. Als Holzhändler brachen die Wallischen in ihre grüne Steiermark ein, stahlen für ein Spottgeld die Wälder zusammen, in denen die steirischen Rehe äsen und der Berghirsch zur herbstlichen Brunftzeit seinen erschütternden Urschrei mit dem Echo vermählt. Wo es einen Bahnbau gab, zogen sie daher in hellen Scharen, kochten ihre Polenta im Straßengraben, zeigten auf das redliche deutsche Wort ihre weißen Wolfszähne, fingen Streit am Feierabend und in den Wirtshäusern Messerstechereien an, schmarotzten sich jahraus jahrein durch das ehrliche, grüne Land und schickten jeden Samstag fleißig ihre Postanweisung mit dem Ersparten ins schöne Italien. Ihren Postanweisungen sind sie nun gottlob nachgezogen. Nicht so lange nach den ersten Kriegserklärungen begann so manchem der „Tschinggen" urplötzlich der Buckel zu brennen. Irgendein merkwürdiger Wind war in die wüsten, schwarzen Kerle gefahren; hutschwenkend sah man sie abfahren, und so arglos und weltfremd war nun kein Steirer, der nicht geahnt hätte, mit welcher Art von guten Wünschen die Katzelmacher und die Baraber in ihre so lange gemiedene und nun plötzlich so brennendheiß ersehnte Heimat fuhren.

Jetzt gibt's ein Wiedersehen zwischen den Buben unseres grünen Landes und den Polentahelden. Unter den Bundesgenossen, mit denen der Österreicher ins Feld zog, hat fast bis auf den heutigen Tag der Haß völlig gefehlt. Wir kämpften um unser Dasein; die angestammte, teure Scholle mußte verteidigt werden. Aber gehaßt haben wir den Russen, so reichlich er sich das auch verdient haben mag, eigentlich kaum. Und verachtet haben wir ihn ganz sicher nicht. Aber seit es gegen die Italiener geht, ladet manch einer seinen Groll, den er lang verhalten mußte, in die Büchse; viele schweigende Erbitterung langer Jahre wird laut — sie haben es gut verstanden, die „Bundesgenossen", sogar die österreichische Gutmütigkeit und Langmut gegen sich aufzubringen.

Nun soll eine alte Rechnung ausgeglichen werden. Nicht mehr die Gewurzten sind wir; nun ist's an uns, auf den Tisch zu schlagen und so höllisch aufzubegehren, wie das die Katzelmacher, die Tschinggen und die Baraber in so mancher ehrlichen steirischen Herberge getan haben. Aber die Steirer streiten nicht beim Wein, sie zahlen ehrlich angetragene Kameradschaft nicht mit dem verborgen gehaltenen Schnappmesser zurück, sondern sie schmettern ihre harte, magere, von Muskeln und Sehnen wie mit eisernen Bändern durchflochtene Bauernfaust auf den Tisch, an dem wir treugläubig und ein bißchen lächerlich-vertrauensselig mit dem Bundesgenossen saßen. Sein Überfall hat ihm bis auf den heutigen Tag blutwenig eingetragen. In keiner Falte unserer Berge sitzen Italiener. Aber unsere Steirer haben schon etliche „Ausflüge" hinüber ins welsche Landl unternommen. Nicht mehr zu halten vermochten sie sich in ihren Wällen und Verhauen. Sie sind von Galizien und Rußland her eine angängerischere Fasson des Kriegführens gewöhnt; und so haben sie denn dem Digo, dem Tschunkerl, den Evviva- und Savoiaschreiern auch richtig schon nicht so wenig Kugeln auf den Pelz gebrannt, die in keinem von Cadornas Wetterberichten stehen.

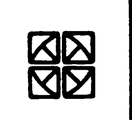
Kommen die paar steirischen Mandeln aber zurück von der ihrem Hauptmann abgeschmeichelten und abgebettelten Unternehmung, so erzählen sie nicht von Abenteuern und Heldentaten, bloß den im Krieg langgewachsenen, braunen, blonden oder grauen Bauernschnurrbart zwirbeln sie sich kecker auf, ihre kindhaft blauen Steireraugen lachen verschmitzt, und, Hand an der Hosennaht, melden sie strahlend: „Möld' g'horsamst, Herr Hauptmann: Fetzen hat's geben!"

Lambert.



Kriegszahlen.

Von Epimetheus.



Bildung ist eine der wichtigsten Eigenschaften im Krieg. Daher sind die Analphabetenzahlen der kriegführenden Länder kennzeichnend. Von je 10000 Ausgehobenen waren Analphabeten in

Deutschland	2	
England	100	(von den Farbigen nicht zu reden)
Frankreich	400	
Belgien	833	
Italien	3072	
Serbien	5592	
Rußland	6110	

Die Dichtigkeit seines Eisenbahnnetzes hat Deutschland sehr große Dienste geleistet. Von dem Eisenbahnnetz der Erde von 983868 km Länge und demjenigen Europas von 325193 km Länge entfallen auf

Deutschland	59034
Rußland	58843
Frankreich	48123
Österreich-Ungarn	42636
Großbritannien	37263
Belgien	7844

Daß das große Rußland (mit Finnland) eine stattliche Kilometerzahl an Eisenbahnlinien hat, ist klar. Vergleiche ergeben sich nur aus der Dichtigkeit des Bahnnetzes. Diese betrug im Jahre 1908:

in	auf 100 qkm	auf 10000 Einw.
Belgien	27,5 km	12,1 km
Großbritannien und Irland	11,9 „	9,0 „
Deutschland	10,9 „	10,5 „
Frankreich	9,0 „	12,4 „
Österreich-Ungarn	6,3 „	9,0 „
Italien	5,8 „	5,0 „
Rußland	1,1 „	5,6 „

Zu den deutschen Eisenbahnen kommen 8795 km in eroberten Gebieten.

Für die Munitionsherstellung braucht man Eisenerze in erster Linie. Die Produktion an Roheisen verteilt sich folgendermaßen auf uns und unsere Feinde (in 1000 t):

Großbritannien	9819
Rußland (zum Teil von uns besetzt)	2871
Andere Länder (aber nicht ganz für die Feinde zur Verfügung)	2850
	15540
Vereinigte Staaten von Amerika	26108
	41648
Deutsches Reich	12645
Österreich-Ungarn	1959
Belgien (für Deutschland nutzbar)	1616
Frankreich (überwiegend in den von Deutschen besetzten Gebieten)	3632
	19852

Nur durch Nordamerikas Hilfe also kann der feindliche Mächtebund unser Übergewicht auszugleichen versuchen.

Die Preise einiger der hauptsächlichsten Lebensmittel stiegen gegenüber dem gleichen Zeitpunkt im Vorjahr (also infolge des Krieges)

in England: (Großhandelspreise nach dem Londoner Berichterstatter der „Züricher Post")		in Rußland: (im Wolgagebiet nach einem Bericht in der „Vossischen Zeitung")	
Mehl	um 71%	Mehl	um 60%
Weizen	„ 100 „	Roggen	„ 270 „
Fleisch	„ 50—100%	Fleisch	„ 100 „
Butter	„ 24%	(lebendes Schlachtvieh im Wolgagebiet um 300%).	
Zucker	„ 88 „		

In Deutschland werden für gewöhnlich mit Weizen, Roggen und Hafer 12½ Millionen Hektar Fläche bebaut, in Frankreich 11¼ Millionen Hektar. Davon sind in Frankreich dieses Jahr 2 Millionen Hektar weniger bestellt, von denen ein Teil uns zuwächst — außer dem von uns in Belgien und Polen bestellten Neuland. Der Unterschied wird sich also um etwa 6 Millionen Hektar zu unseren Gunsten verschieben.

Wir kommen bei dem gegenwärtigen Brotkartensystem mit 6 bis 7 Millionen Tonnen Brotgetreide im Jahre vollständig aus. Denn 70 Millionen Menschen zu 2 kg Brot und Mehl wöchentlich ergibt 70 Millionen × 52 × 2 kg = 7¼ Millionen Tonnen Brot oder 6 bis 7 Millionen Tonnen Brotgetreide. Die schlechteste Ernte seit 1900 — im Jahre 1907 — ergab 13 Millionen Tonnen Weizen und Roggen. Überschuß also rund 10 Millionen Tonnen Weizen und Roggen, bei schlechter Ernte 7 bis 8 Millionen Tonnen. Für das Vieh bleibt ein großer Teil der Kartoffeln, Gerste, Hafer usw. zur Verfügung. Aushungerung also dauernd ausgeschlossen.

Die Wehrausgaben betrugen in den Jahren 1908 bis 1912 in

Deutschland	19,56 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung
Österreich-Ungarn	10,16 „ „ „ „ „ „
Italien	13,89 „ „ „ „ „ „
England	30,23 „ „ „ „ „ „
Rußland	8,39 „ „ „ „ „ „
Frankreich	25,51 „ „ „ „ „ „

Die verbündeten Zentralmächte gaben in den letzten 30 Jahren 36 Milliarden Mark für Rüstungszwecke aus, unsere Feinde aber rund 100 Milliarden. Auf welcher Seite ist da der „Militarismus"?

In Prozenten der Gesamtausgaben, das heiß also wenn Kultus- und Friedenstätigkeit mit berücksichtigt werden, betrugen die Rüstungsausgaben beispielsweise für 1907/08 in

Deutschland	28,3 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung
Österreich-Ungarn	22,8 „ „ „ „ „ „
Italien	28,7 „ „ „ „ „ „
England	48,6 „ „ „ „ „ „
Rußland	35,6 „ „ „ „ „ „
Frankreich	37,0 „ „ „ „ „ „

Die Feinde gaben also — im Gegensatz zu Deutschland und Österreich-Ungarn — verhältnismäßig viel mehr für Rüstungen aus als für die Bildung.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.





Die Spieler. Von Karl Hagen-Thürnau.

Im erdgeschanzten Unterstand
da sitzen drei Kriegsgesellen,
verwettert und schmutzig, und in der Hand
Grün, Eicheln, Rot und Schellen.

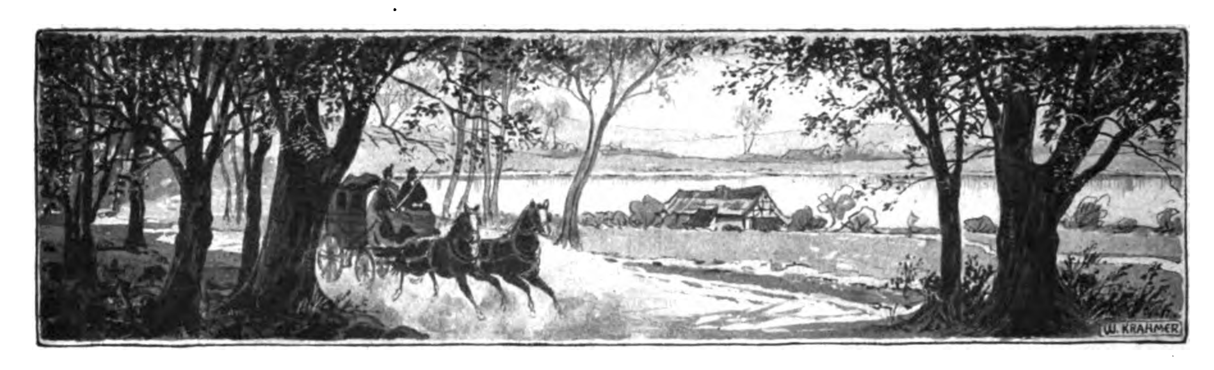
Der eine flucht: „Jetzt dreschen sie Korn
und heizen daheim die Stuben —
Mir jucken die Hände, mich brennt der Zorn!
Wann stürmen wir! — Raus mit den Buben!“

Der zweite, einst ein Berliner Bankier,
der seufzt: „Ein Leben für Hunde!
Kein Bett, und Läuse, und nasser Schnee!
Doch macht nichts! — Nächste Runde!“

Der dritte, ein Dichter, sinnt: „Vielleicht
hat's morgen mich schon getroffen!
Hab' viel gewollt und nichts erreicht!“
Dann lacht er: „Null, und offen!“

Es glotzen die Sorgen, es reitet der Tod
heulend auf tausend Granaten —
O Eicheln und Schellen, Grün und Rot!
Es sitzen die drei und skaten!





Kreisrichter Krügers Rachefahrt.

Erzählung von Carl Busse.

Endlich war es soweit. Der Postillion kletterte auf den Bock, schob einen Reisekorb, den er vorn verstaut hatte, in die äußerste Ecke, hakte das Schutzleder zu und griff nach dem Horn. Schmetternd klang es über die Gassen und Gäßchen:

„Ach du mein lieber Gott,
Muß ich schon wieder fort
Auf die Chaussee —"

Jeden Tag konnte man die Melodie ein paarmal vor der Posthalterei hören, ganz gleich, ob die Wagen voll oder leer ausfuhren. Und gleich darauf rumpelten die schweren Kasten davon.

Mit einiger Aufgeregtheit, die er doch zu verbergen trachtete, hatte Kreisrichter Krüger sich schon zum drittenmal von Frau und Tochter verabschiedet. Sie standen am Schlag, sahen in den Wagen, wußten nicht recht mehr, was sie reden sollten, und trippelten krampfhaft. Es war so ungewohnt, daß Vater reiste. Aber er hatte wohl recht. Es war besser, daß er mit eigenen Augen sah und nötigenfalls energisch durchgriff. Doch als die Pferde nun wirklich anzogen, lief die Frau noch ein paar Schritte mit dem Wagen mit und sagte halb ängstlich:

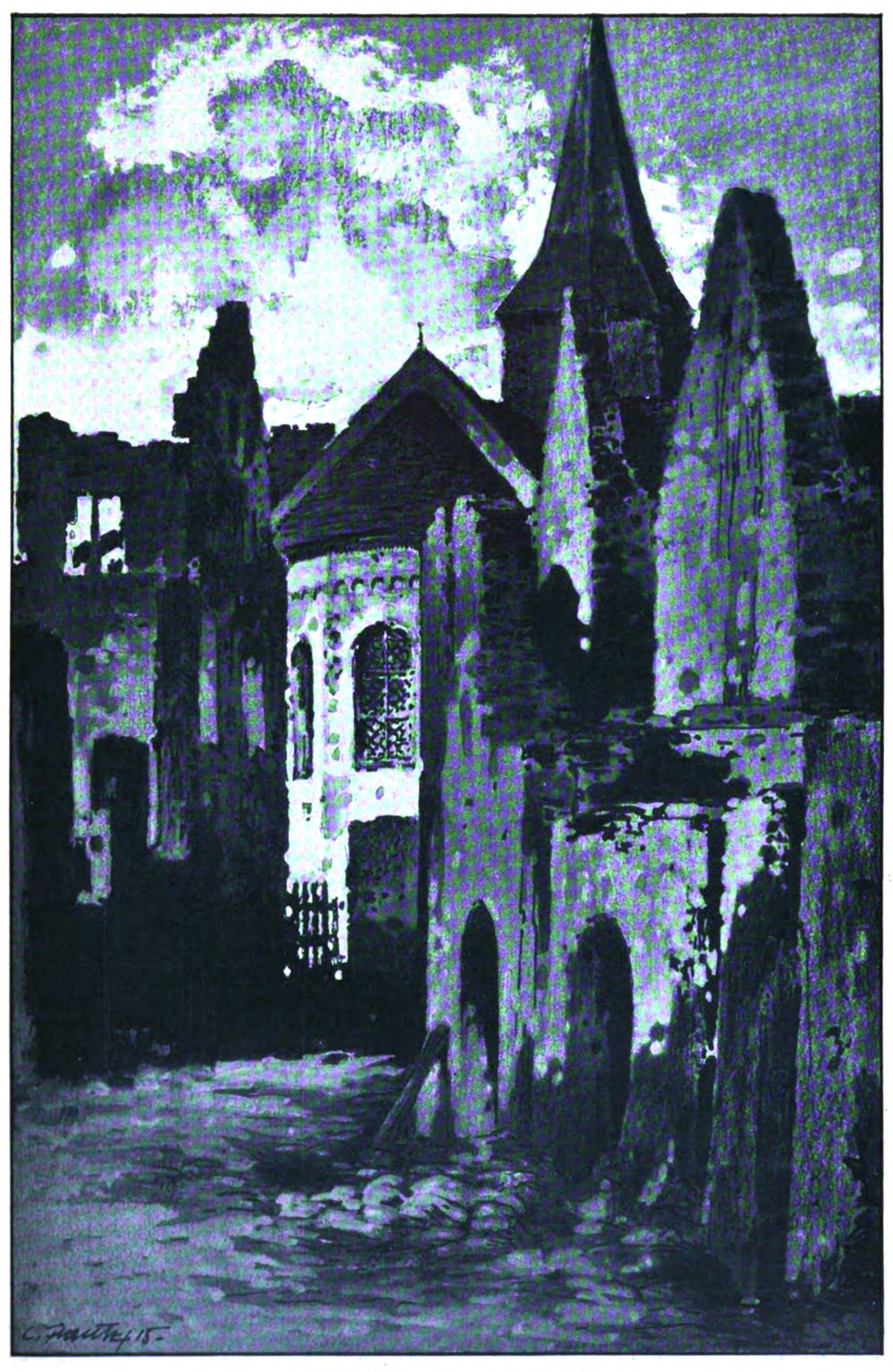
„Mach' es nicht gar zu schlimm, Vater! Man war doch auch mal jung!"

Kreisrichter Krüger knurrte nur. Wenn es nach den Müttern ginge, so konnten die Herren Söhne ungestraft die ganze sittliche Weltordnung auf den Kopf stellen. Gut, daß man selber noch da war! Und während er mit der Linken den Hut schwang und die letzten Grüße der Seinen erwiderte, machte er mit der Rechten eine Geste, als wollte er jemanden in seiner geballten Faust zerquetschen. Das hieß: ich werde dem Jungen die Flötentöne schon beibringen! Dann bog der Wagen um die Ecke.

Als wäre erst jetzt alles unwiderruflich entschieden, ward der Kreisrichter ruhiger. Er rückte sich zurecht, blickte zum Fenster hinaus und hatte ein fast angenehmes Gefühl, als er sich sagte, daß er die vorübergleitenden Häuser und Häuschen eine Zeitlang nicht sehen würde. Er kannte jedes einzelne. Sie standen bescheiden nebeneinander geduckt, und über ihren niedrigen Dächern kamen fast ausnahmslos die Baumwipfel der zurückliegenden Gärten zum Vorschein. Doch aus der Ferne kam noch ein stärkeres Leuchten: wie mit einem Scheideblick grüßend, flammten von weither ein paar Fenster des alten Klosters auf.

Da nickte der Kreisrichter wie zum Gegengruß, denn in dem einstigen Kloster war das Gericht untergebracht, und hinter den Scheiben, die jetzt in Abendsonne aufbrannten, hatte er an die zwanzig Jahre gesessen und gearbeitet. Jeden Morgen, Mittag und Abend hatte er den gleichen Weg dahin gemacht — selbst in den Gerichtsferien hatte er gewohnheitsgemäß nachgeschaut, was vorlag. Denn was sollte man mit der vielen freien Zeit machen? Man konnte doch nicht immer spazierengehen! In den ersten Jahren war man noch zu den Schwiegereltern auf Besuch gefahren — nach Gnesen — ach Gott, viel zu sehen gab es ja dort auch nicht, aber es war halt eine Abwechslung. Doch seit die alten Leute tot waren, hatte man sich eben still in Polajewo gehalten. Zum Vergnügen reiste hier kein Mensch; man hätte das überhaupt nicht verstanden. Und außerdem: einem preußischen Kreisrichter, der einen Jungen aufs Gymnasium schicken mußte, blieb für unnötige Seitensprünge wirklich kein Geld übrig!

Nur eins war so merkwürdig: gerade bei diesem sachten, ruhigen, immer gleichmäßigen Leben lief die Zeit mit unheimlicher, lautloser Geschwindigkeit. Sie glitt gleichsam auf Filzsohlen dahin, ohne daß man es merkte. Sah man später zurück, so dehnte sich die Vergangenheit wie eine ebene, kaum leise gekräuselte Wasserfläche, die den Augen keinerlei Anhalt und Ruhepunkt bot, so daß es fast unmöglich ward, Entfernungen abzuschätzen. Fünf, zehn, zwanzig Jahre — es war alles dasselbe! Vorher, da hatte es wenigstens noch kurze Stationen gegeben, nahe Ziele hatten vor einem gestanden und hatten Spannung, ja Erregung hervorgerufen. Jedes Semester brachte einen Schritt vorwärts, jedes Examen war ein Markstein. Man war immer neugierig gewesen: auf das Gericht, an das man kommen, auf die Frau, die man heiraten, auf die Kinder, die



Kriegssommer im Weilertal.

Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Carl Frantz.

man wiegen würde. Nun war das längst, längst entschieden. Wie ein totes Wasser stand das Leben. Und nur an dem Heranwachsen der Kinder merkte man, daß die Zeit vorwärts ging.

Das Mädel war bald heiratsfähig. Der Junge hatte sein Examen gemacht. Das erste Semester war er nach Greifswald gegangen — natürlich als Jurist. Aber dann hatte er stürmisch nach Berlin verlangt. Kurios — er, der Vater, hatte damals nicht den Mut dazu gehabt. Er war immer im stillen Greifswald geblieben. Aber die neue Jugend war kühner. Heimlich hatte er den Bengel angestaunt und hatte schließlich die Erlaubnis gegeben. Nun war er schon das zweite Semester in der Reichshauptstadt.

Nur — irgend etwas stimmte da nicht.

Die Postkutsche rumpelte langsam weiter. Sieh, sieh, dachte der Kreisrichter, schon das Waldschlößchen! Hier, in diesem Ausflugslokale, das etwas außerhalb der Stadt lag, pflegten sie des Sommers Kegel zu schieben. Der Wirt mit dem leicht gekrümmten und stets zu Verbeugungen bereiten Rücken stand vor der Tür. Er machte große Augen, als er den Fahrgast erkannte.

„Sie, Herr Kreisrichter? Ist es die Möglichkeit? Wohin soll's denn gehn, wenn ich fragen darf? Nach Posen?"

„Weiter, Schmittchen, weiter! Bis nach Berlin!"

Beim Rumpeln und Knirschen der Räder war die Antwort nicht zu verstehen. Er sah nur, wie der Wirt erstaunt die Hände über dem Kopfe zusammenschlug. Er hatte das Gefühl, Schmittchen blickte ihm und dem Wagen mit verteufelter Hochachtung nach. Nach Berlin zu fahren, das war schon etwas!

Im stillen wunderte er sich ja selber, daß er nun hier saß und der Reichshauptstadt entgegenholperte. Schon seit Wochen war eine merkwürdige Unruhe über ihn gekommen, als hätte das Frühjahr sie mitgebracht. Er konnte sie nicht loswerden. Sie verfolgte ihn, bald schwächer, bald stärker, zu allen Stunden. Ob er am Stammtisch beim Bier, ob er im Bureau bei den Akten, ob er zu Hause bei Frau und Tochter saß — immer war sie da und bedrängte ihn. So, als müsse irgend etwas geschehen, als versäume er etwas, als würde er irgendwo erwartet. Es war komisch. Das war doch sonst nie gewesen.

Und dann kam die Geschichte mit dem Jungen. Er hatte ja gleich Lunte gerochen, als der Junge so pünktlich zum Semesterbeginn nach Berlin zurückdrängte. Es war etwas Fahriges und Unruhiges in dem Bengel, er schien es gar nicht erwarten zu können, wieder nach Berlin zu kommen.

Was war das? Was steckte dahinter?

Er beratschlagte mit seiner Frau. Natürlich verteidigte sie ihren Sohn, aber sie zerdrückte doch eine Träne. Das Mutterauge hatte die Veränderung selbstverständlich bemerkt. Herrgott, Herrgott, wenn der Fritz am Ende in schlechte Gesellschaft geraten war! Hatte man denn gar keinen Menschen in dem großen Berlin, dem man einen Wink geben, den man bitten konnte: Forsche doch mal nach, was der Junge treibt!?

Aber da war niemand! Alle seine einstigen Greifswalder Studiengenossen waren wie er selber an kleine Kreisgerichte gekommen, und man hatte sich außerdem längst aus den Augen verloren. Hin und her ward überlegt, bis der lose Zufall einen Weg zeigte.

Eines Tages war an den Stammtisch eine Karte von Herrn Brendike gelangt. Herr Brendike war junger Mann bei Kaufmann Hönig gewesen, in dessen Honoratiorenstübchen die Akademiker ihren Schoppen zu trinken pflegten. Herr Brendike hatte sich großer Beliebtheit erfreut, denn er kannte die Bedürfnisse jedes einzelnen und hatte mit einer zurückhaltenden, gleichsam verehrungsvollen Vertraulichkeit bedient. Mit Bedauern hatte man ihn scheiden sehen: er erhoffte in Berlin ein besseres Fortkommen. Und nun hatte er sich erlaubt, an den Stammtisch eine Postkarte zu senden. Er gebe sich die Ehre, die verehrten Herren, deren Wohlwollen ihn beglückt habe, zu grüßen.

Kreisrichter Krüger hatte beim Aufbruch die Karte in einem plötzlichen Einfall eingesteckt. Das war ein Wink des Himmels! Und noch in derselben Nacht hatte er an Herrn Brendike geschrieben.

Draußen ward es um einen Schatten dunkler: rechts von der Chaussee begann der Laubwald. Gleich einer Schar fein und silbern leuchtender Vortänzer stand eine Reihe schlanker, weißer Birken vor den stärkeren Stämmen der übrigen Laubbäume.

Mit gekrauster Stirn und ohne es recht aufzunehmen, blickte der einsame Fahrgast hinüber.

Brendike hatte geantwortet. Brendike hatte nachgeforscht. Brendike hatte nicht umhin gekonnt, dem hochverehrten Herrn Kreisrichter mit Betrübnis zu melden, daß sein Sohn Fritz leider öfter mit einer kleinen Schauspielerin zusammen getroffen werde. An einem Vorstadttheater sei sie angestellt, trete — mit Respekt zu sagen — allabendlich dort in einer Hosenrolle auf und scheine den jungen Herrn stark in Beschlag zu nehmen. Eine kleine Jugendtorheit — er bitte dringend, ihn nicht zu verraten, da er nur auf besonderen Wunsch des Herrn Kreisrichters — —

Na ja! Da hatte man die Bescherung!

Drei stürmische Tage. Drei schlaflose Nächte. Ein halbes Dutzend zerrissener Briefe voll väterlicher Drohungen und Ermahnungen. Tränen der Mutter. Neugierig-ängstliches Forschen der Schwester. Debatten. Kopfzerbrechen. Endlich, eines Abends, wie ein Blitz einschlagend, der Entschluß: „Ich fahre selber hin!"



Kleinstadtfrieden. Nach einer Zeichnung von Fritz Koch-Gotha.

Alle Unruhe, auch soweit sie gar nicht mit dem Jungen zusammenhing, hatte mit einem Male ein Ziel. Ein paar Tage Urlaub wurden erbeten. Die Frauenzimmer sahen die Wäsche durch; der Schneider mußte den schwarzen Rock aufbügeln. Die Rachefahrt nach Berlin begann.

Er selbst hatte sie zornig so genannt. Denn seine Frau hatte gelegentlich angedeutet, daß er auf diese Weise einmal die Reichshauptstadt sehen und große Eindrücke mitbringen würde. Als ob er zum Vergnügen fuhr! Ein Weib hatte doch nie das richtige Augenmaß! Nein, nein — den Bengel wollte er sich vornehmen und ihn in Entrüstung, Groll, Angst so beuteln, daß ihm Hören und Sehen verging!

Gewiß, man war auch einmal jung gewesen. Aber so starken Tabak hatten sie denn doch nicht geraucht! Es lief dem Kreisrichter immer ein kleiner Schauer über den Rücken, wenn er an die Hosenrolle dachte. Und gerade diese Vorstellung quälte ihn fortgesetzt. Es war unerhört, daß dergleichen überhaupt gestattet war! In Greifswald hatte es das gewiß nicht gegeben. Wohl waren auch dort ein paar Bummelstudenten mit hübschen Mädchen herumgezogen, aber er selbst hatte das nie mitgemacht. Er hatte dazu kein Geld gehabt — und dann mußte man doch arbeiten — und außerdem war er auch nicht der Mensch dazu gewesen. Viel zu ungelenk und schüchtern! Von dem sogenannten Zauber der Studentenzeit hatte er wirklich nichts gespürt. Das war ja alles Unsinn. Aber dieser verdammte Bengel schien neuerdings gehörig loszulegen. Er nahm gar keine Rücksicht auf die Stellung des Vaters. Er machte womöglich Schulden. Er verlotterte und verluderte — man wagte gar nicht alles auszudenken.

Dem Kreisrichter ward es heiß und kalt. Er sprang auf und lief, hin und her geworfen von dem schwankenden Kasten, in dem engen Gange von Fenster zu Fenster. Doch in all seinem Ärger spürte er etwas wie Hochachtung vor dem Bengel, ja fast wie Neid. Und das kränkte ihn am allermeisten, so daß er wie ein grollendes Raubtier den engen Käfig durchmaß.

Aber mit einem Male stutzte er, blieb stehen und beugte sich tiefer. Was war denn das?

Unter dem Sitze stand ein kleiner feiner Lederkoffer. Er hatte offenbar noch nicht viele Reisen mitgemacht, denn das Leder war noch wenig zerschrammt, und die Beschläge glänzten noch. Seltsam! Wie kam der hierher? Hatte ihn ein Passagier vergessen? Mußte man den Postillion darauf aufmerksam machen?

Interessiert starrte der Kreisrichter einen Augenblick darauf hin, bis ihn ein stärkerer Ruck der Räder unsanft auf die abgeschabten Lederpolster zurückschleuderte.

Pah, was ging ihn der Koffer an? Er hatte andere Sorgen. Und er griff unwillkürlich an die Brusttasche, in der Brendikes Brief steckte.

Aber immer wieder senkten sich, wie von magischer Gewalt gezogen, seine Blicke auf den Koffer. Aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte er einer Dame. Vielleicht ließ sich die Eigentümerin ermitteln. Vielleicht fand sich eine Adresse, ein Monogramm, irgendein Zeichen, das einen Anhalt gab. Auf der nächsten Station konnte man dann das Weitere veranlassen.

Sekundenlang zögerte er noch, dann zog er das elegante kleine Ding unter dem Sitze hervor. Nichts — gar nichts. Er drehte es herum, er hob es empor,

er prüfte seine Schwere — aber er war so klug wie zuvor. Nur als er es aufgenommen hatte, war ihm ein feiner Duft in die Nase gestiegen — wie ein Hauch verwehend —. etwas Zartes, gleichsam Scheues und Fliehendes, das doch wieder leise lockte. Parfüm! dachte er verächtlich. Aber er hob das Köfferchen zum zweitenmal. Weiß der Teufel, was das für ein Stank war! Er vermischte sich mit dem Geruch des Leders, und Kreisrichter Krüger schnüffelte, schnüffelte und bekam plötzlich wieder eine Wut auf seinen Jungen. Als ob zwischen dem Jungen, der einer kleinen Schauspielerin nachlief, und dem zagen Wohlgeruch hier irgendeine Verbindung bestand.

Aber während er das Ledertäschchen noch in der Hand hielt, hörte er draußen plötzlich einen Ruf, der Postillion antwortete, die Räder knirschten und drehten sich langsamer, und wie auf einem Diebstahl ertappt, schob er das Köfferchen mit einem Ruck an die alte Stelle.

Noch immer etwas verlegen, bog er sich wie fragend aus dem Fenster. Da sah er gerade noch, wie etwas Weibliches, das er im Augenblick nicht näher taxieren konnte, vom Waldrand aus auf die Chaussee sprang. Der Rumpelkasten war nun glücklich zum Stillstand gekommen.

Im nächsten Moment stand ein junges Mädchen vor den Pferden. Es konnte auch eine junge Frau sein. Im linken Arm trug sie einen mächtigen Busch Grünes, und mit ermunterndem Zuruf ließ sie die Gäule daran zupfen und rupfen. „Seht mal, wie es schmeckt,“ sagte sie mit einem Unterton des Lachens . . . „ruhig, ruhig, Brauner! Gönn' dem andern auch was!“ Und lachend stopfte sie mit beiden Händen die gierigen Mäuler. Sie mußte es wohl gewohnt sein, mit Tieren umzugehen, denn sie hatte ruhige und furchtlose Bewegungen. Zuletzt waren nur noch ein paar stärkere Birkenzweige übrig. Die zog sie den Gäulen durchs Geschirr.

Der Postillion hatte es schmunzelnd mit angesehen. „Dalli, dalli, Fräulein,“ mahnte er jetzt. „Ich darf nicht so lange warten.“

Und sie, während sie die beiden Pferdeköpfe noch einmal zärtlich zusammenstieß: „Ich bin ja schon soweit. Ich werde vorn aufsteigen.“

Aber das ließ sich wegen des Reisekorbes nicht machen. Mit einer kleinen Grimasse ärgerlicher Enttäuschung stand sie davon ab und ging weiter, auf den Wagenschlag zu. Erst als sie die Hand auf den Türgriff legte, schien sie den Fahrgast zu bemerken. Eine leichte Röte flog über ihr Gesicht. „O,“ sagte sie, „pardon! Ich wußte nicht, daß ich jemanden aufhielt!“ Dann schritt sie an ihm vorüber und setzte sich in die andere Ecke.

Der Kreisrichter hatte den Hut gezogen und etwas gemurmelt. Dann, im Augenblick, als ihn ihr Kleid streifte, hatte er wieder wie vorhin bei dem Köfferchen einen verwehenden Hauch jenes Duftes gespürt, der ihn aus irgendeinem Grunde unruhig oder gar ärgerlich machte. In halber Verlegenheit hüstelnd rückte er auf dem Polster hin und her. Nur ab und zu streifte er seine Mitreisende mit einem kurzen Seitenblick.

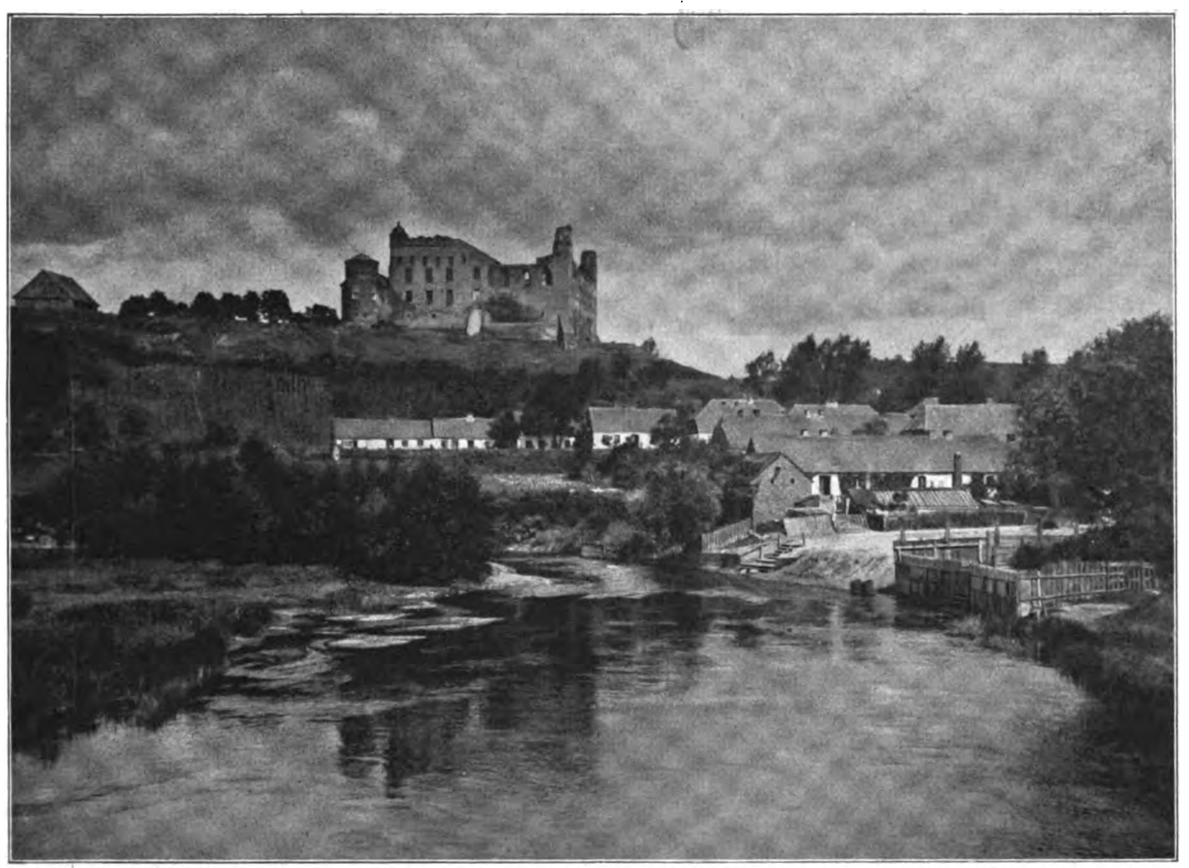
Nein, er konnte sie nicht unterbringen. Aus Polajewo war sie gewiß nicht. Sie mußte weiter herkommen. Vielleicht von einem der polnischen Güter. Zwar hatte sie Deutsch gesprochen, aber mit der schärferen polnischen Betonung. Und überhaupt — das ganze Drum und Dran — eine richtige Deutsche war sie wohl nicht.

Offenbar hatte sie ihr Gepäck vorher aufgegeben und den Postillion verständigt, daß sie unterwegs einsteigen würde. Sie hatte ja auch ganz recht: ein besonderes Vergnügen war der Aufenthalt in dem Rumpelkasten keinesfalls. Immerhin hatte sie da schon einen tüchtigen Weg gemacht.

Trotzdem schien sie nicht müde zu sein. Sie nahm den Hut vom Kopf, zog einen Spiegel hervor, zupfte sich das Haar zurecht, klopfte an sich herum und tat durchaus, als wenn sie allein in dem ratternden Wagen wäre.

Ein paarmal hatte der Kreisrichter schon eine Frage auf der Zunge, aber er fühlte mit stiller Wut gegen sich selber, daß er Damen gegenüber auch heut noch steif und ungeschickt war. So zermarterte er sein Gehirn vergeblich nach einem passenden Anfang und wandte sich schließlich wortlos der Aussicht zu. Sie interessierte ihn allerdings gar nicht. Er kannte diese endlose Chaussee, er kannte die dürftigen Dörfer, die halbstündlich mit wackligen Häusern auftauchten, er kannte die Heiligenbilder an den Wegen. Es war alles noch sein Bezirk. Auch die Fremde verriet kein besonderes Interesse daran. Sie hatte den Spiegel neben sich gelegt und blickte gleichgültig hinaus. Im letzten Schimmer des sinkenden Tages sah der Kreisrichter die Linie ihres Profils. Und wieder fragte er sich, ob sie eigentlich ein junges Mädchen oder eine junge Frau wäre. Es war nichts Strenges und nichts Herbes an ihr; alles weich, rund, schmiegsam. Die Lippen ein wenig üppig, leicht geschweift und auseinanderblühend. Außerdem war sie für ein junges Mädchen wohl auch zu sicher. Sie konnte vierundzwanzig, sie konnte auch achtundzwanzig Jahre alt sein — es ließ sich nicht leicht bestimmen.

Aber während er sie noch so prüfend musterte, wandte sie ihm plötzlich ruhig und ohne Scheu, ja fast in vergnügter Neugier gleichfalls die Augen zu, so daß er die seinen wie ein ertappter Sünder abirren ließ. Sie lächelte, als sie es bemerkte, und als ob sie ein Gespräch nur fortsetze, nicht beginne, fragte sie so nebenhin:



Das alte Deutsch-Ritter-Schloß Gollub an der Drewenz, das einst die am linken Ufer des Flusses gelegene russische Grenzstadt Debrczyn beherrschte. Am 2. August vorigen Jahres, wenige Stunden nach Kriegsausbruch, marschierten hier deutsche Truppen nach Rußland hinein. Jetzt liegt Gollub mehr als hundertzwanzig Kilometer hinter der Kampffront.

„Der Herr fährt auch nach Posen?“

Wie der Fisch auf den Köder stürzte er sich nach kurzer Verblüffung auf die hingeworfene Frage. Nein, er führe weiter ... er führe bis Berlin.

„Berlin“, wiederholte er und gab dem Worte seine ganze heimliche Hochachtung mit.

Zu seiner leisen Enttäuschung war sie durchaus nicht überrascht. „So, so,“ nickte sie. Warum sollte man nicht nach Berlin fahren? Aber jedenfalls reiste man da doch bis Posen zusammen. „Es ist eine schreckliche Verbindung. Ich glaube, wir bleiben in Murowana ein paar Stunden liegen.“

Das wußte Kreisrichter Krüger nun ganz genau. Es war leider wirklich so wie sie sagte. Um Mitternacht kam der Wagen in Murowana an, und erst gegen drei Uhr morgens ging er mit neuer Bespannung weiter. Das Fräulein hätte besser getan, die durchgehende Frühpost zu benutzen.

Aber sie wehrte entsetzt ab. „Nein, nein — bei der Hitze muß man in diesem Kasten ja sterben!“ Und wie ein Kind, dem etwas heftig mißfällt, schob sie die Unterlippe vor und machte ein Schippchen.

Das war nett. Das war sogar sehr nett. Es war allerliebst. Der Kreisrichter wurde förmlich aufgekratzt.

„Ich ziehe im Sommer die Abendpost auch vor,“ sagte er zustimmend, „besonders wenn man so liebenswürdige Gesellschaft hat.“

Doch er erschrak im gleichen Augenblick über seine Kühnheit, und hastig, als wollte er davon ablenken, wies er nach draußen.

„Sehen Sie, sehen Sie — das ist Durowo! Durowo mit dem gräflichen Park. Kennen Sie ihn nicht? Großartig! Übrigens müssen wir im nächsten Augenblick auch den See haben.“

Sie war ihm näher gerückt, stützte sich vorgeneigt mit dem rechten Arm auf den Sitz und schaute folgsam nach draußen. Unermüdlich nannte er ihr nun Namen ... jedes Dorf, jede Hauländerei wurde ihr vorgestellt, denn alle hatten ihren Gerichtsstand in Polajewo.

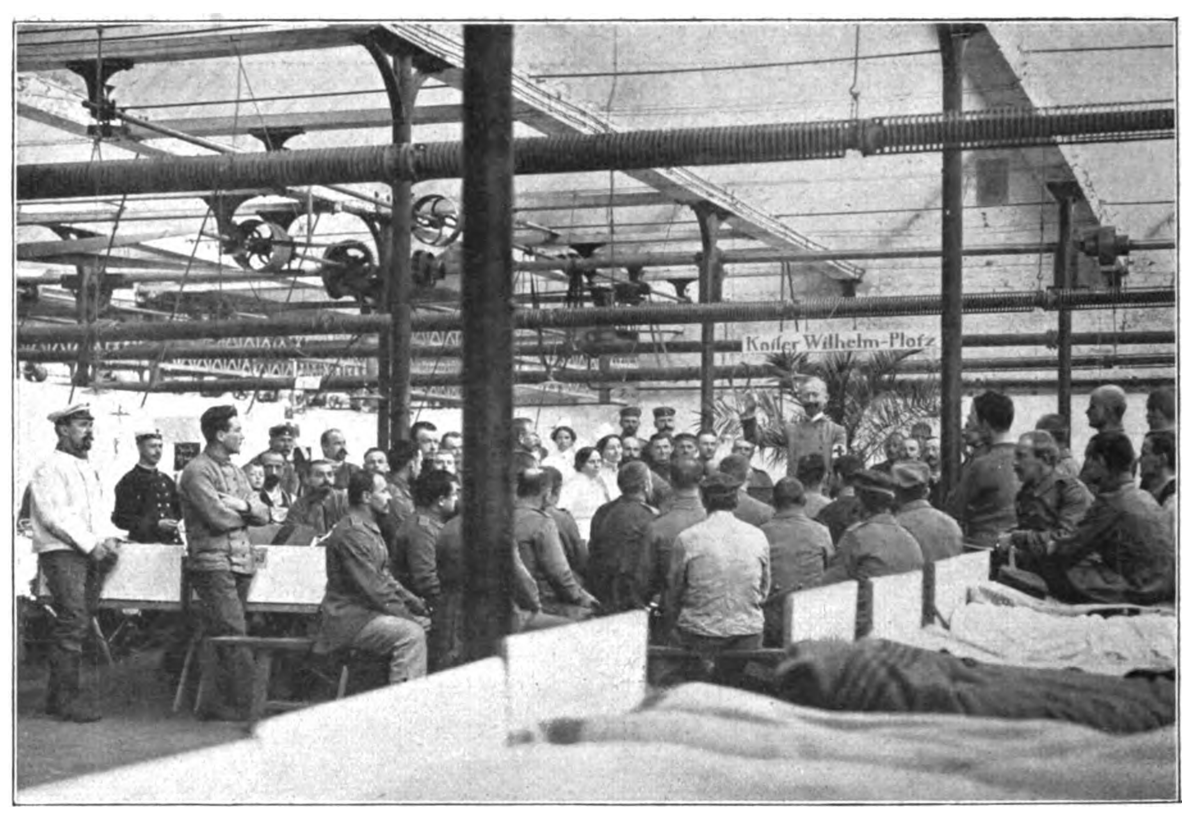
Aber nach einer weiteren Viertelstunde drehte er sich zu ihr um:

„Jetzt ist meine Weisheit zu Ende, hier ist die Grenze. Was nun kommt, kenn' ich nicht mehr, da bin ich selber fremd.“

„Wie ich,“ erwiderte sie lächelnd, ohne die leichte Stützlage aufzugeben.

Es wurde ihm bei den zwei Silben ordentlich warm, als hätte sie ihm etwas Angenehmes gesagt und sich gleichsam neben ihn gestellt; als wären sie nun zwei Verbündete.

(Fortsetzung folgt.)



▪▪ Erbauungsstunde im Feldlazarett. ▪▪

Der Werdegang eines improvisierten Feldlazaretts.

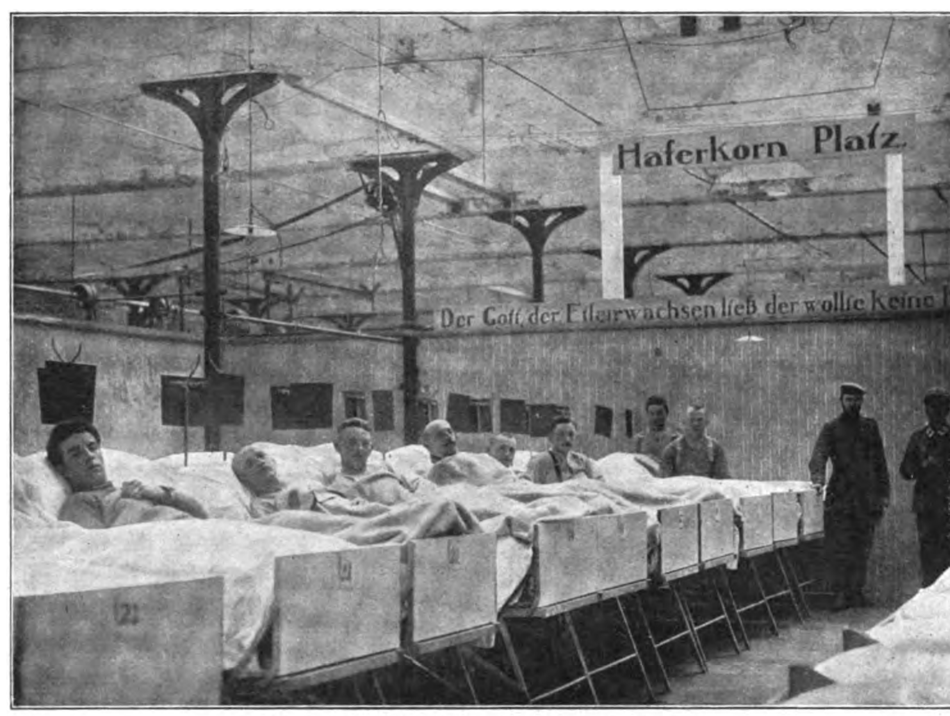
Von Oberstabsarzt Dr. Emil Friedrich, Chef einer Kriegslazarett-Abteilung.

Für Lazarettzwecke werden im Felde alle verfügbaren, mit größeren Räumlichkeiten versehenen Gebäude, wie Kasernen, Schulen, Verwaltungsgebäude, Gerichtsgebäude, Kirchen oder Schlösser, hergerichtet. An kleineren Orten aber oder da, wo die Zahl der Verwundeten und Kranken größere Ausdehnung annimmt, müssen auch Fabriken zu diesem Zwecke Verwendung finden. Beim schnellen Vorwärtsdringen der Truppen, wo nur kurze Zeit für die Errichtung eines Lazaretts gegeben ist, gibt es in der Not in solchen größeren Gebäuden zunächst nur Strohlager, die so schnell wie möglich — und der Deutsche arbeitet bekanntlich sehr schnell — in Strohsäcke mit Decken und schließlich in Betten umgewandelt werden. Bleiben aber die Lazarette lange Zeit an einem Orte, wie es beim jetzigen Stellungskampfe im Westen der Fall ist, so weiß deutsches Organisationstalent und der Hang des Deutschen zum behaglichen Heim auch in einer Fabrik den Verwundeten und Kranken einen hygienischen und zugleich gemütlichen, häuslich-familiären Aufenthalt zu verschaffen.

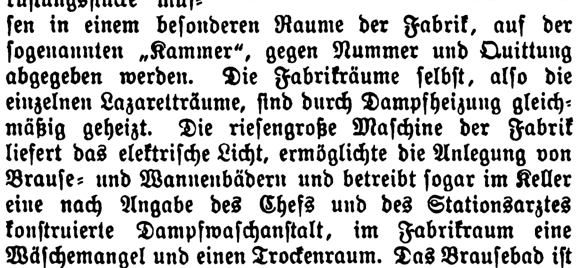
Und so möge die Beschreibung eines solchen improvisierten Lazaretts, der vom Chef- und Oberstabsarzt Dr. Emil Friedrich und dessen Stationsarzt Stabsarzt Dr. Katzenstein eingerichteten Leichtkranken-Abteilung im Etappenlazarett zu Marle (Departement Aisne) in Frankreich, das zur 7. Etappen-Inspektion und zur Kriegslazarett-Abteilung des 19. Armeekorps gehört, ein Bild deutscher Schaffensfreude und deutscher Schaffenskunst geben.

Vor der etwa 3000 Einwohner zählenden Stadt Marle, etwa 30 km hinter der Front, liegt eine Spinnerei, die in Friedenszeiten gegen 300 Arbeiter beschäftigt, deren Betrieb aber bei Ausbruch des Krieges eingestellt und vom Besitzer verlassen wurde. Wenn nun auch eine Fabrik mit ihrem Schmutz und Staub, ihren eng stehenden Maschinen und Transmissionen nicht gerade für ein Lazarett geeignet erscheint, so mußte doch diese Spinnerei zur Errichtung einer Leichtkranken-Abteilung gewählt werden, weil alle anderen größeren Gebäude des Ortes bereits für sieben andere Lazarette, die ebenfalls unter der Leitung des Chefarztes Dr. Friedrich stehen, Verwendung fanden. Wie schon der Name Leichtkranken-Abteilung besagt, dient ja ein solches Lazarett nur zur Aufnahme für Leichtverwundete, die in absehbarer Zeit bereits wieder als felddienstfähig zur Front entlassen werden können. Diese Spinnerei zu Marle wurde also wegen großen Zustromes von Verwundeten notgedrungenerweise zunächst für 400 Mann mit Strohlager und den dazugehörigen Decken belegt, Strohlager, die jedoch sehr bald durch selbstgebaute Betten mit Strohsäcken ersetzt wurden. An Stelle dieser von den freiwilligen Krankenpflegern kunstgerecht gezimmerten Holzbetten traten schließlich eiserne Bettstellen, die das Etappen-Sanitätsdepot lieferte. Heute stehen 397 Stück solcher eiserner Bettstellen in den Gängen und auf den durch Beiseiteschieben einiger Maschinen gewonnenen größeren Plätzen. Zur Schonung der Maschinen und um einen behaglichen, lazarettgleichen Eindruck in diesem Wirrwarr von Maschinen zu gewinnen, wurden von Krankenpflegern der sächsischen freiwilligen Krankenpflege und Leichtverwundeten nach Angabe des Chefs und des Stationsarztes alle für die Aufnahme der Betten bestimmten Räume durch Bretterverschläge von 3 m Höhe abgegrenzt und mit weißen Tapeten überzogen. Es wurden im ganzen etwa 1200 qm solcher Tapetenwände aufgeführt, nachdem vorher selbstverständlich erst der ganze Fußboden der Fabrik von seinem öligen Speck und Dreck befreit, die Wände

abgewaschen und mit Kalkfarbe frisch bestrichen worden waren. Dann zimmerten Badener freiwillige Pfleger und Verwundete Tische, Bänke und Nachttische, fertigten aus Eisenblech Aschebecher, Spucknäpfe und andere Geräte an, richteten Wandschränke für die Kranken zur Aufbewahrung der notwendigsten Gebrauchsgegenstände ein, numerierten dieselben, so daß für jede Nummer eines Bettes auch ein solcher Schrank zur Verfügung stand. Waffen und andere, nur im Feld in Gebrauch stehende Kleidungs- und Ausrüstungsstücke müs-



Ein Schlafsaal in einem improvisierten Feldlazarett.



sen in einem besonderen Raume der Fabrik, auf der sogenannten „Kammer“, gegen Nummer und Quittung abgegeben werden. Die Fabrikräume selbst, also die einzelnen Lazarettträume, sind durch Dampfheizung gleichmäßig geheizt. Die riesengroße Maschine der Fabrik liefert das elektrische Licht, ermöglichte die Anlegung von Brause- und Wannenbädern und betreibt sogar im Keller eine nach Angabe des Chefs und des Stationsarztes konstruierte Dampfwaschanstalt, im Fabrikraum eine Wäschemangel und einen Trockenraum. Das Brausebad ist noch durch Aufstellen von emaillierten Badewannen erweitert worden, während zwei Heißstrom-Luftapparate und ein Massagebett die spezielle Behandlung der Kranken ermöglichen. Die Bedienung der Bäder, die auch noch täglich von etwa siebzig Leuten der anderen in Marle liegenden Formationen benutzt werden, liegt in den Händen der sächsischen freiwilligen Krankenpflege. Auch für eine Barbierstube wurde gesorgt, wodurch unseren „feldgrauen“, aus der Front kommenden Höhlenbewohnern Gelegenheit geboten wird, sich zum Salonmenschen umzubilden. Ein Geschäftszimmer der Fabrik wurde zum Verbandzimmer eingerichtet, das alle nötigen chirurgischen und medizinischen Einrichtungen enthält, sogar einen mit Hilfe der Dampfheizung arbeitenden Sterilisationsapparat für Verbandstoffe und einen ebenfalls durch die Dampfheizung gespeisten Inhalationsapparat. Hier wie in der Wäscheabteilung walten badische Schwestern in unermüdlichem Fleiß und bewundernswerter Hingabe an ihren Beruf ihres Amtes. Die Leichtkranken-Abteilung hat auch noch ein niedliches Anhängsel, die Parasiten-



Das Angenehme und das Nützliche: Klavier im Massage- und Baderaum.



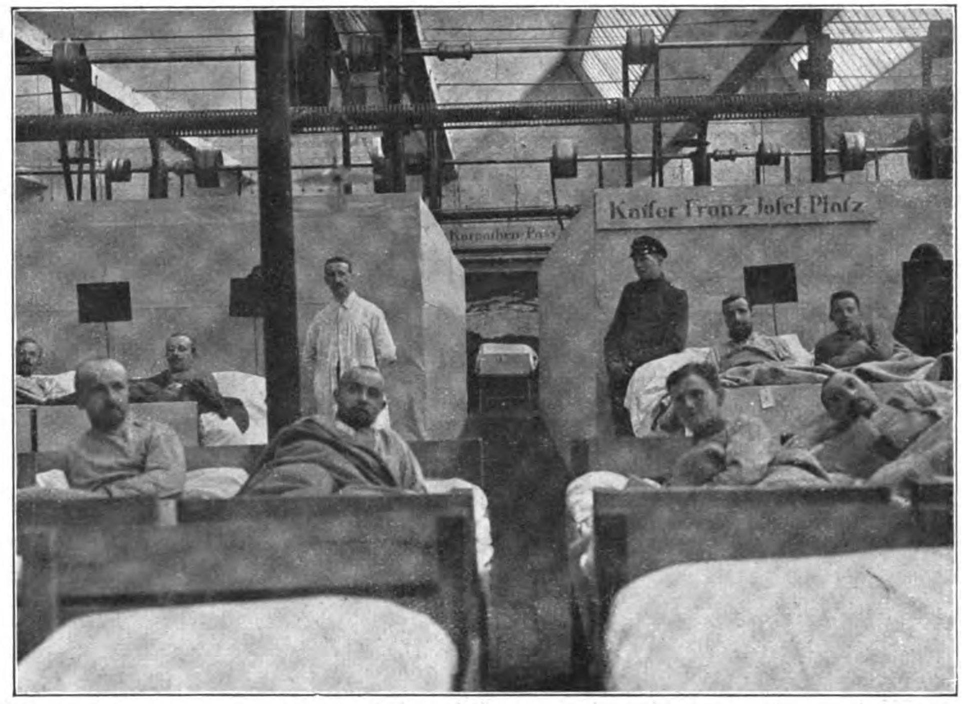
In der Bücherei eines Feldlazaretts.

station, wo Leidtragende von Krätze und Läusen befreit werden. Fünf Emaillewannen dienen hier zum Baden, und in einem Nebenraum werden in einem großen, vom Chefarzt erfundenen Desinfektionsapparate die Kleider durch Dampf von ihren Insassen und Nissen befreit. Die Wände sind so sauber mit Kalk getüncht, daß es auch der seßhaftesten Laus hier ungemütlich wird. „Niko-Laus-Platz“ heißt der Raum. Es haben nämlich alle Lazaretträume besondere Namen und jedes Bett seine besondere Nummer, um ein schnelles Orientieren zu ermöglichen. So gibt es einen Kaiser-Wilhelm- und einen Kaiser-Franz-Joseph-Platz, fernerhin zu Ehren der direkten Vorgesetzten in der Kriegslazarett-Abteilung 19 einen Heeringen-, Groeben-, Schjerning-, Schmiedicke-, Haserkorn-, Thiele- und Friedrichs-Platz bzw. -Straße, einen Bismarck-Platz und einen Karpathen-Paß.

Diese Bezeichnungen der einzelnen Lazaretträume bezwecken die Möglichkeit eines schnellen Orientierens. Neuankommende Verwundete erhalten gleich bei ihrer Ankunft am Bahnhof einen Aufnahmeschein mit Angabe ihrer „Wohnung“, z. B. Kaiser-Wilhelm-Platz Nr. 27 usw., so daß jeder ohne Schwierigkeit das Bett findet, wo er einige Zeit, fern von den Strapazen des Krieges, in Ruhe und Beschaulichkeit seine Nerven und Glieder heilen kann. Denn auch für die Beschaulichkeit ist in diesem Krankenheim gesorgt, da es ja nicht nur galt, ein Lazarett, sondern auch ein schönes Lazarett zu schaffen. Eine glückliche Fügung sandte dem Chefarzt unter den Verwundeten einen Maler mit Namen Thiede, einen geborenen Karlsruher, der nur einen Prellschuß des Oberschenkels erlitten hatte. Trotzdem derselbe infolge mangelnder Mittel nur eine Kunstgewerbeschule besucht hatte, bewies er in reichstem Maße, daß ein künstlerisches Talent in ihm schlummert. Er hat eine große Anzahl hervorragend schöner Wandgemälde in dem Lazarett angefertigt, die den einzelnen Räumen zum Schmuck und den Verwundeten zur Begeisterung dienen. Der Tagesraum der Verwundeten — der Schjerning-Platz — ist



Beim Mittagsmahl im Feldlazarett.

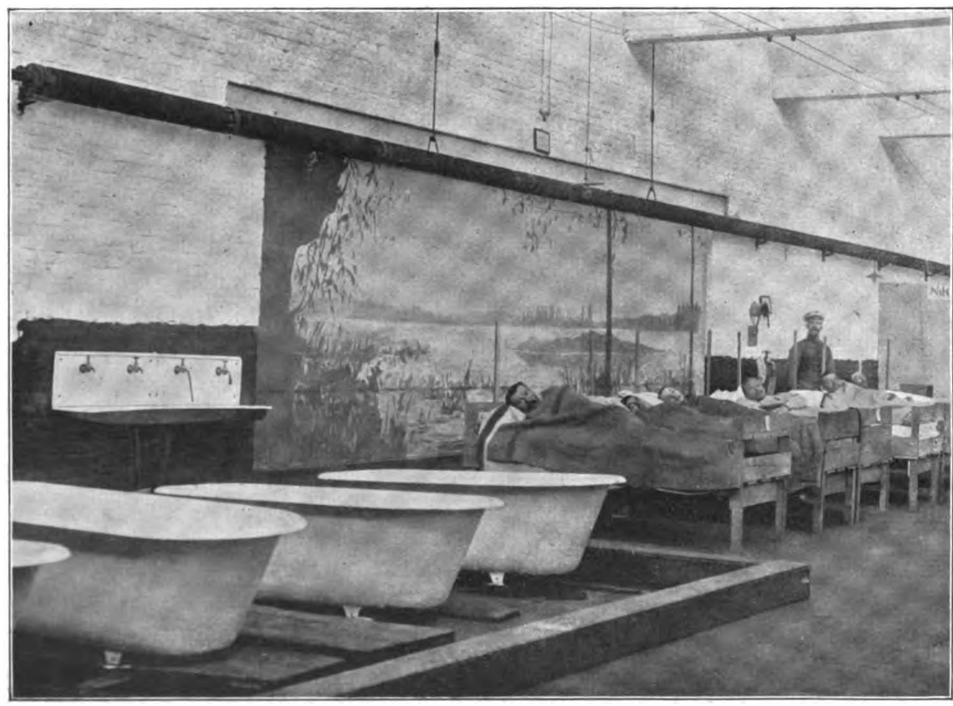


Der Schlafsaal am „Kaiser-Franz-Josephs-Platz“.

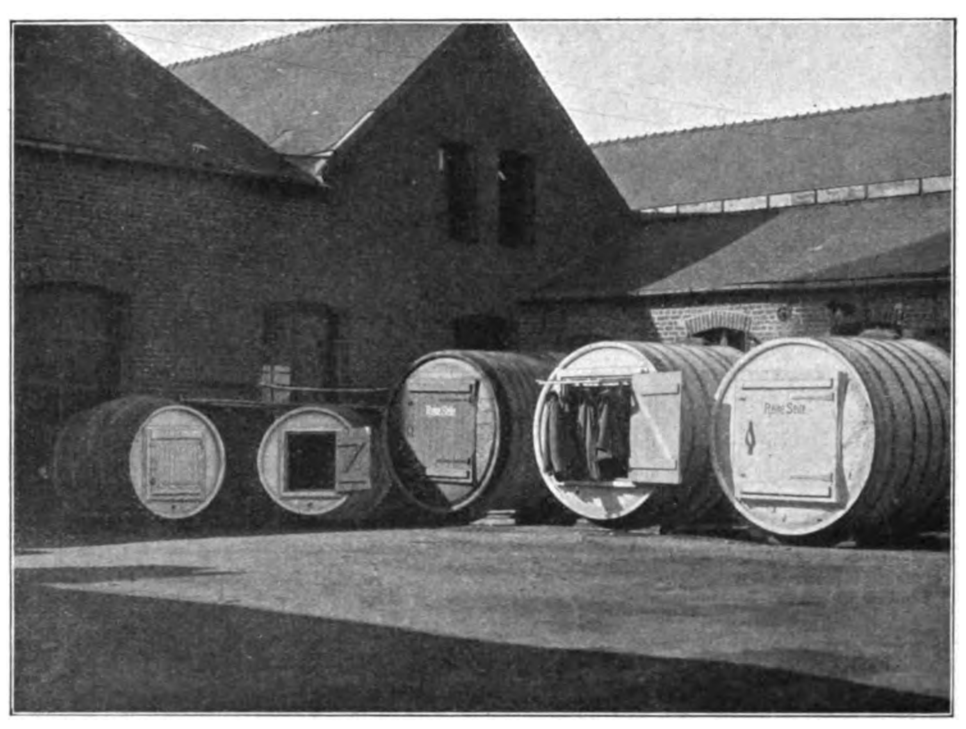
durch Thiede zu einer wahren Bildergalerie geschaffen worden. Auch mit sinnentsprechenden Zitaten sind die einzelnen Lazaretträume in großen Lettern beschrieben worden, wie „Lerne leiden, ohne zu klagen“, „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt“ (Bismarck-Platz), „Mit Herz und Hand fürs Vaterland“ (Kaiser-Wilhelm-Platz) und „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“ und so weiter. Durch Aufstellen einer Anzahl Palmen und Blumen hat man die Krankenräume heimisch, „wie bei Muttern daheim“, zu gestalten verstanden. Doch trotz des familiären Charakters dieser Leichtkranken-Abteilung sorgt strenge Mannszucht für gute Erhaltung aller Einrichtungen, und gar mancher hat schon „nicht ungestraft unter Palmen gewandelt“, denn für jede Beschädigung dessen, was hier Kunst und Handwerk geschaffen, gibt es entsprechende Hausstrafen.

Beim Eintritt der wärmeren Jahreszeit wurde fernerhin auf dem platten Dach der Fabrik ein Luft- und Sonnenbad hergestellt, da bekanntlich Luft und Sonne viel zur Heilung der Wunden und zur Erheiterung des Gemüts beitragen. Erwähnenswert ist noch, daß im Hofe der Anstalt ein kleiner Fabrikbetrieb eingerichtet wurde, wo Pfleger nach Angabe des Chefarztes aus großen Bierfässern der Marler Brauerei Desinfektionstonnen bauen, die zur Kleider-Desinfektion und Entlausung bei den Truppen an der Front ihre Verwendung finden.

Die Verpflegung der Leichtkranken-Abteilung ist eine ausgezeichnete. Wöchentlich werden die Kranken gewogen, und wer „zu leicht befunden wurde“, erhält möglichst doppelte Portionen. Sonst herrscht bei der Verpflegung die höchste Sparsamkeit; wiederholt werden die Kranken besonders auf die Brotersparnis hingewiesen. Die Tatsache, daß in einem Monat in dieser einen Station etwa 30 Zentner Brot erspart wurden, zeigt, was man auch im Felde gegen den Aushungerungsplan des „ollen ehrlichen Seemanns“ England erreichen kann. Für das ersparte Pfund Brot wurden zehn Pfennig vergütet und hierfür den Verwundeten andere Nahrungsmittel besorgt. Auch für die geistige Nahrung der Kranken ist gesorgt. Es wurden patriotische Unterhaltungsabende eingeführt,



Baderaum eines improvisierten Feldlazaretts.



Fabrikanlage zur Herstellung von Kleiderreinigungs- und Desinfektionsapparaten für die Westfront.

die von den Feldpredigern und dem Chefarzt abgehalten wurden. Nach dem Vortrag folgen Solo- und Chorgesänge, Deklamation und Erzählungen. Sogar ein Klavier nennt das Lazarett sein eigen. Auch „Lieder zur Laute“ und Pistonsolos wurden von einem Pfarrer aus Laon in hervorragender Weise vorgetragen.

Die von der Lazarettleitung auf dem Schjerning-Platz aufgestellte Bücherei bietet den Kranken reichlichsten Lesestoff. Große Tische, bequeme Sessel und Stühle geben diesem Platze ein solch hochherrschaftliches Gepräge, daß er einer modernen Hotelhalle in keiner Beziehung nachsteht.

Täglich finden gemeinsame Spaziergänge oder auch Marschübungen der Kranken statt. In der übrigen Zeit spielen sie Karten, Mühle, Schach oder sie schnitzen sich Andenken aus einem hier vorkommenden weichen Kalkstein usw.

Diese kleine Schilderung und die Abbildungen einer Leichtkranken-Abteilung mögen den Lieben in der Heimat zeigen, wie weitgehend für unsere braven Krieger in jeder Beziehung gesorgt wird, andererseits aber mögen sie auch beweisen, auf welcher Höhe das „Rote Kreuz im weißen Felde“ steht. Und wer die Leichtkranken-Abteilung zu Marle gesehen oder zur Heilung sich in ihr aufgehalten hat, kann den Lieben in der Heimat auch in dieser Beziehung aus dankbarstem Herzen die Worte zur Beruhigung zurufen: „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

Laßt unsre Fahnen wehen ...

Laßt unsre Fahnen wehen
Und bauschen im Wind.
Braucht es keiner zu sehen,
Wie wund unsre Herzen sind.

Laßt unsre Fahnen wehen
Unsern Feinden zur Schmach,
Ob an all dem stolzen Geschehen
Unser Glück auch zerbrach.

Laßt unsre Fahnen wehen,
Ob uns auch beugt das Leid.
Wir müssen trotzig stehen
In eiserner Zeit.

Und zahlen wir Sieg mit Sterben:
Wir tragen und halten stand.
Unsre Kinder sollen erben
Ein freies Heimatland.

C. Kopp.

Scharfe Brise.

Nach einem Gemälde von C. Napier Hemy.





Die Hochtour.

Humoreske von Raoul Auernheimer. (Schluß.)

Am nächsten Morgen, als der Führer noch immer nicht zurückgekommen war, entstand die Frage, ob man auf ihn warten oder die Tour allein antreten solle; bis auf eine kurze Gratwanderung war sie nicht gefährlich.

Der Kritiker wäre trotzdem lieber umgekehrt; er war müde, auch das Wetter schien nach wie vor unsicher. Aber der Schauspieler trat mit beredten Worten für eine gemeinsame Fortsetzung der Partie ein. Wenn sich der Nebel zerteilte, so konnte man zu Mittag bequem auf dem Zinken sein. Andernfalls stand ihnen jenseits des Grates der Weg ins Tal offen.

„Sie sind doch schwindelfrei?“ erkundigte er sich bei Baumann, der, sehr eitel auch in diesem Punkt, sich beeilte, die Frage entschieden zu bejahen. Ritter lächelte und sagte heiter: „Na, schlimmstenfalls trag' ich Sie huckepack über den Grat.“

„Nein, nein!“ wehrte Baumann dankend ab, „das wird bestimmt nicht nötig sein.“

Sie zogen aus.

Eine Stunde lang ging der Weg sanft ansteigend über eine steinige Halde. Die beiden Herren schritten nebeneinander und unterhielten sich, wie bei ihrem Berufe selbstverständlich, über das Theater. Allein das Gespräch drehte sich nicht mehr wie am Abend vorher einzig um Personalverhältnisse, sondern wandte sich allgemeineren Themen zu. Man sprach von Rollen, von Stücken, von der dramatischen Ernte des letzten Jahres. Der Kritiker formulierte Urteile, denen der Schauspieler artig beipflichtete. Durch diese Zustimmung ermutigt, ging der Mann der Feder immer freier aus sich heraus; er begann von sich zu reden, von seiner Kunstauffassung, und sagte am Ende sein ganzes kritisches Glaubensbekenntnis her. Der andere hörte ihm andächtig zu, mit gläubigem Augenaufschlag, wie ein Kind in der Kirche.

Aber der Weg begann zu steigen und wurde schwieriger. Unbemerkt übernahm der Schauspieler die Führung; er ging jetzt voran, der Kritiker folgte etwas atemlos. Er war zwar passionierter Hochtourist, aber, als ein Literat, mehr in der Theorie. Das Bergsteigen selbst schien ihm ziemlich schwer zu fallen.

Ritter nahm seine Überlegenheit wahr. Nachdem er seinem Begleiter lange genug zugehört, fing er nun an, auch seinerseits zu sprechen, und zwar, ohne falsche Bescheidenheit, gleichfalls von sich selbst. Er begann damit, daß er kleine persönliche Züge und Erfahrungen aus seinem Leben zum besten gab, Auszeichnungen, die ihm von hohen Personen zuteil geworden waren, so nebenbei erwähnte, Lorbeeren, die er auf Gastspielreisen eingesammelt, dem Kritiker zu riechen gab, um dann, an der Erinnerung seiner Triumphe erstarkend und sich erwärmend, immer rückhaltloser von dem zu reden, was er mit schlichten Worten „seine Kunst“ nannte. Baumann, der keinen Atem bekam, blieb nichts übrig, als diesem Monolog zu lauschen.

Der Weg führte jetzt an einem kegelförmigen Abhang aufwärts, über lockeres Geröll, das unter jedem Tritte nachgab. Ein eisiger Wind kam von der Höhe herunter, und das Wetter, noch immer nicht klar, schien sich neuerdings zu verschlechtern.

Der Schauspieler, rüstig aufwärtssteigend, bemerkte plötzlich, daß ihm niemand zuhöre. Ungehalten blieb er stehen und wartete, bis ihm der Kritiker keuchend nachkam.

„Was ist Ihnen, Doktor?“ rief er den Atemlosen heiter überlegen mit seiner sonoren Stimme an. „Ist der Blasebalg vielleicht nicht in Ordnung?“

„Der Ihrige ist freilich stärker,“ antwortete Baumann einigermaßen ironisch, obwohl ihm nicht nach Ironie zumute war; „Sie könnten eine Schmiede damit bedienen.“

„Gott sei Dank!“ ließ sich Ritter mit einem rollenden Gelächter vernehmen und fügte in wohlwollend belehrendem Tone etwas herausfordernd hinzu: „Das Körperliche spielt nämlich auch eine Rolle beim Theater. Mit einem Astralleib spielt man nicht Komödie.“

„Gewiß nicht!“ bestätigte Baumann bescheiden, um den anderen nicht durch Widerspruch zu reizen. Allein das entfesselte Selbstbewußtsein des Mimen ließ sich nicht mehr halten. Er hatte viel auf dem Herzen gegen seinen kritischen Quälgeist, gegen die Kritik überhaupt, von der er sich, wie jeder Schauspieler, ununterbrochen verfolgt glaubte. Und er sah gar nicht ein, warum er sich jetzt, wo er augenscheinlich der Stärkere war, nicht Luft machen sollte. Sich Luft machen — ist es, richtig angesehen, nicht der eigentliche Reiz einer Hochtour?

Ritter tat es gründlich. Bis zur Baumgrenze war er bescheiden gewesen, bis zur Schneegrenze zurückhaltend, aber hier in der Eisregion floß der Größenwahn, der seine Brust erfüllte, schäumend und gärend über. Er sprach nicht mehr von sich, sondern von Kainz, von Mitterwurzer, von Talma, von Garrick. Und indem er

diese Namen erwähnte, als ob die Genannten seine Brüder wären, stellte er die gewagte Behauptung auf, daß die Kritik keinen von ihnen, daß sie überhaupt noch nie einen Großen anerkannt habe.

Baumann, der kaum nachkam, hütete sich, ihn zu unterbrechen. Er hatte Ohrensausen, Herzklopfen und Atemnot. Zudem sah er mit Entsetzen, daß der Weg immer schlechter, immer gefährlicher wurde. Und zu allem Überfluß begann es plötzlich wie aus einer Streusandbüchse zu schneien.

„Was tun wir?“ fragte der Kritiker.

„Anseilen!“ erwiderte der Schauspieler grimmig-vergnügt, ohne seinen Redestrom länger als nötig war zu stauen. Er rollte das Seil auf, schlang es um Baumanns Brust und redete dann, ihn als den schwächeren Touristen in kurzer Distanz vor sich hertreibend, stoßweise und exaltiert weiter, unbekümmert um seine Lage, seine Umgebung, mit der Monomanie des Künstlers, der, wo immer er sich aufhält, von seiner Kunst besessen bleibt.

Er begann, sich von der Vergangenheit weg und wieder der Gegenwart zuwendend, von seinen eigenen Rollen zu reden. Die Namen Fiesko, König Alfons, der Prinz von Homburg donnerten dem Kritiker wie ebensoviel Anklagen ins Ohr. Und Ritter begnügte sich nicht, diese Anklagen zu erheben, er begründete sie auch. Er sprach von seiner eigenen Auffassung und kritisierte dann die Kritiken Baumanns, schonungslos, wie man es nur einem Wehrlosen gegenüber ist, und von Rolle zu Rolle schärfer werdend. Als er schließlich das Wort „Hamlet“ aussprach, standen sie gerade vor dem Grat.

Baumann begann an allen Gliedern zu schlottern. Er hatte vor sich einen fußbreiten, geländerlosen Pfad, rechts von sich einen achthundert Meter tiefen, senkrecht niederstürzenden Abgrund und hinter sich den erregten Schauspieler, der von „Hamlet“ sprach. Das war zu viel für seine schwachen Kräfte. Er setzte sich nieder wie ein störrisches Kind und bat den Schauspieler, um jeden Preis umzukehren. Aber Ritter blieb erbarmungslos. „Dazu ist es zu spät,“ donnerte er, und den anderen wieder emporreißend — es geschah zu seinem Besten, wie er betonte —, zwang er ihn, den fußbreiten Pfad zu beschreiten. Das einzige Zugeständnis, das er ihm dabei machte, war, daß er seine Bemerkungen über „Hamlet“ unterdrückte, ja überhaupt zu reden aufhörte. Es war wie im Zirkus während der großen Nummer, wenn die Musik plötzlich aussetzt.

So machten sie noch ein paar Schritte, als der Kritiker plötzlich zu taumeln begann. Der Schauspieler nahm das Seil kürzer und schrie aus Leibeskräften: „Niedersetzen!“ Aber schon war es zu spät. Der Mann der Feder hob die Arme, griff in die Luft, als suchte er dort einen Halt, und fiel dann, da er keinen fand, wie erschossen nach rechts in den Abgrund. Ritter sprang geistesgegenwärtig nach links und stellte so, für den Augenblick wenigstens, das Gleichgewicht zwischen Schauspielkunst und Kritik wieder her.

Nichtsdestoweniger fühlte sich Baumann, als er nach einigen Minuten wieder zu sich kam, äußerst unbehaglich. Er hing wie ein Uhrgewicht über einem achthundert Meter tiefen Abgrund. Ritter hielt ihm zwar das Gleichgewicht, aber für wie lange? So oft das Seil vibrierte, trat dem Schriftsteller der Todesschweiß auf die Stirn. Er empfand, zum erstenmal in seinem Leben, aber gründlich, was es für einen Kritiker bedeutet, von einem Schauspieler abzuhängen.

Die Marter dauerte nicht lange, denn der Führer, der mittlerweile in der Hütte eingetroffen und den beiden leichtsinnigen Touristen nachgeeilt war, wand sie einen nach dem anderen aus der Tiefe. Wortlos machten sie die paar Schritte bis zum Ende des Grats, wo die Hochtour aufhörte, gefährlich zu sein; wortlos standen sie, dort angelangt, einander ein paar Augenblicke lang gegenüber. Endlich öffnete der Schauspieler den Mund und sprach, in Gedanken noch immer bei Hamlet, dasjenige aus, was auszusprechen er willens gewesen, als sie beide in die Tiefe fuhren. Allein er gab dem Satz jetzt eine viel ungezwungenere Fassung. „Über den Hamlet,“ so sagte er schlicht und bündig zu dem bestürzten Kritiker, „über den Hamlet haben Sie wie ein Ochse geschrieben.“

Und Baumann erschien es nebensächlich, darauf etwas zu entgegnen.

Zwei Monate später spielte, vom Urlaub heimgekehrt, Erwin Ritter den Tasso.

Wie schreibt man über einen Schauspieler, den man für talentlos hält, dem man sein Leben verdankt, der einen einen Ochsen genannt hat und der den Tasso spielt? Baumann sah sich vor diese verwickelte Frage gestellt und löste sie auf eine bewährte Art. Er wurde am Tage der Vorstellung krank und ließ sich durch einen jüngeren Kollegen vertreten.

Er tat dies in der unausgesprochenen Absicht, dem Schauspieler zu nützen; denn schließlich, die Unparteilichkeit auch des anständigsten Kritikers hat ihre Grenzen.

Aber der jüngere Kollege, ahnungslos wie es jüngere Kollegen zuweilen und blutgierig, wie sie fast immer sind, mißverstand diese löbliche Absicht. Er beschränkte sich auf ein kurzes Referat, in dem er den Tasso des Herrn Ritter mit der ganzen Schonungslosigkeit des Anfängers eine „männliche Probiermamsell“ nannte.

Als der Schauspieler tags darauf dieses glückliche Wort im „Augenblick“ las, nahm er sich fest vor, nie mehr und unter keinen Umständen einem Theaterkritiker das Leben zu retten ... Allerdings hätte er es auch dies eine Mal schwerlich getan, hätte er eine andere Möglichkeit gehabt, das eigene zu erhalten.

Nachtstück.

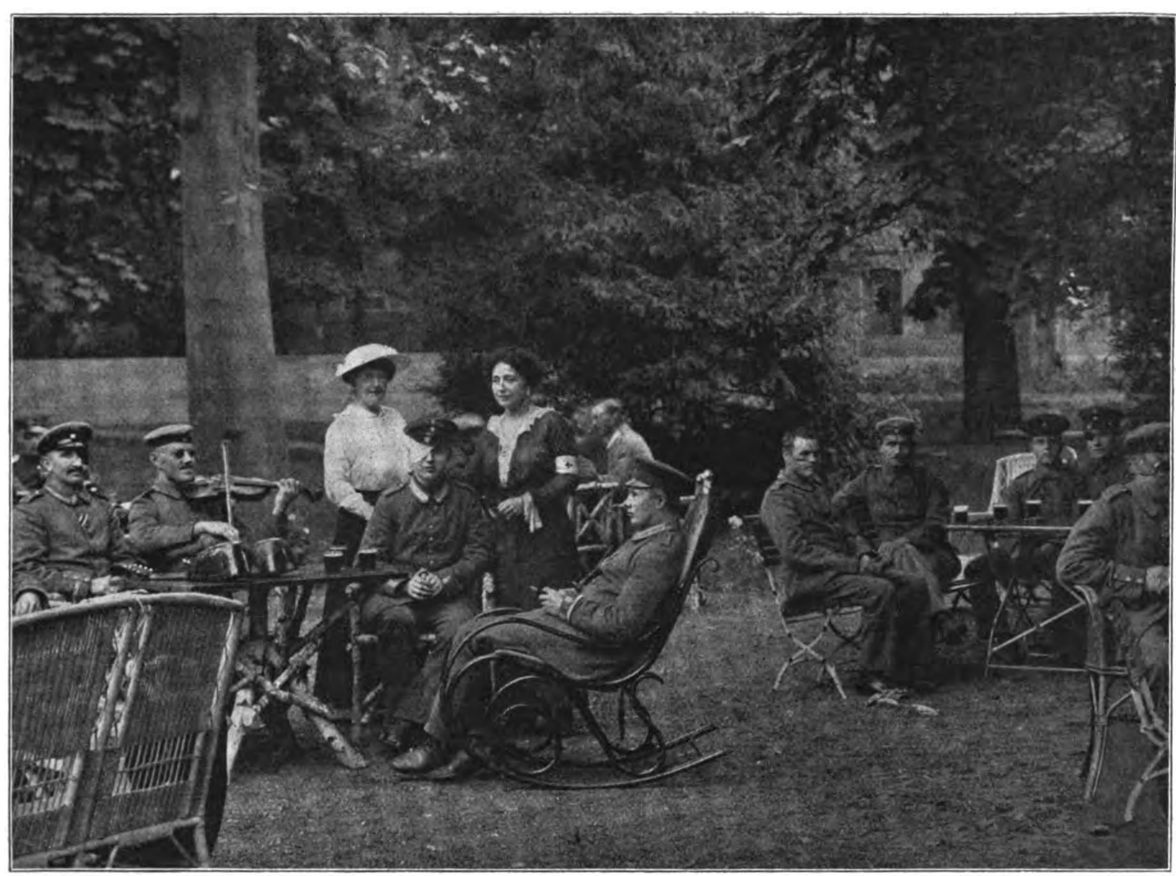
Sterne schimmern in die Schützengräben;
auch das letzte ferne Feuern schwieg;
leise, leise, wie wenn Engel schweben,
seidenweich Harmonikamusik.

Und die Klänge schmeicheln die Gedanken
nach der Heimat, wo die Rose blüht
und der wilde Wein jetzt junge Ranken
hell und freundlich um die Fenster zieht.

Heimat, Heimat! Schönster Traum der Erde!
Wie auf Wolkenhöhen fern und licht!
Daß sie Wahrheit war! Und daß sie's werde!
Ach, das Herz begreift und glaubt es nicht!

Siegen, siegen! Frohe Friedensglocken,
segenläutend auf das deutsche Land —
Und den Tapfern, die im Graben hocken,
sinkt das Haupt sanft an die lehmige Wand.

Carl Hagen-Thürnau.



Im Garten des Blindenheims in der Bellevuestraße in Berlin. Um das Kriegsblindenheim hat sich die Gemahlin des bekannten Hofarchitekten Exzellenz v. Ihne hervorragend verdient gemacht.

Blinde.

Ein Erlebnis von Else Feißel.

An einem strahlenden Sommertag sah ich sie zum erstenmal. Ein stiller Zug von Feldgrauen kam langsam über einen schmalen Wiesenpfad gegangen. Als er näher kam, sah ich, daß es die Blinden waren.

Es schien mir plötzlich, als verlöre der strahlende Sommertag allen Glanz, als wäre ein Funke des unermeßlichen Leides, das da menschgeworden, unsicher und tastend an mir vorbeizog, auf die eigene Seele übergesprungen.

Die Begleiter — feldgraue Soldaten mit verbundenem Auge oder schwarzer Brille — führten die Blinden mit zarter, fast mütterlicher Sorgfalt. Ein gnädiges Geschick hatte ihnen wohl noch einen Schimmer des Augenlichtes gelassen, und ihr liebevoller Dienst an den unglücklichen Kameraden war wie ein Dank, geboren aus tiefstem Mitfühlen und Verstehen ...

Seither ließ es mir keine Ruhe. Immer verfolgt mich das Bild der Blinden. Es war mir, als müßte man etwas tun, als dürfte man sich nicht mit Worten und einem allgemeinen Mitempfinden begnügen, sondern einen Weg finden, ihnen zu zeigen: so brennen unsere Herzen in Dankbarkeit für das große Opfer, das ihr dem Vaterland gebracht habt. Und helfen möchten wir euch — helfen!

Mit einem fast zornigen Schmerz fühlt man die eigene Ohnmacht. Von all den heißen Wünschen, ihnen ihr schweres Los zu erleichtern, läßt sich nichts verwirklichen — allenfalls eine kleine Freude, die ihnen ein paar schwere trübe Stunden hell macht.

Und schon dies ist schwer. Denn wo ist eine Freude zu finden, die ihnen wohltut, ohne an den Schmerz um das Verlorene zu rühren?

Wir überlegten hin und her. Endlich schienen wir das Rechte gefunden zu haben. Wir wollten sie alle zusammen einladen, und in diesen Stunden sollten sie es spüren, wie tief wir anderen, Glücklicheren, uns in ihrer Schuld fühlen, und wie es uns drängt, ihr schweres Los ein wenig zu erleichtern. Wir fragen vorher an, ob sie auch gern kommen, denn eine Freude soll es für sie sein.

Ja, sie kommen gern! —

Nun ist der Tag da. Im festlich hergerichteten Zimmer duften große Sträuße roter Nelken. Bücher und Noten liegen bereit, unsere Gäste zu erfreuen.

Pünktlich zur verabredeten Zeit biegen sie um die Ecke. Einen Augenblick schlägt doch das Herz recht verzagt. Wird es gelingen? Werden wir die Stunden hell und leuchtend machen können?

Unten steht wartend der stille Zug. Schnell ihm entgegen.

Alles Bangen und Zagen versinkt. Eine Welle erbarmender Liebe überflutet das Herz. Sie nimmt alle Fremdheit, macht die Hände weich und lind, und die Sinne hellseherisch für alles, was der Augenblick verlangt.

Wir lernen schnell, sie zu führen. Eine Stufe. Und noch eine. Nun sind wir oben. Jeden einzelnen führen wir zu seinem Platz. Jedem einzelnen füllen wir Tassen und Teller, nehmen sacht seine Hand und zeigen ihr den Weg.

Eben bricht die Sonne durch die schweren Gewitterwolken am Himmel draußen und füllt unser Zimmer mit lauter Licht. Unvergeßliches Bild! Dies Gastmahl der Blinden wird keine Erinnerung je wieder aus dem Herzen löschen. Wie mild spielt das Licht über die blassen, vergrämten Gesichter und die armen zerstörten Augen!

Aus allen Falten und Narben scheint plötzlich eine Frage aufzuleuchten, hell und durchdringend: „Dies tat und erlitt ich für dich und jeden einzelnen — was tut ihr für mich?“

Wie sie dasitzen, still und gedrückt, ist es, als ob sich die Summe dieses ungeheuren Leides auf die eigene Seele wälzte. Kann man mit solch bedrücktem Herzen plaudern und fröhlich scheinen? Ja, man kann, wenn man will und muß. Nur kein Mitleid jetzt. Mitleid tut oft nicht wohl, sondern weh, besonders wenn das Leid die Fühlfäden der Seele noch verfeinert hat. Aber Liebe tut not. Eine wortlose, verstehende Liebe, die hinströmen möchte wie ein wärmender Sonnenstrahl, die nichts sein möchte als ein lindes Streicheln ...



Die Wohltat der Musik: Erblindeter Krieger auf einer Phonola spielend.

Wir plaudern von lauter hellen, fröhlichen Dingen. Ist's der Ton der Stimme? Ist es ein plötzliches, tiefinnerliches Verstehen? Unsere Gäste fangen an, warm und zutraulich zu werden. Sie lächeln, und jetzt — jetzt — ein lautes, fröhliches Lachen.

Von einem ganz jungen Menschen geht es aus. In dem feinen, hübschen Gesicht steht ein großes, unversehrtes Auge. Freilich, die Sehkraft ist hin, aber dies kann doch nicht das Ende sein! Das große, wunderbare Leben muß doch auch für ihn noch irgend etwas Schönes und Geheimnisvolles aufgespart haben. Er ist doch erst achtzehn Jahre alt! Achtzehn Jahre!! Dies alles steht so deutlich in den knabenhaften Zügen, in dem unversehrten Auge, das noch einen Schimmer der früheren sorglosen Fröhlichkeit festgehalten hat. Wenn nur „das Wunderbare“ nicht ausbleibt! Wenn man es mit seinen heißen Wünschen in sein Leben hineintragen könnte! ...

Neben mir sitzt ein schmaler, blasser Mensch. Er scheint innerlich am weitesten zu sein. Er klagt nicht; er hat sein zerbrochenes Leben in beide Hände genommen und arbeitet mit zusammengerafften Kräften daran, es neu aufzubauen. Er lernt Blindenschrift und Schreibmaschine. Gewiß, es ist nicht leicht, aber doch nicht unmöglich. Man muß nur scharf aufpassen und sich merken, welcher Finger zu dem bestimmten Buchstaben gehört. Und üben muß man, unermüdlich üben. Aber dann erreicht man auch etwas. Der Blindenlehrer hat neulich mit einem Sehenden um die Wette geschrieben und gewonnen! Er sagt es mit geheimer Genugtuung. Das ist auch sein Ziel, wenn er vorerst auch noch nicht darüber spricht. Und er wird es bestimmt erreichen! Eines Tages ist auch er Sieger im Wettschreiben und Sieger über das große Unglück seines Lebens geworden ...

Eine Pause in unserer Unterhaltung.

Erst jetzt fällt mir eine merkwürdig heisere Stimme auf, die bisher unser Plaudern übertönte. Ich beuge mich vor. Sie gehört einem Blinden, der am anderen Ende der Tafel neben meiner Schwester sitzt. Das Profil, das er mir zuwendet, ist gramvoll. Eine schmerzliche Falte zieht sich von der Nase zum Mund. Der ist noch nicht fertig mit seinem Geschick. Der ächzt noch unter den Ketten des Leids. Ich kann nur Teile ihrer Unterhaltung verstehen: „Zwei Monate—Frankreich —“ Und plötzlich mit erhobener Stimme, die randvoll gefüllt ist mit Leid und Bitternis: „Jetzt, im Anfang, sind alle freundlich zu uns, aber in wenigen Jahren ist alles vergessen, was wir getan haben.“

„Nie — nie!“ Es ist wie ein Schwur. „Wir können durch ein ganzes Leben hindurch den Dank nicht abtragen, den wir Ihnen schulden!“

„Nicht nur vergessen,“ fährt die heisere Stimme fort, so, als müßte sie sich um jeden Preis die schwarzen, quälenden Gedanken von der Seele reden, „sondern, was noch schlimmer ist, als überflüssige, drückende Last empfunden.“

Die weiche Stimme meiner Schwester springt plötzlich auf wie ein zweischneidig Schwert: „Wer so etwas fühlt und zeigt, der ist ein Schuft!“

„Der ist ein Schuft,“ wiederholt der Blinde, merkwürdig beruhigt und erleichtert, und um den gramvollen Mund spielt der Schimmer eines Lächelns. Was er noch hinzufügt, wird von den Wogen der Unterhaltung verschlungen. Aber ich weiß ihn gut geborgen. Er wird nicht scheiden, ohne ein kleines, wärmendes Licht im Herzen mitzunehmen ...

Mitten unter den anderen, die lebhaft und angeregt plaudern, sitzt einer, der am Gespräch nicht teilnimmt. Es liegt etwas Vereinsamtes über dem stillen Gesicht, eine große, wortlose Trauer. Ich mache mir ein Plätzchen neben ihm frei und berühre sacht seinen Arm.

„Wollen wir ein wenig plaudern?“

„Gern,“ sagt er freundlich.

„Lernen Sie auch Schreibmaschine?“

„Nein, ich muß erst mehr zur Ruhe kommen.“

„Können Sie Ihren früheren Beruf nicht verwerten?“

„Nein,“ sagt er still, und die Trauer auf seinem Gesicht vertieft sich. „Ich war Maler.“

„Maler!“ Die Hände sinken mir schlaff herab. Gibt es ein Menschenwort, das all den Jammer erschöpft, oder ein Trostwort, das sich ihm nahen könnte? Wie eine schmerzhafte Vision sehe ich leuchtende Farben, Sommerherrlichkeit und all das bunte, fröhliche Leben, das auch ihm einst lachte und nun für immer versunken ist —

„Es ist schwer,“ sagt er in mein Schweigen hinein.

„Ja, welch ein starker Mensch gehört zum Tragen dieses schwersten Loses! Wieviel Licht muß er in sich selbst haben, um über die dunklen Stunden hinwegzukommen.“

„Dies alles ist nicht das Schwerste. Auch ewige Nacht kann man tragen. Nur eine Frage quält mich immerzu.“

„Welche Frage?“ Ich sage es ganz scheu. Er soll nicht darüber reden, wenn es ihm wehtut.

„Warum das alles sein muß —“

„Das kann niemand beantworten, aber eins muß man glauben.“

„Was?“ fragt er mit ängstlicher Spannung.

„Daß die Fäden, die wir hier sehen, nur ‚die Rückseite des Gewebes‘ sind, das wir Leben nennen. Alles

Widernatürliche und Unerklärliche wird sinnvoll in der Hand einer großen, ausgleichenden Gerechtigkeit."

„Ist sie nicht sehr hoch und fern von uns, diese ausgleichende Gerechtigkeit?"

„Nein, wir dürfen nur nicht aufhören, uns zu ihr hinzuwenden und die Hand festzuhalten, die hinter allen Dingen wirkt."

„Können wir sie fassen?"

„Ja, und wer sie hält, für den hat das Schwerste seinen Stachel verloren."

Ein grüblerischer Ernst liegt plötzlich auf seiner Stirn.

„Ich will es versuchen," sagt er nach langem Schweigen.

„Haben Sie gar nichts, was Sie ein wenig erfreut und tröstet?"

„Doch, eins ist mir geblieben — die Musik."

Und nun erzählt er von seinen Klavierstunden, die so reich an Freude, wenn auch schwer und mühsam sind.

„Dies hier ist leichter." Mit verschämter Bewegung zieht er eine Mundharmonika aus der Tasche.

„Darf ich Ihnen ein kleines Lied spielen?"

„Ja, von Herzen gern."

Die Töne des einfachen Instrumentes ziehen weich und innig durch das Zimmer. Von allem, was des Spielers Herz bewegt, atmen sie einen Hauch: von seinem Leid und Sehnen und Kämpfen —

„Wie schön war das!" sage ich, als er geendet hat. „Eins ist Ihnen doch von Ihrer Kunst geblieben: das tiefe Empfinden und die Kraft, es hinausströmen zu lassen. Ist das nicht eine kleine Brücke vom alten hinüber in das neue Leben?"

Er nickt. Wir haben uns vollkommen verstanden ...

Die Stunden fliegen. In das Plaudern unserer Gäste mischt sich mehr und mehr ein Ton schüchterner Fröhlichkeit, der uns das Herz höher schlagen läßt. Wenn man nur mehr für sie tun könnte! Man möchte eine Liebe haben, stärker als die Bitternis und Einsamkeit dieses grenzenlosen Leides — die fähig wäre, selbst ihre ewige Nacht zu durchdringen ...

„Sie haben zwei Kinder?" höre ich die Stimme meiner Mutter fragen, als ich, eine Pause im Gespräch benutzend, Umschau halte, ob auch nirgends ein Gast sitzt, der den Kopf hängen läßt. Sie spricht mit einem großen stillen Mann, dessen Gesicht durch die dunklen Brillengläser, die die armen, zerstörten Augen bedecken, etwas Starres erhält.

Er nickt. „Ja, schon ältere."

„So stehen Sie doch nicht allein, und mit doppelter Liebe werden sie den Vater umgeben, der soviel gelitten hat."

Über des Mannes Gesicht geht ein Zucken. Alle Starrheit ist wie weggewischt. Ein brennendes Herzeleid quillt plötzlich aus jedem Zug.

„Sie nie — wieder — zu — sehen," sagt er statt jeder Antwort. Er hebt die Stimme nicht, er spricht fast ohne Ausdruck, und doch ist jede Silbe wie ein Schrei unerhörter Not.

„Gott helfe Ihnen," sagt meine Mutter leise, und in den Worten zittert etwas von der Liebe, die hinknien möchte, um dem anderen die Steine aus dem Weg zu räumen.

Er nickt und sein Gesicht wird schon wieder unbeweglich und verschlossen.

„Wir haben nichts, um Ihnen zu helfen," fährt meine Mutter fort, „als ein Herz voll Liebe und eine unauslöschliche Dankbarkeit. Was Sie getan und erlitten haben, war auch zugleich für jeden einzelnen von uns. Und auch jetzt müssen Sie noch unsere Lehrmeister sein. Wir wollen auf Sie schauen und an Ihrem Beispiel lernen, wie man als Held sein schweres Los bezwingt."

In einer plötzlichen Stille stehen diese Worte merkwürdig groß und eindrucksvoll da.

Ja, Helden sie alle! Unscheinbar das Kleid und auf dem Haupt die Dornenkrone.

Und wir? Hände und Herzen auf, ihnen zu dienen!



Aus dem Berliner Blindenheim: Kriegserblindete beim Spiel.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXVII. Wie der Mendel Sochaczewer gen Himmel fuhr.

Der Morgenwind trieb die Flußnebel um die Brandmauern des zerstörten, schwarzen Städtchens am Bug, als der Wecker in der Stube des Fliegerleutnants anschlug. Er hatte vier Stunden ohne Schlaf in den heißen Polstern seiner Wirtin gelegen. Das Bett bekam ihm nicht; die gewohnte Schütte Stroh ging ihm ab, und ehe der Wecker noch ausgerasselt hatte, stand der Flieger schon aufatmend vor der Tür des halbverbrannten, polnischen Bauernhauses. Im Gehen schlang er sich den Schal fester um den Hals, er fror im Morgenwind, und auch sein Bursche, der halbfertig mit dem Schlaf in den Augen seinem Herrn nachlief, klapperte mit den Zähnen. Es war wenig über 4 Uhr, im Juni, und der Leutnant hatte vor, einen gestern erbeuteten russischen Zweidecker, dessen Typ ihn interessierte, auszuprobieren.

Auf der Wiese hinter der schwarzen Ruinenstadt war es schon lebendig. Soldaten in blauen, ölverschmierten Mechanikerkitteln machten sich an der schönen, fast neuen Maschine zu schaffen, und trotz der frühen Stunde waren die Juden, deren Dach seit Wochen abwechselnd ein Kellergewölbe oder der blaue Himmel war, schon zur Stelle. Als der Fliegerleutnant mit seinem Burschen ankam, ließen die Arbeiter den Motor der russischen Maschine ein letztes Mal angehen und überhörten mit angespannten Gesichtern den präzisen Rhythmus von Explosionen.

Der Leutnant knöpfte sich den Lederhelm über den Kopf, und in der plumpen, häßlichen Umhüllung sah sein frisches, offenes und mutiges Gesicht noch einmal so jung aus. Er brauchte für die fremde Riesenmaschine noch einen zweiten Passagier zu dem Monteur, der mit ihm flog, und war eben dabei, einen der Soldaten auszusuchen, als sich aus der Schar der schweigsam starrenden Juden ein Mann im fliegenden, langen Stadtrock, flatternden Pajeslöckchen und gezogenem Hut hervordrängte. „Sochaczewer", stellte er sich dienernd dem österreichischen Leutnant vor. „Ich heiße Mendel Sochaczewer, wollen gütigst zur Kenntnis nehmen." Der Flieger sah den Mann an. In der nächsten Minute, dachte er, wird er einen Posten Patenthosenknöpfe oder ein schauderhaft mageres Suppenhuhn aus diesem von Lemberger Herrschaften zurückgelegten Salonrock ziehen: Gelegenheitskauf, der Herr Leutnant wird sich das nicht entgehen lassen wollen; das beste Geschäft, was der hochgeborene Herr Leutnant hat gemacht in seinem Leben ...

Aber es geschah nichts dergleichen, sondern dieser Herr Sochaczewer trat näher und verschlang mit einem seltsamen Blick die zum Abflug bereite, in allen Flanken bebende Maschine. „Verzeihen, Euer Hochwohlgeboren," sagte er mit einer vor Aufregung etwas heiseren Stimme. „Ich sehe, der Herr Leutnant benötigen einen Passascher. Wenn ich mich antragen dürft' dem Herrn Leutnant; wenn der Herr Leutnant die Gnade hätt', mich mitzunehmen auf der Fahrt —" Der Mann wußte nicht weiter, die Kühnheit seines Unterfangens machte ihn mitten in seinem Redeschwall stumm. Er wischte sich Schweißperlen von der Stirn und sagte dann sehr leise, mit einer erschütternden Eindringlichkeit: „Ich bin ein so gut wie alter Mann, Herr Off'zier, und es kann sein, daß es für mich nicht paßt, zu tun einen Luftsprung mit dem gnädigen Herrn Leutnant auf dieser Maschin'. Aber," sagte er bebend, und seine gelben Hände krampften sich zu zwei knöchernen Fäusten um die flatternden Rockflügel, „ich kenn' die Maschin', Herr Leutnant, und wie gut ich sie kenn'. Vierzehn Tage hintereinander ist sie gekommen über unsere Stadt, wo nicht ist gewesen ein einziger österreichischer Soldat und niemand gelebt hat als die Juden im Keller. Jeden Früh, wenn wir haben geschlafen ein bissel und ausgeruht von unserem Jammer, ist dieser Zorn Gottes gekommen und hat geworfen Bomben auf die schuldlose Stadt rein aus Übermut. Draußen auf dem neuen Friedhof können der gnädige Herr Leutnant sehen, wen er hat getroffen aus Zeitvertreib, der Flieger von die Russen. Alte Weiber hat er niederg'macht. Und unseren kleinen, buckligen Leiser Aaron, was taub ist gewesen und stumm und nicht hat getan Übles in seinem Leben an einer Katz'. Und zwei Kinder liegen in der Erd', Herr. Ihrer eingeschlafenen Mutter sind sie davongerennt, aus Neugier zu schauen den Russen. Ihre Händ' und Füß', gnädiger Herr Leutnant ... ihre Händ' und Füß' hat die Mutter zusammengesucht in ihre Schürz', damit wir können begraben die unschuldigen Opfer."

Mit glühenden Augen maß der Jude die Maschine. „Es ist nicht mein Geschäft, zu fliegen und zu werfen Bomben den Russen auf die Köpfe. Aber wenn Sie mich wollen mitnehmen, Herr Off'zier, und mir zeigen die Handgriff, und explizieren mit drei Worten die Sach', werd' ich es treffen, als ob ich nicht wär' ein schmutziger Jud', der geküßt hat vor vier Wochen noch die Stiefel von dem Kosaken."

„Bomben", lächelte der Leutnant und sein Lächeln war ihm seltsam schwer, „wir werden heute keine Bomben werfen, lieber Herr Sochaczewer. Aber wenn Sie mich ein bissel Ihre Papiere anschaun lassen wollen, so —" er überlegte einen Augenblick — „so können Sie in Gottes Namen neben meinem Franzl da einsteigen."

Der Bursche Franzl grinste, und der Jude riß mit fliegenden Fingern eine fleckige Brieftasche aus dem abgerissenen Futter seines Lemberger Salonrocks. „Mendel Sochaczewer, Handelsmann von dahier", strahlte er und überreichte die Papiere und bekam es von seinen Mitbürgern bestätigt, daß es wirklich der Stadtrat und Armenvater und Handelsmann Sochaczewer sei, der mit dem Herrn Leutnant zu den russischen Stellungen fliegen wollte. Der Leutnant schwang sich auf seinen Führersitz; unterdessen wurde sein zweiter Passagier von den lachenden Soldaten neben den Pfeifendeckel Franzl geschnallt und bekam eine Fliegerhaube aufgesetzt; dann begann auch schon der Motor zu trommeln, und aus der schwarzen Rotte der entsetzt zurückfliehenden Juden flog Herr Mendel Sochaczewer mit dem gnädigen Herrn Leutnant und dem grinsenden Franzl aus Neutitschein in den grauen Morgenhimmel. Der kleine jüdische Handelsmann schloß die Augen. Nie, dachte er, wird es fertigzubringen sein, mit offenen Augen hinunterzuschauen in das ungeheure Loch, in das die gute, galizische Erde und sein armes, geschändetes und gepeinigtes Heimatsstädtchen versunken war. Er saß mit klappernden Zähnen, und zu spät kam es ihm sündhaft vor, in seinen alten Tagen Jehova so freventlich und leichtsinnig versucht zu haben.

Der Flieger hielt über dem Bug, dessen vielfach zerrissenes, mattes Silberband aus milchigen Nebeln und dunklen Austreifen heraufschimmerte. Die Hügel streckten sich, als man höher flog, wurden platt und ganz formlos. Die fliehende Erde trank sie in sich hinein und grau lag



Ein Höhenflug.

das weithin aufgerollte Land unter den Flügeln der großen Maschine. Wie Leichentücher, in die man die frommen, gläubigen Juden am Ende ihrer Erdenfahrt hüllt, wehten die Nebel über das Tal des Bug. Sich zurückwendend zu seinem Mendel Sochaczewer, den er bald vergessen hätte, wies der Flieger mit dem ausgestreckten Finger unter sich. Furchtsam rappelte sich der Stadtrat und Armenvater auf, lugte vorsichtig über die hohe Brustwand und sah schwindelnd zur grauen Erde hinunter. Der Finger des Offiziers wies auf haarfein hingestrichelte, dunkle Krümmungen, die sich in ununterbrochener Flucht von Straße zu Straße, Bach zu Bach, durch Gehöfte, von denen nur noch die geschwärzten Brandmauern standen, und durch zerstörte Dörfer hinauf nach dem von Nebeln verhüllten Norden wanden. Wie die Laufgänge eines gefräßigen Borkenkäfers wanden sich diese merkwürdigen Linien durch die graue Erdrinde. Der gellende Sturm des Motors verhinderte es, daß Herr Sochaczewer die erklärenden Worte des Leutnants vernahm, aber er verstand auch so und sah erschüttert, mit Tränen in seinen kleinen, traurigen Judenaugen, dort hinunter. Es waren Schützengräben, die der Krieg mit seinem eisernen Meißel in das arme Angesicht seiner Heimaterde gegraben hatte. Österreichische, russische Stellungen, hart aneinander, fliehend voreinander, vorstoßend und sich umfassend. Äcker und Hügel, Flußtäler und Bachwiesen, über die Herr Mendel Sochaczewer in besseren, glücklichen Tagen in seinem nun von den Russen entführten Einspänner kutschiert hatte, waren da eingesponnen in das schicksalsträchtige Gewirr dieser Linien, die nach Norden flohen. Dort oben standen nun wohl die Österreicher und rannten die Russen, und über das Land, das Russenstiefel zertreten, das der Feind geschändet und gemartert hatte einen Winter lang, flog der Jude auf russischen Flügeln; für ihn arbeitete der russische Motor, sang die Maschine ihr betäubendes Sturmlied, raste der Propeller. Herr Sochaczewer, Mendel Sochaczewer, Handelsmann und ehrengeachteter Stadtrat, war gewiß nicht, was man einen Gefühlsmenschen nennt. Aber dies war zu viel. Elias fiel ihm ein, der Prophet, den Jehova im feurigen Wagen dieser Erde entführte. Ihn schwindelte, er schloß die Augen, saß zitternd im Sturm und breitete weit seine Arme aus ...

Der Leutnant, der starrblickend, unbeweglich das Lenkrad umklammert hielt, glaubte in diesem Augenblick aus dem ihm so unsäglich vertrauten Trommelschlag des Motors etwas wie einen fremden Ton herauszuhören. Er beugte sich aufmerksam vor, aber dieser sonderbare Laut kam gar nicht von der Maschine. Es war eine Menschenstimme, ein phantastischer Gesang, eine seltsame Folge von wilden, tiefen, dunklen Schreien, die nicht einmal der Sturmlaut des Motors völlig übertoben konnte. Der Offizier erinnerte sich seines Passagiers und sah zurück. Herr Sochaczewer saß festgeschnallt neben dem Burschen, er hatte sich die Fliegerhaube vom Kopf genommen, und der Wind des Propellers riß ihm fast das dünne graue Haar von den Schläfen. Jede Runzel seines bleichen Gesichts zitterte von ungeheurer Erregung, und sein Mund stand weit offen, daß man die gelben, schadhaften Zahnstümpfe sah — — Herr Mendel Sochaczewer sang! Er gebärdete sich wie ein Verrückter. Er schrie in das Toben des Motors hinein. Denn sein Auge sah den Boden seiner Väter, Brüder und Schwestern befreit. Die Gnade Jehovas trug ihn durch die Lüfte über die Heimat, deren Peiniger flohen und geschlagen wurden. Und ohne daß er es wußte, stieg ihm dieser seine Brust nach langer Qual entlastende Schrei aus der Kehle. Ein Klagelaut,

ein Jubelpsalm, ein wilder Dank aus tiefster Herzensnot schrie aus der Kehle des Juden, und selbst Franzl, der Bursche, verstand endlich, daß der seltsame Mann an seiner Seite in der größten Stunde seines Lebens Zwiesprache mit dem unbekannten Gott hielt . . .

Der Leutnant klammerte die Hände fester um das Lenkrad; er wendete und flog heim. Eine leise Beklommenheit verdunkelte ihm einen Augenblick die hellen, guten und mutigen Augen. Man flog nun der aufgehenden Sonne entgegen. In Glut und Flammen flog man, blutig strahlte die rote Scheibe; das klirrende und singende Gestänge der Maschine blitzte im Morgenrot, und jäh stürzten die beiden grauen, sonnbeschienenen Flügel zur Erde. Der Leutnant ging im Sturzflug herunter. Das Gewehrfeuer des Motors setzte plötzlich aus. Die eben noch wirbelnde Schraube war nur mehr ein totes, glänzendbraunes Stück Holz, und in rasender Eile bäumte sich die Wiese vor der kleinen Trümmerstadt, von der man vor einer Stunde abgeflogen war, zu den Fliegern empor. Wie durch ein aufgerissenes Loch jagte man hinunter. Stieren Blickes sah der erwachte Jude die kahlen, schwarzen Brandmauern der Stadt unter sich. Jetzt, jetzt mußten sie hinunter auf die Steine des Platzes schmettern, da setzte rasselnd und klappernd der Motor wieder ein, die Schraube drehte sich einige Male und flaute ab, Herr Sochaczewer fühlte einen Ruck, und verständnislos sah er zu, wie sich der Bursche des Leutnants die Riemen und Schnallen vom Leibe löste. Man rollte über eine Wiese, Soldaten in blauen Mechanikerkitteln kamen näher, ein Schwarm Juden stob auseinander, und als ob ihn jemand aus Träumen geweckt hätte, versuchte er, sich nun auch von den festgeschnallten Riemen zu befreien und auszusteigen.

Blank, froh und lachend stand der Fliegerleutnant vor ihm. Helm und Gläser hatte er schon abgenommen. Der Morgenwind spielte mit seinem Haar. So, dachte Herr Sochaczewer, der kein Gefühlsmensch war und Gefälligkeiten nur gegen Perzente erwies — so sehen unsere Befreier aus. Und übermannt, mit einem aus tiefster Brust aufsteigenden Schluchzen, das ihm jedes Wort seines Dankes verschlug, nahm er die braune, schmale Hand des Fliegers in seine beiden Judenhände und küßte sie. **Lambert.**



Kriegszahlen.

Von Epimetheus.



Während Deutschland bis ums Jahr 1900 ärmer war als Frankreich, betrug schon 1908 nach einer Schätzung von Professor Blum (Hannover, Technische Hochschule) das Volksvermögen in Deutschland 285 bis 330 Milliarden Mark, in Frankreich 233 Milliarden Mark.

Der Metallbestand der Deutschen Reichsbank belief sich

am 31. Mai	1912	auf 1650,8	Millionen Mark
„ „ „	1913	„ 1318,1	„ „
„ „ „	1914	„ 1635,1	„ „
„ „ „	1915	„ 2431,5	„ „

Die Golddeckung der Noten und fremden Gelder betrug zu Anfang des Krieges

bei der Deutschen Reichsbank 30,1 %
„ „ Bank von Frankreich 51,4 %
„ „ Bank von England 39,5 %

heute dagegen

bei der Deutschen Reichsbank 35 %, also 5 % mehr
„ „ Bank von Frankreich 29 %, also 22,5 % weniger
„ „ Bank von England 21,5 %, also 17 % weniger.

Während Frankreich und England also zu Anfang des Krieges eine um 11,8 bzw. 8,4 % bessere Deckung hatten, haben sie jetzt eine um 4,1 bzw. 13,5 % schlechtere als Deutschland.

In Deutschland bleiben die Ausgaben im Lande und fluten zurück im Kreislauf. Die Feinde müssen Goldzahlungen nach Amerika leisten. Wie sehr Ausfuhr und Einfuhr in diesen Verhältnissen berührt werden, ergibt sich aus folgenden Zahlen:

Der Export Englands ging in den ersten zehn Kriegsmonaten (im Vergleich mit der jeweiligen Vorjahrszeit) um fast 160 Millionen Pfund Sterling gleich 3260 Millionen Mark oder um mehr als ein Drittel zurück. Die Handelsbilanz Großbritanniens hat sich demzufolge in der zehnmonatigen Frist bereits um die ungeheure Summe von fast 3 Milliarden Mark verschlechter. Bei einem auf den Außenhandel so sehr angewiesenen Händlerstaat wie England hat dies erhebliche Bedeutung.

Frankreichs Außenhandel ist in den ersten fünf Monaten 1915 um 2½ Milliarden Frank zurückgegangen, wobei die Einfuhr um ¼ (25 %), die Ausfuhr um mehr als die Hälfte (58 %) gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres fiel. Umgekehrt Amerika. Die Vereinigten Staaten hatten im April eine Ausfuhr von 94 Millionen Dollar = 57 Millionen Dollar mehr als im April des Vorjahrs. Das heißt eine Steigerung auf mehr als das Doppelte! Deutschland fehlt dabei unter den Ländern, die diesen Segen aufnehmen.

Die Staatsschulden im Jahre 1912 betrugen in

Frankreich	26202,96	Millionen Mark
Deutschland (einschl. Bundesstaaten)	20440,46	„ „
Rußland	19557,98	„ „
England	14954,68	„ „
Italien	10462,32	„ „
Türkei	2345,46	„ „
Japan	5565,83	„ „
Österreich-Ungarn	4314,07	„ „

Die Arbeitslosigkeit in Deutschland betrug vor dem Kriege 2,8 %, stieg im August auf 22,4 %, die Höchstziffer, an. Anfang Januar 1915 war die Zahl auf 7,2 % zurückgegangen und steht jetzt wieder auf 2,9 %, also dem normalen Stande.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Kriegsopfer.

Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.





Kreisrichter Krügers Rachefahrt.

Erzählung von Carl Busse.

(Fortsetzung.)

Den Kreisrichter überkam es ganz merkwürdig. „Kurios," sagte er halb für sich. „Wissen Sie, Fräulein, das ist ein ganz komisches Gefühl. Man fährt noch eine halbe Stunde oder eine ganze Stunde, und wenn ich dann aussteige, dann kennt mich kein Mensch mehr. Man hat gleichsam alles verloren: seinen Namen, seinen Titel, seinen Anhang. Man ist bloß ein Mensch wie Millionen andere, bloß ein Fremder."

Sie blickte ihn von oben bis unten an, kämpfte einen Augenblick mit sich und lachte ihm dann herzlich ins Gesicht.

Es verletzte ihn. „Nun ja, ja," sagte er etwas kühler und förmlicher, „das ist wohl Unsinn. Das kann nicht jeder verstehn."

„Ich verstehe schon," nickte sie. „Aber wissen Sie, wie das klang, was Sie da eben sprachen? So, als ob Sie ein Fürst seien — wie nennt man das im Deutschen? — ein Landesherr, nicht? Ein Landesherr, der sein Reich verläßt und sich nun wundert, wenn ihn keiner mehr grüßt. Sind Sie denn etwas so ganz Hohes?"

Sie nahm dabei eine drollige Respektsmiene an und ging mit der Hand gleichsam stufenweise nach oben.

Das versöhnte den Kreisrichter wieder. Er protestierte lächelnd: so hätte er es natürlich nicht gemeint.

Aber heimlich dachte er: man hatte es in der Welt ja doch zu etwas gebracht. Man zählte in Polajewo zu den Spitzen. Man war am Ende kein beliebiger Mensch. Und vielleicht wäre es gut, wenn dieses Fräulein erfuhr, mit wem sie zusammen reiste. Ihre Frage, ob er denn etwas so Hohes sei, ermunterte ja förmlich zu einer Vorstellung.

So räusperte er sich, gab sich einen leichten Ruck und sagte: „Gestatten Sie mir übrigens, daß ich mich vorstelle —"

Doch bevor er noch weiter reden konnte, hatte sie sich mit entsetzt abwehrendem Gesicht die Ohren zugehalten.

„Erbarmen Sie sich — muß das sein?" Aber als sie seine befremdete Miene wahrnahm, sagte sie rasch: „Sie haben doch eben selber davon gesprochen, welch merkwürdiges Gefühl es ist, einmal namen- und titellos zu sein. Warum wollen Sie sich dieses Gefühl nicht erhalten? Warum dürfen wir nicht einfach zwei fremde Menschen sein? Sehen Sie, ich kann mir später einbilden, Sie sind ein Herzog, oder ein Landrat, oder ein berühmter Gelehrter, oder ein Viehkommissionär — ganz wie es mir gerade paßt. Ich habe tausend Möglichkeiten. Und das ist so hübsch. Stören Sie mir doch das Vergnügen nicht!"

Was konnte man darauf erwidern? Gut; wenn sie es so haben wollte —!

„Es muß doch auch für Sie viel bequemer sein," fuhr sie fort, während ein paar Schlänglein um ihre vollen Lippen spielten. „Nehmen wir an, Sie sind Landrat. Jeder im Kreise kennt Sie. Sie dürfen niemals das tun, was Sie wollen, sondern immer das, was man von einem Landrat erwartet. Sie sind immer festgelegt. Sie sind ganz unbewußt der Sklave Ihrer Stellung. Hier aber in der Fremde, wo niemand von Ihnen weiß, hat auch niemand ein Recht auf Sie. Sie gehören sich ganz allein. Sie können auf Bäume klettern. Sie können sich einen Rausch trinken. Sie können Purzelbäume schießen. Sie können jede Dummheit machen — nicht?"

Nun lachten sie beide.

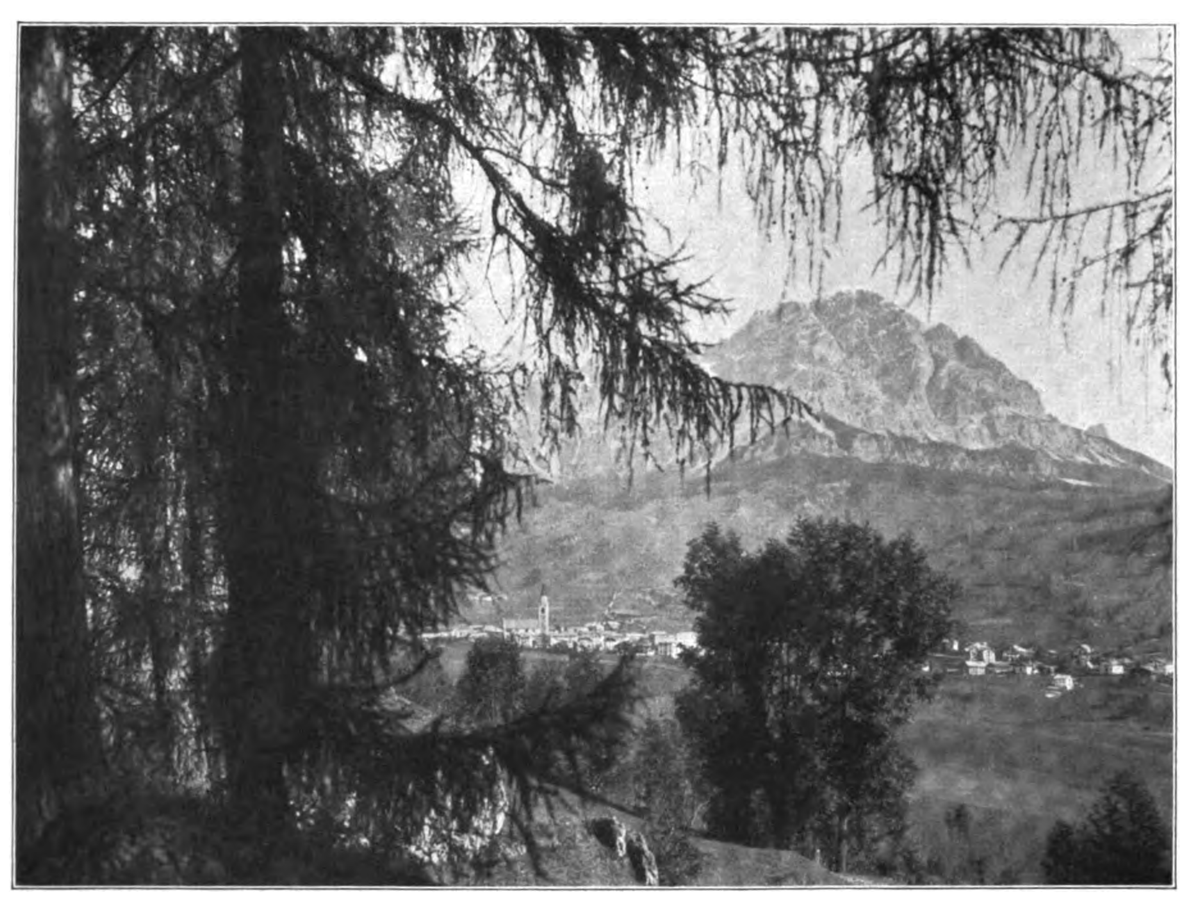
„Daran habe ich allerdings noch nicht gedacht," erwiderte der Kreisrichter, und sekundenlang flog es ihm durch den Kopf, daß er im Gegenteil reiste, um eine Dummheit und Verirrung zu bestrafen.

Aber alle Achtung, wie das Frauenzimmerchen reden konnte! Und was sie für Einfälle hatte! Eigentlich war es ja auch ganz richtig, was sie sagte. Nur daß man doch die Gewohnheit eines ganzen Lebens nicht einfach abstreifen konnte. Dieser Gedanke einer vollständigen Fremdheit und Freiheit hatte doch auch etwas Bedrückendes. Es waren einem da gleichsam alle Stützen aus der Hand geschlagen.

Ob sie in seinem Gesicht las oder nur den Faden des Gesprächs im stillen weitergesponnen hatte — sie sah ihn jedenfalls wie prüfend an und fragte:

„Sind Sie eigentlich schon oft so unterwegs gewesen?"

„N—nein," erwiderte er zögernd. Er hätte lieber mit Ja geantwortet und wußte doch selber kaum weshalb. Und er gestand, daß er bis auf den Abstecher



Gestörter Frieden in Südtirol: Cortina im Ampezzotal mit dem Monte Cristallo. Das vorspringende Gebiet von Cortina wurde bekanntlich nach Kriegsausbruch von Österreich aus strategischen Gründen geräumt, und die Italiener zogen hier kampflos ein. Phot. Leichat.

nach Gnesen die letzten zwanzig Jahre immer zu Hause gewesen sei ... immer in der kleinen Stadt.

Sie schüttelte fassungslos den Kopf. Es rührte sie förmlich.

„Oh,“ sagte sie bloß und hob halb die Arme. „Da möcht' ich aus Rand und Band gehn!“

Er wollte es ihr erklären, aber als sie ihn so anschaute, als sie die Hände um das leicht gehobene Knie verschlang und tief, recht wie in Fernweh und Weltsehnsucht atmete — da kam es ihm selber vor, als verstünde er das alles nicht mehr, als wäre es unmöglich, daß er zwanzig Jahre lang auf dem gleichen Fleck gelebt und vor Akten gesessen hätte — unmöglich, daß er Tag für Tag denselben Weg gegangen wäre, wo hier Hunderte und Tausende von neuen Wegen sich öffneten.

Da draußen, wo er auch hinsah, lag die Welt, die er nicht kannte — neu und fremd und schön, als wäre sie eben erst erschaffen — da grünten Wälder, die er nie betreten hatte, da lebten und liebten, lachten und weinten Menschen, von denen er nichts wußte.

Und der Gedanke überschauerte ihn, daß er nun fremd in diese fremde Welt hineinfuhr — nicht mehr derjenige, der er noch vor zwei Stunden gewesen war, sondern ein aus allen seinen Bindungen Gelöster, ein Namenloser, ein Neuer, der neuen Gegenden und Schicksalen entgegenging.

So mächtig drang es auf ihn ein, daß er nicht sprach, daß er nur weit nach draußen sah. Unklar wogte es in ihm, als hätte sich die Unruhe, die ihn in diesem Frühjahr überfallen hätte, plötzlich ungeheuer verstärkt und doch auch geklärt. Sein Beruf, seine Akten, sein Stammtisch, Polajewo, ja selbst seine Frau und seine Kinder — sie wurden ihm einen Augenblick etwas Unwirkliches und Unwahrscheinliches — etwas, das wie im Nebel ertrank und nur noch undeutlich wie aus längst versunkener Vergangenheit zu ihm hinüberwinkte.

Er wußte auch mit einem Male, daß er hier nicht nur um seines Jungen willen fuhr, sondern daß ihn auch die eigene Unruhe getrieben hatte. War es das letzte Aufflackern eines Lebens, das bald verkalken wollte? War es das seltsame Drängen der zweiten Jugend? War es die heimliche Angst, zu den Schatten hinab zu müssen, ohne an den sprudelnden Quellen der Freude getrunken zu haben? Genug: wie mit neuen und durstigen Sinnen nahm er Bild um Bild auf, das draußen vorüberzog.

Die Fremde hatte ihn beobachtet. Sie schien zu ahnen, was in ihm vorging. Sie hielt sich ganz

ruhig und unterbrach die Stille nicht einmal mit stärkerem Atem.

Aber plötzlich schien ihm diese unvermittelte Stille nach dem lebendigen Gespräch vorhin zum Bewußtsein zu kommen. Mit einem neuen freieren Ausdruck, dem doch eine halb verlegene Entschuldigung beigemischt war, wandte er sich seiner Reisegenossin zu und sagte mit einer Handbewegung:

„Schön — nicht wahr? Man muß wirklich einmal hinaus, um das zu sehen!"

Wie einem alten Bekannten nickte sie ihm jetzt schon zu. Das machte ihn noch froher. Und während der Wagen, von den untersten Zweigen der Chausseebäume gestreift, bedächtig vorwärtsrumpelte, und das Zirpen der Grillen tausendfältig, doch eintönig zum Fenster hineinklang, fing er zu summen an, fast ohne es selbst zu wissen, irgendein altes Lied, das ihm aufstieg und das er Jahrzehnte verloren hatte:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt . . ."

Nicht die Worte, nur eine Andeutung der Melodie.

„Die ganze Wiese steht voller Blumen," sagte er dazwischen. Und plötzlich wußte er von allem, was da blühte und wucherte, auch die Namen: Hahnenfuß, Goldklee, Schaumkraut, Kuckucksnelke — Namen, die seit seiner Knabenzeit in ihm ausgelöscht waren.

Ja, als ein Trupp rechenbewehrter Mädchen vom Wagen überholt ward und die keckste den Insassen der Post einen lachenden Gruß zurief — da winkte er übermütig mit der Hand, bis die Entfernung sich vergrößerte.

„Lustige Leute," sagte er wie entschuldigend. Aber einen Augenblick setzte er sich doch tiefer in die Ecke. Der „Kreisrichter" stieß in ihm hoch. In Polajewo wäre das alles nicht möglich gewesen. Hier schadete es ja Gott sei Dank nichts. Und nett war es doch.

Der Abend ward immer schöner, und auch die Landschaft ward abwechslungsreicher. Ein Fluß lief durchs Gelände, Windmühlen standen auf Hügeln, in einsamen Gehöften klang die Harmonika, droben erschien leuchtend der Abendstern.

Und auf alles machte er seine Fahrtgenossin aufmerksam.

Sie tat ihm auch den Gefallen, sich zu freuen und das, was er ihr zeigte, zu bewundern. Sie rückte ihm näher. Sie setzte sich ihm gegenüber, daß sie durch das gleiche Fenster schauten.

Wie ein feiner Rausch durchwogte es ihn.

Aber plötzlich ward er unruhig. Eben hatten sie wieder die Köpfe zusammengesteckt, um sich an einer Koppel mit weidenden Pferden zu entzücken — da war bei der Bewegung von neuem jener feine, lockende Duft frei geworden, und in der Steigerung seines Wesens empfand ihn der Kreisrichter stärker, ja fast körperlicher als früher. Er schloß einen Moment die Augen. Aber da sah er immer die kleine Schauspielerin vor sich, die er doch gar nicht kannte — die Schauspielerin, an die sich sein Junge gehängt hatte — die Schauspielerin, die in Hosenrollen auftrat — und das Tollste war, sie trug jetzt die Züge seiner Reisegefährtin, ja, sie war es selber. Er sah ihre schmiegsame Gestalt, das weiche Gesicht, die auseinanderblühenden Lippen, und so stark und heftig war der Eindruck, daß er entsetzt die Augen aufriß und hinüberstarrte.

Da saß sie wie vorhin, aber er ward die Zwangsvorstellung nicht los, er fühlte, wie das Blut in seinen Ohren sang, er mußte sie mit immer wieder abirrenden Blicken anschauen, er wurde rot, und der Schweiß trat ihm auf die Stirn — zum Teufel, war er denn verrückt?

Sie hatte einen Moment nicht auf ihn geachtet, aber jetzt ward sie aufmerksam. Unwillkürlich bog sie sich zurück.

„Warum sehen Sie mich so an? Ist Ihnen nicht gut? Was haben Sie denn?"

„Verzeihung," sagte er und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, „. . . es ist nur . . . es geht gleich vorüber! Nein, wirklich . . ."

Und er redete etwas von der Hitze dieser Tage, die noch aus den Polstern ströme.

Ja, das ließ sich wohl verstehen. Solche Postwagen waren die reinsten Schwitzkästen. Besonders wenn man selten reise und von all dem Neuen etwas benommen sei, könne dergleichen wohl vorkommen. Am besten sei ein Kognak. „Haben Sie keinen Kognak bei sich? Oder frisches Wasser? Schade!" Aber schon in der nächsten Sekunde schlug sie sich mit der flachen Hand vor die Stirn, sagte hastig „Warten Sie," schloß das Lederköfferchen auf und entnahm ihm eine Flasche. Dann schraubte sie ein silbern glänzendes Becherchen zusammen, füllte es und hielt es ihm triumphierend hin: „Versuchen Sie es einmal! Es ist Ungar, ganz alter. Er wird Ihnen gut tun!"

Der Kreisrichter war tödlich verlegen. Ihm schien, er könne das nicht annehmen. Er stammelte etwas von „nicht berauben wollen". Er versicherte, ihm sei schon wieder ganz gut.

Aber sie zuckte nur die Achseln:

„Warum machen Sie so viel Umstände? Trinken Sie — trinken Sie!"

Und während er noch ungeschickt protestierte, hatte er den Becher schon in der Hand. Da ergab er sich in sein Schicksal.

Stark und süß rann ihm der Wein durch die Kehle. Es war fast der einzige Wein, den der polnische Adel trank. Und hier, in den Kellern des alten Großherzogtums Posen, lag der edelste Ausbruch. So viel wußte er auch. Er belebte, wärmte und befeuerte. Ganz gut und klar ward ihm wieder zumute.



Sommeraufenthalt im Kriegsjahr 1915.

„Herrlich," sagte er und gab den Becher zurück.

Sie lachte. „Nun also — es ist hübsch, daß ich daran gedacht habe. Aber nun will ich ihn auch schmecken!"

Sie goß den Becher von neuem voll. Während sie trank, schloß sie die Augen und bog, als sie zur Neige kam, das Haupt zurück.

„Man spürt die Sonne, die auf die Trauben gebrannt hat — nicht?" Und nach ein paar weiteren Minuten sagte sie: „Merkwürdig — erst jetzt, wo ich getrunken habe, fühle ich, daß ich eigentlich hungrig bin. Seit Mittag habe ich nichts gegessen. Es stört Sie doch nicht, wenn ich aus freier Hand soupiere?"

Sie öffnete das Lederköfferchen noch einmal, breitete ein Taschentuch vor sich über die Knie und wickelte ein halbes Brathuhn aus. Mit großer Geschicklichkeit drehte sie die Keule ab und biß mit ihren kräftigen Zähnen hinein.

„Ich werde Ihnen folgen," sagte der Kreisrichter. „Auf der Reise scheint der Appetit zu wachsen."

Zwar hatte er eigentlich keinen Hunger, aber schon, um nicht von ihr eingeladen zu werden, wollte er auch seine Vorräte auspacken. Mit einem gebratenen Huhn konnte er zwar nicht aufwarten, aber eine gehörige Menge Schinkenbrote hatte seine liebe Frau in der Reisetasche verstaut.

Er hatte diese Reisetasche bisher halb verdeckt, da er sich gegen sie gelehnt hatte. Jetzt stellte er sie breit auf den Sitz und begann sie aufzuschließen.

Aber während er noch damit beschäftigt war, hörte er ein unterdrücktes Lachen, und als er sich wandte, sah er, wie die Fremde in nicht mehr zu bändigender Heiterkeit hinüberschaute. Ihre Schultern schütterten leise, der halb benagte Hühnerknochen wippte in der Hand auf und ab.

„Nehmen Sie es nicht übel," bat sie — „aber was haben Sie da für ein Prachtstück von Tasche?"

Er begriff ihr Vergnügen nicht ganz und wußte nicht, wie er sich dazu stellen sollte. Die Tasche war ja allerdings nicht mehr neu. Sie war in Perlenstickerei gehalten; auf der einen Seite stand in Girlandenumrahmung „Bon voyage", auf der anderen schaukelte sich ein grün-roter Papagei in gelbem Ringe. Einige Partien dieses Vogels waren zwar nicht mehr vorhanden. Es sah aus, als befinde sich der Papagei in der Mauser. Da waren die Perlen abgegangen und eine triste aschgraue Leinwand kam zum Vorschein.

Aber so schlimm, wie seine Reisegefährtin es machte, war es wirklich nicht. Sie konnte sich über den bunten Vogel gar nicht beruhigen. Sie wollte sich totlachen, daß man dergleichen auf eine Tasche stickte, und behauptete, das könne nur eine liebende deutsche Braut fertigbringen. Nun ja, seine liebe Frau hatte ihn einst zu Weihnachten damit überrascht — in den ersten Jahren, als man noch hin und wieder nach Gnesen fuhr. Der Papagei war damals noch farbenreicher gewesen und hatte gewiß unsägliche Mühe gemacht.

Natürlich, was er da eigentlich zu tun hatte, das ließ sich nicht sagen; es kam ihm mit einem Male

selber ein bißchen komisch vor. Gutmütig und etwas geniert lachte er also mit, packte sein Schinkenbrot aus und begann zu schnabulieren.

„Schmeckt es?" fragte sie und machte sich über den Flügel des halben Brathuhns her. „Ich finde, wenn man zusammen ißt, wird man gleich vertrauter."

Und als sie fertig waren, nickte sie ihm ermunternd zu: „Nun rauchen Sie — bitte! Nein, es belästigt mich gar nicht! Bei Gott nicht! Wollen Sie sehn?" Sie kramte in ihrer Tasche, knipste ein kleines Etui auf und nahm mit einem Spitzbubengesicht eine kurze Zigarette mit merkwürdig langem Mundstück zwischen die Lippen. „Ich wußte doch, daß ich noch zwei oder drei bei mir hatte. Wollen Sie mir nun Feuer geben?"

Donnerwetter, dachte der Kreisrichter, während er ein nicht ganz echtes Lächeln aufsetzte. Eigentlich ging das doch etwas weit. In Polajewo rauchte keine Dame, wenigstens keine deutsche; das war mit Recht streng verpönt. Sie hatten manchmal darüber debattiert, aber sie waren immer einig gewesen. Dergleichen galt allgemein als unweiblich. „Einer Dame, die raucht, möcht' ich keinen Kuß geben," hatte der Aufsichtsführende einmal gesagt, und sie hatten alle das gleiche Gefühl.

Nur die Polinnen nippten manchmal an einer Zigarette.

Wahrscheinlich — er kam wieder darauf zurück — war seine Reisegefährtin doch auch keine Deutsche, wenigstens keine ganze. Es fehlte ihr manchmal ein Wort. Und der bestimmte Tonfall — nein, sicher, mindestens zur Hälfte hatte sie polnisches Blut in sich.

Das beruhigte ihn schon mehr. Es war, als könnte man in puncto Rauchen nachsichtiger gegen sie sein.

Übrigens sah es wunderhübsch aus, wie sie die Zigarette leicht und lose zwischen den Fingern hielt, zum Munde führte und die Lippen spitzte.

Es nahm sich eigentlich gar nicht unweiblich aus. Es war doch sehr elegant und reizvoll.

Und was das mit dem Küssen betraf — na, wenn man so davor saß, sah sich die Sache wesentlich anders an.

Er schmunzelte vor sich hin.

Man würde es zur Not auf sich nehmen. Man würde sich nicht lange bitten lassen ... haha!

Am Ende war man in Polajewo wohl wirklich etwas vorurteilsvoll. Schließlich hatte jedes Ding zwei Seiten — das lernte man in wenigen Reisestunden besser als in zwanzig Jahren des Stillsitzens.

Allmählich war es im Wagen dämmrig geworden. Auch draußen sank lautlos und zögernd die Nacht. Die Linien erweichten sich, die Farben wurden blasser. Hinter Wäldern war die Sonne versunken. Immer deutlicher trat der Vollmond hervor. Über die jungen Felder flog sein weißlicher Schimmer. Es silberte in der Luft. Die Dörfer, durch die man kam, schliefen schon, nur die Hofhunde schlugen an. Um die Kronen der Chausseebäume flogen geisterhaft die Fledermäuse.

„Sollen wir denn ganz im Dunkeln bleiben?" fragte die Fremde. Sie lachte vor sich hin. „Man kann sich ja kaum noch erkennen."

Es war wunderlich, wie anders das Lachen klang, wenn man sich nicht mehr deutlich sah. Es löste sich dann gleichsam von der Person los; es bekam ein eigenes Leben; es lief auf einen zu; es berührte einen wärmer, lockender, eigener.

„Der Postillon macht sich strafbar," erwiderte der Kreisrichter.

„Dann erlassen Sie eine Amtsverfügung," neckte sie. Und wieder dieses warme, dunkle, heimliche Lachen. „Es ist eigentlich unerhört, daß man hier... daß wir hier ..."

Sie führte den Satz nicht zu Ende.

„Wie?" fragte er.

„Ach, ich meinte nur —"

Aber was sie meinte, sprach sie auch jetzt nicht aus, sondern sie lachte nur von neuem.

Dem Kreisrichter ward es heiß. Er ahnte, wie der Satz weitergehen sollte. Sie fand es seltsam, daß sie beide hier eng beieinander im Dunkeln saßen — sie, das junge Weib, und er! Und daß ihr das zum Bewußtsein gekommen war, verwirrte und beglückte ihn gleichzeitig.

Wie ein warmer Strom durchrann es ihn. Er war also noch nicht ganz passé ... er war noch nicht alt ... es gab noch Menschen, die einfach den Mann in ihm sahen ...

Jahre hatte er das nicht empfunden. In Polajewo... da sah jeder nur seine Würde, sein Amt. Oder er war der „Vater". Die Kinder sagten es, selbst seine Frau pflegte ihn gleich den Kindern „Vater" zu nennen. Man gewöhnte sich daran. Man vergaß förmlich, daß man für sich selbst auch noch ein Mensch war.

Deshalb fühlte er jetzt dieses Unausgesprochene, das plötzlich hier im Dunkeln heiße Fäden wob, wie einen elektrischen Schlag. Ihm war, als würde er jünger, seit er wußte, daß man ihn jünger empfand, daß man am Ende glaubte, von ihm etwas fürchten zu müssen.

Sein Herz schlug stark, seine Pulse klopften.

Nein — nein, sie brauchte nichts zu fürchten. Aber er war ihr dankbar, daß sie ihm zu solch einem heißen, stolzen, letzten Jugendgefühl verhalf.

Und mit einer Stimme, die von der inneren Erregung noch gefärbt erschien und ganz leicht zitterte, sagte er: „Man könnte ja dem Kutscher befehlen, daß er Licht ansteckt."

Sie antwortete nicht.

Er wartete... die Sekunden vergingen... sie antwortete nicht. Hatte sie es nicht verstanden? Träumte sie? War sie mundfaul? Oder — wollte sie keine Antwort geben? (Fortsetzung folgt.)





Wohnküche in der Ausstellung „Ostpreußenhilfe" in München" nach einem Entwurf des Architekten Eduard Pfeiffer.

Die Ostpreußenhilfe in München.

Von Max Braunschweig. (Mit sieben Abbildungen.)

Das erhebende, von edlem Mitgefühl und tiefer Dankbarkeit getragene Hilfswerk, das bald nach der Vertreibung der Russen das große Ziel des Wiederaufbaus der Provinz Ostpreußen anstrebte, fand überall im Deutschen Reich begeisterte und opferwillige Mitarbeiterschaft. Alle vaterländischen Gaue erkannten es als eine der wichtigsten gemeinsamen Pflichten an, mehr als fürs erste einfach zur Linderung der entsetzlichen Not beizutragen. Dort, wo auf Jahre Bestand und Gedeihen auf ruchloseste Weise vernichtet wurden, kann nur Hilfe fruchten, die auf Jahre hinaus freiwillig Beistand zu leisten sich erbietet. Das erkannten Reich und Städte, Behörden und Bürger. Freilich, was auch geschah und fernerhin geschehen wird, keine noch so selbstlose und noch so ausgedehnte Liebestätigkeit des ganzen deutschen Volkes ist imstande, die erlittene Qual und den fürchterlichen Jammer von Tausenden ostpreußischer Männer, Frauen und Kinder auszutilgen. So bemüht sich wetteiferndes deutsches Zusammengehörigkeitsgefühl, wenigstens zerstörtes oder geraubtes Hab und Gut den heimgesuchten Volksgenossen zu ersetzen.

Wohnzimmer für Ostpreußen. Entwurf: Karl Bertsch. Stiftung und Ausführung: Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst in Hellerau.

Wenn auch die Tageszeitungen über den Fortgang der verschiedenen Hilfsaktionen berichten, so ist es vielleicht nicht ohne Interesse, einiges von der Münchener Ostpreußenhilfe zu hören, zumal diese von Anfang an ihre eignen Bahnen ging. Sie verfolgt diese auch weiter, innerhalb des breitgespannten Rahmens, der nunmehr die gesamte Fürsorgearbeit zugunsten der Provinz einheitlich umschließt. Bayern beziehungsweise München ging von dem schönen Gedanken aus, daß der im Genuß seines ungefährdeten Besitzes gleichmäßig lebende Süden in hilfsbereiter Bruderliebe den um Haus und Herd gebrachten Familien in Ostpreußen wohnliche Heimstätten zu schaffen trachten müsse. Dieser Gedanke, zu dessen Verwirklichung einige hunderttausend Mark gesammelt wurden und hoffentlich noch mehrere hunderttausend hinzukommen, ist nach umfangreichen Vorarbeiten heute soweit zur Tat geworden, daß die „Münchener



Wohnzimmer für Ostpreußen. Entwurf: Kunstmaler Friedrich Delcroix.

Ostpreußenhilfe" in einer Ausstellung dem Publikum zeigen konnte, welcher Art diese Wohnungseinrichtungen sind.

Die Künstler, welche die Möbel entwarfen, und die Gewerbetreibenden — es sind ausschließlich Münchener —, die sie herstellten, gingen von dem gesunden Grundsatz aus, daß den Ostpreußen mit wenigen, aber gediegenen und ebenso geschmackvollen wie zweckdienlichen Dingen viel mehr gedient sei als mit Ladungen zusammengestoppelten, überladenen und wenig haltbaren wiewohl noch so glänzenden Schundes. Das Hausgerät, das die Stube füllt, soll ihr auch Leben geben, darf sie nicht kalt lassen. Gutes Hausgerät ist zweckmäßig und formenschön zugleich. Es macht Freude; der Besitzer liebt es. Es kommen hier Kulturwerte in Frage, die über die bloße Beschaffung der Möbel hinausgehen. Und auf diesem Gebiet uns ein gehörig Stück nach vorwärts gebracht zu haben, bleibt ein Verdienst der Ausstellung. Die 27 ausgestellten Musterräume — Küchen, Wohnstuben und Schlafzimmer — sind für den Mittelstand gedacht. Die Einrichtungen atmen einladende Behaglichkeit und verbinden damit schlichte Vornehmheit. Bei alledem lassen sie nirgends die Berücksichtigung einerseits der Verwendbarkeit, andererseits der vorteilhaften Raumausnutzung in Kleinwohnungen vermissen.

Bis zu welchem Grade solcher Vielfältigkeit von berechtigten Ansprüchen die Möbel entsprechen, versuchen unsere Bilder zu vermitteln. Aus ihnen wird der Beschauer unschwer auch entnehmen können, daß die Verfertiger vornehmlich das ruhige Danziger Barock als Grundform benutzten. Es ist stark im Osten unseres Vaterlandes verbreitet. Anklänge an ostpreußische Vorbilder finden sich ebenfalls in der Ausstellung. Sie gelangen einmal in der eigenartigen Behandlung der Bettlade zur Geltung. Die frühere, heute fast vergessene Kunst in Ostpreußen bedachte weniger die Kopfseite als vielmehr das Fußende des Bettgestells. Neben dieser Formgebung erinnert noch die prächtige farbige Bemalung des Holzes an einstige Volkskunst in der Provinz. In der verschiedenartigen äußeren Behandlung des Holzes liegt ein anderer Reiz, der von den einzelnen Einrichtungen ausgeht. War es hier die ursprüngliche Bemalung, so



Schlafzimmer für Ostpreußen. Entwurf: Kunstmaler Friedrich Delcroix.



Küche mit bemalten Möbeln. Nach Angaben des Stifters Kommerzienrat Heinr. v. Dall'Armi gefertigt.



Wohnzimmer mit bemalten Möbeln. Entwurf von Professor Franz Rank unter Anlehnung an ostpreußische Vorbilder.



Wohnzimmer. Entwurf und Ausführung von der Hofmöbelfabrik M. Ballin.

Die Ostpreußenhilfe in München.

ist es dort die zarte Beizung, die das Material hebt. Einige Möbel sind in überraschenden Farben lasiert, einige wieder bei leichter Tönung mit Sandgebläse behandelt. Sind schon hier und dort andere Holzarten zu Füllungen verwendet, so geschah die Herstellung vorwiegend aus Fichten- und Tannenholz, dem billigsten Material also. Und es wirkt wie etwas gänzlich Neues, Unbekanntes!

Gibt die Ausstellung solcherart eine Fülle von Anregungen, die das darniederliegende Handwerk in Ostpreußen gern zu verwerten wissen wird, wenn es sie, da demnächst die Ausstellung nach Ostpreußen wandert, gesehen haben wird, so bietet die Münchener Ostpreußenhilfe mancherlei Wege zur Hilfeleistung. Es ist vorgesehen, daß nachweisbar Bedürftigen Einrichtungen gespendet werden; sind doch von etlichen Zimmern mehrere hundert schon in Arbeit. Die private Wohltätigkeit findet dankbarste Gelegenheit zu Stiftungen. Viele, sehr viele sind bereits eingelaufen. Angesichts der Riesenzahl der Armen, denen das Heim genommen ward, sind die vielen noch zu wenig. Schließlich, da es sich zeigt, daß mancher Verlustträger Schenkung wie Stiftung aus welchem Grunde immer ablehnt, sollen Einrichtungen auch verkauft werden. Nun wäre die Münchener Ostpreußenhilfe keine Hilfsorganisation, wollte sie ein Zimmer zum Marktpreis verkaufen. Mag sie schon etwas bei einem Zimmer daraufzahlen, das in und mit seinem Namen zu spenden ein Opferwilliger für 250 Mark gestiftet hat, so ermäßigt sie ostpreußischen Käufern den Preis um 200 Mark. Es muß erwähnt werden, daß das teuerste der Musterzimmer rund 450 Mark kostet. Dieses erhält der Bewerber für 250 Mark — und frachtfrei bis zur Bahnstation. Man wird zugeben, daß hierin ein Hilfswerk liegt, das noch dadurch gewinnt, daß der Erlös abermals zur Beschaffung von Wohnungseinrichtungen dient.

Erwägt man, daß die ostpreußischen Tischlerhandwerker, soweit sie nicht schlechtweg Händler geworden sind, den Bedarf an Möbeln dort nicht decken können und daß sorgfältig durchgearbeitete Stücke von gefälligen Formen so wohlfeil — kein Abzahlungsgeschäft liefern kann, so wird man zu dem Urteil kommen, daß die Münchener Ostpreußenhilfe gleicherweise volkswirtschaftlich gesund wie kulturerzieherisch wirksam ist; ganz abgesehen davon, daß sie mit ihren eigenen zahlreichen Schenkungen neue Lebenshoffnungen und neue Arbeitsfreude wecken hilft. Denn das einstige Ordensland wieder blühend und kräftig zu sehen, daran mitzuhelfen und dazu in Zukunft die deutsche Bruderhand zu reichen, ist ein Wunsch, den München mit Ganz-Deutschland hegt.

Im Seuchengebiet.

Von Erich Köhrer.

Mitten in der ungarischen Tiefebene, auf dem Bahnhof einer Großstadt, die in der Luftlinie keine 200 km genau östlich von Budapest liegt, sah ich zum erstenmal in den heißen Julitagen das Verbot: „Den deutschen Truppen ist der Genuß des Trinkwassers untersagt.“ Soweit sind mit der russischen Heeresflut die Seuchen über die Karpathen ins Land hineingebrandet, und wenn die ungeheuren Menschenmassen der Russen noch an den Abhängen der Berge von dem unerschütterlichen Damm deutscher Krieger zum Stehen gebracht wurden, so haben die Seuchen doch ihre gierigen Knochenhände noch weiter in die Ebene vorgereckt. Das Verbot des Trinkwassers scheint aus der Entfernung gar nicht einmal so schmerzhaft. Noch sprudeln ja die Quellen des Pilsener Bieres, noch fließt der Ungarwein, noch spenden die zahlreichen Mineralwasser des Ungarlandes zahllose wohlgefüllte Flaschen. Aber wenn man dann aus der Ebene langsam emporsteigt, in das Gebiet der furchtbaren Frühjahrskämpfe, etwa die blutgetränkte Straße von Munkacz nach Stryj mitten durch das Karpathenreich hindurch, merkt man am eigenen Leibe doch sehr bald, was für ein Opfer dies Verbot von unseren heldenmütigen Kriegern verlangt hat und dauernd verlangt. Denn die Vorräte an den mannigfachsten Getränken haben den riesigen Massen auf die Dauer nicht standhalten können, und oft genug ist das Wasser die einzige Erfrischungsmöglichkeit in heißen Sommerwochen gewesen. Ich sage: gewesen, weil eine neue Organisation diesem dringendsten Bedürfnis unserer Leute in der Front Abhilfe schaffen will. Ich habe selbst den ersten deutschen Mineralwasserzug, der 70000 Flaschen Wasser an die Front brachte, hinausbegleitet, und mit eigenen Augen den Segen kennen gelernt, den diese Sendung gestiftet hat und den die weiteren, regelmäßigen Mineralwasserzufuhren noch erhöhen werden.

Diese Zufuhren werden eine starke Stütze im Kampfe der deutschen Ärzte gegen die Seuchen sein; in einem Kampfe freilich, der durch die energisch durchgeführte Organisation unseres Sanitätswesens und durch die aufopfernde Tätigkeit der Ärzte und Pfleger bisher bereits für uns nicht minder siegreich verlaufen ist als die Kämpfe auf den Schlachtfeldern. Zwischen Lemberg und dem Süden Galiziens bis zur Grenze der Bukowina, zwischen den ungarischen Abhängen der Karpathen durch das Gebirge nach Osten bis zu den Ufern der Zlota-Lipa, an deren westlichen Hängen entlang sich heute unsere Stellungen ziehen, haben die Würgengel ihre schwarzschattenden Fittiche gebreitet: Typhus und Cholera, Flecktyphus, Pocken und Pest.

Aber es ist — das darf man mit hoher Freude sagen — gelungen, die deutschen Truppen unserer heldenmütigen Südarmee ihrer Macht zu entziehen. Gewiß sind einzelne Fälle von Cholera auch bei unseren Kriegern vorgekommen, aber ihre Zahl ist verschwindend gering gegenüber den großen Truppenansammlungen, die die russischen Eindringlinge über die verschneiten Karpathenpässe zurückgejagt haben. Dieser wertvolle Erfolg, der an Bedeutung sicher hinter keiner gewonnenen Schlacht zurücksteht, ist in erster Linie der kulturellen Höhe unserer Leute zu danken. Sie wissen, dank andauernder Belehrung durch die Truppenärzte, daß das Verbot des Wassers einen sehr ernsthaften Grund hat, und sie sind von Hause aus so sehr an Reinlichkeit gewöhnt, daß sie damit bereits die beste Waffe gegen die Seuchen selbst zur Anwendung bringen. Ich bin in Dörfern gewesen, wie Narajow oder Stratyn oder Nowesiolo, in denen fast an jedem Hause das Warnungstäfelchen „Cholera!“ auftauchte, und in denen doch unsere braven Leute vergnügt vor der Türe ihr Pfeifchen rauchten oder mit den ruthenischen Schönen schäkerten. Das Wasserverbot ist freilich nicht die einzige Maßregel, die energisch durchgeführt wird. Als wir in Rohatyn das Etappenlazarett betraten,

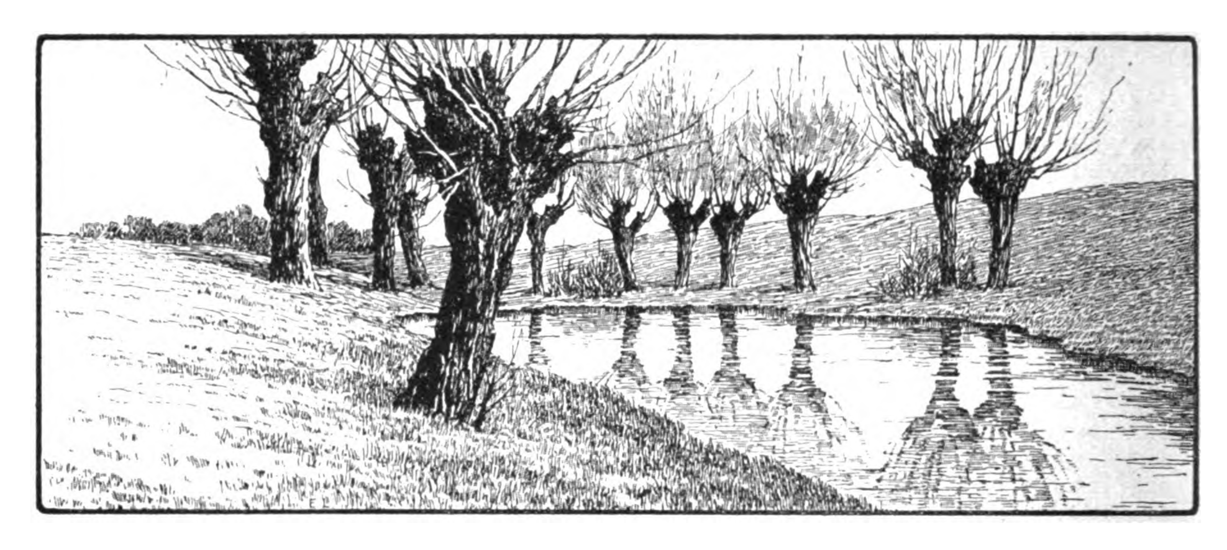
in dessen einer Baracke eine ganze Anzahl Cholerakranker aus der Zivilbevölkerung lag, schlug der Stabsarzt die dargereichte Hand aus. „Händegeben ist hier verboten, darin müssen Sie uns schon entschuldigen!“ In der Tat *ist* ja festgestellt, daß die Hände sehr häufig Mittler für Krankheitsübertragungen sind. Als wir eine Stunde später auf einer Etappenkommandantur dem fröhlichen rheinischen Hauptmann zur Begrüßung nicht die Hand reichten, erzählten wir ihm den Grund. Noch am selben Tage verboten im ganzen Bereich dieser Etappenkommandantur Plakate jeden Händedruck. Ob der Hauptmann meine Anregung, auch das höchst gesundheitsschädliche Küssen zu verbieten, befolgt hat, konnte ich leider nicht feststellen.

Die Arbeit der deutschen Ärzte wird sehr erschwert durch die Gleichgültigkeit der Bevölkerung, welche die Seuchen wie ein unumgängliches Schicksal hinnimmt. Überall sieht man in den kleinen schmutzigen Dörfern an einer abgelegenen Stelle ein paar Kreuze, die Heimstätten der Choleratoten. Nicht leicht wird aus meiner Erinnerung das Bild schwinden, als ich an einem sonnüberglühten Julitag unter den Linden einer wunderschönen Dorfstraße zwei Männer in einer schmucklosen, rohgezimmerten Kiste das jüngste Opfer der Cholera sang- und klanglos auf den Leichenacker tragen sah.

Man wird selbstverständlich im Kampfgewühl und selbst im Leben hinter der Front abgestumpft, und man gewöhnt sich leider nur allzusehr an den Anblick menschlichen Elendes, menschlicher Leiden. Aber zum Besuch einer Cholerabaracke gehören doch noch sehr starke Nerven. Ein unendliches Gefühl des Mitleids macht sich geltend, wenn man diese Häuflein in den gierigen Krallen der Seuche sich winden sieht, verschwindend in ihrem eigenen Unrat, gepeinigt von furchtbaren körperlichen Qualen, und immer noch von der einen Hoffnung beseelt, das lockende Leben wiedergewinnen zu können. Mitten unter ihnen habe ich zwei Heldinnen getroffen, zwei junge Mädchen von achtzehn Jahren, aus den ersten Diplomatenkreisen Württembergs, die mitten im Machtbereich der Seuchen in einem verlassenen Hause in einem bakteriologischen Laboratorium vom Morgen bis zum Abend beschäftigt sind, durch ihre Untersuchungen den Ärzten im Kampf gegen die Cholera zu helfen.

Die Landschaft, durch die die Würgengel der Menschheit schreiten, ist überaus reizvoll und friedlich. Aus den Tälern östlich der Karpathen steigt das Land mit der Sanftheit thüringischer Waldberge empor, senkt sich zum Dnjestr hinab und wirft dann in bunter Fülle bis an die Zlota-Lipa Höhen und Täler durcheinander. Die Dörfer liegen in die Tiefe geduckt, überschattet von einem üppigen Kranz alter Bäume, und ein Hauch des Friedens weht um sie her, der völlig vergessen läßt, daß vor noch nicht vier Wochen hier die Batterien ihre eherne Sprache ertönen ließen, daß die hochstehenden Ähren ihre Köpfe über Drahtverhauen und halbverschütteten Schützengräben im Winde schwanken lassen. In der Nähe verlieren die Dörfer alle ihren Reiz. Die Hütten sind ärmlich und erbärmlich, und außen und innen zeigt sich keine Spur eines Verständnisses für Gemütlichkeit und Sauberkeit. Jetzt aber weht außerdem durch diese Reihen von häßlichen, verfallenen Hütten der gespensterhafte Hauch des Todes. Die Russen haben wohl geglaubt, daß der Fluch, den sie in dem wiedereroberten Lande uns hinterlassen haben, ihnen die Rückkehr erleichtern werde. Man kann heute, wo der größte Teil des Sommers mit seiner gefährlichen Hitze vorüber ist, sagen, daß diese Hoffnung sich nicht erfüllt. Wie man die Seuche von unseren Truppen ferngehalten hat, so wird auch die Zivilbevölkerung allmählich von dem Druck befreit werden, und wenn man heute noch in der ungarischen Ebene schon kein Wasser mehr trinken darf, so wird bald die durchgreifende Reinigungsarbeit der deutschen Hygieniker das Seuchengebiet selbst bis zu den russischen Grenzen hin entseucht haben. Und die ruthenische und polnische Bevölkerung dieser landschaftlich so bevorzugten Gebiete wird vielleicht aus den Schrecken dieses Weltkrieges für die Zukunft die aufrüttelnde Lehre gewonnen haben, wie man mit Energie und Opferfreudigkeit selbst unter den schwierigsten Verhältnissen sogar das Gespenst der Cholera bannen kann.

Am Grab des Kameraden. Nach einer Zeichnung von Wera v. Bartels.



Libuscha.

Novelle von Ellyn Karin.

Sie stand mitten in dem sausenden, heißen, fallenden, weißgelben Korn und hielt die linke Hand an der Sense, die rechte über den dunkelgrauen, weithinblickenden großen Augen. Groß und stark, braun und heiß von der brennenden Sonne durchglüht holte sie tief und erschöpfend Atem.

Dann nahm sie das blühweiße Kopftuch ab und schüttelte den Kopf. Um die niedere Stirne und im Nacken lösten sich feuchte, dichte braune Locken. Aber die Zöpfe lagen, fest geflochten, wie Bronze auf ihrem runden, starken Kopf.

Über den braunen Hals liefen ein paar klare, blitzende Perlen hinab in das leinene Hemd. Sie ließ die Sense fallen und breitete die Arme weit ab von sich.

So stand sie eine Weile. Der heiße Duft des Kornes, der glühende Atem der durchsonnten Felder, der weiße Glast, das Summen der tausend Käfer, das feine Klirren sonnenvergoldeter Halme waren wie ein starkes Lied um sie.

Ein Glockengebimmel durchbrach die gleißende Stille. Unten am Rain legten die anderen die Sensen zu Hauf und stiegen zum Bach nieder, wo unter Holunderbuschwerk zwei Kinder mit dem Schnitteressen warteten.

Libuscha ließ sich Zeit. Irgendein Knecht rief ihr etwas zu. Sie zuckte mit keiner Wimper. Es war als hätte sie nichts gehört. Sie würde schon kommen, wenn es ihr paßte.

Dann drehte sie sich um, daß ihr tausendfälteliger Rock wie eine Woge um sie ging, und sah zu dem großen Bauernhof hinunter, der mit seinen gelben Strohdächern wie ein Volk riesiger Pilze anzusehen war.

Zu diesem Hof gehörte sie. Dort hatte ihre Mutter sie vor 24 Jahren heimlich in einer schmerzvollen Nacht im Stall geboren. Man hatte ihr das Kind gelassen, hatte es aufgezogen neben jungen Ferkeln, Hühnern und Gänsen, hatte es dann später mit auf die Weiden geschickt — und es langsam zu einer Magd augezogen — die wieder, wie einst die Mutter, die Felder und das Vieh versorgen mußte.

Die Mutter war gestorben und Libuscha war allein. Wer der Vater war, wußte niemand. Libuscha war nicht wie ihre Mutter war. Sie hatte etwas Starkes, Wildes, Herrisches an sich. Schon wie sie einherging war anders als bei den anderen Mägden. Sie hielt sich gerade und konnte die Menschen ansehen, daß es ihnen eigen zumute wurde.

Ein herrischer Geist lebte in ihr. Und sie war hübsch, daß alle Burschen hinter ihr her waren.

Und alle Weiber hatten einen geheimen Haß gegen sie. Warum? Das wußten sie selbst nicht. Am meisten aber war ihr die alte Bäuerin aufsässig. Wie sie ihr auflauerte, wie sie ihre kleinen tiefliegenden Augen auf sie richtete und immer ihre scharfen Kiefer aufeinander rieb, als wollte sie Libuscha zwischen ihnen zermalmen. Die Alte hatte Angst. Das wußte Libuscha sehr wohl. Angst um ihren Sohn, der seit drei Jahren Witwer war.

Libuscha lächelte höhnisch vor sich hin und begann langsam mit festen Schritten hügelab zu gehen.

Unten aßen sie bereits. Der Duft heißen Hirsebreis kam ihr entgegen.

Ein Knecht sagte irgend etwas und alle lachten.

Die alte Anuschka brummte Libuscha an: „Mußt immer was Extras haben, Libuscha?“

Sie lachte die Alte an. Sie setzte sich und begann zu essen. Wie das schmeckte! Der Vorknecht blickte sie an und fuhr mit dem Handrücken über seinen Mund.

„Wenn man die Libuscha essen sieht, kriegt man von neuem Hunger.“

„Dann iß, es gibt grad genug,“ lachte Libuscha.

Endlich waren die Schüsseln leer. Die Knechte legten sich um und schliefen. Die alte Anuschka half den Kindern die leeren Schüsseln, Krüge und Häferln in die Körbe tun.

Die beiden Kinder trotteten davon. Die Sonne sengte die Luft. Die weiten Felder der Hanna glühten weiß auf. Ein paar Bienen summten träge vorbei.

Die Anuschka hatte die braunen, mageren, abgearbeiteten Hände über die Knie gelegt und schlief. Ein paar Mägde neckten sich faul und schläfrig. Libuscha hockte, auf den linken Arm gestützt, auf dem heißen Rasen.

Ihre grauen Augen suchten durch diese weißglühende Stille. Mit einem Male bimmelte wieder die kleine schrille Glocke. Unten am Gehöft erschien der Bauer. Er hielt die Hand über die Augen und schaute herauf.

Libuscha schnellte empor und ging steil die Lehne entlang. Seine dunklen Augen verfolgten jeden ihrer Schritte. Sein braunes, glattes Gesicht, in dem die Augen so tief unter der scharfkantigen Stirne lagen, war wie steingemeißelt so ruhig, aber die Augen blitzten und lebten wie unruhige, brennende Flammen.

Die Libuscha! Herrgottsakrament dieses Frauenzimmer zerfraß ihm seine ganze Ruhe! Unter seinen Knien möchte er sie wissen und erdrosseln vor Haß und Wut!

Und dann wieder hielt ihn eine Scheu ab, die er sich gar nicht erklären konnte.

Wenn sie ihn so ganz und fest anblickte mit ihren lebendig flimmernden Augen, mußte er an die Hanna denken, die so

Kriegsnachrichten.

Nach einem Gemälde von Hans Best.



blanke und glänzende Wellen vorbeitrieb. Gerade so waren ihre Augen. So fremd, so gleißend, so gleichgültig ...

Dann zuckte er die Achseln. Eine Magd! Ein geringschätziger Zug spielte um seinen dünnlippigen, slawischen, großen Mund. Eine Magd! ...

Aber die Magd ging gleich einer Herrin neben ihm her, beherrschte sein Verlangen, schürte seine Sehnsucht zu brennender Gier — Libuscha! ... Libuscha! ...

Die Sensen und Rechen lehnten auf der Tenne in einem Winkel. Die braunen Knechte schliefen und die Mägde schliefen in ihren heißen Kammern. Ein großer, silberklarer Mond glänzte über dem weiten Land.

Libuscha stand an ihrem Kammerfenster. Sie gab ihren Hals, ihre weiße, leuchtende Brust der Nachtluft preis.

Sie öffnete ihre heißen Lippen und trank gierig den kühlen Atem der silbernen Nacht.

Die Sonne brannte weiter in ihrem jungen Leib, und sie konnte nicht schlafen.

Das Wasser im Krug schmeckte öde und leer. Sie hatte Durst. Da fiel ihr mit einem Male ein, daß sie hinunter zum Fluß gehen und dort baden könnte.

Sie beugte sich zum Fenster hinaus. Kein Mensch würde sie sehen. Sie mußte nur vorsichtig die wackelige Stiege hinabkommen. Sie zog die Schnur ihres Hemdes fest, steckte die Zöpfe hoch, nahm ein graues, rohlinnenes schmales Handtuch um den Kopf, die Schuhe in die Hand und schlürfte hinaus.

Hinunter über die knarrende Treppe, über den Gang, nun die kleine Türe auf — und sie stand draußen im Hof. Der Schatten der Pumpe lag wie ein langes Gespenst über der weißen Erde. Husch war sie aus dem klaren Geviert und im Schatten der großen Tenne. Dann wieder im weißen Silberlicht. Jetzt spürte sie den kalten Tau der Wiese auf ihren nackten Füßen.

Ach wie das wohltat! Nun lief sie nicht mehr. Nun konnte sie keiner mehr sehen vom Hofe. Federnd schritt sie durch das scharfe, taunasse Gras.

Und dort gleißte der kleine Fluß auf. Eine niedere Holzbrücke zog mit ihrem dunklen Geländer schwarze Linien über den gleitenden Schimmer hinweg.

Endlich war sie da. Weiter unten am Ufer standen Weiden mit tiefhängenden Zweigen über der Flut.

Sie sah ins Wasser hinab, das nicht tief war. Jedes Steinchen am Grund war zu sehen. Aber das Wasser war schwarz. Nur obenhin glänzte ein silbernes Leuchten auf.

Libuscha riß Hemdschnur und Rockband auf. Ihr Leib leuchtete auf, dann schritt sie auf den kleinen Fluß zu — und sprang in dieses kalte Dahingleiten der kleinen, nachtstillen Wellen hinein. Das Wasser reichte ihr knapp an die Hüften heran. Sie tauchte unter und kam mit Silbergeriesel auf Rücken und Brust empor. Dann begann sie bis zur Brücke hin in lautlosem, langsamem Tempo zu schwimmen. Dann zurück und heraus aus dem Wasser. Am Ufer schüttelte sie sich wie ein junges Tier die Nässe von den Gliedern und lachte, lautlos, beglückt von der Frische, die sie durchströmte, die sie von dem kieselklaren Grund mit heraufgenommen hatte.

Wie eine Bronzestatue leuchtete sie, als sie zu ihren Kleidern schritt. Langsam, immer noch das Gefühl des gleitenden Wassers um den Leib, griff sie nach dem Handtuch. Wasserperlen schimmerten auf und verschwanden. Die straffe, junggesunde Haut prickelte. Dann stülpte sie Hemd und Rock über, fuhr in das harte Schuhwerk, nahm das Linnentuch auf und ging rasch über die Wiese. Sie lauschte. Nichts rührte sich. Aber was war das? Im Altenteil war eben ein Licht gelöscht worden.

Sollte die Alte auf gewesen sein? Sollte sie gemerkt haben, daß jemand über den Hof gegangen war? Der Alten entging ja nie etwas. Sie lauerte stets wie eine Spinne auf alles Gesinde, auf Haus und Hof.

Libuscha blieb im Schatten der Tenne stehen. Ihr Herz klopfte, als hätte sie unrecht getan. Sie lehnte sich an die Mauer. Dann riß sie die Schuhe von den Füßen und sprang quer durch den hellen Hof. Gott sei Dank die Tür war auf. Sie knarrte und der Schlüssel kreischte. Geblendet von dem Wechsel von Licht und Nacht tastete sie sich zurück.

Und dann war sie wieder in ihrer Kammer. Aufatmend blieb sie stehen. Sie zog die festen Messingnadeln aus den Zöpfen und schlüpfte ins Bett.

Ihr Herz klopfte von dieser letzten Angst.

„Maria, mit deinem milden Kind,
Bewahre uns vor aller Sünd';
Errett' — uns — hier aus — aller Not,
Führ' uns — zu — zu Jesu — nach dem Tod."

Die Lider fielen ihr bei den letzten kaum noch gestammelten Worten zu.

„Führ' uns zu — Jesu — nach ..." ging wie ein leichter Schatten durch ihr in Schlaf versinkendes Bewußtsein, dann schlief sie den festen, traumlosen Schlaf eines jungen, kraftvoll-gesunden Menschen.

Der Bauer stand gebückt hinter dem Fenster seiner Kammer. Sein Gesicht sah nicht gut aus in dieser Stunde. Wie ein Raubtier zum Sprung geduckt stand er da und horchte. Seine tiefliegenden Augen blitzten tückisch aus ihren umschatteten Höhlen. Seine braunen, hageren Finger krallten sich in das Fensterbrett. Wissen möcht' er, wer der Libuscha nun folgen wird. Er hat sie aus dem Schatten der Tenne schleichen und über den Hof laufen sehen. Ein höhnisches Lächeln zerrte seine Lippen zu einem Grinsen. „Na ja — so sind sie alle die verdammten Luders! Je stolzer und abweisender eine tut, desto sicherer ist ein Kerl dabei im Spiel! Der soll ihm nur unter die Finger kommen."

Er streckte in Haß und Gier sein scharfgeschnittenes Kinn vor. Große, starke Adern, schwollen an, und der Haß wühlte in seinem Blute, daß es ihm wie Feuer durch den sehnigen Leib brannte.

Das Lichtgeviert im Hofe wurde von dem wachsenden Schatten allmählich aufgesaugt. Aber alles blieb still. Es war also keiner vom Hofe. Halt irgendeiner aus dem Dorf unten. Ein Frösteln lief über ihn hin. Er sah in der beginnenden Morgendämmerung aus wie ein Greis. Müde schlief er ein und träumte einen wirren, schweren Traum von Libuschas Augen.

Erschreckt, verwirrt, fassungslos fuhr er auf.

Helle Sonne war in seiner Schlafkammer. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen — dann mit einem Satz war er aus dem Bette. Ein Blick auf die dicke, silberne Uhr zeigte ihm die siebente Stunde. Im Nu war er gewaschen und in den Kleidern. Er schämte sich. Ein Bauer und verschlafen! Nun war alles schon am Feld. Er ging in die Küche. Seine Mutter saß neben dem Herde und schälte Kartoffeln. Sie blickte böse auf.

„Seit wann schläft ein Bauer wie ein Herrensohn?"

„Ja, ich hab' einmal verschlafen," brummte er.

Schwerfällig erhob sie sich und machte ihm die Einbrennsuppe heiß. Er setzte sich an den Fensterplatz des Tisches, von wo er den größten Teil des Hofes übersehen konnte.

Mürrisch schnitt er sich von dem schweren, schwarzen Kornbrot ein Stück ab. Endlich stand die dampfende, würzig riechende Morgensuppe vor ihm.

Die Alte saß wieder am Kartoffelschälen. Unter den gesenkten Lidern blickte sie zu dem Sohne hinüber. Ein böses, höhnisches Lächeln spielte um ihren herben Mund.

Sie wußte es ganz gut, daß er der Libuscha wegen bis ins Morgengrauen gewacht hatte.

„Mußt halt ein andermal schlafen und nicht um ein Weibsbild aufpassen!“

„Weibsbild? ... Hab' auf kein Weibsbild gewartet!“

„Wenn ein Mann die halbe Nacht hinter dem Fenster hockt, tut er's nur um ein Weibsbild.“

„Alsdann, wenn Ihr es wißt, ist's ja gut. Da braucht man weiter nicht viel Worte verlieren.“

Er würgte ein Stück Brot hinab, warf den Löffel hin und schritt zur Küche hinaus. Die Alte ließ eine Weile die Hände ruhen.

„So sind sie alle, diese Mannsleut'. Saugrob, wenn man ihnen mit der Wahrheit an den Leib rückt.“

Ihr Mann war gerade so gewesen ...

Sie stierte vor sich hin. Immer hatte er sie betrogen ... Immer war er im Vorteil gegen sie gewesen. Aber dann — dann hatte ihn der Gevatter Tod geholt — fort von seinen Heimlichkeiten, fort von den gefälligen Weibern — fort von der Wirtshausbank — fort von Haus und Hof — und sie war Siegerin geblieben. Hatte geherrscht und befohlen. Alles hatte sich ducken müssen vor ihr. Und wenn der Sohn nun auch den Hof übernommen hatte — sie war doch die Seele von all diesem Reichtum geblieben. Heimlich regierte sie. Heimlich hatten alle Angst vor ihr. Und das war gut. Nichts anderes wollte sie.

Den ganzen Tag über lagen dicke, schwere weißlichgraue Wolken am Himmel. Die Luft war leblos und heiß. Die Menschen schlichen matt zwischen Scheune und Stall dahin. Die Rinder lagen faul mit lechzenden Mäulern auf den Ziegelböden der Ställe. Auf den Zäunen hingen ganze Bündel von butterhellen Maiskolben. Die Paradiesäpfel glühten zwischen dem graugrünen, rauhen Blattwerk auf.

Libuscha schleppte aus dem Garten einen Korb voll Bohnen über den Hof. Sie hielt die Arme steif, stemmte den Korb an ihren Leib und bog den Kopf zurück.

Der Bauer stand unter der Haustüre und tat, als sähe er sie nicht. Aber jeder Schritt, den sie tat, jedes Auf- und-Nieder ihrer prallen Brust brannte in seinem Blute wider. Er hatte die Hände in seinen Taschen. Die Nasenflügel zitterten und sein kleiner, runder niederer Slowakenhut saß ihm tief im Nacken. Eben kam er von seiner Mutter, die saß auf ihrem hohen, grellbemalten Bett, zwischen hochaufgestapelten Kissen und stöhnte. Sie hatte wieder den „Krampf“. Die Anuschka lief mit Essigtüchern ab und zu. Die Luft war zum Ersticken dumpf in dem Zimmer der Alten. Angstvoll blickte die Kranke in der niederen Stube umher. Immer und immer wieder fuhr sie sich über das wirre, graue, dünne Haar.

So stritten zwei Frauenbilder in seiner Seele. Immer verdrängte das Bild der kranken Mutter das der jungen Libuscha.

Mitten auf der Wiese, die zum Fluß hinabführte, blieb Libuscha stehen und blickte sich um. Ganz weit über den im Dämmerlicht des Sommerabends verschwundenen Linien der Hügel stand eine schwere weißlichgraue Wolkenwand. Sollte sie umkehren? Bis das Wetter kam, war sie längst wieder auf dem Hof. Und die Luft war so schwer.

Sie mußte ins Wasser, und wenn auch nur um einmal unterzutauchen. Als sie sich der Kleider entledigte, blickte sie auf das Dorf hinüber. Vereinzelte Lichter flimmerten durch die rasch zunehmende Nacht.

Ein Frösteln lief ihr über den Leib. Es wurde alles so dunkel und undurchdringlich schwarz ringsum. Das Wasser war schwarz, und es glitt rascher flußab als sonst.

Vorsichtig tauchte Libuscha ihren rechten Fuß hinein — dann sprang sie entschlossen in das gleitende Dunkel und tauchte bis an die Schultern unter. Sie schüttelte, prustete und beutelte sich, daß das Wasser in tausend dunklen, geheimnisvoll schimmernden Perlen von ihren Schultern, Brust und Armen sprang.

Sie schöpfte mit gehöhlten Händen Wasser auf und kühlte sich die Stirne. Plötzlich schrie sie auf. Grell, entsetzt in wahnsinnigem Schreck. Ein Kopf war neben ihr aufgetaucht.

Sie wollte fort, aber zwei eiserne Arme schlangen sich um ihren Leib.

„Libuscha! Libuscha, hab' ich dich endlich!“

Sie griff nach diesen gierigen Händen und wollte sich befreien. Aber der Bauer war stark. Er hob sie über das Wasser, daß sie wie ein Spielzeug seiner Laune vor ihm zappelte.

„Panenka Maria, laß mich — — —“

„Sterben will ich lieber, als dich lassen, Libuscha!“ — Er ließ sie ins Wasser gleiten. Dann brüllte er auf. Sie hatte ihn in den linken Oberarm gebissen. Aber er ließ sie doch nicht. Da brach sie in die Knie. Alles wurde stockfinstere Nacht um sie.

„... Maria, mit dein'm mildem Kind ...“

Irgendwoher tönte ein Klingen in ihrer Seele, das wuchs mit rasender Schnelligkeit zu einem gewaltsamen Brausen und welterfüllenden Donner an.

„... Bewahre uns — vor aller — Sünd' ...“

Diese Worte rauschten in wilder Angst neben Libuscha durch die schwarze, dröhnende Finsternis ...

Durch die Weiden sauste ein jäher Windstoß. Hinter der wachsenden Wolkenbank zuckte ein Blitz auf. Das Wasser rauschte stärker und stärker. —

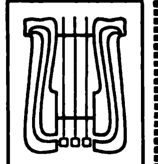
Unter dem vorspringenden Dach der großen Tenne lehnte der Bauer an der Wand und starrte über den Hof auf die Haustür. Das Haus war licht. Hinter den Fenstern der Bäuerin bewegte sich ein Lichtkreis. Dann wurde die Tür geöffnet, ein Knecht kam heraus und blickte spähend über den dunklen Himmel. Ein jammerndes Bimmeln irgendeines Glöckchens weckte den Bauer aus seiner Starrheit. Der Kirchendiener erschien mit dem Rauchfaß, dessen Kette er fest um die Hand geschlungen hielt. Hinter ihm tauchte die hagere Gestalt des Pfarrers auf. Er hielt das Allerheiligste mit beiden Händen an seine Brust. Der Wind verfing sich in den langen Schößen der Soutane, unter der die groben, weißen Spitzen der Alba hervorschauten. In bedachtsamer Hast schritt er dahin. Wie ein Traumbild glitt diese Erscheinung an dem Bauer vorbei.

Dann kniete er vor dem Bette der Mutter.

„Stan, Gott sei mit dir ... Stan, heirate wieder — und laß die Libuscha in Frieden — sie — sie ist deine Schwester — Stan — dein Vater war auch ihr Vater — darum hab' ich sie immer gehaßt — Gott vergib mir — Gott steh' mir bei — Stan, was — was — hast du denn? ...“ Angstvoll suchten ihre Augen in ihres Sohnes Gesicht.

Er war bleich, voll Grauen, verzerrt, die Augen schauten wie im Wahnsinn auf die alte Frau vor ihm. Er starrte sie an und ihm war, als dehnten sich ihre stahlgrauen Augen zu eisernen Reifen, die unbarmherzig, unabwendbar seinen Kopf einspannten. Er konnte aus dieser Enge nicht heraus. Er sah nicht mehr, daß die Mutter plötzlich den Kopf zurückfallen ließ, er fühlte nicht, daß ihre Hände ihn losgelassen und willenlos, gleichgültig herabgeglitten waren. Er hatte nur die Empfindung, als umgäbe ihn eine grauenhafte Stille und undurchdringliche Nacht. Und dann begann ein Fluß aufzurauschen, auf dessen Grund weiße leuchtende Frauenleiber dahintrieben. Sie hatten die Augen offen und starrten ihn an. Und ihre Lippen bewegten sich ...

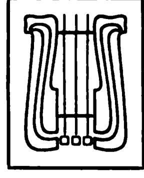
Am nächsten Morgen schleppte Kral, der Hofhund, Libuschas roten Rock daher. Die Libuscha hat keiner mehr gesehen. Es hieß, sie sei, vom Gewitter überrascht, beim Baden umgekommen.



Die Wacht am Rhein.

Erinnerungen zum hundertsten Geburtstag Karl Wilhelms.

Von Herm. Müller-Bohn. (Mit vier Aufnahmen des Leipziger Pressebureaus.)



Auf dem Friedhof der alten Luther-Stadt Schmalkalden liegt ein stilles, efeuumsponnenes Grab. Darin ruhen die sterblichen Überreste eines Tondichters, der, wie so viele vor ihm und nach ihm, nach der höchsten Palme der Kunst gegriffen hatte, aber doch den größten Teil seines Lebens auf der öden Straße der Entsagung und Enttäuschung wandern mußte, bis ihm, noch im späten Abendschein seines Lebens, ein einziges Lied den Kranz ewigen Ruhmes auf die Schläfe drücken sollte. Es ist Karl Wilhelm, der Komponist der „Wacht am Rhein".

Wir alle, die wir dieses furchtbare Völkerringen miterleben, haben es oft mit heiligem Erschauern empfunden, wie in den weihevollen Augenblicken, da wir unter der Wucht eines gewaltigen geschichtlichen Ereignisses standen — wie es der Ausbruch des Krieges oder das Eintreffen einer großen Siegesnachricht war — all die zusammengeströmten Volksmassen, wie auf ein gegebenes unsichtbares Zeichen, aus dem tiefsten Drang ihrer Seele heraus, ihre Herzen und Stimmen vereinten zu dem machtvollen, weithin brausenden Gesang des deutschen Schutz- und Trutzliedes: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" ...

Nicht nur Bücher und Menschen, auch Lieder haben ihre Schicksale, und dieses hier hat sein ganz eigenes Geschick gehabt; ja, man kann sagen, es ist auch das Geschick seines Komponisten gewesen. Werfen wir einen kurzen Blick auf sein Leben. Am 5. September sind es hundert Jahre, seit der Komponist der „Wacht am Rhein" als ältester Sohn des Stadtmusikdirektors und späteren Rathauswirtes Georg Friedrich Wilhelm in der altehrwürdigen thüringischen Stadt Schmalkalden das Licht der Welt erblickte. Der Vater, der auch als Organist an der Stadtkirche wirkte, führte den talentvollen Knaben frühzeitig in die Tonkunst ein. Dabei verschlug es dem praktisch veranlagten Mann, der damals — bei einem Gehalt von „20 guten Gulden" — in ziemlich kümmerlichen Verhältnissen lebte, durchaus nichts, wenn sein Sohn bei Tanzmusiken mit aufspielte, um seinem Vater die Sorgen des Lebens etwas erleichtern zu helfen.

Als dann die wirtschaftliche Lage des Vaters sich in unerwarteter Weise gebessert hatte, schickte er seinen Sohn — es war in den Jahren 1832—34 — nach Kassel, damit er dort den Unterricht der Musikdirektoren Baldewein und Bott genieße. Hier in der kunstsinnigen kurhessischen Hauptstadt hatte Karl Wilhelm auch das Glück, in das Haus des Meisters Spohr eingeführt zu werden und von ihm Belehrungen und Anerkennungen zu empfangen. Bei Aloys Schmitt in Frankfurt a. M. hatte er dann 1835 Gelegenheit, den Grund zu seiner späteren großen Meisterschaft im Klavierspiel zu legen, und bei Hofrat André in Offenbach vervollkommnete er seine Studien in Harmonie und Kompositionslehre. Als Einundzwanzigjähriger ließ er seine erste Klavierkomposition im Druck erscheinen. 1840 siedelte der junge Künstler nach Krefeld über, wo er in den angesehensten Familien verkehrte, auch eine große Anzahl von Schülern fand, deren bedeutendster Karl Riedel, der spätere berühmte Kirchenmusiker und Schöpfer des Leipziger Riedel-Vereins, war.

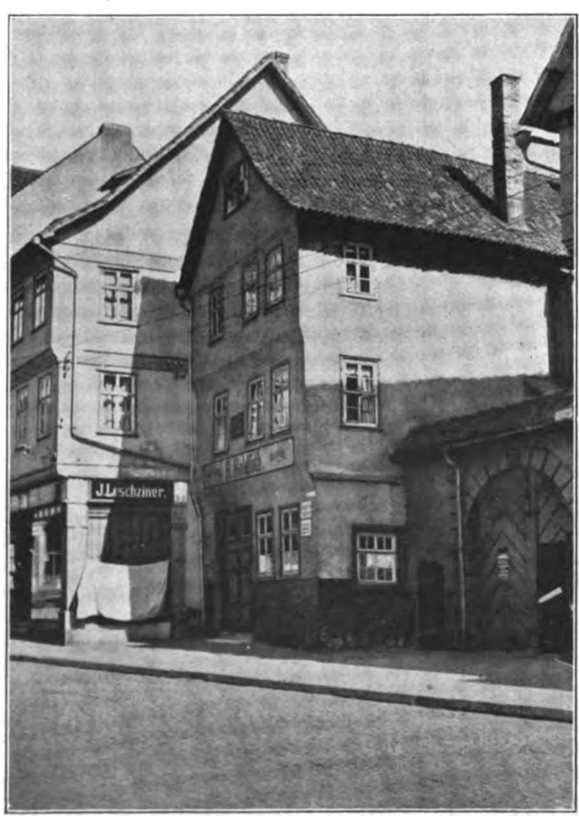
Damals in Krefeld durchlebte Wilhelm seine glücklichsten und fruchtbarsten Jahre. Hier entstanden seine meisten Kompositionen, schlichte, einfache, aber sehr melodiöse Lieder, mit einem Einschlag einer gesunden deutschen Sentimentalität. Aber seinen besten Wurf — in künstlerischer Beziehung wie in Hinsicht auf den Erfolg — hat er doch mit der „Wacht am Rhein" getan, die ebenfalls in seiner Krefelder Zeit entstand. Verfolgen wir die eigenartigen Schicksale dieses Liedes.

Es war im November 1840. Louis Adolphe Thiers hatte in Paris durch seine berüchtigte Rede mit dem erneuten Rufe nach der Rheingrenze das deutsche Nationalgefühl aus seinem Schlummer aufgerüttelt. Eine große Begeisterung ging durch das ganze deutsche Volk. Die Empörung über den drohenden neuen Überfall durch den Erbfeind brauste wie ein Sturm durch die deutschen Lande. Damals sang Nikolaus Becker das berühmte Trutzlied:

„Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrein."

Und ein junger, damals gänzlich unbekannter württembergischer Dichter, Max Schneckenburger, schrieb, kaum zwanzigjährig, sein später so berühmt gewordenes Lied „Die Wacht am Rhein". Es erschien bereits im Dezember 1840 in einer Vertonung von J. Mendel, damals Organist und Gesanglehrer in Bern. Obwohl seine Komposition durchaus ansprechend war, erlangte sie doch keine große Verbreitung. Ein ähnliches Schicksal erlitten auch andere Bearbeitungen.

Karl Wilhelm erhielt den Text des Liedes durch seinen Freund Wilhelm Greef, der später mit dem Altmeister Erck die berühmte Liedersammlung herausgab, zu-



Das Geburtshaus Karl Wilhelms, des Komponisten „Der Wacht am Rhein", in Schmalkalden.

gesandt. Die Dichtung wirkte auf Wilhelm so stark, daß er sich an den Schreibtisch setzte und im Verlauf einer Stunde jene zündende volkstümliche Weise schuf, von der man sagen kann, daß sie aus dem innersten Gedanken- und Stimmungsinhalt des Dichters herausgewachsen ist. Die ruhige, bestimmte Haltung der ersten beiden Zeilen, der wunderbare, friedlich-tröstliche Mittelsatz, der markige, zu einfacher Steigerung anhebende Schluß, der bei der Wiederholung den Höhepunkt erreicht — das alles bekundet den genialen Tondichter. Karl Wilhelm hatte den größten Wurf seines Lebens getan.

Der neue Chor erhielt seine Weihe bei der Feier der silbernen Hochzeit des Prinzen Wilhelm von Preußen, des späteren Kaisers Wilhelm I. am 11. Juni 1854. Die Krefelder Liedertafel sang ihn hier — in Stärke von 100 Sängern — unter Wilhelms eigener Leitung. Es war die Uraufführung des Werkes. Bei einem Gartenfest in Elberfeld in demselben Jahre sangen es die vier Brüder Steinhaus vor dem späteren ersten Deutschen Kaiser, dem es so gut gefiel, daß er Karl Wilhelm im Jahr 1860 zum Königlichen Musikdirektor machte. Aber erst im folgenden Jahr, beim Ersten Deutschen Sängerbundesfest, wurde das Lied weiteren musikalischen Kreisen bekannt.

Nun folgt ein fünfjähriges Martyrium in Karl Wilhelms Leben. Trotz seines neuen Erfolges war er auf die Dauer nicht imstande, seine Stellung als Leiter der Liedertafel in Krefeld zu behaupten. Seine erschütterte Gesundheit und Streitigkeiten aller Art veranlaßten den nervös überreizten Mann, seine Stellung in Krefeld aufzugeben und nach 24jähriger Abwesenheit nach seiner Vaterstadt Schmalkalden zurückzukehren. Von der Ruhe in der Heimat und der kräftigen Luft der Thüringer Berge hoffte er Genesung. Hier in dem Pistorschen Hause am Luther-Platz, an dem noch heute eine Gedenktafel an den Komponisten erinnert, lebte der nervenkranke Mann — leider nicht gerade in glänzenden Verhältnissen. Sein Leben schien sich auf absteigender Linie zu bewegen, freilich — wie sein Freund und Schüler G. Wilhelm Utendörfer mitteilt — wohl zum Teil durch seine eigene Schuld. Verschiedene Gesangvereine — z. B. in Elberfeld und Antwerpen — wollten ihn zu ihrem Dirigenten machen. Aber derartigen, wenn auch noch so günstigen Angeboten setzte er ein beharrliches Stillschweigen entgegen; vorzügliche Stellungen verscherzte er, verlockende Anerbietungen ließ er unbeachtet, ja nicht einmal seine Freunde erhielten auf ihre Briefe Antwort von ihm. Vielleicht war an seiner Reizbarkeit auch die Enttäuschung schuld, daß sein Lied „Die Wacht am Rhein“ ihm nicht die Erfolge gebracht, die er eine Zeitlang hoffen durfte. Fünf Jahre hatten genügt, ihn selbst und sein Lied völlig vergessen zu machen.



Karl Wilhelms Sterbehaus in Schmalkalden.

Da kam die Kriegserklärung Frankreichs im Juli 1870. Wie 1840, da der Text des Liedes entstanden war, ertönte von neuem der Ruf der Franzosen nach dem Rhein als Grenze Deutschlands. Deutschlands schönster Strom war in Gefahr, von neuem ein Opfer der Raubsucht der westlichen Nachbarn zu werden. Auf allen Mienen stand es zu lesen, von allen Lippen war es zu hören: „Das darf nicht sein! Das kann Deutschland nicht zugeben!“ Und da war es wunderbar — das deutsche Volk schien sich plötzlich darauf zu besinnen, daß es ein Lied besaß, das dieser Kampfesstimmung den unmittelbarsten Ausdruck verlieh. Die „Wacht am Rhein“, die man seit 16 Jahren nur noch ab und zu in den Konzertsälen gehört hatte, war urplötzlich wieder da und brauste als ein „Ruf wie Donnerhall“ durch die deutschen Gaue. Es war „das“ Lied der deutschen Streiter geworden. Aus den vollgepfropften Eisenbahnzügen, die die deutsche Wehr an die französische Grenze brachten, klang es aus vieltausend Kehlen. Singend trugen es die Männer in Feindesland hinein; unter seinen Klängen scharten sich die deutschen Helden um ihre Fahnen; mit der „Wacht am Rhein“ auf den Lippen stürmten sie gegen die Feuerschlünde der Feinde, unter ihren Klängen hauchten sie ihr Leben aus.

Und bei all den Tausenden der nun folgenden Kriegs- und Siegesfeiern zeigte das Lied immer wieder von neuem seine starke, begeisternde Wirkung. Die „Wacht am Rhein“ war der durch die Bluttaufe geheiligte Nationalgesang der Deutschen geworden. Karl Wilhelm, vor kurzem noch ein zu stiller Entsagung verurteilter Tondichter, war urplötzlich ein berühmter Mann geworden, dessen Namen man mit Begeisterung nannte. Hatte er doch an den großen Erfolgen des Krieges selber einen bedeutenden Anteil. Ein „musikalischer Herzog“, wie man ihn genannt hat — so war er mit seinem Liede an der Spitze der siegreichen Truppen einhergezogen.

Schon am 27. August 1870 hatte Karl Wilhelm unter äußerst ehrenden Worten von der Königin Augusta eine goldene Denkmünze als Anerkennung für sein Lied erhalten. Die Stadt Schmalkalden verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht. Seine größte Freude aber, die zugleich seine höchste Ehrung war, bestand darin, daß es ihm vergönnt war, am 20. November 1870 in dem Konzert, das Generalmusikdirektor Wieprecht und Geheimer Rat Litfaß in Berlin veranstalteten, seine „Wacht am Rhein“ vor Tausenden von begeisterten Zuhörern zu dirigieren.

Jetzt war die Stunde gekommen, wo er mit einem Schlage seine materiellen Verhältnisse hätte verbessern können. Aus zahlreichen Orten kamen Geldsendungen. Aber — wie sein Freund Utendörfer berichtet — er schob das Geld in ein Schubfach, ohne es anzusehen, ja ohne

eine Nachricht über den Empfang zu geben. Bedeutende Musikalienverleger rissen sich um Kompositionen von dem berühmt gewordenen Tondichter. Aber der stolze Mann wollte nicht, wie er sagte, „um schnöden Gewinn ein Gelegenheitskomponist werden". Um ihn vor Sorgen sicherzustellen, gewährte ihm das Deutsche Reich eine Ehrengabe von 3000 Mark jährlich. Ein eigenhändiges Schreiben des Fürsten Bismarck zeigte ihm diese Ehrung an. Aber — nun setzt die Tragik seines Lebens wieder ein — nicht lange mehr sollte sich Karl Wilhelm dieser Anerkennung erfreuen. Als das Schreiben Bismarcks eintraf, war er bereits schwerkrank. Schon einige Zeit vorher hatte ihm ein Schlaganfall die rechte Seite gelähmt, und dem gebrochenen Mann konnten auch die Kaltwasserkuren zu Elgersburg und Marienberg nicht mehr viel helfen. Am 26. August 1873 erlöste ihn der Tod von seinem schweren Leiden.



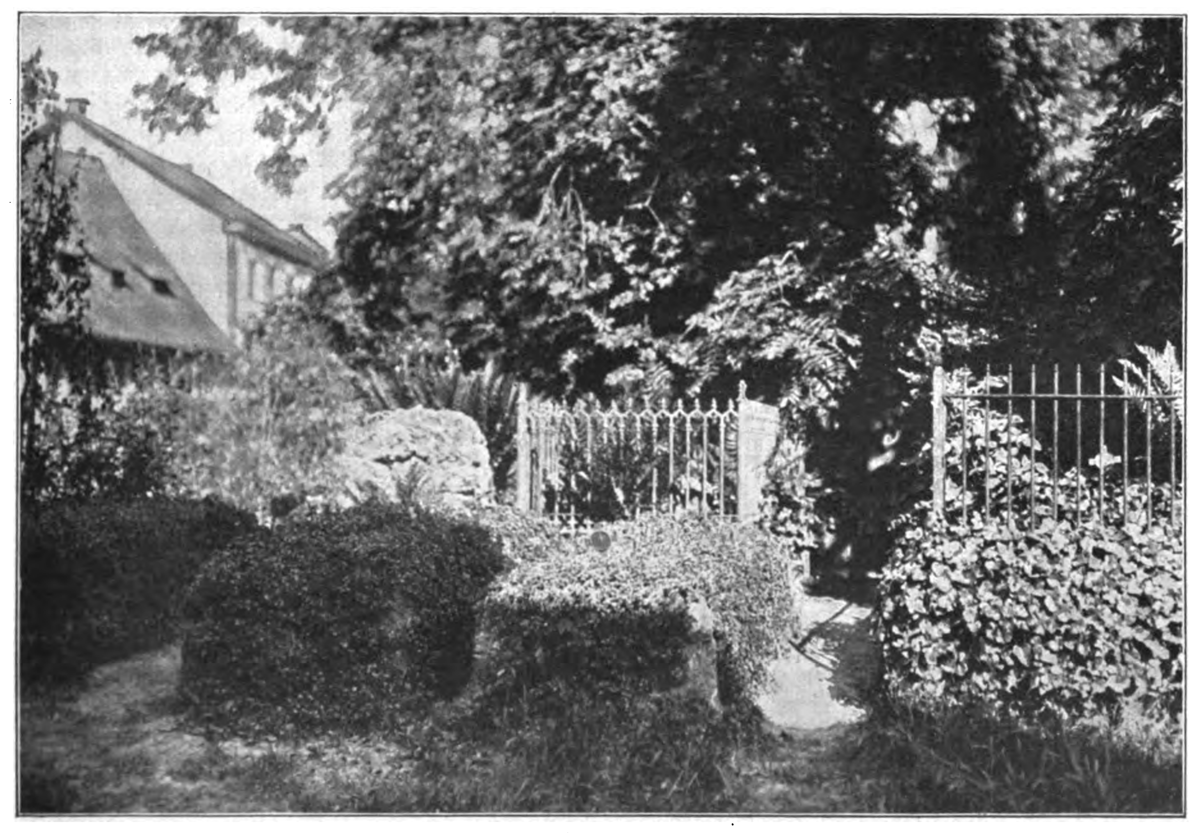
Carl Wilhelm

Zum 100. Geburtstag des Komponisten der „Wacht am Rhein".

Über Karl Wilhelms Aufenthalt während der beiden letzten Lebensjahre sowie über sein Sterbehaus herrschten später, selbst bei alteingesessenen Schmalkaldener Bürgern, die größten Meinungsverschiedenheiten. Niemand konnte darüber genaue Auskunft geben. Dem Verfasser dieser Skizze ist es gelungen, einwandfrei festzustellen, daß Karl Wilhelm im Gasthof „Zum Adler", in dem er vorübergehend während der letzten beiden Lebensjahre auch gewohnt hat, wenn er nicht in den Kaltwasserheilanstalten weilte, gestorben ist. Selbst im „Adler", an dem auch keine äußere Erinnerung an den Komponisten sich befindet, wußte man nichts von dieser Tatsache. Vielleicht dient diese Anregung dazu, dem verdienten Manne zu einer Gedenktafel auch an seinem Sterbehause zu verhelfen, nachdem seine dankbare Vaterstadt ihm bereits am 2. September 1876 ein würdiges Denkmal errichtet hat.

Noch sind nicht 50 Jahre vergangen, seitdem das Lied seinen Siegeszug durch die Welt angetreten, und von neuem hat der alte Schlachtgesang der Deutschen seine Auferstehung erlebt, wenn er auch diesmal seine siegreiche Herrschaft mit dem Hoffmann von Fallerslebenschen Liede „Deutschland, Deutschland über alles" teilen muß. Wieder, wie damals, stürmen deutsche, ja selbst österreichische Truppen — Slawen und Magyaren — unter dem Schlachtgesang der „Wacht am Rhein" in West und Ost gegen den furchtbaren Feind; wieder wie damals — mit unverminderter Wirkung — erklingt das Lied bei Kriegs- und Siegesfeiern, bei allen erhebenden Momenten, in denen das Hochgefühl des deutschen Volkes sieghaft zum Ausdruck kommt. Möge dieser Schlachtruf der Deutschen noch weiter seine begeisternde und verjüngende Kraft auf die deutschen Truppen, auf das deutsche Volk ausüben, mögen alle, die seither in Not und Tod des Kampfes, wie im Ausharren und Dulden, einmütig zusammengestanden, auch fernerhin sich in dem Gelöbnis des Dichters zusammenfinden:

„Solang ein Tropfen Blut noch glüht,
Noch eine Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt,
Betritt kein Feind hier deinen Strand!"



Das Grab Karl Wilhelms in Schmalkalden.



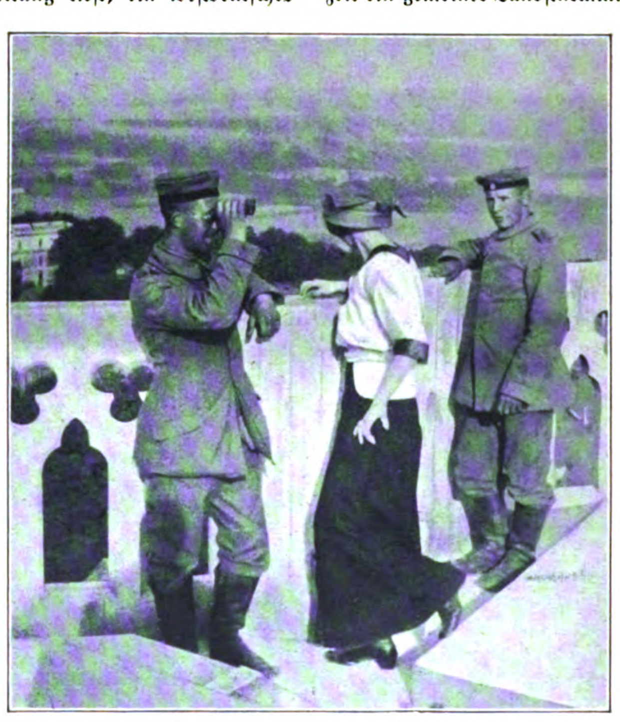
Vor dem historischen Weberhäuschen in Donchery. Von links nach rechts 1. Reihe: Herren Loges und Jürgas. 2. Reihe rechts hinten an der Tür: Frau Ebers-Rubner; rechts hinter dem Offizier: Herr Ebers, vor ihm Herr Busch.

Mimen an der Westfront.

Von Dr. A. Kuckhoff.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.

Ein Sommerabend in Laon. Ungern sind die Bewohner zu der von der deutschen Kommandantur festgesetzten Stunde in ihren Häusern verschwunden. Der Tag war heiß und die Nacht hat ausnahmsweise nicht die gewohnte Abkühlung gebracht. Darum läßt auch der Leutnant oben in seinem Zimmer die Fenster offen, während er behaglich seine Zeitung liest, ein westdeutsches Blatt vom Datum des vorigen Tages. Alles ist still. Nur an der Straßenecke geht die Wache einsam vor dem Kriegslazarett auf und ab. Mit einem Mal nahen sich Schritte, Stimmengewirr, helles, merkwürdig helles Lachen und — der Leutnant springt auf! Kann das denn sein? Kein Zweifel, das sind deutsche Frauenstimmen! Der Leutnant ist im besonderen Auftrag vorne gewesen und erst heute abend zurückgekommen, sonst müßte er ahnen, wie das Wunder möglich wurde. So erfährt er es denn jetzt in vergnügtem Durcheinandergeplauder, während sich die Schar, und er mitten darunter, nach schnell getaner Bekanntschaft wieder in Bewegung setzt: Wie übermorgen abend in dem kleinen merkwürdigen Theater, das aussieht wie eine Kirche und auch einmal eine Kirche gewesen ist, „Weh dem, der lügt" von Grillparzer gespielt werden wird, und am nächsten Abend „Komteß Guckerl", und an den folgenden vielleicht noch etwas, wenn es denn sein soll. Man kommt aus dem Rheinland, und der Herr Direktor der bunt zusammengerafften Gesellschaft heißt Fritz Ebers (Düsseldorf), ist zurzeit ein gemeiner Landsturmmann und hat den Herrn Leutnant eben mit vorschriftsmäßig klappenden Hacken verehrt. — Die Unterhaltung bricht ab; am Ausgang der Straße erhebt es sich plötzlich schwarz gegen den mondhellen Himmel — zwei gleichsam stumm ragende Türme und ihr im Grunde einfacher Aufbau ist mit seltsamem Gekräusel umwuchert, aus dem hoch oben Kopf und Hörner großer steinerner Ochsen sich herausheben. Das ist die Kathedrale von Laon, die wir von der Bahn aus riesig auf dem Bergrücken liegen sahen, eine unvergängliche Krone auf der Bahre gestorbener Jahrhunderte. — Im Gehen wird weiter erzählt: Mühe genug hat es freilich gekostet, ehe wir endlich in dem D-Zug saßen, der uns hierher brachte, notwendige Formalitäten schoben den Antritt der Reise Tag für



Deutscher Mimenbesuch in Nordfrankreich.

Tag hinaus. Aber eigentlich ist die Verwirklichung des keck gefaßten Planes doch nicht allen sehr schwer gewesen. Die leitenden Stellen unseres Heeres haben sich gar nicht so „nur militärisch“; für die erfrischenden Kräfte der Kunst, für alles Geistige herrscht bei ihnen eine freundlich verständnisvolle Würdigung. Und so stehen wir denn als Gäste der Kommandantur Laon auf dem nach Süden gerichteten Teile der Promenade, die auf den ehemaligen Befestigungen des Plateaus unter hohen Bäumen und stets den Blick auf Ebene und Höhen freilassend, rings um die Stadt führt. Durch die Nacht murrt, nur 20 km entfernt, der Krieg, ein unwilliger Wirt, zu uns herüber. Es ist der große welthistorische Rahmen, in den wir eingefügt sind, und er wird uns noch enger umfassen, wenn eines Morgens laute Detonationen uns wecken und vor der komisch aus ihren Betten aufgestürzten, notdürftig bekleideten Gesellschaft hoch oben die feindlichen Flieger kreisen und ihre böse Ladung herunterwerfen, rings umstellt von den weißen Wölkchen wütend eiliger Schrapnells. — Wir kehren in die Stadt zurück. Vor der breit liegenden Kommandantur, deren Fenster Tag und Nacht erhellt sind, steht eine graue Gestalt, tief in den Anblick der italienisierenden Barockfassade von Sankt Remi à la Place, jetzt unseres Theaters, versunken. Unser Kommen schreckt sie auf: wir erfahren den Grund so liebevollen nächtlichen Interesses. Wir haben den Herkules vor uns, der den hinter einer nur scheinbar unschuldigen Fassade liegenden Augiasstall wieder für mimende Zwecke bewohnbar gemacht hat. Wenn der Krieg zuerst mit seinen plumpen Füßen irgendwohin tritt, fragt er nicht viel, ob dort wohl zartere Blumen zu wachsen pflegten. Ein Theater ist vor allem ein Raum; Raum braucht er, und so wurden in diesem vor längstem Rekruten eingekleidet, dann sind gefangene Zuaven untergebracht gewesen, und um die Luftmischung vollkommen zu machen, hat bis vor einiger Zeit eine Kantine hier gehaust. Würste, Tabak, Zuaven und Heringe — ihre duftenden Geister galt es zunächst zu vertreiben. Es ist gelungen; nur wie ein sanfter kriegerischer Hauch umwittert es uns bei der Probe am nächsten Morgen. Alles Weitere ging leichter. Da wurde geputzt, gekehrt, gescheuert, gestrichen, das System des Schnürbodens untersucht, ein niedlicher Erfrischungsraum eingerichtet, fehlende Kulissen von einem erfahrenen Feldgrauen gepinselt. Denn wohlgemerkt, wir haben ein Volksheer, meine Herrschaften, und die richtigen Hände und Köpfe sind überall vorhanden, und erst recht die Freude, wenn es sich um eine Arbeit wie diese handelt. Unser Herkules fragt uns, ob wir elektrisches Licht wünschen, die Gasbeleuchtung sei etwas kläglich. Mit zweifelnd forschenden Blicken, ob man uns nicht zum besten hält, bejaht der Direktor. Zwei Tage später hebt sich der Vorhang in einem diesseits und jenseits der Bühne festlich elektrisch erleuchteten Hause.



Granateinschlag im Fort Les Hyvelles. (Rechts Frau Ebers-Rubner.)

Und in einem überausverkauften Haus! So traurige Gesichter hat wohl selten eine billettleere Kasse gesehen wie die Laoner an diesen Abenden. Denn für viele, die nun melancholisch vor der Tür stehen, ist der Weg zum Theater viel zu weit, als daß sie ihn noch einmal machen könnten, und seufzend werden sie zuhören müssen, wenn ihre glücklicheren Kameraden vorn im Unterstand von dem täppischen Galomir, oder dem kecken Horst im „Komteß Guckerl“ erzählen. Aber das Theaterchen ist klein, und wenn es auch dadurch gerade reizend intim wirkt, so wäre dieser Vorzug heuer zu entbehren gewesen. Auch das Bühnchen ist dicht vollgestellt mit lebendigen und leblosen Gegenständen. Statisten und technisches Personal, an Ort und Stelle gegen ein freundliches Danke geworben, gibt es die Fülle. Zwischen ihnen, Versatzstücken, Schnüren, Möbeln gilt es sich durchzuwinden, und oft ist die letzte Strecke bis auf die Bühne die schwierigste. Das lebhafte Barbarenkind Edrita, von Frau Ebers-Rubner aus verwandtem Temperament, schlicht und ganz ungedanklich dargestellt, muß sich beim Auftritt Mühe geben, nicht die ge-



Das historische Zimmer im Weberhäuschen in Donchery, in dem die Zusammenkunft Napoleons und Bismarcks nach der Schlacht von Sedan stattfand. Rechts Frau Fornair, die überlebende Besitzerin des historischen Hauses, links die Gattin des Verfassers unseres Artikels.

brechliche Brücke zu Fall zu bringen, an der später der Besserwisser Attalus (Herr Busch, Stadttheater Düsseldorf) mürrisch sägen muß, um den in willkürlichen Interjektionen schwelgenden Tölpel Galomir (Hofschauspieler Jürgas, Darmstadt) in den Graben zu werfen. Aber alles geht gut, und als der sympathische Jüngling Leon (Herr Loges, Krefeld) sich zwischen Lüge und Barbaren nach Metz und zu dem Bräutlein Edrita durchgekämpft hat, da faßt sich der Beifall unten noch einmal zusammen und rauscht so kräftig, wie vorher oft behagliches Lachen gebrummt oder dunkel geschallt hat, dieses uniforme, bassige, männliche Lachen, das das hellklingende der einen oder anderen Krankenschwester rettungslos verschlingt. Am nächsten Abend verringerte Komteß Guckerls etwas modernere Lustigkeit noch den Abstand zwischen Bühne und Zuschauerraum. Komteß Guckerl (Frau Ebers-Rubner) gewann sich nicht nur ihren Horst, sondern auch alles Feldgraue da unten, und sie teilte den Erfolg gern mit ihren Partnern, mit Aloys vor allem, dem Pantoffelhelden. Dessen diskret komische Verkörperung begründete Jürgas' Popularität, und er befestigte sie dann noch als unentwegt darauflos improvisierender Hahnensporn in Benedix' „Hochzeitsreise".

Acht Tage sind vergangen. Wir sind in Stadt und Verhältnisse schon so eingewurzelt, daß fast jeden die plötzliche Nachricht schmerzlich berührt: Morgen bunter Abend in Vervins. Vervins? Was soll uns Vervins! Betrübt sehen wir die lange am Horizont stehende Kathedrale endlich verschwinden. Aber wir hatten vergessen, daß der Krieg hier jedem Punkt seinen besonderen Charakter gibt. Mit einem Mal sitzen wir in der Villa einer geflohenen, vermöglichen, offenbar royalistischen Familie, und unser Wirt ist ein kunstsinniger liebenswürdiger Major, dessen geistige Art ein so wohliges Gespräch hervorbringt, daß die kahlen Photographien von den stuckgeschnörkelten Wänden verwundert auf diese merkwürdige Art von Deutschen heruntersehen. Aber noch verwunderter und dazu billigerweise empört sind am Abend die Richterzimmer im Justizpalast: Die Akten schütteln sich, daß der Staub herumfliegt, die Roben rascheln, die Baretts fallen vom Stengel — auf dem sie hängen. Zwischen ihnen kostümieren sich, schminken sich deutsche liebestätige Schauspieler, das Tribunal wird zur Szene, das Richterpodium muß eine Liliputbühne auf sich entstehen sehen, fast ein Kasperltheater, könnte man meinen, wenn das Guckerl nicht gar so lebendig darauf herumtollte.

Am nächsten Morgen fahren wir mit flinken Pferden über Land zur Bahnstation. Aus dem hellen üppigen Frühsommer Nordfrankreichs sehen verwunderte Landsturmgesichter uns an, noch verwundertere Einwohner, die uns militärisch Begleitete, Damenumschmückte, trotz unserer vergnügten Gesichter für gefangene Landsleute halten. Mittags sind wir am Endpunkt unserer diesmaligen Fahrt: im Großen Hauptquartier. Es sollte der Höhepunkt werden, und ist es geworden. Aber was kann man davon erzählen? Laon gab die Form, hier ist sie größer, weiter, glänzender. Aus dem schönen, purpurrot wirkenden Zuschauerraum lacht es, klatscht es brausender herauf zu der wohliger ausgedehnten Bühne. Üppiger Rahmen und Bild, und der vaterländische erste Teil des bunten Programms faltet sich hier wuchtiger und festlicher auseinander. Aber am stärksten wird das Gefühl des Unterschiedes wohl in uns durch den Ort selbst, in dem wir uns befinden. Denn das ist die Hauptstadt des Krieges, des Krieges, den wir sonst wohl einmal vergessen konnten, der aber hier jeden Augenblick die Scheinwelt der Bühne und unsere eigene Einzelexistenz durchwebt. Wir spüren ihn an den Quartiernamen, die dort an den Häusern zu lesen sind; wir wissen, warum dort die Anlagen so sorgfältig gesperrt sind, und lange stehen wir vor dem geheimnisvollen Gebäude, das unsichtbar das Gehirn der Schlachten in sich birgt, jener Schlachten, die Weltgeschichte schaffen, deutsche Weltgeschichte. Verständnisvolle Freundlichkeit der Kommandantur kommt unseren Wünschen entgegen, fährt uns im Auto weit durch das Land, zeigt uns das Innere eines eroberten zerschossenen Forts und führt uns schließlich zu Madame Fournaise, der alten Bewohnerin des historischen Weberhäuschens in Donchery. Wer will in diesem Raum, der deutsche Geschichte unabwehrbar durch Ohren und Augen niedersenkt, heute einem heiligen Schauer wehren? Die freundliche alte Dame erzählt: von Napoleon, von Bismarck, dem Riesen, der die enge Treppe hinaufkam, und dann von jetzt, von Kaiser und deutschen Fürstlichkeiten, die den siebziger Napoléons ihre eigenen goldenen Münzbilder zufügten, und schließlich davon, wie die neue Schlacht von Sedan über sie wegging, in Kugeln fast ihr Ohr streifte, in Schrapnells und Granaten über ihrem Häuschen einen hohen sicheren Bogen bildete. Und um ihre Worte deutlich zu machen, weist sie hinaus, wo wenige hundert Meter entfernt Doncherys Ruinen ragen, düstere Kulissen einer größeren Bühne als der unseren, des Welttheaters von 1915.

Mir als einzigem der Gesellschaft ist noch eine Steigerung dieser Erlebnisse beschieden. Mit fast unerwartet freundlichem Entgegenkommen haben mir die Heeresbehörden zu Milieustudien für mein allerdings schon fertiges Zeitdrama — aber man kann im Notfall ja immer noch ändern! — den Besuch der vorderen Stellung bei Soissons gestattet. Der Weg führt mich an einem Ort vorbei, der augenblicklich den Träger eines in Deutschland weit verehrten Namens birgt: Richard Dehmel. Bernhard Kellermann, der zurzeit als Kriegskorrespondent im Westen weilt, durch seinen „Tunnel" zum Schilderer gerade dieses Krieges vorherbestimmt, hat es mir verraten, als ich vor einigen Tagen seine Bekanntschaft suchte und fand. Und so trete ich eines Tages in das freundliche Zimmer des in ein Lazarett umgewandelten Schlößchens zu A., das den Dichter während seiner ungefährlichen, aber hinderlichen Krankheit beherbergt. Verwunderung, Wiedererkennung, Erklärung, und bald sitzen wir, sehen auf den zwischen Baumgruppen liegenden Wiesen vor dem Fenster spielerische Pferde sich tummeln, und reden, reden über alles, was Beruf, Persönlichkeit und Zeiten uns nahe legen. Über Futuristen und Wahlrecht, Schützengraben und Theater, Kriegslyrik und 38-cm-Geschütze. Zwischendurch beobachte ich ihn mit behaglicher Muße. Die ungewohnte Uniform verändert ihn mir doch merkwürdig, aber die immer beweglichen Züge sind die gleichen geblieben, nur der leicht ergrauende Bart —

Aber ich will abbrechen: Mein Gewissen meldet sich. Hat er mir nicht gerade gesagt, wie peinlich er manche gewiß gutgemeinte Veröffentlichung über sich in diesen Tagen empfindet? Und ich denke daran, mit welch amtlicher Betonung der Unteroffizier auf dem Bahnhof mich berichtigt hat, als ich in gewohnter Art schlankweg nach „Dehmel" fragte. Ganz recht: es gibt heute nur einen Leutnant Dehmel, der gerade dies und nichts anderes sein will.

Nach inhaltsreichen Stunden nehme ich Abschied. Und vor dem großen Erleben der folgenden Tage versank zunächst alles, was hinter mir lag, und tauchte allmählich erst wieder auf in seiner ganzen krausen, reichen, ungewöhnlichen Buntheit.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Argonnenkämpfer in der Heimat.

Nach einer Aufnahme von Charlotte Hussel, München.



Kreisrichter Krügers Rachefahrt.

Erzählung von Carl Busse.

(Fortsetzung.)

Das Blut brauste dem Kreisrichter siedeheiß zu Kopfe. Wie ein flirrender Funke tanzte es ihm einen Moment vor den Augen. Sie wollte vielleicht gar kein Licht haben. Sie hatte das vielleicht nur gesagt, um ihn auf die Situation aufmerksam zu machen. Sie wollte sich am Ende nur ein feines Prickeln verschaffen und abwarten, wie er sich benehmen würde.

Das verschlug ihm den Atem. Aus dem Stolz und Glücksgefühl von vorhin ward plötzlich eine zitternde Beklommenheit. Die Dunkelheit, die Enge, die eingeschlossene Wärme des Wagens legten sich wie eine Lähmung über ihn. Und weiß der Himmel, ob seine Reisegefährtin jetzt nicht halb lächelnd herübersah ... wie wartend.

Noch einmal erlebte er Empfindungen und Erregungen verklungener Zeiten. Er erkannte sie wieder. Er fühlte seltsam, wie wenig ihn die letzten zwanzig Jahre im Grunde geändert hatten. Auch als Student ... wie oft hatte er sich da nach einem kleinen Abenteuer gesehnt! Wie oft eine Stunde herbeigewünscht, die ihn mit diesem oder jenem hübschen Mädchen allein zusammenführte! Aber wenn es wirklich einmal so weit gekommen war, dann hatte er sich niemals getraut zuzugreifen. Immer war die Angst dagewesen, er könnte sich am Ende blamieren, er könnte lächerlich werden, und so hatte er die wenigen Gelegenheiten verpaßt und zu Hause zähneknirschend seine eigene Unentschlossenheit verwünscht.

War es jetzt nicht das gleiche? Marterte ihn nicht auch jetzt die Unsicherheit, was er tun oder lassen sollte? Trieb sie ihm nicht den Schweiß auf die Stirn? Und wuchs die Stille nicht übermächtig an?

Es war wie eine Erlösung, als der Kutscher plötzlich, wie erwachend, einen Fluch vor sich hinbrummte und mit zornig-lauten Brrr-Rufen die Pferde zum Stehen brachte. Steifbeinig kletterte er vom Bock herunter und machte sich an den Laternen zu schaffen.

„Also doch," sagte der Kreisrichter, noch ein wenig unsicher. „Eh' der gute Mann fertig ist, könnte man sich draußen ein bißchen die Beine vertreten." Und ohne eine Antwort abzuwarten, öffnete er den Schlag und stieg aus.

„Sie haben recht," erwiderte die Fremde. Auch sie kletterte aus dem dumpfen Kasten. Ihr Gesicht war nett und heiter wie vorhin, als wären die letzten Minuten überhaupt nicht gewesen. Es freute ihn, und doch fühlte er einen leichten Druck: man konnte nie wissen, ob man ein Narr gewesen war oder nicht. Aus den Frauensleuten wurde man nicht klug.

„O Gott," rief sie unwillkürlich, als sie auf der freien Chaussee stand. Erst hier draußen spürte man recht, wie unerträglich es drinnen in der muffigen Kutsche gewesen war. Tief sog sie die Nachtluft ein und ließ entzückt das Auge über die silbrigen Felder gehen. Weithin rollte sich das weißgraue Band der Straße vor ihnen ab: die Straße verlor sich in Dunst und Dämmer. Und droben wölbte sich in aller Pracht der gestirnte Himmel.

Im Schein des Vollmonds, in dem gedämpften Schimmer der Frühlingsnacht, in dem frischeren Wehn, das manchmal herüberstrich, hatte der Kreisrichter bald seine Unbefangenheit wiedererlangt. Plaudernd ging er mit seiner Reisegefährtin auf und ab. Dann trat sie zu den Pferden, die sie liebkoste, während er dem Postillon zusah. Der hatte jetzt glücklich die beiden Laternen zum Brennen gebracht und zündete nun im Wagen selbst eine kleine Petroleumlampe an. Sie warf einen trüben Schimmer über die verschossenen Lederpolster und erhellte das Dunkel, das in dem Kasten herrschte, knapp zur Dämmerung. Man sah es ihr auch an, daß sie riechen würde. Jedenfalls verschlechterte sie die verbrauchte Luft noch mehr. Nur mit Widerwillen dachte Kreisrichter Krüger an die Weiterfahrt. Er ward eine gewisse schwüle Beengtheit nicht los, wenn er sich vorstellte, daß er bei diesem unsicheren Funzellicht jetzt von neuem der Fremden gegenübersitzen sollte. Und als der Kutscher zum Einsteigen drängte, seufzte er halb für sich:

„Ich möcht' lieber laufen!"

„Ich auch!" sagte seine Fahrtgenossin. Sie war, während er den Schlag aufhielt, raschen Schrittes herangekommen und hatte den Fuß schon auf das Trittbrett gestellt. Aber plötzlich zog sie ihn zurück:

„Können wir das nicht?"

Und in ihrer kurz entschlossenen Art unterhandelte sie schon im nächsten Augenblick mit dem Postillon.

Wie weit es noch bis Murowana wäre? Eine gute Stunde, so, so. Und wenn man liefe? Je nun, das käme darauf an: zwei Stunden, auch drei, immer die Straße lang. Man hätte also auch im schlimmsten Falle eine weitere Stunde Zeit, ehe die Post von Murowana weiterginge? Ja, das hätte man!

„Also," sprach sie mit halber Wendung, „wenn Sie wirklich bereit sind, dann lassen wir die Karrete rumpeln. Unser Gepäck bleibt drin liegen. Aber wenn Sie sich lieber drei Stunden lang auf den Bänken der Posthalterei herumdrücken wollen —"

Nein, das wollte er durchaus nicht! Im Gegenteil: es war ein prachtvoller Gedanke, jetzt zu wan-



Am Maschinengewehr. Nach einem Schattenbild von Carlos Tips.

dern! Nur seinen Spazierstock nahm er noch an sich, dann bekam der Kutscher ein Trinkgeld, wofür er auf das Gepäck zu achten versprach, und nun mochte er in Gottes Namen davonrattern.

Sie hörten den Wagen noch, als er ihren Augen schon eine Zeitlang entschwunden war.

„Wer sich das hätte träumen lassen!" sagte der Kreisrichter und straffte sich im Schreiten. „Da läuft man nun mitten in der Nacht auf einer wildfremden Chaussee herum!"

„Und noch dazu mit einer wildfremden Dame," spöttelte sie dazwischen. „Vollmond — Sterne — Frühling — es ist alles da. Mehr Romantik kann man nicht verlangen. Es fehlt nur noch, daß wir von Strolchen überfallen werden und Sie bei der ritterlichen Verteidigung meiner Wenigkeit den Heldentod sterben. Haben Sie deshalb den Stock mitgenommen?"

„Erraten!" nickte er übermütig und ging auf ihren Ton ein. „Man kann nie wissen, was einem bevorsteht! Und ich würde Sie schon beschützen — glauben Sie nicht? Da — da — da — was meinen Sie, wie das den Kerls in die Visage führe!"

Sie war unwillkürlich einen halben Schritt zur Seite gewichen. Denn er hatte mächtig ausgelegt und fuchtelte ganz gefährlich durch die Luft. „Sehen Sie" — sss sauste der Stock steil von oben nach unten — „eine Prim! Kein Schädel widersteht ihr! Der erste Halunke liegt! Und der zweite — dem wisch' ich eine Quart quer übers Maul, daß er genug hat!"

Immerzu pfiff der Stock durch die Luft und wirbelte herum, daß man ihm kaum folgen konnte.

„Genug, genug!" rief sie lachend in seinen Eifer. „Sie bringen ja ein ganzes Dutzend zur Strecke! Nun bin ich wirklich ganz beruhigt. Waren Sie ein so flotter Student?"

Pustend hatte er innegehalten.

„Na," sagte er so nebenbei und ließ ihre Frage vorsichtigerweise in der Schwebe. Er hatte im ganzen Leben noch keinen Schläger in der Hand gehabt.

Aber es strengte an, diese Luftschlägerei, und er blieb, noch immer stärker atmend, einen Schritt zurück.

Sie mäßigte ihren Gang. „Ich lauf' Ihnen wohl zu schnell? Das ist eine alte Untugend von mir!"

Doch als hätte sie ihm die größte Kränkung angetan, protestierte er aus Leibeskräften. Das wäre doch noch schöner! Wie sie darauf überhaupt käme! Ob sie ihn denn für einen Mummelgreis hielte! So weit wäre man denn doch noch nicht!

„Überhaupt: für wie alt halten Sie mich eigentlich? — Siebzig? Achtzig?"

Er zwinkerte lustig mit den Augen, aber es saß doch auch eine etwas ängstliche Neugier darin. Und er hielt sich unwillkürlich noch straffer.

Sie wollte erst nicht recht mit der Sprache heraus. „Ich rate so schlecht — wirklich! Und nachher lachen Sie nur über mich." Doch dann maß sie ihn und fragte zögernd: „Fünfzig?"

Zwei mehr, wollte er sagen. Aber er sagte: „Zwei weniger!" Es sprang ihm so über die Lippen, er wußte selbst nicht wie. Achtundvierzig — das waren schließlich für einen Mann noch die besten Jahre. Er fühlte sich eigentlich noch viel jünger, so jung, wie in der verschollenen Studentenzeit.

„Oh, da hätten Sie sehn sollen, wie wir marschiert sind! Alle Bierdörfer um Greifswald haben wir rebellisch gemacht; und immer feste gesungen!"

„Studentenlieder?"

„Was sonst?" Er summte vor sich hin. „Diese alten Dinger vergißt man doch nicht."

Mit dem Stock schlug er den Takt. Halblaut, die Melodie nur erst undeutlich, brummte er:

„Studio auf einer Reis',
Juchheidi, juchheida,
Ganz famos zu leben weiß,
Juchheidi, heida!"

„Ei, das paßt ja beinah," warf sie dazwischen.

Und immer lauter und freier ließ er den fröhlichen Cantus steigen. Er klang über die Felder, er schien in der Ferne weiterzuklingen:

„Immerfort durch Dick und Dünn
Schlendert man durchs Leben hin.
Juchheidi, heidi, heida,
Juchheidi, heida!"

Wundervoll war es, so zu marschieren! Die Fremde hielt tapfer Schritt, sie fiel in den Kehrreim ein, hoch und tief klangen die Stimmen zusammen. Andere Lieder folgten. Es war, als zöge eins das andere nach sich. Sie befreiten die Brust, sie lösten alle Last. Niemals hatte sich der Kreisrichter so glücklich gefühlt. Er glaubte es jetzt fast selber, daß er eine schöne helle Jugend und Studentenzeit gehabt und damals selig vom Quell der Freude getrunken hätte. Er lachte heimlich vor sich hin, daß weit, weit drüben ein altes Kloster- und Gerichtsgebäude lag, daß ganz Polajewo zu dieser Stunde schon schlief, daß seine liebe Frau mit ein wenig offenem Munde jetzt sanft schon schnarchte, während ihr am Ohr ein dünnes, graues Zöpfchen hervorguckte.

Er konnte sich überhaupt nicht besinnen, daß er jemals durch eine solche Vollmondnacht im Frühling dahingewandert sei — hinein in eine Welt, die jedem bereit lag. Und daß sein Herz jemals so beflügelt gewesen wäre! Ein Jugend- und Rauschgefühl hob ihn gleichsam über alle Schwere. Er sah nach oben, als brauchte er nur die Hand auszustrecken, um die Sterne zu greifen. Er hatte keinen Wunsch mehr.

Und diese Kraft, die ihn ganz durchdrang und erfüllte, war so mächtig, daß sie auch seine Begleiterin mitriß, wenigstens ging auch sie dahin, als sprenge es ihr die Brust ... in einer bloßen Existenzfreude, in einer reinen Lebensseligkeit und Weltberauschtheit. Mitten im Marschieren sandte sie einen klingenden Ruf in die verdämmernde Weite, als sollte es ein Gruß an jede Kreatur sein und als müsse sie von irgendwoher aus der Ferne eine Antwort erhalten.

Aber es kam ihr keine Antwort zurück.

„Es schläft alles. Wir sind die einzigen Menschen auf der Welt."

„Ja," sagte sie, „es ist zum Wirbligwerden. Spüren Sie den Duft? Das müssen Akazien sein."

Und wirklich kamen sie gleich darauf an die blühenden Bäume, die eine Zeitlang mit den Birken zusammen den Wald begleiteten. Wie eine Wolke umhüllte sie der schwere, süße Wohlgeruch, der jetzt viel stärker und betäubender war als am Tage.

„Man muß die Augen schließen, dann fühlt man ihn noch mehr," sagte sie und blieb einen Moment stehen. Ein leiser Schauer rann ihr über den Leib. Fast taumelig ging sie die nächsten Schritte.

„Mir ist, als hätte ich eine ganze Flasche Sekt getrunken." Da war wieder das warme, dunkle, lockende Lachen von vorhin. Und sie wandte sich mit halber Bewegung zu ihm: „Haben Sie jetzt Appetit auf Sekt? Wollen Sie welchen trinken?"

„Können Sie zaubern?" fragte er statt jeder Antwort.

„Ich glaube. Aber ich muß einen Korkenzieher haben. Geben Sie mir Ihr Taschenmesser — ja?"

„Was haben Sie denn vor?" fragte er kopfschüttelnd und reichte es ihr.

Aber er wunderte sich kaum: in dieser merkwürdigen Nacht war nichts mehr merkwürdig.

Sie war vorangelaufen und musterte den Waldsaum, als suchte sie etwas. „Hier," sprach sie dann und sprang über den schmalen, grünen Straßengraben. „Verstehen Sie nun?"

Sie stand an einer jungen, schimmernden Birke, strich mit den Fingern lose über den Stamm, als prüfe sie ihn, und trieb dann den Korkenzieher mit ein paar starken Drehungen in die weiße Rinde.

„Es muß Südseite sein, und außerdem muß man ziemlich tief bohren. Ich weiß nicht, ob ich mit dem kleinen Dinge hier so weit reiche."

Und wie durstig legte sie an das kleine Loch, das sie etwa in Mundhöhe angebracht hatte, die Lippen.

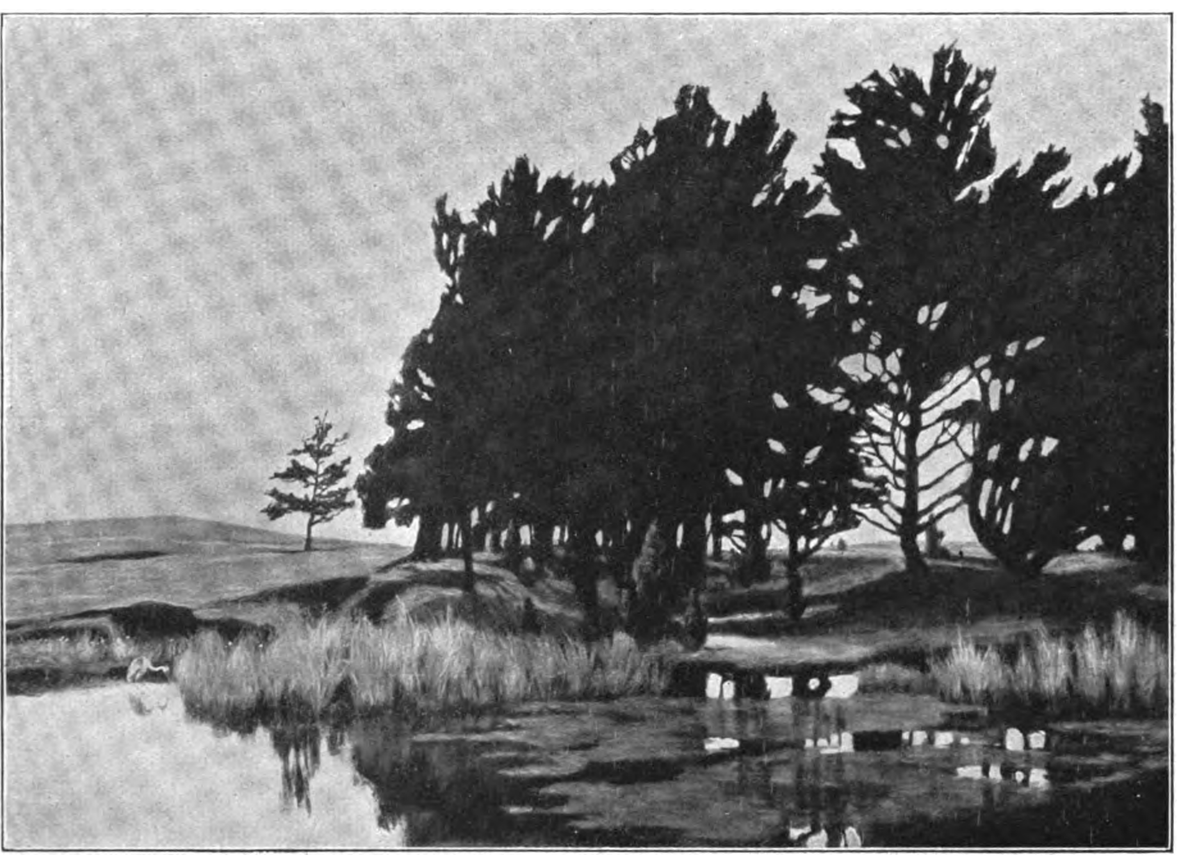
„Birkensekt," lächelte sie, als sie zurücktrat. „Wollen Sie es auch versuchen?"

Da preßte er ungeschickt den Mund an die gleiche Stelle, auf der eben ihre Lippen geruht hatten. Er mußte sich dazu bücken. Es kam ihm selber etwas lächerlich vor. Aber die Akazien dufteten durch die Vollmondnacht immer inbrünstiger, irgendwoher kam ein feines Rauschen, und als er an dem Stamme sog, spürte er eine kurze, wunderliche Süße auf den Lippen.

„So haben wir als Kinder den Frühling getrunken," plauderte sie in starker Bewegung. „Wir durften es nicht, aber wir haben es doch getan. Nur muß es früher im Jahr sein — im April — wenn der Baum ganz voll Saft steht."

„Ja, es ist wohl schon zu spät," sagte er.

Er stutzte und wollte noch etwas hinzufügen. Es war ihm plötzlich, als könnten die Worte noch eine andere, tiefere Beziehung haben.



Am See. Nach einem Gemälde von K. Holleck-Weithmann.

Aber sie war harmlos und sprang schon wieder auf die Chaussee zurück.

„Bei einigem guten Willen kann man sich doch noch eine Vorstellung machen."

Da nickte der Kreisrichter vor sich hin.

Und nun wieder weiter . . Schritt, Schritt, Schritt . . . wie zwei Kameraden. Weiter durch den Duft der Akazien, der noch immer wie Opferrauch herniederströmte. Weiter durch Dörfer, in denen die Hofköter anschlugen und das Vieh dumpf aus den Ställen mit den Ketten rasselte. Weiter durch ewige Felder, deren junge Ähren sich heimlich bogen und schwankten, aus deren Furchen das „Arrp, Arrp" des Wiesenschnarrers tönte.

Sie hatten die Zeit vergessen; sie wußten nicht, wo und wie weit sie waren.

Da schimmerte durch einen Waldzipfel, der jetzt wieder an die Straße herantrat, wie eine mattleuchtende Scheibe ein großer See.

War das schon der See von Murowana? Waren ihnen die Stunden so im Fluge verstrichen?

Aber es konnte gar nicht anders sein, und da sie noch immer viel zu früh zur Station gekommen wären, gingen sie durch den Kiefernbestand auf das Ufer zu, bis das weite Wasser mit dunkeln Rändern und mondglänzender Mitte vor ihnen lag. Kein Kahn darauf — nichts! Nur die riesige, schimmernde Fläche, die den ganzen Himmel mit Mond und Sternen in sich hineintrank und zitternd widerspiegelte.

Ein paar Minuten folgten sie dem Ufer, bis sie auf einen grünen Hang trafen, der sich in sachtem Fall zum See hinabzog.

„Hier möcht' ich bleiben," sagte die Fremde. „Schöneres kommt nicht, und Zeit haben wir genug."

Sie ließ sich auf den Rasen nieder, zog die Knie an sich heran, verschlang die Hände darum und sah regungslos auf den blitzenden See hinaus.

„Wird es Ihnen nicht zu kühl werden?" fragte der Kreisrichter und blickte bedenklich auf den Boden.

Aber sie schüttelte nur den Kopf. Und da es nicht aussehn sollte, als ob er sich wie ein alter Onkel vor Rheumatismus fürchte, setzte er sich gleichfalls — setzte er sich dicht neben sie.

Um sie herum war solch eine urweltliche Stille, daß sie fast jede Bewegung scheuten. Wie in einem verwunschenen Reiche waren sie.

„Man mag nicht glauben," sagte der Kreisrichter und dämpfte unwillkürlich die Stimme, „daß noch einmal ein Tag folgen soll."

„Oho," erwiderte sie, gleichfalls halb flüsternd, „das will ich aber doch hoffen. Ich hab' morgen in Posen alle Hände voll zu tun."

„Und ich in Berlin. Ich soll einen jungen Studenten Mores lehren."

(Fortsetzung folgt.)



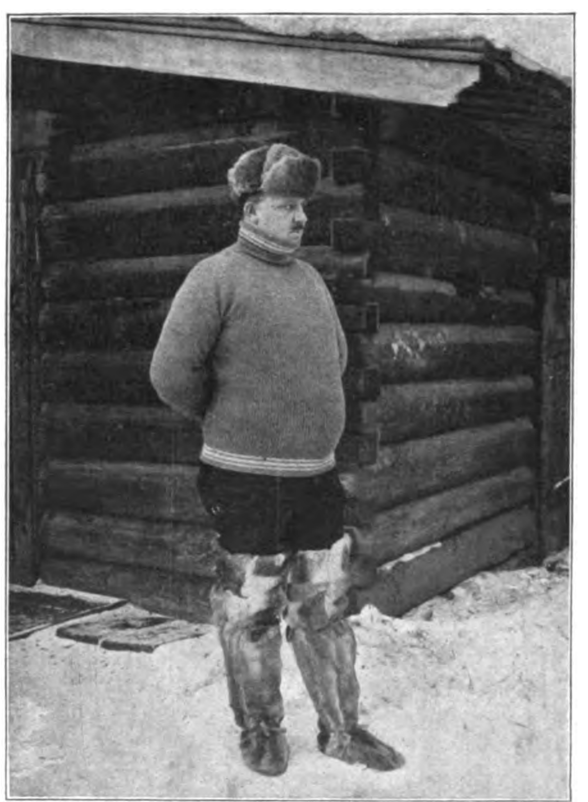
Eine Goldgräberstadt in Ostsibirien.

Kulturbilder vom ostsibirischen Goldgruben-Distrikt.

Von Oskar Iden-Zeller. (Mit neun Abbildungen.)

Wir veröffentlichen nachstehend einen Aufsatz aus der Feder des bekannten Forschungsreisenden Oskar Iden-Zeller, dem das Universum eine Reihe von fesselnd geschriebenen und gehaltvollen ethnographischen Aufsätzen verdankt. Er befand sich mit seiner Frau auf einer Expedition nach Nordost- und Nordwestasien bei den Burjäten im Kreis Wercholensk, als der Krieg ausbrach. Beide wurden verhaftet und hatten in der Kriegsgefangenschaft Schweres zu erdulden, bis schließlich dem Forscher auf Verwendung einflußreicher russischer Persönlichkeiten die Fortsetzung seiner Forschungsreise gestattet wurde. Da aber sein Gepäck, sein gesamtes wissenschaftliches Material und die ganze Ausrüstung der Taimyrland-Expedition beschlagnahmt waren, mußte sich die Hilfsaktion für deutsche und österreichische Gefangene in Sibirien, die ihren Sitz in Tientsin hat, des von allen Mitteln entblößten Forschers annehmen. Nach Nachrichten, die wir aus Stockholm und Tientsin erhielten, ist deutsche Geldhilfe für den Forscher dringend geboten, und wir wenden uns daher an den erprobten Opfersinn des deutschen Volkes mit der Bitte um Hilfe. Unser Verlag, der bereits erhebliche Opfer für die Expedition gebracht hat, eröffnet die Sammlung mit einem Betrag von 100 Mark, und wir bitten alle, die ein Scherflein für den inmitten der Burjäten weilenden deutschen Forscher übrig haben, sich der diesem Heft beiliegenden Postzahlkarte zu bedienen. Den Empfang der eingelaufenen Beträge, die dem bedrängten Forscher nach Abschluß der vom sächsischen Ministerium des Innern genehmigten Sammlung durch Vermittlung der Deutsch-Asiatischen Bank in Berlin zugesandt werden, werden wir im Universum bescheinigen.

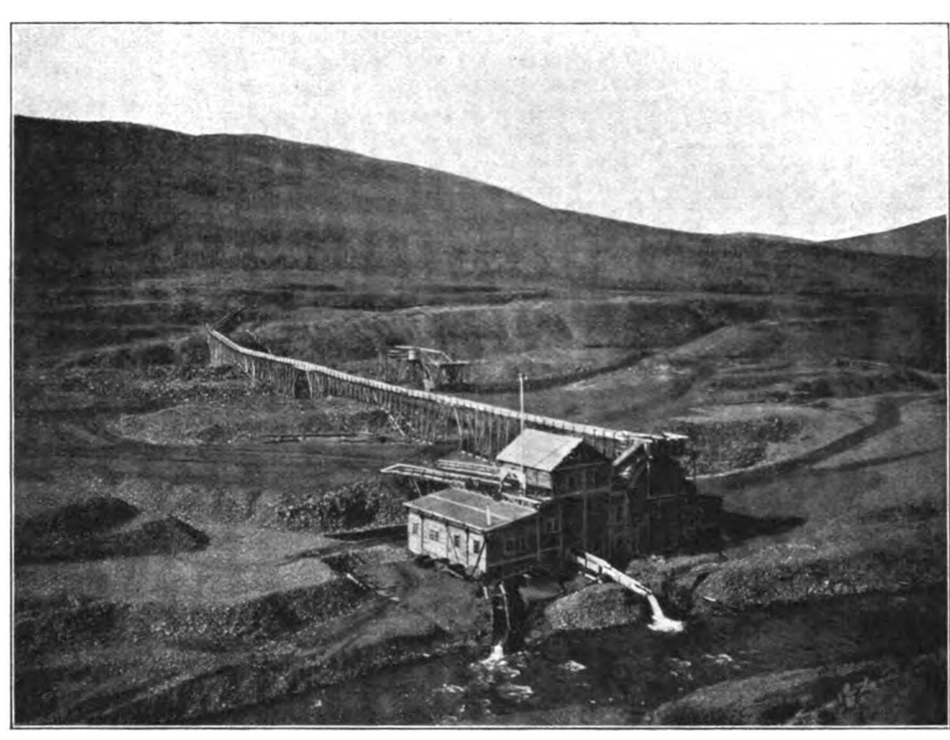
Der zwischen Shigalova, Witimsk und Bodaibo verkehrende Postdampfer hatte zahlreiche Passagiere. Junge Damen aus Irkutsk, die Stellungen als Tipfräuleins in den großen Minenkontoren von Bodaibo angenommen hatten, französische und deutsche Erzieherinnen, die den Kindern ostsibirischer Millionäre die Grundbegriffe westeuropäischer Kultur einprägen wollten und behäbige Kaufleute, deren Stammhäuser in Jakutsk standen, die aber während der Sommer- und Herbstsaison zwischen St. Petersburg, Moskau und den Goldgruben am Witim hin und her pendelten, um die Konsumgenossenschaften der einzelnen Bergwerke mit Lebensmitteln und jeglichem für die Existenz von der Außenwelt abgeschnittener Menschen notwendigen Tand zu versehen. Sie rechneten nur mit Tausenden, gaben sich aber als echte Russen mit breiter, behaglicher Manier und schäkerten in ihrer ungeschlachten, aber dabei doch nicht verletzenden Art mit dem weiblichen Jungvolk, das sich die mit ausländischem Konfekt und einheimischen kandierten Früchten unterstützten tolpatschigen Versuche der Nachahmung europäischer Ritterlichkeit gern gefallen ließ. An lebender Fracht hatte der Dampfer neben dem umfangreichen Kargo auch etwa 60 Goldgräber an Bord, die irgendwo aus Transbaikalien kamen und für eine der Sibiriakoffschen Minen verpflichtet waren. Als Gast des Kapitäns aber fuhr mit uns der Direktor eines Bergwerks. Er hatte die beste Kabine zur Verfügung und hielt sich für sehr exklusiv — seine Wiege stand in einem Ghetto Süd-Rußlands.



Unser Mitarbeiter, der Forschungsreisende Oskar Iden-Zeller, der auf einer dreijährigen ethnologischen Expedition nach Nordost- und Nordwestasien bei Werchojansk vom Krieg überrascht wurde.

Das Leben auf diesen den Goldfeldern zustrebenden Dampfern entbehrt zwar jeglichen Komforts, gestaltet sich dafür aber behäbig-gemütlich. Die Passagiere schließen sich schon in den ersten Tagen der Reise zu einer großen Familie zusammen, deren Oberhaupt der Kapitän ist. Es existieren keine gesellschaftlichen Schranken, und man kennt auch nicht die Nervosität, die sich beispielsweise jener Leute bemächtigt, die sich auf amerikanischen Schiffen vom Westen der Ver-

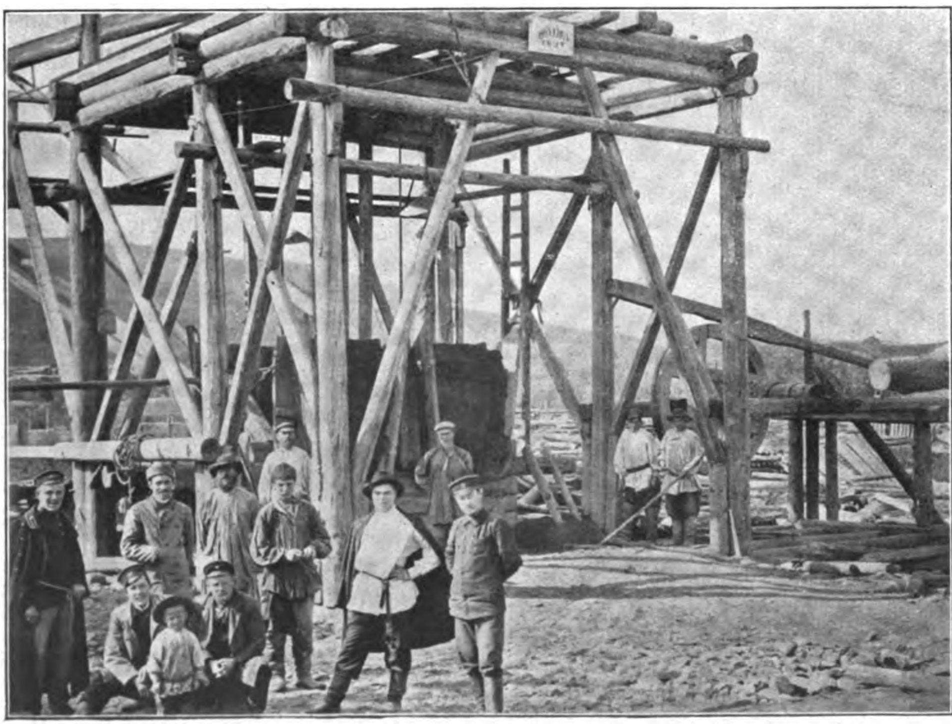
einigten Staaten nach Alaska begeben. So gern der Russe Geschäfte macht und so sehr auch er das Geld liebt, so vermag das Gold ihn dennoch nicht zum Sklaven zu erniedrigen. Während ich in der Nähe von amerikanischen Goldgräber-Centren nur von Dollar und Cents reden hörte, wurde hier, auch auf dem Dampfer, von allen möglichen Dingen, nur nicht vom Gelde und vom Geschäft gesprochen.



Wasserleitung und Goldwäschereianlage einer ostsibirischen Goldgrube.

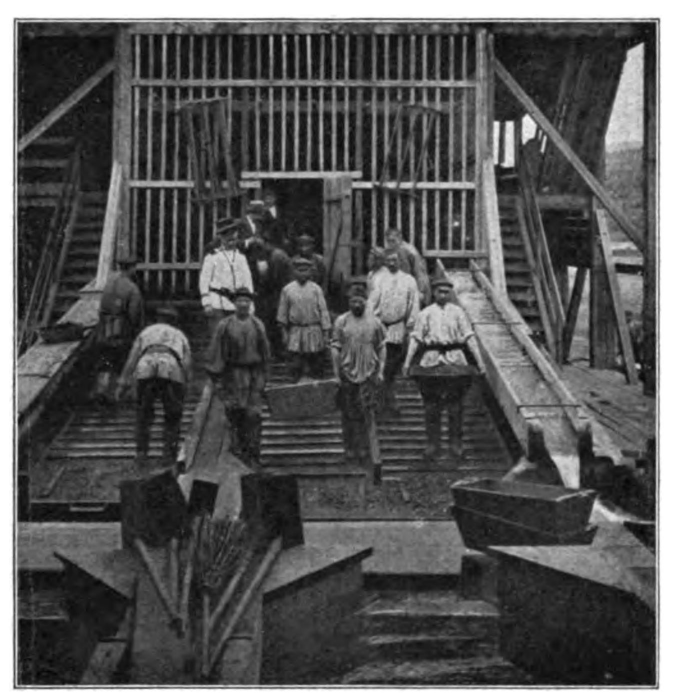
Mit recht bescheidener Geschwindigkeit dampft das Schiff den Witim hinauf. Kommt es nicht in zwei Tagen an, dann kann man sicher damit rechnen, daß es in dreieinhalb Tagen da ist. Und man empfindet diese Schneckenfahrt nicht einmal sonderlich. Das Wort „Eile“ wird hier in dieser Umgebung fast ein unbekannter Begriff. Schon die weiten Urwälder, die sich auf Meilen und Meilen zu beiden Seiten des Flusses in düsterem Schweigen erstrecken, mahnen zur Ruhe. Das Gold, das später durch tausend und abertausend zitternde Hände gleitet und das hier tief in der Wildnis seinen Ursprung hat, entbehrt am Witim noch des zitternden Klanges, der draußen in der Kultur Glück und Freude, Schande und Schmach verkündet.

Hier formen sich die Bilder nicht zu einer Groteske, denn wir jagen ja auch nicht den Fluß hinauf. Leise schlagen die Wellen an die Schiffswandungen, und silbern zieht hinter uns her das Kielwasser. Kleine Fischerboote kommen uns entgegen; große Flöße, schwer mit Heu beladen, werden überholt. Dann kommt ein Dorf, dessen Hütten sich in den Wald eingeschmiegt haben, und weiter, fern von allen Menschen, versucht ein Rudel Elche schwimmend das jenseitige Ufer des Flusses zu erreichen. Blutrot geht die Sonne unter; im fahlen Zwielicht flirrt da und dort ein Stern auf, bald sieht das Auge hundert, dann zählen sie nach Legionen. Der Wind kommt auf, der Wellenschlag wird stärker, und über die Kronen der Lärchenbäume geht ein Raunen und Rauschen, das von längst gegangenen Tagen erzählt. Von Tagen, die Jahrhunderte zurückliegen, als die ersten Kosaken und Pelzjäger, die sogenannten „Promyschleni“,



Vor dem Schacht einer Goldgrube.

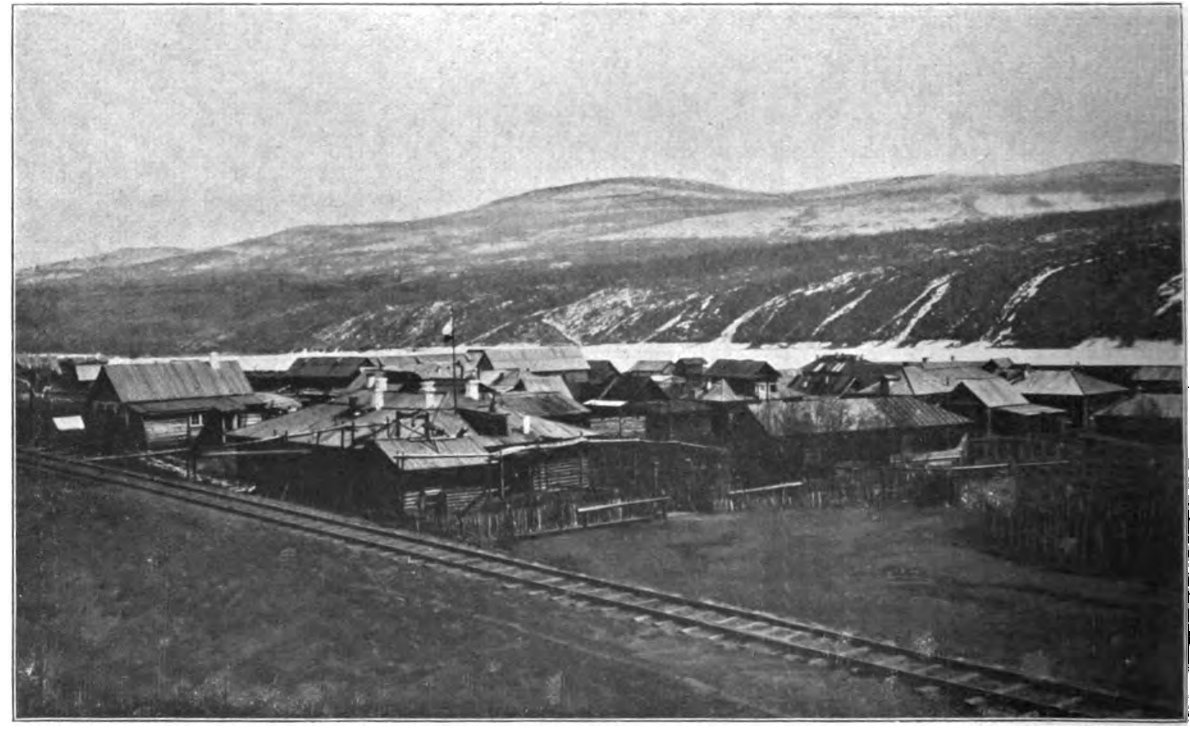



Arbeiter bringen unter Aufsicht von Kosaken Goldsand zum Laboratorium.

von Westen durch das Land gezogen kamen, an allen wichtigen Punkten Sibiriens größere oder kleinere Festungen, sogenannte Ostrogs, anlegten und die eingeborene Bevölkerung der Herrschaft des weißen Zaren unterwarfen. Das war um 1625, zu einer Zeit, als es noch unbestrittener Handelsgebrauch war, daß der Käufer eines Kupferkessels denselben als Kaufpreis bis zum Rande mit Zobelfellen füllen mußte, für ein Taschenmesser noch ein wertvolles Silberfuchsfell in die Hände des Verkäufers kam.

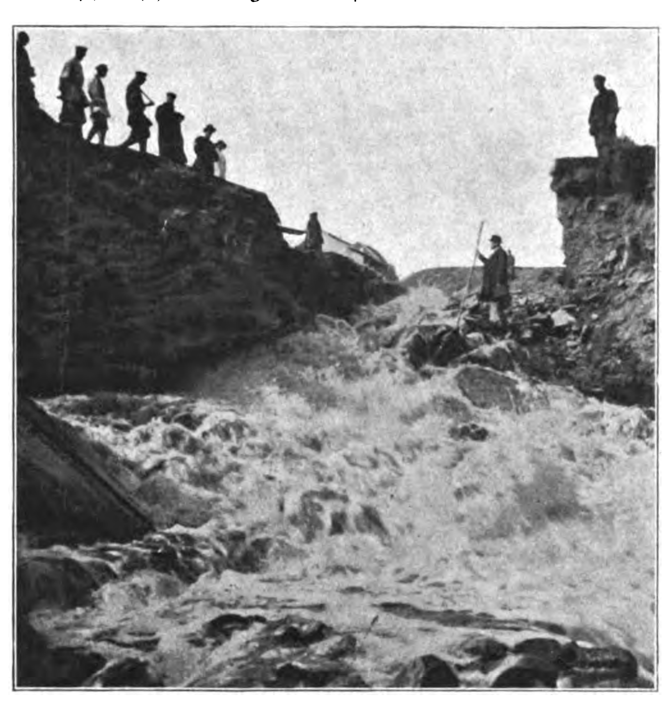
Die Jahre kamen und gingen, aber die Kultur hielt nicht mit ihnen Schritt. Noch heute liegt die in den engen Tälern und zwischen wilden Bergketten eingestreute Industrie des Witim-Plateaus fern von aller Zivilisation. Der Goldabbau, der freilich schon mit allen modernen Errungenschaften betrieben wird, bildet eine kleine Welt für sich. Auf zerklüfteten Wegen kommt man im Dreigespann oder zu Pferde von Bergwerk zu Bergwerk; und selbst die kleine Eisenbahn, die uns für einige Kilometer das Geleite gibt, ist ein Kind der Wildnis. Sie kennt nicht das hastende Getriebe, das ihre großen Namensschwestern auf blinkenden Stahlsträngen über die Erde führt. Langsam und feierlich, gleichsam als wolle sie das erhabene Schweigen des Urwaldes nicht stören, dampft sie durch das Gebirge und fährt hinunter zum Fluß, nach Bodaibo, der Goldgräberstadt, wo unser Dampfer an primitiver Landungsstelle vor Anker geht. Und sie hat es durchaus nicht eilig, rechnet nicht mit dem Bruchteil von Minuten. Jeder der Passagiere hat überreichlich Zeit; für Beförderung seines gewöhnlich recht umfangreichen Gepäcks vom Dampfer nach dem kleinen Bahnhof Sorge zu tragen. Erst wenn der letzte einsame Gast mit dem Herrn Kapitän die noch übriggebliebene Flasche Wodka leerte und im süßen Rausch am Bahnhof von dem gutmütigen Iswoschtschik (Kutscher) aus der Telega gehoben und unter allgemeinem Gelächter der Mitfahrenden in ein Abteil 2. Klasse geschoben wurde, setzt sich das „Zügle“ in Bewegung, und die zwei glühenden Augen der Lokomotive werfen zitternde Lichtreflexe auf die sich dahinwälzenden Wassermassen des Witim.

Wie alle Goldgräberstädte leidet auch Bodaibo naturgemäß unter dem Zuzug von Gesindel, das auf dem Wege zu den nahen Bergwerken dort Station macht. Von den Glücksjägern der amerikanischen Goldfelder in Alaska unterscheidet es sich aber schon durch den rein nationalen Charakter. Es sind nicht Leute aus aller Herren Länder.


Eisenbahn nach den Goldminen.

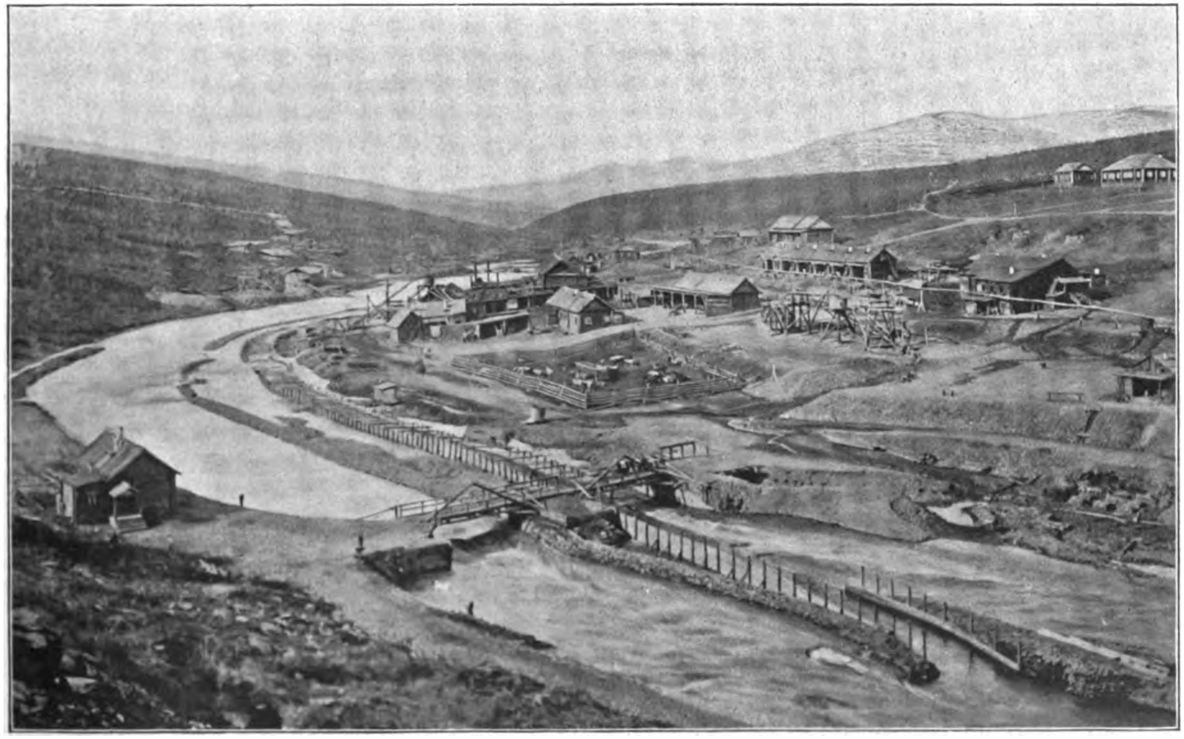
die da zu gewissen Zeiten des Jahres zusammenströmen, sondern nur unruhige Elemente aus dem großen Zarenreiche, denen das Leben auf eigener Scholle nicht behagt und die dafür als Barfüßler unendliche Gebiete durchstreifen, bald hier, bald dort eine Gelegenheit zur Arbeit ergreifend. Als unser Dampfer bei der kleinen Kreisstadt Witimsk den Stromlauf der Lena verließ und in die Mündung des Witim dampfte, überholten wir einen dieser sonderbaren Schwärmer. Er saß oder vielmehr er kniete, völlig entkleidet, auf einem dicken Brett, das wohl nicht mehr als drei Meter im Geviert hatte, und benutzte, im gleichen Rhythmus sich vorbeugend, die Hände als Ruder. All seine Habseligkeiten trug er, zu einem Bündel verschnürt, auf dem Kopfe. Als wir an ihm vorüberfuhren, rief er dem Kapitän lachend zu: „Ergebensten Dank, Carin (gnädiger Herr), gut laviert, noch nicht mal die Stiebel sind naß.“ Dabei hatte der arme Teufel gar kein Schuhwerk.

Es ist nicht gerade zu empfehlen, während der Nachtstunden durch entlegene Straßen von Bodaibo zu wandern. Ich sah da im Gefängnis so manchen Galgenvogel, dem das Messer bis zu seiner Inhaftierung wahrscheinlich recht locker in der Scheide saß. Überfälle auf Beamte der Goldgruben gehören nicht zu den Seltenheiten. Gewöhnlich sind die Banditen sehr gut davon unterrichtet, zu welcher Stunde die Grubenverwaltungen von der Filiale der Russisch-Chinesischen Bank in Bodaibo größere Summen abheben, um damit die Gehälter und Löhne für Angestellte und Arbeiter zu regulieren. Sie verbergen sich dann hinter Gestrüpp am Wege und brechen hervor, sobald das von einem Kosaken begleitete Dreigespann in Sicht kommt. Der sich entspinnende Kampf ist dann schnell zugunsten der Räuber entschieden, und der Bergwerksverwaltung bleibt nichts weiter übrig, als eine hohe Summe auf das Verlustkonto buchen zu lassen. Dabei ist die polizeiliche Kontrolle im Grubenbezirk außerordentlich scharf und der Präfekt von Bodaibo, den ich persönlich kennen lernte, ein tüchtiger Herr, der es an Umsicht gewiß nicht fehlen läßt. Die Verhältnisse gestalten sich aber selbst für die Polizei ungemein schwierig.



Goldführender Fluß im Witim-Gebiet in Ostsibirien

Daß manchmal auch schwere Verbrecher recht gemütlich sind, bewies mir folgendes Erlebnis. Ich wanderte eines Tages von einer Grube zur anderen, als mich eine



Ueberblick über eine ostsibirische Goldmine.

Postkutsche überholte. Der Jemtschik (Postillon) lüftete seinen Hut und ein ihn begleitender Bauer sprang sofort vom Wagen, um mich sehr höflich einzuladen, in der Troika Platz zu nehmen, da sie ohnedies keinen Passagier hätten. Ich machte von dem Anerbieten gern Gebrauch, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich mit diesen beiden Menschen während der Fahrt, die teilweise durch recht einsames Gelände führte, nicht recht gut unterhalten hätte. Selbst ein Trinkgeld schlugen sie aus, als sie mich kurz vor dem Bergwerk baten, auszusteigen, da sie nun andere Fahrtrichtung einhalten müßten. Am nächsten Tage schon stellte es sich heraus, daß ich, ohne es zu ahnen, der Gast von Mördern gewesen war. Sie hatten eine Stunde vor der Begegnung mit mir einen Händler, der ihr Passagier gewesen, erschlagen und beraubt und seine Leiche im Geröll verscharrt. Man behauptet wohl nicht ohne Grund — und dieser Einzelfall trägt zur Beweisführung bei —, daß der den niedersten Schichten angehörende Russe zu gleicher Zeit einfältig wie ein Kind und brutal wie eine Bestie sein kann. Jedenfalls wußte der am 10. März 1907 verstorbene Generalprokurator des Heiligen Synods, Konstantin Pobjedonoszew, ein Mann von ungewöhnlichem Wissen und seltener Willenskraft, nur zu gut, daß nur eins diese großen, undisziplinierten Massen in Schach halten konnte: die Kirche. Seine darauf abzielenden Maßnahmen sind aber, besonders im Auslande, in Unkenntnis der russischen Verhältnisse wenig gewürdigt worden.

Auch die Grubenverwaltungen im Witimgebiet haben zur Erbauung von Kirchen ganz bedeutende Mittel bereitgestellt. So sind nicht allein in Bodaibo, sondern auch auf ganz abgelegenen Bergwerken Gotteshäuser entstanden, deren Innenausstattung allein schon Millionen verschlungen hat.

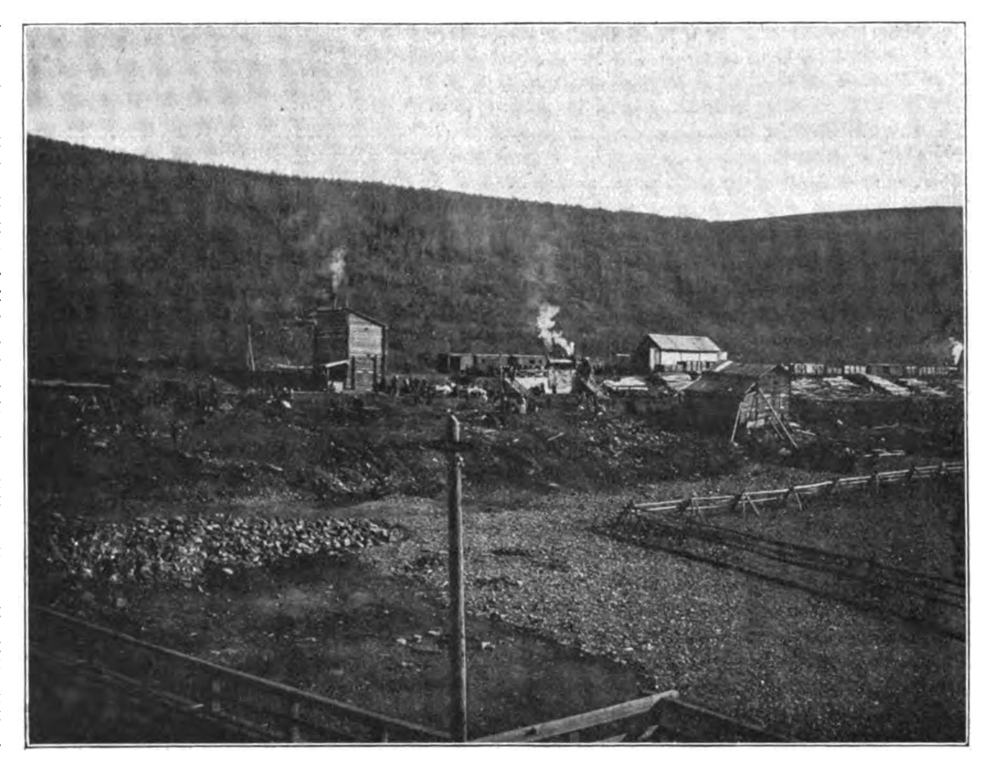
Das Leben in Bodaibo weicht von dem anderer Kreisstädte Sibiriens nicht wesentlich ab. Im Laufe der letzten Jahre hat man mit bescheidenem Komfort ausgestattete Hotels gebaut, und in den recht sauberen Verkaufsläden teilen sich Russen, Tataren, einige Deutsche und Juden in die Ehre, die Kunden aufs beste zu bedienen. Alles, was dort feilgeboten wird, kommt während des Sommers auf Flößen von Katschuga oder Shigalowa die Lena hinunter und wird mit Schleppern von Witimsk ab den Witim hinauf bugsiert. Für gewisse Waren ist Jakutsk Stapelplatz, wo im Hochsommer ein dem Umsatz nach recht bedeutender Jahrmarkt stattfindet. Diese Messe erlangt dadurch besondere Originalität, daß sie sich ausschließlich auf dem Wasser abspielt. Oft liegen Hunderte von Pawosken (überbaute Flöße), die alle vom Unterlauf der Lena kamen, wo sie ihre mit zweirädrigen Karren von Irkutsk kommende Fracht in Empfang nahmen, an der Peripherie von Jakutsk auf der Lena nebeneinander, und von Laufplanke zu Laufplanke entwickelt sich das Geschäft. Auf diesem Jahrmarkt erscheinen als Aufkäufer auch die Vertreter der Gruben-Konsum-Genossenschaften des Witimplateaus. Sie benötigen alljährlich ganz bedeutende Vorräte, denn jeder in den Bergwerken beschäftigte Arbeiter ist verpflichtet, in den von Grubenbeamten geleiteten Läden der Genossenschaften all das einzukaufen, was für ihn und seiner Familie Unterhalt notwendig ist. Die Läden stehen unter staatlicher Kontrolle, und die Preise für die einzelnen Waren sind genau fixiert, so daß eine Übervorteilung des Arbeiters kaum möglich ist. Besondere Dampfer, deren Eigentümer die Bergwerksverwaltungen sind, bringen die Waren von Jakutsk nach Bodaibo, so daß mit dem Eintritt des Eisganges auf der Lena die Grubenbezirke für den Winter versorgt sind. Nur das Notwendigste kommt dann während der Wintermonate auf Schlitten von Irkutsk. Das bedeutet für die Frachtfahrer eine lange beschwerliche Reise auf dem Eise der Lena und des Witim.

Obwohl auch in der Umgegend von Bodaibo noch Ackerbau betrieben wird, kommen die meisten landwirtschaftlichen Produkte doch von außerhalb. Westsibirien und Transbaikalien sind im gleichen Maße am Import beteiligt. Auch die am Ufer der Lena, besonders in Olekminsk wohnenden Skopzen (Kastraten), die dort wegen ihrer irreligiösen Schwärmerei und dadurch gebotener Selbstverstümmelung als Verbannte leben, kommen als Lieferanten für die Grubenbezirke in Betracht. Mit ihnen steht man recht gern in Geschäftsverbindung, weil es durchaus rechtschaffene Leute sind.

Als ich in Bodaibo Vorkehrungen für die Fahrt nach den Goldbergwerken traf, um dort den technischen Betrieb in Augenschein zu nehmen, mußte ich an das Märchen vom Schlaraffenland denken, das uns Hans Sachs so verlockend geschildert hat. Auch das Witimplateau liegt ja gewissermaßen sechs Meilen hinter Weihnachten, und ich hatte mich zwar nicht durch einen Berg von Kuchen zu essen, mußte aber einem nächtlichen Diner beiwohnen, das alles, was ich bisher an Gastfreundschaft in Sibirien genossen hatte, weit in den Schatten stellte. Alle Spitzen von Bodaibo waren erschienen. Der Polizeipräfekt, höhere Beamte der Kreisverwaltung, die Geistlichkeit, Bergingenieure und reiche Grubenbesitzer. Die Speisenfolge war echt chinesisch, d. h. man brachte ein Gericht nach dem andern auf den Tisch, und was an alten Weinen und bestem französischen Sekt aufgetragen wurde, könnte im vornehmsten europäischen Klub nicht besser sein. Im Glauben, daß meiner in der Wildnis recht primitive Verpflegung harre, hatte ich das reiche Mahl gewissermaßen als Ausgleich für kommende Tage der Entbehrung angesehen.

Der Aufenthalt in den Sibiriakoffschen Bergwerken sowie meine acht Tage währende Besuchszeit auf der Frühlingsgrube, die weit drinnen im Urwalde liegen, belehrten mich jedoch bald, daß man auch im düstern Tann recht gut zu leben versteht. So primitiv die Arbeiterkasernen sind, so elegant und geschmackvoll erschienen die Innenräume der einzelnen Landhäuser, die den Direktoren der Goldgruben, russischen Bergingenieuren, zur Verfügung gestellt sind. Der Speisesaal im Direktionsgebäude der Frühlingsgrube war vollkommen mit dunkel gebeiztem Eichenholz getäfelt, hatte Parkettfußboden und gab genügend Raum, um etwa 150 Personen an Tischen unterzubringen. Das mir überwiesene Gastzimmer hatte die modernste Einrichtung, und im anstoßenden Badezimmer fand ich das Wasserbecken mit Majolika ausgekleidet. Für Ausflüge stand ein Reitpferd in Bereitschaft. Dabei hatte man nicht die Empfindung, unter Protzen zu sein. Die Gastfreundschaft wurde in vornehm-diskretem Ton ausgeübt. Jeder bemühte sich, dem Fremdling etwas Liebenswürdiges zu sagen, und mit einer Herzlichkeit, die ihresgleichen sucht, wurde dem Gast das ganze Haus zur Verfügung gestellt.

Die Frühlingsgrube beschäftigt 600 Arbeiter, die durchschnittlich pro Mann, je nach der Beschäftigung, 2.50 Mark bis 7 Mark Tageslohn beziehen. Bei elfstündiger Arbeitszeit — 5 Uhr morgens bis 11 Uhr vormittags und 12 Uhr mittags bis 6 Uhr abends — schaffen diese Leute pro Tag etwa 3000 Pud (das Pud 16,38 kg) goldhaltige Erde zutage. Auf 100 Pud Erde rechnet man dort 2½ Solotnik (1 Solotnik = 4,26 g) Gold. Die Gesamtausbeute der letzten Jahre betrug auf der Frühlingsgrube allein 22 bis 25 Pud Gold. Rechnet man den Wert des Pudes Rohgold im Mittel mit 18000 Rubel, so stellt sich der Jahres-



Gebirgseisenbahn der ostsibirischen Goldbergwerke.

ertrag auf 792000 bis 900000 Mark. Immerhin ein ganz nettes Sümmchen. Der Staat erhebt allerdings von jeder Deßjatine (1,0925 Hektar) der Grubenfelder 5 Mark jährlich und außerdem 1 Prozent von der Goldausbeute.

Um die gewaltigen Erdmassen durchzuwaschen, hat man eine Hochwasserleitung von 750 Meter gebaut, lange Kanäle gegraben und Talsperren angelegt, denn das wichtigste und unentbehrlichste Hilfsmittel des Goldgräbers ist bekanntlich das Wasser.

Die Schachtanlagen sind primitiv. Auf schwankenden Leitern kletterten wir kirchturmtief von Stollen zu Stollen. Vor uns zitterte das Grubenlicht, kristallene Tropfen sickerten aus dem Erdreich und mit entblößtem Oberkörper, den Schlapphut auf dem Kopfe, standen oder knieten die Goldgräber, um mit vom Wasser schlüpfrig gewordener Picke das Erdreich zu lockern. Als ein Wagen an uns vorüberrollte, der dem Förderkorb nur Erdmassen zuführte, griff ich hinein und hatte einen Lehmklumpen in der Hand. Nichts deutete darauf hin, daß Edelmetall in ihm enthalten war. Zuweilen kommt es wohl vor, daß zwischen Gestein und Erdreich plötzlich ein Goldklumpen gefunden wird. Der sichert seinem Finder eine Extraprämie von 345 Rubel und 60 Kopeken pro Pfund zu.

Als ich mit dem Direktor der Grube wieder dem Tageslicht entgegenkletterte und Sprosse auf Sprosse nahm, hingen mir die Füße wie Bleigewichte am Körper. Und all die armen Goldgräber haben diesen entsetzlichen Weg in die Tiefe Tag für Tag zurückzulegen, ehe sie ihr mühsames Werk beginnen. Aber für sie hat ja der schwarze Schlund der Erde nicht Grauses mehr. Ich hörte sie da unten so herzhaft lachen wie spielende Kinder, und als ich sie später, während der Mittagszeit, in ihren Arbeiterkasernen sah, starrten sie düster und blinzelnd wie böse Hunde in die Sonne. Dort unten, in der ewigen Nacht, vergessen sie wohl, daß das Schicksal ihnen das Recht, Kinder der Sonne und des Glücks zu sein, strittig machte.

Interessant ist, wie aus dem in der Mühle gemahlenen Gestein und dem Erdreich schließlich das Gold gewonnen wird. Die Sandmassen werden auf große, grob durchlöcherte Eisenbleche, auf die ein starker Wasserstrom geleitet ist, geschaufelt. Die großen Steine bleiben auf dem Blech liegen, während alles übrige von dem Wasser auf eine schräg abfallende Bahn getrieben wird. Diese aus Holz hergestellte Gleitbahn hat auf dem Boden Querrippen, die das zu unterst treibende schwerere Gold aufhalten, während der Sand und die Steinchen weiter die Bahn herabrollen. Mitten auf derselben stehen im Wasser Arbeiter, die mit langen Stangen in den herabflutenden Sandmassen rühren, damit der Sand möglichst gründlich durchwaschen werde. Die schwereren Goldklümpchen bleiben höher oben auf der Bahn liegen, nach unten wird nur der feine Goldstaub heruntergetragen. Um ein Fortschwemmen zu verhindern, wird dorthin Quecksilber geworfen, das sich mit dem Goldstaube verbindet. In gewissen Pausen wird das Gold, das im Naturzustande mattgelblich oder gelbrötlich schimmert, unter Aufsicht eines Kosaken-Urädnik in Büchsen getan, die alsbald versiegelt werden. Das Goldamalgan wird in einem im Waschhause befindlichen Destillierapparat gereinigt.

Größer noch und komplizierter ist der Betrieb in den Bergwerken Sibiriakoff. Dort arbeiten gewaltige elektrische Maschinen. Der Beamtenstab umfaßt allein 185 Personen, während 2600 Arbeiter in den Gruben beschäftigt sind. Die Jahresausbeute betrug dort aber auch 252 Pud Gold, das Pud zu 36000 Mark. Der Direktor dieser Bergwerke bezieht die Kleinigkeit von 150000 Mark Jahresgehalt.

Das sind so einige Geheimnisse, die der ostsibirische Urwald mir bei meinem letzten Besuch anvertraut hat. Es ist schwer zu erreichen, das kleine Königreich der Goldgräber, denn zerklüftete Gebirgsketten führen auf Irrwege, und der düstere Tann erstreckt sich bis zum abgrundtiefen Fluß.

Fräulein Amadores Einquartierung.

Skizze von Heloise v. Beaulieu.

Am Tage der Kriegserklärung ging Fräulein Amadore in den Keller und verblieb dort, bis der Hunger und die sanfte Gewalt ihrer treuen Luise sie wieder ans Tageslicht zogen. Sie fürchtete sich nicht nur vor den Russen, obwohl sie im Zentrum des Reiches wohnte, sondern sie meinte, daß nun das Chaos hereinbräche, das im Drüber und Drunter alle Sitte und Ordnung umstürzen würde. Mit Angst und Abscheu lugte sie hinter der Gardine hervor auf das veränderte Straßenbild. Überall Gruppen lebhaft redender Menschen, Trupps von eingezogenen Männern, sausende Automobile und Soldaten. Diese repräsentierten für Amadore die rohe Gewalt, Ausschreitungen, kurz, das Männliche in seiner unangenehmsten Erscheinungsform.

Fräulein Amadore führte mit Füttern ihres Kanarienvogels, Begießen ihrer Blumen, Abstauben ihrer Nippes und schließlich mit Abschneiden ihrer Coupons ein stillgeschäftiges Dasein. Der Krieg paßte ihr gar nicht. Er störte ihre Ordnung. Wenn auch nicht gerade Anarchie hereinbrach, die Straßen waren voll Soldaten, man bekam des Morgens keine frischen Brötchen, und in den Zeitungen standen so häßliche Sachen. „Nun, mich geht das alles ja nichts an," sagte sie sich und beschloß, den Krieg, bis auf einige Beisteuern zu Sammlungen, zu ignorieren.

Aber da geschah etwas, was diesen Vorsatz bedenklich erschütterte. Als sie eines Tages vom Spaziergange zurückkam, fand sie hinter der Haustür ein militärisch aussehendes Bündel, das nicht nur ihren Ordnungssinn beleidigte, sondern sie auch mit düsteren Ahnungen erfüllte. Richtig, Luise kam ihr wehklagend entgegen. „Fräulein, wir bekommen Einquartierung!"

„Ich habe doch gesagt, daß ich keine nehme, unter keiner Bedingung."

„Das habe ich ja gesagt. Aber da sagte der Unteroffizier, ich sollte meiner Dame nur bestellen, es wäre Krieg, und sie würde gar nicht gefragt, ob sie wollte. Und heute abend kommt er."

Fräulein Amadore zitterte vor Wut und Angst. „Er wird sich die Füße nicht abtreten und uns ermorden. Jedenfalls soll er auf den Boden."

„Aber wie sollen wir da jetzt ein Bett hinaufschaffen?"

„Kann man da nicht ein bißchen Stroh aufschütten? Ich kann den Soldaten doch nicht in die Etage nehmen!"

„In der Schrankkammer steht ja ein Bett," sagte Luise.

„Er wird die Schränke erbrechen und stehlen! Dieser Krieg ist eine entsetzliche Rücksichtslosigkeit gegen friedliche Leute. Ich sehe schon, ich muß den Kerl in meiner Fremdenstube schlafen lassen. Aber nimm alles heraus, hörst du, Luise! Müssen wir ihm auch zu essen geben?"

„Nein. Aber Kaffee gibt man doch wohl."

„Meinetwegen. Soviel Kaffee, wie du willst. Wenn ich den Soldaten nur nicht zu sehen brauche. Ich schließe mich ein. Schließ du dich auch ein, Luise. So'n Mensch, der aufs Totschießen eingeübt ist —!"

— Der Soldat kam. Es war ein älterer Wehrmann, so sagte Luise. Früh um fünf mußte er zum Dienst, und wenn er nach Hause kam, ging er auf sein Zimmer. Mehrere Tage bekam Amadore ihren Gast wirklich nicht zu sehen und auch kaum zu hören, so leise war er.

Nur eines Mittags, als sie an dem Gastzimmer vorbeiging, hörte sie zu der Zeit, wo der Soldat sonst zum Essen war, leises Singen. Ein geistliches Lied.

Als Luise ihr das Mittagsessen brachte, fragte sie: „Warum ist der Soldat denn heute zu Hause geblieben?"

„Er sagt, er wäre so müde, daß er lieber ohne Essen bleiben wollte, als den weiten Weg nach der Kaserne machen."

„So, so," sagte Amadore. Als sie dann vor ihrem Kotelett mit Gemüse saß, hatte sie mit einem Mal das Gefühl, daß sie nichts würde essen können.

Sie klingelte. „Luise," sagte sie, „wir können den Menschen nicht hungern lassen. Gib ihm mein Essen!"

„Fräulein," sagte Luise verlegen, „seien Sie nicht böse, ich habe ihm schon meins gegeben."

„Nun, dann teilen wir, Luise."

Die halbe Portion schmeckte ihr vortrefflich. Es scheint, daß der Mensch für gewöhnlich zu viel ißt, dachte sie. Nachher sagte sie etwas verlegen: „Luise, du kannst in Zukunft für den Soldaten mit kochen. Wir können uns ja etwas danach einrichten."

Nach einigen Tagen kam Luise: „Herr Lüdiger möchte Fräulein gern sprechen, um sich zu bedanken."

„Ja, wenn es nicht anders geht . . . !" sagte Amadore.

Das Ungeheuer kam. Er war ein ruhiger ernster Mann mit unendlich guten Augen im gebräunten Gesicht. Er drückte Amadore die feinen Finger, daß sie krachten. „So gut konnte ich es ja gar nicht verlangen, Fräulein! Sie haben wohl auch jemand Liebes draußen?"

Amadore schüttelte den Kopf. „Ich habe niemanden."

„Seien Sie froh! Es ist nicht leicht. Aber noch schwerer ist es, jemanden zurückzulassen." Und zu Amadores Bestürzung liefen ihm die hellen Tränen über die Backen. Sie wußte gar nicht, daß Männer auch weinen. Er erzählte ihr von seiner Frau, von seinen Kindern, wie lieb er die hätte, und wie entsetzlich schwer ihm der Abschied werde. „Die jungen Menschen, ja, die haben's leicht. Wenn ich keine Familie hätte, ginge ich auch ruhig fort. Was liegt an mir! Bloß, daß ich auf Menschen schießen soll, das kann ich mir ja gar nicht denken. Ich kann keinem Tier etwas zuleide tun, meine Pferde, die sind mir wie ein paar Freunde. Eins muß ich auch hergeben. Die arme Liese!"

Amadore dachte mit leiser Beschämung, daß sie gefürchtet hatte, dieser Mensch würde sie umbringen.

Und dann hatte der Mann noch eine Bitte. Obwohl er nach Hause gewesen war, Abschied zu nehmen — und welch einen Abschied! — hatte sich die Frau in den Kopf gesetzt, daß sie noch einmal kommen wollte, ihn zu sehen. Und ob sie wohl hier ins Haus kommen dürfte?

Amadore konnte wohl nicht gut anders, als es erlauben.

Und am andern Tage kam sie, eine kleine zarte Frau, verblüht, und doch immer noch anmutig. So strahlende blaue Augen glaubte Amadore noch nie gesehen zu haben. Sie wunderte sich, wie frisch, beinahe heiter die kleine Frau war. Sehr nahe schien der der Abschied nicht zu gehen.

Als die Frau dann aber einen Augenblick allein mit Amadore war, sah das zarte Gesicht plötzlich wie verfallen aus, und das Strahlen in den Augen erlosch. „Verzeihen Sie, Fräulein," schluchzte sie, „aber es ist hart, einen Mann in den Tod gehen lassen zu müssen. Solang ich mit ihm zusammen war, habe ich mich ja zusammengerissen, denn mit dem Abschied von neulich konnte ich ihn nicht gehen lassen! Ich wollte es ihm leicht machen mit einem heitern, zuversichtlichen Gesicht."

Friede. Nach einer Kunstphotographie von H. v. Zimmerauer.



Mit Staunen blickte Amadore auf die zarte kleine Frau. „Sie sind ja eine Heldin!“

Die schüttelte lachend und weinend den Kopf. „Ach nein! Eigentlich bin ich weich wie Butter. Aber man muß ja. Sehen Sie, Fräulein, wenn der Mann hart ist, dann kann die Frau weich sein. Aber wenn man einen so guten, weichen Mann hat wie ich, dann muß man stark sein, um ihn aufzurichten. Nicht wahr, dazu ist man doch da! Oh, nicht daß er Angst hätte,“ sagte sie eifrig. „Er wird nicht mit der Wimper zucken, wenn die Kugeln pfeifen. Aber — er hat uns lieb.“

Da überkam Amadore etwas Merkwürdiges: Sie mußte die kleine Frau in den Arm nehmen.

Und dann ging Lüdiger wirklich ganz getröstet fort. „Wenn mir was zustößt, der liebe Gott wird helfen,“ sagte er. „Und tausend Dank, Fräulein!“

Amadore trauerte ihrem Wehrmann ordentlich nach. Das leise Singen geistlicher Lieder fehlte ihr, und das Mittagsessen war gar keine Sache von Interesse mehr, nun man nicht mehr zu bedenken brauchte, was Herr Lüdiger wohl gern äße. Andere Einquartierung wollte sie aber nicht wieder, denn einen so stillen, ordentlichen Menschen wie Lüdiger kriegte sie doch nicht wieder. Aber ehe sie sich's versah, stand wieder ein großes Bündel hinter der Tür, und Müller war da.

Müller war ein junger Soldat, nicht ganz so leise und rücksichtsvoll, aber auch ein netter Mensch, sagte Luise. Denn Amadore wollte ihn nicht kennen lernen. Bald fand Müller auch, daß der Weg zur Kaserne zu weit sei, und nun wußte man wieder, für wen man kochte. Eines Tages kam Müller mit einem sonderbaren Anliegen: ob er sich den Kanarienvogel ein bißchen in seine Stube holen dürfte. Er sei vom Harz, seine Eltern hätten eine Kanarienzucht, und so ein gelber Vogel sei wie ein Stückchen Heimat.

Dieser Zug flößte Amadore Vertrauen ein. Es war nicht zu vermeiden, daß sie sich manchmal mit Müller unterhielt. Und dabei kam heraus, daß er verheiratet sei, kriegsgetraut.

Amadore sagte, daß sie nichts von übereilten jugendlichen Heiraten hielte. Da sagte der junge Mensch etwas verlegen: „Ich wollte doch, daß mein Mädel die Vorteile hätte, und daß unser Kindchen einen ehrlichen Namen trüge, wenn ich falle. Der liebe Gott wird ja wohl für den Rest sorgen.“

„Sie kommen doch sicher wieder!“ sagte Amadore, in das frische, junge Gesicht blickend.

„Das kann man nicht wissen,“ sagte der junge Mensch ernst. „Und wie könnte ich das verlangen! Es fallen Bessere als ich!“

Kurz darauf pfiff er wieder ein munteres Liedchen.

Auf dem Grasplatz hinter dem Hause hingen Müllers gewaschene Hemden und Strümpfe zum Trocknen, und Luise stopfte sie ihm. Amadore empfand beinahe ein Gelüste, auch für Müller zu stopfen. Es war geradezu etwas Verheiratetes in das kleine Jungfernheim eingedrungen.

Auch Müllers kleine Frau kam mal, ein hübsches, blutjunges Ding, fassungslos vor Abschiedsweh. Hier war's umgekehrt: Der Mann war voll Zuversicht und tröstete sie mit Scherzen, und die kleine Frau seufzte und sagte: „Ja, die Männer! Die nehmen's leicht!“ ...

Auch Müller ging, und Amadore sagte: „Nun bestimmt nicht wieder. Ich kann dies ewige Abschiednehmen nicht vertragen!“

Aber dann kam doch wieder einer, ein blutjunges Bürschchen mit einem Gesicht wie Milch und Blut, einer, von dem man sich gar nicht vorstellen konnte, daß der in den Krieg ziehen sollte. Er war aber der kriegerischste von allen, sang mit schallender Stimme Soldatenlieder und zappelte vor Ungeduld, hinauszukommen.

„Wenn ich zurück bin, besuche ich Sie, Fräulein,“ sagte er tröstend zu Amadore. Bei diesem hatte sie gar nicht erst den Versuch gemacht, ihn sich fernzuhalten. „Das Eiserne Kreuz werde ich doch wohl haben, meinen Sie nicht?“ Und Amadore meinte es. Einstweilen verzehrte der junge Franzosen- und Russenfresser mit Begeisterung und Tapferkeit die guten Dinge, mit denen Luise, unter Amadores Einverständnis, ihn vollstopfte. Sowohl Herrin als Dienerin fühlten ihre mütterlichen Instinkte erwachen diesem kindlichen jungen Menschen gegenüber.

Nur eins machte den jungen Walter auf Augenblicke ernst und weich: der Gedanke an seine Großmutter, die den Mutterlosen aufgezogen hatte. „So 'ne alte Frau,“ sagte er, „denkt sich natürlich das Schlimmste. Das wäre ja noch besser, wenn ich nicht wiederkäme! Ich komme zurück, das weiß ich. Ich muß ja doch für die Großmutter sorgen. Der liebe Gott ist freilich auch noch da.“

Und eines Tages ging auch der Junge. Zuversichtlich und fröhlich. Und dann kam keiner mehr. Ein Gefühl von Leere kam über Amadore. Sie meinte, der Kanarienvogel sei früher klüger gewesen, eine bessere Gesellschaft, trotz der niedlichen Kunststücke, die Müller ihm beigebracht hatte. Von der Einquartierung kamen ein paar Feldpostkarten, aber nach einiger Zeit hörte auch das auf. Es gab also doch keine Dankbarkeit und Anhänglichkeit in der Welt.

Luise hatte einen Einfall. „Wir haben ja die Heimatadressen von allen, wenn wir mal fragten, was sie machen. Vielleicht ist einer verwundet, und man könnte ihm mal was schicken.“

Das tat Amadore. Und nach einigen Tagen kamen drei Briefe, kurze, ungelenke, tränenbeschmierte Briefe...

Gefallen alle drei, der seinen Tod ahnende Lüdiger, der gefaßte Müller und der lebensgläubige junge Walter, alle tot.

Amadore saß eine Weile ganz still. Die Tränen liefen ihr über die Wangen. „Tot, diese lebenstüchtigen Menschen, jeder eines andern Glück und Lebensinhalt, tot! — Und ich lebe!“ sagte sie bitter. „Wozu?“ Da fiel ihr ein. Alle drei hatten gesagt: Der liebe Gott wird sorgen! Aber — konnte der liebe Gott alles allein machen?

„Ich werde dem lieben Gott ein bißchen helfen,“ sagte sie und trocknete ihre Tränen....





Ulanenpatrouille. Nach einer Aufnahme vom Kriegsschauplatz von R. Sennecke.

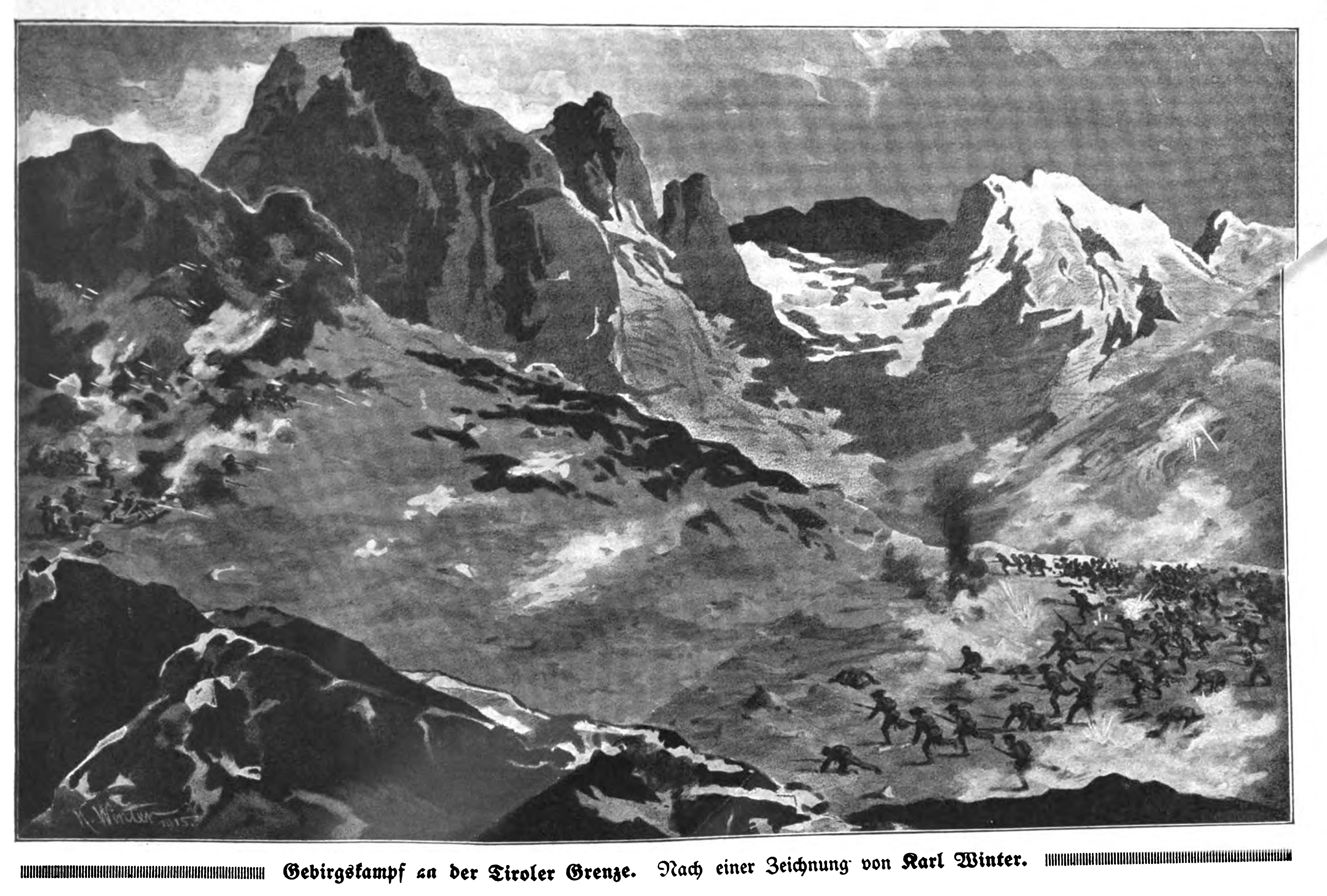
Die Schutzfärbung des Krieges und ihre Entstehung.

Von Dr. Albert Neuburger, Berlin.

Das Schlachtfeld der Gegenwart hat keinen Platz mehr für den Krieger, der, wie dies von alters her Brauch war, in schimmernder Rüstung oder in glänzendem Gewande einherschreitet. Der Soldat von heutzutage muß auf allen kriegerischen Schmuck verzichten, er muß sich die Natur zur Lehrmeisterin nehmen. Wie sich in dieser das Tier, das seinen Feinden unsichtbar bleiben will, der Umgebung in bezug auf Farbe und Aussehen anpaßt, so werden auch die Heere der Jetztzeit in Farben gekleidet, die ein Erkennen durch den Feind nach Möglichkeit erschweren. Neben der Mimikry der Natur hat sich ein Mimikry des Krieges herausgebildet, das uns in den mannigfachsten Formen entgegentritt.

Diese Anpassung trat zuerst bei einzelnen Ausrüstungsgegenständen auf, um sich dann später auf den ganzen Mann, ja auf ganze Einrichtungen des Heeres zu verbreiten. Zuerst schaffte man die blitzenden Kürasse ab, die wie ein Spiegel wirkten und die Sonnenstrahlen wie der im Feld verwendete Heliograph auf weite Entfernungen zurückwarfen, so daß man den einzelnen Kürassier schon kilometerweit erkannte. Dann wurden die gleichfalls die Sonne reflektierenden Gewehrläufe der Infanterie „brüniert", das Bajonett wurde durch das Seitengewehr ersetzt, das erst im Augenblick vor dem Sturmangriff aufgepflanzt wurde. Dadurch gewann die Infanteriekolonne, aus der es früher in Hunderten von Strahlen aufleuchtete, bereits beträchtlich an Unsichtbarkeit. Aber noch waren in ihr die Offiziere an den blitzenden Säbelscheiden erkennbar. So wurden auch diese gefärbt, bis die Verbesserungen der im Felde gebrauchten optischen Einrichtungen, die gesteigerte Treffsicherheit der Gewehre, das Auftreten der Flieger und noch eine Anzahl weiterer Umstände, es notwendig machten, die Schutzfärbung auf die ganze Erscheinung des Soldaten auszudehnen. Die Notwendigkeit, diesen in bezug auf seine Farbe der Umgebung anzupassen, ergab sich zuerst unter der leuchtenden Sonne der Tropen, wo das dem Wüstensande ähnliche „Khaki" rasch bei allen Kolonialtruppen Verbreitung erlangte. Die Engländer waren es, die diese schmutzig-gelbliche Farbe in Indien zuerst mit Vorteil anwendeten; ihrem Beispiel folgten dann alle übrigen Staaten.

In Europa handelte es sich darum, eine Farbe zu finden, die weder von dem Grün der Wiesen noch von dem des Waldes sich allzusehr abhob, und die ihren Träger auch im Nebel, im Regen, vor den grau gestrichenen Häusern eines Dorfes und wo sonst es auch immer sei, nicht allzu deutlich erkennen ließ. In sämtlichen Armeen wurden Versuche gemacht. Die heikle Frage fand aber sicherlich in Deutschland mit seinem eigenartigen „Feldgrau" ihre glücklichste Lösung. Es ist ganz gleich, ob der Abend dämmert oder ob sich der Nebel niedersenkt: der Soldat verschwindet gewissermaßen in der Umgebung, er löst sich in ihr auf. Schon auf wenige Schritte Entfernung ist er nicht mehr zu erkennen. Aber auch an klaren Tagen braucht er sich nur hinzulegen — ganz gleich, ob es auf der Straße oder auf dem Rasen der Fall ist —, der Flieger wird ihn nicht bemerken, ist es doch tatsächlich vorgekommen, daß am Waldesrande lagernde oder auf der Straße marschierende deutsche Kolonnen für Rasenstreifen gehalten wurden. Die Täuschung wird dann noch eine besonders gute, wenn, wie dies im Sommer geschieht, die Mannschaften Äste abbrechen und sie über ihre Köpfe halten. Auch Geschütze, Wagen, Pferde und Automobile müssen dieses Mimikry des modernen Krieges mitmachen. Bei ihnen genügen gleichfalls einige belaubte Äste und Stillhalten, um sie dem Erkennen durch den Flieger zu entziehen. Die Schutzfärbung des Feldzuges nimmt aber noch weitere und dabei äußerst mannigfache Formen an, die dem Erfindungsgeist unserer Truppen alle Ehre machen. Im Winter trug man die Pelze mit der weißen Lederseite nach außen und band weiße Tücher um die Helme und Mützen, um nicht vom Schnee abzustechen. Die neugebildeten Schneeschuhbataillone der bayerischen Armee bekamen weiße und mit weißen Kapuzen versehene Mäntel, mit denen angetan sie sich auf den Schneeflächen der Vogesen ruhig bis in ziemliche Nähe des Feindes wagen konnten — war es ihm doch unmöglich, sie zu erkennen! Auch auf die Schiffe und Flugzeuge dehnt sich das Verfahren der Schutzfärbung aus. Die Schlachtschiffe aller Marinen tragen einen Anstrich, der dem des Meeres möglichst ähnlich sein soll. Freilich ergeben sich dabei, da das Meer in südlichen Breiten ganz



Gebirgskampf an der Tiroler Grenze. Nach einer Zeichnung von **Karl Winter.**

anders aussieht als im Norden, beträchtliche Unterschiede, die zwischen Dunkelblau über Blaugrau nach Hellgrau wechseln. Die bei Nacht angreifenden Torpedoboote tragen die Farbe der Nacht: sie sind schwarz. Für Flugzeuge hat man jetzt durchsichtige Tragflächen hergestellt, durch die der Himmel hindurchscheint, so daß sie sich von diesem nicht abheben. In besonders erfinderischer Weise werden die Geschütze verborgen. Über ihren Ständen erheben sich künstliche Wälder oder Lehmhügel — wie es eben die Umgebung erfordert.

Auf die Herstellung dieser Schutzfärbungen wird natürlich besondere Sorgfalt verwendet. Sie ist das Ergebnis langjähriger Versuche, die auf die verschiedensten Entfernungen, in der verschiedenartigsten Umgebung und unter den mannigfachsten Witterungsverhältnissen durchgeführt wurden. Auf diese Weise ermittelte man durch eine lange Reihe geradezu wissenschaftlich durchgeführter Untersuchungen das so vorzüglich bewährte deutsche Feldgrau. Wie die Farbenmischung selbst hergestellt wird, ist Geheimnis. Farbtechnisch gesprochen muß man sie als ein „Grüngrau" bezeichnen, bei dem das Grau vorherrscht. Nach den Schätzungen eines Schweizer Textiltechnikers soll Deutschland bei der Mobilmachung nicht weniger als 18 Millionen Meter von diesem Tuch teils in verarbeitetem, teils in unverarbeitetem Zustande vorrätig gehabt haben. Welchen gewaltigen Schutz eine derartige Kleidung gewährt, zeigt sich am besten an der französischen Uniform, die ja jetzt auch in einer blaugrauen Schutzfarbe hergestellt wird. Man erkennt die alte rote französische Hose nach den von seiten schweizerischer Textiltechniker vorgenommenen Versuchen in einer Entfernung von 4700 m noch genau so gut wie das neue Tuch in einer solchen von 500 m. Die Sichtbarkeit der alten Uniformen ist also fast zehnmal so stark wie die der neuen.

Auch die Felduniformen der übrigen europäischen Heere sind jetzt grau, spielen dabei jedoch mehr oder minder ins Grüne oder Blaue. In Italien wird ein Tuch verwendet, das aus 60 vom Hundert dunkelgrüner mit 40 vom Hundert weißer Wolle gemengt ist. Die Soldaten in den Kolonien hingegen tragen ein Khaki aus 75 vom Hundert olivenbraun und 25 vom Hundert hellindigo gefärbter Wolle, Österreichs Krieger ein sehr hübsches und kleidsames Hechtgrau, das sich vorzüglich bewährt hat. Die Schweiz mischt ihr neues Militärtuch aus nahezu gleichen Teilen Mittelgrün, Dunkelgrün und Weiß. Die Tuche sind sehr fest und gut und werden vor ihrer Verarbeitung auf Gewicht, Reißfestigkeit usw. geprüft, wozu besondere, sehr zuverlässige Apparate Verwendung finden.

Natürlich müssen auch alle Zubehörteile der Uniform sich der Schutzfärbung anpassen. Der blanke Knopf ist verschwunden, an seine Stelle ist der ebenfalls feldgraue getreten, soweit man nicht wie in anderen Armeen, wie zum Beispiel der österreichischen und der italienischen, auf die Verwendung von Knöpfen überhaupt verzichtet. Der feldgraue Knopf ist wie sein blanker Vorgänger ein Messingknopf. Er wird, nachdem er geprägt ist, mit einem Sandstrahlgebläse behandelt, um ihm den Glanz zu nehmen. Ist der Knopf durch den vom Gebläse darüber hingeschleuderten Sand „mattiert", so wird er mit Zaponlack bespritzt, dem der graugrüne Farbstoff beigemengt ist. Das Zapon ist eine Art von Zelluloid, das sich nach dem Verdunsten des Lösungsmittels fest über die Metallfläche legt. Neben den Knöpfen sind es alle übrigen blanken Teile der Waffen, deren Blitzen durch entsprechende Überzüge oder durch eine sonstige Art der Behandlung verhütet werden muß. In den Gewehrfabriken brüniert man die Gewehrläufe, was nach ziemlich umständlichen Verfahren geschieht, deren Ausführung etwa vierzehn Tage in Anspruch nimmt. Schneller geht das Braun- oder Schwarzfärben der Säbelscheiden. Diese werden entweder mit einem feuerfesten dunklen Emaillack bestrichen, der dann im Feuer eingebrannt wird, oder man trägt auf sie gewisse Öle auf, die man entweder für sich oder zusammen mit Schwefel so lange erhitzt, bis der gewünschte Farbenton erreicht ist. Nach den gleichen Verfahren werden auch die sonstigen im Felde verwendeten blanken Metallteile unsichtbar gemacht, darunter oft solche von beträchtlicher Ausdehnung, wie zum Beispiel die langen Röhren der Scherenfernrohre oder der Entfernungsmesser. Aber auch bei diesen kommt zu der Schutzfärbung oft noch ein besonderer Schutz, eine Art von Mimikry; bindet man doch zum Beispiel an derartigen Instrumenten häufig Strohbüschel fest, um dann, nachdem man sich selbst Stroh um den Helm oder die Mütze gewickelt hat, hinter Strohhaufen besser beobachten zu können. Die Schutzfärbung des Krieges hat, wie man sieht, geradezu eine neue Industrie geschaffen, die trotz ihrer jetzigen vorzüglichen Leistungen doch noch ein reiches Feld zukünftiger Entwicklung vor sich hat.

Nun wächst ...

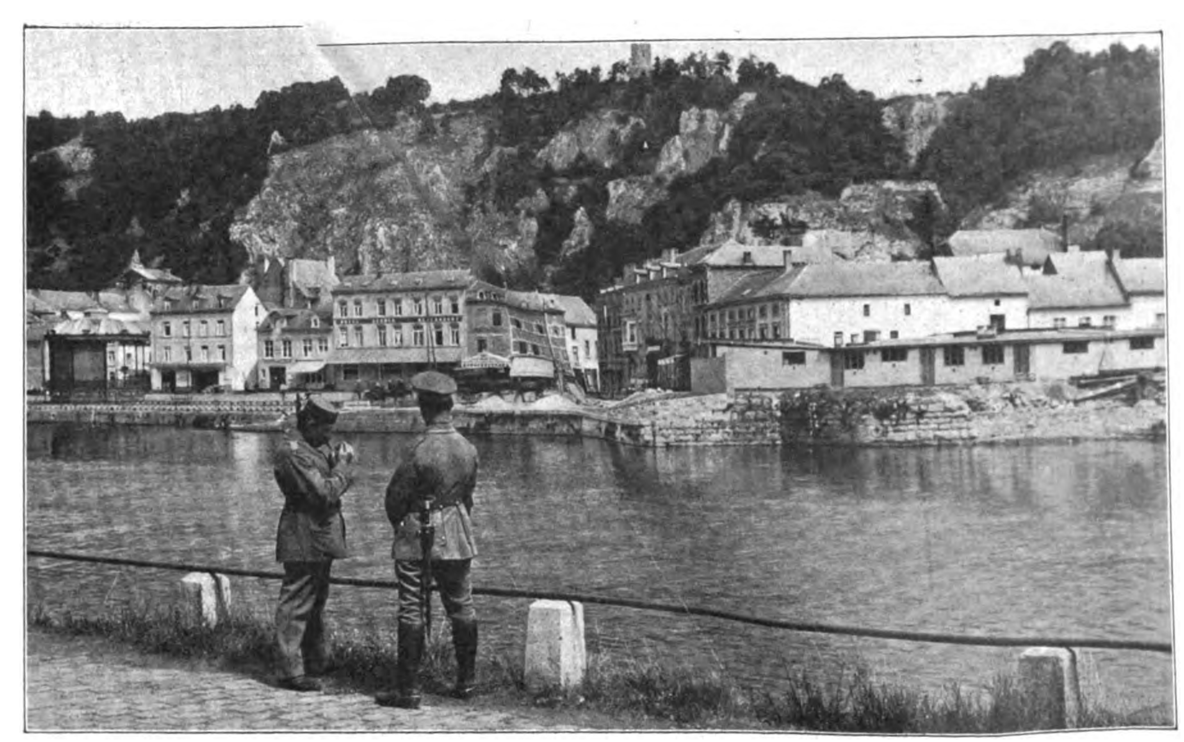
Nun wächst das große deutsche Sehnen
Weit in den Sommer hinein.
Rote Rosen wie blutige Tränen
Stehen in purpurnen Reihn.

Doch wenn auch kampfmüde Fechter
Sinken auf Hügel und Sand,
Tausend neue Wächter
Kommen und schirmen dich, Land!

So auch die Völker rings greisen,
Wir sind noch jung, ach, so jung!
Laut tönt in schwingenden Weisen
Deutsche Begeisterung.

Wächst vom Meere zum Meere,
Groß wie das Sommerwehn,
Wächst mit der eisernen Wehre:
Deutschland, du mußt bestehn!

Carl Salm.



Blick auf den Marktplatz von Dinant mit den neuerbauten Baracken für die Einwohner.

August-Erinnerungen aus dem belgischen Maastal.

Von einem im Felde stehenden Offizier.

Mit drei Abbildungen.

Der 23. und 24. August 1914 — glorreiche Tage für die deutschen Heere beim Marsch durch Belgien, Tage auch der notwendigen Zerstörung eines durch die Natur besonders bevorzugten Landes. Im Maastal setzten die Franzosen den unaufhaltsam vordringenden Heeressäulen ernstesten Widerstand entgegen, der erst in längeren Kämpfen gebrochen werden mußte, um den Übergang über den Fluß zu erzwingen. Da schlug der Krieg den Dörfern und Städten an der Maas natürlich schwere Wunden. Häuser sanken in Schutt und Trümmer, die sonst von erholungsuchenden Sommerfrischlern gern aufgesucht wurden, Gehöfte mit Erntevorräten gingen in Flammen auf, weil ein hartnäckiger Feind erst durch Granaten verjagt werden mußte; der Feind hatte fast alle Brücken völlig zwecklos gesprengt, so werden die Tage des 23. und 24. August 1914 schwarze Tage in der Geschichte Belgiens für alle Zeiten bleiben.

Ein Jahr ist darüber hingegangen, und mit Genugtuung kann festgestellt werden, daß überall aus den Ruinen neues Leben erblüht ist. Die Wunden, die geschlagen, sind im Vernarben, tausend fleißige Hände sind an der Arbeit, um wieder aufzubauen, was der bitteren Notwendigkeit der Strategie zum Opfer fallen mußte. Schon sind die Häuser neu gedeckt und bieten den damals ängstlich Geflüchteten ein neues Heim, schon geht das Leben auf den Straßen wieder seinen altgewohnten Gang. Die Hauptübergänge der Maas sind alle wieder hergestellt teils in Gestalt von Schiffsbrücken, teils neuen An-



Provisorische Wohnstätten in Romedenne.

bau oder durch Ausbesserung der gesprengten Brücken. Wo die Einwohner aber noch nicht ihre alten Wohnstätten beziehen konnten, da hat man ihnen Baracken gebaut oder einstweilige Unterkunft in leicht aufgeführten, bequem eingerichteten Holzhütten geschaffen.

Überall ist die deutsche Verwaltung bestrebt, genügende Arbeitskräfte zum Einbringen der belgischen — erfreulicherweise recht gut ausgefallenen Ernte heranzuziehen, um den Gutsbesitzern usw. die Erträgnisse ihres eigenen Grund und Bodens nach Möglichkeit zu sichern.



Deutsche Soldatengräber im Schloßgarten zu Haybes.

Liebliche Landschaftsbilder zeigen sich wieder dem Auge, Handel und Wandel leben von neuem auf, gefördert zumal durch die Ausbesserung der Eisenbahnen und Fahrstraßen.

Freilich — ein großes Stück Arbeit ist noch zu tun, denn noch sind nicht alle Geflüchteten an ihren Herd zurückgekehrt. So werden die Zeugen des schweren Kampfes, der über das Land dahingebraust ist, erst nach und nach verschwinden. Aber auch unsere braven Besatzungstruppen haben fleißig geschafft, um wieder Ordnung in alle Verhältnisse zu bringen, überall stehen sie den Einwohnern mit Rat und Tat zur Seite und fördern deren berufliche Tätigkeit. Eine besondere Fürsorge ist der Pflege der vorhandenen und der Auffindung bisher unentdeckter Gräber gefallener Krieger gewidmet. In den einzelnen Distrikten hat man Karten entworfen, die über jedes Massen- und Einzelgrab genauen Aufschluß geben. Deutsche und französische Gräber genießen natürlich die gleiche Liebe.

Jedenfalls läßt sich das eine schon jetzt erkennen, daß mit jedem weiteren Monat, der ins Land geht, Belgien sich immer mehr von den Wunden erholen und in nicht allzu ferner Zeit die einstige Blüte wieder erlangen wird.

Die treueste Garde des Zaren.

Von Dr. Valerian Tornius.

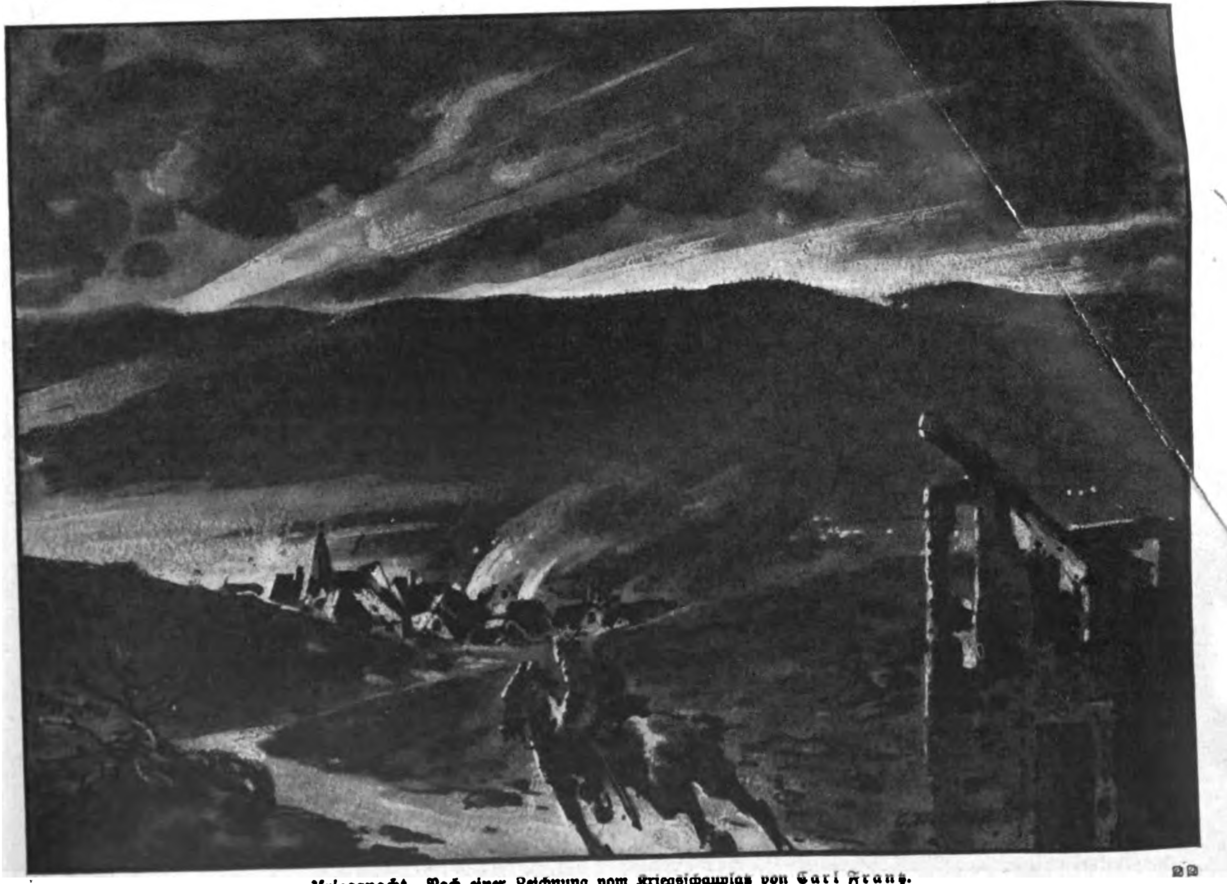
Der jüngste Moskauer Pogrom, der so viel Leben und Eigentum deutscher und österreichischer Staatsangehöriger vernichtet hat, erweckt in uns die Erinnerung an ähnliche Gewalttaten, wie sie während des letzten Jahrzehnts innerhalb des russischen Reiches sich häufig ereigneten. Wir denken dabei an die schrecklichen Judenmassaker in Kischinew, die gewissermaßen den Reigen aller dieser Scheußlichkeiten einleiteten, an die Niedermetzelung der Armenier in Baku, an die Massenmorde und Plünderungen in Kiew, Odessa, Bjalystok, Wilna und in vielen anderen russischen Städten. Heute steht einwandfrei fest, daß die Zahl der damals getöteten friedlichen Bürger sich mindestens auf zehntausend beläuft, und es steht ferner außer Zweifel, daß eine bestimmte Organisation jene Pogroms angestiftet hat und daß diese nicht nur von der Regierung geduldet, sondern sogar unterstützt worden ist. Auch die Moskauer Ausschreitungen sind nichts anderes als eine neue Auflage solcher systematisch organisierter Massaker. Nach Rumänien geflüchtete Augenzeugen bestätigen dies. Und ebenso weisen die bisher angestellten Untersuchungen auf gleiche, von früher bekannte Erscheinungen hin, an denen man leicht die Urheber erkennen kann. Es sind die Vertreter der schroffsten Reaktion, die übel berüchtigten Männer des „schwarzen Hunderts“, es ist, mit anderen Worten, die sogenannte „Ochrana“, die treueste Garde des Zaren.

Es hat seit Peter dem Großen in Rußland stets eine allmächtige, nur dem Zaren verantwortliche Institution gegeben, deren Aufgabe darin bestand, alle der Regierung unwillkommenen Bestrebungen zu verfolgen und zu ersticken. Also eine Art Inquisitionstribunal in den Diensten der zarischen Politik. Jene gefürchtete „Geheime Kammer“, in der die Feinde des Reformators der russischen Monarchie unter gräßlichen Folterqualen ihre Seele aushauchten, bildete den Anfang. Ihre Fortsetzung fand sie in der „Geheimen Kanzlei“ der Kaiserinnen, diesem gefügigen Werkzeug der damals üppig wuchernden Günstlingsherrschaft. Als der Despot Nikolaus I. auf den Thron gelangte, gestaltete er sie um, indem er ihr das Gendarmeriekorps angliederte und ihr die denkbar weiteste Vollmacht für die Unterdrückung freiheitlicher Regungen innerhalb des Reiches verlieh. Seitdem führte sie die Bezeichnung „Dritte Abteilung Seiner Majestät Kanzlei“ oder einfach „Dritte Abteilung“. Ihre Macht war unbeschränkt. In jedem Gouvernement, in jeder Stadt, ja sogar an jeder Eisenbahnstation unterhielt sie Gendarmen, die ständig dem höchsten Vorgesetzten über ihre Wahrnehmungen Bericht erstatten mußten. Nicht nur die verdächtigen revolutionären Elemente standen unter ihrer

Kontrolle, sondern alle Beamten des Reiches, ja sogar Obersten, Generale, Gouverneure, Minister und Großfürsten wurden von ihr überwacht. Selbst der Zar war — so merkwürdig es klingt — von dieser Überwachung nicht befreit. Und da die Gendarmerieobersten in der Klatschchronik des Hofes stets Bescheid wußten und von jedem Schritte, den der Zar unternahm, Kunde hatten, so kam es, daß der Chef der „Dritten Abteilung“ die geheimsten Angelegenheiten des Herrschers kannte und daß ihm letzterer eine diktatorische Gewalt übertrug. Auf diese Weise gelangte er zu einer Macht, die der des Zaren völlig gleichstand. Zu welcher Willkürherrschaft eine solche Polizeidiktatur führen konnte, das zeigen uns am deutlichsten die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, als die nihilistische Bewegung das zarische Regime zu erschüttern drohte. Bei Tausenden wurden, ohne nach Gesetz und Recht zu fragen, Haussuchungen vorgenommen; die Verhaftungen erfolgten ganz nach Belieben der Gendarmerieobersten, und ebenso wanderten Tausende Unschuldiger ohne Untersuchung in die Gefängnisse und nach Sibirien. Die Unterschrift des Ministers des Innern war eine bloße Formsache, denn er hatte über das Gendarmeriekorps keine Kontrolle und nicht einmal Kenntnis von den Vorgängen.

Aber trotz dieser großen Machtbefugnis und trotz dem raffiniert ausgebauten Spitzelsystem versagte die „Dritte Abteilung“ in ihrer Hauptaufgabe — die geheiligte Person des Zaren zu schützen. Die Ermordung Alexanders II. erwies ihre Unfähigkeit. Sie schien auf einmal ausgespielt zu haben. Da bildete sich bald nach der Thronbesteigung Alexanders III. unter der Leitung seines Bruders Wladimir eine noch geheimere Organisation, die teilweise die Pflichten der „Dritten Abteilung“, d. h. die Bekämpfung revolutionärer Strömungen und Enthüllung politischer Verschwörungen, in ihr Programm aufnahm und hauptsächlich — wie ihre Bezeichnung „Ochrana“ besagt — den Zaren vor Attentaten schützen sollte. Diese Schutzliga — und das war das Neue — erhielt das Recht, sich der gleichen Gewaltmittel zu bedienen, welche die Terroristen anwandten, die sie bekämpfte. Mit anderen Worten, es wurde ihr gestattet, ohne Rücksicht auf moralische Bedenken, Morde auszuüben, wenn sie solche für geboten erachtete.

Diese Organisation des staatlich privilegierten Mordes hat sich in den letzten Jahrzehnten als die stärkste Stütze der Reaktion und das größte Hemmnis einer fortschrittlichen Umgestaltung Rußlands gezeigt. Wer ihr jeweiliger Chef ist, dessen Befehlen widerspruchslos gehorcht werden muß, auch wenn sie den Verfügungen des Ministeriums zuwiderlaufen, läßt sich nur vermuten, aber nicht genau feststellen, wie aus den Darlegungen des Fürsten Urussow, des früheren Sekretärs im Ministerium des Innern, gelegentlich einer Interpellation über die Pogroms in der ersten Duma hervorgeht. Selbst die Minister sind darüber im unklaren. Während der Revolution wies man auf den derzeitigen Palastkommandanten, General Trepow, als das eigentliche Haupt der Ochrana hin. Doch war er nur ein vorgeschobener Posten, hinter dessen Rücken sich noch viel mächtigere Persönlichkeiten verbargen. „Die bedeutendsten Organisatoren und Anstifter“, sagte Fürst Urussow in der Duma, „befinden sich außerhalb des Machtbereiches des Ministers, es ist ihnen gleichgültig ob der Ministerpräsident ihnen gegenüber eine wohlwollende Neutralität beibehält oder durch eine öffentliche Erklärung ihre Aktionen verurteilt.“ Die offiziellen Vertreter des Staates sind also vollkommen machtlos der



Kriegsnacht. Nach einer Zeichnung vom Kriegsschauplatz von Carl Franz.

Ochrana gegenüber. Sie können die Schuldigen nicht zur Rechenschaft ziehen, weil eine undurchdringliche Mauer sie schützt.

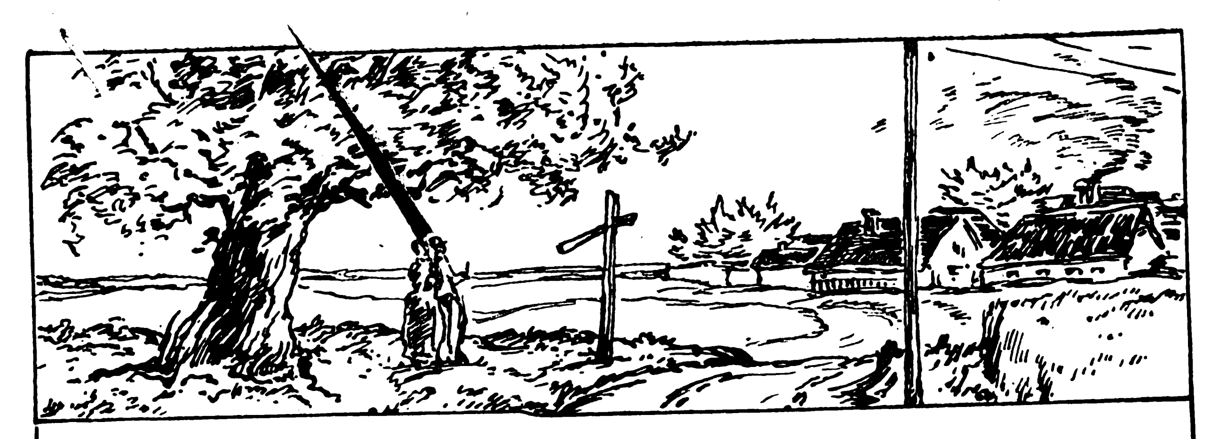
Man geht in der Annahme nicht fehl, wenn man unter dieser „undurchdringlichen Mauer" nahe Anverwandte des kaiserlichen Hauses vermutet, aber nicht nur sie allein, sondern auch Mitglieder des russischen Hochadels und der höchsten Bureaukratie. Es ist in Rußland immer eine Gruppe vorhanden gewesen, die in einer rücksichtslosen Autokratie das Heil des russischen Staates erblickte und darum jede freiheitliche Reform energisch und geheim bekämpfte. So war es nach der Aufhebung der Leibeigenschaft, und so war es nach der Proklamation der Verfassung. Die Pflicht der Selbsterhaltung gebot es dem Zaren, dem Volkswillen nachzugeben und eine Konstitution zu gewähren. Aber sicher wußte Nikolaus II. sehr genau, als er das Oktobermanifest unterschrieb, daß seine geheimen und mächtigen Helfershelfer sich bald rühren würden, um ihrerseits durch gegenrevolutionäre Bewegungen ihm Mittel an die Hand zu geben, die gewährten Freiheiten zu beschneiden. Diese vom Zaren erlaubten Hilfsmittel sind die „Progroms".

Durch die Enthüllungen des Fürsten Urussow und durch einen seinerzeit in den „Times" veröffentlichten Brief des früheren Polizeidirektors Lopuchin an den Ministerpräsidenten Stolypin sind wir über das Zustandekommen der Pogroms gut orientiert. Schöpft die Ochrana Verdacht, daß sich in irgendeiner Stadt besonders viele Revolutionäre aufhalten und daß sich dort regierungsfeindliche Strömungen geltend machen, so läßt sie in einer Geheimdruckerei — diese befand sich während der Revolutionsjahre auf der Folanka in Petersburg — durch ihr treu untergebene Leute aufreizende Aufrufe verfertigen, die gegen die anderstämmigen Völker, vornehmlich die Juden, gerichtet sind, diesen mit den stärksten Ausdrücken die Schuld an den politischen Zuständen aufbürden, sie für Feinde des Zaren ausschreien und alle echt russischen Untertanen zu ihrer rücksichtslosen Bekämpfung auffordern. Solche Aufrufe werden nun in die für den Pogrom ausersehene Stadt geschickt und daselbst durch die Funktionäre der Ochrana, in ihrem Solde stehende, im Spitzelwesen wohlerprobte Geheimpolizisten, unter die der Verhetzung zugängliche Bevölkerung verteilt. Bald erscheinen auch die Hilfstruppen der Ochrana, die Schwarze Bande, auf dem Plan — verkommene Individuen, die unter dem Deckmantel des Patriotismus ungestört ihre Raubtiergelüste zu befriedigen hoffen. Sie geben das Signal, und nun beginnt der Pöbel, der sich vorher gründlich mit Schnaps Mut angetrunken hat, die Exzesse, während die reguläre Polizei ruhig gewähren läßt, d. h. aus dem Stadtteil, in dem der Pogrom wütet, sich zurückzieht. Erst nachdem die Abschlachtungen und Plünderungen einen Tag lang angedauert haben, besinnt sie sich auf ihre Pflicht, und es gelingt ihr — weil es sich um eine abgekartete Sache handelt — sehr leicht, der Unruhen Herr zu werden. Nun treffen aus Petersburg die Maßnahmen der Regierung ein: über die Stadt und das ganze Gouvernement wird der „verstärkte Schutz" erklärt. Die Feldgerichte leben auf und strenge Untersuchungen werden eingeleitet. Zum Schein kommt natürlich auch dieser oder jener Übeltäter der Schwarzen Bande in das Gefängnis, doch nur, um dann nach einigen Tagen wieder, reich entlohnt, durch eine Hintertür zu entwischen. Die eigentliche Verfolgung richtet sich gegen die in der Stadt vermuteten Revolutionäre, die nun zu Hunderten unter dem Vorwand, sich an dem Pogrom beteiligt zu haben, festgenommen, hingerichtet oder verschi[illegible]erden. Nach einigen Wochen ist in der Stadt die R[illegible] wieder eingekehrt, während die Häupter der Ochra[illegible]en Zaren in Zarskoje Sjelo von der Wichtigkeit de[illegible]inschränkung aller freiheitlichen Gesetze zu überzeu[illegible]suchen und ihm auf diesem Wege eine reaktionäre V[illegible]gung nach der anderen entreißen.

Man steht das System ist eigentlich recht einfach: die Reaktionspartei zeichnet der Regierung die Wege der inneren Politik vor. Die Ochrana inszeniert den Pogrom, und der Zar läßt darauf den „Zustand des verstärkten Schutzes" verhängen. Es ist schwer zu sagen, welcher von beiden Zuständen für schlimmer gelten kann — der Pogrom oder der verstärkte Schutz. Denn der letztere kommt einer brutalen Vergewaltigung der Mitbürger gleich, wie sie sich im schärfsten Kriegszustand kaum ärger denken läßt; er liefert das Leben eines jeden Bürgers auf Gnade oder Ungnade in die Hände des Spitzels; er schafft Ausnahmegesetze, die selbst die Immunität der Dumaabgeordneten aufheben. Kein Wunder, daß ein rechtlich denkender Beamter, wie der frühere Leiter des Polizeidepartements Lopuchin, sich weigerte, im Amte zu bleiben, solange es solche Ausnahmegesetze gäbe und zwar mit folgender Begründung, die jenem oben zitierten Brief aus der „Times" entnommen ist: „Es ist nicht meine Schuld, wenn die Bedingung (die Aufhebung der Ausnahmegesetze) nicht erfüllt wurde und ich mich genötigt sah (soweit es eben in meinen Kräften stand), das Übel, das die Ausnahmegesetze stets mit sich führen, möglichst zu verhindern. Diese Erfahrungen berechtigen mich zu der Ansicht, daß die gefährlichste Seite der erwähnten Ausnahmegesetze darin bestehe, daß durch sie jeder Polizeibeamte, jeder Gendarmerieoffizier durch seine geheimen Agenten uneingeschränkt Herr über das Schicksal jedes Mitbürgers wird, ja, sogar auch Herr über die Schicksale des ganzen Landes."

Kehren wir nun zu dem jüngsten Moskauer Pogrom zurück. Es hat unter denselben Anzeichen wie die früheren Exzesse stattgefunden. Die russische Regierung wußte natürlich, daß in Moskau, wie vor dem Ausgang des russisch-japanischen Krieges, eine starke Ansammlung von Revolutionären war, deren Agitation ihr gefährlich werden konnte. Folglich galt es, ihrer habhaft zu werden, und zu diesem Zweck inszenierte die Ochrana einen Pogrom. Da es keine Juden in Moskau gibt, so wurden die feindlichen Staatsangehörigen zu Opfern ausersehen. Aber der Pöbel scheint — nach den Berichten — keinen Unterschied zwischen feindlichen, freundlichen und neutralen Ausländern gemacht zu haben. Die sonst in Rußland so mächtige Polizei sah auffallend machtlos dem rohen Gebaren der Schwarzen Banden zu. Erst am anderen Tage schritt sie ein. Nun kam auch der berüchtigte „verstärkte Schutz", und an den Straßenecken erschien ein geharnischter Aufruf des Stadtkommandanten, der für jede Ausschreitung die strengste Strafe verhieß. In Moskau trat Stille ein. Aber in den Häusern begannen die Haussuchungen und Verhaftungen, und die Gefängnisse füllten sich mit Revolutionären. Jetzt weiß man sogar schon aus Aussagen von Stadträten, wer die Pogroms in Szene gesetzt hat. Es war der Gouverneur von Moskau, Fürst Jussupow, also eine Persönlichkeit, die unmittelbar dem Zaren untersteht. Das alte Probatmittel der Ochrana hat sich wiederum als nützlich erwiesen. Der Zar kann ruhig schlafen. Wenn auch alle seine Garden auf den Schlachtfeldern fallen oder sich den Armeen Hindenburgs und Mackensens ergeben sollten, die eine bleibt ihm ganz gewiß treu: die Ochrana.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Zerschossener Baum.

Er stand
Von der Sonne umschmiegt, von den Stürmen gepackt,
Vom Schnee gekühlt, von Blitzen umflackt,
Jahrein, jahraus im weiten Land.

Der Winde Gezeter, des Donners Grollen,
Vom nahen Dorf das Abendgeläut,
Ein ferner Nachhall von Jubel und Freud',
Von Friedhofsklage, von Tanz und Fest,
Verfing sich mit leisen und vollen
Wundertönen in seinem Geäst,
Dem hochgespannten, verzweigten, weiten,
Wie in einer Harfe zitternden Saiten.

Unter seinem milden, durchsonnten Schatten
Blühten die Blumen, die Gräser in Ruh',
Mit nimmermatten
Grüngoldenen Augen sah er zu,
Wie sie, im Winde sich wiegend, spielten
Mit Bienen, Zikaden und Schmetterlingen,
Wie sie sich schmückten und kühlten
Mit perlendem Tau,
In zierlichen Kelchen auffingen
Die goldenen Tränen der Sonnenfrau.

Seine Wurzeln besiegten
In eisernem Anprall das harte Gestein
Und schmiegten
Und streckten sich weit wie umarmend,
In ihrem Schoße selig erwarmend,
Tief in die nährende Erde hinein.

Er liebte den Himmel,
Bewölkt, regenschwer, durchblaut,
Der Vögel sangfrohes Gewimmel,
Das sich in seinen gastlichen Zweigen
Traulich viel heimliche Nester gebaut,
Liebte es, wenn der Kinder Reigen
Fröhlich sich schlang um seinen Stamm,
Und wenn in des Abends verdämmerndem Schweigen
Zu ihm ein liebendes Pärchen kam.

Nun steht er nackt,
Von Geschossen zerhackt,
Vielfach zerspellt
Traurig im einsamen Feld.

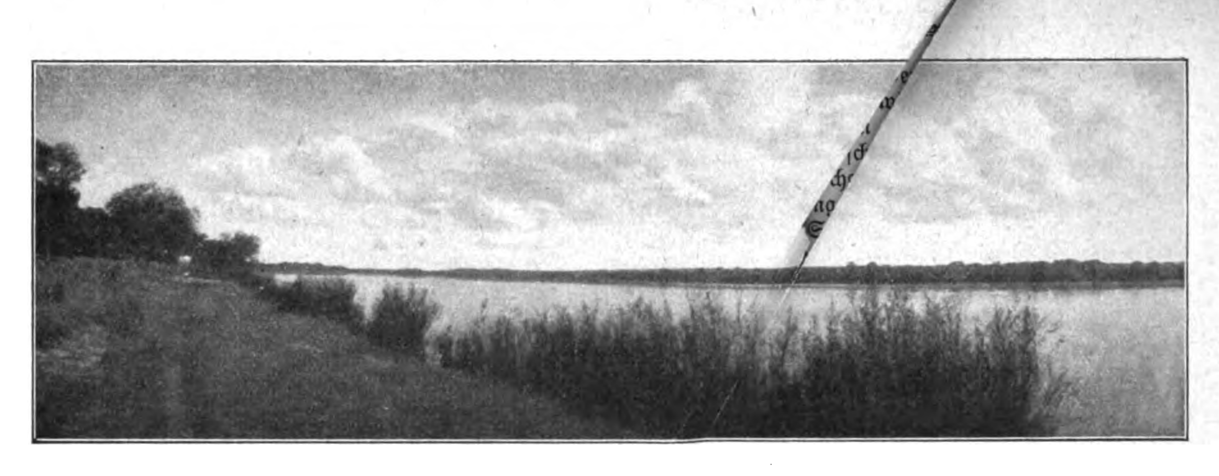
Aufzischende Stahlsplitter bissen
Weitklaffende Wunden in seinen Stamm,
Salven aus tausend Schlünden zerrissen
Sein Laubwerk wie mit feurigem Kamm,
Zerfraßen die Rinde
Und fetzten der Zweige zartes Gewinde
Und zierlich verschlungenes Flechtwerk entzwei.

Wie mit erstorbenem Schmerzensschrei,
Gleich einer fluchenden Hand,
Reckt er den letzten Ast verbrannt
Schwarz ins öde verwüstete Land:
Ein Zeichen des eigenen Zorns nicht nur,
Ein Zeichen des Zorns der ganzen Natur,
Des Zorns der weithin verbrannten Wälder,
Des Zorns der niedergetretenen Felder,
Hochgereckte Zorngebärde
Der grausam gemarterten Erde.

Wenn längst die Gebäude wieder erbaut,
Der Himmel friedlich auf grünende Matten
Und goldene Saatäcker niederschaut,
Wird immer noch weithin sein dürrer Schatten
Düster über die Erde fallen
Und seines Stammes schwärzlicher Pfahl
Blattleer und kahl
Sich tief in den friedlichen Himmel krallen.

Johannes Thummerer.





Kreisrichter Krügers Rachefahrt.

Erzählung von Carl Busse.

(Fortsetzung.)

Sein Geheimnis war ihm über die Lippen getreten, er wußte selbst nicht wie.

Sie hatte den Ausdruck nicht verstanden. „Mores lehren? Was heißt das?" fragte sie. Und als sie nach einigen erklärenden Worten begriff, schüttelte sie den Kopf. „Das ist keine hübsche Aufgabe. Hat der junge Mann zuviel Schulden gemacht?"

„Schulden? Nein, Schulden sind es wohl nicht, wenigstens weiß ich nichts davon. Es ist eine Mädelgeschichte. Er hat sich da an eine kleine Schauspielerin gehängt."

Warum erzähl' ich das alles, dachte er im selben Augenblick fast traurig. Es paßt ja gar nicht hierher. Es zerstört nur die Stunde.

Sie war eine Weile ganz ruhig. „So, so," sagte sie dann, „deshalb reisen Sie." Und ohne ihn anzusehen: „Es ist Ihr Sohn — nicht wahr?"

Einen Herzschlag lang zögerte er, bog den langen Stiel einer Grasnelke näher und wickelte ihn um den Finger. „Ja," erwiderte er leise.

„Ich dachte es mir!"

Sie schaute noch immer vor sich auf das Wasser. Es plätscherte jetzt in der Nähe des Ufers, gleich als hätte sich ein Fisch im Schilfe verfangen und würfe sich in Befreiungsversuchen hin und her. Bald darauf schnellte ein anderer aus der Flut empor und sank mit hundert blitzenden Tropfen wieder in das Element zurück.

„Da werden Sie also morgen als rächender Engel mit dem Flammenschwert vor dem Sünder erscheinen," sagte sie nach der Pause weiter. „Und Sie werden ihn aus dem Paradiese treiben. Vielleicht nehmen Sie ihn gar mit nach Hause."

Er spürte in ihren Worten, mehr noch in ihrem Ton, eine ganz leise Gereiztheit, etwas Spöttisches und Feindseliges. Er hatte das Bedürfnis, sich dagegen zu verteidigen. Wofür hielt sie ihn denn? Oder meinte sie etwa, man müßte den Jungen tun und treiben lassen, was er wollte?

„Man hat doch eine Verantwortung," sagte er in diesem Gefühl und stocherte mit der Spitze des Stockes in dem weichen Boden herum. „Wenn ich den Brief nicht bekommen hätte — aber der Brief nötigt doch zum Handeln. Sie werden mir recht geben!" Und er nahm das Schreiben des Herrn Brendike aus der Brusttasche, strich es glatt und hielt es an die Augen. Im Lichte des Vollmonds konnte man es wohl entziffern. „Falls es Sie interessiert —!"

In leichter Abwehr hob sie die Hand. „Vielen Dank! Aber es stehen gewiß allerlei Titel und Namen darin, die ich nicht wissen möchte. Wenn Sie das jedoch verschlucken und mir den übrigen Brief vorlesen wollen, dann will ich gut aufmerken."

Der Kreisrichter las. Die verschiedenen Anreden überging er mit einem Hüsteln. Als er den Satz vollendet hatte, in dem Herr Brendike mit zurückhaltender Entrüstung von der Hosenrolle der kleinen Schauspielerin sprach, hielt er einen Moment inne und blickte auf, so, als wenn er mit einem gewissen schmerzlichen Triumph bemerken wollte: Was sagen Sie dazu?

Aber sie sagte gar nichts, sie rührte sich nicht. Nur ein kurzes Lächeln schien um ihre vollen Lippen zu zucken.

Da las er rascher zu Ende und faltete das Schreiben wieder zusammen.

„Nun?" fragte er nach einiger Zeit.

Wie ermüdet von dem Glänzen und Schimmern des Sees hatte sie sich weiter zurückgelehnt und die rechte Hand wie einen Schirm über die Augen gelegt. So sah er ihre Augen nicht, obwohl ihr Gesicht jetzt tiefer ruhte.

„Schlimm, schlimm," sagte sie wie aus tiefem Nachdenken heraus. „Die jungen Leute scheinen jetzt aus Rand und Band zu sein. Erzählen Sie mir von Ihrem Sohn — war er auch früher schon so leichtsinnig?"

„Der Fritz?“ Er lach ...rmlich. Nein, das konnte man nicht behaupten! V... ...u erzählen gab es da nicht. Er war ein guter ...her Junge — lustig und kein Spaßverderber. A... ...um Arbeiten hatte man ihn nie zu treiben brauche... Gott — natürlich war er kein Genie, aber er stan... ...inen Mann, sogar sehr wacker! Beim Abiturien... ...amen war er sogar von der mündlichen Prüfun... ...reit worden. Das war eine Freude gewesen! St... ...nd war er angerückt: „Vater ... Vater!“ Und im... ...rau hatte er ihn umhalst. Na ja, auch an der ... ...er hing er sehr. Überhaupt ... man konnte sonst n... ...agen, bis jetzt diese dumme Geschichte gekomn... ...var! Das Gesicht, das eben noch von heimlichem ... stolz erhellt war, verdunkelte sich. „Und da... ...er-nicht — das duld' ich nicht — da muß man ...t greifen!“

„Sie meinen, Ihr Sohn könnte dabei schlec... werden und um die Ecke gehn?“

Komisch, wie das aus fremdem Munde klang! Es war, als bekäme man einen Stoß vor die Brust! Es hatte etwas Beleidigendes.

Mit einer Geste schob er es beiseite.

„Das wohl nicht! Aber immerhin ... es ist keine Art ... der ganze Junge ist doch erst zweiundzwanzig Jahr!“

Da ließ sie die Hand von den Augen sinken.

„Also ausgewachsen,“ sagte sie mit merkwürdigem Lächeln. Und während sie sich aufsetzte: „Lieber Herr, was wollen Sie eigentlich? Sie haben das Glück, einen braven Jungen zu besitzen. Er ist fleißig, er hat seine Eltern lieb, er macht keine Schulden, und Sie glauben selber nicht, daß er jemals auf die schiefe Ebene kommen könnte. Und trotzdem ... bloß, weil er sich in ein Mädelchen verliebt hat, was doch in seinem Alter gerade kein Verbrechen ist, weil er mit dem Mädelchen ein bißchen herumzieht und weil jener dumme Brief Sie davon benachrichtigt hat ... bloß deshalb stürzen Sie sich in die Eilpost und werden ihm Szenen machen!

Warum? Um ihm eine Freude zu zerstören! Um ihn auf den rechten Weg zu bringen!

Ah ... ta ta ... warum lassen Sie ihm nicht das kleine Vergnügen? Ihm gefällt's, dem Mädel gefällt's! Sie sind beide wahrscheinlich furchtbar glücklich. Ein paar Tage, ein paar Wochen, vielleicht sogar ein paar Monate, und dann werden sie sich eben trennen, wie das meistens der Fall ist, und Ihr Junge wird um so kräftiger studieren und sein Examen wieder mit Eins machen!

Vielleicht kommt er dann später auch mal, wie Sie, in solch kleines Nest und muß sich zwanzig Jahre dort herumdrücken. Möglich — nicht wahr? Nun, dann hat er doch wenigstens eine Erinnerung, die ihn munter erhält ... eine sehr hübsche Erinnerung. Warum verstehen Sie das nicht? Warum vergessen Sie durchaus, daß Sie doch auch einmal jung gewesen sind?“

Sie hatte zuletzt immer schneller gesprochen; wie ein aufgezogenes Wehr brauste das. Ihm war immer, als müsse er den Kopf einziehen.

„Sind Sie fertig?“ fragte er dann, als sie schwieg. Er wußte wirklich nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Nun war am Ende nicht sein lieber Filius der Sünder, sondern er! Es war immer die alte Geschichte: diese netten Frauenzimmerchen mußten alles ein bißchen verdrehen, eher waren sie nicht glücklich. Doch wenn sie jetzt fertig war —

„Noch lange nicht!“ erwiderte sie mit energischem Kopfschütteln. Sie war ein wenig in Hitze geraten und sah ihn kampfbereit an. Auge in Auge, Gesicht neben Gesicht. Er spürte ihren warmen Atem, ...er in kürzeren Zügen aus den halboffenen Lippen ...stieß. Und neben allem anderen huschte ihm der ...nke durch den Kopf: wie hübsch sie jetzt war! al...ie mochte das wohl instinktiv erraten, denn in achs...ampfbereitschaft lächelte sie ihm zu und tat ...nd einen Seufzer:

„...äter vergessen eben immer, daß sie auch einmal ...e waren.“

Es k... als hätte sie selber schon unter ähnlichen Erf...gen gelitten.

„Sie irr...h doch,“ antwortete der Kreisrichter und kniffte de...ief, den er noch immer in Händen hielt. „Ich ha...ichts vergessen, gar nichts.“

Er erinnerte an die letzten Worte seiner Frau: „Man wa...h auch einmal jung,“ hatte sie ihm in den W... ...hgerufen. Und „Sie waren doch auch einn... rief ihm jetzt diese Fremde zu.

Aber war das nicht ... War das nicht nur eine jener konventionell... die sich immer einstellten?

Ja ... vorhin ... als si... ...die Nacht marschiert waren, hatte er in ein... ...nderlichen Rauschgefühl wohl selbst an das G... ...er Studentenzeit geglaubt. Doch wenn er jetzt ... ...hte — nein, nein, es war alles nur gefällige ...ung gewesen! Niemals hatte er die Freuden ...er Jugend gekostet. Andere hatten die bunten ... getragen und die Schläger geführt; andere ... schwärmend und singend durch die Nacht gezog... für andere waren die Mädchen jung und schön un... heiß gewesen — nicht für ihn. An ihm war alles vorbeigegangen.

Halb trotzig, halb scheu redete er davon. Er sah nicht auf. Er starrte immer nur auf den Brief, den er mehr und mehr zerknitte. Als wären sie in Scham aus der Tiefe gerissen, kamen die Worte nur zögernd und abgerissen über seine Lippen. Und doch hatte

er auch das Gefühl, als befreie er sich von einem Druck und einer alten Last.

Nein — mit einer Berufung auf seine Jugend konnten sie ihn nicht fangen!

Seine Nachbarin hatte ihn erst mit einem ungläubig erstaunten Blick gestreift. War das derselbe Mensch, der vorhin Terzen geschlagen und Studentenlieder gesungen hatte? Unsicher hörte sie zu; unsicher schwieg sie; unsicher — fast nur um zu zeigen, daß sie aufgemerkt hatte — fragte sie jetzt:

„Ist das denn möglich?“

Er zuckte nur die Achseln. Es war Antwort genug. Und sie zweifelte auch gar nicht mehr.

„Das hätte ich nicht geglaubt. Das ändert ja vieles. Da tut mir Ihr Sohn leid.“ Und während ein Zug der Rührung und des fraulichen Mitleids ihr Gesicht weich machte, fügte sie leiser hinzu: „Aber Sie noch viel mehr!“

„Ach Gott,“ sagte er mit etwas angequälter Üb- legenheit, als wäre dies nebensächlich.

Sie schüttelte heimlich den Kopf. Die Wort- -ie- nen ihr zu fehlen. Es war, als suchte sie -ach.

„Sie meinen, es wäre heut ja doch all- vorbei, zwanzig Jahre vorbei. Oder länger. -er alles Hübsche, das man erlebt, bleibt einem. Man legt es in sich hinein wie in eine Sparkass- Es kommt eine Stunde, wo es einem hilft. W-n Sie selber als Student mehr froh gewesen -ren und eine gute Erinnerung an ein kleines M-el hätten, dann hätten Sie über den Brief gel-elt. Nun jedoch reisen Sie zornig nach Berlin -d haben Angst und denken gleich an das Schlim-e. Und ganz zuletzt haben Sie wohl auch Bit-eit in sich und etwas wie Neid.“

„Erlauben Sie,“ -r er auf.

„Wie Neid,“ w-rhlte sie bestimmt. „Ich weiß das selber. Alles, was man versäumt hat und was andere haben, -nt einen.“

Statt jede- -ntwort stieß er nur mit einem kurzen Knurrlachen -ch. Was ist das für ein Gespräch! dachte er -d starrte vor sich hin. Aber er fühlte doch ein- -lle Wärme und sanfte Trauer.

„S- sollten es trotzdem versuchen,“ sagte die Fre- nach einer Weile, als hätte sie die Unterha-g im stillen fortgesponnen. „Ich sehe es ein, Leben ist Ihnen viel schuldig geblieben. Aber -e sollten versuchen, die Jugend zu begreifen.“ Und bittend: „Geben Sie mir den Brief.“

„Den Brief?“ Unwillkürlich zog er ihn näher. „Warum? Was wollen Sie damit?“

„Zerreißen. In kleine Stücke zerreißen. Es ist kein guter Brief. Ich weiß nicht, wer ihn geschrieben hat, aber ich weiß, daß er häßlich ist. Ihr Sohn ist zu gut dazu, und Sie sind auch zu gut dazu.“ Das streichelte wie mit weichen schlanken Händen. Und noch bittender, s-chelnder: „Geben Sie ihn mir!“

Er zuckte zusamm-, denn sie legte lose die Hand auf seinen Arm.

„Nein, nein,“ -elte er schwer atmend. „Warum quälen Sie mich-“

„Ich will - ja nicht quälen. Ich möchte Ihnen nur helfen, -en und Ihrem Sohn! Sie werden mir später -h dankbar sein.“

Wie - die Stimme bei ihm war! Wie warm sie ihn -ängte! Als ob sich eine Wange an ihn schmie- und ein roter Mund ihm die Worte ins Ohr -ächle! Alles Blut schoß ihm zu Herzen. Er mu- an sich halten, daß kein Zucken ihn verriet. E- -ob einmal die Augen.

Da lächelte sie — rätselhaft, gütig, entschlossen, -ichtsinnig, und ehe er noch wußte, wie er es deuten sollte, ward dieses Lächeln laut. Es war ein fremder Unterton darin, etwas Lockendes und gleichzeitig Zitterndes, etwas Gespanntes und Heimliches. So sagte sie — und es schien ihm, als müsse sie dazwischen ihrem Atem wehren:

„Warum bin ich nicht schöner und jünger? Oder warum stehe ich Ihnen nicht sonst nahe? Dann könnte ich besser helfen. Dann würde ich nachträglich bezahlen, was Ihnen die Jugend vor so viel Jahren schuldig blieb. Ich würde denken, daß ich eine Prinzessin sei und Sie ein verhexter König, und daß Sie nur erlöst werden können, wenn ich Sie einmal küsse.“

Sie lachte wieder kurz und machte mit dem Kopf eine Bewegung, als würfe sie ein loses Haar zurück.

„Dann hätten Sie keine Ausrede mehr und würden Ihren Sohn besser verstehen und lächelten nur über den dummen Brief.“

Stille.

„Es wäre ein gutes Werk,“ fügte sie halblaut hinzu. „Es würde mir nicht leid tun.“

Der See leuchtete. Der Himmel leuchtete. Der Glanz des einen schien den des anderen zu steigern.

„Geben Sie mir den Brief?“

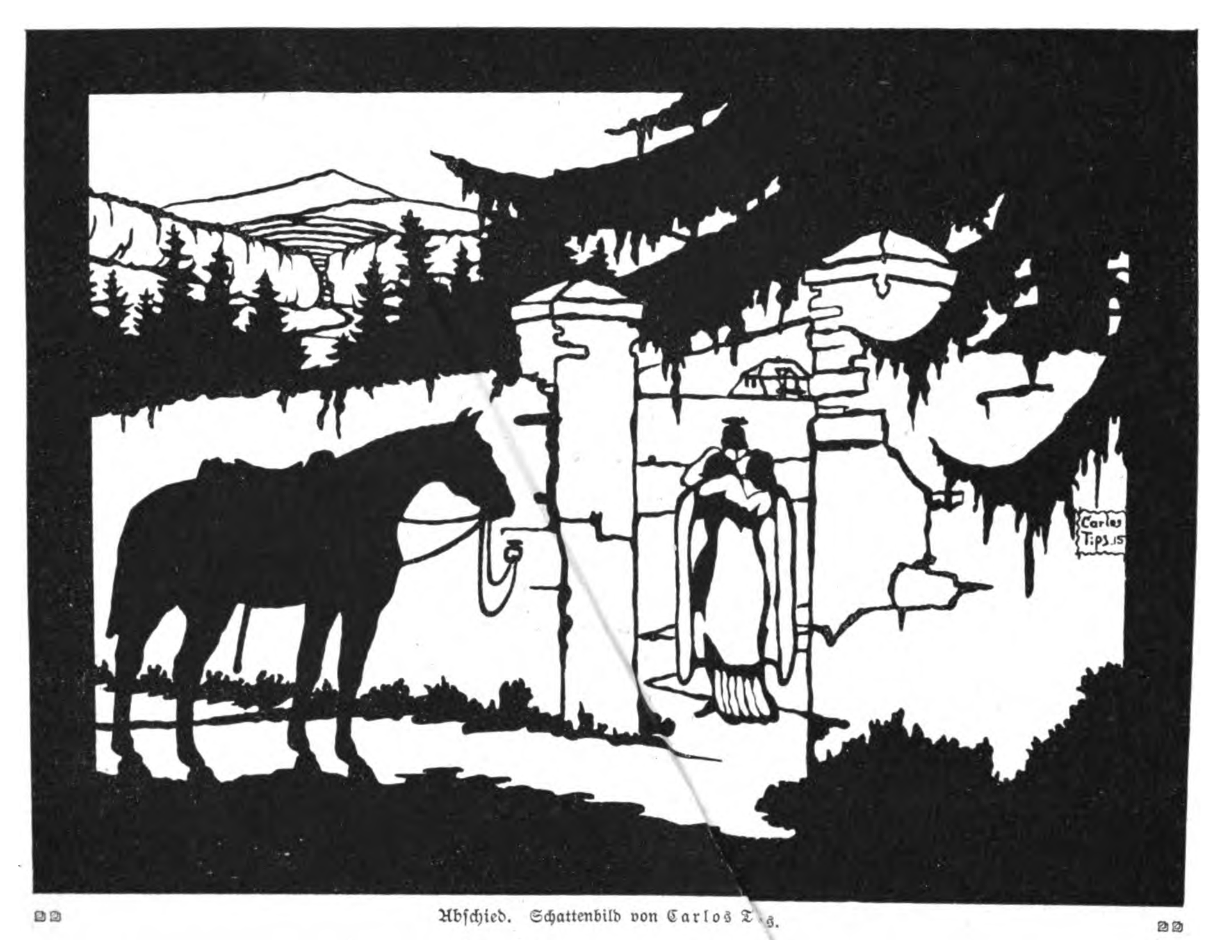
Das war keine dringende Bitte mehr. Es war eine heimliche Frage. Und sie fragte noch mehr, als sie in Worten ausdrückte.

Jetzt zitterte er doch. Es war, als ob sich eine Faust um sein Herz preßte und es plötzlich freigäbe, daß es wieder weit würde.

Er wollte irgend etwas reden. Er konnte es nicht.

Nur daß er sie ansah ... in einer fast schmerzhaften Gespanntheit, während er fühlte, daß die heiße Röte in sein Antlitz schlug.

Da färbte sich auch ihr Gesicht. Ihre Augen flimmerten rätselhaft und unruhig in dem ungewissen Lichte. Aber sie wandte die Augen nicht ab.



Abschied. Schattenbild von Carlos Tips.

„Hier," sagte er und ließ den Blick nicht von ihr.

Er bog sich näher. Er streckte ihr das zerknitterte Papier hin.

„Der Brief?" fragte sie. Ihre Stimme war spröde wie von geheimer Erregung. Ihre Hand griff tastend vorwärts. Ihre Hände berührten sich.

„Ja," sagte er — „ja."

Und in Glück und Schmerz, in letzter Angst und erster Freiheit küßte er sie. Er küßte ihre roten, reifen, aufgeblühten Lippen. Er küßte in ihr die Mädchen seiner Jugend, die er nicht geküßt hatte. Er nahm, nicht in Sturm, Jubel, Begehren, sondern fast in Demut und Dankbarkeit, seinen Teil von dem Glück, das er einst versäumt hatte. Er war so jung, wie er nie gewesen war, und er wußte doch gleichzeitig, daß dies das erste und letzte war, und daß er nun ein Recht hatte, alt zu werden. Er küßte die Unruhe dieses Frühlings und der scheidenden Jugend tot . . . küßte sie tot in dem einen Kusse auf diese Lippen, die sich nicht wehrten, die willig waren, die ihm Druck und Kuß einmal zurückgaben.

Sekunden . . . aber irgend etwas barst in ihm und dehnte sich selig-scheu im Licht wie der zitternde Schmetterling, der eben die Puppe zerbrochen hat. Zaghaftes ward getrost, Unerlöstes ward frei und brannte nicht mehr als Wunde, alles war gut und schön und still . . .

Sekunden . . . dann fiepte eine Eule oder der Tritt eines Wildes traf einen dürren Zweig oder ein Vogel raschelte erschreckt im Traum.

Sie zuckte jäh zusammen, erhob sich, tat unsicher ein paar Schritte vor und ging dann immer sicherer zum See hinab.

Dunkel stand sie einen Augenblick vor der glänzenden Flut — man konnte nicht sagen, was alles in ihrem Lächeln sich mischte.

Und langsam riß sie den Brief in Streifen, den Brief des Herrn Brendike, legte die Streifen zusammen und zerstückelte sie in immer kleinere Schnitzel. Als einer niederfiel, hob sie ihn auf, schloß alle fest in ihre Hand und beugte sich zum Wasser hernieder. Es netzte ihre Finger, es erweichte das Papier. Die Welle spielte mit den einzelnen Stücken, trug sie auf den Ufersand, holte sie wieder zurück.

Eine Weile sah die Fremde dem Spiel zu.

Dann schauerte sie zusammen und ging zurück.

„Es wird kühler," sagte sie mit vielleicht etwas gewollter Ruhe. „Wir müssen wohl auch zur Station."

So schritten sie vorwärts — erst zur Chaussee hinüber, dann auf Murowana zu.

(Schluß folgt.)



Die Steilwände der Croda da Lago in Südtirol.

Die Bergwacht von Tirol.

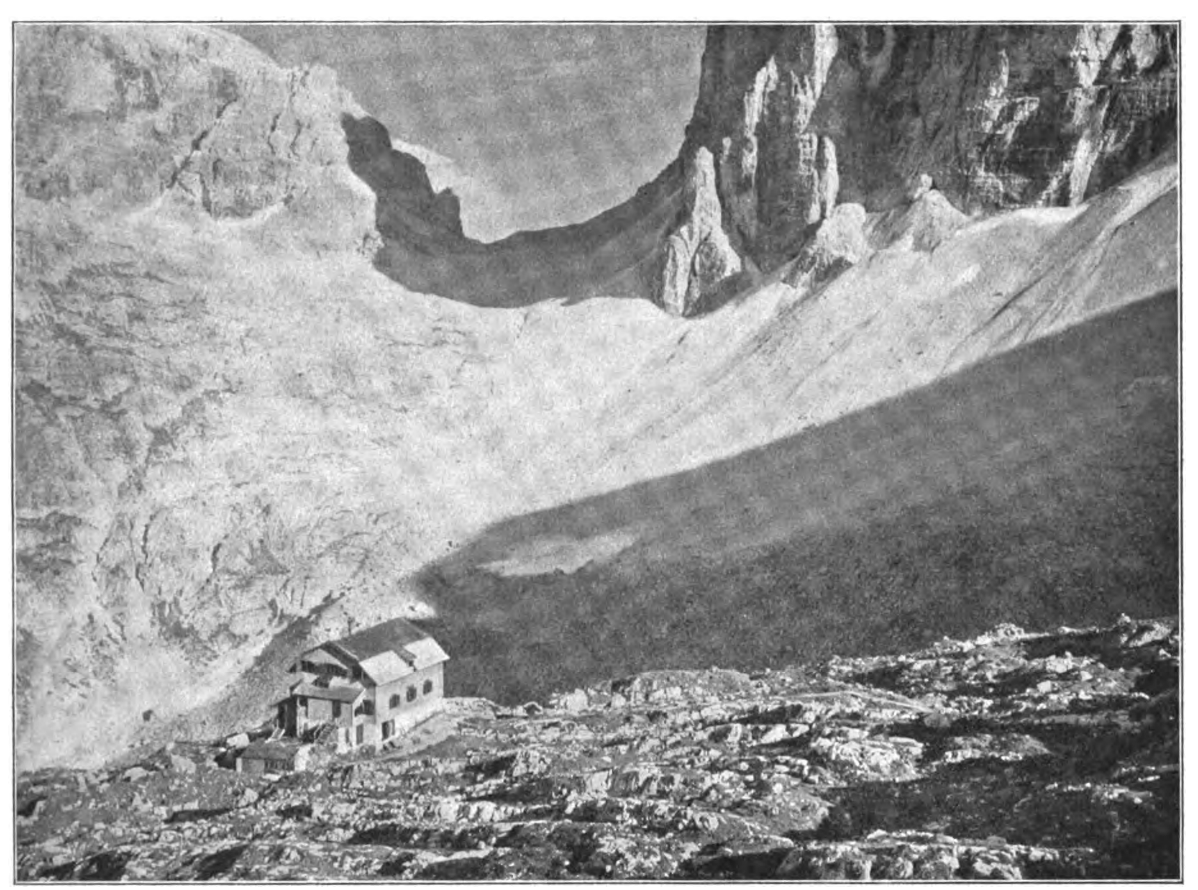
Von Hans Stiftegger. (Mit vier Abbildungen.)

Dort, wo die Südtiroler Landesgrenze über schmale Hochjöcher, über zersägte Felsgrate, über blaue Firnrücken hinklettert, haben die heimischen Bergführer die Hochwacht der Standschützen aufgeführt, haben ihnen dort oben in der unwegsamsten Bergwildnis mitten in Gletscherschründen und Geröllhalden ihre Plätze angewiesen, haben ihnen auf kühnen Klettersteigen, über die sonst nur der unbeschwerte Alpinist am Seil des Führers emporturnte, Munition und Proviant hinaufgeschafft in ihre Falkennester. Wohl sind die Standschützen, die aus dem ganzen heiligen Landl zur bedrohten Südgrenze hinströmen, selber aus Hochtälern herabgekommen, bergkundige Männer sind es, klettergewandte Burschen, die vertraut mit dem Seil und der Eisaxt. Und doch würden sie in den Bergen, auf denen sie jetzt die Wache bezogen haben, den unbezeichneten Pfad, den geheimsten Durchschlupf, den besten Standort nicht finden, wäre nicht die Schar der Bergführer zur Stelle, sie, die jede verborgene Falte dieser riesenhaften Berge ausgespäht, jeder Wand einen luftigen Kletterweg abgelistet haben, denen alle Lawinenzüge, alle drohenden Felsstürze vertraut sind. Schon hat einen von ihnen, den Besten, das welsche Blei ereilt. Sepp Innerkofler aus Sexten, der kühnste Tiroler Führer, ist gefallen, eine Woche nachdem ihm die große silberne Tapferkeitsmedaille an die Lodenjoppe geheftet worden ist. Wehmütig erinnern sich seiner in deutschen Landen vieltausend bergfreudige Alpinisten, die er an seinem sicheren Seil durch alle Gefahren in Fels und Firn geleitet hat, fünfundzwanzig Sommer lang. Nicht immer waren diese Bergfahrten harmlos-sonnige Abenteuer. Oft genug wurden sie ein unsäglich mühseliger Kampf auf Leben und Tod. Fünfundzwanzig Jahre lang stieg er so, das Führerseil um die Brust geschlungen, zu Berg. Immer wieder hat er alle, die sich ihm anvertrauten, wohlbehalten auf sicheren Boden zurückgebracht. Es gab Felsenwege, auf die sich kein zweiter Führer wagte. Als die ersten Regimenter der italienischen Alpini angestürmt kamen, da entfesselte er die donnernden Schrecken seiner Berge, sandte dem gehaßten Feind vernichtende Steinlawinen aus den Wänden nieder, führte die treffsichersten Standschützen über ungeahnte Kletterwege auf talbeherrschende Felskanzeln, schleppte Maschinengewehre samt reichlicher Munition auf die kühnsten Grate. Sein verwegenstes Stück aber leistete er, als er einen Beobachtungsposten auf dem Gipfel der kleinen Zinne errichtete und einen telephonischen Leitungsdraht demselben Berg an den steinernen Riesenleib montierte, von dem sein Bruder Michel, der beste Dolomitkletterer seiner Zeit, vor 35 Jahren meinte, dieser Berg werde wohl ewig unerstiegen bleiben. Freilich stand er ein Jahr später selbst als erster auf der vielumworbenen Hochzinne. Längst ist dieser Michel Innerkofler tot, einen jähen Bergtod gestorben in einer Gletscherspalte des Monte Cristallo. Nun sendet sein Bruder Sepp von dem Gipfel eben jener Zinne durch den Fernsprechdraht den von Misurina herauf anrückenden Feinden die Hölle der österreichischen Geschütze.



Bergwacht.

Denn dort unten auf den weiten Edelweißwiesen der Alpe Rimbianco unterhalb der Drei Zinnen wettert jetzt Tag um



Die Zsigmondy-Hütte des Oesterreichischen Alpenklubs am Fuße des Zwölferkofels. Sie wurde zuletzt von Sepp Innerkofler bewirtschaftet, dem trefflichen Bergführer, der im Kampf gegen Italiener den Heldentod starb.

Tag der Hochgebirgskrieg. Wo sonst hundert braune Rinder mit sanftem Glockengeläute zwischen Krummholzhügeln weideten und aus dem gischtenden Bache tranken, zerpflügen jetzt die Räder auffahrender Kanonen den grünen Wiesengrund, stampfen täglich tausend benagelte Schuhsohlen bergwärts. In dem See von Misurina, dessen Ufer von italienischen Flüchen und Kommandorufen widerhallen, spiegeln sich klar und selig wie einst und je die Felsburgen der Zinnen, auf denen der Tiroler Adler die Wache hält. Und drüben am Paternkofel, am Paßpartenkopf, am Sandebühel zu Füßen des mächtigen Zwölfers, auf der Hochbrunnerschneid im hintersten Fischleintal, am Elferkofel, auf der Rotwand, am Monte Piano, am Rauhkofel, an den Firnfeldern des Cristallo, am Sorapis, an der Croda und am Nuvolau — soweit die österreichisch-italienische Grenze ihre zackige Linie durch die Wunderwelt der Dolomiten zieht, überall zerstörter Bergfriede, zerschossene Hütten, zerstampfte Almen, zerrissene Wälder.

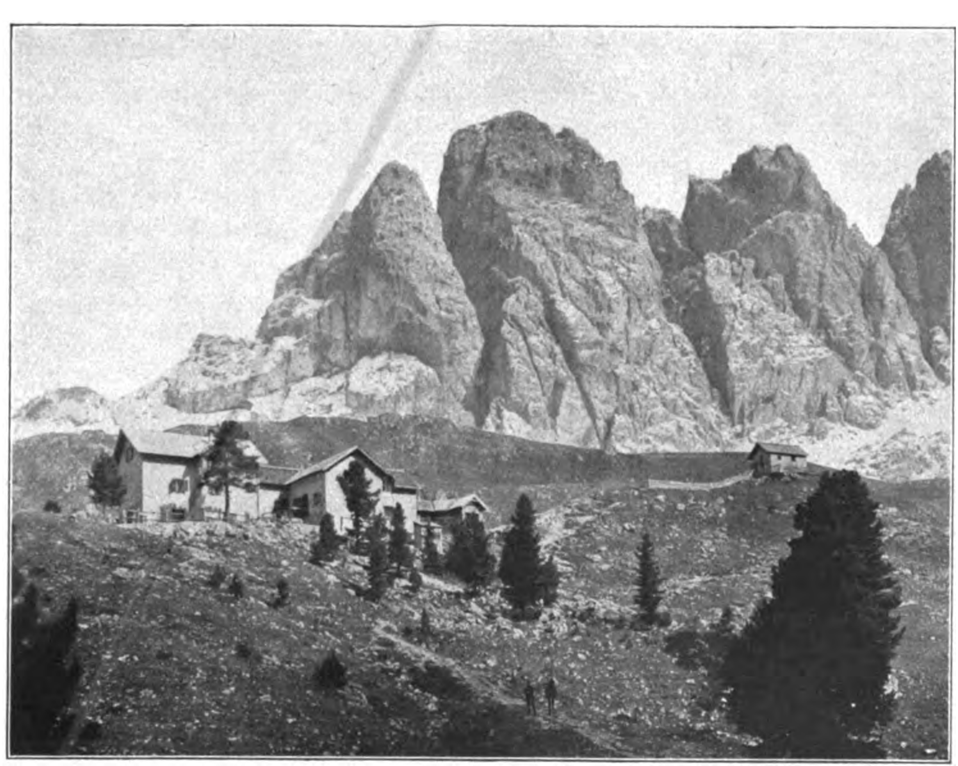
Welch eine stille Welt war dies doch immer, welch ein Reich lärmentrückter Träume! Rein und einsam heben sich aus dem rauschenden Waldkranz die wunderlichen Felsen, seltsame Märchentürme, sorglos hingewürfelt von der Laune vorweltlicher Riesen, den Silberreif der Gletscher nachdenklich um die rotglühenden Stirnen gelegt. Jedes Bergwetter, jeder Föhnsturm reißt mächtige Blöcke von ihren geborstenen, klaffenden Gipfeln und schleudert sie tief nieder auf die weiche Matte, wo sie das winzige Pflänzchen Steinbrech in tausendjähriger Arbeit zermürbt. Eine Welt von blühenden Sagen umrankt von alters her diese Türme. Hier hütete König Laurin seinen Rosengarten und an schönen Sommerabenden scheint wahrhaftig die verwunschene Rosenpracht auch heute noch aufzublühen und um die verwitterten Felsbasteien zu leuchten. In mondklaren Nächten, wenn die bleichen Türme seltsam fahl und gespenstisch aus der Walddunkelheit aufstarren und sich ihr Zackenwerk hoch oben im Kranz der Sterne verwirrt, sieht der Einheimische, aufgewachsen in der Runde sagenraunender Wunderbilder, den wilden Jäger dort oben über die zersägten Grate reiten, in grimmigen Wetternächten hört er den feurigen Reiter durch die hallenden Klüfte toben. In der Morgensonne aber steigt der Bergführer mit seinem „Herrn" den verwilderten Waldhang hinan, über die blumenbestandene Alm wandern sie, über die kurze steile Schutthalde, bis sie dem Felsturm eng an den prallen, wild aufstarrenden Felsenleib gerückt sind. Hier binden sie sich den geschmeidigen Kletterschuh, dessen Bastsohle sich so weich und willig an den Felsen schmiegt, an den Fuß, das Seil knüpfen sie sich um die Hüfte, schlingen kunstvoll den sicheren Schifferknoten. Der Führer steigt voran. Durch den schlüpfrigen Kamin stemmt er sich keuchend empor, in die grifflos gebauchte Wand turnt er behutsam hinaus, um vorspringende Kanten drückt er sich schleichend herum, an winzigen Griffen reißt er seinen stählernen Körper hinauf, über dem überhängenden Block, der seinen Weg verstellt, ertastet er den spärlichen Halt, an dem er sich mit schnellem, gewagtem Zug emporstemmt, indes sich sein Knie in den rauhen Riß zwängt. Oben dann, wo ihm geklüfteter Fels sicheren Stand gewährt, läßt er den „Herrn" am Seil nachkommen, das er mit eisernem Griff durch die schwieligen Hände führt. So turnen sie an der schaurigen Steilwand empor, Stunde um Stunde, so ringen sie den abweislichen Felsen einen

vogelflugkühnen Weg ab, so zwingen sie dem Steinriesen ihren Willen an den Leib.

Abends dann, in der Schutzhütte, trifft der Tiroler Führer mit Berufsgenossen aus dem benachbarten Italien zusammen. Die haben vorgestern eine Touristengesellschaft heraufgeführt aufs Bambergerhaus am Fedaja, um mit ihnen auf die Marmolata zu steigen, den höchsten Dolomitgipfel. Drei Tage lang sitzen sie nun schon in der behaglichen, lecker verproviantierten Hütte und haben keine Lust, die Bergfahrt endlich anzutreten. Morgens, wenn die Touristen aus den Federn steigen und bergfreudig nach ihren Pickeln greifen, warnen die welschen Führer allemal eindringlich vor so gewagtem Beginnen. Sie weisen auf den Nebelstreifen hin, der drohend die Hochgipfel umwallt, sie berufen sich auf die Wolke, die fern am Horizont dahergeschwommen kommt und sicherlich Gewitter ankündigt. Heute auf die Marmolata? Impossibile, Signore, impossibile! Morgen vielleicht. Und so schlemmern sie immer noch einen Tag weiter in der behaglichen Hütte auf Kosten der geduldig wartenden, genarrten Touristen. Ein beliebter welscher Führerkniff. Aber der Tiroler Bergführer, der abends vor der Hütte mit einem der Touristen ins Gespräch gerät, verrät es diesem, daß morgen das Wetter ganz verläßlich sein werde und daß die Marmolata auch bei schlechtem Wetter nicht gefährlich sei. Er selber führt ja auch morgen früh eine Partie hinauf. Da raffen sich die Touristen auf und erklären ihren Führern mit ruhiger Bestimmtheit: Morgen steigen wir auf die Marmolata. Aus ihrem Schlemmerleben aufgestört, fügen sich die Italiener in das Unvermeidliche. Doch nun verstauen sie auf Kosten der harmlosen Touristen eine Unmenge der ausgesuchtesten, teuersten Leckerbissen als Proviant in den Rucksäcken, ein paar Flaschen Schaumwein, ein Dutzend Büchsen Sardinen, Schinken, Käse, Bäckereien. Sie wissen gar wohl, daß die Touristen nach der mehrstündigen Gletscherwanderung, nach der schwierigen Kletterei erschöpft auf dem Gipfel anlangen werden, die schwer erkämpfte Aussicht bestaunen und kaum einen Bissen essen, einen Schluck trinken werden. Sie selber werden all die Leckerbissen verzehren. Alle diese Kniffe sind den Tiroler Bergführern in tiefster Seele zuwider. Oft genug sind sie mit den Welschen auf irgendeinem Grenzgipfel zusammengetroffen. Zungengeläufig pflegten die Italiener die besondere Tüchtigkeit ihres Touristen herauszustreichen, um ihm zu schmeicheln und ihn zu weiteren Bergfahrten zu ermutigen. Der welsche Wortschwall erfüllt die heilige Gipfelstille, so daß die deutschen Bergsteiger ohne längere Rast wieder aufbrechen. Rasch erbittet der italienische Führer vom deutschen noch einen Rat, eine Hilfe, eine Seilschlinge, einen Mauerhaken. Alles bekommt er, was er wünscht. Doch ein kalter Hohn, eine ihm selber nicht recht erklärliche Feindschaft lauert in den blauen Augen des Deutschen, die Feindschaft des Blutes gegen das Blut, die Feindschaft der Treue gegen die Tücke.

Manchen Strauß haben in den letzten Jahrzehnten die Tiroler Bergführer an der welschen Grenze mit denen von drüben schon ausfechten müssen. Unblutig freilich, bloß im Kampf um Bergruhm, im Wettstreit um alpinen Vorrang. Heute behauptet der österreichische Bergführer nicht bloß den höheren Rang, sondern er hat seinen Gegner in den Grenzgebieten überhaupt nahezu völlig aus dem Felde geschlagen. Trägt mancher von den südtiroler Führern auch einen welschen Namen, sie sind doch alle gut österreichisch: die beiden kühnen Brüder Antonio und Pietro Dimai aus Cortina, der schlanke Menardi, der stämmige Michele Bettega aus San Martino, Piaz, der Beherrscher der Rosengartengruppe, der in vertrauter Nachbarschaft mit den berühmten Wundersäulen von Vajolet seinen niedrigeren, aber nicht minder kühnen Piazturm stehen weiß, jene schlanke, zierliche Felsnadel zwischen Rosengartenspitze und Laurinswand, die er als Erster erklomm und die nun seinen Namen trägt.

Sie alle, die sonst an schönen Sommerabenden, wenn sie nicht eben in Berg und Firn weilten, mit ihren kurzen Pfeifen behaglich auf dem kleinen Bänklein vor dem Hotel Croce bianka in Cortina zu sitzen pflegten, sehnig und gebräunt, sich Bergabenteuer erzählten und warteten, ob die Post aus Toblach nicht einen führerbedürftigen Stadtmenschen brächte, sie alle stehen heute auf der Hochwacht, führen die Standschützen auf geheimen Kletterwegen auf die talbeherrschenden Zinnen und machen diese Berge, die sie selber so oft bezwangen, unbezwinglich.



Die Regensburger Hütte an der Tschislesalpe (2030 m) mit der Geislergruppe.

Sehnsucht.

Nach einem Gemälde von Emil Rau.





Kriegstrauung.

Eine Geschichte in zwei Briefen. Von Klara Prieß.

Freifrau Sybille Margarete v. Zierow auf Hohen-Zierow an Fräulein Käthe Kunt, Adr.: Herrn Gymnasialdirektor Kunt in Neustadt.

Hohen-Zierow, 10. Sept. 1914.

Liebes Kind! Nachdem ich soeben die Feldpost an meine drei Söhne erledigt habe — Herbert steht seit acht Tagen auch an der Front und kämpft den Traditionen unseres Hauses getreu für König und Vaterland wie seine Brüder —, finde ich Zeit und Stimmung, an Sie zu schreiben. Lassen Sie mich zunächst hoffen, daß in Ihrem Elternhause alles wohlauf ist und daß der Krieg und das Notabiturium der Primaner Ihrem lieben Vater keine allzu große Verminderung der Hausschüler gebracht hat. Sollten Sie, liebe Käthe, jetzt über mehr freie Zeit verfügen und im Haushalt entlastet sein, so kann ich Ihnen nur dringend raten, Ihre Zeit und Kraft dem Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen, und bin gerne bereit, Ihnen nötigenfalls eine Empfehlung an Ihre dortige Vorsitzende, die Landrätin von Herzkamp, zu schreiben.

Ich selbst habe eine Arbeitsstube hier im Schloß eingerichtet, auch im Flügel sechs Zimmer zur Aufnahme verwundeter Offiziere herrichten lassen, und empfinde die Wohltat nutzbringender Arbeit und Ablenkung von schweren Gedanken so stark, daß ich Ihnen dringend raten möchte, auch diesen Weg zu suchen. Die Feldpost an meine drei Söhne sowie an zahlreiche Gutsangehörige beschäftigt mich natürlich auch manche Stunde.

Hans ist gleich in den Mobilmachungstagen mit seinem Regiment nach Belgien gekommen. Er hat das Eiserne Erster und steht nicht weit von Paris, um dort, will's Gott, bald so siegreich einzuziehn wie sein Urgroßvater 1814.

Detlef führt eine Schwadron seines Garde-Ulanenregiments im Osten. Ich sah ihn vor dem Ausrücken noch einige Tage in Berlin, wo wir bei der Mutter seiner jungen Frau, der Gräfin Isenburg, die freundlichste Aufnahme fanden und Stunden voll Kraft und Größe durchlebten.

War's nun bei Hans und Detlef ganz einfach und selbstverständlich, daß sie als aktive Offiziere den Traditionen ihrer Erziehung und Herkunft getreu in den Krieg zogen, so lag die Sache zu unserem Leidwesen ja von vornherein für Herbert ganz anders. Und just über ihn will dieser Brief mit Ihnen reden. Vielleicht ahnten Sie dies, sobald das Schreiben in Ihre Hände kam. Aber ich darf kaum erwarten, daß Sie meine Position, meine Grundsätze in dieser Angelegenheit verstehen. Dazu müßten Sie mehr angeborenes Verständnis und Fühlung für unsere Lebensauffassung und Familientradition — vielleicht selbst unser Blut in den Adern haben.

Liebes Kind! Sie wissen, daß mir nichts ferner liegt, als der unserem Stande im allgemeinen und unserem Haus im besonderen zugeschobene Hochmut. Ich habe meine Söhne Ihrem bürgerlichen Hause anvertraut, dort selbst verkehrt und Sie mit Ihren Eltern gerne bei uns gesehen. Aber es hieße mit all meinen Erfahrungen und Überlieferungen brechen, wenn ich leugnen wollte, daß trotz alledem eine nicht zu überbrückende Distanz zwischen uns liegt. Und eben diese Distanz will ich als gottgewollt und von Menschen geordnet nicht verletzt sehen.

Bleiben wir zunächst bei Herberts Schicksal. Bei Kriegsausbruch zeigte es sich sofort, daß es eine Torheit von mir war, seinem Wunsch, Philosophie zu studieren, nachgegeben zu haben. Was für eine andere Stellung hätte er gehabt, wenn er wie seine Brüder Offizier geworden wäre! So trat er sofort eigenwillig und unüberlegt mit einigen Studenten-Freunden in einem Infanterieregiment als Kriegsfreiwilliger ein und weigerte sich auch später, als Fahnenjunker in Detlefs Kavallerieregiment zu kommen, trotzdem wir ihm wiederholt diesen Wunsch aussprachen. Infolgedessen blieb uns nichts anderes übrig, wie ihn als gemeinen Infanteristen ins Feld ziehen zu lassen.

Sie kennen natürlich seine Gründe und Anschauungen besser als ich — jedenfalls ist er der erste Zierow, der nicht als Reiteroffizier seinem König dient.

Vor vierzehn Tagen fuhr ich nach Mainz, um Herbert noch vor seinem Ausmarsch zu sehen. Ich fand ihn mager und angegriffen, aber pflichttreu auf seinem Posten und voll von dem alten Widerspruchsgeist gegen mich, der mir seine Erziehung immer schon erschwert hat.

Auf diesen Geist der Auflehnung schiebe ich auch seine Erklärung, daß er sich als verlobt mit Ihnen betrachte. Er ging so weit, eine Anerkennung dieser Tatsache von mir zu verlangen und eine Kriegstrauung mit Ihnen zu wollen. In diesem Fall war er bereit, Urlaub zu nehmen und mich nach Hohen-Zierow zurückzubegleiten! — Aber Sie werden alle diese Einzelheiten wahrscheinlich genügend aus seinen Briefen kennen, mit denen Sie sicher viel ausführlicher und häufiger bedacht worden sind als seine Mutter.

Liebe Käthe! Ich halte Sie mit Ihren achtzehn Jahren für so verständig, daß Sie sicher nie im Ernst geglaubt haben, aus Herberts Phantastereien könne jemals Wirklichkeit werden. Auch nehme ich zu Ehren Ihrer Eltern an, und Herbert bestätigt dies, daß diese keine Hand im Spiele haben. Immerhin bleibt es höchst bedauerlich, daß das Vertrauen, das ich Ihrem Elternhause schenkte und durch Übergabe der Erziehung meiner Söhne und mannigfache Empfehlungen in unseren Kreisen betätige, mir so schlecht gelohnt wird.

Herbert behauptet natürlich, daß alles seine Schuld und sein Wille gewesen ist — worüber ich mir als Frau und Mutter meine eigenen Gedanken zu machen erlaube. Ich selbst werfe mir vor, zu vertrauensvoll gewesen zu sein und dies alles nicht früh genug erkannt zu haben. Aber ich hielt die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Ihnen und Herbert für geschwisterlicher Natur und vorteilhaft für seine Entwicklung in den Werdejahren.

Um so nötiger ist es, daß ich heute geradaus mit Ihnen spreche.

Ich muß verlangen, daß Sie jede Art von Anspruch auf meinen Sohn, jede Hoffnung, ihn zu besitzen, ein für allemal aufgeben. Von den inneren Gegensätzen, die sich ganz gewiß bei einer solchen Verschiedenheit der Herkunft und Erziehung bald genug zwischen Ihnen zeigen würden, will ich hier nicht sprechen. Ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß auch die äußeren Verhältnisse Herberts eine Ehe mit Ihnen unmöglich machen. Er besitzt an Einnahmen nur, was ihm als jüngerem Sohn aus dem Majoratsvermögen gezahlt wird, und ist darauf angewiesen, eine wohlhabende Frau zu finden. Sein Studium wird noch Jahre dauern. Ganz abgesehen davon, daß es aus Familienrücksichten gänzlich unmöglich für ihn ist, irgendeine Lehrerstellung anzunehmen, sind auch diese Anstellungen so bescheiden besoldet, daß daraufhin an keine Heirat zu denken ist.

So würden Sie durch ein Festhalten und Betonen Ihrer Ansprüche sein Leben, seine Zukunft einfach ruinieren. Vor allen Dingen aber ist eine Verbindung meines Sohnes mit Ihnen unmöglich, weil sie allen Traditionen unserer Familie, die seit fünf Jahrhunderten ihren Stammbaum rein erhalten hat, aufs schärfste widerspricht.

Nehmen Sie dies alles nicht persönlich, liebe Käthe. Daß Sie ein kluges und liebenswertes Mädel sind, weiß ich, und grade deshalb glaube ich, daß Sie verständig sein werden. Ich habe die Überzeugung, daß auch Herberts Zuneigung nie die Distanz ganz überbrücken kann, die nun einmal zwischen ihn und Sie gelegt ist, und deshalb ist es — auch vor allem in Ihrem eigenen Interesse — meine Pflicht, Sie rechtzeitig zu warnen.

Leider habe ich von Herbert nicht die ehrenwörtliche Zusage erreichen können, daß er Ihnen nicht mehr schreiben will. So komme ich mit dem dringenden Wunsch zu Ihnen, daß Sie durch Ihr Nichtbeantworten seiner Briefe der Korrespondenz ein Ende machen. Sie werden sich selbst vor weiteren schweren Enttäuschungen bewahren.

Finden Sie Trost und Ablenkung in der Arbeit, wählen Sie möglichst einen festen Beruf! Es wird mir eine Freude sein, wenn ich Ihnen dabei irgendwie helfen kann.

So hoffe ich, daß Sie meiner Auffassung gerecht werden, wünsche Ihnen für Ihr Weiterleben und Fortkommen alles Gute und schließe mit einem freundlichen Gruß.

Sybille Margarete von Zierow.

Hohen-Zierow, 15. Juni 1915.

Mein liebes Kind!

Der Tod ist über unser Haus gefahren. Zweimal hat die Flagge auf dem roten Turm halbmast geweht — einmal, als Hans im Oktober bei einem Patrouillenritt in den Argonnen fiel, zum zweitenmal als Detlef in Galizien an der Spitze seiner Schwadron von der Russenkugel ins Herz getroffen wurde. So sind sie in Ehren für ihren König gefallen — wie die vierzehn Zierows, die im Siebenjährigen Krieg ihr Leben ließen. Ich war immer nur stolz auf unseren Namen, wenn ich auf der Bronzeplatte in unserer Kirche ihre Namen las — nun muß ich an die Mütter denken, und das Herz tut mir weh.

Zum drittenmal ging der Tod nah genug an uns vorüber, als mein letzter Sohn im Schützengraben in Flandern einen schweren Lungenschuß bekam. Nach langen Wochen bangen Wartens durfte ich ihn im Auto aus dem Feldlazarett heimholen und meinte, ihn hier in Ruhe gänzlich gesund pflegen zu können. Aber noch vor seiner völligen Genesung kam es zu einer scharfen Auseinandersetzung zwischen uns beiden, die ihn mehr als nötig aufregte und verbitterte. Gleich nachher machte er einen weiten Ritt im Nebel, und am anderen Tag ließ ihn eine frisch einsetzende Lungenentzündung von neuem todkrank werden.

Neun Tage lag er in schwerem Fieber — ein Aufgegebener. In diesen Tagen ist meine Kraft gebrochen. Ich habe ein Gelübde getan um sein Leben, und daß unser Geschlecht durch ihn weiterleben soll. Dies Gelübde will ich heute einlösen und es halten mein Leben lang.

Liebes Kind! Sie haben mir auf meinen Brief vom 10. September nicht geantwortet, und Herbert sagt mir, daß er seitdem keine Zeile von Ihnen hat. Eben darin lag auch der Grund zu unserem Konflikt und daß Herbert jetzt wie ein Fremder neben mir hinlebt.

Du bist sehr stolz gewesen, Käthe, und hart gegen Deine junge Liebe. Und ich bin sehr gedemütigt worden. So bitte ich Dich: Komm zu uns als Herberts junge Frau, als meine liebe Tochter und dieses Hauses zukünftige Herrin — hilf Du, meines Sohnes Leben und mir seine Liebe erhalten und unserem Geschlecht, das auf zwei Augen steht, seinen Majoratsherrn. Meine beiden anderen Söhne sind tot, Detlefs Ehe ist kinderlos geblieben — da lernt man für des Letzten Leben bitten.

Ihm selbst liegt nichts an seinem Leben. Er will sich baldmöglichst wieder felddienstfähig melden und wieder hinaus in das mörderische Flandern, wo sein Regiment immer noch steht. Tag und Nacht geht die Angst mit mir, daß er sein Leben vor dem Feind einsetzen und vernichten wird — dies Leben, das uns Besitz und Namen und Geschlecht erhalten muß — das all mein Lieben und Leben einschließt.

Nicht wahr, Kind, Du begreifst, wieviel ich gelitten habe, ehe ich diesen Brief schreiben konnte? Herbert ahnt nicht, daß ich an Dich schreibe — ich wollte uns eine neue Auseinandersetzung und ihm die Ungewißheit ersparen. Und dann pflege ich nichts Halbes zu tun. Wenn Deine Antwort so ist, wie ich sie von Deiner Liebe zu Herbert erwarte, will ich ihm selbst die Botschaft bringen und ihm sagen, daß Du mir eine willkommene Tochter bist. Und ich will Dich mit meiner ganzen Liebe als meines Sohnes junge Frau — will's Gott als die Stammutter eines neuen Geschlechts, in Haus und Herz aufnehmen.

Unser alter Hausarzt ist mein Vertrauter. Er hofft für seinen Patienten alles von Deinem Kommen. Wenn ich Deine Antwort habe, fahre ich am liebsten gleich zu Dir und nehme Dich mit nach Hohen-Zierow. Herbert soll Dich aus meiner Hand haben, und unser Pastor gibt Euch im Roten Saal kriegsgetraut zusammen. Das weiße Atlaskleid, das so viele Hohen-Zierower Bräute getragen haben, liegt für Dich bereit — schreib' mir, ob ich kommen und Dich in Deine neue Heimat führen darf.

Mit Deinen Eltern will ich dann persönlich sprechen und sie zur Trauung zu uns bitten. Im übrigen ist alles Äußere so klein und unwesentlich geworden — der Tod hat dafür gesorgt. Aber darüber geht das tiefe Recht des Lebens — komm und bring' uns neues Leben in unser totes Haus.

Ich weiß, Du wirst sofort antworten und Du wirst bereit sein.

So grüße ich Dich in Liebe als Deine Mutter

Sybille Margarete von Zierow.





Feindliche Bagage nach dem Gefecht. Nach einer Zeichnung von Carl Frantz.

Vernichtete Milliarden.

Von Dr. Alfons Goldschmidt.

Der Satz, daß jede Heeresausgabe, insonderheit jede Kriegsausgabe, einen uneinbringlichen Verlust bedeutet, ist falsch. Er wird von den meisten ohne Nachdenken nachgeplappert und verursacht so einen Gemütsdruck, eine Minderung der Unternehmungslust im Volke. Es gibt in der Volkswirtschaft keinen absoluten Verlust, wenn Einholungsenergie vorhanden ist. Die Wirtschaftsgeschichte beweist, daß auch die Folgen schwerster Kriege von einer wachsenden Arbeitsenergie beseitigt werden. Deutschland hat die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges überwunden, Friedrich der Große hat nach dem Siebenjährigen Kriege durch eine kluge Verteilung von Hilfsmitteln und durch eine vorbildliche Gesetzgebung den wirtschaftlichen Wiederaufbau Preußens gesichert. Man sieht während des jetzigen Krieges nur die negativen Dimensionen, die Verhältnisse sieht man nicht. Man vergißt, daß eine ungeheure Menge von Arbeitskräften zur Verfügung steht, mag der Kampf auch noch so viele Opfer fordern. Man vergißt ferner die technischen Grundlagen, die doch einmal vorhanden sind und sicherlich nicht ungenutzt bleiben, wenn auch diese oder jene Maschine von weniger Menschen bedient sein sollte. Man vergißt die erstaunliche Arbeitsanpassungsfähigkeit, die besonders in Deutschland Wirtschaftswunder gewirkt und uns den siegreichen Kampf ermöglicht hat; man vergißt die Ersatzmöglichkeit durch Einstellung weiblicher Arbeitskräfte, die nach dem Kriege in viel stärkerem Maße als vorher Verwendung finden werden. Noch vieles andere vergißt man.

Dennoch wird man bei Beurteilung der materiellen Zukunft den schweren Ernst nicht entbehren können. Denn das Wiedereinholen braucht Zeit, und es scheint, daß dieser Krieg eine lange Reorganisation fordert. Die Anforderungen sind gegenüber denen der nahe vorhergehenden Kriege denn doch derart gestiegen, daß auch eine kühne Arbeitsenergie viele Jahre, vielleicht Jahrzehnte zu schaffen hat, um das Verlorene zurückzugewinnen. Es sind schon jetzt alle möglichen Schätzungen in Umlauf, die meistens die direkten Kriegslasten und die staatlichen Reorganisations- und Fürsorgekosten betreffen. Obwohl für diese Schätzungen die festen Grundlagen fehlen, weil man die Dauer des Krieges nicht kennt, geht doch aus ihnen hervor, daß schon die eigentlichen Kriegsausgaben Europas einen Milliardenstapel ausmachen, dessen Abtragung die Arbeit eines Finanzherkules ist. Ich hatte vor einiger Zeit diese Verpflichtungen, vorausgesetzt daß der Krieg nur noch kurze Zeit dauert, auf die Höhe des Totalvermögens der französischen Nation berechnet, so daß man also für die Kriegskosten ganz Frankreich kaufen könnte. Es soll nach einem seiner ersten Statistiker einen Vermögenswert von ungefähr 170 Milliarden Mark haben. Heute glaube ich, daß diese Summe noch überholt wird, sicherlich weit überholt wird, wenn man die indirekten Verluste in Rechnung setzt. Es scheint also zunächst ein breites Stück der europäischen Wirtschaftskultur vernichtet, oder anders ausgedrückt: Europa muß durch eine Sanierung gehen. Für die Nationalwirtschaften ist nun die wichtigste Frage: Welche von ihnen wird am schnellsten und erfolgreichsten saniert werden?

Ohne Bedenken würde ich auf diese Frage antworten: Von den kriegführenden Nationen wird Deutschland die erste sein, die die Verluste wieder wettmacht, weil es eben in diesem Kriege ein ungeheures Maß von Organisations- und Ersatztalent bewiesen hat, ein viel größeres als selbst England. Diese in uns wurzelnden Eigenschaften wurden durch die Handelsisolierung zu den höchsten Kraftäußerungen gereizt. Die Folge war nicht nur eine glückliche Lösung des Kriegsbedürfnisproblems, sondern auch eine erhebliche Verbilligung der Kriegführung. Wenn der Vierverband jetzt mit großem Eifer an die Mobilisierung seiner Industrien zu Kriegszwecken geht, so ist der Grund in einem Verbilligungsbestreben nach deutschem Muster zu sehen. Wer die wachsende Abhängigkeit Englands von dem Goldbegehren der Vereinigten Staaten verfolgte, wußte, daß England alles aufbieten würde, um den finanziellen Verlust einzuholen. Der Mangel einer eigenen Erzeugungsorganisation führte den Vierverband zu jenen Riesenbestellungen in Nordamerika, die erst von dem englischen Schatzminister als das A und O des Krieges gepriesen, später aber von den englischen Kaufleuten im Parlamente als ein Mittel zur Zerrüttung der englischen Finanzen heftig bemängelt wurden. Hätte England die Kriegsfinanzierung des Vierverbandes auf Grund einer umfangreichen eigenen Produktion vorgenommen, so wären ihm vielleicht die Geldängste erspart geblieben. So aber gewann von Tag zu Tag der Dollar dem Pfund Sterling mehr ab, England hatte krampfhaft für eine glatte Bezahlung der Schulden seiner Verbündeten an die Vereinigten Staaten zu sorgen und mußte im Verlauf dieser peinlichen Bankiertätigkeit sogar aus eigenen Beständen große Goldmengen an die Vereinigten Staaten abführen, um den geliebten Sterlingkurs, das Barometer englischer Macht, nicht noch weiter sinken zu lassen. So rächt sich das Pochen auf die „silbernen Kugeln", wenn das schwere Geschütz einer brauchbaren Arbeitsorganisation fehlt. Die Zurückdrängung der englischen Währung ist auch aus der starken Passivität der englischen Handels- und Zahlungsbilanz zu erkennen. England hat zu unerhörten Preisen eingekauft und andererseits billig und wenig verkauft. Der Saldo ist schon jetzt denkbar ungünstig. Das Ergebnis der englischen Kriegsfinanzierung ist die Vernichtung vieler eigener und verbündeter Milliarden zugunsten der Vereinigten Staaten. Auch die Wirtschaftskoalition, die England gegen uns mit seinen Freunden anstrebt, dürfte, wenn sie zustande kommen sollte, versagen. Denn Frankreich ist dermaßen geschwächt, daß es Handelskriege vorläufig nicht führen kann, und Rußland muß überall in Europa betteln gehen. Wir brauchen nicht ängstlich zu sein: die Länder, auch Italien, kommen uns wieder, und zwar viel weniger stolz als früher, da ihre vernichteten Milliarden nicht so bald ersetzt werden können, weshalb ihre Sanierung viel länger dauern wird als unsere. Es fehlt ihnen an Weltmarktserfahrung, Qualitätsarbeitern und Geld. Sie haben vor dem Kriege von Krediten, fremden Intelligenzen oder von verfehltem Kapitalswucher gelebt, haben nicht selbst organisiert oder gearbeitet und glauben nun, durch eine Gewaltspolitik den Mangel an organischer Entwicklung schnell ausgleichen zu können. Sie vergessen, daß sie in viel stärkerem Maße auf Gegenseitigkeit angewiesen sind als wir. Und wenn sie unter Englands Führung die Finanzmacht der Vereinigten Staaten und die Wirtschaftsgewalt des fernen Ostens gekräftigt haben, so werden sie mehr darunter leiden als Deutschland. Frankreichs Bevölkerung hat durch den Krieg so gelitten, daß die Arbeitsenergie für lange ermattet sein muß. Außerdem sind die französischen Finanzen in einem heillosen Wirrwarr. Rußland kann das Pumpminus trotz der riesigen Volkszahl in absehbarer Zeit nicht aufholen. Schon vor dem Kriege hatte es seine Schwierigkeiten damit. Italien war arm, und es verarmt durch den Krieg noch mehr. England aber wird alle Hände voll zu tun haben, sich vor Darlehnsverlusten zu bewahren und seine Produktion mehr zu beachten als seine Bankierstellung, deren Überschätzung das jetzige Finanzunglück Englands verursacht hat. Sie alle können die vernichteten Milliarden nicht so schnell ersetzen wie wir, wenn wir auch nach dem Kriege wirtschaftseinig sind, wenn wir durch ein kluges Verbandswesen die freie Arbeitskraft rationell ausnützen, die Wirtschaftszwistigkeiten zugunsten unserer Weltmarktstellung fallen lassen und nicht mehr das Geld zum Fenster hinauswerfen. Das aber sind notwendige Vorbedingungen. Glaube keiner, daß die Arbeit leicht sei. Wer in das Getriebe der Wirtschaft sieht, kennt die Nöte und weiß, daß es aller Einigkeit und Energie bedarf, um die auch bei uns vernichteten Milliarden in der eigenen Volkswirtschaft und in der Welt zurückzuerobern. Hoffentlich erzielt noch die jetzige Generation dieses Ergebnis.

Auf Flanderns Feldern.

Auf Flanderns Feldern tobt die Schlacht,
Rast die Wut.
Auf Flanderns Feldern blüht der Mohn
Rot wie Blut.

Auf Heldengräbern wiegt er sich
Leicht im Wind,
Von Männern kündend, die am Meer
Verblutet sind.

Zu Tausend leuchten Blüten auf
Dunkelrot.
Zu Tausend Deutsche litten dort
Heil'gen Tod.

Und glüht im Heimatährenfeld
Der rote Mohn,
Dann, deutsche Mutter, weine nicht
Um deinen Sohn.

Er schläft in Flandern nah am Meer
In guter Ruh',
Und Gottes Himmel deckt ihn sanft
Mit Sternen zu.

Unteroffizier Max Roßberg, im Felde.

WERA v. BARTELS 1915.

Sturmangriff.

Nach einer Zeichnung von Wera v. Bartels.





Die Armenier in der Türkei.



Von Kurt Aram. (Mit drei Abbildungen.)

Die türkische Regierung sah sich erst kürzlich wieder veranlaßt, in feierlicher Form ganz offiziell Verwahrung einzulegen gegen die Behauptungen der türkenfeindlichen Presse, die Armenier in der Türkei würden unschuldig mißhandelt und all ihrer Rechte beraubt. Das lenkt wieder einmal die Aufmerksamkeit auf das armenische Problem in der Türkei, und ich folge gern der Aufforderung dieser Zeitschrift, mich darüber zu äußern.

Seit den großen Armeniermassakern unter Abdul Hamid, also seit dem Jahre 1896, habe ich wiederholt Armenien bereist und den ganzen Komplex von Fragen, der mit diesem Problem zusammenhängt, nach Kräften studiert. Als die jungtürkische Regierung im Frühjahr 1914 Ernst damit machte, die Lage der Christen in Ostanatolien zu bessern und dort alle möglichen Reformen durchzuführen, weilte ich über ein Vierteljahr in Konstantinopel, um ganz privatim bei der Lösung dieser schwierigen Probleme mit zu raten und zu taten. Der großen Aufgabe, die hier der jungen Türkei wartete, setzte der Weltkrieg ein vorzeitiges Ende, und ich persönlich büßte mein Interesse für die armenische Frage mit vier Monaten russischer Gefangenschaft.

Die armenische Frage bedeutet für die asiatische Türkei etwas Ähnliches wie die mazedonische Frage für den Balkan. Beide Fragen verdanken ihre schmerzhafte Aktualität den Russen. Wo es ihm in den politischen Kram paßte, spielte sich Rußland stets als Hort der orientalischen Christen und natürlicher Vertreter ihrer Interessen auf. So trat es auf dem Balkan hervor und besonders in Mazedonien, um der Türkei Schwierigkeiten zu bereiten. Als der zweite Balkankrieg den Russen den Plan verdarb, mußten die Armenier in der Türkei dazu dienen, das türkische Reich von Innen her nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

Um der Türkei Schwierigkeiten zu bereiten, bestand Rußland seit Anfang 1914 immer dringender auf Reformen in Ostanatolien. Die Art dieser Forderungen aber zeigte dem Kenner immer unverhüllter, daß es sich weniger um Liebe für die Armenier als um Haß gegen den türkischen Staat handelte, den man mit Hilfe solcher Forderungen aufs tiefste demütigen wollte; denn sie setzten so weitgehende Eingriffe in das innerpolitische Leben der Türkei voraus, daß kein Staat von Selbstachtung sie annehmen konnte.

Da kam Deutschland der Türkei zu Hilfe, wünschte seinerseits ebenfalls Reformen, aber natürlich nur solche, die sich mit der Würde der Türkei vertrugen, und trat damit plötzlich sehr gegen den Wunsch und die Absichten der Russen als Mithelfer in dieser Frage auf ihre Seite. Rußland steckte seine Forderungen möglichst hoch, um der Türkei ihre Annahme unmöglich zu machen und so die Armenier gegen die Türkei aufzuhetzen. Deutschland schraubte die Forderungen so weit zurück, daß die Türkei sie als selbständiger Staat anerkennen und zur Ausführung gelangen lassen konnte. Damit war gleicherweise der Türkei wie den Armeniern gedient. Ende Juni 1914 war es endlich soweit, daß die praktische Reformarbeit in Ostanatolien beginnen konnte. Der Sultan hatte durch besondere Irade zwei in dieser Frage „neutrale" Europäer, einen Holländer und einen Norweger, zu Generalinspekteuren von Ostanatolien ernannt: der Holländer sollte von Trapezunt aus wirken, der Norweger von Wan oder Bitlis aus. Da brach der Krieg aus, und der ganze Plan fiel ins Wasser.

Wie verhielten sich nun die Armenier zu dem allem? Gut und gern zwei Drittel aller Armenier sind entweder russische Untertanen, oder sie stehen unter ganz direktem Einfluß Rußlands, wie die Armenier in Persien. In Nordpersien sind die Armenier den Russen ebenfalls auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, wenigstens waren sie es bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Sogar der Katholikos in Edschmiadsin im Kaukasus, das geistliche Oberhaupt aller Armenier und damit auch ihr politischer Mittelpunkt, ist zurzeit und zum erstenmal ein russischer Armenier, während er früher stets ein türkischer Armenier war. Kein Wunder, daß die russische Macht alle Armenier, auch die türkischen, bis auf wenige Ausnahmen blendet, daß russischer Schutz und russische Hilfe, schon weil sie die nächsten sind, allen Armeniern bis auf wenige Ausnahmen besonders wertvoll erscheinen, und daß grade der Russe sich besonders gut auf die armenische Seele versteht. Er ist ihr nächster Nachbar, er ist selbst Orientale.



Armenier aus Ueränschehir, im Norden des einstigen Mesopotamien.

Freilich würden Armenier und Türken sich noch viel besser verstehen können. Kein anderer orientalischer Christ hat so viel türkische Sitten angenommen wie der Armenier. Kein anderer orientalischer Christ spricht so gut türkisch wie er. Fast nur die Armenier versorgen die türkischen Theater mit Schauspielern und mit Tänzerinnen. Aber zwischen Türken und Armeniern stehen trennend einige Jahrhunderte Geschichte, die sich nicht so leicht überspringen lassen. Die einst mächtigen armenischen Könige, bei denen die Deutschen auf den Kreuzzügen so willig Schutz und Unterkunft fanden, sind vor dem siegreichen Marsch der Osmanen nach Westen verschwunden, und das osmanische Reich hat es durch Jahrhunderte die besiegten Armenier fühlen lassen, wer jetzt




Die armenische Bergstadt Hadjin.

der Herr ist. Schon im späteren Mittelalter finden wir immer wieder armenische Gesandtschaften beim Papst und bei deutschen Fürsten, um Schutz und Hilfe flehend gegen die Türkenherrschaft. Und was Abdul Hamid durch seine Armeniermassaker angerichtet hat und an revolutionären armenischen Bewegungen hervorrief, das kann die neue Türkei nicht von heute auf morgen wieder beseitigen. Hinzu kommt, daß im Vergleich zur alten Türkei, als deren letzter Repräsentant Abdul Hamid zu gelten hat, Rußland für seine Armenier ein kultivierterer Staat war, der ihnen vor allem reichlich zu verdienen gab und noch zu verdienen gibt. Daß Rußland gegebenenfalls auch Armenier massakrieren ließ und mit größter, echt asiatischer Willkür vorging, wenn es ihm politisch grade paßte, das kann ein Volk, das seit Jahrhunderten nichts Besseres gewöhnt ist, nicht umstimmen. Unbestreitbar ist jedenfalls, daß es die Armenier bis zum Ende von Abdul Hamids Herrschaft in Rußland wirtschaftlich weitaus besser hatten als in der Türkei, mochten sie auch politisch in beiden Ländern gleich wenig gelten. Die neue Türkei aber, welche die Armenier aus Abdul Hamids Tagen als gefürchtete Revolutionäre kannte, mußte mißtrauisch sein gegen diese Elemente. Und den Armeniern konnte es mit der jungen Türkei nicht viel anders gehn.

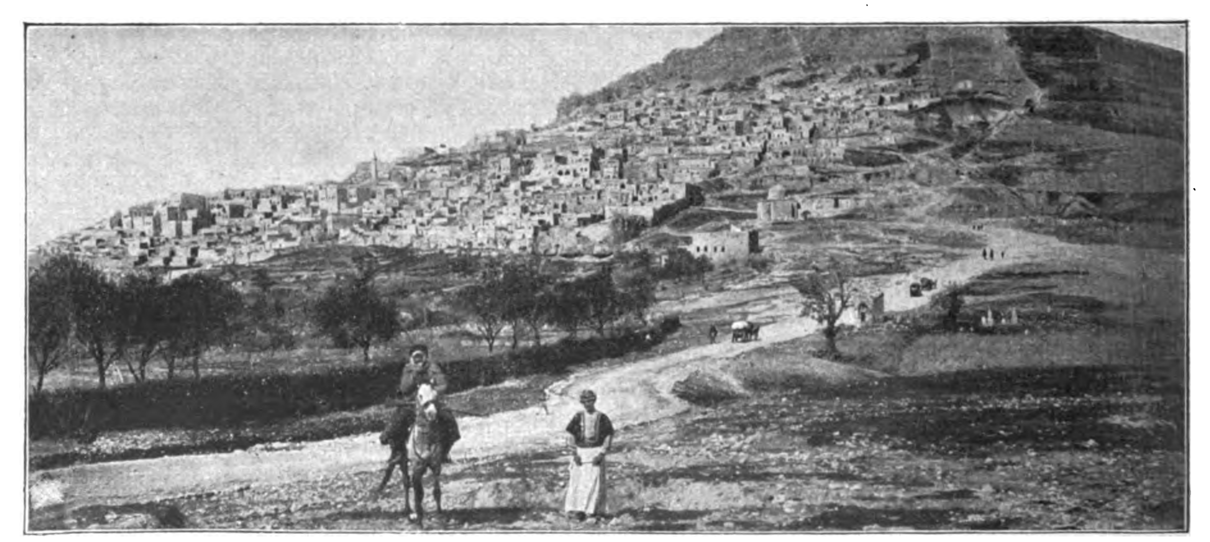
Nun brach der Weltkrieg aus, und es kam wie es bei Renegaten immer geht. Die russifizierten Armenier benahmen sich russischer als die Russen selbst. Ich habe das bei meiner Gefangennahme im Kaukasus sehr gut und einwandfrei beobachten können. Die wildesten Schreier in Tiflis waren Armenier, die armenische Kirche in Tiflis war die erste, die mit der orthodox-russischen Hand in Hand Umzüge und Gottesdienste für den Sieg Rußlands unternahm, als sei Rußlands Sache ihre eigene. Und um den politischen Verstand dieser Armenier konnte es einem leid tun, wenn man sah, wie im Gedanken an Rußlands Sieg der Traum von einem selbständigen Armenien wieder wach wurde. Hatte Rußland nicht noch vor wenigen Wochen von der Türkei die weitestgehenden Reformen für Armenien verlangt, so weitgehende, daß ihre Erfüllung fast ein autonomes Armenien verhieß? War es nicht ausschließlich Deutschlands Schuld, daß diese weitgehenden Forderungen zurückgeschraubt wurden? Würde Rußland nicht mit Leichtigkeit Herr der Türkei werden, wenn es hart auf hart kam? Wer kann es diesen Orientalen verdenken, daß sie Rußland gewaltig überschätzten, da es Engländern und Franzosen nicht viel anders erging?

Die Russenbegeisterung der russischen Armenier griff natürlich auch auf die armenische Landbevölkerung in den türkischen Grenzdistrikten über. Diese hart arbeitenden, ungebildeten Kleinbauern sahen aus nächster Nähe, wie es ihren Stammesgenossen auf russischem Boden wirtschaftlich viel besser ging. So gut hätten sie es wohl auch haben mögen. Da kommt dieser Krieg, und neue Hoffnung erwacht. Wenn wir auch russisch werden, werden wir es ebenso gut haben wie die Brüder in Rußland. Sicherlich haben sich zahlreiche Armenier der türkischen Grenzbezirke den Russen angeschlossen oder für die Russen gearbeitet, und sicherlich tut die Türkei nur ihre Pflicht, wenn sie diesen Menschen gründlich das Handwerk legt. Die armenischen Bauern denken, wie die meisten andern Bauern, wirtschaftlich, aber nicht politisch. Wie sollten sie auf den Gedanken kommen, daß es mit Rußland schlecht gehen wird, wenn die ganze Entente an eine solche Möglichkeit nicht dachte? Man kann von einem anatolischen Bauern nicht gut mehr verlangen als von einem italienischen König. Und wenn selbst gebildete russische Armenier vom Sieg der Russen eine Wiedergeburt Armeniens erträumen, die doch wissen könnten, daß Rußlands Sieg noch immer den politischen Tod der kleineren Völker bedeutet hat, wie soll ein anatolischer Kleinbauer anders denken? Aber wenn die Türkei gegebenenfalls solche Leute unschädlich macht, tut sie nur, was recht ist; und Rußland, das jetzt im Verein mit England und Frankreich in die Moraltrompete stößt zugunsten der angeblich unschuldig verfolgten Armenier, wäre der letzte Staat, der auf das Recht verzichtete, Verräter zu hängen oder sonstwie unschädlich zu machen.

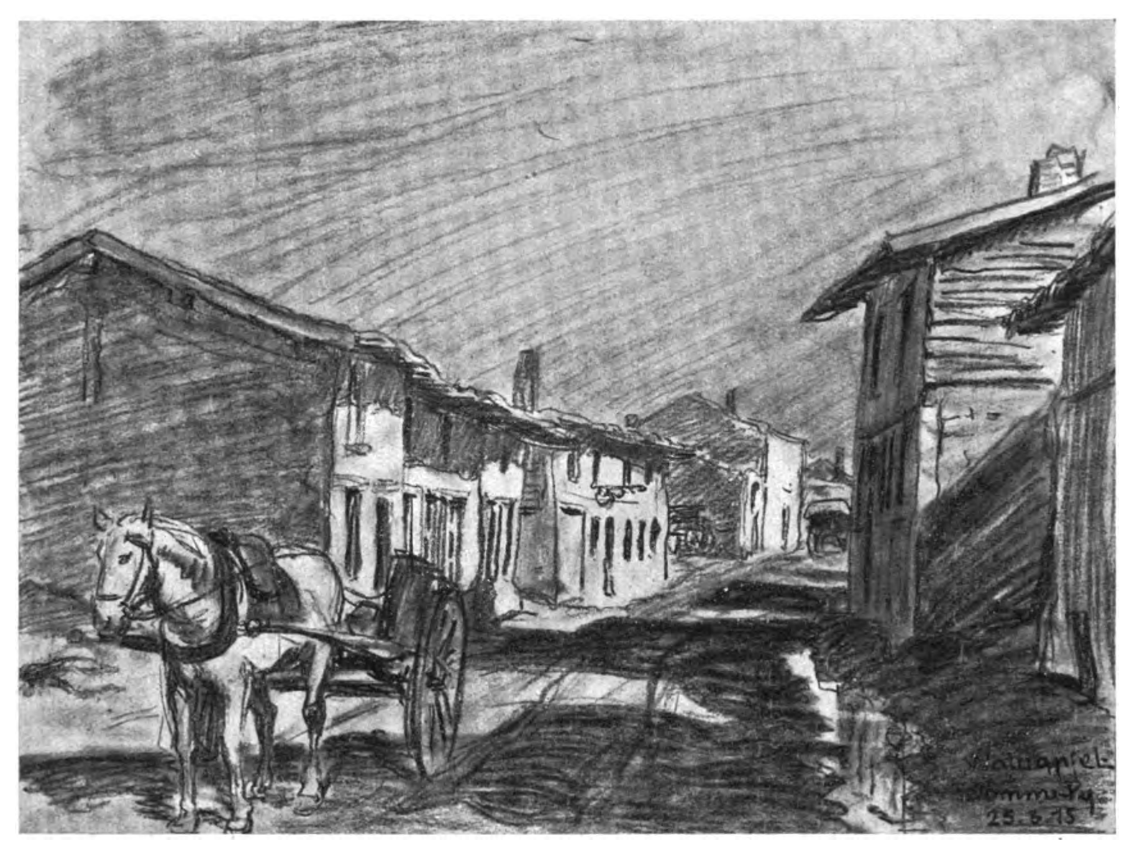
Nun gibt es aber auch Armenier, die über Rußland ganz anders denken. Unter ihnen befinden sich die besten Köpfe, die in Deutschland studiert haben. Auch gehören hierher die russischen Armenier, die von Rußland ihrer freiheitlichen Ideen halber ausgewiesen oder verschickt wurden und dann nach der Türkei flohen. Sie haben am eigenen Leibe erfahren, was Rußland in Wirklichkeit bedeutet und sind von aller Russenfreundschaft längst geheilt. Sie geben sich keinen Täuschungen über Rußland hin und wissen ganz genau, daß Rußland ihr Todfeind ist und bleibt. Die Besten unter ihnen gehörten revolutionären Gruppen an, die sich vor zwanzig Jahren gegen Abdul Hamid organisierten, die ihre Organisation aber ebenso von Fall zu Fall in Persien oder im Kaukasus, wenn Not an den Mann ging, gegen die Russen mobil machten. Die Russen haben großen Respekt vor diesen Männern und ihrem Anhang. Als 1905 die Revolution ausbrach, wagten sie sich nicht selbst an sie heran, sondern dingten Tataren, die unter ihnen metzelten. Als der Weltkrieg ausbrach und die Türkei aktiv eingriff, stellte sich im Kaukasus eine zahlreiche armenische Jugendwehr den Russen zur Verfügung im Kampf gegen die Türkei, eine Wehr, die denselben Namen trug wie jene antirussische armenische Vereinigung, deren Häupter in Konstantinopel sitzen. Dieser ultrarussischen armenischen Jugendwehr trauten die Russen des Namens wegen so wenig, daß man sie an der türkischen Grenze lieber „aus Versehen" zusammenschoß, als daß man die jugendlichen Überpatrioten mit in die russische Festung Kars hineinließ.

Jene antirussischen Armenier nun, deren gewichtigste Persönlichkeiten in Konstantinopel leben, haben im Laufe der Jahre 1913/14 ihre ursprünglich revolutionäre Bewegung zu einer Reformbewegung gewandelt. Sie wollen getreue Untertanen des Sultans sein und zum Besten ihrer Brüder in Anatolien wirken, ohne mit den Gesetzen des türkischen Staates in Konflikt zu kommen. Sie gewannen immer größeren Einfluß auf das armenische Landvolk in Ostanatolien, die Tageszeitung, die sie herausgaben, war dort die am besten verbreitete und meist gelesene. Zu diesem Kreise gehören viele niedere und höhere Geistliche und eine Menge studierter Männer, die nicht nur Paris, sondern vor allem auch Berlin und Deutschland kennen. Diese Kreise waren für die Reformen, wie Deutschland sie im Einvernehmen mit der Türkei plante, zu gewinnen; und sie sind auch zum größten Teil im Frühjahr 1914 für diese Reformen gewonnen worden. Rußland war das natürlich ein Dorn im Auge. Es wollte ja keine Reformen, es wollte revolutionäre Umtriebe in Anatolien. Es setzte alles daran, den Einfluß der genannten Zeitung in Ostanatolien zu brechen: und mit Hilfe großer Versprechungen und durch den Einfluß russischer Armenier war es auf dem besten Wege, dies Ziel zu erreichen. Aber Rußland tat noch ein anderes Eisen ins Feuer. Die Kurden Ostanatoliens fühlten sich durch die den armenischen Christen versprochenen Reformen beunruhigt und zurückgesetzt. Rußland hetzte sie auf gegen die Armenier und Türken. Es versorgte sie sogar reichlich mit Waffen. Es kam zu Kurdenüberfällen in Bitlis und Umgegend, wo bald Türken, bald Armenier massakriert wurden. Wie es grade traf. Die Kurdenputsche waren im schönsten Gange, und wären die geplanten Reformen wirklich in Angriff genommen oder gar durchgeführt worden, so hätte Rußland sicherlich durch die Kurden die Generalinspekteure beseitigen lassen und so das Land von neuem in den gewünschten Wirrwarr gestürzt, um es schlimmstenfalls zu besetzen und sich so immer näher an Konstantinopel heranzuschieben, dem hohen Ziel aller russischen Politik. Erst der „Heilige Krieg" machte einen Strich durch die sonst so geschickte Rechnung. Die Kurden vergaßen alte Feindschaft gegen die Türken, ihr Mohammedanerbewußtsein erwies sich als stärker, und die Gewehre, die ihnen die Russen besorgt, wenden sich nun gegen diese.

Aus alledem ersieht man, wieviel Gefahren und Tücken das armenische Problem für die neue Türkei in sich birgt. Aber man hat einigen Grund zu der Hoffnung, daß dieser Weltkrieg auch dies Problem wie so manches andere wesentlich vereinfachen und damit einer befriedigenden Lösung näher bringen wird. Je energischer die Türkei in das russisch-armenische Wespennest hineingreift, um so besser. Diese „Unschuldsengel" können der armenischen Bevölkerung in Anatolien nur Unglück bringen. Die Kreise der türkischen Armenier, die sich noch einen klaren politischen Kopf bewahrt haben, werden in das heuchlerische Wehegeschrei der Russenfreunde schwerlich einstimmen. Brächte es dieser Krieg mit sich, daß das an sich wohl begreifliche Mißtrauen, das zwischen den türkischen Armeniern und der jungtürkischen Regierung besteht, fiele, dann wäre ein schwerer Alp von dem Lande genommen, nach meiner Meinung das einzige schwerwiegende Hindernis einer Verständigung, die beiden Teilen gleichgroße Vorteile bringen könnte. Zum Segen des ganzen türkischen Reichs, dessen Wohl und Wehe nun so eng mit dem unseren verbunden ist.



Die Stadt Mardin im Süden des armenischen Taurus.



Straße in Sommepy. Auf dem Kriegsschauplatz gezeichnet von Waldapfel.

Im Sumpf.

Ein Kriegserlebnis in Flandern. Von Hans Schoenfeld (Westheer).

Der Abend zog mit stillen Schwingen von Zandvoordes leuchtenden Ruinen über Koelberg und das gesegnete flandrische Land, das seine weiten Wiesenflächen und Stoppelfelder um versteckte Gehöfte im Kranze ragender Pappeln und Eichen schlang.

Ich kehrte mit der Kompagnie vom Begräbnis eines lieben jungen Mannes heim, den wir — ein seltenes Schauspiel — auf dem schönsten Soldatenkirchhof zu Koelberg hinter den wilden Schlachtfeldern des Oktober und November 1914, von allen Kameraden geleitet, unter präsentiertem Gewehr und mit den drei Ehrensalven, die der Ehre eines toten deutschen Soldaten gebühren, zur letzten Ruhe gebettet hatten.

Fünf Tage lagen wir nun schon in dieser Ferme, die mit schilfbewachsenem Wassergraben hinter dichtem Baumkranz sich recht wie eine alte Wehrsiedelung gegen räuberischen Überfall ausnahm. In breitem Bogen zog der rohe Fahrweg rings um das behäbige Anwesen, in dem ich mit meinen zweihundert Leuten schlecht und recht hauste wie im Lager eines Fähnleins Wallensteinischer Zeit. Ein ansehnlicher Sumpfgürtel hielt Mensch und Tier in gemessenem Abstand von dem tiefen Wassergraben, zu dem durch grünes Buschwerk das rote Dach und die alten Backsteinmauern malerisch lugten.

Erst dem deutschen Soldaten, der Umschweife nicht liebt und Arbeit nicht scheut, wenn sie lohnt, blieb es vorbehalten, den unbequemen Umweg, der Feldküchen und dem tags rastlos ziehenden Troß von Lebensmittel-, Futter-, Post- und Patronenwagen diente, durch einen derben Knüppeldamm und eine primitive Brücke aus gefällten Baumstämmen abzukürzen.

Ich ritt mit meinem Braunen, einem anmutigen Halbblutwallach aus dem Französischen, der erst vor einer deutschen Soldatenfront mit Ruhe und Verständnis sich hat bewegen lernen müssen, ein Stücklein Wegs vor meinen Getreuen, die in stattlicher Marschkolonne noch den Abhang vom ragenden Koelberg hinabzogen.

All die Tage war ich nun schon über die klobige Baumbrücke geritten und dachte auch diesmal nicht daran, dem durch die Ehrensalven, aus nächster Entfernung abgegeben, unruhig gewordenen Tier die Abkürzung zu ersparen.

Es hatte über Tage hier und da Huschen im Gefolge aufziehender Gewitter gegeben, Damm und Steg waren schlüpfrig — für ein gehorsames Pferd aber noch kein Grund zum Umkehren. Doch der Braune wollte nicht; ungern folgte er Schenkel und Sporn. Daß doch so ein Tier mit seinem Instinkt fast immer recht behält. Der rechte Baum von dreien drehte sich, der Pferdehuf glitt hinten ab, es ging merkwürdig sanft abwärts und in Glattes, angenehm Laues hinunter, das sich fest und schmeichelnd um einen schloß.

Ich war im Sumpf. Mein Brauner und ich saßen fest. Es ging langsam zur Tiefe. Alles kam darauf an, daß mein Tier keine Versuche machte, vorwärts oder seitwärts zu drängen. Halb lag ich schon unter dem schnaufenden, reglosen Wallach, auf Gnade und Ungnade von seiner Klugheit abhängig.

Nahebei scholl das Getrappel der Kompagnie, die nun in Höhe der Brücke sein mußte. Ein kurzes Hoffen, meine Leute möchten den vertrauten Abkürzungsweg benutzen, verging, als sich die Schritte der letzten Gruppen verloren.

Ich hätte ja rufen können. Wozu hat man denn auf weite Entfernung kommandieren gelernt? Die wohlbekannte Kompagnieführerstimme wäre ihnen schon zu Ohren gedrungen, hätte einen und den anderen stutzen gemacht. Warum rief ich also meinen Leuten nicht, die ich liebe, vor denen ich so oft keine falsche Scham in kritischer Lage gekannt? Es ist eben doch reine Scheu gewesen, was mir den Mund schloß. Einen Grund dafür vermag ich nicht anzugeben.

So blieb ich mit meinem Leidensgefährten, der mit dem rechten Hinterbein zwischen rechtem und mittlerem Baumstamm geklemmt hing — in peinvoller Schwebe — und wartete. Auf meine treuen Leute.

Angst hatte ich wirklich nicht. So halb auf dem Rücken in nachgiebigem, weichem Nichts zu liegen, war eigentlich gar nicht unangenehm. Ich streichelte das zitternde Pferd, dessen leises Schnauben mich als einziges Lebenszeichen tröstete, zärtlich stimmte. Und alle Sinne wurden wach für die kleinen Wunder der Nacht.

Durch die Stämme und Büsche sah ich in den Gutshof und die im offenen Viereck liegenden Gebäude. Verstohlene Feuer flammten rings. Da kochten sie wieder dem schimpfenden Bauer mit lächelndem Soldatenrecht vom fetten flandrischen Acker genommene neue Kartoffeln zum kalten Büchsenfleisch, die Halunken. Kerzenstumpf warf zuckende, magere Lichter aus den Stübchen und Ställchen, die statt der Ziegen und Borstentiere nun deutsche Soldaten beherbergten. Weicher Männersang stahl sich aus einer halbangelehnten Stalltür. Da hatte sich das Kompagniequartett, wie allabendlich, zusammengefunden und sang seine schönen alten, tieftraurigen Weisen. Das Lied von Liebe und Leid der jungen Schnitterin, die vor Tau und Tage an ihren Reitersmann denkt, zog in lauen Wellen hin übers abendgraue Gefild. Aus dem Stall am Wassergraben scholl das satte Schnaufen, das kurze Aufklirren einer Kette ruhig fressender Pferde.

Erste Mücken spielten schon um Haupt von Roß und Reiter. Zwei Wasserratten zogen ihre Furchen durch den Wasserspiegel, und die erste Fledermaus strich lautlos. Aus dem halb eingesunkenen zwiebelförmigen Fenster des verwitterten, tiefreichenden Strohdaches tönt Lachen und Streiten, und der Spielmann probt auf dem Horn den Zapfenstreich aus seiner Bodenecke. Wie ich euch liebe, ihr meine Leute, ihr Liebefrohen und Immerwilligen.

Schon donnern und grollen die englischen Schweren von Hooge. Wir haben ihnen ja den Trichter und noch viel mehr genommen. Nun sind sie bissig wie Wölfe, denen man ihren Fraß nahm, und geben nicht Ruh' mit ihren Schiffsgeschützen, ihren Minenwerfern. Eben deshalb liegen wir ja so lange schon hier in Bereitschaft, fast wie im Manöver, das in der Heimat nun bald beginnen müßte.

Ein nie tiefer empfundenes Gefühl unlöslicher Zusammengehörigkeit nimmt von mir Besitz, so fest und kosend war dieser Sumpf, in dem ich stecke und auf meine Leute warte, ohne Angst und Ungeduld. Es ist doch gut, geht mir's durch den Sinn, daß man einmal in solche Lage gerät, um ganz unmittelbar das Wunder des Erlebens von Mensch zu Mensch zu durchfühlen. Und mit einem frohlockenden Glücksgefühl, dem ich nichts sonst vergleichen kann, als wenn in gestürmtem feindlichen Graben atemlos, siegberauscht, Mann und Führer verschnaufend sich mustern, beobachte ich an kleinen Einzelheiten, wie aus der Ruhe abendlich abenteuerlichen Soldatenbehagens ein unruhiges Hin und Her sich loslöst und schließlich das ganze Bild beherrscht: das Suchen — nach mir, ihrem Führer.

Ja, sucht nur, denk' ich und lächle vor mich hin. Nun, Pferdebursche — jetzt mußte dein Brauner doch wohl längst abgesattelt im Stalle stehen. Wo bleibt denn Herr und Tier? Nun, Leibkumpan heißer Gefechte — wo bleibt dein Gebieter, auf den längst die dampfende Schüssel wartet? Ihr Kameraden, dünkt's euch nicht seltsam, daß er noch immer nicht zum gedeckten Tisch in der fliegersicher geflochtenen Naturlaube kommt?

Wer hat ihn denn zuletzt gesehen? Er ritt doch noch so silhouettenhaft deutlich gegen den Abendhimmel gezeichnet vor uns her.

Da tönt der erste Pfiff, der erste Ruf: Bubi! Und ein Lockpfiff. Dem Braunen gilt's. Der schnauft stärker, seine Muskeln straffen sich, zittern ... und Herr Oberleutnant — Herr Oberleutnant. Ah, mein Bursch', der nächstälteste Offizier.

„Hallo — hier!" Wie befreit rufe ich's aus voller Kehle, fast fröhlich.

Kienbrände lodern auf, im Nu steht die Brücke voller Menschen, mit ungläubigen, schreckhaften, hart entschlossenen Gesichtern.

Plumps! Plumps! Der Sumpf sprüht auf, Gestalten wuchten durch zu Roß und Reiter, sehnige Hände fassen zu, ein Tau wird geschlungen — ein Rappe und ein Mohr endlich zum Vorschein gebracht.

Mir wollen die Tränen kommen. Wie sie mir die Hände schütteln, sanften Vorwurf machen, den Waffenrock vom Leibe ziehen und den Tschako mit der Mütze tauschen, hör' ich, seh' ich aus allem nur das eine: sie haben dich gern. Treue um Treue, herrliche deutsche Art.

Wie sagte der jüngste der Jungen vor drei Tagen, als er vor Hooge eingetroffen, mit trotzig geschürzten Lippen? „Die sollen nur kommen! Uns nicht!" Mit dieser Kompagnie kann ich ja und Amen dazu sagen.

Die gerichtliche Chemie im Kriege.

Von Dr. Albert Neuburger.

Seit dem Beginn des Krieges ist ein auffallender starker Rückgang an Straftaten zu verzeichnen, dem verschiedene Ursachen zugrunde liegen. Zunächst einmal sind eine ganze Anzahl abenteuerlustiger und zu straffälligen Seitensprüngen geneigter Elemente zum Heere eingezogen. Dann hat die Arbeitslosigkeit ganz beträchtlich nachgelassen, und nicht zuletzt hat gerade durch den Krieg in der Brust vieler die sittliche Empfindung wieder zugenommen. Trotz dieser Tatsachen wird auf dem Gebiete der gerichtlichen Chemie mit einem Hochdruck gearbeitet, der auf den ersten Anblick in einem schroffen Gegensatz zu dem eben erwähnten Rückgang an strafbaren Taten zu stehen scheint. Sieht man jedoch näher zu, so zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß dieses Übermaß an Arbeit, das den Laboratorien seit Kriegsbeginn erwachsen ist, mit den gewöhnlichen Verbrechen und Vergehen größtenteils überhaupt nichts mehr zu tun hat, sondern daß hier Aufgaben vorliegen, die einzig durch den Krieg geschaffen wurden.

Dies trifft vor allem auf das große Gebiet zu, das mit der Schrift, ihrer Unsichtbarmachung und ihrer Wiederherstellung zusammenhängt. Der Verkehr der Gefangenen mit ihren in der Heimat verbliebenen Angehörigen wird



Meine Kameraden im Dachsbau. Im Unterstand gezeichnet von Soldat Kurzweg.

aufs schärfste überwacht. Jeder Brief wird genau gelesen und erst dann abgesandt, wenn er sich als unverdächtig erweist. Da hat sich nun gezeigt, daß die Gefangenen versuchen, ihren Angehörigen und damit dem Feinde auf allen möglichen Schleichwegen Nachrichten zukommen zu lassen. Eine große Rolle spielen hierbei die sogenannten „sympathetischen Tinten“, d. h. Tinten, die auf dem Papier überhaupt nicht zu sehen sind und die erst durch eine besondere Behandlung sichtbar werden. Die Gefangenen schreiben mit der gewöhnlichen ihnen zur Verfügung stehenden Tinte die harmlosesten Briefe, zwischen deren Zeilen sich Nachrichten befinden können, zu deren Niederschrift solche sympathetischen Tinten benutzt wurden. Ist der Brief einmal ins Ausland gelangt, so wird dort die Schrift sichtbar gemacht. Es fragt sich nun, wie die Gefangenen überhaupt in den Besitz solcher Tinten kommen. Auch unter ihnen befinden sich Chemiker, die in verschiedener Weise und mit Hilfe leicht erreichbarer Stoffe solche Tinten anzufertigen verstehen. Aber auch mancher Offizier hat wohl schon vor dem Kriege darüber nachgedacht, wie er im Falle der Gefangenschaft die überwachenden Stellen zu täuschen vermag. Er hat dabei aber nicht mit dem hohen Stand der deutschen gerichtlichen Chemie gerechnet. In den Laboratorien werden ständig zahlreiche Mengen von Briefen auf das Vorhandensein sympathetischer Tinten untersucht, und so mancher Gefangener wird sich nach Friedensschluß wundern, warum seine Briefe nicht angekommen sind.

Ein besonders großes Gebiet an Arbeit stellt auch die Schriftenvergleichung, die besonders in Verfahren wegen Spionage eine hervorragende Rolle spielt. Aufgefangene Mitteilungen, deren Inhalt verdächtig ist, will niemand geschrieben haben. Oft aber werden sie auch mit verstellter Schrift zu Papier gebracht. Es handelt sich nun darum, durch Vergleichung der Schrift den wahren Urheber zu ermitteln und ihn zu überführen. Nicht allzu selten kommt es auch vor, daß derartige geheime Notizen ausradiert oder die Zettel, auf denen sie standen, verbrannt werden. Der gerichtlichen Chemie gelingt es in allen diesen Fällen, den ursprünglichen Text wiederherzustellen. Sie ist heute soweit durchgebildet, daß überall da, wo überhaupt einmal etwas gestanden hat, ganz gleich, ob es mit Bleistift oder mit Tinte niedergeschrieben war, die Schrift wieder sichtbar gemacht werden kann. Es beruht dies darauf, daß bei jedem Schreiben ein wenn auch noch so feiner Druck auf das Papier stattfindet, durch den die Fasern der Papiermasse an der betreffenden Stelle etwas verdichtet werden. Dadurch verhalten sie sich in bezug auf Lichtdurchlässigkeit und Lichtbrechung anders als die Fasern des übrigen Papiers. Durch besondere Beleuchtungsverfahren und Anwendung der Mikrophotographie hat man Mittel in der Hand, das, was einst an der betreffenden Stelle gestanden hat, in bedeutend vergrößertem Maßstabe lesbar zu machen. Ebenso finden sich in zerschossenen und niedergebrannten feindlichen Quartieren, insbesondere solchen von Stäben, vielfach verkohlte Zettel, Notizbücher usw., die wichtige Befehle enthalten, deren Kenntnis für uns von Wichtigkeit ist. Auch die Schrift dieser verkohlten Schriftstücke wird wieder sichtbar gemacht. Der Wiederherstellung verkohlter Schrift kommt aber in manchen Fällen noch eine ganz besondere Bedeutung zu. An manchen Orten, wo

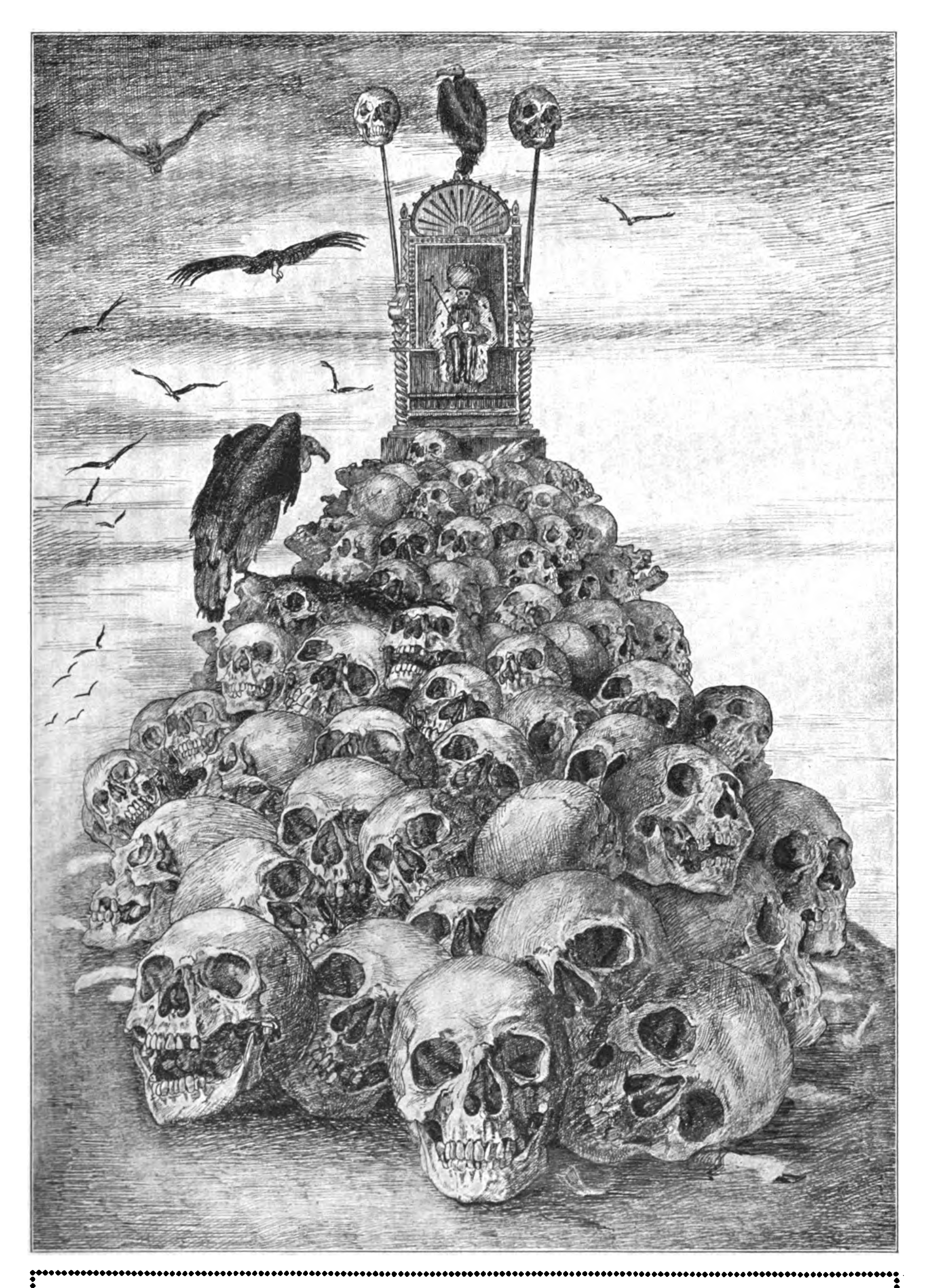
der Feind gehaust hat, kennzeichnen niedergebrannte Ortschaften die Stellen seiner Tätigkeit. Dabei sind nun Geschäftsbücher, Quittungen und sonstige Urkunden in Massen verbrannt. Ihr Fehlen würde eine weitgehende Unsicherheit im geschäftlichen und gerichtlichen Verkehr sowie in der Verwaltung zur Folge haben, wenn es nicht der gerichtlichen Chemie gelänge, alle diese Urkunden wieder brauchbar zu machen. Man hat bedeutende Mengen verkohlter Schriftstücke aus verbrannten Ortschaften in die chemischen Laboratorien geschickt, wo sie nun in besonderer Weise behandelt werden. Die einzelnen Blätter eines verbrannten Buches z. B. werden durch Behandeln mit 50 Grad warmem Wasser soweit aus der kohligen Masse gelockert, daß man sie oder ihre Teile mit Leichtigkeit herausnehmen kann. Dann werden sie auf gummiertes Papier gelegt, wo sie antrocknen. Damit ist dann ihrer weiteren Zerstörung vorgebeugt. Durch Aufspritzen einer Schellacklösung wird das verkohlte Papier noch weiter gefestigt. Nun wird es zwischen zwei Glasplatten gelegt, worauf das photographische Verfahren im auffallenden oder durchscheinenden Licht unter Umständen mit Verwendung besonderer Lichtquellen, in neuester Zeit sogar unter Heranziehung ultravioletter Strahlen, seinen Anfang nimmt. Auf diese Weise gelingt es, auch in verwüsteten Gebieten jene Rechtssicherheit wieder zu schaffen, die die Grundlage jeder staatlichen Ordnung ist.

Eigenartige Verhältnisse schufen in manchen Staaten des Auslandes ein ganz besonderes Gebiet der Betätigung für den Gerichtschemiker. Während sich in Deutschland dank seiner vorzüglichen Finanzwirtschaft der Goldbestand der Reichsbank ständig vermehrte, herrscht in anderen Staaten große Goldknappheit. Einzelne haben deshalb Verbote erlassen, eingeführtes Gold, ja sogar sonstiges Metall wieder auszuführen, so daß man also bei Reisen nicht einmal die Silbermünzen wieder mit über die Grenze nehmen durfte, die man in das Land gebracht hatte. Natürlich wurde versucht, auch diese Vorschriften zu umgehen. Es wurden deshalb Legierungen von Gold mit freigegebenen minderwertigen Metallen hergestellt und daraus alle möglichen Gegenstände angefertigt, die man über die Grenze zu bringen suchte. Da handelte es sich nun für den ausländischen Gerichtschemiker darum, in zahlreichen Analysen festzustellen, welche dieser Gegenstände Gold enthielten und welche nicht. Andererseits aber packte man auch Gold und Goldwaren in scheinbar unverdächtige Ware, wie Wollballen, Getreidesäcke und dergleichen, ein. Hier tritt nun der Röntgenapparat in Tätigkeit. Bei der Durchleuchtung derartiger Ballen oder Säcke zeichnen sich die eingepackten Metallgegenstände auf dem Bariumplatinzyanürschirm der Röntgeneinrichtung deutlich ab, und es wurde auf diese Weise schon mancher verborgene Schatz entdeckt. Wir in Deutschland haben, wie erwähnt, derartiges ja nicht nötig, aber jedenfalls beweist auch diese mit dem Krieg zusammenhängende Tätigkeit des Gerichtschemikers, welche eigenartigen neuen Aufgaben durch den Krieg der Völker geschaffen werden. In Deutschland hingegen hat man andere Arten von Metallanalysen ausgeführt: man hat die Granaten untersucht, die unsere Feinde zu uns herübersandten, und hat dabei gefunden, daß sie aus einem reichlich mit Schlacken durchsetzten Stahl bestehen. Daraus ließ sich der naheliegende Schluß ziehen, daß es mit dem Munitionsreichtum unserer Gegner nicht allzu glänzend bestellt sein konnte und daß die Granaten so hastig hergestellt wurden, daß man sich nicht einmal die Zeit nahm, den Stahlguß von den Schlacken zu reinigen.

Eine besonders umfassende Tätigkeit brachte der Krieg dem Gerichtschemiker durch die Produkte, die die „Liebesgaben-Industrie“, wie man sie wohl nennen darf, auf den Markt wirft. Von gewissenlosen Fabrikanten wurden massenhaft verfälschte oder minderwertige Lebensmittel hergestellt, die dann als Liebesgaben, meist in irgendeiner hübschen Aufmachung, an die Front gesandt werden sollen. Vielfach mag die Anfertigung derartiger Dinge wohl durch den Gedanken veranlaßt worden sein, daß jetzt im Kriege doch die meisten Gerichtschemiker in der Front stehen und daß deshalb die Aufsicht auf dem Lebensmittelmarkte wohl nicht so genau gehandhabt werden würde wie in Friedenszeiten. Darin hat man sich aber gründlich getäuscht. Wie überhaupt während des Krieges in der inneren Verwaltung Deutschlands auch nicht der kleinste Punkt vernachlässigt wurde, so auch hier. Der bekannte Gerichtschemiker des Berliner Polizeipräsidiums, Professor Dr. Juckenack, teilt in einer wissenschaftlichen Zeitschrift seine Erfahrungen gerade auf dem Gebiete der „Liebesgaben“ mit, die allerdings recht wenig erbaulich sind. So wurden alkoholhaltige Genußmittel aus Mischungen von Zucker, Gelatine nnd Alkohol hergestellt, die man, um durch einen brennenden Geschmack einen höheren Alkoholgehalt vorzutäuschen, mit sogenannten „Branntweinschärfen“ versetzt hatte. Alkoholfreier Punsch bestand aus einer Mischung von Zucker mit Wein- oder Zitronensäure, die mit Teerfarbe gefärbt war. Kaffeetabletten waren bis zu 25 von Hundert mit Zichorie versetzt, Teetabletten hatte man aus Teegrus mit Zusätzen bis zu 62 von Hundert Zucker hergestellt. In Kakaowürfeln befand sich als Hauptbestandteil oft Zucker, zum Teil auch Stärke und Teerfarbstoff. Von anderer Seite wieder sind in solchen Kakaowürfeln Reste von Kakaoabfällen, ferner gepulverte Kakaoschalen u. dgl. gefunden worden. Zur Herstellung von Milchtabletten wurde entrahmte Milch verwendet. Der Glaube, daß die Kontrolle fehle, hat zu zahlreichen Milchverfälschungen Veranlassung gegeben, die sich zum Teil in großen Wasserzusätzen äußerten. Das energische Vorgehen der gerichtlichen Chemie hat aber gerade hier dafür gesorgt, daß die Mißstände nicht einrissen. Solche Mißstände ergaben sich auch im Handel mit anderen Stoffen, wie z. B. Insektenpulver und sonstigen Mitteln gegen Ungeziefer, aber auch sie wurden rasch aufgedeckt und beseitigt.

Noch einer besonders wichtigen Aufgabe der gerichtlichen Chemie möge hier gedacht werden, nämlich der Untersuchung von Ölen, insbesondere von Maschinenölen, die zum Schmieren von Maschinen dienen. Der gegenwärtige Krieg ist ein technischer Krieg, in dem der Sieg jenem Volke zufallen wird, das über die besten technischen Hilfsmittel verfügt. Der hohe Stand der deutschen Maschinenindustrie hat den Neid unserer Feinde erregt, und gerade jetzt im Kriege leistet diese Industrie in der Anfertigung von Waffen, Munition, Verkehrsmitteln usw. Vorzügliches. Wollen wir siegen, so müssen wir auch weit hinter der Front der Erhaltung unserer Maschinen eine weitgehende Sorgfalt zuwenden. Durch schlechte Öle können diese verdorben werden, und tatsächlich sind schon kurz nach Beginn des Krieges derartige schlechte Öle auf den Markt gebracht worden. Man war aber auf der Hut. Die gerichtliche Chemie hat auch hier dafür gesorgt, daß den für die Weiterführung des Krieges wichtigen Maschinen nach wie vor die besten und reinsten, vor allem vollkommen säurefreien Öle zur Verfügung stehen. Wenn wir daher den Sieg an unsere Fahnen heften, so hat dazu auch die gerichtliche Chemie das ihrige beigetragen.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. D. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Der Friedenszar.

Nach einer Zeichnung von Erich Hoffmeister.

Kreisrichter Krügers Rachefahrt.

Erzählung von Carl Busse.

(Schluß.)

Fast wortlos legten sie den Weg nach Murowana zurück. Höchstens, daß hier und da eine einsilbige, unwesentliche Bemerkung fiel.

Es war, als wären sie fertig miteinander. Als hätten sie nichts mehr zu sagen. Jeder war in seinen eigenen Gedanken und Empfindungen so beschlossen, daß der andere nur stören konnte. Ja, der Kreisrichter hatte einmal den lose auftauchenden und wieder versinkenden Wunsch, jetzt ganz allein zu sein, hingegeben dem stillen Wogen und Fluten, das ihn durchdrang. Er war seiner Begleiterin dankbar, daß sie nicht sprach. Er wunderte sich doch dazwischen und streifte prüfend ihr Gesicht. Es war hell und ruhig.

Wie hatte sie gesagt? ‚Es würde mir nicht leid tun.‘

Er fühlte: es tat ihr nicht leid.

Da wollte er doch etwas sagen. Aber er sagte nur sehr warm und innig: „Wir müssen nun gleich da sein.“ —

Nachher fuhren sie mit neuer Bespannung weiter. Lederköfferchen und Perlentasche hatte der Postillon dicht nebeneinander gestellt. „Sind Sie müde?“ fragte der Kreisrichter, als seine Reisegefährtin sich tiefer in die Ecke lehnte.

„Ein wenig,“ nickte sie. Sie hielt ihre Augen geschlossen. Aber er wußte nicht, ob sie wirklich schlief.

Morgenwinde wehten kühl zum Fenster herein. Die Sterne ertranken in einem weißlichen Grau. Der Vollmond war nur noch ein blasser Kreis. Schon schossen die ersten rötlichen Strahlen von Osten her über den Himmel.

Die Sonne ging auf.

Und als die Lerchen singend über den Feldern standen, die Dörfer erwachten, das goldne Licht allüberflutend höher stieg, da schien diese Nacht wie etwas Unwirkliches ... wie ein wunderlicher Traum, der weit zurücklag.

Fern wurden schon die Türme von Posen sichtbar.

Sie machten sich darauf aufmerksam und plauderten darüber ... eben wie Reisende, die sich getroffen haben und nun vor dem Ziele stehen.

„Ich steige früher aus,“ sagte sie und zupfte sich vor einem kleinen Spiegel zurecht. „Sie fahren noch bis zum Bahnhof weiter.“

Die letzte Viertelstunde stand sie am Fenster, streifte sich die Handschuhe über und blickte auf die Häuser der Vorstadt.

Dann kam das Postgebäude in Sicht. Sie griff nach dem Lederköfferchen und streckte ihm die Hand hin.

„Leben Sie wohl, Herr — —“

Es lag jetzt doch über beiden wie eine leise Beklemmung.

„Nun?“ sagte er halb verlegen und hielt ihre Hand. „Was wird es denn nun? Herzog? Landrat? Viehkommissionär? War es nicht noch ein Viertes?“

Sie hob leicht die Schultern. Sie lächelte an ihm vorbei.

„Ich wüßte schon etwas!“ Und ohne ihm die Hand zu entziehen: „Als ich klein war, hat mir mein Vater ein deutsches Märchen erzählt. Da war ein Froschkönig, und als die Prinzessin ihn erlöste, sprang ein eiserner Reifen, der um sein Herz geschmiedet war.“

Er stutzte und wurde etwas rot.

„Also Froschkönig,“ rief er kopfschüttelnd. „Man kann wirklich nie wissen, wozu der Mensch noch avanciert.“

Der Rumpelkasten kam zum Stillstand. Im Nu war sie draußen. Sie winkte ihm noch einmal zu. Aber noch ehe er den Hut ziehen konnte, war sie im Postgebäude verschwunden.

Der Wagen ging weiter, ohne daß er sie noch einmal zu Gesichte bekommen hätte.

Fast den ganzen Tag fuhr der Kreisrichter dann mit der Bahn auf Berlin zu. Er hatte sich glücklicherweise grade noch einen Fensterplatz sichern können. Da nickte er ein Stündchen ein und dämmerte die übrige Zeit vor sich hin. Menschen kamen und gingen, lachten und stritten, Stationsnamen tönten, Lärm, Rauch, Getümmel — es huschte alles an ihm vorüber. Mittags aß er etwas, zündete sich eine Zigarre an und überlegte sich, daß er nun in wenigen Stunden vor seinem ahnungslosen Jungen stehen würde.

Er malte sich sein Erstaunen aus, kam aber nicht recht weiter. Er wußte nicht, was er ihm eigentlich sagen sollte. Mechanisch griff er nach der Brusttasche, aber der Brief war ja fort. Und mit ihm auch alle Empörung. Er brachte es zu keinem vollen sichern Gefühl mehr. Das beunruhigte ihn. Warum bin ich eigentlich gefahren? fragte er sich ein Mal über das andre.

Er konnte ja am Ende Herrn Brendike aufsuchen. Aber das widerstrebte ihm so heftig, daß er den Gedanken gleich verwarf. So kam er ganz anders in Berlin an, als er es sich in Polajewo vorgestellt hatte. Beinahe zögernd verließ er am alten Ostbahnhof

Feldpost. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz aufgenommen von Hofphot. Ebert, Kassel.

den Zug, trug seine Perlentasche selbst zur Droschke und gab dem Kutscher die Adresse auf.

Fritzens Adresse . . . irgendwo im Quartier latin, im Studentenviertel lag die Straße, in der sein Junge wohnte.

Das also war Berlin! Diese hohen Häuser, die voll Menschen steckten, diese Trottoirs, auf denen es sich schob und drängte, diese Läden, in denen sich alle Herrlichkeiten der Welt aufbauten, diese Fahrdämme, wo ewig die Wagen rasselten, die Pferdebahnen klingelten, die Ausrufer lärmten . . .

Es betäubte ihn fast. Es bedrückte ihn. Er zog unwillkürlich die Perlentasche näher, als hinge an ihr noch ein Stück Heimat, ein Stück Polajewo.

Da kreuzte — dicht vor dem Droschkengaul — ein lachendes Paar die Straße: ein Student, der die bunte Mütze verwegen aufs Ohr gedrückt hatte, und ein blondes Mädel. Als ob sie das Gewühl gar nichts anginge, schoben sie dahin — nur mit sich selbst beschäftigt und vergnügt wie die Spatzen zur Kirschenzeit.

Der Kreisrichter drehte sich noch einmal nach ihnen um. Er hatte plötzlich einen Einfall, der ihn quälte.

Wenn er nun seinem Jungen nicht zu Passe kam . . . wenn er vielleicht nicht allein war . . .

Er wunderte sich selbst über den Gedanken. Noch vor vierundzwanzig Stunden wäre er sicherlich nicht darauf verfallen. Aber nach einigem Hin und Her tippte er den Kutscher mit dem Stock an und erklärte, er wolle doch lieber in ein nahegelegenes Hotel fahren. Von dort fertigte er einen Boten ab.

Und nun schritt er in dem fremden ungemütlichen Gasthauszimmer auf und nieder, trat ans Fenster und horchte fast mit Herzklopfen, wenn auf der Treppe ein Schritt tönte.

Es war wirklich lächerlich. Herzklopfen, weil er seinen Sohn erwartete!

Aber es ließ sich nicht bemänteln: als der Fritz dann endlich kam, waren sie beide verlegen und redeten um so hastiger, weil sie es voreinander zu verbergen trachteten. „Ist mit Mutter etwas?" war die erste Frage des Jungen, und erst als er darüber beruhigt war, schien ihm eine Ahnung aufzudämmern, daß der Vater vielleicht seinetwegen die Reise gemacht hätte. Da war es kein Kunststück mehr, auch das Warum und Weshalb zu kombinieren . . . besonders wenn man kein ganz gutes Gewissen hatte. Eine halbe Unsicherheit kam über den jungen Menschen. Und dahinter wappnete sich ein heimlicher Trotz.

Übrigens sah er gut aus. Durchaus nicht so, als ob er am Verbummeln wäre.

Das freute den Kreisrichter. Und da er von dem Zweck seines Besuches nicht anfing, sprach auch der Junge nicht davon. Sie gingen noch durch die Straßen, sahen sich abends ein leichtes Theaterstück an, saßen sich beim Bier gegenüber und erzählten sich allerlei — natürlich am meisten von zu Hause —, aber die Hauptsache berührten sie nicht. Sie fühlten beide, daß es anders war als sonst, daß da noch etwas zwischen ihnen stand und daß sie im Innersten nicht zusammenkamen.

Am nächsten Vormittag hatte der Fritz natürlich Kolleg, und der Kreisrichter wollte durchaus nicht, daß er es seinetwegen schwänzte. Mittags könne er ihn aus dem Hotel abholen, am Vormittag wolle er sich einmal Berlin auf eigene Faust besehen. Auch von Geschäften murmelte er etwas.

So schlenderte er also am folgenden Morgen zwecklos und allein durch die Hauptstadt. Zuerst machte ihm das Leben und Treiben viel Spaß, aber als sich immer neue Straßenzüge vor ihm öffneten, immer neue Menschen eilig und achtlos an ihm vorüberströmten, die Kette der Fuhrwerke nicht abriß und der Verkehr immer mächtiger wuchs, fühlte er sich von Augenblick zu Augenblick verlorener.

Wie kann man hier wohnen? dachte er fassungslos.

Und plötzlich schwoll übermächtig eine unstillbare Sehnsucht in ihm auf — eine Sehnsucht nach seinem alten Heime in Polajewo, nach den stillen Straßen, durch die immer dieselben Menschen gingen, nach seinem Bureau, nach seiner Frau, die den Mund beim Schlafen stets ein wenig offen hatte und der das graue Zöpfchen hinterm Ohr vorguckte.

Ich will nach Hause, sagte er sich immer von neuem.

Es war ihm, als wäre er schon eine Ewigkeit fort, als lägen zwischen seiner Abfahrt und jetzt große Erlebnisse und Schicksale, als käme er verändert in seine Heimat zurück.

Wie wenn er mit einem Male ein Ziel hätte, eilte er durch die Straßen. Keinen Blick hatte er mehr für die prunkvollen Läden, die hohen Häuser, die vorüberflutenden Menschen. Nur ein Gedanke lebte in ihm: nach Hause!

Als kurz nach Zwölf sein Junge ins Hotel kam, um ihn abzuholen, stand die Perlentasche schon gepackt, und wenn er sich etwas beeilte, konnte er grade noch den Mittagszug erwischen.

Kopfschüttelnd saß der Fritz in der Droschke neben ihm, kopfschüttelnd besorgte er ihm das Billett nach Posen, kopfschüttelnd begleitete er ihn zum Coupé.

Aber als sie nun die letzten Minuten nebeneinander standen, fiel es dem Kreisrichter doch aufs Herz, daß über den eigentlichen Zweck seiner Reise noch kein Wort gefallen war. Da hüstelte er, druckste, wickelte sich verlegen die Uhrkette um den Finger und sagte:

„Eigentlich hatte ich auch noch mit dir reden wollen, Fritz. Ich habe da so einen dummen Brief gekriegt. Was du hier treibst. Und so weiter. Du wirst dir's ja denken können. — Na, und da wollte ich ... wollte ich auch mal mit dir sprechen. Ich will mich ja da nicht 'reinmischen. Du bist ja ein erwachsener Mensch. Und man war ja auch einmal jung. Nur ... daß du Mutter und mir keinen Kummer machst ... Daß du immer weißt, wie weit du gehn kannst ... daß du ... daß du ...“

Er verholperte und verhaspelte sich nun doch.

„Du verstehst schon,“ sagte er etwas verlegen und streckte dem Sohne die Hand hin.

Im ersten Augenblick war der Junge etwas steif geworden. Aha! dachte er, während sein Gesicht bereit schien, sich in Trotz zu verhärten. Doch dann hörte er zu, sah auf, schien es erst gar nicht glauben zu wollen und blickte, während ein feines Rot seine Stirn färbte, seinem alten Herrn in die Augen.

Ein Zucken und Zittern lief durch seine Gestalt.

„Vater,“ sagte er nur und ergriff die dargebotene Hand. Er drückte sie, er quetschte sie, er schien sie zerpressen zu wollen.

„Vater!“

Das hieß: Ihr braucht keine Sorge zu haben! Das hieß: Ich weiß schon, was ich tue, und mache euch keine Schande! Das hieß: Ich danke dir für jedes Wort!

Und plötzlich nahm der große Bengel seinen alten Herrn beim Kopfe und drückte ihm seine jungen Lippen wie ein Siegel auf den Mund.

Sprang da noch einmal ein Reifen, der das Herz umschmiedet gehalten hatte?

„Na ja, mein Junge ... na ja, mein Junge,“ konnte der Kreisrichter nur sagen und klopfte ihm immer wieder auf die Schulter.

Er fühlte, daß ihm nicht nur sein Kind näher war als jemals, sondern daß er heut in ihm einen Freund gewonnen hatte.

Auf der ganzen Rückreise wärmte ihn das.

Es war eine kuriose Geschichte: zu einer Rachefahrt war er ausgefahren, und zwei Küsse brachte er heim.

Der zweite — das war der richtige. Doch hätte er ihn bekommen, wenn er nicht vorher den ersten geschmeckt hätte?

Einen Augenblick dachte er an seine Reisegefährtin. Mit einem wunderlichen Gefühl sah er aus dem Fenster, als zwischen den Waldbäumen der große See von Murowana auftauchte. Traumhaft wich das alles, was er hier erlebt hatte, zurück. Diese Fremde — was war sie? Hatte sie nur mit ihm ein bißchen gespielt? Nur den Triumph kosten wollen, ihm den Brief zu entringen? Nur die langweilige Fahrt sich selbst durch ein kleines Abenteuer verkürzt?

Es war gleichgültig. Er war ihr dankbar. Er dachte in Glück und Wärme an sie zurück.

Doch ihr Gesicht zerfloß ihm heimlich. Er konnte es nicht mehr zu fester Form zwingen.

Und als er später einmal, zu Hause, in seinem alten lieben Kreise, durch Zufall das zerblätterte Märchenbuch seiner Kinder in die Hand bekam, machte er eine Entdeckung. Der Froschkönig war ja von der Prinzessin gar nicht durch einen Kuß erlöst worden, sondern auf viel handgreiflichere Weise, und nicht ihm, sondern seinem Diener, dem treuen Heinrich, waren die eisernen Bande vom Herzen gesprungen.

Da schüttelte der Kreisrichter Krüger lächelnd den Kopf.

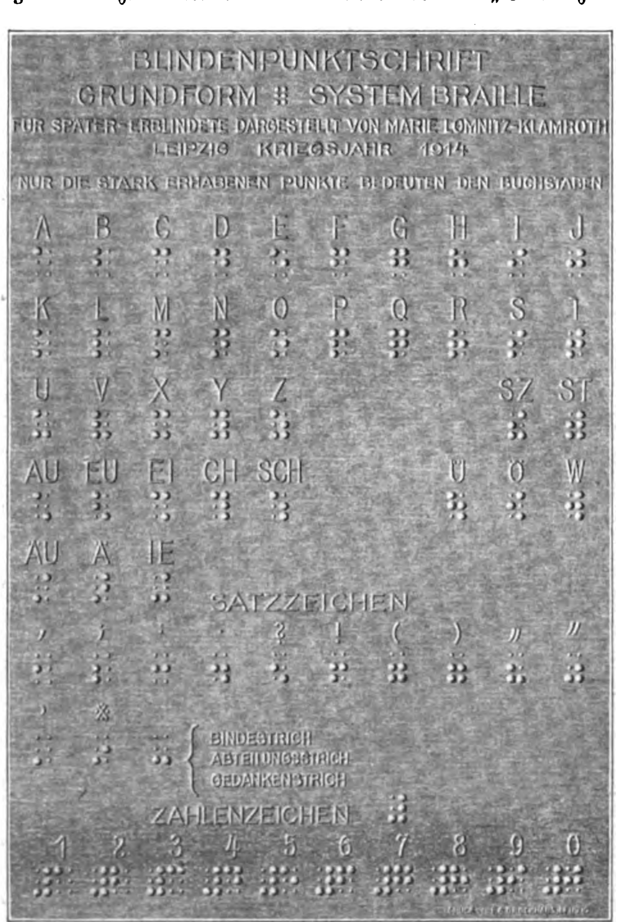
Er hatte es ja gleich gesagt: Die Frauenzimmerchen mußten alles ein bißchen verdrehn. Eher waren sie nicht glücklich!

Leipzig, die Bücherzentrale auch für Blinde.

Von Museumsdirektor Dr. Schramm, Leipzig.

Mit sechs Abbildungen.

Es ist eine große Zeit, die wir durchleben, eine Zeit, die Kräfte weckt und ans Tageslicht gebracht hat, deren Vorhandensein wir nur ahnten, aber in dieser Größe nicht kannten. Mit Staunen haben wir die exakte und bis ins kleinste funktionierende Mobilmachung sich vollziehen sehen; mit Bewunderung und Stolz haben wir die Taten unserer Feldgrauen verfolgt; fast unfaßbar erscheint uns gar oft, was die Kriegschirurgie leistet; mit Freude können wir aber auch konstatieren, daß Bewundernswertes hinter der Front geschaffen wird. Das bürgerliche Leben geht nicht nur seinen gewohnten alltäglichen Gang, nein, die hinter der Front stehen, haben den Mut und die Kraft, vor dem Kriege Begonnenes zu vollenden und Neues ins Leben zu rufen. Unter den Städten, die in dieser Richtung nicht rasten noch rosten, ist die Buchhändlerstadt Leipzig in allererster Linie zu nennen. Dort wird der Bau des gewaltigen Hauptbahnhofs trotz des schweren Krieges so weit gefördert, daß er seiner Vollendung entgegensieht; dort wird in kurzem die großzügig angelegte Taubstummenanstalt eröffnet werden können; und draußen am Völkerschlachtdenkmal sieht der Besucher linker Hand ein neues Schulgebäude erstehen und vor sich den Neubau der Deutschen Bücherei, beides Bauten, die ebenfalls ihrer Vollendung entgegengehen. Und auf dem ehemaligen Gelände der Internationalen Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, die durch den jäh entbrannten Weltkrieg so sehr gestört, in ihren bleibenden Werten aber nicht zerstört worden ist, haben die Leipziger ein neues großes Museum, das Deutsche Buchgewerbe- und Schriftmuseum, mitten im Kriegslärm eröffnen können, von dem bereits weitere Anregungen und Neugründungen wie die Deutsche Bibliotheks- und Museums-Schule ausgehen, die ebenfalls demnächst ins Leben treten soll. Bescheiden, jedoch kraftvoll und in sich geschlossen, steht als Zeuge langjähriger liebevoller und uneigennütziger Arbeit in diesem Museum aber eine Abteilung dem Besucher gegenüber, die jetzt durch den schrecklichen Weltkrieg mehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt wird und nun ihre volle Bedeutung erlangt hat: Die Abteilung „Blindenschrift und Blindendruck“.



Blindenschrift für später Erblindete.

Leipzig war von jeher eine der hervorragendsten Stätten des Blindenschriftwesens gewesen. Bereits im Jahr 1894 wurde dort der „Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften für Blinde“ gegründet, der sich die hohe Aufgabe stellte, Blindenliteratur zu beschaffen und sie allen Blinden des engeren und weiteren Vaterlandes ohne Unterschied des Standes und der Religion unentgeltlich zugänglich zu machen. So entstand die „Zentralbibliothek für Blinde zu Leipzig“, die im Jahr 1901 in Marie Lomnitz-Klamroth eine ebenso energische als sachverständige Leiterin erhielt, die sie auf eine Höhe gebracht hat, daß sie heute in mehr als einer Beziehung als Zentrale des Blindenbücherwesens gelten darf. Die Zentralbibliothek enthält die historischen Grundlagen für die Geschichte der Blindenschrift und des Blindendruckes, sie enthält für die Blinden eine reiche, gut ausgewählte Punktschrift-Literatur, was aber das Wichtigste ist: sie wird nach einem festgefügten, bis ins einzelne durchdachten und praktisch ausprobierten System in Beziehung auf Schrift und Druck fortgeführt und vermehrt; ja ihre Leiterin gibt Anregun-





Schillers „Braut von Messina" in einem in Blindenschrift hergestellten Bande, daneben dasselbe Drama in einem Bändchen aus Reclams Universal-Bibliothek.

gen für Beschreibstoff und Schreibwerkzeug, für Schreib- und Druckmaschinen, selbst für eine Blindendruck-Schnellpresse, wie sie eben nur jemand geben kann, der nicht vom Wohltätigkeitsstandpunkt aus für Blinde arbeitet, sondern in unermüdlicher Kulturarbeit der Praxis Schritt um Schritt eine Verbesserung nach der anderen abringt.

Lesen und Schreiben ermöglichen uns Sehenden die **Teilnahme am geistigen Leben der Umwelt**; nach einer für Blinde les- und schreibbaren Schrift haben geistig regsame Blinde deshalb schon vor Jahrhunderten gesucht. Wie die Schrift der Sehenden, so hat die Blindenschrift in verschiedenen Notbehelfen ihre Vorstufen gehabt. Pappblättchen mit Buchstaben ließ sich eine blinde Dame schneiden und in einem Fächerkasten genau ordnen; „schrieb sie einen Brief", so zog sie die nötigen Buchstaben nacheinander auf einen Faden auf, die der Empfänger dann, wenn er sie beim Abnehmen aneinander reihte, lesen konnte. Ein unter dem Namen „blinder Jakob" bekannter Schäfer verfuhr in ähnlicher Weise, nur daß er Holzstäbe sich fertigte und darauf Einkerbungen vornahm. Erst Ende des 18. Jahrhunderts kam man, wie die Blindenabteilung im Deutschen Buchgewerbe- und Schriftmuseum zeigt, auf die erhabene Schrift und den Prägedruck, der den Blinden durch Abtasten mit den Fingern die eigentliche Möglichkeit des Lesens gab. Freilich die erhabenen Buchstaben des lateinischen Alphabets oder auch solche in anderer Form waren bei ihren oft feinen Unterschieden keineswegs leicht zu lesen, wenn auch geistig sehr regsame Blinde wie Lesueur, den unser Bild S. 995 zeigt, mit bewundernswerter Schnelligkeit lesen und schreiben konnten. Das Tastgefühl des lesenden Fingers brauchte noch etwas Fühlbareres, schneller Erfaßbares, und das brachte erst die Punktschrift, die heute allgemein angenommen ist.

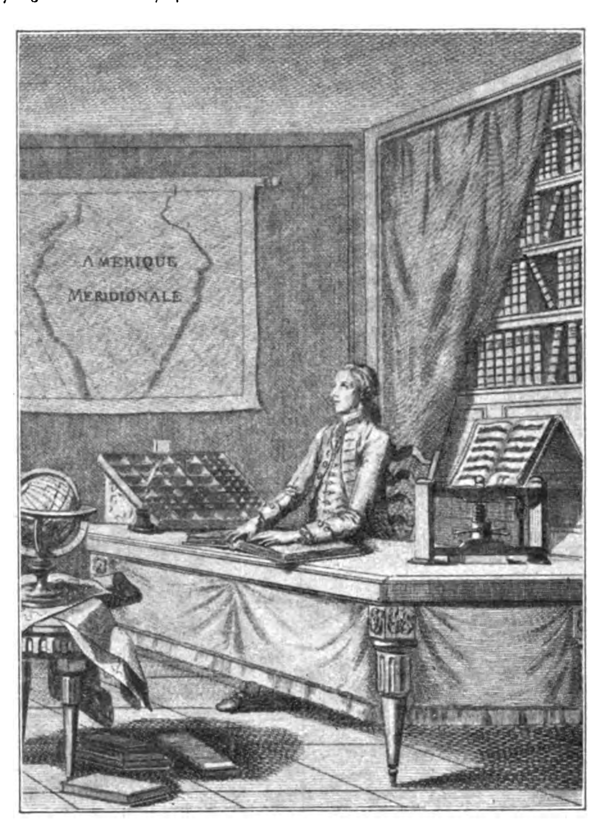
Der Gedanke der Punktschrift wurde zuerst von Charles Barbier, der von 1767—1841 lebte, angeregt und in seinem „fonographischen" Alphabet ausgebaut, das aber noch zu kompliziert und sowohl für das Schreiben wie für das Lesen zu schwierig war. Die heute allgemein übliche Punktschrift geht auf Louis Braille, geboren am 4. Januar 1809 zu Coupvrai, zurück, nach dem die Blindenschrift unserer Tage auch kurz „Braille-Schrift" heißt. Er vereinfachte das System von Barbier und schuf ein in seiner Einfachheit geradezu bewundernswertes Punktsystem, dessen Grundform drei Punkte in der Höhe und zwei Punkte in der Breite sind. Auf sein System einigte sich bald der größte Teil der Blindenwelt, und dieses ist auch infolge seiner überraschenden Einfachheit und Konsequenz wohl kaum einer wesentlichen Verbesserung fähig, so daß die Gefahr einer Systemzersplitterung, wie es, Gott sei's geklagt, bei der Stenographie in solch großem Umfang der Fall ist, so gut wie ausgeschlossen erscheint.



In der Leipziger Zentralbibliothek für Blinde: Eine Blinde beim Lesen.

Die Blindenschrift war erfunden; nun konnten die Blinden schreiben und Geschriebenes wieder lesen, nun konnte man aber vor allem an die Schaffung von Blindenliteratur herangehen, was auch da und dort geschehen ist. Bescheiden fing man

auch in Leipzig im „Verein zur Beschaffung von Hochdruckschriften für Blinde“ an, eine Bibliothek zu schaffen. Achtunddreißig Bände wurden von einem hochherzigen Leipziger Bürger als Grundstock für diese Bibliothek geschenkt; von Zeit zu Zeit wurden Werke, die in Blindendruck erschienen, angekauft; eine Anzahl handschriftlich hergestellter Werke wurde zur Vermehrung gestiftet, so daß zu Anfang des Jahres 1901 die Bibliothek auf 346 Bände angewachsen war. Mit diesem Zeitpunkt übernahm Marie Lomnitz-Klamroth die Leitung derselben, und damit tritt nach kurzer Zeit Leipzig mit in die vorderste Reihe, bis es dank der unermüdlichen und fachmännischen Arbeit ihrer Leiterin heute wohl unwidersprochen die Zentrale für alles Blindenbücherwesen geworden ist. Qualitativ und quantitativ entwickelt sich jetzt die Bibliothek, die heute rund 4000 Bände zählt. Marie Lomnitz schlug sofort neue Wege ein, um eine schnellere Entwicklung der Bibliothek zu erreichen; sie gründete eine „Abschreibergruppe“, indem sie in unserem „Universum“ im Jahr 1901 einen „Aufruf“ veröffentlichte, auf den hin sich eine größere Anzahl Damen und Herren zur Mitarbeit meldete. Bis heute zählt ihre Mitarbeitergruppe nahezu 300 Personen, die ausnahmslos auf schriftlichem oder mündlichem Wege von Marie Lomnitz selbst die Punktschrift erlernt haben, die in richtiger Erkenntnis des Satzes: „Um ein Buch in Punktschrift herstellen zu können, dazu gehört wahrlich mehr als nur die Kenntnis des Alphabets“, keine dilettantischen Mitarbeiter heranziehen wollte, sondern nur solche, die das Beste schaffen konnten, wenn sie ihr System befolgten, das korrekte Herstellung der Schrift, sachgemäß ausgeführte Korrektur, die Benutzung des tauglichen Papiers und dessen richtige Behandlung, kurz eine in jeder Beziehung tadellose Ausführung fordert und dabei erfreulicherweise sogar die Ästhetik des Buches berücksichtigt, eine Unsumme von Momenten, die meist nicht bedacht und daher an so vielen Orten zu schlecht oder minder gut ausgeführter Blindenliteratur geführt haben. Willkürlich hergestellte Bücher nimmt die Zentralbibliothek mit ihren heutigen gesteigerten Anforderungen, die sie an die Mitarbeiter stellt, auch als Schenkungen nicht mehr an. Neben die Abschreibergruppe für Sehende trat bald eine Abschreibergruppe für Nichtsehende in- und außerhalb Leipzigs; diese Einrichtung hatte den großen Vorzug, daß nicht nur den Blinden dadurch Nebenerwerb geschaffen wurde, sondern der Blinde selbst, der nach Diktat arbeitet, zur Mitarbeit und zur Schaffung von Originalen herangezogen wurde, eine Arbeit, die ihn mit mehr Befriedigung erfüllen muß, als das bloße Kopieren unbrauchbar gewordener längst übertragener Werke.



Der Blinde François Le Sueur beim Lesen. Le Sueur hat durch die Einführung der Blindenschrift und durch den Unterricht, den er blinden Kindern erteilte, bahnbrechend auf dem Gebiet der Blindenfürsorge gewirkt.

Genügten schon diese Tatsachen, um Leipzig in der Blindenbücherwelt an erste Stelle zu rücken, so ruhte die nimmermüde Leiterin der „Deutschen Zentralbibliothek“ doch nicht, um alles, was der Herstellung von Blindenbüchern erforderlich sein konnte, auch zu benutzen. Neben


Eine blinde Maschinenschreiberin bei der Arbeit. Rechts Blindendruckpresse.



Blindenausstellung im Buchgewerbemuseum zu Leipzig.

den Schreibtafeln zog sie deshalb die Blindenschreibmaschine heran, für deren sachgemäße Ausgestaltung sie wertvolle Anregungen gab. Fieberhaft wurde nun gearbeitet, so daß Leipzig bald im Besitz von handschriftlich hergestellter Blindenliteratur war, die kein anderer Ort in dieser Zahl aufweisen konnte; $^{7}/_{10}$ ihrer Literatur ist handschriftlich hergestellt. Die Bibel und Teile derselben, biblische Geschichte, erbauliche Literatur, Unterhaltungsschriften, Sagen, Märchen und Fabeln, Gedichte, Anthologien, Geschichtswerke, Lebensbeschreibungen, Memoiren, literaturgeschichtliche Werke, dramatische Werke, fast alle Klassiker, darunter Schiller und Goethe fast vollständig, Erd- und Reisebeschreibungen, populärwissenschaftliche Abhandlungen, Unterrichtsbücher, Operntexte, musikwissenschaftliche Werke, Musikalien, Jugendschriften usw. enthält heute die reichhaltige Bibliothek. Nicht genug damit: auch wissenschaftliche oder fremdsprachliche Werke wurden geschaffen, soweit sie den Blinden nützen oder ihnen dienlich sein konnten. Lateinische, französische und englische Schulgrammatiken entstanden, Homers Odyssee im Urtext liegt vor, ebenso das Nibelungen-Lied. Selbst das „Bürgerliche Gesetzbuch" fehlt nicht. Rastlos geht es vorwärts, keine Pause tritt ein. So liegen heute Bücher wie „Deutschland im Weltkrieg 1914 und 1915", Sven Hedins „Ein Volk in Waffen", Houston Steward Chamberlains „Kriegsaufsätze" und dessen „Neue Kriegsaufsätze", Haeckels Werk „Englands Blutschuld am Weltkriege", Böers „Generalfeldmarschall v. Hindenburg" und noch manches andere auf den Weltkrieg bezügliche Werk in Blindenschrift vor.

Mit herzlichem Dank muß schließlich die Tatsache konstatiert werden, daß Leipzig nicht nur der Blindenschrift in handschriftlicher Herstellung, sondern auch der Blindenschrift im Druck seine größte Aufmerksamkeit zugewendet hat. Nichts ist unbeachtet geblieben; bis ins einzelne ist Marie Lomnitz den verschiedenen, für die richtige Herstellung der Punktschrift nötigen und beachtlichen Dingen nachgegangen. Möglichst gute und deutliche Schrift auf geeignetem und durchaus sachgemäß behandeltem Papier mit tunlichst sachgemäß ausgeführten Korrekturen war nötig, um den Blinden die Möglichkeit zu schaffen, ohne zu ermüden, lange hintereinander zu lesen. So ist heute die Leipziger Blindendruckerei, die mit der Zentralbibliothek vereinigt ist, eine Stätte ernster und ersprießlicher Arbeit geworden. Bei einer solchen intensiven Arbeit ist es erklärlich, daß der Gedanke einer Blindendruckschnellpresse, die bedeutend schnellere Herstellung von Büchern ermöglicht, in Leipzig seit längeren Jahren erwogen und unter Mithilfe von Marie Lomnitz Versuche in dieser Beziehung angestellt worden sind, die bereits zu einem recht befriedigenden Ergebnis geführt haben und vielleicht, wenn nicht Geldmangel hemmend auf die Arbeiten gewirkt hätte, schon jetzt zum Ziele geführt hätten. Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß Leipzig auch bereits eine Spezialbuchbinderei für Blindenschriften (Hermann Schötz) besitzt, eine Tatsache, die von dem, der eingeweiht ist, ebenfalls mit Dank begrüßt werden wird.

Eine Bibliothek, die so wie die „Deutsche Zentralbibliothek für Blinde in Leipzig" bis ins kleinste von liebevoller, fachmännischer und zielbewußter Hand geleitet wird und nur das Beste zu schaffen bemüht ist, muß mit innerer Notwendigkeit prozentual die gelesenste Bibliothek sein! Dies zeigt jedem deutlich die Tatsache, daß 1903 624 Bände, 1913 aber 3278 Bände ausgeliehen wurden.

Der Weltkrieg hat leider die große Blindenschar, die nach der letzten Zählung 34000 Köpfe umfaßt, um Hunderte von Mitgliedern bereits heute vermehrt. Auch ihnen, unseren erblindeten Kriegern, hat Marie Lomnitz sofort Rechnung getragen, indem sie speziell für sie ein Kriegsblindenalphabet schuf. Später Erblindeten macht es beim ersten Versuch vielfach Schwierigkeiten, die Punktschrift in ihrer natürlichen Größe zu erfassen; das Kriegsblindenblatt, das unsere Abbildung zeigt und das von

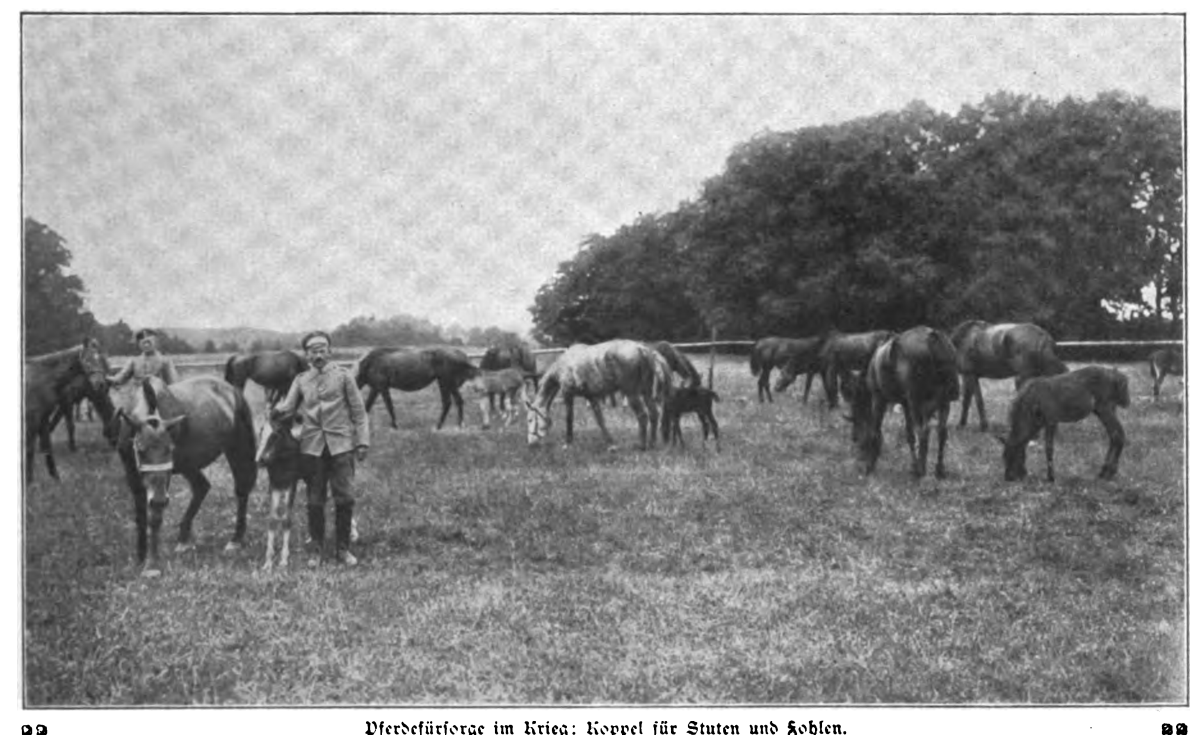
der Firma F. A. Brockhaus hergestellt wurde, mit seinen stark erhabenen und wesentlich vergrößerten Punkten erleichtert sehr die Vermittlung des „Buchstabenbildes“, wofür wir der „Deutschen Zentralbibliothek für Blinde“ in Leipzig äußerst dankbar zu sein alle Ursache haben.

So ist in Leipzig alles in bester Entwicklung, und doch kann diese dankenswerte Entwicklung, die sich der Staatshilfe erfreut, noch in mehr als einer Beziehung unterstützt werden. Tritt die Deutsche Zentralbibliothek, beziehungsweise ihre Druckerei, an euch Verleger heran und bittet um die Erlaubnis, ein gutes, in eurem Verlage erschienenes Werk in Punktschrift nachdrucken und unter den Blinden verbreiten zu dürfen, so sagt nicht „nein“, sondern gebt die Erlaubnis freudig und laßt in diesem Falle, wo kein Geld damit verdient werden kann, oder wenn es in geringem Maße der Fall sein sollte, wieder der Blindensache zugute kommt, nicht prinzipielle Bedenken Platz greifen! Habt ihr aber die Erlaubnis zum Nachdruck in Blindenschrift bereits jemand erteilt, so verständigt den später Bittenden, damit nicht unnötigerweise der teure Blindendruck doppelt hergestellt wird. Und die Reichspost, auch sie kann hier helfen. Der Umfang der Blindenbücher ist, wie es in der Natur der Sache liegt, ein ganz enormer. Unser Bild S. 994 zeigt Schillers Drama „Die Braut von Messina“ aus Reclams Universal-Bibliothek und die Übertragung desselben in Punktdruck für Blinde. Hier ein kleines Bändchen, dort ein großer Foliant, der natürlich beim Verschicken ein Postpaket ausmacht, das 50 Pfg. oder noch mehr Porto kostet, so daß viele Blinde, die den ärmeren Klassen angehören, wenn sie das Übersenden selbst zahlen sollen, so gut wie ausgeschlossen sind von dem Leihverkehr der Bibliothek, oder wenn diese das Porto bezahlen soll, ihr Etat unverhältnismäßig belastet wird. Wohl ist die Reichspostverwaltung bereits im Jahre 1913 insofern entgegengekommen, als sie Portoermäßigung für Blindenbücher einführte, die aber nur zum kleinsten Teil ausgenützt werden kann, da die Bücher in der vorgeschriebenen Drucksachenverpackung zu sehr leiden. Sollte es nicht möglich sein, daß Blindendrucke vollständig portofrei befördert werden, wenigstens für unsere Kriegsblinden? Und ihr, die ihr mit irdischen Gütern reichlicher gesegnet seid, könntet ihr, obwohl so vielfach an euch in der jetzigen Zeit mit der Bitte um Unterstützung herangetreten wird, nicht doch noch auch hier helfend einspringen, damit recht bald eine Blindendruckschnellpresse, deren Kosten sich auf etwa 10000 Mark belaufen, in Leipzig in Tätigkeit treten und die so dringend erwünschte schnellere Beschaffung von Blindendruckschriften ermöglicht werden kann! Unsere Zeit ist so groß, so opferfreudig, so erhebend, daß auch diese Wünsche über kurz oder lang in Erfüllung gehen dürften. Und wenn dann des Krieges Stürme vorüber sind, wenn der Friede wieder eingetreten ist, wird als bleibende Stätte der geistigen Weiterbildung unserer Blinden die „Deutsche Zentralbibliothek für Blinde“ sich kräftig weiter entwickeln können, unserem deutschen Vaterlande und der Bücherstadt Leipzig zur Ehre!

Ein Feldlazarett für Pferde.

Von Dr. Alfred Gradenwitz. (Mit fünf Abbildungen.)

Nie hat das Pferd, das unser Maschinenzeitalter schon fast in die Rumpelkammer werfen wollte, eine so glänzende Rechtfertigung erlebt wie im gegenwärtigen Kriege. Nie in der Weltgeschichte wurden Pferde in so ungeheurer Zahl — Hunderttausende, wenn nicht Millionen — aufgeboten; noch nie konnte unser alter, treuer, neuerdings so mißachteter Gefährte uns so vielseitig nützlich sein. Neben den Millionenheeren, die einander auf den Schlachtfeldern begegnen, stehen kaum minder zahlreiche Pferdescharen, und die für die ersteren erforderlichen



Pferdefürsorge im Krieg: Koppel für Stuten und Fohlen.



Die Salvarsanbehandlung von brustseuchekranken Pferden.

Vorkehrungen sind in gewissem Maße auch für sie nicht zu entbehren. Dies gilt in erster Reihe von dem Sanitätsdienst, ohne den ein moderner Krieg undenkbar wäre; auch für die Kavallerie- und Transportpferde ist eine derartige Einrichtung erforderlich, um das Ausbrechen von Seuchen zu verhindern und kranke und verwundete Tiere nach Möglichkeit wieder dienstfähig zu machen.

Zum erstenmal aber sind in diesem Kriege eigentliche Pferdelazarette geschaffen worden, und es wird unsere Leser sicherlich interessieren, von der Tätigkeit dieser Anstalten Näheres zu hören. Was wir ihnen im folgenden sagen, verdanken wir im wesentlichen den Mitteilungen von Major v. Papen und Stabsveterinär Ohm, den Leitern des Insterburger Pferdelazaretts, dem auch unsere Bilder entstammen.

Als diese Anstalt Ende November 1914 ins Leben gerufen wurde, erhielt sie eine Kaserne zugewiesen, die kurz vorher ostpreußischen Flüchtlingen zum Aufenthalt gedient und auch die kurze Russenzeit mit ihren Verwüstungen durchgemacht hatte. Sie befand sich daher in entsetzlichster Verwahrlosung, und umfangreiche Aufräumungsarbeiten — mit Hilfe russischer Kriegsgefangener — waren zunächst erforderlich. Als alles fertig war, wurden folgende einzelne Abteilungen geschaffen:

1. Ein Aufnahmestall für etwa 60 Pferde, in dem sämtliche von der Front kommenden Patienten bis zu ihrer Aufnahme in die betreffende Krankenabteilung verbleiben. Hier werden sie der Malleinprobe (auf Rotz) unterworfen; dann werden ihnen Blutproben entnommen und die Ergebnisse hier abgewartet.

2. Ein Stall für Brustseuchepatienten, die nach dem Vorgang des Stabsveterinärs Rips jetzt so erfolgreich mit Salvarsan behandelt werden. Da Brustseuche zurzeit nicht herrscht, kann dieser für 80 Pferde Raum bietende Stall jetzt für chirurgische Patienten verwandt werden.

3. Ein Schuppen, dessen einzelne Stallabteilungen für rotzkranke, rotzverdächtige und räudige Pferde bestimmt sind.

4. Drei Ställe für äußere Patienten, von denen zwei je 140 und einer 80 Pferde faßt.

5. Ein Stall für Offizierspferde, tragende Stuten und Stuten mit Fohlen, sowie für geheilte Patienten.

Zu den Baulichkeiten gehören auch drei Reitbahnen, von denen die eine zu Hilfe genommen wird, wenn der Aufnahmestall für die ankommenden Patienten nicht ausreicht; die beiden anderen werden bei schlechtem Wetter zum Reiten und Bewegen von gesunden Pferden benutzt. Ferner sind noch zu erwähnen die Beschlagschmiede, die Schreibstube für den leitenden Stabsveterinär, ein Zimmer für die Apotheke und eins für das Laboratorium.

Außer dem leitenden Stabsveterinär besteht das Personal aus drei Veterinären und zwei Feldunterveterinären. Jedem Veterinär sind zwei Heilgehilfen und ein Beschlagschmied zur Hilfeleistung beigegeben, und auf jeden Veterinär und Feldunterveterinär kommen 100 Patienten und mehr.

Der gesamte Betrieb wird ständig von dem Leiter überwacht; dieser besichtigt jeden Tag die Patienten eines Stalles, so daß sämtliche Pferde einmal in der Woche untersucht werden. Hierbei wird besonders die Huf- und Beinpflege revidiert, das Vorhandensein ansteckender Krankheiten kontrolliert und über das Aus-



Den voraussichtlich für längere Zeit im Lazarett verbleibenden Pferden werden die Hufeisen abgenommen.

rangieren geheilter Pferde entschieden. Auch dafür, daß in den Ställen die für den Gesundheitszustand so wichtige Reinlichkeit herrscht, und daß überall dort, wo es not tut, desinfiziert wird, sorgt natürlich der leitende Tierarzt. Rotzige Pferde werden sofort getötet und seziert, rotzverdächtige isoliert und wiederholten Blut- und Mallein-Proben unterworfen. An einer unheilbaren äußeren Krankheit leidende Tiere werden, falls sie fieberfrei sind, an den Roßschlächter abgegeben, sonst werden sie getötet und dem Abdecker überwiesen. Neben jedem Pferde ist eine Tafel mit der Aufnahmenummer und Angabe der Krankheit angebracht.



Operierte Widerristschäden.

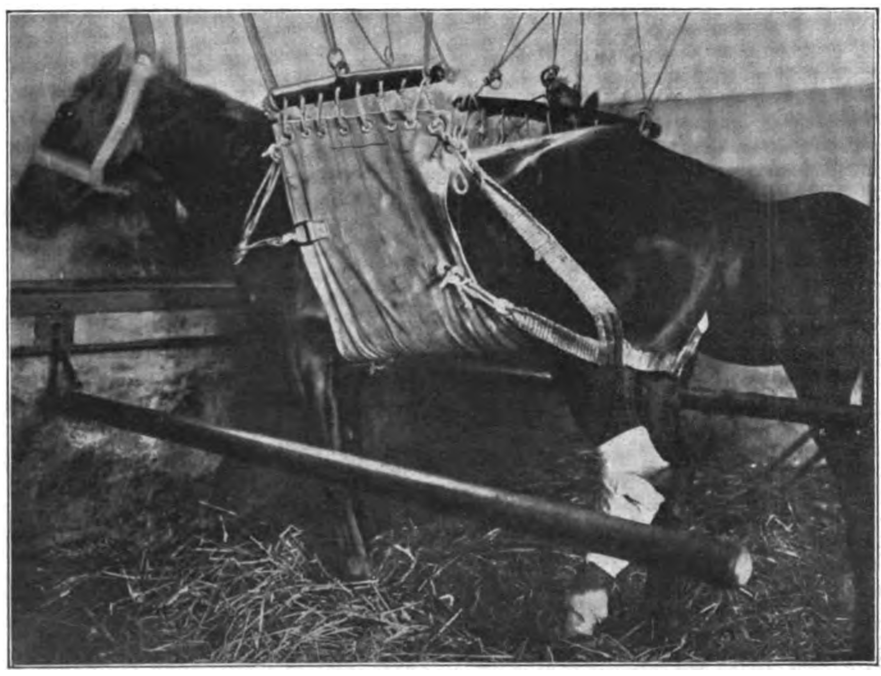
Die geheilten Pferde kommen in einen eigenen Stall, wo sie besonders gut gefüttert und gepflegt werden. Sie sind daher nach ihrer Entlassung sofort imstande, auch schweren Dienst wieder aufzunehmen. Tieren, die aller Voraussicht nach längere Zeit im Lazarett bleiben müssen, werden die Hufeisen abgenommen; sie werden nach Bedarf täglich bewegt. Tragende Stuten sowie Stuten mit Fohlen und erholungsbedürftige Pferde halten sich auf einer Wiese neben dem Lazarett täglich längere Zeit im Freien auf. Stark abgemagerte Tiere werden ausgiebig mit gequetschtem Hafer gefüttert.

Durch die erwähnten Vorsichtsmaßregeln konnte die gefürchtete Rotzkrankheit vom Lazarett ferngehalten werden.

Bis Ende Mai waren 1995 Pferde eingeliefert worden; von diesen wurden 973 als geheilt entlassen und zur Truppe abgegeben, 103 wurden wegen Rotz getötet und 128 an den Roßschlächter verkauft, 92 Patienten starben oder wurden wegen unheilbarer äußerer Leiden mit Fieber getötet, 49 wurden an andere Depots und 12 (tragende Stuten) an die Landwirtschaftskammer abgegeben, 81 wurden an Landwirte verkauft, und der Bestand betrug Ende Mai 555 Pferde.

An den im Lazarett behandelten Patienten wurden zahlreiche mehr oder weniger eingreifende Operationen vorgenommen, bei denen überaus human verfahren wurde: die Patienten wurden entweder mit Chloralhydrat narkotisiert oder durch Einspritzen einer Lösung von Kokain-Adrenalin örtlich unempfindlich gemacht. Pferde, die nicht im Stehen operiert werden konnten, wurden in das Wurfzeug gelegt.

Durch die segensreiche Tätigkeit des Lazaretts und anderer ähnlicher Anstalten werden große Mengen Pferde, die sonst einem frühzeitigen Tode von der Hand des Abdeckers oder durch die erlösende Kugel verfallen wären, dem Heere erhalten. Hierdurch wird aber die Schlagfertigkeit der Truppen erhöht, und für den Staat werden sehr bedeutende Werte gespart. Nicht zu unterschätzen ist auch der Umstand, daß die in den Lazaretten gesammelte Erfahrung den Tierärzten später zustatten kommen muß.



Ein operiertes Pferd im Wurfzeug.





Der diebische Klabautermann.



Eine lustige Seemannsgeschichte. Von Paul Kapp.

Die Sonne meinte es zu gut; sie strahlte vom wolkenlosen Himmel, daß ihr Glitzern auf dem Wasser das Auge blendete. Der Wind war beinahe eingeschlafen. Eine sanfte Brise vermochte kaum die buntgeflickten Segel zu füllen und den Schoner vorwärts zu treiben. Er lief mit knapp drei Knoten Fahrt durch das ruhige Wasser.

Das Deck war wie ausgestorben. Der Matrose Jahn stand am Steuer und blinzelte schlaftrunken vor sich hin. Seine weitere Tätigkeit bestand darin, daß er abwechselnd das Priemchen von Backbord nach Steuerbord und dann wieder von Steuerbord nach Backbord hinüberschob. Der Steuermann half unten in der Kajüte dem Kapitän beim Nichtstun. Ihre beliebteste Beschäftigung, das Grogtrinken, hatten sie infolge der Hitze einstellen müssen. Trotzdem waren sie in lebhafter Unterhaltung.

Der Kapitän, ein älterer Mann mit rotem, gutmütigem Gesicht, schlug ärgerlich auf den Tisch.

„Dat ick bestahlen war, hew ick all lang merkt. Dat Nackertüg brukt Afweßlung; 't weet sich vun Öwermand nich to laten."

„Dat is all so," stimmte der Steuermann bei. „Averst ick hew Ennen jo ümmer seggt, Se fülln de Kajüt tosluten, wenn Se an Deck gahn."

„Dau ick dat nich?" rief der Kapitän. „Dat geiht rein nich mit rechte Ding to. Nich ut de Kajüt, ut de Spieskammer verswindt mi allens."

„J — da sall doch der Dunner! Wie is denn dat?"

„Nu seggen Se mal! Un keinwerein kann in de Spieskammer rin, hei mutt ierst dör mien Kajüt. Un de hew ick tosluten, wenn 'ck nich binnen si. Se köhnen mi glöwen, dat de Kierls nu wedder sitten un sick trakteern vun de Ding, wo's mi stahlen hebben. Kohmen Se bloß mal mit!"

Er ging mit dem Steuermann bis in die Nähe des Logis, wo die übrige Mannschaft beisammen saß. Kurz vor der Logistüre blieb er stehn und wandte sich halblaut an seinen Begleiter.

„Nu rüken Se bloß mal, Stüermann! Dat's doch mien Tobak. So rükt doch nich de Knaster, wo de Lüd sunst roken. Wat se dor unnen supen un freeten, kriegen wi jo nich to seihn, wenn wi dahl gohn; dat hebben se doch versteken." Er ging zur Kajüte zurück. „Averst kohmen Se man! Ick krieg dat Takeltüg all noch. Un denn geiht 't se bannig slecht."

Beide verschwanden unter Deck. Und Jahn, der schon befürchtet hatte, er werde das verabredete Warnungszeichen geben müssen, wandte sich beruhigt wieder seiner monotonen Beschäftigung zu. „Pah!" brummte er. „Wat geiht 't mi an!" Er klemmte das Steuerruder fest und setzte seine Pfeife in Brand. „Dat is all so. De ein hett de Arbeid un de anner dat Vergnäugen."

Der letztere Gedanke galt der Mannschaft, die sich im Logis vergnügte. Die Leute hatten infolge der totalen Windstille rein nichts zu tun und durften den Sonntagnachmittag feiern. Clas lag rücklings auf einer Kiste, hatte die Beine hochgezogen und rauchte, gleich den anderen, aus einer kurzen Pfeife.

„Een ganz vermosten Tobak," ließ sich jetzt Clas vernehmen. „Dor lett sick nix nich seggen. Schad man, dat ji 'n so verprassen."

Hein wandte ihm einen kleinen Teil des Gesichts zu.

„Na wullst 'n wo alleen roken? Det wier di to paß. Hest di so schonst veel to veel nahmen."

„'t is mien Idee."

„Dunn hahl di miehr."

„Dortau is Albertchen dor."

„Ick go nich miehr," sagte der Schiffsjunge, der in einer Ecke saß und trübselig einen harten Zwieback kaute.

Clas machte eine halbe Wendung und sah den Jungen drohend an. „J wat, mien Söhn? Du geihst nich miehr?"

„Nee," entgegnete der Junge störrisch. „Ick hew doch nix vun. Mi hett keiner wat geben."

„Hein, lang em doch eent mit 'n Tauend öwer! Dunn hett hei gliek's wat."

„Still!" rief Meier. „Wor sall de Jung gohn an 'n hellen, lichten Dag?"

„Ick go aberst ook nich nachtens," beharrte der Junge.

Diese Dreistigkeit war Clas doch zuviel. Er sprang auf und griff nach einem Tau.

„Pst!" rief in diesem verhängnisvollen Augenblick der Koch, indem er hastig mit den Händen winkte und nach oben wies. „Pst! hürt ji nix?"

Es war dies der Zeitpunkt, wo der Kapitän in die Nähe des Logis kam, um festzustellen, daß es nach seinem kostbaren Tabak rieche.

Sofort flogen aller Blicke nach oben. Hein steckte den vor ihm liegenden Tabaksrest, der eigentlich Meier gehörte, schnell in die Tasche; und Thom machte eine Bewegung, als wolle er die Logistür schließen, blieb aber faulheitshalber sitzen.

Es war auch nicht nötig, denn der Kapitän entfernte sich ja sogleich wieder mit dem Steuermann. Der Koch schlich nach oben, steckte den Kopf hinaus und vergewisserte sich, daß keine Gefahr mehr drohe.

„Wat säd hei denn?" erkundigte sich Hein. „Ick kunn nix verstahn."

„Wenn ick recht hürt hew," erwiderte Thom gelassen, „dunn deed hei vun Tobak spreeken. Hew ick nich seggt, hei merkt wat?"

„Dunderlichtens!" rief Hein ärgerlich. „Dat fehlt just noch. Wenn hei uns nu de Gelegenheit verpürrt, dunn hebben wi 't Nahsein. Worümm deeden wi nich miehr insacken, dat wi för disse Reis' 'nauk harrn?!"

„J jo!" meinte Clas ironisch. „Worümm nich gliek's 'n Söbenschäpelssack vull?"

„Ach, holl dien Snut!" befahl Hein. „Snak mi keen Dämlichkeiten nich! 't is, as ick seggen deed. — Kock," wandte er sich an diesen, „wor is dat mit 'n kohlen Grog? Heit Water kriegen wi doch nu woll nich. Dor paßt de Ohl to hellschen up."

„Nee," entgegnete der Koch phlegmatisch, „heiten Grog kannst nich kriegen dann un kohlen ook nich."

Clas spitzte die Ohren. „Worümm nich, du Döskopp?"

„Wiel dat keen Rum nich dor is."

„Hew ick 't nich seggt?" lamentierte Clas. „Ick mutt för 'n Vörrat sorgen, un annere supen 'n ut."

„'t is gor kein nich dorwest," brummte der Koch. „Wat de Jung rutlangt hett, is Kurn. Un de een Buddel hebben wi man bloß kregen."

Thom, der hier als Steward figurierte, hatte bereits unter einem Haufen Schurrmurr in der Ecke eine dickbauchige Schnapsflasche nebst einem kleinen Blechmaß hervorgeholt und begann die Runde zu machen, indem er

Das Kreuz im Venn. Nach einer Kunstphotographie von Jul. Derichs.



für jeden der Leute — mit Ausnahme des Jungen, der nichts bekam — das Blechmaß vollfüllte. Die Art, wie der Schnaps getrunken wurde, war bei allen gleich. Jeder sperrte den Mund groß auf, goß den Inhalt des Blechmaßes hinein, schnitt eine fürchterliche Grimasse und schüttelte sich, indem er das Blechmaß zurückgab.

Nachdem alle versorgt waren, verstaute Thom die Flasche in der Hosentasche, verbarg das Blechmaß unter der Jacke und verließ das Logis, indem er an Deck stieg.

„Wat süll dat?“ fragte Clas mißtrauisch. „Will hei den Rest för sick verbruken? Dat giwt 't nich. Dor sie ick noch hier.“ Er wollte Thom nachgehen.

Hein hielt ihn zurück. „Schapskopp! Weetst denn noch nich, dat hei dem Klabautermann sien Part bringen deiht? Dat deiht hei jo ümmer. Un is ook recht so.“

Clas lachte höhnisch. „Wer dat glöwt!“

„Oho!“ mengte sich nun der Koch ein. „Willst du dat strieden? Aberst so 'n Heid, wie du, glöwt woll an gor nix. Dor wull 'ck man bloß, dat di de Klabautermann mal so an de Uhren kohmen deed as mi. Du würdst di doch gruglich verfiehrn.“

„Wokein glöwt hütjendags noch an'n Klabautermann!“

Jetzt wurde der Koch erregt. „Un wer deed mi vör just söben Dag in de Kombüs links un rechts üm de Uhren geben, dat se mi noch acht Dag nahstens klingen deeden? Büst du dat wo west? Un kannst du di unsichtbor maken? Keen Hann nich wier to sehn. Aberst de Uhrfeigen knallten man ümmer ümschichtig. Un dat mutt ick am besten markt hebben. Wenn du se kregen harrst, nahstens deedst schon glöwen an den Klabautermann. Ick, för mien Part, laat mi dat seggt sien.

Hein hielt sich verpflichtet, dem Koch beizutreten. „Laat 'm, Kock! Hei is 'n Heid un glöwt an nix nich. Dor in is hei as de Ohl. Aberst wat wiern wi ohn den Klabautermann! Un süll wi uns nich dankbor wiesen? Un will so 'n Schippsgeist nich ook sien Ransuhns, wie jedwerein vun uns? Wie kömmt 't denn, dat de Schnaps ümmer glieks verswunnen is, wenn Thom just ingaten hett?“

Clas lächelte anzüglich. „Doch woll, wiel dat hei ein vun ju so good smecken deiht.“

„Wat?“ Hein drohte ihm wütend mit der Faust. „Wenn du eent up dien Näs hebben willst, brukst bloß to seggen.“

Der ins Logis zurückkletternde Thom machte dem Streit ein Ende, indem er eine neue Runde ausschenkte. Jeder goß mit derselben Zeremonie wie vorhin den Schnaps in die Unterkinnbacke und schien befriedigt. Nur der Junge erhielt wieder nichts, machte ein grimmiges Gesicht und war plötzlich verschwunden. Als man Thom von Clasens Zweifeln in Kenntnis setzte, hatte er nur ein verächtliches Lächeln. Die Schnapsflasche wanderte wieder unter den Schurrmurrhaufen.

„Jo,“ sagte Hein salbungsvoll, „wokein sick woll unnerstahn wull, den Klabautermann üm sien Schnaps to bringen! Den würd 't doch bannig slecht gahn. Ick hew noch keenen Minschen nich funnen, de dat dann deiht.“

Jetzt war auch der Junge wieder da und kroch in seine Koje. Gleich darauf verschwand Hein, kehrte aber bald wutschnaubend zurück und brüllte den Jungen an: „Wer hett dor buten den Schnaps utsupen?“

„Na, de Klabautermann,“ sagte der Junge, sich ängstlich unter seine Decke verkriechend.

Hein griff nach dem Tauende. „Ick war di beklabautermannen!“

Es war ein Glück für den Jungen, daß in diesem Augenblick die Mannschaft an Deck gerufen wurde. Thom, dem bezüglich der stets so anstandslos vom Klabautermann getrunkenen Schnäpse ein greulicher Verdacht aufstieg, hatte nicht mehr Zeit, Hein zur Rede zu stellen. Die Mannschaft fand oben alle Hände voll zu tun. Denn ganz plötzlich war ein frischer Geselle an den Blasebalg getreten und blies mit vollen Backen, so daß Segel eingezogen werden mußten. Allerdings flaute nicht lange darauf der Wind wieder ab; doch gab es keine Gelegenheit mehr, auf die Sache zurückzukommen; und der Junge war für diesmal dem Strafgericht entgangen. Dem Steward ging Hein geflissentlich aus dem Wege.

Später saß er mit Clas vorn an der Back. Sie hatten die Beine nach der Galion hinaushängen und sogen an ihrer Pfeife, die nun wieder mit dem üblichen Knaster gefüllt war.

„Dat is mal slimm,“ begann Clas, „dütt grugliche Tüg to rooken, wenn een sick ierst an betere Ohrt wennt hett.“

„Jo,“ brummte Hein, „worümm hett de dämlich Jung nich miehr nahmen!“

„Dat seggst du so. Wenn aberst de Ohl dorhinner kömmt, dunn geiht 't uns slecht.“

„Dat 's all eent, wenn schonst stahlen ward.“

„So go du doch!“

„Nee, Albertchen mutt gahn.“

„Un de krätsch Jung will nich miehr.“

„Wat?“ brauste Hein auf. „Hei will nich? Un dat 's 'n Grund? Giwt 't denn keen Tauenden miehr?“

„Wi möten vörsichtig sien,“ meinte Clas nachdenklich. „De Ohl markt wat.“

„Ick frag den Deuwel nah. In twee Dag sünd wi in Warnemünd. Dunn mustern wi af.“

„Bit dahin kann sick veel ännern. Aberst ick hew mi all denkt, kähnt wi nich seggen, de Klabautermann harr dat dann?“

„Ach quatsch!“ rief Hein. „Wer an sonne Verrücktheeden glöwen währd!“

„So?“ knurrte Clas. „Dat stimmt mit dien Ansichten vun vörhen man siehr slecht öwerein.“

„Je,“ meinte Hein ganz unlogisch, „mit 'm Schnaps wier dat ook wat anners. Aberst dat 's nu pottegal. Wi möten de letzt Tid utnützen un de Spieskammer gründlich utrümen. Un dunn —“ Er bog sich zu Clas hinüber, um ihm etwas zuzuflüstern, fuhr aber erschreckt zusammen.

„Brassen!“ schrie der Steuermann, „brassen da vorn!“

Clas und Hein sprangen auf und liefen nach Backbordseite hinüber, um die Raaen dort ein wenig anzubrassen. Der Wind war stärker geworden.

Vor dem Abendessen kam die Mannschaft nun nicht mehr zusammen. Als aber die Fütterung los ging, wurde Albertchen mit Extrawurst, die freilich aus des Kapitäns Privatvorrat stammte, und mit einem tüchtigen Schluck aus der Schnapsflasche wieder gefügig gemacht. Man flüsterte und tuschelte; und aus der Heimlichkeit dieser Beratung ließ sich schließen, daß sie auf nichts Gutes hinauslief.

Und richtig war am anderen Morgen wieder die Speisekammer bestohlen. Der Kapitän wütete, als er den Diebstahl entdeckte, und durchsuchte mit Hilfe des Steuermanns das Logis und alle sonst in Betracht kommenden Räume; natürlich ohne Erfolg.

„Ick segg Ennen jo,“ äußerte er zum Steuermann, „dat geiht nich mit rechte Ding to. Glöwen Se man, Stüermann, hier is ganz wat Aparts im Speel.“

„Dunderslag!“ rief der Steuermann, indem er die Mannschaft im Kreise musterte. „Wat geiht denn vör? Dat sünd doch nich wo luder Spötzbauwens?“

„Ick hew mien Schülligkeit noch ümmer daun“, rechtfertigte sich Clas, den der Steuermann besonders scharf angesehen hatte, „un bruk nich för 'n entfamigten Spötzbauwen taxiert to wahrn.“

„Veelleicht sünd dat Müs' oder Ratten, wor da inkohmen?“ mutmaßte Hein mit frecher Stirne.

Der Koch schüttelte mit treuherziger Miene den Kopf. „Dat 's ook man so!" meinte er. „Sall dor nich wat anners achtersteken? Ick hew all ümmer so dacht, ob dat woll nich de Klabautermann sien deed."

„Wat hett de Esel nu mit 'n Klabautermann?" schrie der Kapitän wütend.

„Je — dat is all, as ick segg!" beharrte der Koch, sich den Kopf krauend. „Mi hett hei inne Kombüs 'n ganzen Barg Tellern ümsmieten, dat gliefs allens in Scharwen gahn is."

„Schön, mien Sähn," sagte der Kapitän mit wütender Freundlichkeit. „Wat de Tellern kosten, war ick di vun dien Heuer aftrecken. Dat kannst du dunn also för dien Klabautermann utleggen un die vun em torüggeben laten. — Kohmen Se, Stüermann!"

Er begab sich nach der Kajüte, wohin ihm der Steuermann folgte.

„Dütt Stück wier jo noch beter!" murrte der Koch erbost hinter ihnen drein.

Der Kapitän aber wandte sich unten an den Steuermann: „Nu täuwen Se man, nu war ick mi dat Rackertüg anners köpen. Dat hew ick Ennen noch gor nich seggt, wat 'ck funnen hew. Kicken Se mal!"

Er führte den Steuermann in die Vorratskammer, bückte sich und drückte kräftig gegen das untere Ende einer Planke, das sich hierdurch nach außen bog. „Weeten Se jetzt, wor de Spötzbauw in de Spieskammer kann, ook wenn de Dör tosluten is? As ick hüt morrens mi den Schaden 'n beten ankicken deed, funn ick dütt hier. Un nu passen Se man up, wie ick 't anstellen dau. Wohrschienlich mutt dor ümmer de Jung dörkrupen. Un dor hew ick nu sonnen schönen ohlen Apenkäfig, wo hinnen 'ne Falldör hett. Dor in war ick 'n mi fangen. Un dunn war ick de Kierls schon malträteeren, bit dat se mi allens betahlt hebben."

Währenddessen wähnten sich die Leute in voller Sicherheit, weil der Kapitän nichts hatte entdecken können. Ab und zu wurde etwas vom Raube vorgeholt und mit vieler Vorsicht verteilt, wobei einer von ihnen Schmiere stand. Clas und Hein waren nicht zufrieden; es war ihnen zu wenig. Morgen mußte man, wenn der Wind einigermaßen anhielt, Warnemünde erreichen. Daher sollte nun in kommender Nacht der Hauptstreich ausgeführt werden. Es hielt allerdings schwer, den Jungen wieder heranzubekommen. Und es bedurfte vieler Delikatessen und Drohungen mit dem Tauende, bis er sich gefügig zeigte.

Um Mitternacht, als Jan, Hein, Thom und der Koch die Wache hatten und man annehmen durfte, daß Kapitän und Steuermann im tiefsten Schlafe lägen, sah man Clas und Albertchen nach der Kajütstreppe schleichen. Sie hatten sich zu diesem Geschäft barfuß ausgezogen und nur das Allernotwendigste am Leibe. Clas trug unter dem Arm einen großen Kartoffelsack, in den er alles unterbringen sollte, was der Junge ihm aus der Vorratskammer zustecken würde. Behutsam und jedes Geräusch vermeidend, stiegen sie hinab und tasteten sich nach der Kammer. Kein Wort wurde dabei gesprochen. Die Spitzbuben wußten Bescheid und brauchten sich nicht zu verständigen. Leise aber kräftig hob Clas die Planke an, und der Junge kroch hindurch.

Doch was war das? Als er weiterkriechen wollte, fühlte er sich durch ein Gitter aufgehalten. Gleichzeitig fiel hinter ihm etwas herunter und ein Licht blitzte auf. Der Junge schrie vor Schreck. Von draußen hörte man Gepolter und eilige Schritte. Clas rannte an Deck. Der Junge dagegen saß in einem Käfig und sah vor sich die höhnische Miene des Kapitäns, der lachend ausrief:

„Kicken Se, Stüermann! Nu hew ick richtig de een Mus fangen."

Die Eile und Rücksichtslosigkeit, mit der Clas an Deck zurückkam, weissagte den anderen nichts Gutes. Er ließ sich aber auf keine Erklärung ein, sondern ging eilends zur Koje. Erst als alles still blieb und weder Kapitän noch Steuermann sich sehen ließen, wagte er sich wieder hervor und verständigte die Genossen von dem, was vorgegangen war. Das gab eine schöne Überraschung. Die Biedermänner beschlossen, rundweg alles abzuleugnen und zu behaupten, daß der Junge die Raubzüge auf eigene Faust unternommen und sich keiner von ihnen daran beteiligt habe. Mit Bangen sah man dem kommenden Morgen entgegen.

Es war noch sehr früh, als der Kapitän zwei Leute nach unten rief. Der Schoner lief jetzt mit 8—9 Knoten vor dem Winde, und Warnemünde war in Sicht. Schon nach wenigen Minuten brachten Jan und Meier einen Käfig an Deck. Und in diesem Käfig saß der heulende Junge, der fortgesetzt seine Unschuld beteuerte.

Der Kapitän, hinter dem der grinsende Steuermann stand, rief die übrige Mannschaft herbei und zeigte auf den Käfig.

„Jungs," sagte er, „as mi Hein vun Müs' reden deed, harr ick dat nich glöwt. Un nu hett hei doch recht hatt. Kickt bloß, wat dat för 'n utwassen Ding is!"

Die Leute standen mit finsterer Miene da, taten aber im übrigen, als bekümmere sie das alles nicht.

Der Kapitän wandte sich an Hein: „Is dat nich markwürdig?"

„Wat geiht mi dat an!"

„Un wat seggst du, Clas?"

„Je — dat is all so."

„Dat 's wohr," fuhr der Kapitän spöttisch fort. „Ji hebbt all beids recht. Aberst nu möten wi seihn, wat wi wieder maken. To freeten un to supen mutt de Mus kriegen un ook bi Dag frische Luft. Tosluten is jo de Musfall. Aberst nachtens nehm ick se in mien Kajüt. To supen krigt se Water un to freeten man bloß Tüffelpellen un sunstiget Tüg ut de Dranktonn.

Der Junge heulte zum Steinerbarmen. Doch der Kapitän tat, als höre er nichts, und wandte sich der Kajüte zu, um hinabzugehen.

Jetzt faßte sich aber der Koch ein Herz. „Se köhnen doch nich den ohrm Jung dor innen Käfig sitten laten."

„Jung?" fragte der Kapitän scheinbar verwundert. „Wat för 'n Jung? Wie kann een so döfig sünd, 'ne Mus för 'n Minschen to hollen? Oder is dat woll gor jun Klabautermann? Dunn müßt ick doch de Saak dör de Polizei unnersäuken un ju inspunnen laten."

„Worümm, Kaptein? Wi hebben nix nich daun."

„Jewoll," schrie der Junge im Käfig. „Se hebben mi anstift un mit Släg twungen. Ick si ganz unschüllig. Wenn ick 't nich daun deed, dunn hebben se mi ströpt."

Der Kapitän tat fortgesetzt, als ob er das alles nicht höre. „Is man good," sagte er, „dat Müs' nich snaken kähnen. Sunst wührd dütt woll noch 'n gruglich Stück."

„De Clas," heulte der Junge, „de Clas is de Düllst. De hett de Saak utfinnig makt un mi stahlen helpen."

„Wat, du Bengel?" wütete der Beschuldigte.

Er wollte sich auf den Käfig stürzen; aber der Kapitän stieß ihn zurück: „Wat bekümmerst du di üm dat, wat de Mus dor piepst? Go an dien Arbeid, un ju annern ook! Sunst smiet ick de Mus int Water. Oder", besann er sich, „ick köhnt se am End ook verköpen." Er wandte sich an Clas: „Wat meenst woll, wat se wiert wier?"

„Dat weet ick nich," murrte Clas finster. „Dat mutt ick mi ierst mal öwerleggen."

„Na schön, mien Söhn, dunn öwerlegg di dat man! Bit de Waterpolizei dor is, hebben wi jo Tid."

Der Kapitän faßte den Steuermann unter den Arm und ging mit ihm nach dem Bugspriet, während die Leute zusammentraten und aufgeregt verhandelten. Als er nach einer Weile zurückkam, trat Clas an ihn heran.

„Kaptein, wat sall de Mus denn woll kosten?"

„Hm!" überlegte der Kapitän. „Wi köhnten jo mal tosammenreknen. Fief Buddeln Rum, söben Buddeln Kurn, twintig Pund — slecht gerekent — Schinken, Wust un Butter, dortau tiege Pund vun mien diern Tobak — dat sünd afgerundt söbentig Mark."

„So veel hebben wi nich nahmen," schrie Clas entrüstet.

„Wer, mien Söhn?"

„De Mus," verbesserte sich Clas.

„Schön, denn wull'n wi dat man dem Gericht öwerlaten."

„Is schon good, Kaptein," rief Clas, innerlich blubbernd vor Wut. „Se köhnt uns dat vun uns Heuer aftrecken. Un nu köhnten wi denn woll den Slätel kreegen."

Der Kapitän zog lachend den Schlüssel aus der Tasche und gab ihn ohne weitere Worte an Clas, der wutschnaubend über den Käfig herfiel und den jetzt vor Freude heulenden Jungen befreite.

Es war auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren gewesen. Das Ziel der Reise war erreicht, und bald lief der Schoner Warnemünde an. Die mißtrauische Mannschaft zeigte sich während der letzten Stunde sehr fleißig und folgsam. Sie fürchtete, daß der Kapitän am Ende doch bei der Polizei Anzeige machen werde. Das widersprach aber seiner gutmütigen Gesinnung. Er ließ Clas, Hein, den Koch und den Jungen, die schleunigst abmusterten, ruhig davonziehn und amüsierte sich mitsamt dem Steuermann weidlich über die Sanftmut der beiden erstgenannten Matrosen, die sonst durch ihre edle Dreistigkeit geglänzt hatten.

Kriegstrophäen von 1914/15.

Von Hans Land. (Mit neun Abbildungen.)

Der erste Schritt in das Berliner Zeughaus, jetzt Ruhmeshalle genannt, klärt schon darüber auf, daß wir uns in Kriegszeiten befinden. Denn das Stammpublikum dieser klassischen Räume waren zu Friedenszeiten die reisenden Engländer mit dem roten Bädeker oder die jungen Hochzeitspaare aus der deutschen Provinz. Sie bevölkerten diese Hallen ehedem so mäßig, daß es kein zu verwegenes Abenteuer bedeutete, hier, am Sockel der „Faulen Grete" etwa oder sonst einer bemoosten Bronzeschönheit aus dem Anfang der artilleristischen Kunst sich ein ganz geheimes Stelldichein zu geben ...

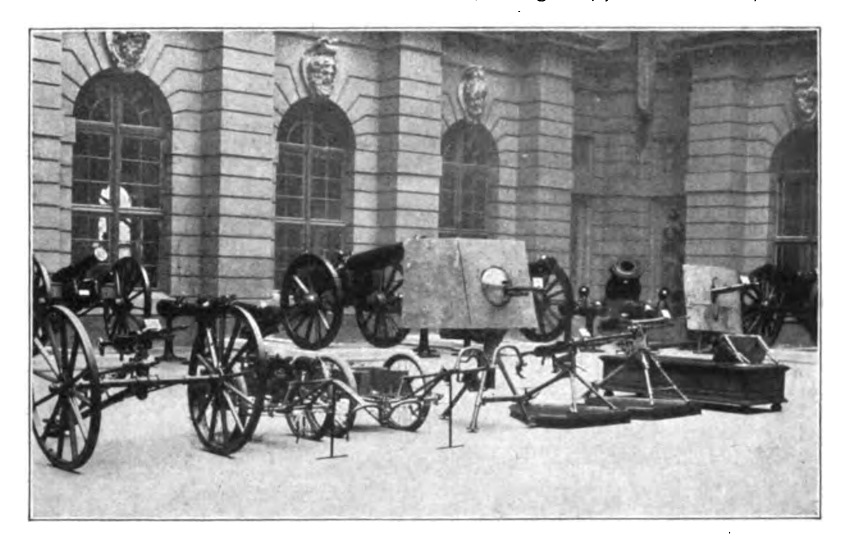
Wie anders heute!

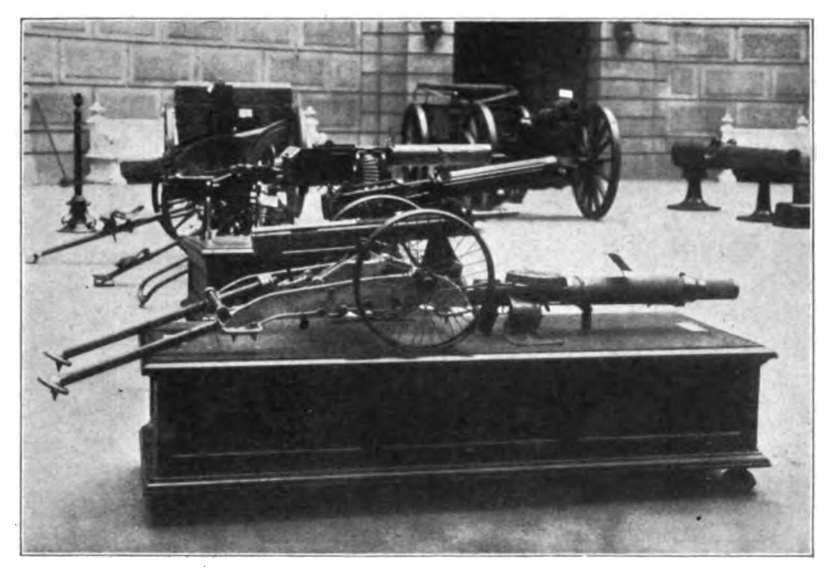
Weit geöffnet steht das Portal des imposanten Baues, der gegenüber dem Kronprinzenpalais sich erhebt. Durch den breiten Eingang fluten die Scharen herein und heraus: Feldgraue, verwundete und gesunde, Frauen und Kinder in Trauer, Offiziere auf Urlaub, das Eiserne an der Brust, die erklärend und belehrend die Ihrigen herumführen, in Haltung und Stimme den Stolz, die Freude darüber: ich war auch dabei und werde wieder mittun.

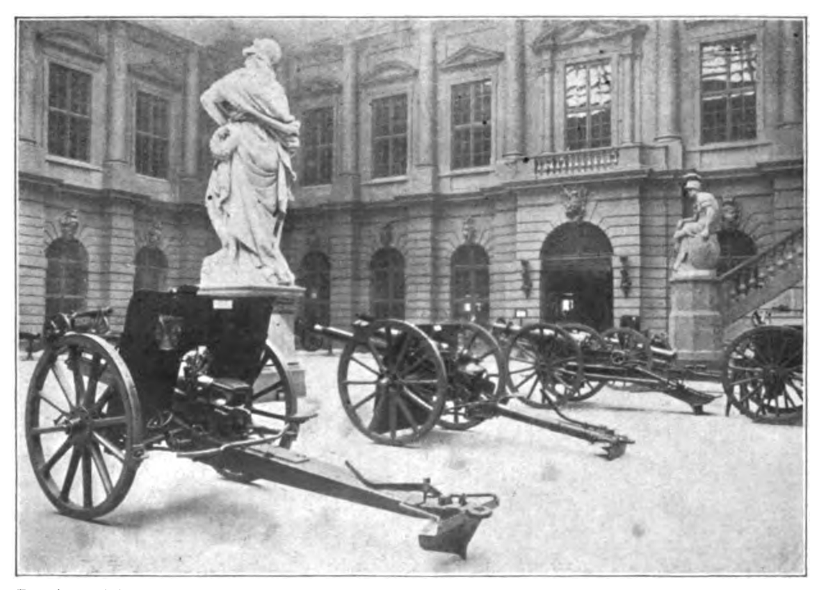
Ein eigenes Gefühl befällt den Besucher, wenn er diesen Ruhmestempel Preußen-Deutschlands betritt, der, 1695 von Baumeister Nering begonnen, 1698/99 von Schlüter fortgeführt, 1706 von de Bodt vollendet und 1880—1883 unter Wilhelm I. zu einer Ruhmeshalle für die Großtaten der brandenburgisch-preußischen Armee nach Baurat Hitzigs Plänen im Innern umgebaut — wahrlich dreihundert Jahre preußischen Waffenruhmes in sich schließt. Von den kampfreichen Tagen des Großen Kurfürsten führen diese stolzen Erinnerungen über den Großen Friedrich zu den Befreiungskriegen gegen Napoleon, zum Streit mit Dänemark, Österreich, über 1870/71 zum Weltkriege von 1914/15. Dieser märchenhafte Aufstieg des hohenzollerisch-brandenburgischen Markgrafentums zur Kaiserherrschaft über ein Weltreich, das im Begriff steht, in der Welt des zwanzigsten Jahrhunderts ein zweites Rom zu werden, hat unter dem Dach dieses Ruhmestempels ungezählte Trophäen. Die jüngst errungenen, die aus dem gegenwärtigen Weltkriege heimgebrachten, sind es vor allem, die den Strom der Besucher an sich ziehen. Franzosen, Russen, Engländer, Belgier haben schon beisteuern müssen zu dieser Ruhmesbeute von 1914/15, Italiener werden wohl noch tributpflichtig werden, und wen's sonst noch hüben oder drüben gelüsten mag nach festen deutschen Hieben.

In solche Gedanken eingesponnen, betritt man den Glashof, in dessen Mitte die Borussia Meister Begas' thront, die Wände entlang stehen französische Kanonen von 1870. Unter dem Glasdach hängen in seltsamer Starrheit und Trauer zahllose französische Fahnen. Wieder gepackt von den unheimlich lebenden Masken sterbender Krieger, mit denen Schlüter diese Wände geschmückt hat, fällt uns zu Füßen der grandiosen

Deutsche Kriegsbeute im Weltkrieg: Eroberte Fahnen im Berliner Zeughaus.







Deutsche Kriegsbeute im Berliner Zeughaus. Oben: Belgische (links) und französische (rechts) Maschinengewehre. Mitte: Englische Maschinengewehre. Links Maschinengewehre amerikanischer Fabrikation. Rechts ein Flugzeug-Maschinengewehr. Unten: Eroberte Geschütze im Lichthof des Zeughauses.

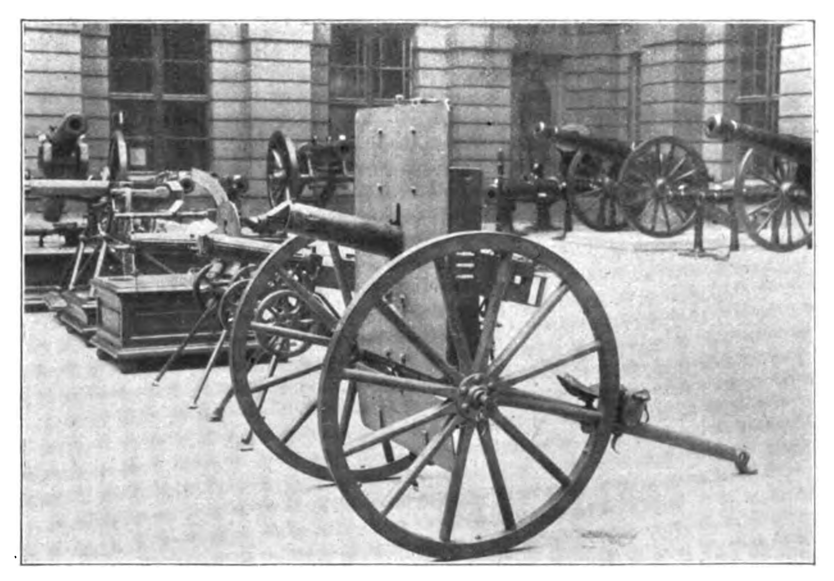
Freitreppe, die zur Herrscherhalle emporführt, die erste Beutegruppe aus dem jetzigen Weltkriege in die Augen. Es sind fünf Geschütze. Das mittelste, ein französisches, ist das Prachtstück der Gruppe, das größte und älteste. Es ist eine bronzene 15-cm-Kanone, nach alter Sitte mit reichem Schmuck- und Bildwerk im Guß geputzt. Ein Veteran, laut Inschrift vom Jahre 1738 aus Perpignan. Nach hübscher französischer Sitte von ehedem trägt dieses Geschütz einen Namen. Es heißt „L'hirondelle" (die Schwalbe), ist erst nachträglich im Laufe gezogen und aus einem Vorderlader in einen Hinterlader umgewandelt worden. Der schön modellierte lange Lauf trägt die berühmte Inschrift „Ultima ratio regum" (Der Könige letzte Maßregel) sowie den Namenszug Louis Charles de Bourbon, Comte d'Eu, darüber das große Bourbonenwappen mit den drei Lilien. Vorn, unter dem drohenden Munde dieser „Schwalbe", steht ein 22,5-cm-Geschoß. Ein Zuckerhut von respektabler Größe, der als Blindgänger aus den Schützengräben des 2. Garde-Ersatzregimentes bei Flirey hierher geschafft wurde. Rechts von dem großen französischen Jubelgreise in Bronze steht ein Landsmann, eine moderne französische 12-cm-Kanone mit Rohrrücklauf und Schutzschild, bei Maubeuge 1914 erobert. Daneben in schöner Waffenbrüderschaft ein russisches Feldgeschütz, gleichfalls 1914 erbeutet, Kaliber 7,6 cm. Zur linken Seite der „Schwalbe" ist ein englisches Feldgeschütz aufgestellt, 8,3 cm, erbeutet 1914, und daneben steht ein belgisches 7,5-cm-Feldgeschütz, gleichfalls 1914 erobert. Der Vierverband beisammen — noch ohne italienische, serbische, montenegrinische, monegassische Beimischung . . .

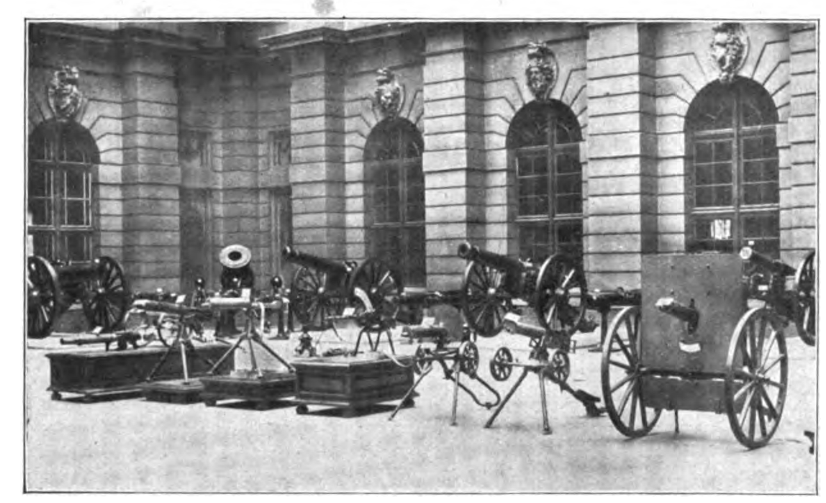
Wir ersteigen die Freitreppe zur Feldherrenhalle und stehen vor dem malerischen Aufbau von fünfundzwanzig erbeuteten Feldzeichen . . .

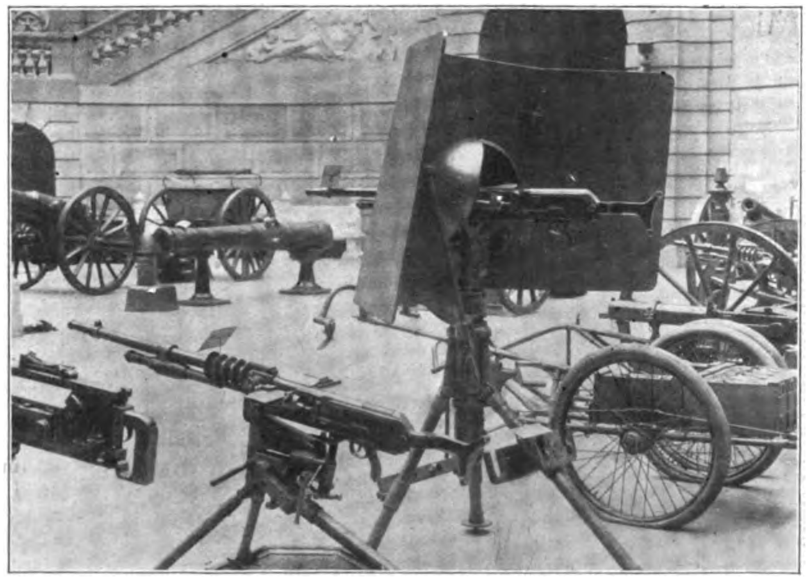
Davon entstammen achtzehn dem östlichen, sieben dem westlichen Kriegsschauplatze, eine bunte interessante und recht zusammengewürfelte Gesellschaft. In die Augen fallen vorerst die Turkostandarten, viereckige grüne Tuchlappen, auf die in Weiß eine fünffingrige Menschenhand sowie der Halbmond, das Wahrzeichen des Islams, gezeichnet sind. Klein und viereckig sind auch die Kosakenstandarten, die die Zarenkrone zeigen. Diese fühlt noch immer

keine Scham, so entmenschten Raubhorden als Feldzeichen zu dienen.

Diese eroberten Feldzeichen aus Ost und West ordnen sich so: die Fahne des 1. Zuavenregiments, am 22. August 1914 bei Chatelet vom Oldenburgischen Infanterieregiment Nr. 91 erbeutet. Die Fahne des französischen 20. Infanterieregiments bei Bertrix am gleichen Tage erobert. Die Fahnenstange des 29. Tschernigowschen Infanterieregiments Generalfeldmarschall Graf Diebitsch-Sabalkowski, am 23. Aug. 1914 bei Ortan-Lehna vom Jäger Awe erbeutet. Das Fahnentuch fehlt. Daneben prangt die Fahne des belgischen Festungsregimentes Nr. 13, bei Namur vom 2. Garde-Ulanenregiment genommen. Die Fahne des russischen 4. Infanterieregiments reiht sich an, sie wurde vom Leutnant d. R. Petzer vom 5. Westpreußischen Infanterieregiment bei Tannenberg erobert. Die daneben stehende russische Fahne wurde von der 2. Kompagnie des gleichen preußischen Regiments bei Orschkau genommen. Die sich anschließende Fahne des französischen 250. Infanterieregiments wurde vom Magdeburgischen Jägerbataillon Nr. 4 am 28. August v. J. erobert und am 30. August die dem russischen 24. Infanterieregiment gehörende Fahne von dem 1. Bataillon des Ostpreußischen Infanterieregiments Nr. 43. Derselbe Truppenteil nahm am Tage darauf die reich gestickte, mit dem russischen Doppeladler gezierte bunte seidene Georgsfahne des 142. Swengorodschen Infanterieregiments im Walde von Sadek. Die dem russischen 119. Infanterieregiment gehörende Georgsfahne ist am 11. September v. J. bei Adamsheide in Ostpreußen vom Unteroffizier Schiebenhöfer von der 4. Kompagnie des 2. Kurhessischen Infanterieregiments Nr. 82 erbeutet worden. Am 17. September 1914 eroberte bei Cuts die 1. Kompagnie des Landwehr-Infanterieregiments Nr. 52 eine Turkofahne. Eine Zuavenstandarte, die nicht erkämpft, sondern im Walde zwischen Carlepont und Troch am 8. November v. J. gefunden wurde, brachte der Füsilier Bajola, einem mecklenburgischen Regimente zugehörig, heim. Die den Donkosaken gehörige Fahne wurde bei Niegowa vom 3. Bataillon des Preußischen Infanterieregiments Nr. 64 erobert. Die Fahne des russischen 106. Infanterieregiments fiel am 22. Februar 1915 im Walde von Starozynce bei Grodno

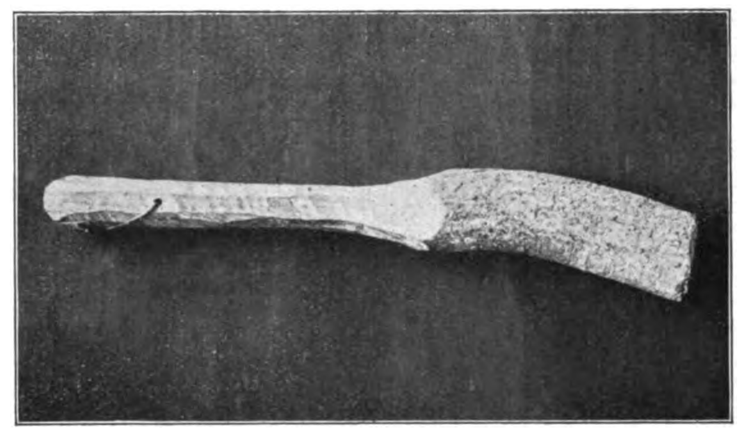






Deutsche Kriegsbeute im Berliner Zeughaus. Oben: Russisches Maschinengewehr mit Schutzschild. Mitte: Englische Geschütze (links) und russische Maschinengewehre (rechts). Unten: Belgisches Maschinengewehr.

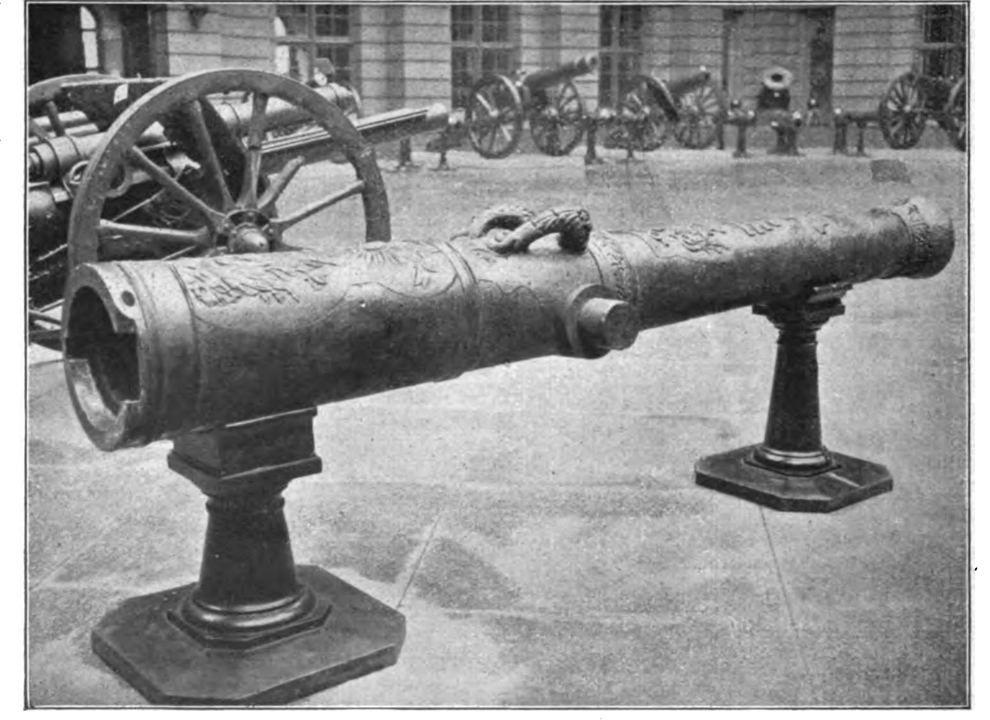
dem Grenadierregiment Nr. 4 (3. Ostpreuß.) zur Beute. In den am 17. Februar 1915 bei Augustowo stattgehabten Kämpfen eroberte ein Feldwebel des mobilen Ersatzregiments Königsberg 3 die Fahne des russischen 252. Awanskischen Reserveregiments. Am 24. Februar eroberte das 18. Reserve-Infanterieregiment die dem russischen 54. Infanterieregiment gehörende Fahne. Am 18. April 1915 fielen im Walde bei Willenberg Fahnenteile der dem russischen 32. Infanterieregiment gehörigen Fahne in die Hände. Daneben die Stange der dem russischen 143. Dorogoluschen Infanterieregiment gehörigen Fahne. In dem Glaskasten vor dieser Fahnengruppe steht man die Urkunde über die Verleihung der Georgsfahne anläßlich des 100jährigen Regimentsbestehens. Der Zar hat mit fester deutlicher Schrift auf das Dokument die Worte gesetzt: „Ich danke dem Dorogoluschen Regiment. Nikolaus." Auch die Fahnenstange des russischen 30. Infanterieregiments ist unter diesen Trophäen. Sie wurde von Mannschaften des 1. Armeekorps erobert. Ferner steht hier die Standarte des russischen Ulanenregiments Nr. 3. Sie ist bei Wilkowicki erbeutet worden. Die benachbarte Fahnenstange wurde unter einem Haufen russischer Leichen gefunden. Die Standarte des Smolenskischen Ulanenregiments eroberten Truppen unseres 1. Armeekorps. Die Fahne des russischen 110. Infanterieregiments wurde auf dem Schlachtfelde bei Dorothowo unter den Toten aufgefunden. Die Georgsfahne des russischen 141. Infanterie-Regiments wurde von der 2. Kompagnie des Grenadierregiments Nr. 3 (2. Ostpreußisches) erobert. Das 31. Reserve-Infanterieregiment nahm eine Turkofahne. Es ist echt deutsch und entspricht dem ernsten, jeder Ruhmredigkeit abholden, streng und gewissenhaft bei der Wahrheit verharrenden Wesen unseres Volkscharakters, wie hier genau unterschieden wird zwischen eroberten und gefundenen Trophäen. Das ist deutscher Stil, von dem unsere Feinde in aller Welt noch gehörig lernen müssen, sie, die soeben schmerzhaft erfahren, wie kurze Beine die Armeekorps ihrer Lügen haben ...



Russischer Waffenmangel: Eine Holzkeule, die zahlreiche russische Gefangene in den Kämpfen bei Jaroslau in Galizien als einzige Waffe trugen.

In der Geschützhalle sehen wir einen bei Lille vom Infanterieregiment Nr. 118 (4. Großherzogl. Hessisches) eroberten französischen Bronzemörser. Das Schriftband auf dem Rohr zeigt die Inschrift: Sira Bourge 228—1831. Bei Namur wurde ein $2^1/_2$ m langes eisernes Geschützrohr ausgegraben. Der Lauf zeigt die Buchstaben B. G. R., von einer Krone überragt. Das Rohr war mit Sandmassen gefüllt und enthielt drei Sektflaschen.

Interessant sind auch vier durch Schüsse beschädigte Gewehre. Drei davon sind preußisch. Das eine wurde beim Laden von einem französischen Infanteriegeschoß an der Gewehrmündung getroffen. Fünf Zentimeter des Laufes wurden abgesprengt. Ein Teil des feindlichen



Alte französische Bronzekanone, die mit verändertem Verschlußstück während des jetzigen Krieges im französischen Heere als Minenwerfer verwendet wurde und nun als Siegesbeute im Berliner Zeughaus aufgestellt ist.

Geschosses drang durch den Lauf bis zur Kammer und zerschellte dort. Das zweite Gewehr, ein zehn Jahre älteres Modell, wurde durch eine französische Kugel so gesprengt, daß die Patronen explodierten. Das dritte Gewehr wurde durch ein französisches Gewehrgeschoß getroffen. Es riß den Lauf bis zum Kornfuß auf. Die Soldaten, die diese beschädigten Gewehre trugen, blieben unverletzt. Das ist wunderbar genug. Das vierte, russische Gewehr wurde durch einen Granatschuß stark nach oben verbogen.

Wie dieser große in seinen Ausmaßen und in seiner technischen Ausrüstung noch nie dagewesene Weltkrieg gelegentlich wieder auf die Urformen der Vorweltlichkeit zurückgreift, das führt dem Betrachter ein Beutestück lehrhaft zu Gemüte, das in einer aus rohem Lärchenholz geschnitzten riesigen Keule besteht. Mit diesem Instrumente hätte ein Herakles ganz gut die Häupter der Lernäischen Schlange zerschmettern können. Unsere feldgrauen Jungen nahmen das vorsintflutliche Ding einem Russen ab, der es bei einem Überrumpelungsversuch am Morgen des 19. Mai 1915 bei Tuczepi in Galizien recht kommentwidrig schwang. Unwillkürlich denkt man, wenn man dieses Unding betrachtet, an des Alten Fritzen Stoßseufzer: „Mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!"

Im roten Mohn.

Auf Polens Feldern der rote Mohn
Wogt wie Seide, in Blut getaucht . . .
Fern brennt eine Stadt. Eine Mühle raucht.
Ein Dorf erstarrte — denn alle flohn . . .

Und tief im Mohn, in der roten Glut,
Im seidnen Bett, nachttaugekühlt,
Liegt einer, der nichts mehr denkt und fühlt.
Im roten Mohn schläft es sich gut.

Traummüde und schwer sinkt Blatt um Blatt
Auf des Toten feierlich Angesicht,
Und ein Vöglein kommt und fürchtet sich nicht,
Und trinkt aus den roten Schalen sich satt.

Alice Freiin v. Gaudy.

Forschungen, die der Krieg unterbrach.

Von Dr. Albert Neuburger.

Wie auf so vielen anderen Gebieten, so hat der Krieg auch auf dem der wissenschaftlichen Forschung einen weitgehenden Einfluß ausgeübt. So manche Arbeit, die für unsere Erkenntnis oder für das Wohl der Menschheit von Wichtigkeit gewesen wäre, wurde durch ihn jäh unterbrochen — sei es dadurch, daß die einzelnen Forscher ins Feld zogen, oder dadurch, daß die durch das Aufflammen des Krieges geschaffenen äußeren Verhältnisse jede weitere Tätigkeit unmöglich machten. Das letztere ist in erster Linie bei allen jenen Forschungen der Fall, die durch das Zusammenarbeiten der Gelehrten verschiedener Länder gefördert werden sollten und die ihrer Eigenart nach nur durch einen gegenseitigen, die Welt umspannenden Austausch von Erfahrungen zum Abschluß gebracht werden können. Nicht mit Unrecht hat man gerade der internationalen Forschung eine so hohe Bedeutung beigelegt, die sich nach außen hin dadurch kundgibt, daß man sich auf sehr bedeutsamen Zweigen des Wissens zu internationalen Vereinigungen zusammengeschlossen hat.

Von den Aufgaben, deren Lösung solchen Vereinigungen oblag, werden vor allem eine Anzahl solcher eingestellt werden müssen, die das Gebiet der geographischen Forschung betreffen. So hatte der Internationale Geographenkongreß schon früher beschlossen, eine Erdkarte im Maßstab von 1 : 1000000000 herauszugeben, und verschiedene Probeblätter dieser äußerst wichtigen Karte waren bereits auf dem Zehnten Internationalen Geographenkongreß zu Rom seitens einer Anzahl von Staaten ausgestellt worden. Es ergaben sich noch Verschiedenheiten in der Ausführung, weshalb auf Vorschlag von Geheimrat Penck beschlossen wurde, später nochmals zusammenzutreten, um eine einheitliche Durchführung dieses großen Kartenwerkes anzubahnen. Diese hochwichtige Arbeit hat natürlich durch den Krieg eine Unterbrechung erfahren, und wer weiß, um wieviel Jahre der Abschluß durch ihn verzögert worden ist; erscheint es doch zweifelhaft, ob ein neues Zusammentreten der Teilnehmer, das für das Jahr 1916 in St. Petersburg in Aussicht genommen war, in Bälde wieder stattfinden wird. Ebenso sind durch den Krieg auch die Herausgabe der Internationalen Aeronautischen Karte im Maßstab von 1 : 200000, ferner die in Aussicht genommene Vereinheitlichung der geographischen Namensbezeichnung gefährdet oder verzögert worden. Natürlich mußten auch wichtige Forschungsreisen in weitestem Umfang eingestellt werden, vor allem jene, die uns weitere Aufschlüsse über die geographischen und sonstigen Verhältnisse der arktischen und antarktischen Gebiete hätten bringen sollen.

Auf dem Gebiete der Meeresforschung ist es vor allem die internationale Untersuchung des Atlantischen Ozeans bis zu Tiefen von 1000 Metern, die infolge des Krieges sehr in Mitleidenschaft gezogen wurde. Acht europäische Staaten hatten eine Übereinkunft geschlossen, nach der sie durch ihre zur Einweihung des Panamakanals abgesandten Kriegsschiffe im Atlantischen Ozean während der Überfahrt weitgehende Forschungen ausführen lassen wollten. Die schon früher gegebene Anregung führte auf dem Internationalen Geographentag des Jahres 1913 zu Rom zu festeren Formen, und im Juli 1914 war man in Kiel zu Beratungen zusammengetreten, bei denen Näheres über die vorzunehmenden Forschungen vereinbart wurde. Drei Wochen später brach der Krieg aus. Aber auch andere Arten der Meeresforschung sind durch ihn verhindert worden, so z. B. wie Professor Pettersson in Stockholm mitteilt, die Unter-

suchungen über Rassen und Wanderungen der Makrelen und Heringe, die einesteils wegen der Minengefahr, anderenteils aber deshalb abgebrochen werden mußten, weil die Forschungsdampfer zu anderen Zwecken gebraucht wurden. Nur vereinzelte Fragen, wie z. B. die Statistik der Fischereierträgnisse, werden noch bearbeitet. In ähnlicher Weise wie die Meeresforschung hat auch die Landwirtschaft, soweit es sich um wissenschaftliche Arbeiten auf ihrem Gebiete handelt, gelitten. In Rom befindet sich das Internationale Landwirtschaftliche Institut, das hauptsächlich von Deutschland in weitestgehendem Maße unterstützt wurde. Im Verlauf der letzten Jahre hat Deutschland für die Förderung der dort vorzunehmenden Arbeiten nahezu 400000 Mark aufgewendet. Nachdem diese Unterstützung jetzt wegfällt, hat das Institut seine Arbeiten überhaupt eingestellt. Ebenso mußte auch die berühmte, aus deutschen Mitteln begründete Zoologische Station in Neapel mit ihren so wertvollen Sammlungen von den dort tätigen deutschen Gelehrten verlassen werden. Daß die an Istriens Küste gelegenen ähnlichen Stationen nicht weiter arbeiten können, ist selbstverständlich.

Besonders einschneidend sind die Hemmungen, die der Krieg auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Messungen im Gefolge hat. Sollen die Ergebnisse der Wissenschaft der ganzen Menschheit gleichmäßig zugute kommen, so ist es notwendig, daß die Grundlagen jeder exakten Forschung, daß die Maße und Meßverfahren allüberall in gleicher Weise einwandfrei festliegen und daß insbesondere die letzteren gleichmäßig gehandhabt werden. Da, wo die Maße über das Gebiet der Wissenschaft hinaus auch dem Handel und Verkehr dienen, sind internationale Arbeiten ganz besonders wichtig, wenn die Gleichartigkeit verbürgt und wenn dadurch Unzukömmlichkeiten hintangehalten werden sollen. Deshalb hat man vor mehr als hundert Jahren das metrische Maß- und Gewichtssystem geschaffen, das sich auf der Vermessung des Erdmeridians aufbaut. Am 20. Mai 1850 wurde die Internationale Meterkonvention in das Leben gerufen, der die Sicherung eines einheitlichen metrischen Systems oblag. Aus ihr ging das „Internationale Maß- und Gewichtsbureau" zu Paris hervor, in dessen Verwahrung sich das Normalmeter der Welt befindet. Jedes der Länder, die metrisches Maß- und Gewichtssystem eingeführt haben, besitzt gleichfalls ein „Normalmeter" und sendet von Zeit zu Zeit Beamte und Gelehrte nach Paris, die diesen Maßstab mit Hilfe äußerst feiner Einrichtungen mit dem dort befindlichen Normalmeter der Welt vergleichen. Diese Reisen nach Paris und die dort vorzunehmenden Messungen und Untersuchungen sind nun gleichfalls unmöglich geworden. Wenn sich kleine Unterschiede in den Maßstäben, die vielleicht nur Bruchteile eines Millimeters betragen, auch in Handel und Verkehr nicht sogleich zeigen werden, da diese ja jetzt ebenfalls ruhen, so können doch wissenschaftliche Messungen, bei denen es auf Tausendstel eines Millimeters ankommt, durch die Unmöglichkeit der eben erwähnten Vergleiche unter Umständen sehr leiden. Man hat diese Verhältnisse schon früher vorausgesehen und deshalb sowie auch aus noch anderen Gründen vor Jahren angeregt, anstatt des Meters ein anderes Maß zu nehmen, das sich nicht von der im Laufe der Zeiten veränderlichen Größe des Erdmeridians herleitet. Zu diesem Zweck wurde vorgeschlagen, die Größe der Lichtwellen als Grundlage des internationalen Maß- und Gewichtssystems zu nehmen, da diese in aller Ewigkeit unveränderlich sein wird. Auch hier waren Vorarbeiten im Gange, deren allgemeine Aufnahme gleichfalls erst nach dem Kriege wieder stattfinden kann.

Ganz besonders wichtig erwiesen sich die Arbeiten der „Internationalen Technischen Kongresse", auf deren einem, der im Jahr 1881 in Frankfurt a. M. stattfand, das für die Entwicklung der Elektrotechnik so hochwichtige C-G-S-System festgelegt wurde, d. h. jenes System, das alle elektrotechnischen Messungen auf die drei einheitlichen Größen: Zentimeter, Gramm und Sekunde, zurückführte. Dieses System hat sich zwar bewährt, es bedarf aber noch weiterer Vervollkommnungen, und insbesondere erwies es sich als notwendig, bestimmte Normalien und Einheitsgrößen für die elektrotechnischen Messungen festzusetzen. Ebenso wie diese Arbeiten wurden auch die der Internationalen Radiologie unterbrochen, die sich nicht nur die weitere Erforschung der Radioaktivität zur Aufgabe stellt, sondern bei der es sich gleichfalls darum handelt, die Verfahren zu ihrer Messung weiter zu vervollkommnen. Man bestimmt jetzt den Gehalt von Mineralwässern, Gesteinen usw. an Radium nach verschiedenen Verfahren und drückt die erhaltenen Ergebnisse in der Hauptsache in drei Maßsystemen aus. Natürlich wäre es wünschenswert, anstatt dieser drei, die man allerdings ineinander umrechnen kann, eine einzige allgemein gültige Maßeinheit zu haben. Wiederum ist es der Krieg, der den auf dieses Ziel gerichteten, im vollen Gang befindlichen Bestrebungen ein vorläufiges Ende bereitete.

Auf dem Gebiete der Meteorologie hatte man sich gleichfalls große Ziele gesetzt. Bisher war das Netz der für die Aufstellung der täglichen Wetterkarte in Betracht kommenden Stationen nur über Europa verbreitet. Man wollte es nun noch weiter ausdehnen und mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie und der auf dem Meere fahrenden Schiffe einen Wetterdienst einrichten, der sich auch auf weite Gebiete des Ozeans erstreckte. Dadurch hoffte man Veränderungen in der Witterung schon so früh erkennen zu können, daß man die Vorhersage, anstatt wie bisher auf 24 Stunden, auf längere Zeiträume abgeben konnte. Aus diesem schönen Plan ist nun vorerst nichts geworden, und wer weiß, wann er später wieder aufgenommen wird. Ebenso wie die Meteorologie, so hoffte man auch die Erdmessung und Zeitbestimmung mit Hilfe der drahtlosen Telegraphie zu fördern. Im Jahr 1864 war in Anlehnung an das Preußische Geodätische Institut das „Zentralbureau der Internationalen Gesellschaft für Geodäsie" gegründet worden, das sich mit der Vereinheitlichung der Verfahren der Erdvermessung beschäftigte. Bei derartigen Arbeiten wurden bisher Chronometer benutzt. So sehr man auch deren Bau vervollkommnet hat, so ergaben sich doch immer noch Unterschiede im Gang, die zu Fehlern bei den Vermessungsarbeiten führten. Man wollte deshalb die Chronometer durch funkentelegraphische Signale ersetzen, durch die man den mit Vermessungsarbeiten Beschäftigten die richtige Zeit übermitteln wollte. Die Vorversuche hatten geradezu glänzende Ergebnisse geliefert, aber eben als man die Verfahren weiter ausbauen und allgemein einführen wollte, mußten die Arbeiten infolge des Krieges eingestellt werden.

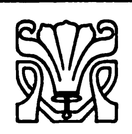
Geologie und Anthropologie leiden gleichfalls unter dem Kriege. Es sei auf dem letzteren Gebiet nur auf die verdienstvollen Arbeiten von Otto Hauser über den Diluvialmenschen hingewiesen, die nach sechzehnjähriger ununterbrochener Dauer durch das Verhalten der französischen Bevölkerung gegen diesen verdienten Schweizer Forscher so jäh eben in dem Augenblick zu einem im Interesse der Wissenschaft beklagenswerten Abschluß kamen, wo Hauser vor neuen bedeutsamen Aufschlüssen stand.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: E. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

Friede im Krieg.

Nach einer Kunstphotographie aus Südtirol von Wilhelm Müller, Bozen.





Die Vergeltung.

Skizze von Else Höffer.



Der Föhn raste über die Vogesen. Er peitschte die kahlen Höhen und brach im Hochwald, was morsch und krank im innersten Mark war. Und die todgeweihten Riesen stöhnten auf und sanken splitternd. Die Wolken hingen bis tief in die Täler herab, die Rheinebene dampfte, und in den Bergschluchten heulten, von brauenden Nebeln verhüllt, die Wildwasser. Nach der weißen Winterstille war im Gebirge ein wüstes Lärmen und Toben erwacht, so als wollte die Natur tosend verkünden, daß der Schlaf zu Ende sei.

Über den schmalen, schlüpferigen Weg, der zur Ferme Mathieu führte, ging der Sergeant Bertier bergan. Seit zwei Stunden, seit er die kleine Bahnstation unten im Tale verlassen hatte, prasselte der Regen mit wütender Beharrlichkeit auf ihn nieder. Seine Uniform war schwarz vor Nässe, die Knöpfe waren blind und die Stiefel so schwer, daß er sie nur mühsam aus dem lehmigen Boden zog.

Der Weg wich und knirschte unter seinen Tritten, er mußte aufmerksam sein, um nicht zu gleiten, und dabei kannte er doch den Weg von Kindheit an, aber er meinte, bei so wüstem Wetter hätte er die Heimat noch niemals gesehen. Er sah kaum eine Handbreit vor Augen, der Regen betäubte ihn fast, und der Nebel äffte ihn. Nur instinktiv folgte er dem rechten Pfad, der aufgeweicht war wie ein Schwamm. Es mußte hier oben schon tagelang geregnet haben.

Zuweilen zerrissen breite Rinnsale den Weg, und wenn er ihrer rechtzeitig gewahr wurde, setzte er mit einem Sprung darüber hinweg; aber meist bemerkte er sie nicht, und das Wasser spritzte unter seinen Füßen hoch auf.

Mit verbissenem Gleichmut ertrug er die Tücken des Weges, immer rascher strebte er bergan, denn die Gedanken fieberten hinter seiner Stirn und trieben ihn zu höchster Eile.

Droben in der Ferme Mathieu wartete seine sterbende Mutter auf ihn, und er wollte, er mußte sie noch am Leben finden!

Heute morgen hatte ihn in Lunéville der Brief erreicht, den der Fermier Mathieu aufgegeben; er hatte ihm bestätigt, was er seit seinem Weihnachtsurlaub ahnend vorausgesehen: die Frühlingsstürme brachen die letzte Kraft der armen, kranken Lunge, und der morsche Körper fiel vor ihrer Gewalt wie die Hochwaldbäume, die krank im Kern sind.

Und krank im Kern war die Mutter gewesen, schon viele Jahre lang. Sie starb nicht nur an der kranken Lunge, sie starb an einem armseligen, leidvollen Leben, das sie geschleppt hatte wie eine widerwärtige Last. Sie starb, weil der Sohn sie jetzt nicht mehr brauchte, weil nichts mehr sie am Leben hielt, kein einziges, winziges Fünkchen Sonnenschein.

Georges Bertier preßte die Zähne aufeinander. Sie starb — das fühlte er klar, aber sie mußte heute noch leben und wenn auch nur für ein paar Stunden. Ihre Lippen durften noch nicht geschlossen sein für immer — einmal noch mußte sie ihm ins Auge sehen — einmal mußte sie ihm die Antwort sagen, die sie hinter hartgeschlossenen Lippen ein Leben lang gehütet —

Rascher strebte er bergan. Manchmal wollte ihm der Atem versagen, manchmal war ihm, als spürte er in den Knien ein schwächliches Beben. Aber er mußte vorwärts, er mußte die Mutter noch am Leben finden.

Auf seiner Stirn zuckten die Muskeln.

Er durfte nicht weich werden — wissen mußte er, wissen, was ihn seit Jahren quälte — und wenn er alles wußte, dann wollte er sie in seine Arme nehmen, und an seiner Brust sollte sie einschlafen wie ein Kind.

Er atmete schwer. Vielleicht konnte sie doch mit einem glücklichen Lächeln sterben am Herzen des Sohnes. Aus seinem Auge löste sich ein heißer Tropfen, der sich mit dem kalten Regen mischte, der ihm über das Gesicht rann.

Der Weg hörte auf zu steigen und senkte sich wie in eine Mulde. Hier mußte die Ferme liegen. Bertier atmete auf.

Da schlug auch schon der schwarze Miro an, und aus dem dämmerigen Nebelschein hoben sich die Umrisse einer niederen Haustüre. Auf die Schwelle trat der Fermier, Bertier erkannte ihn an der geduckten Haltung des Nackens, sein Gesicht konnte er nicht unterscheiden.

Schwer und müde trat der Sergeant unter die Türe. „Die Mutter — lebt sie noch?“

Seine Augen brannten vor Angst. Gottlob, der andere nickte. „Es ist gut, daß Ihr gekommen seid, Bertier, sie macht nicht mehr lange, sie schaut immer nur auf die Türe —“

„Was sagt der Doktor? War er bei ihr?“

Der Fermier zuckte mit den breiten Schultern. „Was kann der machen?“ sagte er mürrisch.

Bertier nickte stumpf. Er wußte, hier oben machte man nicht viel Umstände mit einer müden, ausgedienten Magd.

Er ging an dem Fermier vorbei und tappte im Dunkeln die enge Stiege empor. Er kannte jede Stufe,



Auf den Ruinen der Saalburg im Taunus.

er kannte auch die kleine, dunkle Kammer, in der die Mutter liegen mußte. Manches Jahr hatte er neben ihr auf dem Strohsack geschlafen, auf dem sie jetzt starb.

Er bemühte sich, leise aufzutreten. Vielleicht schlief sie. Seine Hand tastete an einer wackligen Holztüre. Sie war nicht geschlossen, der Riegel war schon seit Jahren verrostet; daran erinnerte er sich plötzlich, und er wollte sich über die lottrige Wirtschaft des Mathieu ärgern —

Da sah er auf einmal das Gesicht der Mutter. Ganz klein und spitz lag es auf dem gewürfelten Kissen, und eine schwelende Lampe, die auf einer umgestürzten Kiste stand, warf zuckende Lichtspiele darüber hin. Eine Zugluft fuhr hinter ihm her die Stiege herauf, und das armselige Licht kämpfte um sein bißchen Leben.

Er schloß hastig die Türe, und nun sah er die Augen der Mutter, die groß und heiß an ihm hingen. War nicht ein kleines, fernes Freudenleuchten darin? Oder war das nur der huschende Lichtschein?

Sie sah ihn an und rührte sich nicht. Da trat er näher heran und nahm ihre magere, heiße Hand, und er fühlte, daß sie zusammenzuckte wie in Angst.

„Guten Abend, Mutter — wie geht es dir?"

Seine Stimme war ganz spröde, sein Atem ging mühsam, die dumpfige Luft der Kammer, in der der süßliche Duft von Heu war, legte sich ihm auf die Brust.

Sie bewegte den Kopf kaum merklich, als wollte sie sagen: Warum fragst du noch? Es ist doch alles klar.

Da setzte er sich auf den wackligen Stuhl, der neben dem Bett stand. Ein Bündel Kleider lag darauf, er schob sie zur Seite und dachte: Da hat noch niemand Zeit gefunden, ein wenig aufzuräumen!

Seine Augen wanderten im Zimmer umher. Es war ein trostloser Raum. Das Dach senkte sich bis tief auf die Bettstatt herab, der Regen polterte und hämmerte auf die dürren Schindeln, daß es ein betäubendes Lärmen gab. Die Türe öffnete sich in der Zugluft und schlug im gleichmäßigen Rhythmus klappend zu, und von drunten tönte aus der Küche das Klirren von Geschirr und die hallende Stimme des Fermier, der seiner Frau erzählte, daß der Vertier angekommen sei, und nun werde es wohl bald zu Ende gehen mit der Luis'.

Der Sergeant fröstelte. In diesem Lärm sollte die Mutter sterben — Konnte sie das denn? Er hatte stets das unbewußte Gefühl gehabt, daß dazu eine tiefe Stille gehörte.

Er stand auf und stellte den Stuhl an die Türe. Nun hörte man die lauten Stimmen nicht mehr so deutlich, und die Türe schlug nicht mehr, aber sie klapperte noch immer in den losen Angeln, und der Regen trommelte aufdringlich laut auf den Schindeln. Zuweilen brüllte der Föhn wie eine Bestie.

Er sah auf die Mutter herab, und ein heißes Mitleid wallte in ihm empor. Was war das für ein trübseliges Leben, das hier verlöschen wollte!

Und wieder sah er ihren großen Blick, in dem eine unverhohlene Angst glühte. Wie ein armes, verängstigtes Tier erschien sie ihm.

Da wußte er: sie fühlte, daß heute noch, noch vor dem Ende, die Frage kam — die Frage, die er so oft bittend oder herrisch fordernd gestellt — die Frage, vor der ihr Mund sich ein Leben lang starr verschlossen —

Und heute brannte in ihren Augen die Todesangst, daß sie in letzter Stunde nicht mehr die Kraft haben würde zu schweigen, daß er heute stärker sein würde als sie und siegen mußte —

In ihrem Blick war nichts von Freude über sein Kommen, nicht die Qual des Abschiednehmens, nur ein schwächliches Betteln: Frage nicht! frage nicht!

Und wie ein Bann ging es auf den Mann über, und die Frage stieg ihm aus dem Herzen empor und lag ihm schwer und brennend auf der Zunge, und er wußte, sowie er die Lippen öffnete, wurde sie lebendig und erhob sich wie ein Richtschwert.

Und ein Erbarmen faßte ihn mit den flehenden Augen. Schweigen wollte er, er wollte ihr nicht die letzte Stunde mit Qual füllen.

Aber im tiefsten Herzen saß ihm der Stachel und bohrte. Wissen mußte er, wissen, wonach seine Gedanken seit Jahren suchten. Was außer der Mutter kein Mensch auf der Welt ihm sagen konnte — doch einer noch —

Mit einem Ruck richtete er sich auf, sein Gesicht wurde hart. Er sah sie nicht an, er bohrte seine Augen in das tänzelnde Lichtflämmchen.

„Mutter, heute mußt du es mir sagen — wer ist mein Vater?“

Von unten herauf scholl das breite Lachen des Fermier und das Aufheulen des Hundes, den er neckte. Der Regen trommelte unverdrossen, und der Föhn heulte hohnvoll.

Die Frau rührte sich nicht. Georges hielt sie mit den Augen fest, und er dachte: Sie muß es mir sagen und wenn sie daran sterben sollte.

Er faßte ihre Hand, wie im Schraubstock hielt er die dünnen, heißen Finger fest.

Da packte sie ein Hustenkrampf, riß sie empor und schüttelte sie, daß sich der Körper bog und wand und die Augen vor Angst aus den Höhlen traten. Ein Grauen faßte den Mann — und doch wußte er, er konnte nicht von ihr lassen, er mußte die Wahrheit wissen.

Sie sank ermüdet zurück, aber ihre Augen waren matt, ihr Mund fest geschlossen.

„Mutter, ich kann dich nicht ruhig sterben lassen. Ich muß den Namen wissen — seitdem ich denken kann, quält es mich. Sag' es mir, Mutter —“

Seine Stimme war weich geworden. Er beugte sich tief über sie. Sie zuckte zusammen und bog den Kopf zur Seite.

„Nein,“ sagte sie tonlos.

Er fuhr zusammen. „Mutter —“ sagte er heftig. Mühsam beherrschte er sich. Und die Erinnerung kam ihm an die unzähligen Male, da er dieselbe Frage gestellt und da der blasse Mund auch so trotzig geschwiegen. Wie ein Fieber brannte ihm das Wissenwollen im Blute, und wie Haß gegen die Mutter war ein Gefühl in ihm erglommen.

Ihr Leben lang hatte sie geschwiegen gegen jedermann, keiner wußte den Namen, keiner hatte je einen Verdacht äußern können, so dringend er auch geforscht hatte. Sie hatte den Mann wohl mit einer hündischen Demut geliebt, daß sie sein Geheimnis so hart hütete —

Stärker preßte er die elende Hand. „Sag's, Mutter! Ich muß — muß es wissen.“

„Laß mich!“ Sie stöhnte und preßte die Hand auf die keuchende Brust. „Ich will nicht.“

Er sah, daß ihre Farbe verblich und die Augen erloschen. Da packte ihn wieder die Angst, daß sie mit dem Geheimnis sterben könne. Er riß sie in seine Arme, mit matter Kraft wehrte sie sich.

„Mutter, du sollst an meiner Brust einschlafen! Ich will dein Andenken halten wie ein Heiligtum, mein Leben lang will ich dir danken, wenn du diese Qual von mir genommen hast. Sag' den Namen, Mutter.“

Ihr Kopf lag schwer auf seinem Arm, ihre Brust röchelte, aber in ihren Augen war der Trotz.

Da preßte er den armen Körper hart zusammen, daß sie aufwimmerte, er war halb besinnungslos vor Zorn, er fühlte, er konnte sie erwürgen, wenn sie ihm widerstand.

„Mutter,“ keuchte er dicht über ihrem Gesicht. „Mach' dein Kind nicht zum Mörder. Ich kann nicht anders, ich muß es wissen.“

In ihren Augen war kein Schein von Angst, er fühlte, wie ihm das Blut eiskalt wurde, wie seine Hände nach ihrem Hals tasteten.

Da packte ihn ein Grauen vor sich selbst. Er ließ die Kranke auf das Kissen sinken und stand auf, und plötzlich brach er vor dem Bett in die Knie.

Eine Schleich-patrouille.

Nach einer Zeichnung von Wera v. Bartels.



„Mutter, du bist mein Leben lang hart mit mir gewesen — du hast mir nicht viel zulieb getan — dies eine mußt du mir tun. Es soll ihm nichts geschehen, Mutter. Ich will ihm nie sagen, daß ich es weiß. Kein Mensch soll es erfahren, aber quäle mich nicht mehr. Ich werde schlecht in der Ungewißheit."

Sie beugte sich ein wenig zu ihm und sah ihn traurig an. Da beschwor er sie noch einmal. „Kein Mensch soll es wissen, nur ich."

Da fing sie an zu zittern, sie ächzte dumpf, und auf den Lippen stand ihr ein feiner Blutstreifen. Sie tastete nach seinem Kopf, und sie fühlte den Tod über sich. Da brach ihr Wille.

„Der Sägemüller — der Baptiste." Wie ein Hauch war der Name. Gierig hatte der Sohn ihn von ihren Lippen getrunken. Er fuhr auf, es war, als wollte er aufschreien vor Freude, aber sein Mund schloß sich jäh. Der reichste, der angesehenste Mann des Tales war sein Vater —

„Der Schuft!" sagte er verbissen.

Da richtete sich die Frau mit letzter Kraft auf. Sie streckte die Hände aus, als wollte sie das Wort, den Namen wieder auffangen und verbergen, und als sie die starren Augen des Sohnes sah, begriff sie erst, daß er gesiegt hatte. Ihr Mund öffnete sich entsetzt.

„Du hast es versprochen —" lallte sie.

Er nickte, aber seine Augen waren kalt. Da schrie sie gellend auf: „Tu' ihm nichts — tu' ihm nichts —"

Ein Blutstrom quoll ihr aus dem Munde, und sie sank schwer hintenüber.

Georges Bertier stand regungslos und sah auf sie herab, und er dachte ganz ruhig: Jetzt weiß ich den Namen — gottlob.

Und er wunderte sich, daß alles so still in ihm blieb.

Hinter ihm drückte der Fermier die Türe auf, daß der Stuhl polternd umfiel, neugierig schob er seinen großen Kopf herein und betrachtete die Luis'. Dann sagte er verlegen: „Ich wollte nur fragen, ob Ihr nicht einen Teller Suppe essen wollt!"

Bertier schüttelte den Kopf.

Da trat Mathieu näher. „Jetzt ist es fertig!" sagte er bedächtig. „Sie wird eine Freude gehabt haben, daß sie Euch noch gesehen hat."

Um die Lippen des Sergeanten zuckte es. Er sah starr auf die schwielige Hand des anderen, die der Mutter die Augen zudrückte. Er konnte immer nur denken: Also der Sägemüller — der Baptiste —

Mathieu betrachtete ihn erstaunt von der Seite. Da riß er sich zusammen.

„Es kann sein, Mathieu, daß ich heute noch fort muß —" Er stockte. „Zurück nach Lunéville. Sorgt Ihr dann für ein anständiges Begräbnis, ich will es Euch danken —" Er griff in die Tasche und drückte dem Fermier Geld in die Hand, es war all sein Erspartes.

Mathieu schüttelte schwerfällig den Kopf. Wenn der die Mutter nicht selbst begraben wollte — ihm sollte es recht sein. Er verstand das zwar nicht.

Bertier drückte das regenschwere Käppi aufs Haar und ging die Treppe hinunter. Miro sprang kläffend an ihm in die Höhe. Auf der Schwelle stemmte sich der Föhn wütend gegen ihn. Er fuhr sich über die Augen.

„Der Baptiste also — der war es." Kein Schmerz war in ihm, kein Erstaunen, nur die große Ruhe der Gewißheit.

Mechanisch ging er den Weg zurück, den er gekommen. Es war eine tiefschwarze Nacht, und sein Fuß mußte tasten und suchen. Über ihm brauste der Föhn und unter ihm in der Schlucht donnerte der Wasserfall.

Er blieb stehen und lauschte, und das tolle Wüten der Natur tat ihm wohl. Es war, als erhöben die Berge ihre grollenden, scheltenden Stimmen und mischten sich in den tollen Chor des Sturmes und der Wasserstürze. (Schluß folgt.)

Wunderglaube.

Was wär' das Leben jetzt, wenn nicht das Herz
Inbrünstig hoffend an ein Wunder glaubte!
Es wär' begraben unter Angst und Schmerz,
Weil uns die schwere Zeit zu viel schon raubte.

Der Wunderglaube füllt mit Licht den Tag,
Er trägt der Hoffnung Stern auf lichten Händen
Den Weg voran, der tief im Dunkel lag —
Und schauernd sehn wir Größtes sich vollenden!

Aus Siegesglocken singt er zu uns her —
Die Zeit nahm viel, doch was sie uns gegeben,
War größer noch! — und immer mehr und mehr
Wird leuchtend die Erfüllung sich erheben.

Der Wunderglaube macht uns stark und groß —
Er lehrte hoffen uns in schweren Tagen
Und heißt uns: auch des Leides bittres Los
Mit starkem Herzen durch das Leben tragen!

Eva v. Collani.



Idylle. Nach einer Zeichnung von Carl Spitzweg.

Die gute alte Zeit.

Zum 30. Todestage Carl Spitzwegs, des Malers der Kleinstadtidylle. Von Joseph Aug. Lux.

Spießbürger und Romantiker, lachender und weinender Philosoph, Hypochonder und Humorist, Weltkind und Einsiedler, Maler und Novellist (auch letzteres nur mit dem Pinsel) — das ist Carl Spitzweg, der Schöpfer der Kleinstadtidylle.

Man braucht nun nicht mehr zu fragen, wie es denn kommt, daß die zerbröckelnde Romantik alter Landstädtchen, die Schornsteinpoesie spitzgiebeliger Dächer, das kleinbürgerliche Leben alter Winkel und Gassen, die Spitzweg schildert, so stark auf unser Gemüt wirken; der Weltkrieg hat unsere Heimatliebe und zugleich unsere Sehnsucht nach dem versonnenen Seelenfrieden jener Idyllen ins Ungewöhnliche gesteigert. Wir wußten von jener Sehnsucht wohl auch schon vorher, von unseren sommerlichen Fahrten, diesen Viertelstundengenüssen in den kleinen Landnestern, wo wir zu empfindsamer Betrachtung verweilen, obzwar oder gerade weil wir dieser spießbürgerlichen Enge entwachsen sind. Und obgleich im Vergleich damit das neuzeitliche Leben der Großstadt ein zuweilen als herrlich gepriesener Zustand von Freiheit und Ungebundenheit erschien, und wenn wir auch keinen Augenblick daran denken möchten, in diese Kleinheit und Enge dauernd zurückzukehren, froh, daß wir ihr entronnen waren, so empfinden wir dennoch immer schon eine selige Zärtlichkeit und Rührung beim Anblick dieser malerischen Reste der Vergangenheit und nannten sie traut und heimlich, ja sogar poetisch! Wir fingen bereits an, diese Dinge im Licht der Verklärung zu betrachten, wie alles zeitlich und räumlich Entrückte, wir sahen sie mit den Augen der Sehnsucht, die alles schön und verlockend macht. Heute noch mehr denn je!



Es muß an solchen Dingen wohl eine starke suggestive Kraft sein, daß sie in uns solche Gefühlswerte hervorbringen können. Das vergangene tote Leben wird noch einmal lebendig und redet uns innerlich mit den Stimmen der Heimat an; die Seele ist berührt davon wie von einem vergessenen Kinderreim, der plötzlich ungerufen auf die Lippen tritt. Das ist der Zauber, der von den alten Dingen ausgeht.

Um wieviel größer ist er, wenn er aus der bloßen flüchtigen Stimmung sich zur Kunst verdichtet hat und auf diese Weise ein bleibendes Stück Leben geworden ist. Das sind die Bilder Spitzwegs. Sie sind lebendige Kunst und gehören mit zu uns, obwohl die künstlerischen Anschauungen von heute so grundverschieden von den seinigen sind. Er hat das malerische Problem auf

seine Art zu lösen versucht, wenn auch anders als die heutigen; er hat es gelöst und kann darum nicht veralten. Er hat die malerische Qualität.

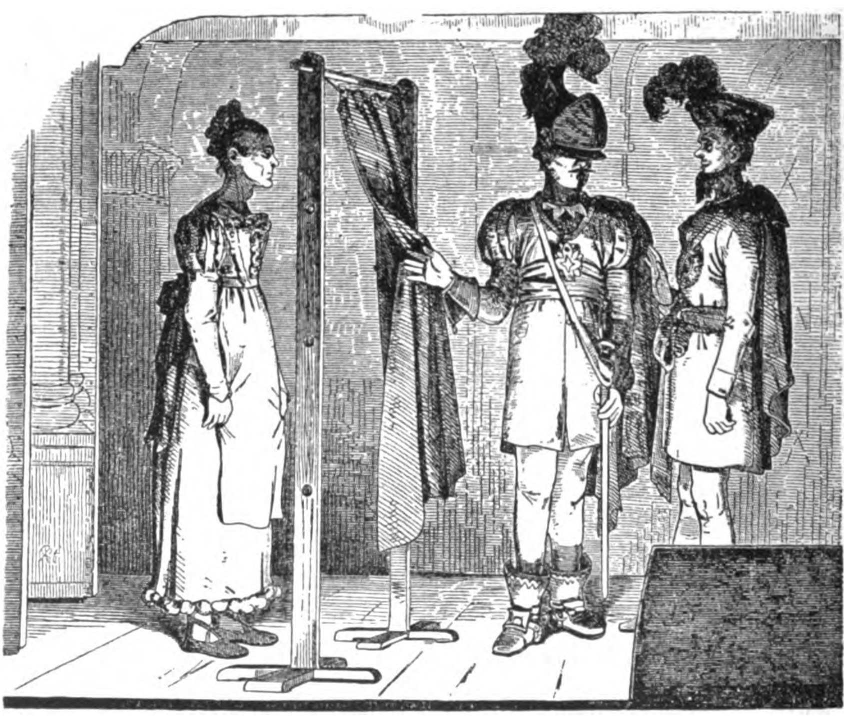
Freilich spricht bei ihm am stärksten und unmittelbarsten das Gegenständliche, was ihn gewissermaßen in Gegensatz zur neuen Entwicklung bringt, die sich von dem Gegenständlichen zugunsten des nur Malerischen befreit hat und in der Auflösung der Form das Heil erblickt. Bei Spitzweg indessen darf man, ohne daß es ein Einwand ist, von dem Gegenständlichen als einer Hauptsache sprechen, weil die unverwüstliche Lebenskraft seiner Kunst damit untrennbar zusammenhängt. Zu seiner Zeit mußte ein Bild, außer daß es malerische Qualität hatte, auch etwas erzählen. Selbst wenn die Kleinstadtidylle in unserem Herzen kein Echo mehr auslösen würden, dürfte man Spitzweg auch nach der gegenständlichen Seite hin keineswegs als veraltet bezeichnen, weil in seiner erzählenden Malerei der unsterbliche Genius des Poeten lebt. Das Menschliche daran ist so stark, daß es über alle Doktrinen unbekümmert hinweggeht und diesen kleinen Bildern einen unverlierbaren Platz im Herzen der Welt sichert.



„Nichts ist so fein gesponnen." Zeichnung von Carl Spitzweg.

Unsre Freude an dem Vergangenen hat immer leicht einen Stich ins Sentimentalische, besonders wenn es sich um das biedermeierliche Leben der alten Städte handelt. Sentimentalität, dieses Surrogat des Dichterischen, ist den Spitzweg-Bildern durchaus fremd. In dem Humor, der aus diesen Schöpfungen immer siegreich hervorbricht, haben wir den unwiderlegbaren Beweis dafür, daß die poetische Kraft dieses Malers echt und gesund ist.

In der Schilderung der Spießbürgerwelt ist Spitzweg unerreichter Meister. Vielleicht ist ein Stück Selbstdarstellung dabei, mit der befreienden Gabe der Selbstverspottung. „Der Kaktusfreund", „Der Hypochonder", „Der Bibliothekar", „Der Schreiber", „Der verliebte Provisor" — das sind ein paar Beispiele, die seine Meisterschaft der Charakteristik bezeichnen. Ein gut Teil seines eigenen Wesens steckt darin, aber der Ironiker gewinnt die Überhand; in der scharfen Charakteristik findet er das Mittel, das Verkehrte, Lächerliche, Karikaturistische aufzuzeichnen. Das tut er freilich nicht, ohne zugleich die eigene Herzensgüte mitsprechen zu lassen; was wäre denn der Humorist ohne das menschliche Verstehen? So breitet er gleichzeitig den stillen Zauber der Poesie um das ärmliche Leben, teils um den Gegensatz zu verschärfen, teils um zu zeigen, daß die Quellen des Glückes überall springen, nur daß man selten daraus zu schöpfen weiß. Um die Einsamkeit des Dachstübchens blüht die lebendige Pracht der Blumen, und ein Sonnenstrahl fällt in jedes Fenster, vielleicht nur dem Faschingsnarren wenig zu Dank, der am Aschermittwoch übernächtig im Gefängnis hockt. Störche fliegen übers Land mit dem Wickelkind, sogar die kleinen Mädchen heben die Schürze auf, um es zu fangen. Dachstubenelend findet in ihm den ersten beredten Schilderer, aber es ist keine Wehleidigkeit dabei. „Der arme Poet", der, um sich warm zu halten, im Bette liegt, genießt, Verse an den Fingern skandierend, sein zweifelhaftes



„Hitta von Burgund" oder „Der durch sich selbst bestrafte Sieg der Schönheit über die Tugend". Zeichnung von Carl Spitzweg.
Vierter Akt. Dritte Szene. Herzog von Burgund (schnell den Vorhang wegreißend): „Verruchter Lotterbube! Du bist entlarvt! Sieh hier meine Tochter Hitta, die du, Elender, entführen wolltest." Prinz von Savoyen: „Ha Teufel".

Lueg ins Land.

Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg.



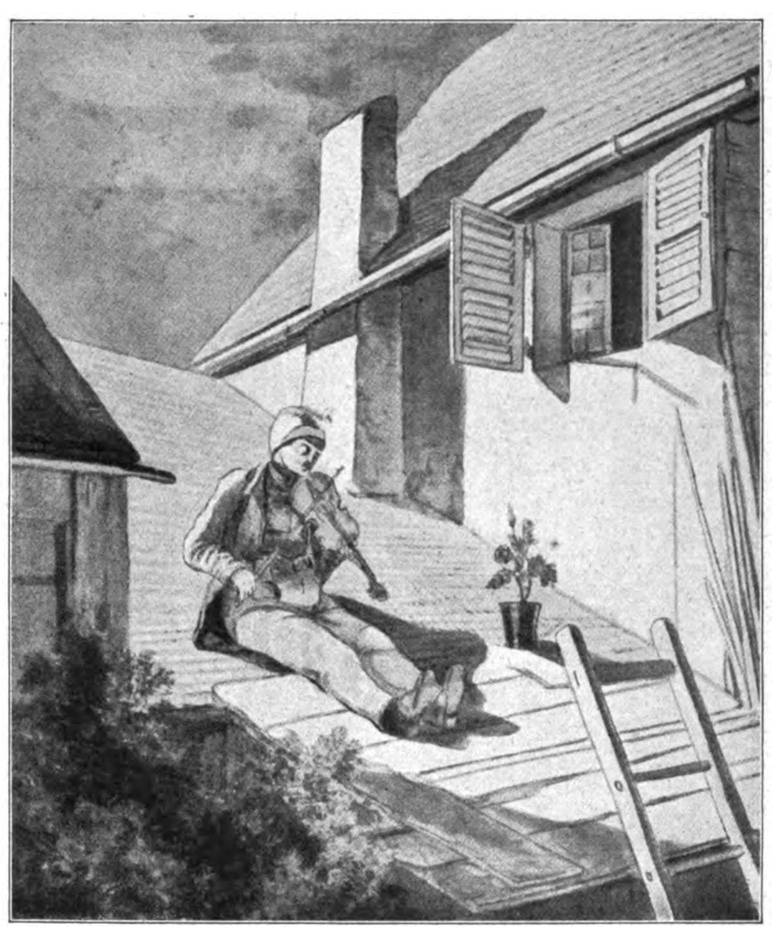
Traumglück. Es ist eines seiner ersten Bilder, technisch noch ungelenk und ziemlich konventionell, aber durchaus bezeichnend für Spitzweg, den Entdecker der Dachstubenpoesie, die allerdings nur in Gedichten und Bildern schön ist, schwerlich aber in Wirklichkeit.

Spitzweg war Autodidakt, er ging eigene Wege, die ihm sein Genius vorzeichnete. Er ist in München 1808 als Kind wohlhabender Bürgersleute geboren und war zuerst für den Apothekerberuf bestimmt. In Straßburg machte er seine Lehrzeit durch und dachte später daran, sich in München eine eigene Apotheke kaufen zu wollen. Im Jahre 1833 begann er gelegentlich eines Badeaufenthaltes auf Anregen des kunstsinnigen Badearztes nach der Natur zu zeichnen und entdeckte dabei seinen eigentlichen Beruf. Die Akademie hat er nicht besucht. Die Natur blieb seine Lehrmeisterin. Er verdankt ihr das, was ihm keine Schule hätte geben können: Frische und Originalität. Freilich suchte auch er gelegentlich Vorbilder wie jede werdende Begabung, die eine Stütze braucht, ehe ihr Eigenes stark genug ist. Zuerst waren es die Holländer der Münchener Gemäldesammlungen, diese bürgerliche Kunst, die ihn mächtig anzog; dann war es der Genius eines Moritz v. Schwind, der ihn in seine Himmelskreise zog. Spitzweg hat manches in der Art Schwinds gemalt, aber ~~es war nicht~~ seine Sphäre. Schwind war Träumer, Poet im Geiste Jean Pauls, ein lieber Zauberkerl, der mit Elfen, Genien und aller Art von Naturgeistern auf du und du stand. Spitzweg dagegen war Bürgerlicher. Ein Kleinstadtrealist. Zwar hatte auch er den Schwindischen Zug zur Einsamkeit und mönchischer Beschaulichkeit, viele Bilder Spitzwegs beweisen es; auch seine Seele suchte den inneren Weg zum Seelenfrieden und glaubte ihn in der Umfriedung des Klostergartens zu finden. Trotzdem blieb Spitzwegs Fühlen und Denken auf die, sagen wir ruhig, spießbürgerliche Sphäre beschränkt, aber gerade in dieser Beschränkung konnte er am stärksten zeigen, was er war — Poet, Humorist, Künstler.

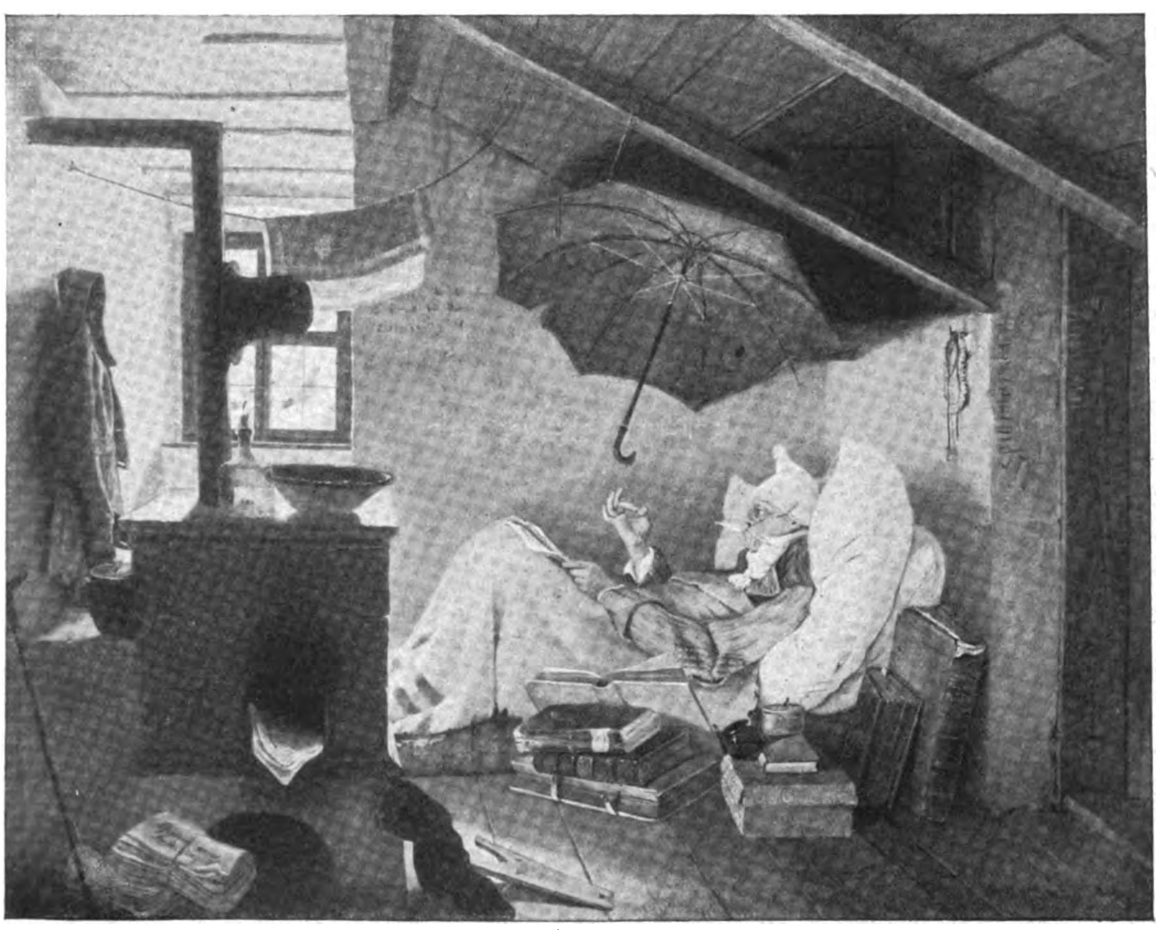
Auch sein Fleiß, sein Können, seine Qualität hatten gut bürgerliche Eigenschaften. Es sei ihm zum Ruhme nachgesagt. Zeichnung und Malerei stand bei ihm im vollen Einklange mit der Natur, er hat das Naturstudium nie aufgegeben. Darin war er trotz der Kleinheit des Formats, dem er treu blieb, dem genialen Schwind überlegen, der als Phantasiemensch unendlich reicher war. Bei ihm aber wirkt das Zeichnerische stärker als das Malerische; die Bilder sehen oft koloriert aus; das ist der Riß in Schwinds Kunst, während Spitzweg auf seinem beschränkteren Felde niemals den Maler über seinem Sujet vergessen ließ.

Der Zusammenhang mit der Natur duldete keine Atelierhockerei. Der Künstler war ein unermüdlicher Wandersmann. Seine Entdeckerfreude führte ihn in Süddeutschland von Stadt zu Stadt; ich glaube in Bayern und Tirol sowie in den angrenzenden Gebietsteilen bis Verona hat er alle Nester gekannt, die durch die Schönheit altertümlicher Bauweise ausgezeichnet waren. Er hat die Perle Rothenburg entdeckt; alle zusammen waren die unerschöpfliche Fundgrube, aus denen er seine Eindrücke und seine Werke holte. Er glich darin dem österreichischen Altmeister Rudolf v. Alt, der nicht weniger wanderfreudig war und die Schönheit der alten Landstädtchen mit unendlicher Liebe schilderte. An Emsigkeit tat es Alt dem fleißigen Spitzweg vielleicht noch zuvor; ein Dritter wäre zu nennen, der an Unermüdlichkeit vielleicht noch die beiden übertraf: Menzel. Diese drei haben entschieden eine innere Verwandtschaft, was Fleiß, Qualität und bürgerliche Kunst betrifft, wie verschiedenartig sie auch sonst anmuten. Von Alt wäre zu sagen, daß er als Schilderer der Heimat und Aquarellist an der sachlichen Wiedergabe der Dinge festhielt, während bei Spitzweg, der oft dieselben oder ähnliche Stadtmotive zum Vorwurf nimmt, das Novellistische hinzutritt. Rudolf v. Alt war der Schilderer, Spitzweg vor allem der Erzähler. Bemerkenswert ist an dem Maler Spitzweg sein typisches Münchnertum, seine ausgesprochen süddeutsche Art. Seine Kunst konnte die Höhe der Entwicklung, die Spitzweg beschieden war, nur erreichen durch den Zusammenhang mit den Münchener Genossen, so lose dieser auch erscheinen mochte. Aber trotzdem bleibt er eine Persönlichkeit, bleibt er der Künstler von Gottes Gnaden, der aus der Fülle stillen, eigensten Schauens schöpft.

Man kann jetzt sehr gut sein Werk überblicken, wenigstens was die Hauptschöpfungen betrifft; der Kunsthistoriker



Mondscheinständchen. Von Carl Spitzweg.



Der arme Poet. Von Carl Spitzweg.

Hermann Uhde-Bernays hat ihm eine liebevolle, von großer Sachkenntnis und Forscherfleiß zeugende Monographie gewidmet, die, mit zahlreichen Bildern Spitzwegs ausgestattet, im Delphin-Verlag München erschienen ist. Dieser bekannte ausgezeichnete Autor hat es verstanden, in die Eigenart und das Wesen der Kunst Spitzwegs hineinzuleuchten und die Persönlichkeit des Künstlers lebendig vor Augen erstehen zu lassen. Alle Kunstfreunde werden ihm Dank wissen, daß er dieses wichtige bürgerliche Stück Münchener Kunst in ein so helles Licht gesetzt hat. Der Name Spitzweg ist ja allen geläufig, er ist ein lieber Bekannter, der jedem etwas Angenehmes oder vertraut Klingendes zu sagen hat. Um so lieber folgt man dem Autor, der die intimere Bekanntschaft mit Spitzweg vermittelt und gestattet, dem Maler bei der Arbeit über die Schulter zu sehen. Ab und zu wird man durch des Künstlers eigene Worte, der selbst zu reimen pflegte, auf eine schalkhaft-humoristisch-gutmütig-spottende Weise erquickt, so etwa mit den selbstverulkenden Worten, die er 1884, ein Jahr vor seinem Tode, unter sein Selbstporträt setzt: „Da bin ich, wie ich leib' und leb', — Doch leider sehr geschmeichelt; — Was hier viel an Apoll gemahnt, — Ist offenbar erheuchelt."

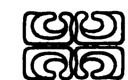
Der lachende Philosoph ist im Grunde ein tiefernster, nachdenklicher Mensch, der heitere Lebensgenießer ein Einsamer — er hat das Wesen der Einsamkeit in seiner schlichten, gemütsinnigen Weise immer und immer wieder geschildert, nicht nur in den Bildern mönchischer Klausur, sondern am ergreifendsten in dem Bereich der Dachstuben und spitzigen Giebeln, die über dem idyllischen Treiben der Kleinstadtgassen von undurchdringlichen Einsamkeiten umwoben sind. Hier ergreifen wir das Herz des Künstlers. Er war groß in dem Kleinen, das er zeigte, in den menschlichen Tragikomödien des kleinen bürgerlichen Alltags, vor allem aber in der Schilderung der Heimat, was sehr viel bedeutet in den Tagen, da es die deutschen Künstler so stark nach Rom und Hellas zog. Mit Rudolf v. Alt und Waldmüller war Carl Spitzweg der erste Heimatkünstler, lange bevor dieses Schlagwort gefunden war.

Mondscheinlektüre. Von Carl Spitzweg.



Zwei Mütter.

Auch eine Kriegsgeschichte. Von Klara Prieß.



Frau Geheimrat Bredendieck ließ ihr Auto an der Ecke der entlegenen Vorstadtstraße halten und ging zu Fuß weiter. Sie hatte das Gefühl, daß dies glänzend gelb lackierte Gefährt nicht in die schmale, grüne Straße und vor das bescheidene, altmodische Häuschen passen würde.

Es war ein eigen Ding heute um das kleine Haus. Wie eine große Stille lag es darüber. Wer vorüberging, trat leise auf und tat einen scheuen Blick in die blanken Fensterscheiben, hinter denen die Geranien blutrot leuchteten. Sonst standen die Kinder der Straße gern an dem niedrigen, weißen Holzgitter des schmalen Vorgartens und baten die Frau Rektor Wickede um ein paar Blumen oder Stachelbeeren. Und die kleine freundliche Frau gab gern von allem, was ihre geschickten Hände auf bescheidenem Raum pflegten und ernteten. Sie stand auch oft mit dem Strickzeug an der Pforte und schwatzte mit den Nachbarinnen nebenan und über die Straße.

Aber seit zwei Tagen war sie unsichtbar — seit der Briefträger den dicken Brief gebracht hatte und das große Leid in das kleine Haus. Seitdem lag die Einsamkeit darüber und die Entfernung vom Alltag, die der Schmerz den Seinen gibt.

Frau Geheimrat Bredendieck bückte sich und öffnete die Pforte. Sie kam sich merkwürdig groß und gewichtig auf dem schmalen Steige vor, der zur Haustür führte, und die schwere schwarze Seide ihres Umhangs streifte ein paar welke Rosen von den Stöcken.

Als sie die grüne Haustür öffnete, ging ein lautes Klingeln durchs Haus. Ein schwarzgekleidetes, halbwüchsiges blasses Mädel, das stumpf und dumpf in der kleinen Küche hinter dem Schrank in der Ecke hockte, hob den Kopf und starrte durch die offene Tür auf die fremde Frau, die groß und vornehm in dem engen Flur stand.

Dann erkannte das junge Ding den Gast. Jeder in der Stadt kannte die Frau, die der Hälfte der Einwohner Brot und Arbeit gab und die großen Eisenwerke draußen in Schlagsdorf nach ihres Mannes Tode selbständig und tüchtig leitete. Mit ihr gesprochen hatte die junge Maria Wickede noch nie, nur mit staunender Verwunderung zugehört, wenn ihr einziger Bruder von der Kraft und Tüchtigkeit dieser Frau und der Schönheit ihres Heims und ihrer Lebenshaltung sprach.

Jetzt stand die Frau Geheimrat vor dem blonden Mädel und sah in das blasse Kindergesicht mit den großen, schmerzgezeichneten Augen. Sie legte die Hand auf das helle Haar: „Du gleichst deinem Bruder, Kind. Das ist das Beste, was ich dir sagen kann. Schaff, daß du ihm in Wahrheit ähnlich wirst. — — Wo ist deine Mutter? Ich möchte sie besuchen und ihr sagen, daß ich mit euch traure.“

Vorne in der kleinbürgerlichen guten Stube saß Frau Rektor Wickede in ihrem schwarzen Sonntagskleid vor dem runden Sofatisch. Auf seiner roten Plüschdecke waren sorglich ihre Schätze aufgebaut: das schöne, frohe Bild eines jungen Offiziers in Felduniform, sein Eisernes Kreuz, eine Brieftasche und der mit dem Regimentsstempel gezeichnete Brief, der vor zwei Tagen die schwere Botschaft ins Haus gebracht hatte.

Die kleine Frau Rektor konnte nicht mehr lesen, ihre Augen waren zu rot und müde von all dem Weinen. So strich sie nur manchmal liebkosend mit den verarbeiteten Händen über ihres Toten Hinterlassenschaft.

Das Kommen der anderen Frau nahm ihr nichts von ihrer Ruhe und Sicherheit. Sonst wäre sie wohl aufgefahren und hätte der Frau Geheimrat gegenüber Umstände und Redensarten gemacht. Aber ein ganz großer Schmerz gibt Würde und Sicherheit und hebt heraus über Stand und Ansehen. So gab die kleine Frau Rektor ihrem Gast nur still die Hand und wies auf den Stuhl neben sich. Und die Frau Geheimrat ließ die kalte Hand der anderen nicht los und saß neben ihr und sah das helle Bild des Toten an und ließ sich erzählen, wie alles gekommen war.

„So fröhlich und getrost ist er ins Feld gegangen,“ erzählte die Mutter. „Zuerst als Unteroffizier, aber als er dann den Schützengraben gegen die Engländer mitgehalten hatte, haben sie ihn an der Front zum Leutnant gemacht. Das war eine Freude! Und so viel Geld hat er schon heimgeschickt und immer wieder geschrieben, die Maria und ich sollten es uns gut davon sein lassen. Ich hab' aber jeden Pfennig zurückgelegt — nun soll er davon ein schönes Kreuz auf sein Grab haben, wenn's möglich ist. Sie schreiben ja, daß er in allen Ehren auf dem Soldatenkirchhof bei St. Quentin zur Ruh' gebracht ist. Und vielleicht, daß ich später einmal hinreisen und ihm Blumen aus unserem Garten bringen kann. Er war immer so stolz, daß ich nun einen richtigen Garten hatte — weil ich doch vom Lande bin und die Gartenarbeit all die Jahre so entbehrt hatte. Aber damals nach meines Mannes Tod mußte ich die Etage in der Stadt mieten und die Zimmerherren nehmen, weil der Junge doch den hellen Kopf hatte und studieren sollte. Das Gescheite hat er von meinem Mann gehabt — und geschickt ist er gewesen wie nur einer, alles hat er mir zurecht gebastelt und Schlosser und Schreiner gespart. Aber das Gemüt hat er von mir gehabt, und daß er so gern lachte. Wir zwei haben auch immer zusammengehalten. Mit der Maria ist schwerer leben, die hat ihren eigenen Kopf und ihre eigenen Gedanken. — Ein Sonntagskind ist er gewesen, der Junge, in Wirklichkeit und wie es im Buch steht. Und es hat ihm an nichts gefehlt im Leben — an Liebe sicher nicht. Und was für ein Glück hat er gehabt — damals gleich, als er in der Prima Ihrem Sohne die Nachhilfestunden gab und sich so ein schönes Taschengeld verdienen konnte. Und daß Sie ihn so oft einluden und ihm Manieren beibrachten, und später in die Lehre nahmen und ihm den Zuschuß für die Hochschule gaben. Was war's für ein Jubel, als er heimkam und gleich die feste Anstellung bei Ihnen fand, und ich mein Haus und Gärtchen bekam! — Sein Zimmer oben im Giebel hat er sich mit so viel Freude hergerichtet — nun hat er nur ein Jahr hier bei uns wohnen dürfen. — Sie schreiben, daß er ein leichtes Sterben gehabt hat — im Ansturm einen Kopfschuß. Er selbst hat immer nur ans Leben geglaubt und nicht ans Sterben. Nur einmal vor dem Abschiednehmen hat er mir gesagt, daß ich nicht lange weinen darf, wenn er nicht heimkommt, und daß ich sein hübsches Zimmer oben vermieten soll und wie ich mich einrichten muß. Und da ist kein Tag gewesen diese neun Monate, daß er uns nicht geschrieben hat. Sein letzter Brief steckte noch fertig zum Abschicken hier in der Brieftasche —“



Auf Tod und Leben. Nach einem Gemälde von **Rich. Friese.**

Sie suchte nach dem Brief und wollte ihn vorlesen, aber es wurde nur ein Aufschluchzen, und die Tränen liefen ihr über das weiße, welke Gesicht.

„Wie ich Sie beneide," sagte da die andere Frau in die Stille hinein. „So stark und rein um einen Toten trauern zu können, so stolz auf sein Leben und Sterben zurückschauen zu dürfen! Und daß kein Leben und kein Schicksal Ihnen davon und von all Ihrem schönen Erinnern etwas wegnehmen kann! — Sie wissen gar nicht, wie glücklich Sie sind."

Die kleine Frau Rektor vergaß den Brief und ihre Tränen und blickte den Gast ganz erstaunt an. Das hatte ihr noch niemand gesagt von all den Beileidsgästen, die in diesen Tagen zu ihr gekommen waren.

„Sie verstehen mich nicht," sprach die fremde Frau weiter. „Wissen Sie denn nicht, um was für einen Sohn ich Leid tragen muß? Daß er sich selbst und sein reines Blut in Ausschweifung und Verschwendung vergiftet und verdorben hat und sich zur Last und mir zur Schande weiterleben muß?"

Jetzt suchte die kleine Frau Rektor die Hand der anderen und strich beschwichtigend darüber hin.

„Aber er kann doch wieder gesund werden. Und anders werden. Und Sie haben ihn doch noch! Ich meine, wir Mütter können so viel vergessen und verzeihen —"

„Sie wissen nicht, was ich um mein einzig Kind gelitten und an heimlichen Sorgen getragen habe — erst mit meinem Mann zusammen, dann seit sieben Jahren ganz allein. Nun ist keine Hoffnung mehr und keine Liebe. Und was ich an neuem Hoffen und frischen Zukunftsplänen hatte, muß ich mit Ihrem Sohn begraben. Ich wollte ihn mir zum Nachfolger heranziehen, mich an seinem hellen Wesen und Lebensmut wärmen — nun hab' ich ihm nicht einmal sagen können, was er mir gewesen ist und wieviel ich noch von ihm erwartete. Ich hab' ein Recht, heut mit Ihnen zu trauern:"

Jetzt war's, als ob die Frau Rektor die andere trösten müsse. „Sie haben meinem Jungen so viel Liebes und Gutes getan," sagte sie. „Und er hat Sie so hoch gehalten und immer wieder von Ihrer Klugheit und Feinheit erzählt — ich bin manchmal ordentlich ein bißchen eifersüchtig geworden bei all dem Rühmen. Aber ich hab' es ihn natürlich nicht merken lassen. Und ich weiß, er hätt's Ihnen im Leben gedankt und gelohnt, daß Sie so viel für ihn tun wollten — und ich danke Ihnen, daß Sie heute kommen und mit mir um ihn weinen. — Aber ich meine, wir Frauen müssen stille halten und stille werden. Ich weiß schon, wie mein Junge es für mich haben will. Es muß sein, als ob er noch da ist und mit uns lebt — und als ob ich ihn auch weiter um alles fragen kann. Ich will ihm auch den Willen tun und nicht zu viel jammern. Man ist ja auch nur eine von den vielen, vielen — und jede hat ihr Kind lieb gehabt. Nur daß ich mich in diesen ersten Tagen ausweinen muß."

Die andere Frau sah sie mit dunklen Augen an. „Ich wollte, daß ich eine von den vielen wäre, daß mein Sohn den stolzen, starken Tod sterben dürfte! — Aber sie haben ihn nicht gewollt, als er sich auf mein Drängen kriegsfreiwillig stellte. Und er war feig und froh, daß sie ihn laufen ließen. Der Krieg ist meine allerletzte Hoffnung für ihn gewesen — ich sprach noch mit Ihrem Sohn darüber, als er mich zuletzt besuchte. Und er machte mir Mut, doch alles zu versuchen, um den Jungen hier beim Regiment eintreten zu lassen. Aber da halfen auch all unsere Beziehungen nicht. Damals und so oft in all den Jahren vorher hat Ihr Sohn ein gutes Wort für meinen Jungen bei mir eingelegt. Aber das Schlimmste hat auch er nicht gewußt — das hab' ich ganz allein tragen müssen. Und in diesem Kriegswinter wurde es dann schlimmer als je. Vielleicht, daß er sich doch geschämt hat und sich betäuben und vergessen wollte. — Vor vier Wochen mußte ich ihn in eine Heilanstalt überführen lassen. Gestern sagte mir der Professor die Wahrheit. Mein Sohn kann noch lange Jahre leben, aber er geht der Verblödung entgegen. Seitdem ist er tot für mich — nur daß ich nicht um ihn weinen kann, daß alles hart und bitter ist."

„Ich wollte, mein Junge wäre hier und könnte mit Ihnen sprechen," sagte die kleine Frau Rektor. „Der hat immer noch ein gutes Wort für Ihren Sohn gehabt, auch als die Leute sich schon allerlei Schlimmes erzählten. Und er sagte, daß auch viel Unglück dabei sei und rundum immer so viel Verführung und schlechte Gesellschaft. Ich versteh' ja nichts davon — bei unsereinem ist das alles ganz anders —, aber ich meine, auch für Sie müßte mehr Ruh' und Frieden kommen und daß Sie Ihrem Jungen verzeihen und freundlicher an ihn denken können. Und er lebt doch noch und auch die Ärzte können sich irren — vielleicht daß Sie doch noch einen Weg zu seiner Seele finden —"

Frau Geheimrat Bredendieck schüttelte stumm den Kopf und stand zum Abschiednehmen auf.

„Sie werden schon Ihren Weg finden, den rechten Weg zurück ins Leben," sagte sie. „Und Ihres Toten Andenken wird wie ein Licht und Segen mit Ihnen gehen. Ich muß meinen Weg im Dunkeln weiter suchen. Vielleicht daß ich in der Arbeit für andere ein Stück Frieden finden kann. Aber glauben Sie mir, es ist unendlich viel schwerer, das Eigenste und Liebste langsam am Leben zugrunde gehen zu sehen, als es einem stolzen Tod hinzugeben. Danken Sie Gott für Ihren reinen Schmerz um Ihren Toten!" —

Draußen im Flur stand derweil das blasse großäugige Mädchen und hatte durch die halboffene Tür jedes Wort gehört. Sie wollte dem Gaste die Haustür öffnen, aber dann beugte sie sich plötzlich tief über die Hand der fremden Frau und küßte sie.

Die Frau Geheimrat spürte die Wärme und ein Verstandenwerden. Das riß sie aus ihren bitteren Gedanken.

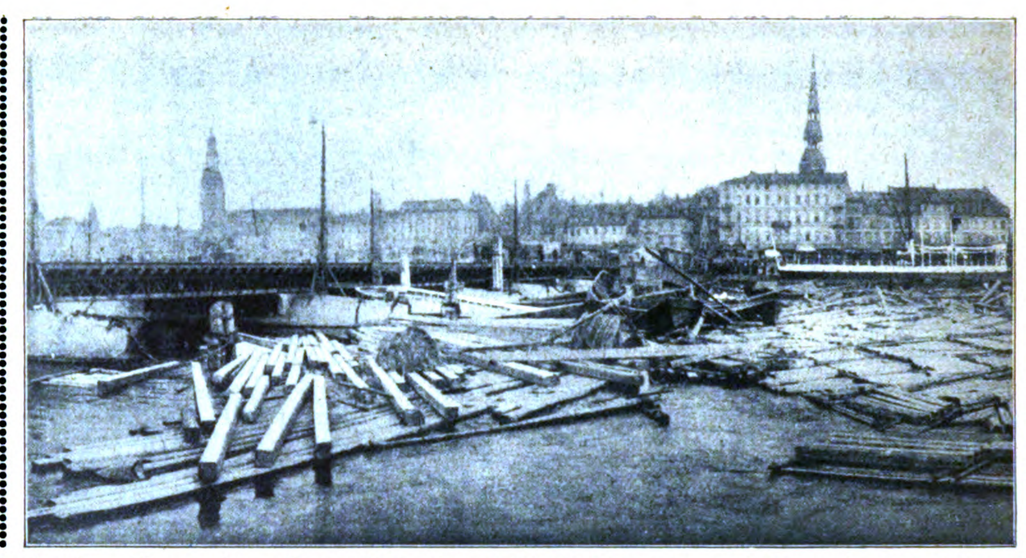
Sie zog die junge Maria Wickede zu sich heran. „Ich komme wieder, Kind," sagte sie. „Und du sollst mich besuchen. Wir müssen sorgen, daß du Arbeit findest — es wird schon irgend etwas in dir stecken, das wir herausholen und ausbilden können. Aber erst wein' dich aus — du hast so heiße trockene Augen. Wenn man so jung ist wie du, muß man all sein Herzleid ausweinen können."

Am Wohnzimmerfenster hinter den roten Geranien stand Frau Rektor Wickede und sah ihrem Gast verwundert nach. Sie fühlte sich durch den vornehmen Besuch ein wenig geschmeichelt und getröstet und war doch auch wieder erleichtert, daß die andere mit dem anderen Schmerz gegangen war.

Die kleine Frau fuhr erschrocken aus ihren Gedanken auf, als sie ein lautes Weinen hinter sich hörte. Am Tisch, da, wo die fremde Frau gesessen hatte, kniete jetzt die junge Maria und schluchzte leidenschaftlich.

Die Mutter strich ihr übers Haar. „Gut, daß du endlich weinen kannst, Kind. Aber mach's nicht zu laut. Er ist in Frieden, und wir dürfen ihn nicht stören —"

Doch das Mädchen schluchzte bitterlich weiter und ließ sich nicht trösten. Und die kleine Frau Rektor stand ratlos dabei und begriff nicht, daß ihr Kind nicht über den eigenen Schmerz weinte, sondern über die dunkle Leidenslast der fremden Frau.



Die Düna in Riga. Wie unsere, der englischen Zeitschrift „The Illustrated War News“ entnommene Abbildung zeigt, ist die Schiffsbrücke über den Strom durch angetriebene Flöße, Schiffe und Kähne stark bedroht. Ein Teil des Oberlaufs der Düna befindet sich bereits in deutschem Besitz.

An den Ufern der Düna.

Von Dr. Valerian Tornius. (Mit drei Abbildungen.)

Als der Großfürst von Rußland das Livland der Ordenszeit verwüstete, da schrieb er, wie der Chronist berichtet, an den Herzog von Kurland, „er wollte seines Gottes Ländchens für dießmal verschonen, und demselben kein nachteil oder schaden zufügen lassen, welches den Hertzogen in seiner großen angst und hertzenleide also gesterket, getröstet und erigieret, daß er für freuden auffgesprungen und gesaget: Ist denn mein armes Fürstenthumb, wie ich nicht anders weiß und glaube Gottes Ländchen, so bin ich nun sicher und gewiß, daß Gott über dem seinen werde halten, dem Feind ein gebiß ins Maul legen und ihm nicht verhengen, daß er mich oder die meinen weiter betrübe. Welches, Gott lob in ewigkeit, also erfolgett“. Seitdem nennen die Kurländer ihre Heimat das „Gottesländchen“.

Und es war auch wirklich, als ob der liebe Gott seine schützende Hand über diesem trauten Ländchen hielt. Trotz Krieg und Vernichtung, trotz Pestilenz und Hungersnot, von denen Kurland in vergangenen Jahrhunderten immer wieder heimgesucht wurde, überwand es doch stets seine Leiden mit zäher Geduld und ging aus allem Ungemach verjüngt und hoffnungsfroh hervor. Man denke nur an die letzte schwere Prüfung vor diesem Kriege: die lettische Revolution. Überall im Lande gingen die stolzen Schlösser des Adels in Flammen auf, aber wenige Jahre später erhoben sich an Stelle trauriger verbrannter Mauerreste neue Gebäude, herrlicher und schöner als die früheren. Und das Leben lief wieder in seinem alten Geleise, gemütlich und gehaltvoll, wie es von jeher kurische Art war. Da kam der Krieg, und damit brachen zugleich für das Gottesländchen die schwersten Tage an, so schwer, wie es sie noch nie gekannt. Nicht der Feind war es, der diesmal die Bedrängnis schaffte, nein, der eigene Staat, dem man sich verschrieben hatte, säte Unheil und Vernichtung, so daß die einrückenden deutschen Truppen mit jauchzenden Herzen von den Bewohnern als Erlöser begrüßt wurden. Und wo sie Fuß faßten, da schwand den Kurländern die Verzagtheit, und sie faßten Mut und begannen wieder an die neue Zukunft ihrer Heimat zu glauben.

Mehr als drei Viertel des kurischen Bodens befindet sich nunmehr in deutschen Händen, und bald wird die Grenzlinie, die Kurland von Livland trennt, überschritten sein. Diese Grenzlinie ist zwar nicht überall, aber doch zum größten Teil die Düna. Auch dort, wo Kurland noch mit einem langen spitz zulaufenden Zipfel sich in russische und litauische Gebiete hineinschiebt, bildet die Düna die nördliche Grenzscheide. Die Düna, die am Südrande der Waldaihöhe 245 m über dem Meeresspiegel entspringt, hat eine Länge von fast 1000 km, von denen etwa 350 auf baltisches Gebiet entfallen. Dieses beginnt etwa 60 km hinter Dünaburg, dort, wo der Fluß, nachdem er, von Norden kommend, einen gewaltigen Bogen nach Süden umschrieben hat, eine nordwestliche Richtung nimmt, um dann schließlich in den Rigaer Meerbusen zu münden. An dem letzten größeren Bogen, den die Düna vor dem Wechsel ihrer Stromrichtung bildet, liegt auf dem rechten Ufer die Stadt Dünaburg. Sie gehört zu dem Gouvernement Witebsk und war bis 1897 eine Festung. Heute ist sie eine ziemlich unbedeutende Industriestadt, aber als Stapelplatz für den Handelsverkehr auf dem Fluß und als Eisenbahnknotenpunkt von Wichtigkeit. Besonders in letzter Hinsicht hat Dünaburg oder, wie die Russen es getauft haben, Dwinsk einen großen Wert, denn hier kreuzen sich die Bahnen Warschau—Petersburg, Riga—Kiew und Libau—Smolensk. Also die wichtigsten Zufuhrstraßen aus den Innern Rußlands nach der Ostsee kommen an dieser Stelle zusammen.

Unterhalb Dünaburg beginnt der Fluß, der bisher nur wenige reizvolle Gegenden durchquerte, einen malerischen Charakter anzunehmen. Hier durchbricht er die Verbindungsstelle des südlivländischen und oberkurischen Hügellandes und bildet eine Reihe sehr gefährlicher Stromschnellen, die den Bootverkehr und die Holzflößung in hohem Maße erschweren. Die größten und gefürchtetsten sind die Stromschnellen bei Stockmannshof, nicht weit von der Mündung des Ewst. Kleinere kommen überall vor, sogar noch wenige Kilometer oberhalb Riga bei Dahlen. Von Dünaburg bis zur Ewstmündung schwankt die Breite der Düna zwischen 170 und 320 m, weiter unterwärts bis ungefähr 20 km vor Riga zwischen 300 und 450 m. Diese Strecke, auf der Kurland und Livland aneinander grenzen, bietet, wie gesagt, landschaftliche Reize von fesselnder Schönheit. Das gewaltige Bett, das der Strom sich im Laufe der Jahrtausende hier gegraben

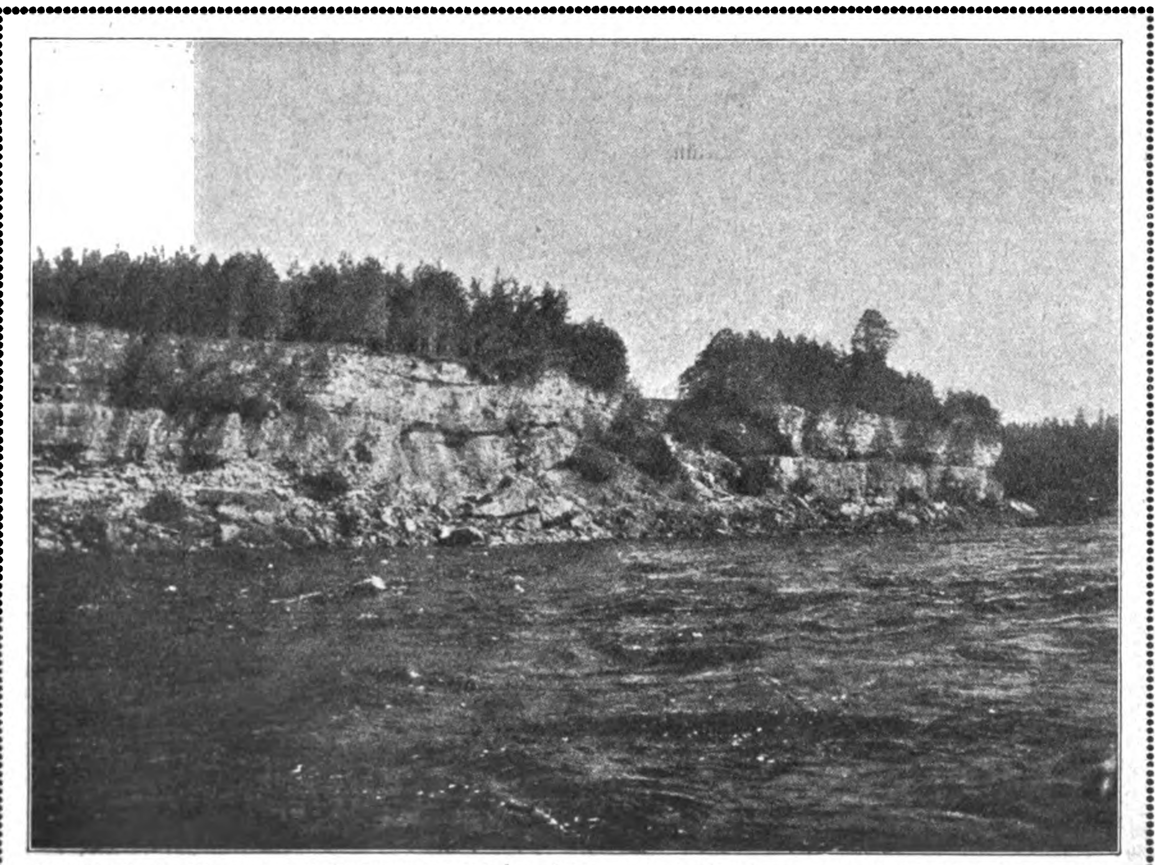
hat, ist von steilen Felswänden eingeengt, die bald glatt wie Mauern, mit zahllosen Zinnen und Zacken versehen, emporsteigen, bald mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt oder mit dichten Laubwäldern gekrönt sind, bald tiefe Spalten und zerklüftete Schluchten auftun, aus denen im Frühling das Wasser brausend und schäumend hervorschießt und sich dann mit dem dahinstürmenden Fluß vereinigt.

Wen einmal im Mai der Weg an diese Ufer führt, der empfängt unvergeßliche Eindrücke. Naturbilder von romantischer Wildheit tauchen vor seinem Auge auf. Die dunkelgrünen Ränder der Kiefern- und Fichtenwälder schaffen gewissermaßen den Rahmen. Dann drängen sich bis an die rotfarbigen Sandsteinufer in buntem Gewühl die seltensten Gewächse heran, ringeln sich an den Felswänden empor oder hängen traubenförmig mit den Blütenbüscheln über die Böschung herab. Aus dem leuchtenden Blättergewirr der Birken, Erlen, Eichen und verschiedenen Sträucher schimmern wie Flocken die Blüten der Ebereschen, wilden Apfel- und Birnbäume. Tausendstimmiger Vogelgesang schallt aus den Zweigen und mischt sich mit dem Rauschen des Flusses und den lauten Rufen der Flößer, die ihre zusammengebundenen Hölzer vorsichtig über die Stromschnellen leiten. Hoch oben aber auf den Ufern stehen die stummen Zeugen der Vergangenheit, die verödeten Reste alter Ritterburgen, und schauen mit toten Augen in das bewegte, lebensprühende Tal. Da ist das ehrwürdige Schloß Kokenhusen, das einst unter Iwans des Schrecklichen Invasion furchtbar zu leiden hatte, vor Jahrhunderten ein festes Bollwerk des Deutschtums, jetzt ein melancholisches Gemäuer; da grüßen von der Höhe die Trümmer des Ordensschlosses Altona und weiterhin ragen die spärlichen Überbleibsel der ehemaligen erzbischöflichen Vasallenburg Lorten auf. Man denkt unwillkürlich an die Verse des baltischen Dichters Busse:

„Dies muß ein Land der Sagen sein,
An Emmas Strom, an Belts Gestein" —

und man wird erinnert an die burgengeschmückten Ufer des Rheins. Nicht so dicht nebeneinander wie dort, auch nicht so hoch stehen die baltischen Burgen, aber sie sind weit über das ganze Land zerstreut, im Norden und Süden, im Osten und Westen. Meist hat der Nadelwald um sie einen dichten Zaun gebildet. Dann sehen sie noch geheimnisvoller aus. Wie Einsiedler muten sie einen an, die sich, überdrüssig der Welt, in die Einsamkeit zurückgezogen haben. Sie sind der Stolz der Balten, denn sie sind die einzigen, die von ihrer Selbständigkeit und ihrem Heldentum erzählen.

Aber nicht bloß die Vergangenheit kommt an den Ufern der Düna zu Wort. Auch die Gegenwart redet eine eindringliche Sprache. Zahlreiche menschliche Niederlassungen, von kleinen Bauernhöfen bis zu stattlichen Schlössern, schmücken links und rechts vom Strom das Land, wenn er zur Abwechslung die enge Felsenwildheit seiner Ufer mit sanften idyllischen Wiesengründen vertauscht hat. Wie Juwelen liegen diese Edelhöfe und Bauernhäuser mit ihren Gärten und Stallungen inmitten der wogenden Felder, die von Nadelwäldern umsäumt werden. Dazwischen schiebt sich häufig wie ein heller Fleck ein Eichenhain in das schmale Uferband hinein, oder es ringelt sich durch ein leicht gewelltes Wiesental in Schlangenwindungen ein Bächlein mit struppigem Weidengebüsch. Dann schimmert auch gewöhnlich aus dem Grün der weiße Leib einer Kirche mit schlankem rotem Turm hervor. Diese weißen Kirchen mit ihren roten Storchschnabeltürmen sind typisch für die kurische Landschaft. Man



Stromschnellen der Düna unterhalb Stockmannshof, 20 km oberhalb des von den deutschen Truppen genommenen Brückenkopfs Friedrichstadt.

findet sie überall: oben im Norden, wo einst der Marschall Moritz von Sachsen, als er nach der kurländischen Herzogskrone trachtete, auf einsamer Insel sich verschanzte und auf Menschikows Befehl vertrieben wurde, bis unten an den Lauf der Düna und weiter oberwärts, wo Litauen und Kurland zusammenstoßen.

Und nicht nur Güter und Bauernhöfe, sondern auch Städte liegen an dieser Strecke der Düna auf kurländischer Seite hingelagert. Da ist zum Beispiel nicht weit von der Stelle, wo die Moskau—Windauer Eisenbahn die Düna überquert, der Flecken Jakobstadt, so benannt nach Herzog Jakob von Kurland, der dem Orte Stadtrecht verlieh. Heute zählt er etwa 6000 Einwohner, von denen sich ein Teil mit Wollspinnerei, Zündholz- und Likörfabrikation beschäftigt. Das Städtchen hat ferner als Umschlagstation der von hier wegen der Stromschnellen bis Friedrichstadt über Land beförderten Waren Bedeutung. Letzteres, um das in den letzten Tagen so hartnäckig gekämpft wurde, liegt etwa 50 km stromabwärts. Den Namen erhielt die Stadt von der Herzogin Elisabeth Magdalena, einer ehemaligen pommerschen Prinzessin, zu Ehren ihres verstorbenen Gemahls Herzog Friedrich. Ein Dampfer vermittelt hier den Verkehr nach dem livländischen Ufer und der Station Römerhof an der Riga—Dünaburger Eisenbahn.

Vor Friedrichstadt beginnt die Düna erheblich breiter zu werden, bis sie bei Riga eine Breite von über einen halben Kilometer erreicht. Schon hier, ja noch weiter stromaufwärts haben sich jene für den Unterlauf der Düna so charakteristischen länglichen Inseln gebildet, die die Bezeichnung „Holme“ führen. Einige von ihnen sind bis 3 km breit und bis 9 km lang. Diese sogenannten Holme sind einem steten Wandel unterworfen, denn in jedem Frühling bröckelt das Eis große Stücke von ihnen ab und führt sie stromabwärts, wo sie entweder das Flußbett versanden oder Ansätze zu neuen kleinen Inseln schaffen. Nach besonders schneereichen und kalten Wintern, wenn große Eismassen flußab treiben, kommt es an diesen Holmen häufig zu gewaltigen, bis zu Bergeshöhe reichenden Eisstauungen. Dann steigt das Wasser mit einer rasenden Geschwindigkeit oft zehn und mehr Meter über den normalen Stand und bricht sich mit gewaltiger Kraft neue Wege durch das Uferland. Manche der vielen Arme, an denen die untere Düna so reich ist, sind auf diese Weise entstanden.

Einige jener Holme haben auch eine geschichtliche Bedeutung. So erbaute zum Beispiel auf dem Martinsholm Livlands erster Bischof, der Livenapostel Meinhard, Burg und Kirche, wahrscheinlich um auf der Insel vor den Überfällen der heidnischen Liven sicherer zu sein. Nicht weit von hier auf dem Gute Üxküll stand das erste Kirchlein auf baltischem Boden.

Immer stiller und ruhiger fließt die Düna, je mehr sie sich Riga nähert. All ihre Tücke, all ihr brausendes Ungestüm hat sie abgeschüttelt, und mit einer gewissen feierlichen Würde tritt sie in den Bereich der alten Hansastadt ein, die ebenso feierlich und würdevoll sich mit ihren schlanken Kirchtürmen im Wasser spiegelt. Fluß und Stadt, sie klingen hier in einer Harmonie zusammen, wie man sie nicht schöner sich denken kann. Der imposante Charakter einer großen See- und Handelsstadt wird vor den Augen lebendig. Ein Wald von Masten starrt, soweit die Kais reichen, zum Himmel empor, Ozeanriesen gleiten gemächlich, von Lotsendampfern geführt, an ihre Landungsplätze, andere ankern inmitten des Flusses, kleine Passagierdampfer schießen von einem Ufer nach dem andern, Baggermaschinen arbeiten, Hebekräne löschen Ladungen, und auf den Ufern flutet das buntbewegte Hafenleben. Freilich, das ist das Bild Rigas im Frieden. Da rumort und braust, schnauft und ächzt gleich einer schwer atmenden Maschine die Halbmillionenstadt. Jetzt liegt sie feiernd still und lauscht auf den von fern herüberdröhnenden Geschützdonner und wartet. Sie, die deutscheste aller baltischen Städte, wartet auf den Tag, an dem deutsche Truppen durch ihre Straßen schreiten werden.



Wanderdüne am Strande von Riga.



Im Jessjatal.

Silberzarte Schleier zittern
Auf den Wassern, in den Weiden,
Und in goldgeglühten Flittern
Stirbt der Sonne strahlend Scheiden.
Tiefer sinkt des Walds Gezweige,
Und der Jessja Wellen wählen
Leise, leis' die Abendneige,
Sich dem Njemen zu vermählen.

Und in all dem Gottesfrieden
Und in all der Erdenschöne
Zieht ein Zug wie abgeschieden,
Mahlt der Räder schwer Gestöhne,
Schleichen Menschen, wandermüde,
Weib und Kinder auf den Karren —
Ruhlos rennt ein hagrer Rüde,
Daß die Herden nicht verharren.

Wo die zage Jessja gleitet
In des starken Njemen Bette,
Stockt die Flut, und schamvoll leitet
Eine Furt zur Uferstätte.
Und die stillen Abendgäste,
Die zum Fluß die Schritte wenden,
Schürzen ihrer Kleider Reste
Und entblößen ihre Lenden.

Und die starken weißen Glieder,
Bis zum Gurt ins Wasser schmiegend,
Führt ein Weib; beim Auf und Nieder
An der Brust den Säugling wiegend.
Und ihr nach die vielen schreiten
Mit den Rindern, Rossen, Wagen,
Menschen, die aus Flüchtlingszeiten
Heimatangst im Auge tragen.

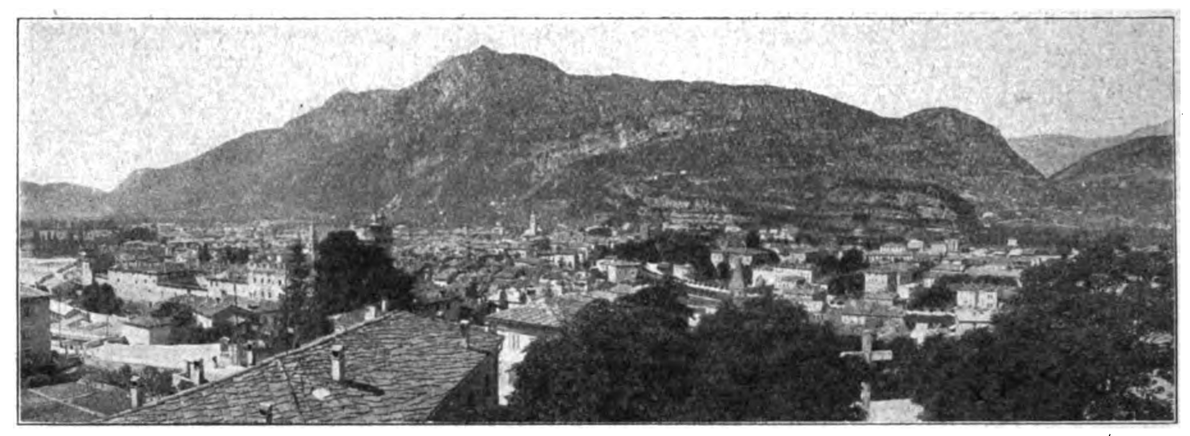
Aus der Furt mit nassen Spuren
Drängen sie auf rasch'ren Füßen
Hügelan, die heil'gen Fluren
Noch im Abendlicht zu grüßen,
Ihre Hütten, die sie schufen
Hier im Feld und dort im Schilfe —
„Heimat, Heimat!" woll'n sie rufen,
Und sie kreischen: „Hilfe, Hilfe!"

Ruß und Rauch das Goldgetreide,
Haus und Hof ein Fraß der Flammen —
Und sie brechen, satt vom Leide,
Dumpf und stumpf am Ziel zusammen.
Nur das Weib in irrem Sprunge
Reißt von ihrer Brust den Kleinen:
„Hüpf' doch, lach' doch, Betteljunge,
Sieh, so liebt der Zar die Seinen."

Und es kommt die Nacht gezogen,
Und es kommt der Traum gegangen,
Und es kommt ein Licht geflogen,
Färbt der Schläfer graue Wangen.
Und das Weib in Traumeswonne
Summt: „Du Einz'ger, den ich habe,
Rache ist wie Morgensonne,
Reck' dich, streck' dich, Bauernknabe."

Rudolf Herzog.





Panorama von Trient.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch.

XXVIII. Wie der Domenico Tschurtschenthaler „erlöst" wurde.

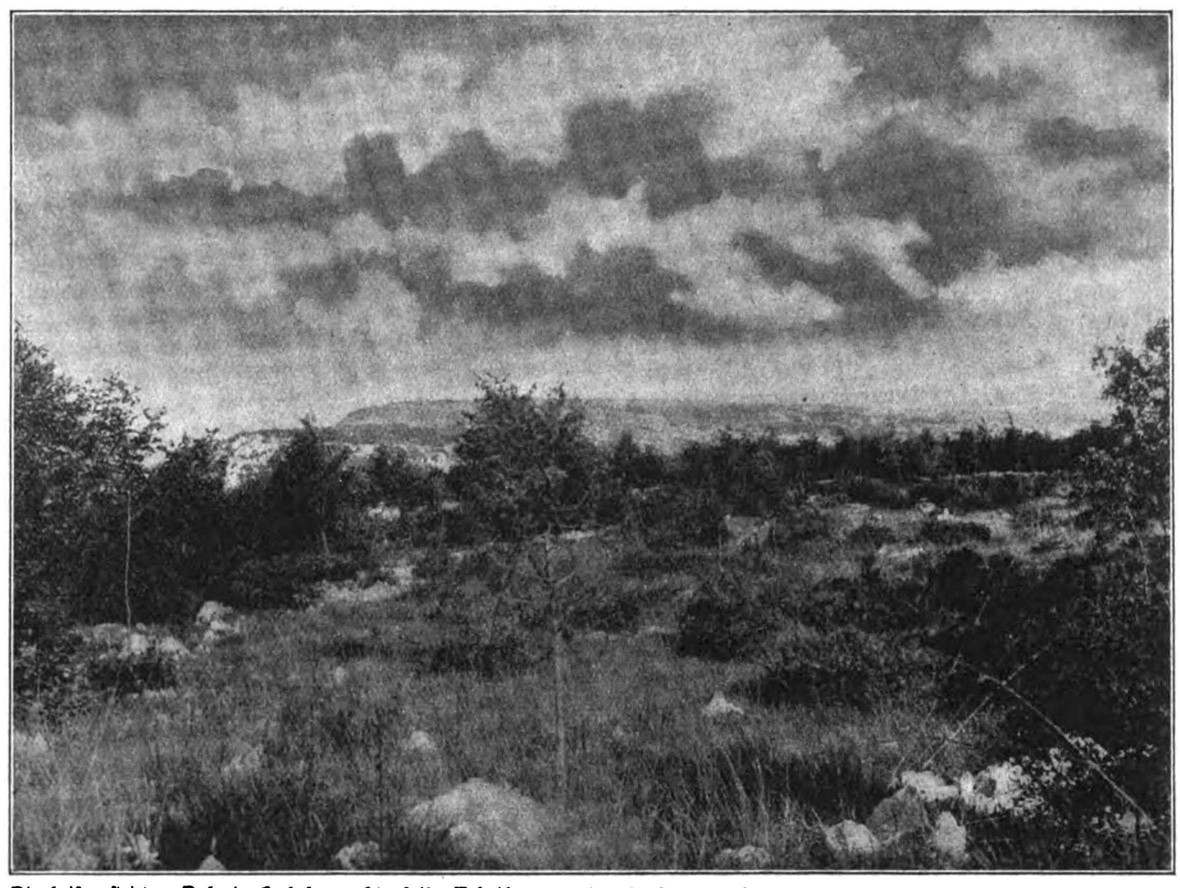
Nämlich „erlöst" vom „österreichischen Joch", und das kam so:

Domenico hieß er. Aber daran braucht niemand weiter irre zu werden. Denn vor allem war er doch ein Tschurtschenthaler, mit einem allweg tirolischen Herzen unter den grünen Hosenträgern. Das Herz freilich war nimmer viel wert, denn der Domenico Tschurtschenthaler lag in der guten Stube des Postgasthofes an der Stilfserjochstraße und war dabei, seine abscheidende Seele dem Herrn der himmlischen Heerscharen zu empfehlen. Viel Gerede braucht darüber nicht gemacht zu werden; der Domenico war im siebzigsten, kann sein auch im achtzigsten Jahr. Jüngere und Gesündere sterben heute alle Tage. Nötigere als der alte Domenico, dem die Italiener als Abschlag auf die „Erlösung" sein schönes Grenzwirtshäuschen vor vier Tagen zusammengeschossen hatten. Söhne und Enkel des Alten standen im Feld, seine Hausehre lag längst unter Astern und Reseden. Und nun kam der Krieg, und der Domenico, der bis zum letzten Augenblick geizig auf seinem Wirtshaus und Anwesen gesessen hatte, mußte über Hals und Kopf übersiedeln. Aber jetzt fremden Leuten müßig im Weg herumzusitzen, war nicht seine Art. Und so kriegte er sozusagen aus innerlicher Anständigkeit eine Lungenentzündung zu seinen siebzig Jahren und machte sich fertig, zu seinem Herrgott in das himmlische Quartier umzuziehen.

Also lag er in den rotgewürfelten Bettpolstern, und es grämte den Bauer noch im Sterben, daß es nicht die seinen waren. In seinem schönen Bettzeug wischte sich zu dieser Stunde totsicher ein gottverdammter Digo die Stiefel ab, und er selber bestellte in dem fremden Haus



Oesterreichisch-ungarische Reservemannschaften auf dem südlichen Kriegsschauplatz. Kilophot, Wien.



Die heißumstrittene Doberdo-Hochebene. Ihr steiler Westabhang, an dem Tausende von Italienern nutzlos ihr Leben ließen, zieht sich von Monfalcone bis über Gradisca hinaus.

sein bißchen irdische Sach' mit dem Feldkuraten von den Blumenteufeln, der nach sieben Monaten zum erstenmal einen Zivilisten zu versehen kriegte. Der geistliche Herr verabschiedete sich und polterte in seinen ärarischen Kanonenstiefeln die Stiege hinunter, und dem einsamen Alten wurde in seinen letzten Stunden hier oben in der fremden Stube die Zeit nicht lang. Denn akkurat unter ihm, in der großen, zirbengetäfelten Gaststube ging es zur selben Stunde, da der alte Mann im ersten Stock das Zeitliche segnete, hoch her. Standschützen rückten aus, andere kamen von der Front zurück; junge Buben, die den Herren der Musterungskommission das „Geeignet" abgetrotzt hatten, tranken unter den Männern zum erstenmal als Mann ihren gelben Terlaner, und zu dem allen wollte der Standschütze Straßwalcherl Andrä, Besitzer dahier, von der Anwesenheit des Feldkuraten ein klein bissel profitieren und ließ sich vor Abgang ins Feld mit der Gabi Fastenbauer, ledig, katholisch, unbescholten, 24 Jahre alt, kriegstrauen. Die heilige Handlung war schnell erledigt, und das Hochzeitsläuten galt auch gleich als Sterbeglöckchen für den alten Domenico, der von seinem Bett fleißig und mit schwindenden Sinnen auf die Hochzeitsmusik in der Gaststube hinunterhorchte. Es gab nämlich eine Hochzeitsmusik von zwei Geigen, Gitarre und einer Ziehharmonika. Schließlich, man heiratet nicht alle Tage, und wenn der Bräutigam in seiner Hochzeitsnacht mit dem Stutzen in der Hand oben am Joch steht, mag man schon gern zwei geschenkte Stunden rechtschaffen lustig sein. Auch Appetit zu haben, war erlaubt. Gab es doch hier, nicht gar weit mehr hinter der Front, eine Hauserin, die tapfer ausgehalten hatte und zur Hochzeit des Straßwalcherl auf geheimnisvollen Umwegen eine gefüllte Kalbsbrust zuwege gebracht hatte. Die briet und prutzelte nun in der Röhre und brauchte vor dreiviertel Stunden nicht herausgenommen zu werden.

Drinnen in der Gaststube klangen die Gläser zusammen, die Standschützen und jungen Rekruten ließen den geistlichen Herrn Feldkuraten leben, und der hatte es rechtschaffen schwer: oben hatte er den von Haus und Scholle vertriebenen Domenico Tschurtschenthaler auf ein besseres Jenseits vertröstet, und hier war eine richtige Hochzeitsrede zu halten. Er klopfte an sein Glas, es wurde still, und die aus der Küche kommende Hauserin erwischte, ohne viel zu fragen, einen von ungefähr hereingeschneiten, jungen ruthenischen Zugsführer beim Flügel. Er bekam ein volles Bierglas Burggräfler Alten und wurde von der Hauserin neben der Röhre mit der Kalbsbrust aufgestellt, aufzupassen, damit nichts anbrennt. Denn die Hauserin wollte aus Christenpflicht und gutem Herzen auf einen Sprung zu dem Alten hinauf. Sie hatte ihn gut gekannt, vor Jahren war es ihr erster Dienst als Kuchelabwascherin im Wirtshaus des Domenico Tschurtschenthaler. Und nun lag er in ihrem guten Bett, drehte sich ruhelos von einer Seite auf die andere, und es war ihm bestimmt, zur Hochzeitsmusik des Straßwalcherl seinen letzten Seufzer zu tun. Die Hauserin nestelte ihren in Altötting geweihten, birnhölzernen Rosenkranz hinter der Wirtschaftsschürze hervor, machte leise die Tür auf und setzte sich ans Bett des alten Domenico. Der schob sein faltiges Gesicht gemach und mühselig zu der Hauserin hinüber und sah sie mit leeren Augen eine ganze Weile an. Allmählich kam das letzte Leben

in diese Augen, alles erzählte er mit diesen Augen. Wie schön und ruhig er dort unten an der Grenze gesessen, seine Buben wuchsen auf, griffen zu und nahmen ihm und seinem Weib ein Teil der Arbeit ab. Immer friedlicher und behaglicher wurde sein Leben. Das Anwesen gedieh. Dann starb ihm das Weib von der Seite. Plötzlich kam der Krieg, die Buben mußten ins Feld, es wurde einsam um den Alten, der längst schon in seine Einleg' gekrochen war. Er mußte wieder ins Gaststübel, hinter Küche und Keller hieß es her sein, spät nieder und früh auf. Ist ein bissel viel für einen, der sich siebzig Jahr geplagt und das Ausrasten mühselig genug verdient hat. Aber es kam ja noch ganz anders. Krieg kam, „erlöst“ sollte das Landl und die Tiroler Berge werden; und der Domenico Tschurtschenthaler sollte durch die Italiener „erlöst“ werden, und diese Erlösung begann damit, daß der alte Domenico über Hals und Kopf zusammenpacken mußte, weil sich die italienischen Erlöser schon mit ihren ersten Brandgranaten anzumelden kamen. Noch in der Nacht der Kriegserklärung fuhr man ab, ein müder Klepper schleppte den Karren, in dessen zusammengerafften Bündeln der Domenico Tschurtschenthaler nach Norden fuhr. Gar weit mochte er nicht weg von dem Fleck, drauf er jung gewesen und Mann geworden war und dermaleinst auch in die Erde zu kommen gehofft hatte. Aber er erfuhr bald, daß er sein Grenzwirtshaus nie mehr sehen würde. Die Italiener hatten es gründlich „erlöst“, nur die schwarzen Brandmauern standen davon, und es war nicht der schlechteste Einfall des heimatlos gewordenen Alten, daß er sich hinlegte ins erste fremde Bett, um nicht mehr aufzustehen ...

Das alles erzählten die Augen des Sterbenden der betenden Hauserin, und unten spielte die Hochzeitsmusik des Straßwalcherl den Radetzky-Marsch dazu. So hatte der Herrgott Leben und Sterben unter einem Dach, und den müden Domenico bekümmerte die unpassende Fröhlichkeit da unten nicht gar groß; ein bissel eine Musik hatte er auch mit seinen alten Knochen immer gern leiden mögen, und übrigens schlief er der Hauserin jetzt auf seinem rotgewürfelten Polster ein. Sie betete ihr Gesetzel Rosenkranz zu Ende und stand auf, hinunter in die Küche zu sehen, wo der ruthenische Zugsführer bei den Kalbsbrüsten wie ein Bock bei der Leiter stehen mochte. Mit einem Blick auf den Alten schob sie sich aus der Stube, unten nahm sie den Kochlöffel statt des Rosenkranzes und schickte dem Alten zur Gesellschaft ihren Ruthenen hinauf.

Der stieg mit seinen schweren Füßen über die Stiege in den ersten Stock, klopfte an die Tür des Domenico, und da er keine Antwort erhielt, machte er auf, schaute sich in der stillen, großen Stube stumm um und fand den Bauer, neben dessen Bett das von der Hauserin angezündete, geweihte Sterbelicht brannte. Er verstand jetzt übrigens gleich, was ihm die Hauserin unten mit Fingern, Mund und Händen nicht völlig klarzumachen vermocht hatte. Der alte Mann da schlief sich aus dieser üblen Welt in eine bessere hinüber, und der ruthenische Infanterist, der so vor drei Jahren seinen eigenen Vater sterben gesehen hatte, rückte sich still einen Sessel zum Bett hin. Dort saß er, dachte an manchen jungen Kameraden, den die feindliche Kugel in zwölf Kriegsmonaten von seiner Seite gerissen ... ach nein, der Tod hatte für ihn keine Schrecken mehr. Und der hier friedlich in seinem breiten Bett starb, war ein alter, uralter Mann, hatte sein redlich zugemessenes Teil von Jahren hinter sich gebracht, durfte müde sein und das Sterben war ihm zu gönnen.

Der ruthenische Infanterist nickte zu solchen Gedanken sachte das Haupt und schaute sich die Hände des Sterbenden an, um deren Finger die Hauserin den Rosenkranz geflochten hatte. Braun und knotig lagen diese Greisenhände, die ihr Teil geschafft und geschuftet hatten, auf der Decke. An der Wand der Uhrenperpendikel ging still hin und her, zuweilen fuhr unten ein schweres Bagageautomobil vorüber, dann klirrten die Scheiben, unten die Musik hatte aufgehört, und durch den Fußboden hörte man die Stimme des Feldkuraten, der den neuen Hochzeitsleuten einen schönen Trinkspruch hielt.

Der Ruthene, dessen Gedanken aus dem Sterbezimmer auf Wanderschaft in die Heimat gegangen waren, schaute von ungefähr auf den Alten, und da lag der mit weitoffenen Augen, mahlte mit den zahnlosen Kiefern, ehe er auf dieser Welt noch ein Wort zu reden vermochte, und sagte sehr leise: „Jatzt, wos prödingt er da unten, da Pforra?“

Der Ruthene verstand nicht tirolerisch, er nickte also aufs Geratewohl bejahend und beschwichtigend und schob dem Kranken die heruntergeglittene Decke schön sorgfältig über die beinharten, gelben Greisenfinger. Der Antwort aber war er ohnehin enthoben, denn nach dem Spruch des Pfarrers unten klangen Gläser zusammen, die zwei Geigen fielen gicksend ein, die Ziehharmonika schnarchte ihren vollsten Baß, und das Lied, das sie unten spielten, kannte der ruthenische Zugsführer nicht. Aber der Alte erkannte es, mählich erkannte er es mit den wiederkommenden Sinnen; ein weher, weicher, froher Glanz kam in die fast schon ausgelöschten Augen, und die gichtknotigen Finger wurden lebendig und griffen seltsam in die leere Luft. Die Augen des Domenico aber standen auf einmal groß und blau, wahrhaftigen Gottes blau, in ihren Höhlen, und um die tausend Falten und Runzeln seines verknitterten Altengesichts fuhr es wie ein ... fuhr es wie ein letztes Lächeln.

Der Sterbende tat seinen welken Mund weit auf, holte tief Atem und sagte mit seiner Stimme, die von sehr weit herkam und schon gar nicht mehr ihm zu gehören schien: „Sixt, Mo, dös Liad ... dös Liadle hon i a amol oan Oeftn gsunga —.“

Der Zugsführer sah mit einem unsicheren Lächeln in die Augen des Alten. Nie hatte er in seiner fernen Heimat so merkwürdig lichte, so blaue Augen gesehen. Unten aber kratzten die Fiedelbögen zum Abschied, den der Standschütze Straßwalcherl jetzt schon von seiner Gabi nahm, und die Augen des Domenico Tschurtschenthaler wurden grau wie wehende Asche, loschen aus und krochen wie die eines kranken Tieres ganz tief hinter die faltigen Lider.

Die Geigen und die Harmonika der Standschützen sangen den Alten in das lichtere Land hinüber, und der fremde, ruthenische Zugsführer drückte ihm still die Augen zu.

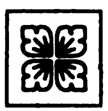
Einer mehr, den sie „erlöst“ hatten. Von Haus und Hof, vom stillen Tun und Frieden seiner siebzig Jahre starb er weg, im fremden Bett. Fern von Haus und Hof, fern von seinen Buben. Verarmt und einsam. Und in der Stunde dieses Hinscheidens wischte sich ein hahnenfederiger Unterleutnant von Seiner italienischen Majestät tapferen Bersagliere die Stiefelröhre an einem erbeuteten Bettpolster des Signor Domenico Tschurtschenthaler blank.

Lambert.

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.

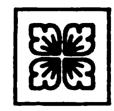
Abschied. Nach einer Zeichnung von **Carl Frantz.**





Die Vergeltung.

Skizze von Else Höffer. (Schluß.)



Bertier strebte zu Tale. Dort unten mußte er dem Wasserlauf folgen, dann kam er an die Sägemühle des Baptiste. Die lag auf einer Halbinsel, da wo zwei Gebirgsbäche sich trafen.

Dorthin wollte er. Er wollte die Mühle sehen und den Sägemüller, der dort hauste, reich und angesehen, ein behäbiger Familienvater, dem keiner die alte Schuld und die große Erbärmlichkeit von der hochmütigen Stirne las.

Er wollte sich den Mann betrachten mit anderen Augen wie bisher, wo er, der arme Sohn einer ledigen Magd, kaum gewagt hatte, seine Blicke zu dem mächtigen Manne zu erheben.

Heute war das anders geworden, heute sollte der andere seine Verachtung spüren wie einen tödlichen Streich, heute sollte er büßen, daß er ein Weib ins elendeste Dunkel gestoßen und einen Sohn ehrlos gelassen hatte.

Bertier ballte beide Hände und schritt rascher aus. „Tu' ihm nichts —" Es gellte ihm im Ohre, aber er lachte höhnisch. Sein Versprechen galt ihm nichts, ihm galten nur die Jahre der Schmach, die die Mutter getragen in demütiger Geduld, während der andere im Glücke saß —

Und heute durfte er abrechnen. Jede Muskel spannte sich in ihm, immer rascher strebte er vorwärts.

Das Donnern des Wassers unter ihm wurde immer betäubender, noch nie hatte er die Berge in solchem Aufruhr gesehen. Er hielt sich mühsam gegen den Sturm aufrecht, und der Atem versagte ihm oft in der Anstrengung des Kampfes. Er hatte den Weg verloren, nur das Toben des Wildbachs leitete ihn.

Da zerriß der Sturm die Wolken, und Bertier sah auf Augenblicke in die Schlucht hinab, die ganz angefüllt war von weißem, tobendem Gischt, der wütend emporkochte und brandete. Silbern leuchteten die bäumenden Schaumkronen im Mondlicht.

Bertier erschrak, so hatte er den Bach noch nie gesehen. Wo war der Weg, der am Ufer entlang talab führte? Der Bach hatte die enge Schlucht ganz ausgefüllt und den Pfad verschlungen. Der Sergeant mußte sich auf halber Höhe halten, um vorwärts zu dringen — in der Tiefe war kein Raum mehr für seine Tritte.

Es war eine grausige Nacht! Ah, die drunten in der Sägemühle konnten wohl auch nicht schlafen! Die saßen gewiß aufrecht in ihren Betten und horchten auf das Donnern des Wassers. Wenn der zweite Bach, der sonst die Halbinsel der Sägemühle so sanft und lieblich umfloß, auch gestiegen war, dann mochte wohl das hagere Gesicht des Sägemüllers bleich sein in Todesangst, da mochte der allzeit Gestrenge wohl zittern um seine Habe.

Der Sergeant fühlte einen wilden Triumph, leidenschaftlich sehnte er sich danach, die Not des Verhaßten zu sehen.

Wieder sah der Mond hinter zerrissenen Wolkenfetzen hervor und beschien den Tumult in der Schlucht. Da leuchteten die weißen Mauern der Sägemühle, und Bertier sah, daß auch der zweite Bach gewaltig angeschwollen war und mit dem andern in wilder Vereinigung die Halbinsel überschwemmte.

Ein zufriedenes Lächeln stand auf dem Gesicht des Mannes, ausruhend verharrte er und sah hinab, und ihm war, als sollte diese Nacht dem da unten die Rache bringen für ungesühnte Schuld.

Ha, wie die Wogen das Gemäuer umspülten! Wie sie die weißen Bretterstöße umleckten und zusammenwarfen, und wie die langen, schmalen Bretter wie helle Fische talab schossen und lustig auf den Wellen tanzten! Und wie der Wildbach schwere Stämme hob und heranwälzte, wie er sie gegen das Haus stieß, daß es in seinen Grundfesten erbebte, immer und immer wieder. Ob es das wohl lange aushielt?

Georges begann zu laufen. Ganz nahe mußte er das Unheil sehen, das über den Baptiste hereinbrach. Keinen Finger brauchte er zu rühren, der Herrgott selbst hatte die Rache übernommen und führte seine Sache gut.

In der Sägemühle brannten ein paar ängstliche Lichter.

Bertier war dicht herangekommen und stand ganz nahe dem Hause, etwas erhöht über dem Wasser, auf einem Felsklotz. Er konnte im hellen Mondschein alles wahrnehmen, was da vorging; wie in einem Theater stand er und sah still auf das Schauspiel. Nur daß er wußte, daß es kein Spiel war, daß die Menschen in wirklicher Not waren, erfüllte ihn mit grausamer Freude.

Da sah er auf einmal den Sägemüller. Aufrecht stand der Mann auf seiner Schwelle und sah auf den Wasserfall, der seine Habe bedrohte. Die Wogen rannen ihm schon über die Füße und liefen hurtig in den Hausflur hinein. Ein gewaltiger Baumstamm fuhr da gegen den Steg, der das Haus mit der Uferböschung verband.

Bertier sah deutlich, wie der Mann zusammenfuhr. Wenn der Steg brach, waren sie vom Ufer

abgeschnitten, denn das Haus war ringsum vom Wasser umspült.

Der Sägemüller wandte sich ins Haus zurück und kam mit seinem Jüngsten auf dem Arm wieder zum Vorschein. Hinter ihm trat zitternd vor Frost und Angst seine Frau auf die Schwelle, auch sie trug ein Kind, und ein halbwüchsiger Junge drängte sich an sie. Der älteste Sohn, der Knecht und die Magd folgten. Alle zauderten unter der Türe und wagten es nicht, dem Sägemüller zu folgen, der durch das Wasser auf den Steg zuwatete.

Da fuhr der alte Baumstamm wieder gegen die schwanken Planken, und der Sägemüller drehte sich herrisch nach dem Häuflein auf der Treppe um. Nun erkannten sie die Gefahr und folgten ihm und wateten durch die Wellen, die ihre Füße umspülten, und erreichten den Steg und liefen auf die Uferböschung, aufatmend die Männer, aufschluchzend die Frauen.

Nun standen sie dicht unter Vertiers Versteck, und wenn der Sturm ausruhend schwieg, vernahm er ihre Worte, nur wenige Schritte trennten ihn von ihnen.

Der Sägemüller gab das Kind der Magd auf den Arm und sagte kurz: „Ich hole noch die Papiere!“

Die Frau wandte etwas ein, aber er hörte nicht auf sie. Er wandte sich wieder dem Steg zu. Georges Vertier beugte sich weit vor und sah auf die Gruppe dicht zu seinen Füßen, und er sah mit glühenden Augen auf den Mann, der jetzt über den Steg schritt, und er betete in seinem Herzen: „Herrgott, laß jetzt die Rache kommen — jetzt, jetzt —“

Und er sah, wie die spülenden Wellen wieder den alten Baumstamm hoben, wie sie ihn vorwärts schoben gegen den Steg wie einen Sturmbock, und er hörte ein dumpfes Donnern und ein helles Knattern von splitterndem Holz, und er faltete krampfhaft die Hände und dachte: Jetzt —

Ein greller Aufschrei aus Frauenmund erscholl über das Heulen des Sturmes.

Der Steg war gebrochen — aber drüben stand aufgerichtet der Sägemüller und sah zurück. Und Vertier ballte die Fäuste und dachte: Der Herrgott hat mich verlassen —

Da sah er auf einmal einen Baumstamm, lang und schwarz wie ein Untier, lautlos schoß er heran und fuhr gegen den aufrechtstehenden Mann.

Und wieder der grelle Schrei —

Der Mann war zusammengesunken, als hätte ihn der Stoß gefällt, und der Baumstamm schoß fröhlich weiter. Die weißen Wogen umspülten den Sägemüller und leckten ihm bis zur Brust empor.

Weit vorgebeugt spähte der Sergeant, es war, als könnte er sich nicht satt sehen an dem Bild des Jammers da unten, und die Freude loderte in seinen Augen.

Der Sägemüller machte gewaltsame Anstrengungen, sich aufzurichten und sich zu erheben, aber er sank immer wieder zusammen, der gewaltige Anprall des Stammes hatte seine Beine wohl gebrochen. Hilflos lag er zwischen seinem Hause und dem Ufer, unfähig sich zu retten, der Wut des Wassers preisgegeben, das von Minute zu Minute stieg und immer neue Baumstämme talab führte.

Die Frau schrie und wimmerte laut und rang die Hände und lief am Ufer auf und ab, daß ihr das Wasser über die Füße spülte. Die Kinder weinten in Todesangst und Grauen und klammerten sich an die Magd. Mit bleichem Gesicht stand der Sohn. Da wandte sich die Mutter zu ihm.

„Hol' den Vater, Albert! Du hast junge und starke Glieder. Hol' ihn — sag' ich —“

Das Gesicht des Sohnes wurde noch blasser, angstvoll sah er auf die tanzende Flut. Der Frau erstarben die Worte im Munde. Sie sah, daß er sich fürchtete, daß er es nicht wagte, sein Leben einzusetzen.

Da wandte sie sich an den Knecht, sie legte ihm die Hände auf den Arm. „Holt ihn, Michel, verlangt dafür soviel Ihr wollt.“

Der Knecht machte sich frei von ihr und zuckte die Achseln. „Man lebt nur einmal — und er war immer ein harter Herr — gestern erst —“

Da schlug die Frau beide Hände vor das Gesicht und schluchzte laut. Sie konnte die Todesnot da drüben nicht mitansehen.

Der Sägemüller hielt sich noch über Wasser, er hatte die Hände in einen Busch verkrallt, und so lange der standhielt, konnte das Wasser ihn nicht talab reißen. Bis an die Brust spülten ihm die Wellen. Der Mond beschien sein fahles, eisernes Gesicht, in dem keine Muskel zuckte. Er sah starr nach dem Ufer hin, er wartete, ob keiner ihm zu Hilfe kam, nicht der Knecht, und nicht der Sohn —

Und als er erkannte, daß keiner um ihn das Leben wagen wollte, preßte er krampfhaft den Mund zusammen, und sein Gesicht wurde starr wie eine Steinmaske. Ruhelos nur wanderten die Augen umher und blieben auf einmal haften — auf einem hellen Gesicht, das sich am Ufer über einem Felsblock hob. Der Mond beleuchtete jeden Zug, und er sah dies fremde, dies bekannte Gesicht an — Und er gewahrte: es blieb kühl und mitleidlos, keine Angst, kein Grauen zuckte über die ernsten Züge.

Dem Sägemüller setzte der Herzschlag aus, er sah nicht mehr auf die Seinen, nur immer in dieses seltsame Gesicht mußte er schauen. Er machte eine hilflose, bittende Bewegung mit dem Arm.

Der am Ufer schüttelte langsam den Kopf. Da erkannte der Sägemüller den Mann —

Und da wußte er: der fürchtete sich nicht vor dem Tode wie sein Sohn und der feige Knecht — der wollte nicht helfen —

Der wollte zusehen, wie er unterging.

Ein Schauer flog über ihn hin. Und wenn der am Ufer stand und wartete — er sollte keinen Notschrei hören und kein Betteln um Hilfe. Der nicht! Der sollte seine Freude nicht haben am Gewinsel des Sterbenden.

Und härter preßte er die Lippen aufeinander.

Ein Baumstamm fuhr dicht an ihm vorüber, er bog sich zur Seite. Am Ufer schrie die Frau auf.

„Lauft ins Dorf, holt die Feuerwehr —"

Der Knecht begann zu laufen, unschlüssig stand der Sohn. Die Frau ächzte und wimmerte wie ein krankes Tier, die Kinder weinten laut auf. Der Sturm heulte dazwischen, daß es wie Hohngelächter klang.

Georges Bertier konnte die Augen von dem Manne da drüben nicht losreißen. Ah, für jede Minute, die der da bangte, hatte seine Mutter ein schmachvolles Jahr getragen. Recht geschah ihm, und süß war es, die Rache mitanzusehen —

Ob er nicht aufheulen würde in Todesnot? Ob er denn nicht um Hilfe schreien würde?

Seine Augen verfolgten jede Bewegung des Sägemüllers, sahen jedes Zucken in dem harten Gesicht.

Der Mann hielt sich gut. Wahrlich, ein Feigling war das nicht! Er mochte wohl seine Sünden überdenken und seine Augen weiden an dem tapferen Sohne!

Da fing die Frau an laut zu beten. „Herrgott, erhalte meinen Kindern den Vater!"

Bertier zuckte zusammen und richtete sich auf. Da sah ihn die Frau und sank in die Knie und hob ihm beide Arme entgegen, als müsse von ihm die Erlösung kommen.

„Rette den Vater —" sagte sie inbrünstig.

„Das ist mein Vater nicht," sagte der Sergeant, und sein Mund war verzerrt. „Schickt Euren Sohn. Wenn ich einen Vater hätte, ich holte ihn —"

Da senkte die Frau den Kopf wie eine Geschlagene, und dem Sergeanten war, als sähe er das demutsvoll gesenkte Haupt seiner Mutter.

Da stieg er von dem Felsenvorsprung herab und ging an ihr vorüber. Er wußte nicht, was er tat, er fühlte nur, daß das Wasser ihm bis zu den Knien ging, jetzt bis zu den Hüften, jetzt bis an die Brust —

Er wußte, daß jeden Augenblick der Strom ihn umreißen, daß er fehltreten, gleiten konnte — und jeden Augenblick konnte ein Stamm ihn talab mitnehmen —

Aber er sah nur das blasse, harte Gesicht drüben, in dem keine Todesangst war, nur ein großes Staunen — und jetzt eine heiße Scham —

Ha, da lachte Georges Bertier. Dies war der Augenblick der Rache: der andere schämte sich vor ihm!

„Ich tu' ihm nichts, Mutter!" stieß er zwischen den Zähnen hervor. Jetzt wußte er, daß er das Ufer erreichen würde.

Er griff in die Zweige des Busches, das Wasser schoß ihm über die Schultern und über den Kopf des Baptiste.

Und dann hatte er den schweren Körper gepackt und hochgehoben. Der Mann machte eine abwehrende Bewegung. „Laßt mich!" sagte er rauh.

Der Zorn wollte in Georges Bertier aufbäumen, da scholl die laute, betende Stimme der Frau durch den Sturm. Blitzschnell huschte ein Baumstamm an ihnen vorüber, das Wasser zischte tückisch.

Da machte er sich mit seiner Last auf den Rückweg. Schritt um Schritt kämpfte er sich vorwärts mit verbissener Energie. Die Wasser umtanzten ihn und zerrten an ihm, der Sturm schüttelte ihn, und die tückischen Steine glitten unter seinen Füßen hinweg.

Aber er stand aufrecht und wankte nicht. Schwer atmete der Sägemüller.

„Ich gebe dir alles, was du willst!" sagte er laut, als sie mitten im Strome standen und die Wogen über ihre Schultern rannen.

Georges Bertier lachte auf. „Von dir will ich nichts."

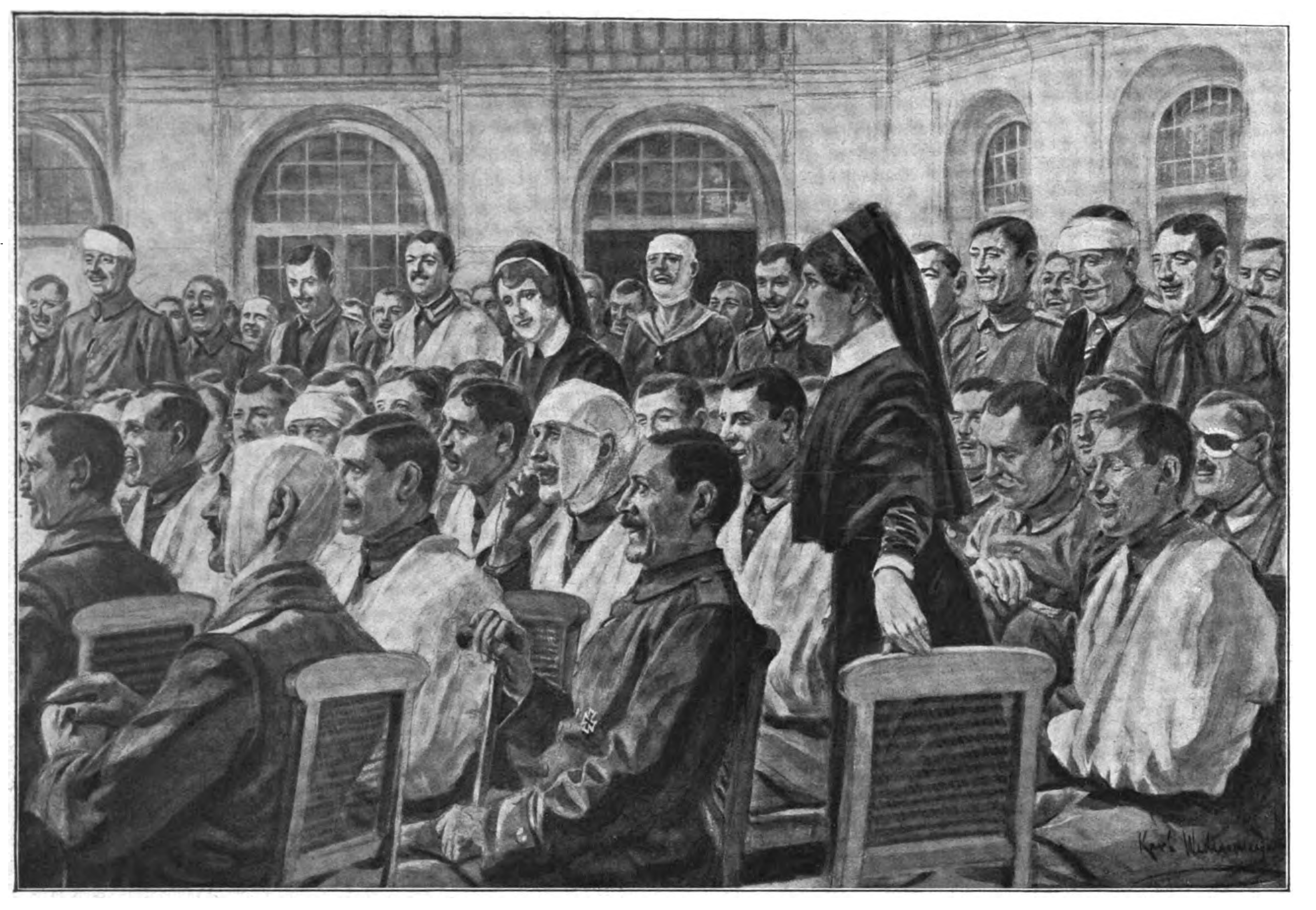
Und rascher strebte er vorwärts. Noch einmal warf sich ihm eine zischende Welle entgegen, dann war er am Ufer, und er warf den Körper des Mannes auf die Böschung, dem Sohne vor die Füße.

Und während sich die Seinen schluchzend über den Vater beugten, sprang er ans Ufer und ging talab, ohne sich noch einmal umzusehen.

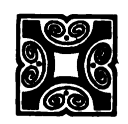
Ihm war leicht zumute, als sei eine jahrelange Last von ihm gewichen. Er schritt rasch aus, er wollte drunten auf der kleinen Station den Frühzug noch erreichen und zum Morgendienst in Lunéville in der Kaserne sein.



Drauf! Nach einem Schattenbild von Carlos Tips.



Frohe Stunden. Nach einer Zeichnung von **Karl Wedenmeyer.**



Kriegserlebnisse von Doberdo.



Von Franz Friedrich Oberhauser.

Am Beobachtungsstand.

Es ist früh am Tag, das Morgenlicht steigt noch, als wir zum Beobachtungsstand gehen. Die Beobachtungsstände liegen oben am Berg, eingegraben in die steinvolle Erde. Wir sind ungefähr auf der Mitte des Ganges. Es ist die Zeit, in der die welschen Batterien gewöhnlich zu arbeiten beginnen. Der junge Korporal, der von unserer schweren Artillerie ist, Belgien mitgemacht hat, erzählt uns über das Salvenfeuer der Schnellfeuerkanonen, die zu 12 und 16 in gutgedeckten Stellungen unten bei Sagrado, Gradisca und Sdraussina stehen, über die schweren Geschütze und die Panzerautokanonen.

„Wir haben ein Feuer gehabt," erzählt er, „wirklich, es ist stramm zugegangen bei den großen Belagerungen und Stürmen oben im belgischen Land. Wir haben feindliches schnelles Feuer gehabt, wir haben selbst hineingehauen, aber meiner Treu, dort oben war Wind, was hier Sturm ist. Was dort oben in einer Woche geschossen wurde, pulvern die Wellischen in einem Tage. Schon in der Frühe beginnen — — —

— Decken!" schreit er plötzlich, springt an eine Steinriegelwand, und wir springen ihm nach.

Das Feuer beginnt, die Italiener sind aufgestanden. Langsam, einer nach dem anderen schleicht man gebückt, teilweise auf dem Bauche kriechend, an den Steinriegeln entlang. Die Schrapnells kommen wie wilde Böcke in den hellen Morgen gesprungen, eine ganze Herde manchmal, wie ein Bellen ist es, und die Füllkugeln klopfen trommelnd auf die Steinwirre. Dann singt und heult sich wieder ein Geller in die Erde, daß der Stein erzittert scheint. Langsam und rastend kommen wir vorwärts. Dieser Teil, durch den wir nun kommen, wird den ganzen Tag beschossen, Sprengstücke liegen umher, stecken in der Erde. Und immer in Feuern hin geht unser Weg. Dann haut wieder eine Granate in die Steinriegelwand vor uns, daß sie berstet, und ein Steinschwarm surrt dumpf durch die Luft. Wir halten. Der Korporal schaut sich um, ist ganz ruhig, riecht weiter. Nach einer Stunde sind wir am Hang oben. Noch ein Stück vom Laufgraben. Wir rasten.

„So, das war ein kleines stilles Schießen. Wenn er zum Sturme arbeitet, geht man zwischen Steinen, Sprengstücken und Kugeln durch!"

Im Laufgraben. Stark, mehrere Balken lagen im Steinhaufen oben. Platz für acht und zehn Mann. Im Unterstande Batteriekommandanten, Aufklärer, Telephonisten. „Wenn es ist wie jetzt, kann man ruhig den Kopf über die Deckung stecken und mit dem Glase beobachten!" sagt nach der Begrüßung der Oberleutnant von einer schweren Haubitze. Wir schießen jetzt nicht. Und da gibt man uns Glas und Karte. Zuerst durch das Periskop beobachten, dann gehen wir hinaus, legen uns nieder, und ein Aufklärungsoffizier führt uns zeigend über das italienische Schlachtfeld. Eine blühende Landschaft mit kleinen welligen Hügeln, mit Bächen und Waldbeständen. Kleinen Dörfern im Grün, weißen Städten, Heiden und weißen Straßen. Knapp unter uns, zwei- bis dreihundert Meter, der Isonzo mit seinen Uferweiden, Baumalleen, Zypressengruppen. Die Bahn, der heißumstrittene Bahndamm und dann heraufsteigend unsere Schützengräben, eingepreßt in Erde, in Stein, Wasser, zerschossen und zersplittert. Über Waldlichtungen mit Vorposten, Patrouillen und weiter zurück Reservestellungen. Drüben irgendwo geht der Berg vor, dort liegt Castelnuovo. Mulden zeigt uns der Offizier, in denen sich Infanterie regt. Gelbe, merkwürdige Mauern. Sandsäcke, dahinter Pioniere der italienischen Infanterie. Weit draußen auf weißem Turme sieht man schwere Schußwirkungen, waren Scheinwerfer und Aufklärer darinnen. Unten ein Gasthof, in dem eine unserer schweren Bomben die Herren Offiziere bei der Messe erwischte.

„War ein Meisterschuß durch das Fenster. Gelage, wissen Sie?" lächelte der Offizier.

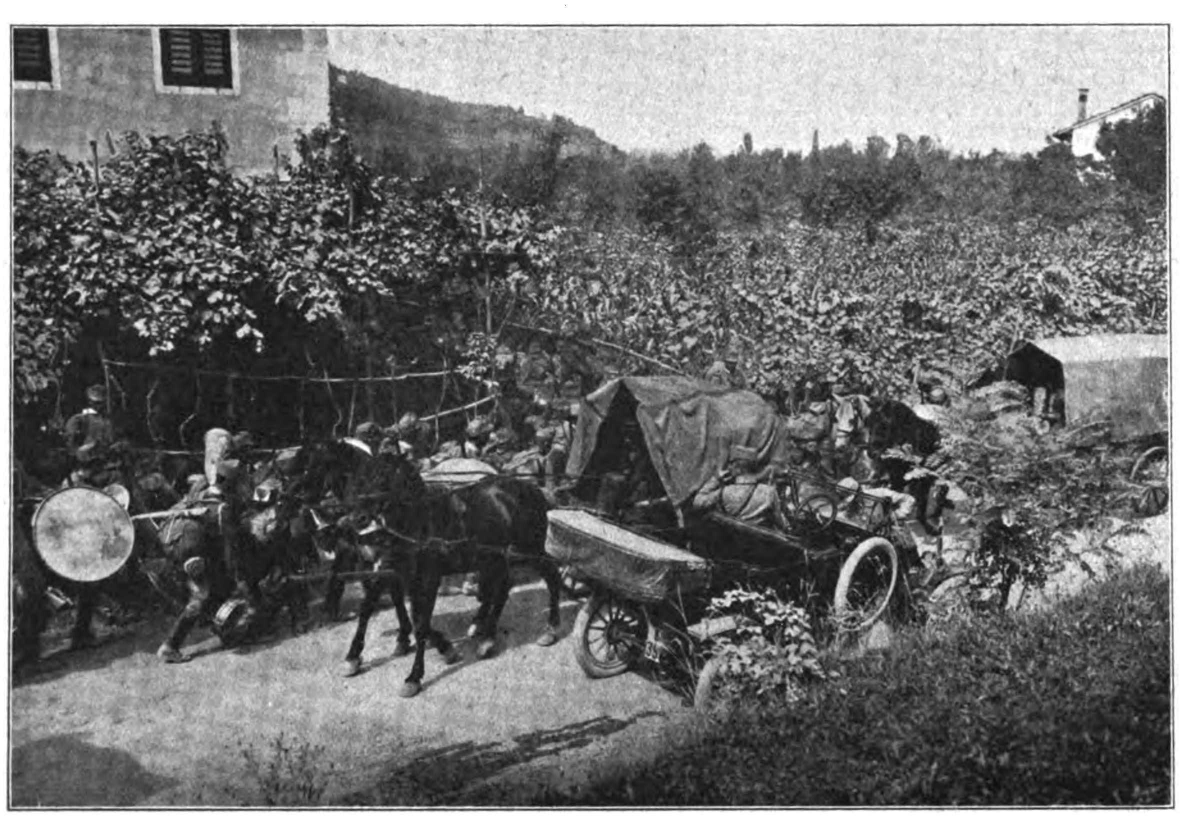
Plötzlich stößt er einen. „Sehen Sie dort unten auch auf der weißen Straße das graue Auto? Jetzt verschwindet es hinter Laub. Es muß dort hervorkommen, wo die Allee beginnt. Ist ein Panzerauto mit den ‚Revolverkanonen'. Passen Sie auf, wie sie arbeiten. Aber wartet, Kerle!"

Er meldet, ein Offizier gibt schon Kommando. Durch das Batterietelephon zur Geschützstellung nieder.

„Kom-man-do! Seite — Richtbogen — Libelle —



Volltreffer. Nach einer Zeichnung von Carl Franz.



Heerstraße auf dem Kriegsschauplatz an der österreichisch-italienischen Grenze.

Erster — Schuß —!" — „Abgegeben!" kommt es von unten. Das Panzerauto ist indessen aus dem Gelaub gekommen, blieb auf der Straße stehen, um im selben Augenblick, als es bei den ersten der zehn „Salvchen" war, einen Ruck zu bekommen, daß es krachend ein Leck riß und auf die Seite geworfen wurde. Dort blieb es liegen. Erstaunt und voll Freude sahen wir dem sicheren Kommando zu, das Herauskommen, Stehenbleiben, Kommando und schon schlug das berstende Ekrasit ein. War ein gut österreichischer Schuß. Dann zeigte der Herr uns noch die vormarschierenden Italiener-Reserven, kleine Tragtierabteilungen, das Mündungsfeuer der immer öfter und rascher arbeitenden Batterien. Und ganz links die wurstähnliche Gestalt des Fesselballons von Monfalcone, der nun auch an österreichische Artillerie glauben mußte.

Wir lagen oben. Die Landschaft breitete still ihre Felder, Wiesen, Weiden und Gefilde, weiß sonnten sich die Dörfer, dünn und hell zeigten die Kampanile in den Himmel, auf dem der Sommer klar und lichtvoll hing. Ein Surren wurde ganz ferne hörbar. „Aeroplan," sagte einer der Herren, lugte aus. Noch einmal überflogen wir den so heiß und weltgeschichtlich groß umstrittenen Hang von Sagrado, Sdraussina, Gradisca und Monte dei Sei Busi und hinauf gegen das Kastell Nuovo. In den Schützengräben, die nächtlich wieder vorgerichtet wurden, lag die Infanterie. Am Isonzo unten sah man einzelne Italiener. Von irgendwoher kam ein steirisches Lied. Von dort eine ungarische, überschlagende Weise. Wir mußten gehen. Die Arbeit begann wieder. Die Batteriekommandanten beobachteten, der Telephonist gab die Kommandos weiter und wir krochen und deckten uns der Mauer entlang hinunter, noch einen herzlichen Abschied und herzlichen Glückwunsch. Die Batterien begannen bereits zu feuern. Langsam, Schuß um Schuß. Die Mündungsfeuer von drüben mußten erlöschen. Der Aeroplan war ganz unten bei Monfalcone herauf aufs Plateau geflogen, eine Abwehrkanone sang hell und springt und schrillt hinauf, und da riß es ihn herum, um mit glattem Gleitfluge noch seine Truppen zu erreichen.

Langsam, im wachsenden, wilder werdenden Feuer gingen wir nieder aufs Plateau und nahmen mit, was wir oben sahen, das für uns bedeutet: Umsonst ist eure Mühe, das Plateau zu nehmen. Es kann nicht anders sein, wir halten es. Koste es, was es mag, aber Österreich will!

Zwischen den Stürmen.

Schrapnells und Granaten zerrissen die Nebelbänder des jungen Tages. Die Schrapnells übertrommelten das Granatendonnern und wollten durchaus eine Steinriegelwand demolieren, hinter der nachlässig gedeckt zwei Fässer mit rostigen Ofenröhren standen. Brüllend und wütend krachten die schweren Granaten ein, warfen furchende Steinlawinen in die Luft und arbeiteten, wie sie an dem einzig höllischen Ansturm der letzten zehn Tage der „Lissaschlacht", wie wir sie nennen, gearbeitet hatten. Die leichten Geschütze hasten salvenweise. Die schweren fetzenden Granatenbatterien verdoppeln sich zwischen Artillerie und Infanterie und überschütten die Schützengräben, reißen die schnellgebauten Steinwände zusammen und steigern die Qual der Infanterie, auszuharren, breiten um sie eine glühende Hölle. Heiß und schwüler wird es. Kein Mensch hat auch nur eine Vorstellung von jenem Feuerwall, der am Morgen beginnt, den ganzen Tag über anhält, daß die Hänge brennen, das Gestein in Krachen fliegt, die Bäume am Hang oben splittern. Die Welt scheint unterzugehen, unsere Braven aber halten treue Wacht. Schaut auf zu ihnen, die jene unter den Menschen sind, die am nächsten und tiefsten dem Tode ins Angesicht geschaut. Sie halten den Graben. Nur eins bitten, fiebern sie, eisern gebannt: Stürmen!

Es ist Abend geworden. Es kommt die Nacht. Überernst spannt sie eine dunkle überflimmerte Schleierwand auf, ein stiller Mond geht durch die Nacht, und drunten in der weißen Ebene am Isonzo verlöschen die Feuerblitze der Batterien. Ein Wind steigt auf, rafft eine Wolkenherde zusammen, springt hart in die Nacht. Plötzlich wird es schwarz. Blitze reißen in die Nachtwand, vorne grollt es. Ein Gewitter kommt. Und auch unten beginnt es sich zu rühren. Da rüsten sich die Unseren zum Empfang des stürmenden Feindes. Noch ist alles still, wieder vergeht eine Weile in Bängnis und Unsicherheit. Manchmal blitzt unten ein Schein auf, ein Licht in den Isonzowirbeln. Da steht ein Lichtkegel in den Himmel, fliegt über die Schützengräben, aber die Unseren sind ruhig und gedeckt. Plötzlich wieder ein Granatenschrei unter den Gräben vor uns. Und da reißt es weit vorne den Lichtkegel ab. Das feindliche Licht scheint nimmermehr, der Turm der Kirche fiel. Mitternacht. Der Feind zögert. Die Nacht dehnt sich, das Wetter hat Himmel und Nacht zerrissen, rauscht, singt und klopft. Blitze grellen, die Erde hallt den Donner wider, und weiter rauscht der Regen, die Wolken lichten sich. Tausend Bilder steigen, die Frage bangt in die Nacht, dort vorne ist der Feind, vielleicht hundert Schritte nah. Eine wundersame Sicherheit füllt einem mitten unter unseren Leuten, die in einer der größten Schlachten das Vaterland verteidigen. Und dieses eiserne Aushalten führt den Feind zur Verzweiflung, der tages- und wochenüber hundertsalvig die Stunde ausschreit, bis man die Schüsse nicht mehr zählen kann, wie sie erbarmungslos einherspringen. Die Unseren harren, nun komme, Feind!

Aber vor dem Morgengrauen kam er nicht. Wir hatten alle Hoffnung auf einen Sturm aufgegeben. Da brüllte plötzlich ein Schuß weit in die Ebene. Und wie eine heulende Meute rasselten tausende andere nach. Klopften trommelnd an die lichte Wand der Nacht. Der Sturm begann. Die ganze Front brannte. Eine Feuerzeile, die zuckte, sprang, wogte. Der Regen hörte auf. Es lichtete sich der Himmel. Noch stand die Nacht am Himmel. Sterne blinkten wieder, und der Mond stieg in die lichtende Tagesfrühe. Der Sturm reift. In wurrlender, wirbelnder Nacht drang es über die Grabenränder und flutete vor, und da ein einziger Schrei: „Hurra—a!“ Und der Spielmann blies zum Sturme.

Da prallten sie zusammen. Ich weiß nicht, wie seltsam einem da ist, wenn ferne die Bajonette blitzen. Die Kolben fliegen und sausen krachend nieder. Dem Mann im Wirbel versinkt die Welt links und rechts, er sieht nur die Schande brennender Untreue, sieht flüchtig die Millionen bittender Hände — hilf dem Vaterlande! Der Anprall wird immer wütender; weichend keilen sich langsam die Bersaglieri in die nachkommenden Kompagnien. Der Morgen steigt lichtweise auf — das Morgenrot beginnt zitternd mit sanftem Schein über das Feld zu fliegen. Dann springt es hell auf, blutet im Himmelsrund, groß kommt die Sonne. Und wie retirieren die Italiener.

Da bleibt der Blick an einem kleinen Spiel hängen, das zwischen den Stürmen unten an der Kapelle geschieht. Ein verwundeter Italiener schleppt sich zur Kapellenwand, stöhnend fällt er, arbeitet wieder weiter, fällt. Das sieht ein Steirer, hört zu schießen auf und läuft hin zu ihm. Neigt sich tief über ihn. Und die Stunde bedeutet ein Geschehnis vom Feind, Kamerad und Held. Still wird es da in mir, und zitternd im Empfinden schaue ich das Bild zwischen den Stürmen. Ein Kreuz sucht der Italiener, und der Österreicher bettet ihn ins Gras an der Kapellenwand, zündet ihm eine Kerze vom Altar an, faltet ihm die schwachen Hände. Zuvor aber reicht ihm dieser die Hand. Im Rosenbusch hängt die steigende Sonne im hellen Lichte. Der Österreicher grüßt den anderen zum letztenmal und springt wieder ein in Kampf und Sturm . . .

Und während noch das flackernde Kerzenlicht an der Kapelle steht, stürmen die Österreicher, bis der Sieg die Mühe krönt.



Straßenbild aus Südtirol. Nach einer künstlerischen Aufnahme von Kilophot, Wien.



Blumen im Schützengraben. Nach einer Zeichnung von Bruno Mauder.

Unsere Blumen.

Blätter aus einem Kriegstagebuch. Von Artur Naumann.

Ein rauher Geselle ist der Krieg. Voll Härte und voll Roheit und Grausamkeit. Und doch zieht er aus denen, die ihn erleben, das Edelste an den Tag. Die Menschen zeigen einander ihre Seele — ihre Liebe. Sie suchen beide nicht mehr so ängstlich zu verbergen.

Von den Blumen erzählen diese Tagebuchblätter. Wie die Menschen jetzt durch sie einander ihre Liebe zeigen. Sie waren ja von jeher die Träger tieferer Gefühle. Aber doch nur zwischen Menschen, die einander nahestanden. Heute sprechen sie zu uns allen. — Nein — der Krieg ist doch nicht so sehr rauh. Nur von außen ist er's, im Innern ist er weich und mild und gütig. Er läßt die Menschen ihr Bestes erkennen, damit sie's halten und darin weiterleben.

Etwas Schönes ist es um die Liebesgaben, die uns fremde Menschen ins Feld senden. Menschen, die uns nie gesehen haben, meist wohl auch nie sehen werden. Diese Gaben erfreuen uns besonders, wenn noch einige Zeilen dazu geschrieben sind. Daraus ersehen wir meist, was den Spender dazu getrieben hat, uns, den ihm Fremden, eine Freude zu bereiten. Tiefste Dankbarkeit, glühende Vaterlandsliebe oder heiligste Begeisterung sind wohl fast immer die Beweggründe. Doch noch andere gibt es, die sich fremder Menschen annehmen, ohne groß auf Dank zu hoffen. Es sind allerdings nur wenige — aber die Besten und beim Geben wohl auch Glücklichsten.

Die Feldpost brachte mir eines Tages ein Paketchen, ganz mit Süßigkeiten angefüllt. Ein Zettel lag darin. Darauf stand: „Dies Wenige — um Ihnen eine kleine Freude zu machen." — Sonst nichts. Nur die Adresse noch, aus der hervorging, das der Geber eine Frau war. Oben darauf aber lagen, sauber in Pergamentpapier eingewickelt, Blumen.

Blumen — —

Etwas feuchtes Waldmoos und dazwischen hinein gesteckt wunderschöne blaue Enzianblüten. So finnig leuchteten mir die entgegen. Da kam ein heimliches Freuen über mich und ich zeigte sie den Kameraden. Und die verstanden, was ich meinte. Ohne auf den Inhalt zu sehen, sagten sie nur einfach: „Das ist mal was sehr Schönes!"

So viel tiefe, warme Menschenliebe, so viel innige Anteilnahme an den Schmerzen und Leiden anderer, an dem Geschick des ganzen deutschen Volkes sprach zu uns aus den Blumen. Solche Menschen hinter uns zu wissen, das war uns der schönste Dank.

Viele, sehr viele von uns sind in all den Monaten nun schon hingesunken. Und viele wird noch das gleiche Geschick treffen. Sie schwinden aus dem Leben als Opfer dieser schier unfaßbaren, großen Zeit. Und finden ihr Grab in der geschoßdurchfurchten Erde, die vorher schon ihr Lebensblut getrunken hat. Wohl keinen lassen wir ohne sein Kreuz, mag es auch oft nur aus zwei Aststücken zusammengebunden sein. Und keinem Grabe fehlt der Helm, dieses Wahrzeichen des Kriegers. Aber das ist nicht alles. Wo du da draußen solch einen Hügel findest, da schaut das Auge Blumen. Blumen in solcher Pracht und Fülle, daß dir das Herz aufgeht und dir der Tod des Helden da unter diesem Blühen leicht und froh erscheint.

Und du siehst die Kameraden, wie sie in liebevollem Gedenken Tag für Tag zu dem Grabe pilgern und ein stilles Vaterunser für den Toten beten und ihm frische

Blumen bringen. Der Blick weitet sich dir und du schaust in die Zukunft. Und dein Auge sieht da alle die weiten Schlachtfelder und darinnen die Hügel. Die tragen alle schöne Kreuze und große Denkmäler aus Erz und Stein. Und auf ihnen sprießen prächtige Blumen. Blumen, die deutsche Hände da draußen im fremden Land gepflanzt haben. Nach Jahrzehnten werden sie das noch tun. Denn diese Hügel sind deutscher Boden. Sie werden denen, die nach uns kommen, heilig sein. So wie sie uns geweihter Boden sind. Und ihre Liebe wird die gleiche sein und wird durch ihre Blumen zu den Toten reden.

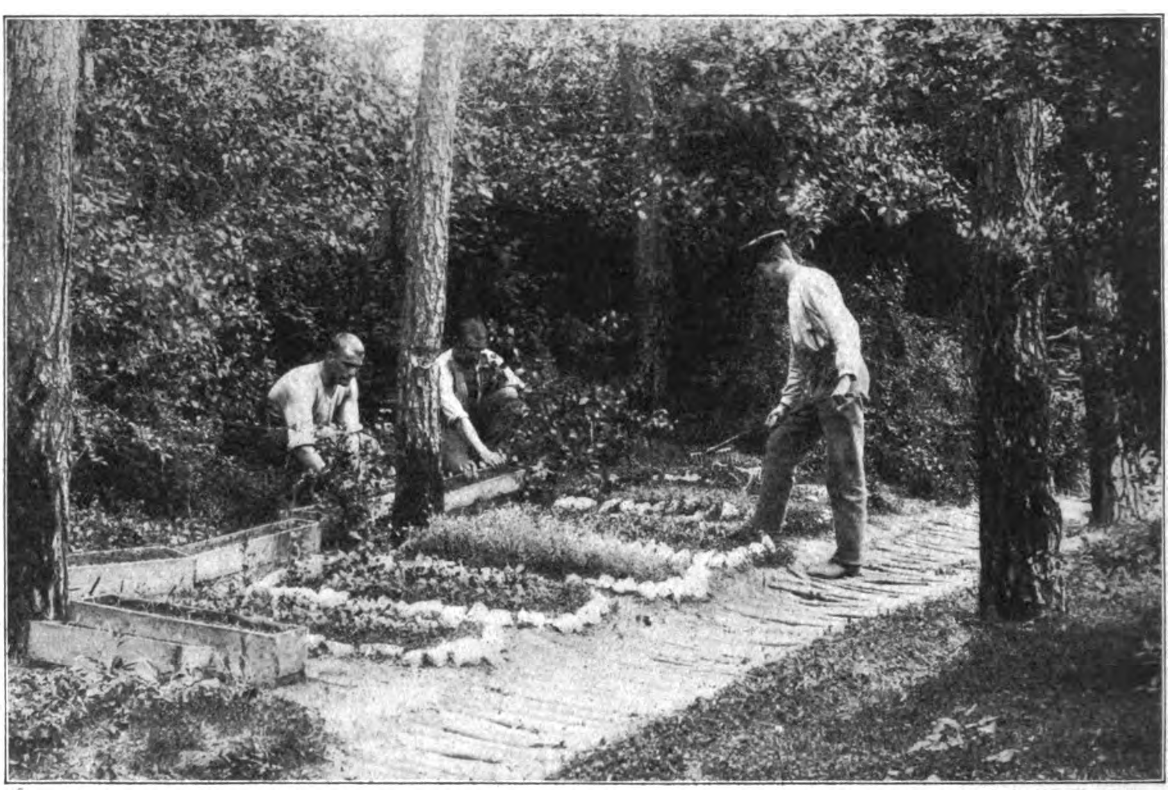
Aber auch zu den Lebenden — zu unseren Feinden. Ihnen werden einst diese Blumen ein schreckliches Memento mori sein — eine Mahnung: Hütet euch — das Volk ehrt seine Toten, seine gefallenen Helden, und die Blumen auf den Gräbern zeugen von seiner großen Liebe zu ihnen. Hütet euch — solange da draußen noch die Blumen blühen, so lange ist Deutschlands Volk noch das alte. Wie es war — damals mitten im Weltbrand.

Solch mächtige Sprache führen die zarten, duftenden Blumen. Aber kürzlich sagten sie mir noch etwas anderes. Das klang wie ein Vorwurf. Du Heldenvolk — warum willst du das Heldentum deiner Toten nicht verstehen? Warum nimmst du so viele und läßt sie zurückschaffen in die Heimat, um ihnen in irgendeinem stillen Friedhof ein ruhiges Fleckchen Erde zu sichern? Warum? — Laß sie einmal reden, deine gefallenen Kämpfer. Willst du wissen, was sie sagen würden? — Ihr, unsere Lieben, was habt ihr davon, wenn ihr unseren toten Leib in die Heimat schafft? Ein Häuflein Erde — sonst nichts. Das Gedenken? Sind wir euch soviel gewesen, wie ihr sagt, dann reicht eure Liebe auch heraus auf die Schlachtfelder. Laßt uns da draußen, mitten unter den Kameraden, dem Jüngsten Tag entgegenschlummern. Dort ist unser Platz, wo einst die Kanonen brüllten. Die Erde soll uns decken, die unser Kämpfen und unser Sterben gesehen hat. Im Friedhof der Heimat sind wir bald vergessen. Niemand wird mehr von uns wissen. Da draußen werden wir noch nach Jahrhunderten als die Schmiede und treuen Hüter von Deutschlands stolzer Größe und seiner herrlichen Freiheit von den Volksgenossen geehrt und vom Feinde gefürchtet sein.

Droben in Nordfrankreich war es. Nach den wilden, erbitterten Kämpfen des Herbstes trat dort eine gewisse Ruhe ein. So konnten wir den Winter über unsere Schützengräben und Unterstände ausbauen und alle Vorbereitungen für neue Kämpfe treffen.

Dann kam das Frühjahr. Wir in unseren tiefen Gräben merkten nicht viel davon und sehnten uns doch so danach. Steckte aber einer den Kopf oben hinaus, um etwas von dem Grünen und Blühen zu erhaschen, sank er auch schon hintenüber. Da suchten wir den Frühling auf andere Weise. Einige gingen durch die Laufgräben nach rückwärts mit Säcken und Schachteln. Und gruben dort in den Gärten der zerschossenen Ortschaften den Frühling aus und trugen ihn vor in die Kampflinie. Alles mögliche brachten sie: Aurikeln und Tulpen, Hyazinthen und Pfingstrosen und vieles andere noch. Und einige, die sich darauf verstanden, begannen zu pflanzen. Wo irgend nur ein freies Plätzchen war, das gegen feindliche Geschosse Schutz bot und von uns selbst bei der Verteidigung nicht gebraucht wurde, da stellten sie den Frühling hin. Jeder Unterstand bekam sein klein winzig Gärtlein. Sogar die Brustwehr wurde bepflanzt. Nun hatten auch wir unseren Frühling — unsere Blumen. Und sie hätten keine besseren Pfleger finden können, als uns rauhe Krieger.

Wie wir's erwartet hatten, so kam's. Mit dem Frühling kam auch bald der Feind über uns. Das Kämpfen



Unsere Feldgrauen als Gärtner hinter der Front bei Laon.



Schützengraben-Idylle. Gezeichnet von Soldat Arno Schumann.

hub wieder an. Es regnete oft Granaten und Schrapnells. Wild stürmten die Feinde gegen uns an. Und manch einer von uns sank in die Blumen hinein und nährte sie mit seinem roten Herzblut. Doch auch der Blumen wurden weniger. Die Geschosse rissen viele fort.

Der Feind kam nicht herein. Wir standen da. Wir und unsere Blumen. — Wenn wir schwach werden wollten und zagten, dann mahnten sie uns: Bleibt! — bleibt bei uns. Ihr habt uns gepflanzt und gepflegt. Hier bei uns ist ein Teil eurer Heimat — ein Stück eures großen Deutschland. — Bleibt! — Und wir blieben bei unseren Blumen.

Acht Monate hatte ich ausgehalten draußen — da traf's auch mich. Ich kam ins Lazarett Peronne und lag da in dem sauberen, weichen Bett und konnte doch tagelang nicht schlafen. Eben weil das Lager weich und warm war. Ihrer einundzwanzig lagen wir hier. Unsere treue Pflegerin, Schwester Gunhilde, hatte Arbeit übergenug mit uns großen, unbeholfenen Kindern. Ein alter Franzose und sein vierzehnjähriger Sohn, Leute, denen von ihrem Eigentum nichts als das nackte Leben geblieben war, nahmen ihr die gröberen Arbeiten ab, wofür sie täglich ihre Verpflegung erhielten.

Kurz bevor ich von Peronne wegkam, brachten sie einen Schwerverwundeten. Strotzend von Kraft und Leben, mußte er seine Verwundung — Querschläger durch die Lunge —, an der ein anderer sofort den Tod gefunden hätte, durch Tage hinschleppen. Dieses martervolle Sterben ansehen zu müssen, deuchte uns entsetzlicher als die grausigste Schlacht.

Da brachte einmal Schwester Gunhilde einen schönen Strauß prächtiger, dunkelroter Rosen, die sie wie gewöhnlich auf unseren Tisch stellte. So konnte jeder sich daran erfreuen. Am Nachmittag hatte unser schwerverwundeter Kamerad einige ruhige Stunden. Und wir bemerkten, wie seine Augen an den dunkelroten Rosen hingen. Da baten wir Schwester Gunhilde, ihm die Rosen auf das Nachtkästchen neben sein Bett zu stellen.

Gegen Morgen kam wieder der Tod und kämpfte mit dem wunden Körper um die Herrschaft. Der Kampf war entsetzlich. Das viele jungfrische Leben wollte nicht fort. Uns allen, die wir doch schon Härteres gesehen hatten auf den Schlachtfeldern, lief es eiskalt über den Rücken trotz der warmen Betten. Plötzlich wurden des Verwundeten fieberheiße Augen hell und klar und hingen wie gebannt auf den leuchtenden Rosen. Und schwer hob sich sein Arm, und die Hand krampfte sich um die Blumen. Und während sie mit diesen wieder zurücksank auf die wunde Brust, trat ein freudiges Lächeln in sein Gesicht, und die Lippen schrien es noch einmal hell hinaus: „Meine — Blumen!"

Das jungfrische Leben war endlich zerbrochen. Am Boden lag zerschellt das Blumenglas. So wie unser Kamerad gestorben, die Rosen in der Hand, so legten wir ihn auch in die Erde.

Für einige Wochen kam ich nach Deutschland zurück, dann zogen wir das zweitemal hinaus. Blumen oben am Bergstock — Blumen in der Mündung des Gewehres — am Helm Eichenlaub und voller Blumen die Brust. Blumen und wieder Blumen. Diesen Zug zum Bahnhof wird wohl keiner mehr vergessen. War es doch der reinste Triumphzug durch die Stadt. Während uns im August des Vorjahres nur ganz wenige das Geleite gaben, lief diesmal alles mit, was um unsere Abfahrt wußte. Das war ein Jubel auf dem ganzen Weg, dazu die Musik und unsere Blumen. Am Bahnhof stand eine wahre Menschenmauer. Da gab's wieder Blumen zum



Achtung, Blindgänger!
Gezeichnet von Soldat Arno Schumann.

Schmücken der Wagen. Und als dann der Zug anfuhr und sie uns noch einmal die Hände schüttelten, hörten wir manch einen sagen: „Wir haben nun schon so viele ausziehen sehen, doch so wie ihr sind noch keine fort!" — Dies Wort machte uns stolz.

Der Zug glitt hin durch die Ebene. Tacktacktack! — Und immer mußte ich daran denken: „So wie ihr sind noch keine fort!" Es mag dies wahr sein. Aber wie kommt es wohl? — Da habe ich nun so oft schon sagen hören: „Die das erstemal hinausziehen, die tragen noch die helle Begeisterung in sich. Die kennen das Grauen noch nicht, dem sie entgegengehen. Beim zweiten Auszug ist jeder still und ernst." Und dies hatte ich selbst geglaubt. Und nun? — „So wie ihr sind noch keine ausgezogen." — Und doch waren es diesmal hundertunddreißig Mann — lauter Menschen, die schon draußen waren, die das Grauen und das Entsetzen kannten, die zum größten Teil schon ihr Lebensblut für das Vaterland hatten fließen sehen. — Menschen, die alle der Tod grinsend in die dürren Knochenarme genommen und geliebkost hatte.

Das erstemal war doch eine unbestimmte Angst tief drin in uns vor dem Großen — vor dem Krieg. Diesmal kennen wir ihn, und wir wissen, er wird noch manchem seine Heimat geben. Und doch gehen wir gern und freudig. Wir sind bereit!

In meinem Kriegstagebuch liegen zwischen den Blättern zwei Rosen — vertrocknet und verblaßt. Und doch — so oft ich die Seiten aufschlage, bekommen sie Farbe und Leben und Duft. Und ich sehe die dunkelroten Rosen in den Händen eines schwarzbraunen Mädels. Und sehe, wie sie die Blumen zwischen zwei Knöpfe meines Waffenrockes steckt. Und höre noch ganz deutlich, wie sie dabei das erstemal „du" zu mir sagt. „Du sollst diesmal nicht so hinausziehen — ohne Blumen."

Nun weiß auch ich mir eine Heimat Und so oft ich die vertrockneten Blumen zwischen den Tagebuchblättern anschaue, ist es mir, als brächten sie mir Grüße aus meiner Heimat. Und ihr feiner Duft, den ich noch immer zu spüren glaube, singt mir von einer Sehnsucht, die über alles hin zu mir heraus flieht.

Blumen — heilige Blumen.

Emanuel Geibel.

Zum hundertsten Geburtstag, 17. Oktober 1915. Von D. P. Mehlhorn.

Mit sechs Abbildungen.

Geibel verdient, daß wir seinen hundertsten Geburtstag über dem Kriegslärm nicht vergessen — der edle, reine und charaktervolle Mensch, der echt deutsche Mann, der Herold der deutschen Einheit und des deutschen Kaisertums, dessen prophetische Stimme in unsern sturmdurchbrausten Tagen einen vielfachen Widerhall findet; der Dichter, der zwar nicht einer der allergrößten und eigenartigsten unseres Volkes war — nach seinem eigenen Urteil ein Mendelssohn im Reiche der Poesie, nicht ein Mozart oder Beethoven —, der sogar mancher sehr herben Kritik ausgesetzt gewesen ist, als ob die schöne Form bei ihm in keinem rechten Verhältnis zu dem Inhalt stehe, der aber doch sehr viel Gehaltvolles geschaffen, sich tief in die Seele unseres Volkes hineingesungen, mit seinen frischen Liedern auch die Tonkunst schon frühzeitig in Bewegung gesetzt, kurz vor seinem Tode noch die 100. Auflage seiner Gedichte erlebt und sich einen unverlierbaren Platz in der Literaturgeschichte errungen hat. Auf ihn dürfen wir anwenden, was der Sänger im „Graf von Habsburg" sagt:

Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.

Sein Gebet:

Gib deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei du mit mir,

ist erhört worden. Es ist ein wohlbegründetes Lob, das Heinrich Leuthold ihm spendete:

Ein schönes Bild harmonischer Entfaltung
Hast du uns, Unvergänglicher, gewoben,
Und einmal noch auf ihren Thron erhoben
Die Kunst durch formvollendete Gestaltung.

Sein ernster Vater, der pflichttreue Pfarrer der reformierten Gemeinde in Lübeck, war

Streng schriftgläubig, doch mild und jeder Verketzerung abhold...
Echt war alles an ihm, und der Glaube des Herzens verlieh ihm,
Wenn er die Kanzel betrat, stets das begeisterte Wort.

Wenn der Sohn sich auch allmählich zu einer freieren Anschauungsweise durcharbeitete, so blieb er doch stets eine tief religiöse Persönlichkeit, und einige seiner Lieder haben auch den Weg in Gesangbücher gefunden, so — ganz oder teilweise — sein „Ostermorgen" und das Reformationslied:

„Woll' uns deinen Tröster senden,
Herr, in dieser schweren Zeit."

Dem Vater stand die geliebte Mutter, in deren Adern auch Hugenottenblut floß, mit ihrer Frohnatur und ihrem Sinn für die Schönheiten der Natur zur Seite, der sich auf ihre zahlreiche Kinderschar übertrug.

Also wuchsen wir auf, vom Ernst umwaltet des Vaters,
Während der Mutter Gemüt heiter die Welt uns erschloß,
Und an beide gelehnt und im Geist von beiden befruchtet,
Lebt' ich, ein träumerisch Kind, dämmernde Jahre des Glücks.

Schon früh regte sich in Geibel der dichterische Drang. Noch aus der Lübecker Gymnasialzeit stammt „Der Zigeunerbube im Norden", schon im Musenalmanach auf das Jahr 1834 wurde ein Gedicht des Achtzehnjährigen („Vergessen") abgedruckt.

Als Bonner Student, zunächst als Theologe eingeschrieben, wandte er sich bald dem altphilologischen Studium zu, neben dem die private Beschäftigung mit englischer und deutscher Literatur und eigene dichterische Arbeit einherging; in Berlin wurde er unter anderen mit Wilibald Alexis, Chamisso, Eichendorff, Gaudy und Kugler bekannt; Chamisso übertrug ihm sogar die Schriftleitung des Musenalmanachs. Auch bei Bettina v. Arnim fand er freundlichste Aufnahme. Sie vermittelte ihm, der sowohl als Philolog wie als Dichter „das Land der Griechen mit der Seele suchte", eine Hauslehrerstelle bei dem ihr verwandten russischen Botschafter zu Athen. Dankbar gedenkt er der Zeit, da er „auf hellenischem Grund schaute die Sonne Homers" und sich gelobte:

Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und, was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.

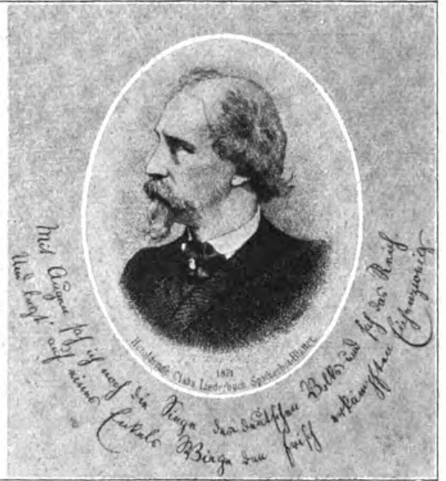
Herbstabend.

Nach einem
Gemälde von
C. E. Henschel.









Bilder aus dem Leben Emanuel Geibels.

Die „Klassischen Studien“, die er mit seinem gleichfalls als Hauslehrer in Athen weilenden Schul- und Universitätsfreund Ernst Curtius herausgab, waren eine Probe seiner Meisterschaft in der dichterischen Übersetzungskunst, die er zuletzt noch in dem 1875 erschienenen „Klassischen Liederbuch“ an den Alten bewährte; dazwischen zeigte er sie auch an neueren Dichtungen verschiedener Sprachen, teilweise wieder mit anderen (Paul Heyse, v. Schack und Heinrich Leuthold) zusammen.

Der Zauber, den Griechenland auf den Dichter Emanuel Geibel ausgeübt hat, spiegelt sich noch in seinen „Distichen“ und „Erinnerungen aus Griechenland“ wider. Wie knapp und eindrucksvoll ist das Stimmungsbild der marathonischen Ebene:

Halb von öden Gebirgen umkränzt, streckt Marathons heil'ge
Talflur gegen des Meers schimmernde Bucht sich hinab;
Feierlich schweigt es umher, stumm kreisen die Adler, und einsam
Über dem weiten Gefild schwebt der Gefallenen Ruhm.

Aber so wundervoll der März im Ilissostale war, so verließ den nordischen Dichter doch nicht das Heimweh:

Ach, dich mahnt's in süßem Grausen,
Wie durch's schnee'ge Waldgebiet
Deiner Heimat jetzt mit Brausen
Erste Frühlingsahnung zieht.

Wie innig er in seiner engeren Heimat lebt und webt, das sagen uns deutlich seine Ostseelieder. Natur und Heimat gehören zu den Leitmotiven des wanderfreudigen Dichters.

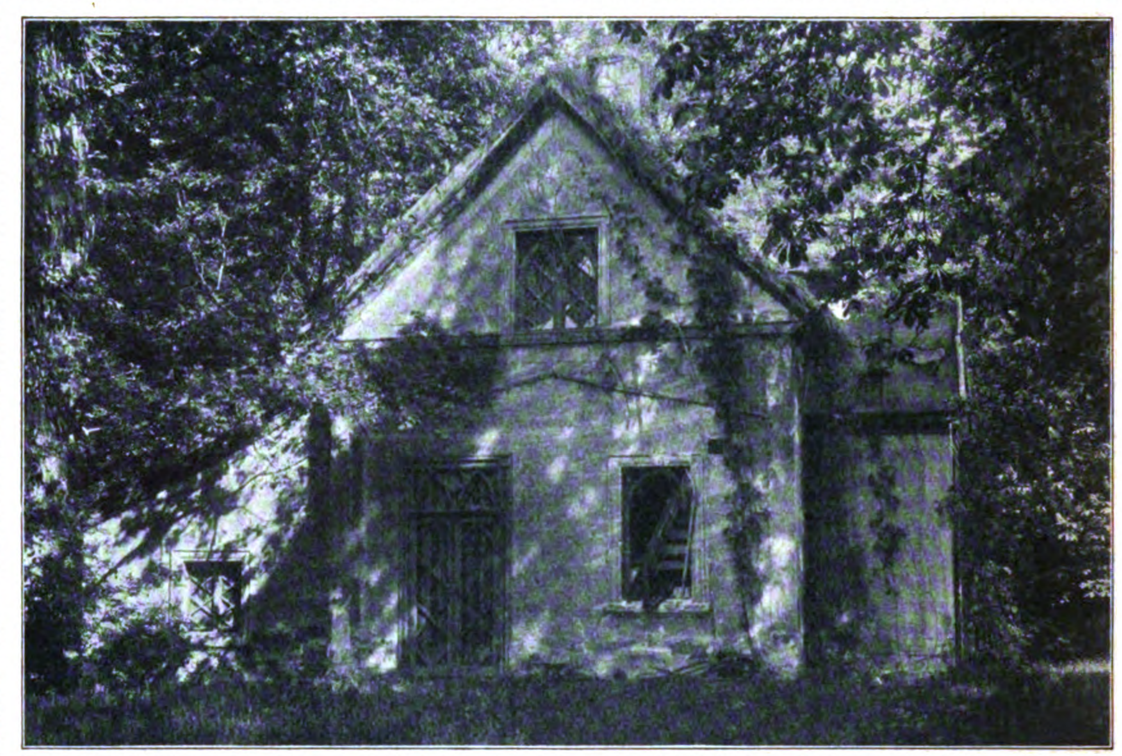
Im Frühling 1840 kehrte Geibel nach Lübeck zurück. Im Herbst erschien sein erster Band „Gedichte“. Aber noch konnte er sich trotz verlockender Anträge angesehener Verleger nicht dazu entschließen, von der Feder zu leben; die Zukunft lag unklar vor ihm. Da lud ihn der seinem Vater befreundete Freiherr v. Malsberg auf sein Schloß Escheberg bei Kassel ein, wo er ein glückliches, dichterisch fruchtbares Jahr verlebte:

Und im Gefühle des Schaffens getrost abwerfend die Zagheit,
Lernt' ich im heiteren Kreis wieder gesellig zu sein.

Nach seiner Heimkehr empfing er 1842 ein erfreuliches Weihnachtsgeschenk: Friedrich Wilhelm IV. gewährte ihm „zur ungehemmten Fortsetzung einer poetischen Laufbahn“ eine lebenslängliche Pension von 300 Talern. Oft wechselte er in den folgenden Jahren den Ort. Bald finden wir ihn am Rhein, in St. Goar in freundschaftlichem Verkehr mit Freiligrath, bald in Schwaben, als Gast Justinus Kerners oder in Stuttgart, bald in Hannover oder in Weimar, bald in Schlesien bei Graf Strachwitz oder Fürst Carolath, bald an der Ostsee, in ihren Bädern oder im heimatlichen Lübeck. Seine Sehnsucht nach einer festen Stätte wurde durch König Max von Bayern befriedigt, den eifrigen Förderer der Kunst und Wissenschaft, der ihm 1852 eine Ehrenprofessur für deutsche Literatur und Ästhetik in München verlieh. Hier wurde er das gefeierte Haupt des bekannten Dichterkreises, vom König ganz besonders geschätzt. Hier erlebte er auch sein kurzes Eheglück mit der jugendlichen Amanda (Ada) Trummer aus Lübeck. Ihr sind einige der persönlichsten unter seinen zarten



Emanuel Geibels Geburtshaus in Lübeck. Phot. Atelier Lubeca.



Das Geibel-Häuschen bei Carolath unweit Neustadt a. O., wo Emanuel Geibel als Gast des Fürsten von Carolath sein prächtiges Lied „Der Mai ist gekommen" dichtete.

Liebesliedern geweiht, die „Tagebuchblätter". Da grüßte er die Braut mit den Worten:

Dein Auge tief und minnig,
Es sagt mir Tag für Tag,
Was nimmer so herzinnig
Die Lippe künden mag.

So hat die Frühlingssonne
Auch Schall und Rede nicht,
Und doch mit stiller Wonne
Durchschauert uns ihr Licht.

Mir gab den Wohllaut eigen,
Der dir den Blick beschied;
Sei du mein lieblich Schweigen,
Und ich will sein dein Lied.

Als sie ihm schon nach drei Jahren durch den Tod entrissen wird, bleibt ihm ein liebes Töchterlein und ein tiefer, heiliger Schmerz.

Manchmal, als ob ich dich noch hätte,
Wenn mir der Tag verging in Schmerz,
Trittst du in Träumen an mein Bette
Und legst mir still die Hand aufs Herz.

Es webt um deine reinen Züge
Der stille Glanz der Ewigkeit;
Doch blickt dein Aug', als ob es früge:
„Was härmst du dich? Ich bin nicht weit."

War der Dichter, trotz aller Gunst des Königs Max, in München nie ganz heimisch geworden, so kam es zwischen ihm und Ludwig II. zum Bruch wegen seiner unverhohlenen politischen Gesinnung. Das Begrüßungsgedicht „An König Wilhelm" von Preußen, der im September 1868 Lübeck besuchte, dankte diesem, daß er uns Deutschen „den Glauben an ein Vaterland und das schöne Recht, sich selbst zu achten, im Donner seiner Schlachten heimgekauft" hatte, es sprach den Wunsch aus:

Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Das war für den damaligen Bayernkönig, der den Groll über die Ereignisse von 1866 noch nicht verwunden hatte, zu viel und führte zur Sperrung von Geibels Gehalt und zu dessen Amtsniederlegung. Nun kehrte er in die Heimatstadt zurück, wo er bald die Mitteilung erhielt, daß König Wilhelm ihm ein Ehrengehalt von 1000 Talern bestimmt habe, und wo er als Ehrenbürger, schon lange schwer leidend, am 6. April 1884 einem Schlaganfall erlag.

Wir können hier Geibels Werke, die uns in acht Bänden gesammelt vorliegen, nicht alle aufzählen, geschweige denn beurteilen. Wir gehen nicht auf seine Dramen ein, unter denen „Sophonisbe" mit dem Schiller-Preis gekrönt worden ist, auch nicht auf seine „epischen" Gedichte, wie den „Tod des Tiberius" und „Judas Ischariot", auf seine Balladen und Idyllen oder auf die Lebensweisheit seiner „Sprüche". Zweifellos ist ja Geibel vor allem Lyriker im engeren Sinne. Die lyrische Muse hat ihn vom Lebenslenz über die sommerliche Zeit der „Juniuslieder" bis in die Tage begleitet, da die „Spätherbstblätter" noch in frischen Farben glühten. Das Volksliedmäßige gelang ihm ebenso wie das feierlich Getragene. Hierher gehört denn auch seine patriotische Dichtung, der gerade gegenwärtig das letzte Wort gebühren mag. „Die ‚Heroldsrufe' kann man eine Geschichte der Reichsgründung in Gedichten nennen ... Von den Freiheitsdichtern ist ihm an Fülle keiner, an Kraft nur Ernst Moritz Arndt" — ich füge hinzu: und Rückert mit seinen „Geharnischten

Sonetten" — „an die Seite zu stellen". Ein Menschenalter hindurch hat Geibel sehnsuchtsvoll gefragt:

Wann wird die Eiche grün?
Wann wird im deutschen Garten
Die Kaiserkrone blühn?

oder:

Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:

Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart!
Innen reich und vielgestaltig,
Jeder Stamm nach seiner Art!

Wie hat er im Morgengrauen der Erfüllung, nach dem Tage von Sedan, den Jubelsturm der Glocken und „des Flammenstoßes Geleucht" gefordert und dann nach dem Tage von Versailles seinem Deutschland zugerufen:

Drum wirf hinweg den Witwenschleier!
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser,
Und führt dich heim im Siegesglanz!

Wie würden jetzt seine blauen Augen „unter den buschigen, vorspringenden Brauen" blitzen, wenn er erlebte, wie die von einer Welt von Feinden umringten Enkel in opferfreudiger Begeisterung „kraftvoll walten, schwer Errungnes zu erhalten!" — wenn er als gegenwärtige Wirklichkeit sähe, was er einst von vergangenen Zeiten gesungen hat:

Hier steht ein Volk, in Eintracht stark,
In Gottes Kraft gerüstet.

Klingt es nicht, als hätte schon 1844 sein prophetischer Geist Bismarck kommen sehen, als er in einem seiner dröhnenden Sonette sprach:

„Ein Mann ist not, ein Nibelungenenkel,
Daß er die Zeit, den tollgewordnen Renner,
Mit eh'rner Faust beherrsch' und eh'rnem Schenkel."

Klingen nicht auch seine Verse aus der Zeit der Londoner Konferenz von 1852 prophetisch:

Wo Franzmann, Brit' und Russe
Nach ihrem Sinn getagt,
Da ziemt's, daß man zum Schlusse
Gehorsam Amen sagt. — —

Und doch, ihr Köch' und Meister,
Mir bangt, daß blitzbewehrt
Ein Schwarm einst zorn'ger Geister
Aus eurem Kessel fährt.

Dann wird's wie Sturmesbrausen
Durch Deutschlands Bäume gehn,
Dann werdet ihr mit Grausen
Die Welt in Flammen sehn!

Und vollends:

Einst geschieht's, da wird die Schmach
Seines Volks der Herr zerbrechen;
Der auf Leipzigs Feldern sprach,
Wird im Donner wieder sprechen.

Dann, o Deutschland, sei getrost!
Dieses ist das erste Zeichen,
Wenn verbündet West und Ost
Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West
Wider dich zum Schwerte fassen,
Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
So du nicht dich selbst verlassen.

Deinen alten Bruderzwist
Wird das Wetter dann verzehren;
Taten wird zu dieser Frist,
Helden dir die Not gebären;

Bis du wieder stark, wie sonst,
Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,
Vor Europas Völkern thronst,
Eine Fürstin sondergleichen.

Schlage, schlage dann empor,
Läutrungsglut des Weltenbrandes!
Steig' als Phönix draus hervor,
Kaiseraar des deutschen Landes!



Das Grab des Dichters Emanuel Geibel auf dem Friedhof in Lübeck.

Landsturmleben — Landsturmleiden.

Eine friedliche Kriegsskizze von Paul Westheim. (Hierzu vier Abbildungen.)

Die erste und sehr gründliche Erfahrung, die der neugeborene Soldat macht, ist unstreitig die, daß man als Zivilist trotz tausenderlei gedruckter und nicht gedruckter Aufklärungen über unsere glorreiche Armee, trotz eines Kriegsjahres, das doch das Interesse an soldatischen Dingen bis zur Weißglut zum Erhitzen brachte, nichts, nichts, gar nichts von militärischen Dingen weiß. Keine, aber auch keine bloße Ahnung hat man. Man mag dreist Instruktionsbücher und wer weiß was noch verschlungen haben. Drei Stunden auf dem Kasernenhof und man fängt wirklich an, sich so „dämlich" vorzukommen, wie es einem vom Unteroffizier an aufwärts mit ebensoviel Lungenkraft wie Diensteifer zum Bewußtsein zu bringen versucht wird. Da hat man als alter Landsturmmann an die dreißig Jahre allenthalben im Leben, im Beruf usw. seinen Mann gestanden und nun stellt sich heraus, daß man überhaupt nicht mal still und stramm stehen kann. Beileibe, nicht einmal richtig stehen kann man. Man sieht es schließlich selbst ein, wenn der Herr Unteroffizier und die Gefreiten es einem xmal vorgemacht haben, wie der Mensch als Mensch steht und wie er als Soldat sich „aufzubauen" hat. So ist es mit jeder Bewegung. Z. B. Grüßen. Man denkt sich in seinem Zivilistenhirn, das sei die allereinfachste Sache von der Welt. Man reißt die Hand an die Mütze. Fertig. Ach, du heilige Einfalt! Das wird sogar jetzt in dieser Kriegszeit Tage und Wochen geübt; jeden Sonntag vor dem Ausgang wird festgestellt, ob die Ehrenbezeigungen in ihrer ganzen Strammheit und militärischen Kantigkeit bei jedem einzelnen tadellos klappen. Und immer, selbst nach Wochen noch, wenn man sich dem nächsten Rekrutenjahrgang gegenüber schon als alter Mann, als veritabler Fachmann fühlt, heißt's wie bei allen Dingen: „Das muß aber noch sehr jeübt werden!" Ja, ja, es ist erstaunlich, wie militärisch dämlich einer sein kann, der in der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft eine geachtete, wohl gar eine führende Stellung eingenommen hat. Wobei es allerdings einen Trost gibt: auf diesem Gebiet der „Dämlichkeit" sind alle gleich, ob Arbeiter, ob Kaufmann, ob Professor. Da könnte man wirklich von Demokratie reden.

Es ist zu bedenken, daß mit der Stunde der Einberufung für jeden ein gänzlich neues Leben beginnt. Für den jungen Rekruten, der sich in der Welt überhaupt noch nicht eingelebt hat, mag es dazu nur einer kurzen Anpassung an die fremdartigen Verhältnisse bedürfen; sehr, sehr viel schwerer fällt natürlich der Beginn eines neuen Lebens dem Landsturmmann, der sich in dieser Welt schon mit so manchem Komfort häuslich eingerichtet hat und nun eine ganz primitive Existenz beginnen soll. Eine Existenz, bei der der ganze Besitz von einem dünnen Pappkarton umschlossen ist. Jetzt, im Krieg, heißt es schon aus pädagogischen Gründen: jeder helfe sich wie er kann. Und manche können ganz und gar nicht.

Wie viele von uns waren es gewohnt, im erstklassigen Hotel abzusteigen, die Sachen vom Hausdiener verstauen, sich vom Kellner und Stubenmädchen, vielleicht gar vom eigenen Diener bedienen zu lassen. Und auf einmal heißt's ruck-zuck in Blitzeseile sich selbst helfen. Die ersten Stunden im neuen Quartier und die länger und immer länger werdenden Gesichter der wackeren Vaterlandsverteidiger könnte, glaube ich, sogar ein Homer nicht beschreiben. In der Erinnerung muß man selbst immer wieder darüber lachen.

Überhaupt, diese ersten Tage oder Wochen, zukünftige Landsturmmänner mögen es sich gesagt sein lassen, daß vielleicht nichts so schwierig ist, wie diese schnell vorübergehende Werdezeit des neuen Soldaten. Da wird der ganze Mensch umgekrempelt wie ein ganzer Haufen Begriffe, ganze Weltanschauungen stürzen wie verkohlte Kloben in sich zusammen. Daß man im Feld Nachthemd, Nagelfeile, Odolflasche usw. nicht gerade immer zur Hand haben kann, hat gewiß seinen erzieherischen Wert; aber gerade erzieherische Werte haben manchmal die Eigentümlichkeit, von den Betroffenen recht bitter empfunden zu werden.



Am Brunnen vor dem Tore. Nach einer Aufnahme von Hofphot. Eberth, Kassel.

So eine erste Stunde im neuen Quartier, das für den nächsten, so gar nicht ergründbaren Lebensabschnitt die Häuslichkeit des Landsturmmannes sein soll, der im friedlichen Berlin Wohn-, Schlaf-, Arbeitszimmer und Balkon sein eigen genannt hat! Uns wurde unterwegs gesagt, wir kämen wahrscheinlich in ein altes Warenhaus. Gar keine so üble Sache, in so einen ehemaligen Tietz oder Wertheim einlogiert zu werden. Welche Überraschung aber, als sich unser Warenhaus als ein Wagenhaus, als alter Unterstand von Artilleriewagen entpuppte. Ach, du armes Handwerk! Mit Latten und Pappdeckel waren „Stuben" abgeteilt, die „Wände" entlang Strohsack an Strohsack gelegt, auf jedem eine Decke, ein Laken,

eine Wasch- und Eßschüssel und nun — lebt wohl.

Das erste war Ratlosigkeit, das zweite noch größere Ratlosigkeit, das dritte die Gefreiten, die als alte, aus dem Feld zurückgekehrte Leute es im Griff haben, in etlichen Sekunden die umfänglichste Ausrüstung zu installieren. Natürlich hat jeder das Bestreben, sich bei dem Rennen nach den Strohsäcken, die von nun an den jedem zugewiesenen Heimatsbezirk darstellen, eine Nachbarschaft zu ergattern, die seiner Art, seiner sozialen Stellung einigermaßen zu entsprechen scheint. Gleich und gleich gesellt sich gern. Die langen Stunden der Bahnfahrt hat man schon Umschau gehalten nach Leuten, die zu einem passen könnten, und wenn man wirklich das Glück hat, zusammen zu kommen mit denen, die einem auf den ersten Blick der Kleidung und der Haltung nach sympathisch erschienen, so erhält man vielleicht in noch größerem Maße den Beweis eigener Dämlichkeit. Mir wenigstens ist es so ergangen. Ich hatte mir ein paar Nachbarn ausgesucht, einen studierten Mann darunter, und hatte mich auch schon zwischen ihnen aufgebaut. Auf einmal, ich hatte wohl einen Augenblick nicht aufgepaßt, hatte sich schon ein anderer, wohl aus ähnlichen Erwägungen heraus getrieben, dazwischen geschoben, und ich lag neben einem Menschen, den ich mir in Zivil, wenn ich ihm am Wedding oder in Moabit begegnet wäre, wohl zehn Schritt vom Leibe gehalten hätte. Des Nachts auch noch vorm Einschlafen erzählt er mir allerlei Affären aus seiner Vergangenheit, die mir ein Liegen Seite an Seite nicht gerade erwünschter machen konnten. Im stillen dachte ich mir, da bist du ja gerade an den Richtigen geraten; aber von Tag zu Tag stellte sich mehr heraus, daß ich in meinem Schlafnachbar einen ganz ausgezeichneten Fang getan hatte. Während jener Akademiker ob seiner unkameradschaftlichen Großschnäuzigkeit und Aufdringlichkeit bald in der ganzen Korporalschaft den Spitznamen „Offizierstellvertreter“ weg hatte und immer unliebsamere Eigenschaften entwickelte, entpuppte sich in jenem schweren Jungen, als welcher dieser Nachbar uns allen erschienen war, einer der besten und großartigsten Kameraden. Mit der Berliner Schnauze hielt er alles, auch in den schwersten Stunden, in Atem, und wenn sich keiner mehr zu helfen wußte, wenn sie alle, wie seine ständige Redensart war, „den Verrückten machten“, dann hatte er die hilfsbereite Hand, was es auch geben mochte. Bei diesem engen Zusammenleben in der Kaserne, bei diesem ständigen Zusammenarbeiten und notwendigen Zusammenhalten enthüllen sich Charaktere: das bißchen Bildung, das bißchen Geld oder die feinere Leibwäsche, die einer von Hause mitbringt, erweisen sich als Lächerlichkeiten gegenüber jenem Willen zur Kameradschaftlichkeit, auf die jeder einzelne fast in jeder Stunde angewiesen ist.

Wie hätte so mancher von uns auch fertig werden sollen! Da werden einem, der vielleicht im ganzen Leben noch keine Dreck- und Wichsbürste in der Hand gehabt hat, auf einmal ein Paar von den verdammt langen Stiefeln in die Hand gedrückt, und in ein paar Minuten sollen sie glänzen wie der Boudoirspiegel, in den die liebe Gattin täglich hineinlächelt. Oder man wird mit seinem Napf und Löffel in der Hand zum Essenholen nach der Küche geschickt und soll den zum Unglück auch noch zinnenen



Aus der Ausbildungszeit unserer Landsturmleute: Reinigen und Auskochen von Uniformen. Der selbstgebaute Ofen ist das erste Stadium erwachender Erfindungsgabe, die unseren Feldgrauen über manche schwierige Lage hinweghilft.



Landsturmleute beim Stopfen von Strohmatratzen und Kissen.

Napf tadellos sauber wieder auf die Stube bringen. Eine Spielküche mit heißem Wasser, Soda usw. gibt's im Depot so wenig wie im Feld bei den Küchenwagen. Da heißt's mit dem kalten Wasser, dem Sand des Kasernenhofes und dem vorzüglichsten aller Werkzeuge, der rechten Hand, den Napf ausschrubben und ausscheuern, bis er trotz allen Fettes vor Appetitlichkeit blinkt. (Eine Kunst übrigens — ich will es für zukünftige Vaterlandsverteidiger gern verraten —, die ich sehr bald und sehr leicht lernte.) Und so wird einer, der früher vielleicht nur im Klubsessel zu Hause war, Fachmann auf allen denkbaren und undenkbaren Gebieten. Er scheuert Tische und Bänke, wäscht Röcke und Fußlappen, schält Kartoffeln, näht, flickt, stopft Strümpfe, tischlert, macht außer dem Dienst, der ja auch begriffen werden will, alles, was nur kommen mag. Macht es bald sogar mit so viel Talent, daß er über sich selbst baß erstaunt ist. Und das Merkwürdige ist, daß die Vorgesetzten das alles immer noch besser zu machen verstehen — wenigstens behaupten sie es.

Begreiflich, daß dieses neue Leben dem Landsturmmann nicht gerade leicht ankommt. Fast könnte man es als ein Glück für empfindlichere Naturen bezeichnen, daß man bei der jetzigen Schnellausbildung vom frühesten Morgen bis zum Abend so gut wie ohne jede Unterbrechung herumgehetzt wird und keine, wirklich keine Minute zum Nachdenken hat. Die Frauen und Eltern zu Hause empfinden die Zumutungen, die an den Mann gestellt werden, wahrscheinlich sehr viel peinlicher als er selbst, der mit der Arbeit schon fertig sein muß, ehe er überhaupt zur Besinnung gekommen ist.

Mancher von uns Landsturmmännern hat sich die Rolle als „Vaterlandsverteidiger" wohl etwas anders vorgestellt, als wir sie hier zu spielen haben. Solch vager Romantiker ist wohl im heutigen Preußen keiner mehr gewesen, daß er seine Heldenzeit sich noch vorgestellt hätte im Stil jenes allbekannten Stiches, der den alten Fichte zeigt, wie er vor hundert Jahren über den Professorenrock den Degen geschnallt hat, um sich als Landsturmprofessor den Horden des Korsen entgegenzuwerfen. Waren wir des Glaubens, daß es jetzt in dieser Zeit der schweren Kriegsnot wieder nur für uns, die wir unsere Kraft und unser Leben dem Vaterland darbringen, darauf ankäme, schnell schießen, schwärmen, marschieren und für den Feldzug in Rußland Festungen stürmen zu lernen, und daß alles andere vom Soldatentum uns eigentlich nichts anginge, so ist auch das eine der Zivilistennaivitäten, die einem schnellstens ausgetrieben werden. Natürlich wird auf den alten Landsturmmann, auf seine Wesensart, seine körperliche, geistige und seelische Disposition prinzipiell Rücksicht genommen. Aber andererseits sollen alle, die bei uns eingezogen sind, zu „richtiggehenden Soldaten" gemacht werden. Die Grenzen, die da überschritten oder nicht überschritten werden sollen, sind begreiflicherweise sehr verschieden, so verschieden wie die Temperamentsanlagen all der Vorgesetzten, die der gemeine Landsturmmann haben kann. Viele der Unteroffiziere, die wir jetzt haben, sind als Reserveleute, wie wir als Landstürmer von Frau und Kind und Beruf bei Kriegsausbruch weggeholt worden, sind verwundet gewesen und haben außerdienstlich die selben Sorgen, Nöte und Empfindungen wie wir. Man kann, wie bei unserer Korporalschaft, das Glück haben, einen solchen Unteroffizier zu bekommen, der schließlich bei aller Wahrung der Disziplin der beste Kamerad wird, für den ohne Besinnen jeder Mann ins und durchs Feuer geht; aber es steht in keinem Reglement, daß der Landstürmer mit so was versorgt werden muß. Er kommt als Rekrut wie jeder andere zum Heer, und wenn ihm auch mancherlei von der Ausbildung erspart bleibt, so wird doch von ihm die selbe Disziplin, die selbe Ein- und Unterordnung verlangt wie von den aktiven Mannschaften. Und wenn er einmal bei auffallend intelligentem Verhalten mit einem Ausdruck aus der Zoologie bedacht, wenn er xmal einen Wall rauf und runter gejagt wird, das Auf- und Niederlegen oder ähnliche Bewegungsspiele an ihm geübt werden, so hat er das Recht eines jeden Untergebenen, das Recht aufs M— — —undhalten.

Die Beschränkung jedes individuellen Begehrens — der Soldat soll nur einmal in all und jedem uniform



Feldgrauer Humor.

werden — ist für ältere Leute, denen ein tätiges Leben bereits eine ausgeprägte Individualität aufgedrückt hat, mitunter recht herb. Die unbedingte Notwendigkeit mancher Verfügung, mancher Beschränkung wird nicht eingesehen und dann kommen eben jene Stunden, wo die umfangreichsten Briefe an die Lieben geschrieben werden und in denen die wehmütig-sehnsüchtigen Lieder von der Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt, durch die Depots schallen.

Noch mehr als bei jedem anderen eilen die Gedanken des Landsturmmanns in die ferne Heimat, wo er Frau, Kinder, ein verwaistes Geschäft und womöglich noch mancherlei materielle Not zurückgelassen hat. Er dient ja dem Vaterland nicht nur mit seinem Ich, in den allermeisten Fällen bringt er auch seinen Besitz, seine ganze Existenz dar. Der kleine Mittelstand, der gehobene Arbeiter, die, die gerade immer noch etwas zu verlieren und zu opfern haben, werden auch bei dieser Kriegsnot am schwersten getroffen. Zu den stillen Helden, die diese Zeit in so mannigfachen Formen hervorgebracht hat, gehören auch sie. Früher war das Kriegführen für den beutemachenden Soldaten die Gelegenheit, zu Besitz und Wohlhaben zu kommen. Der Reichtum so mancher Familie, deren Ahnherren immer dabei waren, wenn die Fähnlein gesammelt wurden, stammt daher. Jetzt ist es gerade umgekehrt: sehr viele von den Daheimgebliebenen können die Konjunktur nutzen, die der Weltkrieg ihnen bietet, wir anderen müssen alles erwarten von dem neuen Deutschland, das aus diesem Weltkrieg als eine Stätte neuer Arbeitsgelegenheiten erstehen soll.

Der sterbende Soldat.

Sei du willkommen, frühe Nacht,
Die mich umfängt und müde macht,
Sei du willkommen, Bruder Tod!
Ich sehe Sterne scheinen —
Ach, meine Mutter wird weinen —
Nein, weine nicht, ich leide keine Not!

Du Fremder, der mich hingestreckt,
Nun liegst auch du von Nacht bedeckt
Im friedevollen Sternenschein,
Und unser Streit und Hassen
Muß in der Nacht verblassen,
Bald werden wir daheim und Brüder sein.

Nimm mich, du Welt, an deine Brust
Und ströme deine dunkle Lust
Noch einmal zärtlich durch mein Herz!
Wie sind wir irr gegangen,
Und müssen doch gelangen
Zur Mutter alle heimatwärts!

Hermann Hesse.

Kriegszahlen. Von Epimetheus.

Deutschland und Österreich-Ungarn haben im ersten Kriegsjahr (bis 31. Juli 1915) vom feindlichen Gebiet besetzt:

Belgien	29000	Quadratkilometer
Frankreich	21000	„
Rußland	130000	„
im ganzen	180000	Quadratkilometer.

Der Feind hat besetzt:

Elsaß	1050	Quadratkilometer
Galizien	10000	„
im ganzen	11050	Quadratkilometer.

Hätten die Feinde so viel von unserem Gebiet besetzt, wie wir von dem ihrigen, dann hätten wir im Westen alles Gebiet links des Rheins und Baden verloren, im Osten Ostpreußen, Westpreußen, Posen, Schlesien und einen Teil von Pommern.

An Kriegsbeute waren in deutschen Sammelstellen bis zum Juni gezählt 5834 erbeutete Geschütze, 1556 erbeutete Maschinengewehre. Da aber ein großer Teil der erbeuteten Geschütze und Maschinengewehre bei den Truppen zur Verwendung gegen den Feind geblieben ist, kann man im ganzen mit einer Kriegsbeute von 7000 bis 8000 Geschützen und 2000 bis 3000 Maschinengewehren rechnen. Dazu kommt noch der August mit rund 2200 Geschützen und einer großen Anzahl von Maschinengewehren.

In der Schlacht bei Sedan wurden 83000 Mann, in Nowo-Georgiewsk 85000 Mann gefangen. Jenes war eine Entscheidungsschlacht, dieses eine Episode — das ist der Unterschied der Kriegführung von 1870 und 1915.

Das englische Kabelnetz wird für 1908 auf rund 26000 km Länge angegeben, das sind rund 55 % des gesamten Kabelnetzes der Erde.

Aus einer Zusammenstellung der Schiffsverluste unserer Gegner ergibt sich an Verlusten bis Anfang Juli 1915: für die Handelsflotte der Engländer 391 Schiffe mit 894301 Tonnen, für die Franzosen 26 Schiffe mit 63497 Tonnen und für die Russen 17 Schiffe mit 28843 Tonnen Wasserverdrängung.

Die Gesamtverdrängung der fertigen Schiffe der Kriegsmarine (Stand vom 15. Mai 1914) betrug

England	2205040 T.	Deutschland	1019417 T.
Frankreich	731190 „	Österreich-Ungarn	249550 „
Japan	558560 „		
Italien	402140 „		
Rußland	327960 „		
	4224890 T.		1268967 T.

Aus der „Shipping and Mercantile Gazette“ vom 14. Juni und 9. Juli ist zu entnehmen, daß im Vergleich zum entsprechenden Zeitraum des Vorjahres die in überseeischer Fahrt einklarierten Schiffe einen dauernden Rückgang an Tonnage aufweisen und zwar für den Monat Januar 1915 um 594354 Tonnen, für den

März um 950840 Tonnen, für den April um 1882246 Tonnen, für den Juni um 1694863 Tonnen — das heißt der Rückgang hat sich vom Januar bis Juni fast verdreifacht.

Die gleiche Entwicklung zeigt sich bei den in der überseeischen Fahrt ausklarierten Schiffen. Der Rückgang beziffert sich im Durchschnitt der Monate

Januar bis März 1915 auf 1111566 Tonnen
im April auf . . . . . 4686476 „
im Juni auf . . . . . 2353305 „

Also auch hier ein Ansteigen der Rückgangsziffern von den ersten Monaten des Jahres bis zum Juni über das Doppelte. Aus dem Vergleich der Rückgangsziffern der einklarierten Schiffe mit denjenigen der ausklarierten ergibt sich, da letztere erheblich größer sind, daß nach der Ankunft in England eine sehr beträchtliche Anzahl von Schiffen aus dem Verkehr gezogen sein muß.

Bei deutschen Sparkassen sind von den Sparern im Laufe des Krieges bisher ungefähr zwei Milliarden Mark eingezahlt worden.

Sparguthaben in den Sparkassen:

in		im ganzen in Mill. Mk.	auf d. Kopf d. Bevölk. in Mk.	
Deutschland	(1908)	14552,56	229,40	im Durchschn. 162,40 Mk.
Österreich	(1908)	4777,47	169,03	
Ungarn	(1909)	1875,98	88,78	
England	(1909)	4422,77	98,25	im Durchschn. 79,70 Mk.
Frankreich	(1907)	3984,89	101,52	
Italien	(1908)	2937,73	85,72	
Belgien	(1908)	717,03	97,07	
Rußland	(1908)	2482,27	15,97	

Von den bisherigen Einzahlungen auf die deutschen Kriegsanleihen sind nur 292 Mill. Mark, d. i. 3 Prozent der gesamten Einzahlungssumme, mit Hilfe von Beleihungen bei den Darlehnskassen aufgebracht worden.

Nach den Mitteilungen des Staatssekretärs Dr. Helfferich im Reichstag belaufen sich jetzt die täglichen Kriegskosten der sämtlichen beteiligten Mächte auf nahezu 300 Millionen Mark, die monatlichen Kriegskosten übersteigen also 8 Milliarden Mark, und für das Jahr kommen wir auf 100 Milliarden Mark, d. i. ungefähr der dritte Teil des ganzen beweglichen und unbeweglichen, des ganzen öffentlichen und privaten Volksvermögens in Deutschland. Auf die Koalition unserer Feinde entfallen nahezu zwei Drittel aller Ausgaben, auf uns und unsere Verbündeten etwas mehr als ein Drittel der Kriegskosten.

Der Betrag von zwei Milliarden Mark, den wir jetzt in einem Monat für den Krieg aufwenden müssen, ist um ein Drittel höher als die Gesamtkosten des Krieges von 1870/71.

Von den maßgebenden Staatspapieren in England, Frankreich und Deutschland ist die 3prozentige französische Rente um 20 Prozent zurückgegangen, in England hat der Mindestkurs der 3½prozentigen Konsols von 65 noch einen Rückgang erfahren, unsere deutschen Staatspapiere dagegen zeigen einen Rückgang von nur 8 bis 9 Prozent.

Nach den letzten Bankausweisen sind die Banknoten in der deutschen Reichsbank mit 33,7 Prozent Gold gedeckt, in Frankreich mit 28,8 Prozent, in England mit 25,3 Prozent.

Das deutsche Volkseinkommen ist jährlich auf 42 Milliarden Mark geschätzt, davon werden 8 bis 9 Milliarden als Ersparnisse zurückgelegt. Das Ergebnis unserer zweiten Kriegsanleihe ist also das Ersparte eines einzigen Arbeitsjahres.

Der Goldvorrat der Deutschen Reichsbank stieg seit Kriegsbeginn um 1115 Millionen Mark, derjenige der Bank von Frankreich stieg gar nicht, in der Bank von England nahm er seit November um 360 Millionen Mark ab. Berücksichtigt man dabei aber, daß in dieser Zeit Gold aus den Kolonien, aus Frankreich, Belgien und Rußland herangezogen worden ist, so würde der Abgang ohne diese Beiträge der Bundesgenossen 1800 Millionen Mark betragen!

Die französische Hilfsgesellschaft in Newyork gibt in einem Aufruf an, daß bis zum 1. Juni 1915 (also zu einer Zeit, in der die Schlacht bei Arras mit ihren schrecklichen Verlusten noch nicht abgeschlossen war) die Menschenverluste der Republik sich auf 1400000 stellen. Davon werden rund 400000 als tot, 700000 als verwundet, die restlichen 300000 als gefangen bezeichnet. Eine Schätzung für England brachte „Financial Chronicle“. Danach sind bis zum 1. Juni 116000 Mann gefallen, 229000 seien verwundet und 83000 vermißt oder gefangen gewesen, zusammen also 428000. Wesentlich niedrigere Verlustziffern wurden Mitte September dem englischen Unterhaus mitgeteilt. Danach sollen die englischen Verluste vom Beginn des Krieges bis zum 31. August auf allen Kriegsschauplätzen betragen: tot 4905 Offiziere und 70992 Mann, verwundet 9973 Offiziere und 241086 Mann, vermißt 1501 Offiziere und 53466 Mann. Zusammen also 381923 Mann. Für Rußland berechnete jüngst ein Schweizer Blatt die Gesamtverluste auf 5¾ Millionen Mann. Das macht zusammen für die Entente, wenn wir Italien, Serbien und Belgien niedrig mit rund 500000 Mann Verlust schätzen wollen, eine Einbuße ihrer Heere um mehr als 8 Millionen Mann.

Die Russen haben bei ihrem Einfall in die Provinz Ostpreußen im ganzen 24 Städte, 600 Dörfer, 250 Güter ganz oder zum großen Teil zerstört. Die Zahl der zerstörten Gebäude beträgt rund 33000, die Zahl der ausgeraubten Wohnungen 100000. Getötet oder schwer verwundet sind etwa 2000, verschleppt rund 10700 Personen, darunter nahezu die Hälfte Frauen und Kinder.

Die amerikanische Zeitschrift „Machinery“ hat nach amtlichen Mitteilungen die Kosten eines Schusses aus den verschiedenen amerikanischen Geschützen berechnet. Ein Schuß aus einer 7,6-cm-Feldkanone kostet danach 43 Mark, 12-cm-Kanone 121 Mark, 15-cm-Haubitze 186 Mark, 15-cm-Kanone 260 Mark, 30-cm-Mörser 1293 Mark, 30,5-cm-Kanone 2168 Mark, 35,6-cm-Kanone 3469 Mark und aus einer 40,6-cm-Kanone 5200 Mark. Dabei sind nicht einbegriffen die Kosten der Abnutzung des Geschützes, die unter Zugrundelegung einer Lebensdauer von 80 Schuß für die größten Kaliber recht beträchtlich sein werden. Ein Torpedo kostet 3900 Mark, die Sprengladung allein 5380 Mark. ⊘

Verantwortlich für die Redaktion: Gottlob Mayer in Leipzig.
Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Kriegssparsamkeit.

Von Charlotte Ullmann, Berlin.

(Bei unserem Preisausschreiben mit dem 2. Preis gekrönt.)

Das richtige Sparen ist gegenwärtig eine der schwierigsten Fragen der deutschen Hausfrau. Der wichtigste Teil der wirtschaftlichen Kriegsbereitschaft liegt in der Sicherung ausreichender Volksernährung. Um diese zu gewährleisten, hat unsere Frauenwelt, die die Vermittlung zwischen dem Erzeuger von Lebensmitteln und dem Verbraucher derselben zu vollziehen berufen ist, eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Weil bereits die verschiedensten Nahrungsstoffe knapp werden, und gerade die einfachsten und billigsten Lebensmittel wie Brot, Mehl, Fette, Hülsenfrüchte, Haferflocken, Grützen, Grieß, Maisprodukte, fordert unsere Kriegslage eine Umgestaltung der Ernährung in den breitesten Volksschichten, und die wohlhabenden Klassen müssen den Kerngedanken der richtigen Sparsamkeit recht scharf und klar erfassen so, daß sie der arbeitenden Bevölkerung die billigen Lebensmittelvorräte übrig lassen, die ein größeres Sättigungsgefühl geben, wie Kartoffeln, Rüben, Kohl, Reis, Makkaroni, Buchweizen, Speck, Schweinefleisch und die fetten Fischsorten wie Aal, Hering, Seelachs, Kabeljau u. a. m. Da von unseren Nahrungsmitteln nichts umkommen darf, haben die Reichen heute die Pflicht, das richtige Einteilen unserer Vorräte dadurch zu erleichtern, daß sie das teure und seltene Gemüse, Geflügel, Flußfische, Wild, Kaviar, Hummer, Austern und sonstige Delikatessen verbrauchen, damit sie den andern das nicht wegnehmen, was für das weniger kaufkräftige Publikum bleiben muß. Wir dürfen unsere Volkskraft und Volksgesundheit nicht gefährden durch eine falsche Kriegssparsamkeit, durch eine mangelhafte Ernährung. Die Hausfrau, die ihre Kriegssparsamkeit darin betätigt, daß sie weniger kocht oder die Speisen geschmacklos zubereitet, erfüllt keineswegs ihre Pflicht und dient nicht einer vernunftgemäßen Lebensweise in den besonderen Verhältnissen der Kriegszeit. Ihr muß es ausdrücklich gesagt werden: Ohne die Hilfe der Frauen kann der Kampf der Männer allein nicht zum Siege führen. Die Kriegslage verlangt von der deutschen Frau die treueste Pflichterfüllung zur Sicherung unserer Volksernährung, das sorgfältige Nachdenken und Überlegen, das richtige Einteilen und Sparen: Das Wirken der Frauen dient dem Wohle des Vaterlandes ebenso wie das leuchtende Heldentum unserer Männer und Brüder da draußen in Ost und West, auf hoher See und im Luftschiff. Wir alle wissen, daß Butter, Rinderfett, Schmalz, Margarine, Öle bald sehr knapp werden und deshalb äußerst sparsam zu verwenden sind. Da müssen unsere Hausfrauen in mancher Hinsicht umlernen in der Anwendung der verschiedensten Kochrezepte. Wir müssen von alten Gewohnheiten in unserer Ernährungsweise abgehen, deren Eigentümlichkeiten sich oft durch Generationen hindurch bei den einzelnen Familien immer wieder vererbt haben. Zum Beispiel: wie fett kochen die meisten Frauen den Rotkohl. Jetzt verlangt es die Kriegssparsamkeit, dieses Gemüse ohne Fett, mit Zucker, Salz, Essigwasser und Apfelsaft zu kochen. Dies schmeckt nicht allein ganz vortrefflich, sondern der Kohl ist auch so zubereitet viel bekömmlicher. Fort auch mit den zwar sehr bequemen, aber unverhältnismäßig teuren und heute unzweckmäßigen Abendmahlzeiten von wurstbelegten Butterbroten zu Bier oder Tee! Dafür kein Abendessen ohne Milch, Quark, Käse — ausgezeichnete Nahrungsmittel, die von allen Kreisen gekauft werden können. Der Genuß alkoholhaltiger Getränke erfordert große Mengen von Getreide und Kartoffeln, die zur menschlichen Ernährung sorgfältig gespart werden müssen, daher sollten wir Bier, Schnaps u. s. w. nicht trinken. Bei fettarmer Nahrung ist oft Bedürfnis nach Zucker vorhanden. Der Zucker ist eine sehr wertvolle Pflanzenkost und heute von größter Bedeutung als Volksnahrungsmittel für uns. Deutschland hat den größten Vorrat an Rübenzucker, da es alljährlich $2^1/_2$ Millionen Tonnen produziert und die Zucht der Rüben sowie deren technische Verarbeitung zur höchsten Vollkommenheit gebracht hat. Hierdurch sind wir vollständig unabhängig vom Auslande mit diesem Nahrungsmittel. Deshalb müssen wir allen Hausfrauen raten, den Zucker als wichtiges Nahrungsmittel viel zu verwenden, als eine Kraftquelle des deutschen Volkes den Zucker beim Kochen von Früchten, Gemüsen, Suppen, Puddings, Breien, Klößen recht reichlich anzuwenden, ebenso als Zusatz von Kaffee, Tee und Kakao. Erfreulicherweise macht sich auch in den breitesten Schichten unserer Bevölkerung die Erkenntnis geltend, daß Marmeladen ständig zum Frühstück oder Vesper gehören. Sie erobern sich ebenso wie die verschiedensten Obstsuppen zum Abendbrot immer mehr ihren berechtigten Platz. Die Zusammengehörigkeit von Obst und Zucker kommt hier am besten zum Ausdruck und erlaubt den Hausfrauen eine weise Verteilung der Nahrungsmittel. Ein Zusatz von Zucker löst auch das Aroma der mannigfachsten Gemüsearten erst zur vollen Güte, wie bei den Mohrrüben, Teltower Rübchen, Schoten, Steckrüben, Salaten u. a. m. Angelegentlichst möchte ich auch noch auf die ausgiebige Verwendung der nahrhaften Gelatine für die Herstellung von sättigenden Speisen hinweisen, die ohne Mehlzusatz unter Verwendung von Eiern, Zucker und Milch leicht herzustellen sind. Da Maisgrieß, Mondamin und Maizena immer knapper werden, ist es wichtig, die Hausfrauen darauf aufmerksam zu machen, daß die Gelatine durchaus nicht jenes Vorurteil verdient, das ihr von unkundigen Kreisen oftmals entgegengebracht wird. Nach neueren Versuchen, die insbesondere von dem Physiologen Prof. Munk angestellt wurden, hat es sich herausgestellt, daß man das Eiweiß der Nahrung durch Gelatine ersetzen kann. Die Gelatine hat dazu noch den Vorzug, daß sie einige Bestandteile des Fleisches, die Gärungserscheinungen im Darm hervorrufen, nicht enthält, so daß sie nicht nur als vollwertiges Nahrungsmittel, sondern auch als günstige Ernährungsweise bei Krankheit, besonders des Darms, bei Typhus u. s. w. wertvoll ist. Gemeinsam mit Bouillonwürfel in heißem Wasser aufgelöst, erhöht sie den Nährwert der Brühe; ebenso kann sie den Reisgerichten, dem Kakao, den Obstsuppen beigefügt werden, wie allen Puddings oder Süßspeisen. Es kommt für die Volksernährung jetzt darauf an, diejenigen Nahrungsmittel herauszufinden, die bei leichter Heranschaffungsmöglichkeit und billigen Preisen den größten Nährwert bieten. Um das aber zu können, bedarf es gespannter Aufmerksamkeit und voller Hingabe an die Pflichterfüllung, die das Vaterland von der deutschen Frau verlangt mit dem Geist freudiger Entsagung: Einer für alle, alle für einen! Ein Doppeltes sollten sich aber unsere gebildeten Frauen in schöner Begeisterung angelegen sein lassen: Selbst ihre ganze Sorge der rechten Kriegssparsamkeit zuzuwenden und dann in den Kreisen der weniger bemittelten Frauen für Aufklärung zu wirken.

Die Kleintierzucht als Kriegshilfe.

Von Caesar Rhan, Tierhygieniker, Steglitz.

Auf keinem Gebiete herrscht wohl so viel Unkenntnis, wie auf dem der Kleintierzucht. Einesteils glauben viele, sich durch Kleintierzucht auf leichte Weise eine Lebensstellung gründen zu können, anderenteils wird behauptet, daß die Kleintiere, namentlich die Hühner und Kaninchen, uns so viel Nährmittel fortfräßen, daß wir durch sie letzten Endes noch auf die Knie gezwungen würden. Ist doch ganz öffentlich behauptet worden, daß jetzt noch heimlich von städtischen

Züchtern täglich 5000 Zentner Weizen an die Hühner gefüttert würden. Die Kleintierzucht kann immer nur im Nebenberuf rationell ausgenutzt werden, und die Tiere selbst können vollauf mit Futtermitteln erhalten werden, die für uns als Nährmittel nicht in Frage kommen, so daß die Kleintierzucht ohne jeden Zweifel eine wesentliche Kriegshilfe sein kann. Ich will im nachstehenden, in kurzen Zügen, das Wichtigste aus den einzelnen Zuchten mitteilen.

1. Ziegenzucht: Überall da, wo genügend Weide, bzw. Grünfutter und Küchenabfälle zur Verfügung stehen und Stallungen geschaffen werden können, sollte unter allen Umständen wenigstens eine Ziege gehalten werden, soweit sie noch zu beschaffen ist, namentlich da, wo Kinder vorhanden sind. Ziegenmilch mit Haferschleim, aus Haferflocken gekocht, ist das reine Gold für große und kleine Kinder und tadellos im Geschmack, wenn noch ein kleiner Wasserzusatz und Zucker hinzugegeben werden, namentlich wenn die Tiere einen luftigen, hellen, trocknen Stall mit einem Auslauf erhalten. Die Fütterung erfolgt fünfmal am Tage: des Morgens gibt es die Raufe voll Grünes oder Heu mit zerschnittenen Runkeln, zum zweiten Frühstück ein Saufen mit Küchenabfällen, Lein- oder Palmkernkuchen und wer sie hat, Weizenkleie mit einer Prise Salz, mittags wieder wie morgens, nachmittags wie zum zweiten Frühstück, abends die Raufe voll Heu und geschnittenen Runkeln. Die Ziege nimmt uns also nichts. Dreimal melken, tagsüber in den Auslauf lassen, täglich bürsten und kämmen, vor Läusen schützen, evtl. mit Quassiarinde abreiben oder durchkämmen, trockenes Lager geben. Man kaufe ein frischmilchendes oder trächtiges Tier und wende sich an Ziegenzuchtvereine oder an die Zeitschrift „Der Ziegenzüchter", Dortmund.

2. Kaninchenzucht: Hier sind ein bis zwei Häsinnen, vom Rammler getrennt, zu halten. Die Zucht ist rationell, wenn man die Häsin nur drei Würfe machen läßt, ihr nur fünf bis sechs Junge beläßt und die zum Schlachten bestimmten Jungtiere mit der 20. bis 24. Woche schlachtet, da die Fütterung von da ab höchst unrationell wird. Auch sollen nur schwere Rassen gezüchtet werden. Die Fütterung erfolgt zwei- bis dreistündlich in Raufe und sauberem Futtertrog mit Kleeheu, Heu, Gras, Klee, Rüben, Mohrrüben und Küchenabfällen. Nicht so viel Kohlblätter geben, da sie leicht Ohren- und Fußleiden erzeugen. Keine alten Futterreste liegen lassen und nur so viel geben, wie die Tiere glatt ausfressen. Bei dieser Fütterung können wir, wenn wir alles Futter in Rechnung stellen, den Wurf in den ersten sechs Wochen mit 5 Pfennig pro Tag, in den zweiten sechs Wochen mit 10 Pfennig pro Tag und von da ab bis zur 24. Woche das entwöhnte Jungtier mit 5 Pfennig pro Tag ernähren. Das Jungtier kostet uns dann 3 Mark bis 3,60 Mark, wiegt aber auch $8\frac{1}{2}$ bis 9 Pfund, so daß sich das Pfund Lebendgewicht auf 35 bis 40 Pfennig, das Pfund Schlachtgewicht auf 45 bis 50 Pfennig stellt. Die übrigen Kosten decken Dünger und Felle. Das Kaninchen nimmt uns also auch nichts. Die Winterfelle sind wertvoll zu Pelzwerk. — Wer die Kaninchen in Kistenställen hält, mache diese groß, hell, mit breitem Lattenrost und Blechboden, so daß der Urin in ein Gefäß abfließen kann, das man mit Torfmull, Gips oder Kalk füllt. Besser ist es, kleine Ställe an ebener Erde, ebenfalls mit Lattenrost und mit Ausläufen ins Freie versehen, zu machen. Mit der 12. Woche sind die Rammler von den Häsinnen zu trennen.

3. Geflügelzucht: Man kaufe jetzt legende Tiere, am besten einjährige, von Rassen die wenig brüten. Ich habe selbst vor nicht allzu langer Zeit aus Winter- und Sommerlegern ein gutes Nutzhuhn gezüchtet, das wenig brütet, bemerke aber gleich an dieser Stelle, daß Zuchttiere gar nicht, sondern allenfalls nur Bruteier erhältlich sind. Von jetzt gekauften Tieren wintert man nur die besten Legerinnen durch, die am besten durch Fallnester festgestellt werden, denn viele alte Hühner zu durchwintern, macht die Zucht unrentabel. Das nutzbringendste Huhn ist das einjährige, da es dann mit dem Legen beginnt, wenn die alten Tiere aussetzen. Die Fütterung geschieht mit gestoßenen Runkeln, Kaff, gemahlenem oder durch ein Drahtsieb geriebenem Kleeheu, Biertreber, geschrotenen und gewässerten Eicheln, Bucheckernschrot, Zuckerrübenschnitzel, Fischmehl, Körnerblutfutter, Knochenschrot, zerschnittenen Fleischresten und Küchenabfällen. Wir haben also eine große Reihe Futtermittel zur Verfügung, so daß uns auch die Hühner nichts nehmen. Der Stall sei hell, luftig, sauber mit Sand gefüllt, also nicht betoniert, nicht massiv, sondern aus Holz gebaut. Stein, Eisen, Beton sind die größten Feinde der Tierzucht. Im Sommer Türen und Fenster durch Drahtgaze ersetzen, täglich reinigen, monatlich einmal gründlich auskalken, Staubbad geben und Scharraum einrichten, damit die Tiere nicht fett und legefaul werden. In diesem Scharraum, also in 15 cm hohe Streu, gibt man Heu (Unkraut) oder Vogelsamen. Neben der Hühnerzucht ist Puten-, Enten- und Gänsezucht, wo die Verhältnisse dazu geeignet sind, sehr rentabel.

4. Bienenzucht: Die Bienenzucht ist sehr einträglich, aber man darf die Bienen nicht schwärmen lassen, muß mit jungen Königinnen arbeiten, also Königinnenzucht treiben und mit starken Völkern in die Frühtracht gehen. In der von mir konstruierten Beute, eine 18 Rähmchen tiefe Gerstungbeute, können, da sich in den Seitenwänden Ausflüge befinden, hinter dem Muttervolk jederzeit junge Völker gezogen und zwei bis drei Völker überwintert werden, so daß man zur Frühtracht durch Vereinigung stets starke Völker hat. Das Schwärmen ist hier leicht zu verhüten, indem man im Mai die Königin absperrt und auf frische Waben setzt und dies nach vier Wochen wiederholt. Man beginne in diesem Jahre aber nicht mit der Heranzucht aus Schwärmen, sondern kaufe ein bis zwei alte Völker. Preis 25 bis 30 Mark. Ertrag die Anschaffungskosten und mehr je nach den Trachtverhältnissen. Die von oben zu behandelnde Beute, wie es die Gerstungbeute ist, ist die bequemste und einfachste. Man stelle die Beuten, welche es auch seien, in einem Häuschen auf, damit sich die Brut beim Nachsehen nicht erkältet. Über die Bienenzucht besteht eine große Literatur, die über alle Systeme Auskunft gibt und die Zucht lehrt.

Baut Erdbirnen an!

Von Frau Th. Wagner.

Die Erdbirne ist in den letzten Jahren etwas bekannter geworden, doch könnten noch unendlich viele Strecken Landes, die sich zu sonstigen Kulturzwecken nicht eignen, damit bebaut werden. Ihr botanischer Name ist Helianthus tuberosus, vielfach ist sie als Topinambur bekannt, und ihre Stammform ist der aus Amerika eingeführte Sonnling (Salsi fis Helianthi). Sie ist eine anderthalb Meter hohe Pflanze mit kartoffelartigen Knollen und kann jahrelang auf demselben Boden in unverminderter Ertragsfähigkeit bleiben. Mißernte kann bei der Erdbirne nicht vorkommen, und ihre große Ergiebigkeit an Knollen sowohl als auch an Kraut sollte viele veranlassen, sie als geeignetes billiges Futtermittel und als Kartoffelersatz anzubauen. Die Stengel und Blätter ergeben vorzügliches Viehfutter, können auch wie Kartoffelkraut verbrannt und als Dungmittel verwandt werden. Die Knollen liefern gleichfalls Vieh- und Wildfutter und ein ganz ausgezeichnetes Gemüse. Gerade die Bessergestellten, denen es möglich ist, mehr Abwechslung in den Küchenzettel zu bringen, sollten es sich zur Pflicht machen, möglichst viel Erdbirnen in der verschiedensten Zubereitung zu genießen. Das ihnen eigentümliche artischockenartige Aroma wird von Feinschmeckern geschätzt und läßt sie als feines Gemüse den Platz der Artischocke auf der Tafel einnehmen, deren Anbau sich auf das äußerste beschränken sollte, da sie enormen Platz im Verhältnis zu ihrer Ertragsfähigkeit, Pflege und Dung verlangt — alles Dinge, mit denen wir in Kriegszeiten für das Allgemeinwohl haushalten müssen. Dem Bauer und kleinen Mann wird die Erdbirne kaum Ersatz für die Kartoffel bieten und soll es auch nicht. Wenn nur zwei- bis dreimal wöchentlich in jeder „gut bürgerlich" kochenden Familie und von den oberen Ständen Erdbirnen gegessen werden, so würde das eine gewaltige Kartoffelersparnis im Reich bedeuten und zugleich einen Gewinn an Viehfutter von dem Kraut, denn der Bodenertrag ist viel größer als bei Kartoffelpflanzung. Die Kultur ist äußerst einfach. Von Ende März ab kommen die Knollen in tief umgegrabenes Erdreich in Reihen, etwas flacher als Kartoffeln gelegt. Auf magerem Boden kann ohne vorherige Düngung kurzer Mistdung mit beigegeben werden. Einzig im Moorboden kommt die Erdbirne schlecht fort. Während des Frühsommers kann mehreremal das Land durchgehackt werden. Im Mittsommer wird behäufelt und im Spätherbst geerntet. Sollen die Knollen recht ergiebig sein, so dürfen die Pflanzen zur Fütterung nicht vor den ersten Herbstfrösten abgeschnitten werden. Sie können aber gelichtet werden. Die Knollen sind im Boden frostunempfindlich. Sie können wie Rüben überwintert werden. Das Land ist schwer von ihrem Aus-

schlag zu reinigen. Gerade die zwischen Häusern gelegenen Bauplätze, auf denen Gemüse zu häufig von Ungeziefer befallen wird, eignen sich für die Bepflanzung mit Erdbirnen. Ein kostspieliges Rigolen des Bodens wegen späteren anderweitigen Anbaues fällt da fort, wo über kurz oder lang doch Häuser entstehen, und der häßliche Anblick solcher unbebauter Grundstücke oder des meist mißratenen Gemüses wird durch das üppige Grün der Erdbirne wohltuend ersetzt. Das Aussaatquantum der Erdbirne ist dasselbe wie bei Kartoffeln, etwa 8—10 Zentner pro Morgen. Dabei ist der Preis derselbe, wie in normalen Jahren geringere Saatkartoffeln verkauft wurden. Allen, die Land und Bauplätze haben, möchte ich zurufen: „Baut Erdbirnen und kämpft so im Lande gegen unsern größten Feind — England, das uns aushungern will, und beweist damit, daß wir fähig sind, uns über den nächsten Winter mit Gottes Hilfe eine ausreichende Ernte zu verschaffen."

Seifenersparnis.

Von Else Berg.

Nach einem alten Wort soll der Verbrauch großer Mengen von Seife den kulturellen Hochstand einer Nation beweisen, wir aber werden bei noch längerer Kriegsdauer wahrscheinlich gerade im Gegenteil den Hochstand unserer Kultur, die Fähigkeit der Anpassung des intelligenten Menschen an gegebene Verhältnisse, durch einen möglichst geringen Seifenverbrauch unbeschadet unserer Reinlichkeit zu beweisen haben. Das deutsche Reich importiert eine große Menge Fette vom Auslande, die wir bei geschlossenen Grenzen natürlich nicht erhalten können, die im Lande vorhandenen Fette werden zum größten Teil der Ernährung dienen müssen, und die Fabrikation von Gebrauchsmitteln, die nicht unmittelbar mit ihr zusammenhängen und großer Mengen Fette benötigen, wie die der Seife, wird naturgemäß sehr eingeschränkt werden. Sparsamkeit im Verbrauch und, wo es möglich ist, ein Ersatz der Seife werden dann geboten sein. Da heißt es vor allen Dingen, sorgsam alle Fettreste, die noch zur Seifenbereitung dienen könnten, zu sammeln, mögen es Rückstände von irgendwelchem Fleisch, Knochen, Schwarten usw. oder nur die Fettschicht vom Spülwasser sein. Aus ihnen kann man mit leichter Mühe und geringen Kosten eine gute Hauswaschseife auf folgende Weise herstellen: Die reinen Fette unter den Resten werden ausgelassen, die übrigen Reste: Schwarten, Grieben, Knochen usw., tüchtig ausgekocht. Nach dem Erkalten wird die Fettschicht von dem Wasser abgeschöpft und mit dem reinen Fett zusammengegeben. Von diesem Sammelfett werden 4 Pfund mit 1 Pfund guten Seifenstein und 3 Liter Wasser etwa eine Stunde gekocht, dann eine Handvoll Salz und noch 2 Liter Wasser dazu gegeben und weiter gekocht, bis das Wasser wolkig wird. Die Beigabe von Salz bewirkt, daß sich Seife und Lauge voneinander scheiden. Ist das geschehen, gießt man die Flüssigkeit in eine Wanne oder Töpfe und läßt sie stehen, bis die Seifenschicht auf ihrer Oberfläche erstarrt ist. Man nimmt sie ab, schneidet sie in beliebige Stücke und trocknet sie vollends. Je härter und trockner die Seife ist, desto sparsamer gestaltet sich ihr Verbrauch. Die zurückgebliebene Brühe verwendet man als Laugenzuguß zum Scheuerwasser. Das Rezept zu einer guten Schmierseife, die eine große Seifenersparnis ermöglicht, ist folgendes: 1 Pfund Oberschalseife wird gerieben und zusammen mit 1 Pfund Soda, 4 Liter Wasser und einer Handvoll Salz gekocht, bis die Masse seimig ist. Da sie leicht überläuft, ist ein großer Topf zum Kochen und Abschrecken mit kaltem Wasser nötig. In ein Gefäß gegossen, erhält man nach dem Erstarren etwa 10 Pfund gute Scheuerseife, die man durch das Hinzufügen von etwas Salmiak und Terpentin (vor dem Erkalten) noch verbessern kann. Eine andere Schmierseife wird aus 2 Pfund Talg, 200 g Ätznatron und 2 Litern warmen Wassers hergestellt. Es ist nur nötig, alles gut zu mischen. Ein Waschpulver ergibt eine Mischung von 45 Teilen Borax, 50 Teilen Soda und 5 Teilen unterschwefliges Natron (pulverisiert und gut vermengt). Man kann beim Putzen, Scheuern, Waschen aber oft auch ganz ohne Seife auskommen. Bekannt ist, daß Milch ein vorzügliches Mittel ist, selbst veraltete Obst-, Wein- und andere Flecke aus der Wäsche zu entfernen. Man legt den zu waschenden Gegenstand längere Zeit hinein, reibt ihn dann aus und spült in klarem Wasser gut nach. Auf dem Lande wird man auch wieder mehr zum Bleichen der Wäsche schreiten, das zwar etwas mehr Zeit, dafür aber weniger Seife kostet und sehr zum Erhalten des Leinenzeugs beiträgt. Allgemein bekannt dürfte sein, daß Quillajarinde (Seifenwurzel) die Seife nicht nur vollständig ersetzt, sondern bei farbigen Stoffen auch durchaus dieser vorzuziehen ist, da sie die Farben in keiner Weise angreift. Man kocht je 10 g Rinde mit 1 Liter Wasser tüchtig aus, seiht durch ein Tuch und läßt die Gegenstände erst einige Zeit in dem lauwarmen Sud liegen, ehe man sie wäscht. Ferner ergibt das ungesalzene Kochwasser von weißen Bohnen ein ganz vorzügliches Waschmittel sowohl für Stoffe, als auch zum Putzen von Metallgeräten usw.; ebenso kann man rohe Kartoffelschalen, zerkleinert und mit Wasser übergossen, ohne Beigabe von Seife zum Reinigen von verschmutzten Gläsern, Metallgegenständen und dergleichen verwenden. Die Asche von Zigarren, der Ruß aus dem Schornstein, Wasser mit einem Zusatz von Salmiak oder Salzsäure sind für letzteren Zweck von demselben Erfolg. Diese wenigen Winke zeigen, wie im Haushalt mit ein wenig Nachdenken und gutem Willen viel Seife erspart werden kann.

Praktische Winke und Kochrezepte.

Aus unserem Leserkreise eingesandt.

Von den zahlreichen Einsendungen greifen wir noch eine Anzahl von Ratschlägen und Kochrezepten heraus, die für unsere Leserinnen von Interesse sein dürften. Zunächst wurde von mehreren Einsenderinnen der Wolle gedacht, die ja knapp wird und deren Verbrauch eingeschränkt werden muß. So empfiehlt eine praktische Mutter für unsere wilden Buben und Mädel

Knieschützer. Sie schreibt: In der jetzigen Zeit wird wohl jede Hausfrau darauf bedacht sein müssen, möglichst an Strickwolle zu sparen. Wer aber ein paar wilde Buben oder auch Mädels hat, wird nicht selten über große Löcher in den Strümpfen an den Knien zu klagen haben. Besonders bei dem Spielen von Spielkugeln (Knicker) ist das Knierutschen fast unausbleiblich. Um nun nicht immer die teure Wolle kaufen zu müssen, mache ich Knieschützer und zwar aus alten Samtresten. Ein Fleckchen Baumwollsamt, wenn möglich in der Farbe des Strumpfes, so groß, daß es eben die Kniescheibe bedeckt, dann ein Stückchen Gummiband an jeder Seite dran genäht, und der wirklich haltbare Knieschützer ist fertig. Man braucht nicht mehr über die großen Wollauslagen zu klagen, und die Kinder freuen sich, auch einmal rutschen zu dürfen. A. Bodden.

Wie man Wolle spart und zugleich Material zum Füllen von Liebesgaben erhält, verrät uns Frau Professor Rühl aus B. Alle schadhaften Wollstrümpfe, große und kleine, werden gewaschen. An den Beinlängen sowohl als auch an den Füßlingen befinden sich stets tadellose Stücke; diese schneide ich so groß wie möglich aus und lege sie in den Nähkorb. Sobald ich Strümpfe stopfen will, zertrenne ich die zurückgelegten Stücke und benutze die so gewonnenen Fäden zum Ausbessern. Die dünnen und durchstopften Teile der alten Strümpfe schneide ich in Streifen oder Stücke von 2—4 cm Breite, rebbele sie auf und fülle mit den weichen, lockeren Wollabfällen kleine Kissen. Letztere sind von unseren tapferen Verwundeten in den Lazaretten sehr begehrte Liebesgaben als Stütze schwacher und empfindlicher Glieder. Die Kissen stelle ich in verschiedener Größe her. Zur Anfertigung eignet sich sehr gut ungebleichter Nessel, in den die Wollfäden eingefüllt werden. Des freundlicheren Aussehens und der Reinlichkeit wegen stecke ich die fertigen Kissen in Überzüge von geblümter Möbelkretonne, die ich an der Schmalseite mit Waschknöpfen versehe.

Eine andere Mutter gibt einen Rat zur Verwendung abgetragener Sweater:

Sweater als Unterziehjäckchen. Man schneidet die Ärmel des Sweaters bis auf 10 cm Länge ab, macht am Halse einen viereckigen Ausschnitt, trennt die linke Schulternaht etwas auf und versieht dieselbe mit einem Druckknopf. Dann umhäkelt man den Ausschnitt und die Ärmel mit einem festen Mausezähnchen und näht in der Taille vorn und hinten und an jeder Seite einen Knopf zum Anknöpfen.

Sweater als Unterziehhöschen. Man schneidet den Sweater je nach der Größe oben ab und trennt die Ärmel heraus. (Das hintere Teil muß etwas länger bleiben.) Die Seiten werden dann oben 15 cm aufgeschnitten und mit einem 2—3 cm breiten Stoffbord versehen, desgleichen auch oben herum, je nach Weite. An

den Seiten muß das hintere Bord über das andere greifen. Dann schneidet man den Sweater unten in Halbkugelform aus und näht die beiden Teile innen mit einem festen Überhandstich zusammen. Für Knaben mache man vorn etwa 3 cm über der Naht einen 5 cm langen Einschnitt und umsteche ihn mit einem Knopflochstich. Am Vorderteil und an jeder Seite einen Knopf, in der Mitte ein und am Hinterteil drei Knopflöcher. Frau E. Holle.

Wir lassen ferner noch einige Ratschläge für die Küche und Kochrezepte folgen.

Als Ersatz für Eier, der sich besonders für Speisen eignet, in denen das Eiweiß verwendet wird, der also die Speisen lockerer, leicht verdaulich und nahrhaft macht, weise ich auf das getrocknete Eiweiß hin. 20 g getrocknetes Eiweiß ersetzen das Eiweiß von 6 frischen großen Hühnereiern. Diese 20 g Eiweiß werden mit 8 Eßlöffeln kaltem Wasser vermischt und zum Auflösen an einen kalten Ort gestellt. Die Masse muß einige Male umgerührt werden; nach 12—24 Stunden ist das Eiweiß aufgelöst und ergibt einen steifen weißen Eierschnee, der auch durch seinen Nährwert dem Eiweiß der Hühnereier gleich ist, da das getrocknete Eiweiß ebenfalls animalischen Ursprungs ist. Getrocknetes Eiweiß ist in Handlungen für Konditoreibedarfsartikel erhältlich. Ich bezog es bisher aus der Großhandlung von Karl Nauke, Bernburg, zum Preise von 3,50 bis 4 Mark das Pfund. 500 g getrocknetes Eiweiß entsprechen dem Eiweiß von 150 Stück frischen Eiern, die gegenwärtig, das Stück zu 0,12 Mark gerechnet, einen Kostenaufwand von 18 Mark benötigen. Frau W. Bahte.

Kartoffelgrieß. Die Kartoffeln werden in der Schale gekocht und dann geschält. Anderntags treibt man sie durch die Mandelmühle und breitet sie auf Blechen oder Papier aus, worauf man sie in der Bratröhre oder dem Ofen sehr gut trocknen läßt. Wenn sie ganz hart geworden sind, mahlt man sie mit dem feinsten Messer durch die Fleischhackmaschine und erhält dadurch einen Kartoffelgrieß, der in vielen Fällen ganz oder teilweise das in jetziger Zeit schwer erhältliche Weckmehl ersetzt. Er ist zu verwenden zum Beispiel beim Panieren von Schnitzeln usw. sowie zur größeren Ergiebigkeit bei Hackbraten, deutschen Beefsteaks (hier mit etwas Milch), ferner als Zusatz bei Klößen oder als Suppeneinlage. Selbst bei Backwaren, wie Natronkuchen, Dampfnudeln usw. kann er vorteilhaft mit anderem Mehl verwendet werden. Man beachte seine große Ergiebigkeit. H. M.

Billige Kriegssuppe. Sparsamkeit im Kochen heißt eigentlich rationellste Ausnutzung der Nahrungsmittel. Hierfür eignet sich ganz besonders der Papinsche Topf aus Gußeisen, emailliert, mit kuppelförmigem Schraubendeckel und frei beweglichem Ventil. Ich gebe für Suppen in den Topf zuunterst Knochenmark, dann etwas Fleisch, dann reichlich Gemüse, alles der Länge nach gespalten und in fingergliedlange Stücke geschnitten, hauptsächlich Möhren, Petersilie, Sellerie, Schnittbohnen, Schwarzwurzeln, Blumenkohl, Erbsen und einige würflig geschnittene Kartoffeln, im Frühjahr auch Kräuter. Dann kommt die Suppeneinlage, als welche ich bis jetzt in stetem Wechsel Reis, Grieß, Rollgerste, Hafergrütze und Haferflocken verwendet habe. Salz wird entsprechend zugefügt und zuletzt das Wasser; 2 Finger breit vom Rande bleiben zur Dampfentwicklung frei. Es dauert gewöhnlich 30 Minuten, bis durch das Ventil Dampf ausströmt. Nun stellt man den Topf in die Heinzelmännchen-Kochkiste oder ganz seitwärts auf den Herd; der Inhalt des Topfes kocht bei kleinstem Feuer fort. Der Topf darf erst geöffnet werden, wenn man annehmen kann, daß die Speisen gar sind (je nach der Einlage eine bis zwei Stunden) und der Inhalt nur mehr leicht siedet, daß er den Rand nicht überläuft. Nach dieser Zubereitungsart gehen absolut keine Nährstoffe verloren und gleicht der hohe Nährwert dieser dicken Gemüsesuppen die höheren Herstellungskosten vollends aus. Fügt man dieser Suppe, die Suppe, Fleisch und Gemüse in einem ist, noch eine Milchspeise oder einfache Mehlspeise an, so ergibt dies ein Mittagessen von hohem Nährwerte, das sehr bekömmlich, gesund und einfach herzustellen ist. Frau Th. Duill.

Billiges Kriegsgericht. Aus grünen oder gelben Brechbohnen, Rotkraut, Endivien und Rapunzeln läßt sich auf folgende Weise eine vorteilhafte, wohlschmeckende und billige Mahlzeit herstellen, die man zu Mittag mit einer kleinen Fleischbeilage oder abends ohne diese als ausreichendes Gericht geben kann: 2 Pfund Brechbohnen (Büchsenbohnen) werden heiß gemacht. Hierauf gießt man das Wasser ab und mischt ungefähr 2 Pfund gekochte und in dicke Scheiben geschnittene Kartoffeln ebenfalls heiß darunter. Man gibt hieran auch etwas feingeschnittene Zwiebel. Nebenbei hat man für 10—15 Pfennig Speck in kleine Würfel geschnitten und hellgelb gebraten, etwas Essig hinzugegeben und gießt nun beides kochend über Bohnen und Kartoffeln und schmeckt mit Salz ab. Genau so verfährt man mit der Zubereitung von Endivien, Rapunzeln und Rotkraut, das fein gehobelt und roh unter die Kartoffeln gemischt wird. Vorstehendes Rezept ist ausreichend für 3—4 Personen. Johanna Voigt.

Rote Suppe. Nach Art des litauischen Beetenbortsches ist eine Suppe aus der Tunke der eingelegten roten Rüben herzurichten. Man verdünnt den roten Essigsaft mit Wasser, daß er eine angenehme Säure hat, setzt ihn mit einem Rinderknochen (man kann auch Suppenwürfel nehmen), etwas Gewürz, 1—2 Porreewurzeln aufs Feuer und läßt ihn gut kochen. Dann macht man die Suppe mit etwas Mehl und Milch sämig, süßt sie ein wenig, und zum Schluß kann man noch, je nach den Verhältnissen, sauere Sahne daran tun. Mit hartgekochten Eiern und Bratkartoffeln gegessen, ergibt dies ein wohlschmeckendes Mittagsgericht. Kleine Fleischklöße verfeinern die Suppe.

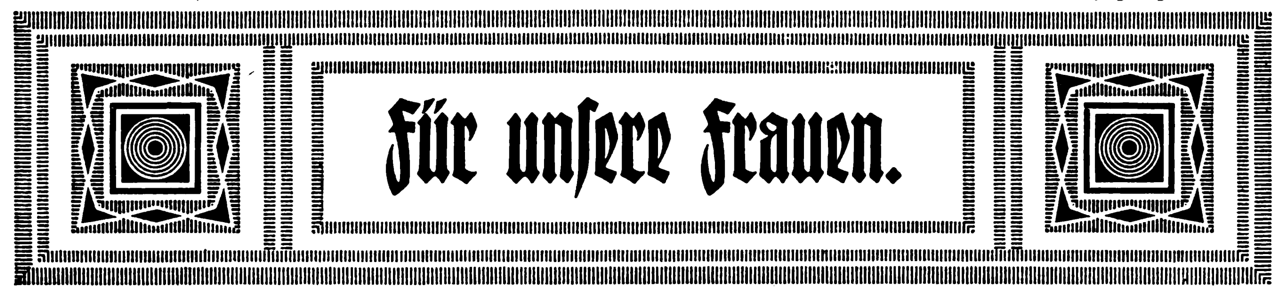
Speise aus Fischresten und Bratkartoffeln. Man pflückt das Fischfleisch von den Gräten in kleine Stücke und mischt es nebst 2 feingehackten Zwiebeln unter die Bratkartoffeln. Pfeffer und Salz werden übergestreut. Dann nimmt man 2—3 Eßlöffel Mostrich, verrührt ihn mit Wasser und mischt ihn unter das Gericht.

Schusterpastete für den reicheren Mittagstisch. Für sechs Personen. Fleischreste werden in ganz feine Würfel geschnitten. Ebenso 1 Gurke, 2—3 Zwiebeln, 2—3 gewässerte Salzheringe und etwas geräucherter Speck. Ein achtel Pfund Parmesankäse wird fein gerieben. Von 2—3 Eßlöffeln Mehl, 2 Eßlöffeln Fett und dem nötigen Wasser wird eine dickliche Mehlschwitze hergestellt. Da hinein kommt der Parmesankäse, die kleingewürfelten Zutaten, Kapern, Pfeffer, wenn vorrätig, etwas Bratentunke und zuletzt saure Sahne, etwa eine kleine Tasse voll. Das Ganze muß ein flüssiger Brei sein. Nun brät man reichlich viel Kartoffeln. Von diesen Bratkartoffeln legt man den Boden einer breiten Schüssel aus, gießt darauf von dem Brei die Hälfte aus. Dann kommen wieder Kartoffeln und die andere Hälfte des Breies, bis obenauf die bestgebräunten Bratkartoffeln den Schluß machen. Dies ist ein so wohlschmeckendes Gericht, daß niemand, der es einmal erprobt hat, es bei diesem einen Versuche lassen wird.

Vorzügliches Tafelschmalz. Zwei Pfund Schweinespeck werden mit zerteilten, ungeschälten Äpfeln, Zwiebeln und Majoran ausgebraten. Dann löst man ein Pfund Palmin, Vitello oder Amato darin auf, rührt gut um und füllt es in Näpfe. Es schmeckt gut, erinnert an Gänseschmalz, ist sehr ergiebig und billiger als Butter oder reines Schweineschmalz. Frau Rose Gerlach.

Zum Schluß erwähnen wir noch einen jederzeit beherzigenswerten Ratschlag, der jetzt ganz besondere Beachtung verdient: Es gibt ein unglaublich einfaches Mittel, mit der Hälfte unserer Nahrung nicht nur auszukommen, sondern vollständig satt zu werden und dabei noch unsere Gesundheit außerordentlich zu fördern. Es ist erwiesen, daß wir von unserer Nahrung nur ungefähr die Hälfte der verdaulichen Stoffe ausnützen, die andere Hälfte geht ungenützt ab. Wie eine unverständige Hausfrau schöpfen wir beständig aus dem vollen. Wenn wir nun unsere Nahrung so lange kauen, bis nicht das kleinste feste Teilchen mehr darin ist, so wird die Nahrung so gut eingespeichelt, daß sie schon halb verdaut in den Magen kommt. Das Kauen bzw. Einspeicheln sollte so lange fortgesetzt werden, bis der besondere Geschmack der Nahrung verschwunden ist. Man wird bei dieser Art des Essens bei der Hälfte der Nahrung vollständig satt sein. Außergewöhnlich dicke oder magere Menschen werden bald ihr Fett auf die Hälfte reduzieren oder bis zum angemessenen Grad vermehren. Verdauungsbeschwerden werden bald schwinden und ein gesundes Kraftgefühl wird den ganzen Körper durchdringen. Wer so ißt, wird auch bald beim Essen einen großen Genuß finden, der ihn reichlich entschädigt für die kleine Mühe der Selbstkontrolle. Vor allem er hilft Deutschland den Krieg gewinnen und — er spart sein Geld. A. F.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Für unsere Frauen.

Die Pflichten der Helferinnen in der Kriegsfürsorge. Von J. W. Aescher.

Der Krieg hat die Behörden, wie Staat und Gemeinde vor gewaltige Aufgaben gestellt, die zu lösen sind. Eine der größten ist die Kriegsfürsorge für die Familien der im Felde stehenden Truppen bzw. die Hinterbliebenenfürsorge von Gefallenen. Als selbstverständliche Pflicht ist es vom Staat anerkannt, diese Familien nach Möglichkeit vor Not und deren Folgeerscheinungen zu schützen, und so hat sofort bei Beginn des Krieges die staatliche Kriegsfürsorge eingesetzt, die für die Familienangehörigen der Krieger eine Kriegsunterstützung vorsieht. Diese staatliche Unterstützung soll nach dem Gesetz nur den Unbemittelten zuteil werden und besteht aus einem Normalsatz von 12 bzw. 6 Mark für die Frau bzw. die anderen Angehörigen der Krieger. Diese Zuwendung ist in den weitaus meisten Fällen nicht ausreichend zur Beschaffung des Lebensunterhaltes für die betreffenden Familien, und darum haben die Gemeinden die Pflicht erkannt, die Mindestsätze je nach den vorhandenen Verhältnissen zu verbessern. Um die Verhältnisse in taktvoller Weise zu prüfen, haben sich die meisten Gemeindeverwaltungen an die Frauenvereine gewandt und diese um Vorschläge von Vertrauensdamen gebeten, die diese wichtige Aufgabe in entsprechender Weise erfüllen könnten. Die Frauenvereine haben ihrerseits geeignete Persönlichkeiten vorgeschlagen und seit Beginn des Krieges sind zahlreiche Frauen in dieser Weise tätig. Den Helferinnen erwächst aus dem Vertrauen, das ihnen die Gemeindebehörden geschenkt haben, indem sie sich ihrer Hilfe bei dieser großen Aufgabe bedienten, eine große Verantwortung, gleichzeitig aber auch eine Kulturaufgabe von großer Tragweite, die, wenn sie richtig erfaßt und erfüllt wird, zu einem für unser ganzes deutsches Volk von heute noch nicht zu übersehenden Segen werden kann. Dadurch, daß man Frauen für das Einholen der Auskünfte über die Kriegerfamilien wählte, ging man wohl von dem gesunden Gedanken aus, nicht nur den Kriegerfamilien in wirtschaftlicher Beziehung zu helfen, sondern ihnen auch in den Frauen mitfühlende Menschen zuzuweisen, die ihnen während der schweren Kriegszeit durch Rat und Auskunft mancher Art ihre Sorgen um Haus und Familie zu erleichtern imstande wären. In der Tat hat es sich in den langen Monaten der bisherigen Kriegsdauer bestätigt, daß dem so ist und daß die Helferinnen in weitgehender Weise bemüht sind, die ihnen übertragene Aufgabe nach besten Kräften zu lösen und vor allem auch sie selbst eine große Befriedigung in dem Gedanken haben, den Familien, die durch den Krieg den Ernährer entbehren müssen, eine Hilfe in mancherlei Notlagen sein zu können. Durch dies nähere Sichkennenlernen der Frauen der verschiedensten Kreise kommt ein Band zustande, das hoffentlich die Kriegszeiten überdauern wird und das geeignet ist, in den bemittelten Kreisen ein Verständnis anzubahnen für die schwierige Lage der Frauen, die mit sehr kleinem Haushaltsgeld zu rechnen haben, das sie durch eigene Arbeit zu erhöhen gezwungen sind. Es wird den Helferinnen in vielen Fällen mit kleiner Mühe möglich sein, diese stillen Heldinnen unseres Volkes in vielen Dingen zu unterstützen und ihnen die Doppellast des Haushaltes und der Erwerbstätigkeit zu erleichtern. Andererseits ist aber auch zu hoffen, daß durch die häufigen Besuche bei den Frauen, die dank ihrer schlechten Erziehung und der eigenen inneren Haltlosigkeit halber in ihrem Haushalt und ihren Kindern gegenüber versagen, die Helferinnen Einfluß gewinnen, daß diese sich emporraffen und trotz der Aussichtslosigkeit, ihre Lage zu verbessern, nach und nach dahin geführt werden, zu erkennen, daß mit eisernem Willen die Möglichkeit vorhanden ist, auch in den beschränktesten Verhältnissen in treuer Pflichterfüllung ein Familienleben zu gestalten, durch das die Kinder Aussicht auf ein Vorwärtskommen im Leben bekommen. Es bedarf natürlich größter Langmut und Geduld seitens der Helferinnen den Frauen gegenüber, die durch den Druck der Verhältnisse mutlos und oberflächlich geworden sind, so zu helfen, daß in diesen selbst der Wunsch wach wird, durch ernste Tätigkeit ihr eignes Leben und das ihrer Familie auf eine andere Stufe zu bringen. Zweifellos wird das in vielen Fällen möglich sein, wenn die Helferinnen mit liebevollem Verständnis für die Umstände, die die Frauen zu einem wenig erfreulichen Leben gebracht haben, erkannt und nach Kräften beseitigt werden. Eine sehr wichtige Aufgabe der Helferinnen dürfte auch darin liegen, die ihrer Fürsorge anvertrauten Familien in bezug auf die Kindererziehung, auf die Haushaltsführung und bezüglich der Wohnungsfürsorge zu beeinflussen. Wie groß die Schäden auf diesen drei Gebieten noch sind, davon werden sich wohl die meisten der Helferinnen in gar manchem Hause überzeugt haben. Die Ernährungsfrage wird nur zu oft in geradezu gesundheitsschädlicher Weise gelöst. Die wirtschaftlichen Beratungsstellen, die der Krieg und die Ernährungsnot unserer Tage gebracht haben, werden auch hierin Segen stiften können. Geradezu betrübend steht es mit der Kindererziehung aus. Mit welcher unglaublichen Schwäche sind häufig die Mütter den Kindern in allem zu Willen; von irgendeiner strammen Zucht, durch welche die Kinder an Ordnung, Fleiß und Sauberkeit gewöhnt werden könnten, ist kaum die Rede. Sehr traurig steht es auch immer noch bezüglich der Wohnung aus. Es ist dies ganz besonders auffallend, da es sich bei den Kriegsfürsorge-Familien in den wenigsten Fällen um solche Familien handelt, die etwa schon früher Armenunterstützung bezogen haben.



Abb. 48. Kleid aus Waschtüll für junge Mädchen.

Man hält es nicht für möglich, daß in unserer Zeit, wo doch in hygienischer Beziehung so viel geschieht, trotzdem noch Wohnungen vermietet werden dürfen, die Zimmer enthalten, die keine direkte Luft von außen bekommen und als Schlafzimmer für sechs Personen dienen dürfen, wie ich das zum Beispiel erlebt habe. Außerdem sind auch die meisten Wohnungen so außerordentlich beschränkt, daß dieser Umstand allein eine Entschuldigung für vieles sein kann, was wir zu beklagen haben. In erster Linie für den Wirtschaftsbesuch des Mannes und die Mutlosigkeit der Frauen, in solchen engen Räumen die nötige Ordnung zu ermöglichen. Schlimme Zustände sind auch bezüglich der Leib- und Bettwäsche zu verzeichnen. Auch da ließe sich durch die Helferinnen viel erreichen. Ein Aufruf nach dieser Richtung hin um Bett- und Leibwäsche für die Kriegerfamilien bringt oft den gewünschten Erfolg, und es bleibt Aufgabe der Helferinnen, weiter zu beachten, daß mit den vermittelten Wäschestücken gut hausgehalten wird. Mit Freude wird man es erleben, wie dankbar gerade für solche Hilfe die Frauen sind und wie durch diese Hilfe ihr Bemühen wächst, den ganzen Hausstand sauberer zu erhalten. Eine sehr wichtige Unterstützung können die Helferinnen noch dadurch leisten, daß sie sich um die verschiedenen Versicherungen des im Felde stehenden Mannes wie auch der Frau kümmern und dafür sorgen, daß die Versicherungen der Familie erhalten bleiben und nicht verfallen. Leider ist es im Anfang des Krieges versäumt worden, schnell genug darauf aufmerksam zu machen, daß die Männer ihre Krankenversicherung sich durch Fortzahlen der Beiträge erhalten. Es würde das bewirkt haben, daß Männer, die verwundet wurden, ihr tägliches Krankengeld von je nachdem 2 bis 3 Mark erhalten hätten und daß die Krankenkasse verpflichtet war, im Falle des Todes der Familie das Sterbegeld zu entrichten. Es ist sehr bedauerlich, daß in den weitaus meisten Fällen die Krankenversicherung nicht erhalten wurde. Trotzdem erscheint es notwendig, noch einmal darauf hinzuweisen, da ja die weitere Aushebung von neuen Truppen fortwährend vor sich geht und dieser Rat immerhin noch eine beträchtliche Anzahl von Familien veranlassen könnte, sich die Unterstützung der Krankenversicherung zu erhalten. Sind die Mittel zur Zahlung der Krankenkassenbeiträge nicht vorhanden, so müßten die Helferinnen versuchen, diese irgendwie zu beschaffen, nötigenfalls als Vorschuß, da die sonst verlorengehende Unterstützung so wertvoll ist, daß man unbedingt dafür eintreten müßte, daß die Beiträge aus irgendeinem Fonds, der für Kriegerfamilien vorhanden ist, bestritten werden. Auch die Krankenversicherung der Frau sollte erhalten werden, selbst wenn diese aus der versicherungspflichtigen Tätigkeit durch irgendwelche Umstände ausscheidet, damit auch für sie im Falle der Erkrankung Unterstützung aus der Kasse sicher ist. Daß auch andere Versicherungen, die der Mann abgeschlossen hat, nach Möglichkeit zu erhalten sind, wird ein weiteres Bemühen der Helferinnen sein müssen. Wenn durch die Mithilfe der Helferinnen viel dazu beigetragen werden kann, die Verhältnisse in vielen Häusern dauernd zu verbessern, so werden andererseits die Helferinnen persönlich reichen Gewinn aus ihrer Tätigkeit ziehen, und als beste Frucht dürfte wohl zu bezeichnen sein, daß die enge Fühlung, die durch diese Tätigkeit zwischen sonst sich fernstehenden Schichten unseres Volkes angebahnt ist, erhalten bleibt. Manche einsame Frau wird auch ein neues Lebensinteresse durch diese Tätigkeit gewinnen, und viele Kinder unserer tapferen Krieger haben neben der Mutter eine liebevolle Pflegerin gefunden, die bestrebt ist, sie nach jeder Richtung hin zu fördern und ihren Lebensweg freundlicher zu gestalten. Daraus wird unserem Volke ein großer Gewinn erwachsen.

Sommerliche Moden.

Unabhängig von der Einfuhr aus Paris hat sich die deutsche Mode rasch, und man kann sagen, gut entwickelt. Der enge Rock ist ganz verschwunden. In schweren Falten fließt das neue, aus dem Doppelrock hervorgegangene, sehr fußfreie Kleid an der Gestalt seiner Trägerin herab und verleiht ihr durch das von der Bewegung hervorgerufene Schwingen und Schweben einen eigenartigen Reiz. Da man in diesem Sommer viel Seidenkleider tragen wird, kann man auch wieder von einem „Rauschen" der Frauengewänder reden. Zu fußfreien Röcken gehört sehr gutes Schuhwerk. Des Ledermangels wegen zeigt sich die Mode den Stoffschuhen geneigt, die, mit Leder zusammen verarbeitet, sehr hübsch und elegant aussehen. Die hohen Stiefel sind jetzt an der Tagesordnung, doch kommen für seidene oder sehr helle Kleider nur niedrige Lack- und Spangenschuhe in Frage. Zu dem weiten Oberrocke hat sich auch wieder der Unterrock eingefunden. Er lehnt sich im Schnitt genau dem Oberrock an, und auf seine Garnitur wird viel Sorgfalt verwandt. Was Taillen und Jacken anbetrifft, so war es nicht so ganz leicht, für die weiten Röcke das Passende zu finden. Die Blusenform behauptet noch immer ihr Recht, doch deuten manche Anzeichen darauf hin, daß sich wohl bald andere Neigungen Bahn brechen werden. Man machte einige Versuche, Schoßtaillen nach van Dyck einzuführen, dann Leibchen aller Art, sogar die Schnebbentaillen sollten wieder auferstehen. Was sich davon behaupten wird, bleibt abzuwarten. Von den Jacken wird fraglos das flotte, kurze, glockig ausfallende Bolerojäckchen bevorzugt. Doch auch die etwas längeren Jacken mit ebenfalls glockigem Schoß, gekreuzten Vorderbahnen, hellen Westen usw. werden viel getragen. Das Bemerkenswerteste an diesen Taillen und Jacken sind die modernen hohen Kragen, die, oft noch mit einem zweiten Tellerkragen versehen, den Hals gleich einer Manschette umschließen. Für den Sommer ist diese Mode nicht gerade sehr erfreulich. Damit man sich aber allmählich an diese Neuheit gewöhnen möge, werden zunächst viel Kragen gebracht, die den Hals vorn freilassen, dafür aber meist doppelt vorhanden sind: an der Jacke aus Stoff und an der Weste aus Tüll oder Glasbatist. Für die Hüte gilt die Parole: entweder klein und hoch, oder groß und flach. Immer aber haben sie schrägen Sitz bis zur rechten Augenbraue herab. Blumen bilden den hauptsächlichsten Schmuck. Für die heißen Tage sind viel Baumwollstoffe in den Handel gekommen, die Woll- und Seidenstoffen täuschend ähnlich sehen. Auch alle Arten Schleierstoffe, Krepp, Rippenköper usw. sind bereits in vollendeter Ausführung in Baumwolle zu haben. Kräuselstoffe sind noch immer beliebt, doch ganz besonders wird Waschtüll — gemustert und ungemustert — zu eleganteren Sommerkleidern verwandt werden. Ein solches Kleid zeigt das Modenbild Abb. 48. Es ist auf rosa Seide gearbeitet, wie auch der gezogene Gürtel aus rosa Seide besteht. Die Ärmel sind von glattem Tüll. Unsere Abbildung 49 zeigt ein Modellkleid von Hertzog-Berlin. Es besteht aus braun und blaugrün gestreifter Taffetseide, der Einsatz wie die Handspitzen aus gelblichem Tüll. Der bräunliche Hut dazu ist mit abschattierten Fliederbüschchen und mattlila Band garniert. Abbildung 50 weist gleichfalls ein Modell von Hertzog auf. Es ist ein sehr elegantes, braungraues Eolienneкleid mit dunkellila Samtgürtel, schwarzen Jettspangen und gelblichen hängenden Westenteilen aus Spitzenstoff, die von feinen Plisseestrichen umrandet sind. Abbildung 51 zeigt ein weißes, gesticktes Batist- oder Leinenkleid für junge Mädchen. Der Gürtel besteht aus farbiger Seide, ebenso das Bolerojäckchen.

Stoffblumen zum Hutschmuck selbst herzustellen.

Von Rosa Gerlach.

Das Anfertigen von Stoffblumen ist durchaus keine so einfache Sache, wie man wohl glauben könnte. Es gehört eine leichte, geschickte Hand dazu und große Behutsamkeit bei der Behandlung des Materials. Da nun aber bei der diesjährigen Sommermode die Blumengarnituren wieder sehr bevorzugt werden, dürfte es mancher Leserin doch recht willkommen sein, eine Anleitung zu erhalten, wie man auf einfache, billige Art — ohne all die vielen Handwerkszeuge, die sonst für diese Technik erforderlich sind — sich selber fein und geschmackvoll wirkende Hutblumen herstellen kann. Da sind zunächst die Mohnblumen, die als dankbarste Sorte in Frage kommen. Das hierfür erforderliche Material besteht aus folgendem: etwas farbige Seide — weiß, rot, braun, schwarz — ganz nach Wunsch und zum Hute passend, auch ganz gleich von welchem Gewebe; es kann jeder Seidenrest dazu verwandt werden. Dann etwas weiße Gelatine, recht „dickflüssiger" Gummiarabikum oder dickflüssiger, feiner Leim — Blumendraht, Nähseide, ein Stückchen Verbandwatte, für einige Pfennige Schwefelpulver, Zigarrenasche, ein Bogen hellgrünes Seidenpapier, etwas Kautschukpapier und einige Päckchen schwarze Mohnblumenstaubfäden, die in jedem Papiergeschäft, das Material



Abb. 49. Taffetkleid mit Einsatz und Spitzen aus gelblichem Tüll. Modell Rud. Hertzog, Berlin. **Abb. 50. Eoliennekleid mit Samtgürtel und Westeneinsatz.** Modell Rud. Hertzog, Berlin. **Abb. 51. Batistkleid mit farbigem Bolerojäckchen aus leichter Seide.**

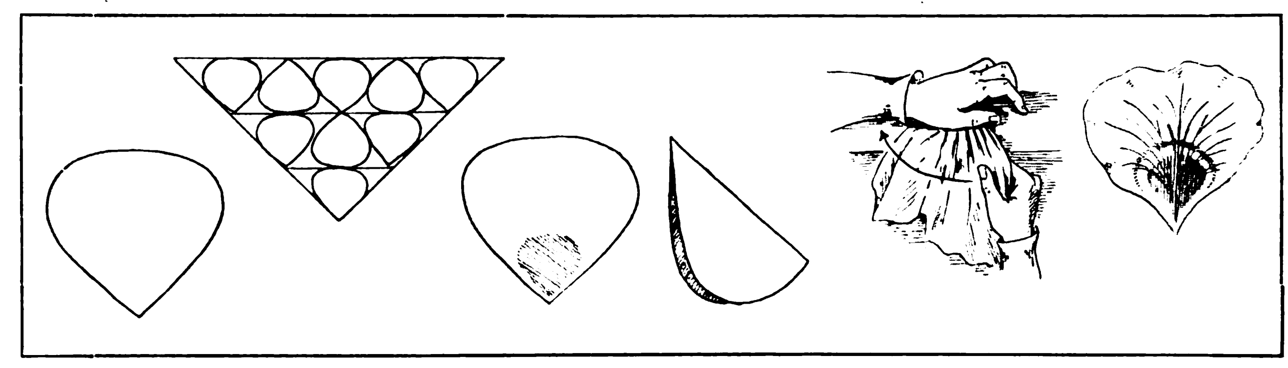


Abb. 52 a—f. Einzelstücke zur Herstellung von Hutblumen.

zu Papierblumen führt, zu haben sind. Zuerst werden die Seidenflicke geplättet. Darauf spannt man sie mit Garn in einen Rahmen, den man sich aus vier Stäbchen, die überkreuz verbunden werden, rasch herstellen kann. Dann löst man eine halbe Tafel weiße Gelatine in einer Tasse heißen Wassers. Mit einem sauberen Pinsel oder einer weichen Bürste streicht man nun diese Flüssigkeit auf die Seide. Sobald der Stoff getrocknet ist, schneidet man — schräg genommen — etwa vier kleinere und acht größere Blätter in der Form, wie Abb. 52a sie darstellt. Es ist darauf zu achten, daß die Blättchen mehr breit als hoch sein müssen. Die größten dürften etwa eine Breite von 7—8 cm und eine Höhe von 5—6 cm haben. Auch soll der Stoff sparsam ausgenützt werden, darum ist es ratsam, die Blätter genau in der Reihenfolge zu schneiden, wie die Abb. 52b es veranschaulicht. Wer noch die Blütenblätter zu schattieren wünscht, der nehme in gleicher Farbe des Seidenstoffes irgendeine Tusche oder Holzbeize, verdünne sie, je nach ihrer Zusammensetzung, mit Wasser oder Spiritus und bringe einen dunklen Schatten in die untere Blattspitze (siehe Abb. 52c). Bei zarten Farben macht sich ein lila Schatten sehr gut, der strahlenförmig ausläuft. Nun kommt der scheinbar schwierigste Teil der Arbeit, da er sich schwer erklären läßt, sonst aber ein ganz einfacher Handgriff ist. Ein noch haltbarer, weißer Lappen wird leicht angefeuchtet. Er darf nicht etwa naß sein. In diesen Lappen legt man das nach Abb. 52d zusammengelegte Blatt, daß es mit der unteren Spitze nach links oben schräg vor uns liegt, genau wie Abb. 52d es zeigt. Der Lappen wird nun in gleicher Richtung darüber geschlagen — ohne das Blatt zu verschieben oder umzubiegen — und dann drückt man mit dem linken Handballen fest auf die Stelle, an der das Blatt liegt. Mit der rechten Hand faßt man das Tuch zusammen und versucht, es von rechts nach links unter dem Handballen hervorzuziehen (Abb. 52e). Durch diese drohende Bewegung entstehen in dem Blatt die schönsten Falten und Linien, die sich durch die Feuchtigkeit des Lappens der gesteiften Seide tief einprägen. Wenn man das Tuch auseinanderschlägt und das Blättchen vorsichtig herausnimmt, wird man seine helle Freude an dem hübschen Erfolg dieses unglaublich einfachen Kunstkniffes haben. Ein paar Versuche — an wertlosen Seidenflickchen — werden bald darüber aufklären, worauf es hauptsächlich ankommt (siehe Abb. 52f). Bis die Blättchen — offen liegend — völlig getrocknet sind, bereitet man das andere vor. An einem dickeren Blumendraht befestigt man ein wenig Verbandwatte und biegt den Draht der Haltbarkeit wegen etwas um (siehe Abb. 53a). Die Watte darf nur in feinen, durchsichtig dünnen Streifen verarbeitet werden. An das vorhandene Flöckchen wickelt und dreht man nun noch mehr Watte, daß ein rundes, gleichmäßig glattes Kügelchen entsteht. Dieses Kügelchen wird rundum mit Leim bestrichen und dann in Zigarrenasche getaucht, die zur Hälfte mit Schwefelpulver vermischt ist. Um den auf diese Weise entstandenen Mohnkopf gruppiert man ein bis zwei Päckchen schwarze Mohnblumenstaubfäden, die hoch über den Mohnkopf hinausstehen müssen (siehe Abb. 53b). Dann folgen die kleinen Blütenblätter, immer zwei einander gegenüberstehend. Die großen Blütenblätter verteilt man nach Geschmack und bindet sie gleich den kleinen mit Seide fest und hilft hier und da mit etwas Klebestoff nach. Zum Ankleben genügt nur ein Tupfchen Gummi. Man hüte sich ja vor zuviel, da die Blüten sonst unsauber würden. Nun gilt es noch den Stengel zu vervollständigen, falls er bei der Garnitur des Hutes mit verwandt werden soll. Da hat man ihn denn zunächst mit Watte zu umwickeln, die wieder in „flordünnen“ Streifchen fest angedreht wird. Man dreht mit beiden Händen, die linke oben, die rechte unten. Über die Watte wickelt man hellgrünes Seidenpapier, das man am Anfang und am Ende mit Leim festklebt. Darauf folgt Kautschukpapier, beides in ganz schmale Streifen geschnitten. Man kann beliebig viel solcher Stengel fabrizieren. Die Enden werden schräg abgeschnitten, daß die Watte und das hellgrüne Seidenpapier etwas sichtbar werden. Dann biegt man sie zu graziösen Schlingen und fügt sie den Blüten bei (siehe Abb. 54). Solche Blumenstengel sind haltbarer als die bekannten, teueren Gummistengel. Sie sehen hübsch aus und kosten fast nichts. Ebenso wirken die selbstgemachten Stoffblumen — wenn sie einigermaßen gelungen sind — vornehm und gediegen durch das meistens so viel bessere Material, als man es sonst bei fertiggekauften Blumen anzutreffen pflegt. Wo die Blüten allein nicht genügen sollten, können ein paar Blätter dazu genommen werden, die in jedem Putzgeschäft zu haben sind. Auch geschlossene Mohnblumenknospen sind erhältlich. In diese sticht man mit der Schere eine kleine Öffnung und schiebt ein mit Leim betupftes Flickchen der Mohnblumenseide vorsichtig hinein. Wer im Besitz einer Pinzette ist, kann die ganze Arbeit durch Einkneifen von Fältchen in den oberen Rand der Blütenblätter noch komplizierter gestalten. Guter Geschmack gibt da den besten Rat. Auch ein Auszacken der Mohnblumenblätter, wie es auf Abbildung 54 sichtbar ist, kann sehr gefällig wirken. Nur muß dazu der Stoff nicht gar zu leicht ausfasern und vor allem durch stärkere Gelatinelösung gut appretiert sein. Wer einmal den Versuch mit den Mohnblumen gemacht hat, wird sich sagen müssen, daß es sich wirklich verlohnt. Außerdem macht die Arbeit auch Freude; und wenn Vorhandenes praktisch angewandt wird, läßt sich so mancher Groschen dabei ersparen.

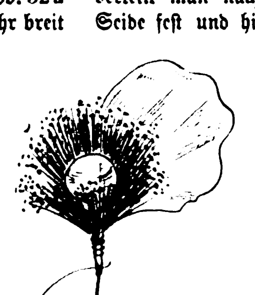


Abb. 53 a und b. Mohnknospe und Mitte der Blume.



Abb. 54. Handgearbeitete Hutblumen.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

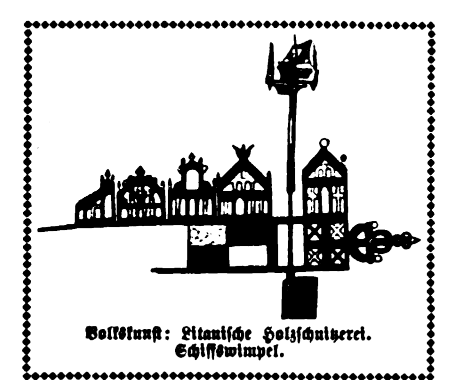


Von deutscher Volkskunst. Von Luise Marelle.

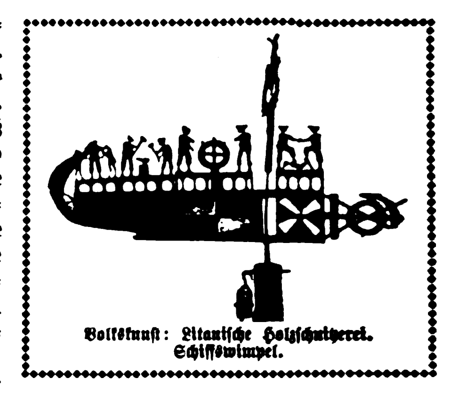
Alle Frauensorge, alles Frauenhelfen, alle Frauenarbeit ist augenblicklich fast ausschließlich auf Kriegsfürsorge gerichtet, doch ist es eine rechte Aufgabe für die Frauen, schon vorsorgend weiter hinaus und an die Aufgaben zu denken, die nach dem Kriege in Friedenszeit ihrer warten werden. Förderung aller nationalen Arbeit wird eine der Hauptaufgaben deutscher Frauen sein; alle Bestrebungen der letzten Jahre, deutsche Volks- und Bauernkunst neu zu wecken und zu verbreiten, werden verdoppelt und zielbewußt einsetzen müssen und erstarken. Es ist da mühselige Kleinarbeit vonnöten; es ist nicht damit getan, daß man, das Echte vom Unechten scheidend, feststellt, in welchen Winkeln des Reiches, in versteckten Tälern, abgelegenen Dörfern, halb verschlafenen Städtchen noch nach uralter Überlieferung gewebt, geschnitzt, gestrickt, gestickt und gebastelt wird — es gilt diesen, aus guter alter Zeit bis in die Gegenwart hinein geretteten spärlichen, scheinbar absterbenden Resten neue Keimkraft, einen breiteren Nährboden zu geben, ihnen die Möglichkeit zu Wachstum, Blühen und Gedeihen zu schaffen. Wenn auf der einen Seite die Aufgabe der Frauen auf dem Lande, in der Provinz darin besteht, die Handfertigkeiten zu pflegen, so ist es Sache der Frauen in den größeren Städten, das Absatzgebiet zu erweitern. Schon seit mehreren Jahren kommt alle Handarbeit wieder zu Ehren, und wirklich elegante Frauen in Deutschland schmücken ihre Kleider nur mit echten Spitzen, wie es Französinnen, Engländerinnen, Italienerinnen längst getan. Auf dem Lande kommen selbstgewebte Gardinenstoffe für die Wirtschaftsräume, geflochtene Matten wieder in Mode, und neben russischen, österreichisch-ungarischen, rumänischen Blusen und Kleiderstoffen werden auch reizvolle, in Holstein handgewebte Linnen in verschiedenen Farben zu Gewändern verarbeitet, während elsässische, Thüringer und litauische Gewebe hauptsächlich zu Schürzen verwandt werden. Die in Meldorf in Holstein angefertigten Kleiderstoffe sind wirkungsvoll und sehr geschmackvoll in den Farben: Lichtblau mit schwarzen breiten, schön gegliederten und gezeichneten Borten, Weiß mit Lila oder Orangegelb, Erdbeerfarben mit Dunkelrot, Hellgrau mit Schwarz verbrämt usw. Zur Anfertigung der doppelten Röcke und der losen, weiten Blusen der heutigen Mode eignen sich die Stoffe besonders gut; der Preis des Stoffes stellt sich auf etwa 30—32 Mark für ein Kleid. Auch aus litauischem Leinen, Weiß mit blauen und roten Musterstreifen, die unten am leicht gekrausten Rock, als Gürtel und quer sattelartig über Brust und Schultern bis zu den Ellbogen laufend angebracht werden, können recht kleidsame jugendliche Sommerkleider angefertigt werden, als Morgentracht im Garten und auf dem Lande. — Die Schürzen in verschiedensten Farben, unten mit Knüpffransen versehen, sind überall verwendbar und praktisch, weil sie nicht gestärkt zu werden brauchen; sie werden auch schwarzgrundig mit lebhaften bunten Streifen gewebt. — Der Deutsche Lyzeum-Klub in Berlin, der sich für alle Frauenarbeit fördernd einsetzt, brachte in deutschen Landen die erste Anregung größeren Stiles zur Neubelebung der Volkskunst durch die Veranstaltung der „Internationalen Volkskunst-Ausstellung" in Berlin 1909 in den Räumen des Hauses A. Wertheim in der Voßstraße. Unbestreitbar trat auf dieser Ausstellung hervor, wie gering die Reste alter, herrlicher deutscher Bauernkunst waren, die sich in einigen von der Industrie noch nicht ganz beschlagnahmten Teilen des Reiches erhalten hatten, im Vergleich zu den volkskünstlerischen Erzeugnissen Österreich-Ungarns, der Balkanländer, obenan Rumäniens, Italiens, Griechenlands, der drei nordischen Reiche, Japans, Chinas und vor allem Rußlands mit seinen bunten, vielgestaltigen Äußerungen der russischen Volksseele. Irische und englische Spitzen sind weltbekannt. Eine rückschauende deutsche Volkskunst-Abteilung der Ausstellung aber zeigte, wie köstlich die alte Bauernkunst war, deren Schätze aus Privathäusern, Museen, Bauernhöfen, Kasten und Truhen zusammengetragen waren. An diese meisterlichen Leistungen wieder anzuknüpfen, volkstümliche Handfertigkeiten wieder neu zu beleben, erschien als vaterländische Pflicht, wenngleich volkswirtschaftliche und auch soziale Stimmen gegen den Wert und Nutzen solcher Neubelebung laut wurden. Der außerordentliche Erfolg dieser Volkskunst-Ausstellung veranlaßte den Deutschen Lyzeum-Klub zur Bildung einer „Volkskunst-Abteilung" unter dem Vorsitz der Prinzessin Wilhelm zu Wied (einstmaliger Fürstin von Albanien). Eine ständige Ausstellung verkäuflicher Gegenstände volkskünstlerischer Art aus fast allen Ländern der Erde wurde im Hause A. Wertheim eingerichtet und von Jahr zu Jahr künstlerischer und reicher ausgestaltet, von Einheimischen und Fremden viel besucht und zu Einkäufen benutzt. Von dieser Abteilung aus wurden im Laufe der Jahre verschiedene kleine Ausstellungen veranstaltet: eine deutsche Spitzenausstellung, eine Ausstellung von Palästinaspitzen. Im Februar 1914 wurde noch einmal die bunte, phantasiereiche Welt russischer Bauernkunst gezeigt; daneben brachte eine „Deutsche Hausfleiß-Ausstellung" den erfreulichen Beweis, daß die Bemühungen, deutsche Heimatkunst wieder zu erwecken, in einigen Provinzen erfolgreich waren. Vor allem sind es die Töpfereien aus dem Elsaß, aus Bayern, Hessen, Thüringen, die in farbenfroher Mannigfaltigkeit der Formen immer aufs neue erfreuen und die Kauflust anregen. Besonders die Töpfe, Tassen, Kannen und Schüsseln mit lustigen Sprüchen wie: „Drauflos macht groß", „Bleib' mir 3, 4+4". Die „Henkelbräute" aus Bürgeln und Gerstungen bei Weimar und Jena und der Gegend um



Deutsche Volkskunst: Thüringische Töpfereien. Phot. Alice Matzdorff.


Volkskunst: Litauische Holzschnitzerei. Schiffswimpel.

Eisenach, die sehr schön und haltbar glasierten Töpfereien des Meisters von der Dornburg, in dessen Familie das Töpfergewerbe bereits seit Jahrhunderten geübt wird, bilden einen wertvollen Bestand der Volkskunst-Abteilung. Sie sind gut zu verwenden als Schmuck auf den Küchengesimsen und Borden in ländlichen Eßzimmern, als Behälter für Milch, Beerenfrüchte, Speisereste — zum Aufstellen der sauren Milch sind die tiefen Schalen besonders empfehlenswert —, als Blumenbehälter für den täglichen Tisch, der im Garten oder auf dem Balkon im Sommer auch mit buntstreifigen Thüringer Linnendecken belegt werden kann. Ein lustiges, geblumtes Bauernband als Schmuck über den Tisch geworfen, ist reizvoll; geflochtene Körbe aller Art, zum Teil bunt gemalt, die Henkel mit Band umwunden, sind für ländlich-sommerliche Aufmachung hübsch und praktisch als Handarbeitsbehälter, als Abfall- und Papierkörbe usw. Die zierlichen, in Thüringen gefertigten Holzstabkörbchen, Sätze in abgestufter Größe, werden als Knäuelkörbchen jeder eifrigen Strickerin willkommen sein. Ein Schlafzimmer mit Thüringer Leinenweberei (weiß mit rotblauen oder goldgelben Musterstreifen) an Fenstern, Garderobeständern, als Bettüberdecken wirkt licht und froh. Unerschöpflich sind die Formen und Arten des Kinderspielzeugs, reizvoll und nützlich schmiedeeiserne Gegenstände; hölzerne Löffel und Kellen zeigen in allen Ländern der Erde verwandte Formen, wie eine nach Tausenden zählende Sammlung des Fräuleins v. Schneider aus Petersburg in der Volkskunst-Ausstellung zeigte. Gehäkelte, geklöppelte, genähte Spitzen, feine Weißstickereien werden überall in Deutschland von Frauen und Mädchen angefertigt, wenn die Feldarbeit ruht. Bei einer kleinen Weihnachts-Ausstellung im Deutschen Lyceum-Klub wurden von den reizvollen Töpfereien aus Thüringen viel zu Geschenkzwecken verkauft. Eine feinglasierte „Henkelbraut", im Winter mit den jetzt wieder so beliebten Strohblumen, im Sommer mit Wiesenblumen gefüllt, ist wirklich eine anmutendere und wertvollere Gabe, als Vasen aus falschem Kristall, nachgemachter Bronze, wie sie uns eine Zeitlang aus den Ein-Mark- und Fünfzig-Pfennig-Basaren überschwemmten. Solche kunstgewerblichen Minderwertigkeiten, die der Berliner unter dem Namen „Kitsch" zusammenfaßt, sind für den Volksgeschmack so verderblich und ungesund wie verfälschte Nahrungsmittel und sollten eindringlich bekämpft werden. Vor mehreren Wochen machte der Abgeordnete Geigallat aus Preußen von neuem auf die Arbeiten litauischer Heimarbeiterinnen auf dem Lande aufmerksam, die auf uralter Überlieferung fußen, und vermittelte die Übersendung von Webereien und Strickereien; daneben wurde zierlich gedrechseltes Kinderspielzeug aus Wacholderholz ausgestellt, in Heiligenbeil angefertigt von Fritz Dieck. Abgesehen davon, daß das allgemeine und besondere Interesse sich infolge der furchtbaren Leidenszeit, die der Krieg über die Provinz brachte, Ostpreußen und seinen Bewohnern zuwendet, ist Litauen von jeher für jeden, der sich für völkische Überlieferung interessiert, bemerkenswert durch seine Sagen und Legenden. Das vormals zum polnischen Reich gehörige Litauen (russisch und polnisch: Litwa) fiel bei der Teilung Polens an Rußland und Preußen. Das Volk der Litauer wird seit 850 n. Chr. erwähnt. Das Litauische bildet mit dem Lettischen und Preußischen den baltischen Sprachstamm der indogermanischen Sprachfamilie; es wird noch von etwa $1^1/_2$ Millionen Menschen gesprochen auf dem Lande in der Gegend von Memel und Tilsit, Ragnit, Pillkallen, Gumbinnen und Insterburg, sowie im westlichen Rußland in den Gouvernements Kowno, Wilna, Grodno und Suwalki. Das Altpreußische („Pruzzische"), in kleinen Proben aus dem 15. und 16. Jahrhundert erhalten, starb im 17. Jahrhundert ganz aus. Die ältesten Aufzeichnungen des Litauischen, viele der volkstümlichen Lieder, die „Dainos", die noch jetzt von den Mädchen und Burschen gesungen werden, gehen bis auf das 16. Jahrhundert zurück. Volkskünstlerisch bemerkenswert, ebenfalls auf ältester Überlieferung fußend, sind die Wimpel-Stangen-Spitzen auf den Fischerbooten, die zierlich geschnitzt und bunt bemalt sind. An den Farben und der Stellung der Muster des Wimpeltuches erkennt man, zu welchem Dorfe das betreffende Boot gehört. In den Dörfern selbst und einzelnen Höfen findet man bei den Frauen noch Trachtenreste. Buntgewebte Kopftücher und Schürzen, gestrickte Handschuhe und Pulswärmer mit sehr bunten Blumenmustern auf lila, orangegelbem, rotem und blauem Grunde, farbig gewebte Schlipse für die Männer, schmale Borten und Bänder, die zum Kopfschmuck für die Mädchen dienen — reiche Schätze überall, die vom Fleiß und Geschick deutscher Frauen und vom Wert deutscher Volkskunst zeugen.


Volkskunst: Litauische Holzschnitzerei. Schiffswimpel.


Deutsche Volkskunst: Bunte Strickereien und Stickereien aus Litauen.

Volkskunst: Spielzeug aus Wacholderholz geschnitten. Phot. Alice Matzdorff.

Für unsere Mütter und unsere Kleinen.

In dieser an Sorgen und Kummer reichen Zeit sind es immer wieder die Kinder, die uns ablenken von allzu schwerem Grübeln und Zagen — sie sind da mit ihren Anforderungen, mit ihrem kindlichen Frohsinn. Jetzt gilt es für viele: einschränken und sparen, selbst für die Kinder zu sorgen, zu kochen, zu schneidern. Aber auch im einfachen selbstgemachten Kleidchen soll das Kind nett aussehen; ohne die Eitelkeit zu fördern, kann man den Sinn für Schönheit und Ordnung beim Kinde pflegen. Unsere Mädchenkleider und Bubenkittel dürften daher unsere Leserin-

nen wohl interessieren. Was unsere Jungen betrifft, so möge hier daran erinnert sein, daß die Sitte, sie in Soldatenuniformen zu stecken, schon vielfach zur Unsitte geworden ist. Hat doch in einer süddeutschen Stadt der Magistrat sich genötigt gesehen, dagegen einzuschreiten, daß die Uniformen, die unsere tapferen verdienten Männer als Ehrenkleid tragen, bis ins kleinste nachgeahmt und so zum Spielzeug herabgewürdigt werden. Der feine Takt der Mutter muß da das Richtige finden. Denn: wer wollte es unseren kleinen Helden verwehren, mit Säbel und Helm in die Schlacht zu ziehen! Mit Stolz wird es aber sicher jeden kleinen Buben erfüllen, wenn er ein Kittelchen tragen darf, das aus Vaters abgelegtem Uniformrock angefertigt ist, wie unser Modellchen Abb. 56 d. Das blaugraue Tuch eignet sich gut für kühle und regnerische Sommertage, auch für den Herbst, und ist dauerhaft und praktisch. Einfach und hübsch war der Schmuck. Die Nahtkanten der beiden Stoffteile waren mit grüner und gelbroter Wolle umstochen und zusammengehäkelt. Die Kante an Ärmeln und Halsausschnitt, in ähnlicher Weise ausgeführt, besteht aus grünen Stichgruppen und zwar abwechselnd jeweils drei kurze Stiche und ein langer, den eine kleine rote Perle abschließt. Das Kittelchen schließt auf den Schultern. Dort sind die Kanten gelbrot umhäkelt, eine gehäkelte Wollschnur mit Quasten, durch ebenfalls angehäkelte Ösenbogen gezogen, hält die Teile zusammen und fällt zur Schleife gebunden lose herab. Für kleine Mädchen ist das weiße Waschkleidchen mit dazu passendem Häubchen allerliebst. Die einfache Stickereiverzierung, in Blau, Rot und Grün ausgeführt, bestand aus kleinen und größeren Figuren und einem schmalen Börtchen, das Halsausschnitt und Ärmel sowie das Häubchen umgab und die Nähte verdeckte. Hübsch wirkt die bunte gehäkelte Schnur, die bei den zwei gestickten Knöpfen vorne anfängt und endet. Allerliebst ist das Kleidchen Abb. 56 b, das für 2—3jährige Kinder gedacht ist. Es war aus glattem weißen Waschstoff angefertigt. Das Röckchen — unten 150 cm weit, 40 cm lang — bestand aus zwei leicht nach oben abgeschrägten Teilen, war mit zwei Säumchen geschmückt, oben eingereiht und einer Passe in Richelieustickerei angefügt, deren Konturen mit gelber Seide ausgestickt waren. Auch die Ärmel wiesen denselben Schmuck auf, und es wurde eine wirklich wunderhübsche Wirkung erzielt. Zart und fein ist das Batikkittelchen aus Batist (Abb. 56 e), dessen Muster auch in Flachstich ausgeführt werden kann. Die Farben des Originals waren Rosa und Graublau. Das Häubchen (Abb. 56 c) war aus gelber Leinwand über blauem Futter gearbeitet, das durch den Durchbruch der Kante in Hedeboarbeit durchschimmerte. Ein niedliches Batistschürzchen veranschaulicht Abb. 55. Den Schnitt gewinnen unsere Leserinnen, indem sie die Konturen des Schürzchens in ein Rechteck von 68 cm Breite und 60 cm Höhe einzeichnen. Der tiefste Punkt des Halsausschnittes ist 12½, der des Armlochs 27 cm von der oberen Randlinie entfernt (siehe Abb. 55). Die Stickerei ist so leicht, daß sie wohl jede Stickerin aus freier Hand

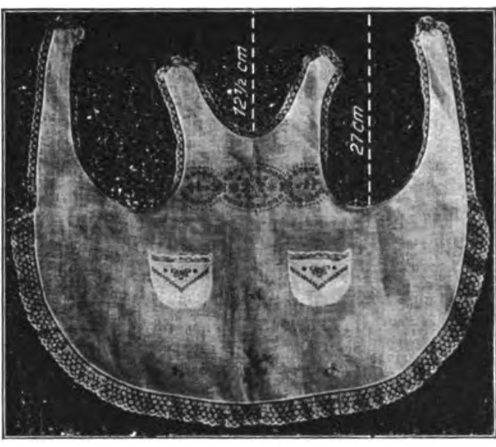


Abb. 55. Batistschürzchen mit leichter Stickerei für Kinder von 4—6 Jahren. Entwurf und Ausführung von Frau Th. Wagner. Stechmuster für 50 Pfennig erhältlich.

Abb. 56 a. Kleidchen und Häubchen mit einfacher Stickerei für 4—5jährige Mädchen (Preis des Musters 0,90 Mark, 1,10 Kronen). **Abb. 56 b. Kleidchen mit Richelieu-Stickerei** für 2—3jährige Kinder (Preis des Stechmusters 1 Mark, 1,25 Kronen). **Abb. 56 c. Häubchen mit Hedebostickerei** (Preis des Stechmusters 0,50 Mk., 0,60 Kr.). **Abb. 56 d. Kittel mit Wollstickerei** für Knaben (Preis des Musters 0,60 Mk., 0,70 Kr.). **Abb. 56 e. Batikkittel** (Preis des auch in Stickerei ausführbaren Stechmusters 1,20 Mk., 1,45 Kr.). **Abb. 56 f. Batikhäubchen** (Preis des Stechmusters 0,50 Mk., 0,60 Kr.). Entwurf und Ausführung von Abb. 56 d Heda Bender, der übrigen Modelle Erna Blüthner, Jena. Phot. Perscheid.



Abb. 57. Kleidchen mit bunter Wollstickerei für Kinder von 3—6 Jahren. Entwurf und Ausführung Fräulein A. Schmücker, Steglitz. Phot. Perscheid. Preis des Stechmusters 1 Mark.

mit dem Bleistift nachzeichnen kann. Mit erdbeerfarbener Filoflosse-Seide wird die Arbeit in Stiel- und Flachstich ausgeführt. Ein schmales Valenciennesspitzchen umrahmt den oberen Teil der Schürze und die Taschen, während der untere von breiterer Spitze abgeschlossen wird. Mit reicher und sehr geschmackvoller bunter Wollstickerei ist das Kleidchen auf Abb. 57 geschmückt. Das Original war aus blaugrünem Wollstoff — es kann aber auch jede andere Stoffart verwendet werden —, die Blumen waren in den Farben Erdbeerrosa, Zartlila, Gelb, Grünlichweiß, Blau und Blaugrün fein und harmonisch abgestimmt. Eine passende Seidenschleife wird um die Taille geschlungen. Für den Hausgebrauch können wir das Spielhöschen Abb. 58 für Knaben und Mädchen sehr empfehlen. Es läßt unseren Kleinen beim Spiel volle Bewegungsfreiheit, ist einfach und praktisch. Das Original war aus weißem Frottéestoff mit ganz leichter hellblauer Stickerei geschmückt. Schnitte und Stechmuster zu unseren Kinderkleidern sind nur zu beziehen durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig, Inselstraße 22 zu den unter den Abbildungen angegebenen Preisen, wobei wir um Voreinsendung des Betrages höflich bitten.



Abb. 58. Spielkittel für Kinder von 3—6 Jahren. Preis des Schnittmusters 0,10 Mark. Phot. Perscheid.

Häkelspitze und Wäschekonfektion.

Auf der Werkbund-Ausstellung in Köln, die im vergangenen Jahre stattfand, hatte eine Münchener Firma einfache feine Damenwäsche ausgestellt, die nur mit ganz feinen Häkelkäntchen und -spitzchen geschmückt war und ihres vornehmen Aussehens wegen viel bewundert wurde. Wir können daher unseren Leserinnen nur raten, es bei Gelegenheit auch einmal mit diesem einfachen, billigen Schmuck der Wäsche zu versuchen. Die feinen Häkelspitzchen werden übrigens in unseren Schulen von größeren Schulkindern im Handarbeitsunterricht vielfach gearbeitet. Sie sind nicht sehr mühsam herzustellen und wirken allerliebst. An unseren Taschentüchern Abb. 59a—f führen wir heute unseren Leserinnen sechs solcher allerliebster Käntchen vor, die alle aus Häkelgarn Nr. 100 Hauschild hergestellt werden und auch für Leibwäsche verwendet werden können. Bevor man jeweils mit der ersten Reihe des Musters beginnt, wird die Kante des Tuches (oder Wäschestückes) eingeschlagen und sehr dicht behäkelt, so daß ein fester Rand entsteht, an dem dann weiter gearbeitet werden kann. Und zwar werden die Muster folgendermaßen ausgeführt: Spitze zu Abbildung 59a: dichter Rand. 1. Reihe: 1 feste Masche, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen, 2 Luftmaschen 1 Stäbchen in eine Masche des Randes, 3 Luftmaschen. 2. Reihe: 1 feste Masche auf die feste Masche der ersten Reihe, 2 Luftmaschen, 2 Stäbchen, 2 Luftmaschen, 2 Stäbchen zwischen die 2 Stäbchen der 1. Reihe, 2 Luftm. 3. Reihe: 3 feste Maschen über die Luftmaschen, 5 Stäbchen zwischen die Stäbchen der 2. Reihe, 3 feste Maschen. Spitze zu Abbildung 59b: dichte Randbefestigung. 1. Reihe: 1 Stäbchen, 1 Luftmasche, fortgesetzt. 2. Reihe: 4 Stäbchen in 1 Loch, 1 Luftmasche, fortgesetzt. 3. Reihe: dasselbe versetzt. 4. Reihe: 6 Stäbchen in 1 Loch, 1 feste Masche in die Mitte der 4 Stäbchen der vorhergehenden Reihe, fortgesetzt. Spitze zu Abb. 59c: dichter Rand. 1. Reihe: Kreuzstäbchen. 2. Reihe: abwechselnd 1 feste Masche, 4 Stäbchen. Spitze zu Abb. 59d: dichte Randbefestigung. 1. Reihe: 2 Stäbchen, 1 Luftmasche. 2. Reihe: 3 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 3 Stäbchen in 1 Loch der vorhergehenden Reihe abwechselnd mit 1 Stäbchen in das nächste Loch (der vorhergehenden Reihe). 3. Reihe: 1 feste Masche auf das einzelne Stäbchen der vorhergehenden Reihe, 1 feste Masche in das 2. Stäbchen, 5 Stäbchen in das Loch, 1 feste Masche in das 2. Stäbchen. Spitze zu Abbildung 59e: dichter Rand. 1. Reihe: 5 Stäbchen, 5 Luftmaschen. 2. Reihe: 4 feste Maschen zwischen das 5. Stäbchen der 1. Reihe. 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen, 3 Luftmaschen, 1 Stäbchen auf die Mitte der 5 Luftmaschen der 1. Reihe, 3 Luftmaschen. 3. Reihe: 3 feste Maschen zwischen die festen Maschen der 2. Reihe, 3 feste Maschen, 5 Stäbchen, 3 feste Maschen. Spitze zu Abb. 59f: dichte Randbefestigung. 1. Reihe: 5 Luftmaschen, eine feste Masche, fortgesetzt (2 Maschen der 1. Reihe überspringen). 2. Reihe: 4 Stäbchen in die Löcher der 1. Reihe. 3. Reihe: 5 Luftmaschen, 1 feste M. zwischen die 4 Stäbchen der 2. Reihe. 4. Reihe: 5 feste M. über die 5 Luftmaschen der 3. Reihe. Gewandten Häklerinnen wird es ein leichtes sein, diese Spitzchen durch Zufügen von ein oder zwei weiteren Reihen zu ergänzen und zu verbreitern, so daß sie auch als Schmuck für Leibwäsche zu verwerten sind. Ausschlaggebend für die Wirkung bleibt stets die Feinheit des Materials.

Abb. 59a—f. Taschentücher mit Häkelkäntchen. Ausführung von Hanna Gleim, Zehlendorf. Phot. Perscheid.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Die Frau in der Chemie. Von Emma Stropp.

Durch die fortschreitende Entwicklung der chemischen und bakteriologischen Wissenschaft und deren vermehrte Anwendung in den verschiedensten Industrien hat sich eine Reihe von neuen Frauenberufen wissenschaftlicher und hilfstechnischer Art herausgebildet, die bei entsprechender Veranlagung Erwerb und Befriedigung gewährt. Zu ihnen gehört die jetzt gesteigerte Tätigkeit der Frauen in der Chemie, die der akademisch geschulten Frau, die für leitende Stellungen in Betracht kommt, der Laboratoriums-Assistentin und der wissenschaftlichen Hilfsarbeiterin, der Laborantin. Für die Chemikerin, das heißt die wissenschaftlich durch Universitätsstudium vorgebildete Frau, die gleich dem Manne für ihre Ausbildung einen Lehrgang von vier bis fünf Jahren rechnen muß, bietet sich, vorläufig wenigstens, nur eine beschränkte Anzahl gut besoldeter Stellungen, da in chemischen Großbetrieben für die führenden Posten in erster Linie noch immer Männer bevorzugt werden, zum Teil wohl von der Ansicht ausgehend, daß im Verkehr mit den Unterbeamten und Arbeitern die Frau nicht die genügende Autorität besitzt, eine Annahme, die in ihrer Verallgemeinerung irrtümlich ist, da hierbei individuelle Veranlagung maßgebend ist, wie aus Betrieben, in denen die Besitzerin gleichzeitig Leiterin ist, bewiesen werden kann. Anders ist es mit Stellungen, deren Haupttätigkeit in der Laboratoriumsarbeit liegt, wie Herstellung und Prüfung neuer Chemikalien oder als Analytikerin, der die Bestimmung der Bestandteile der zur Untersuchung vorliegenden Stoffe obliegt. In dieser Beziehung liegen die Anstellungsmöglichkeiten für akademische Chemikerinnen günstiger, wenn auch sie immerhin noch beschränkt sind. Die Gründung eines eigenen Untersuchungs-Laboratoriums ist ein weiterer Weg, die erworbenen Kenntnisse nutzbringend zu verwerten, doch gehören hierzu größere Mittel für die Einrichtung; immerhin betätigt sich auch in dieser Weise eine allerdings erst kleine Anzahl Chemikerinnen mit gutem Erfolg. Zur Gründung eines solchen Laboratoriums wäre zunächst ein Kapital von etwa 1500 bis 2000 Mark erforderlich. Jede geräumige Küche mit Gas- und Wasserleitung eignet sich zu dessen Einrichtung. An manchen Orten fehlt es noch an Laboratorien zur Untersuchung der Lebensmittel und der verschiedenen Körpersäfte und ein selbständiges Arbeiten im eigenen Betrieb hat natürlich manche Vorzüge. Auf breiterer Basis steht die Tätigkeit der Laboratoriums-assistentin, für deren Ausbildung das akademische Studium nicht gefordert wird, sondern deren Vertreterinnen sich zumeist von der wissenschaftlichen Hilfsarbeiterin, der Laborantin, durch langjährige Praxis zu selbständiger und zum Teil leitender Stellung entwickeln. Eine Anstellung als Laboratoriums-Assistentin erfolgt an staatlichen oder städtischen Untersuchungsstationen sowie an chemischen Fabriken und Privatlaboratorien; das Gehalt bewegt sich zwischen 1000 und 3000 Mark jährlich. Der Vorstufe der Laboratoriums-Assistentin wendet sich in den letzten Jahren in zunehmendem Maße die strebsame weibliche Jugend zu, zumal die Nachfrage nach gut vorgebildeten wissenschaftlichen Hilfsarbeiterinnen für chemische und bakteriologische Hilfsarbeiten im Steigen begriffen ist. Man möchte beinahe sagen, daß diese Betätigung in Gefahr steht, ein Modeberuf zu werden, eine Eigenschaft, die für alle sich ihm Zuwendenden oder sich in ihm Betätigenden unzweifelhaft starke Nachteile in sich schließt, die darin liegen, daß sich ihm, nur der Modeströmung folgend, ungeeignete Kräfte zuwenden, die in der Praxis später versagen und damit nicht nur ein unbefriedigtes Proletariat entwickeln, sondern auch durch ihre mangelhaften Leistungen die allgemeine Wertung der Laborantinnen stark herabdrücken. Die jungen Mädchen, die sich der wissenschaftlichen Hilfsarbeit, sei es auf dem Gebiete der Chemie oder Bakteriologie, zuwenden, müssen sich daher vor Beginn der Ausbildung klar werden, ob sie auch die wirkliche Befähigung dafür besitzen, ein tiefgehendes Interesse für den Beruf an sich, Geschicklichkeit der Hand, Zuverlässigkeit, peinlichste Genauigkeit und — eine gute Gesundheit. Die Arbeit in den Laboratorien ist nicht als eine leichte und angenehme Spielerei zu betrachten, sie ist anstrengend durch das lange Arbeiten über dem Mikroskop, sie erfordert für die Behandlung der Präparate eine leichte und geschickte Hand, außerdem schnelles Auffassungsvermögen und peinlichste Eigenheit und Gewissenhaftigkeit bei der Ausführung der einzelnen Aufgaben. Auch ist naturgemäß die Luft in den Laboratorien durch Dämpfe, Ausdünstungen, scharfe Säuren usw. meist keine gute, was für manche nicht ganz kräftige und widerstandsfähige Naturen schädliche Einwirkungen hat, abgesehen von der Infektionsgefahr, die trotz aller geübten Vorsichtsmaßregeln nicht ganz ausgeschlossen ist, zumal für die bakteriologische Hilfsarbeiterin, die mit klinischen Untersuchungen beschäftigt ist. Sind alle diese Vorbedingungen vorhanden, so bietet der Beruf der wissenschaftlichen Hilfsarbeiterin und später der der Laboratoriums-Assistentin eine hohe Befriedigung — gewährt er doch einen Einblick in die Geheimnisse der Natur, des Wirkens ihrer verborgenen Kräfte, die hemmend oder fördernd zu entwickeln Reiz und Befriedigung gewährt. Trotzdem darf nicht ver-



Die Frau im chemischen Laboratorium: Bestimmung von Fett im Kakao. Phot. Alice Matzdorff.

schwiegen werden, daß zurzeit eine gewisse Überfüllung des Berufs eingetreten ist, die dazu geführt hat, daß in den Berufsorganisationen Maßnahmen erwogen werden, um dem allzu starken Zustrom entgegenzutreten. Man hebt hervor, daß zahlreiche bewährte Hilfsarbeiterinnen ohne Anstellung sind, oder gegen ein minimales Gehalt, wenn nicht gar als „Volontärin" arbeiten, nur um beschäftigt zu sein. Über den Umfang der Arbeitslosigkeit gehen die Ansichten der sich scharf gegenüberstehenden Parteien auseinander, man darf aber wohl annehmen, daß, wie stets, der wahre Sachverhalt in der Mitte der gegenseitigen Angaben liegen dürfte, eine Tatsache, die immerhin Vorsicht auferlegt bei Ergreifen dieses Berufes, dem sich, wie eingangs erwähnt, nur durchaus geeignete Mädchen und Frauen zuwenden sollten, die gewillt sind, eine längere Ausbildungszeit durchzumachen, und allenfalls auch in der Lage sind, sich in stellungsloser Zeit aus eigenen Mitteln unterhalten zu können. Die Ausbildung der chemischen Laborantin umfaßt mindestens zwölf Monate, da für ihre Hilfsarbeit eine ziemlich umfangreiche theoretische Unterweisung notwendig ist, daran muß sich eine Volontärszeit von mindestens einem halben Jahre schließen. Die Anstellungsbedingungen sind außerordentlich schwankend, sie bewegen sich zwischen 50 und 150 Mark monatlich, die letztgenannte Summe dürfte als Höchstgehalt bezeichnet werden. Die ausgebildeten chemischen Laborantinnen finden Anstellung im Nahrungsmittelgewerbe, für Butter- und Milchuntersuchungen, in Schokoladenfabriken, in der Herstellung von Farbstoffen, bei landwirtschaftlichen Versuchsstationen, Samenzuchtanstalten usw. Es handelt sich weiter um Untersuchungen von Ölen und Fetten, Dünger- und Futtermitteln, Seifen, Duftstoffen und ähnlichem. Die Kenntnis von Schreibmaschine und Kurzschrift ist erwünscht, doch nicht Bedingung. Durchaus abzuraten ist jedoch, sich allein der Zuckerchemie zuzuwenden, da Zuckerchemikerinnen nur in der sogenannten Kampagne, der Zeit der Rübenernte, d. h. für etwa vier Monate, beschäftigt werden. Obgleich die Gehälter nicht ungünstig sind und für erste Stellungen 100 Mark, für bewährte Kräfte 150—175 Mark betragen, und letztere gern in jedem Jahr von der gleichen Fabrik wieder genommen werden, so findet sich für diese einseitig ausgebildeten Kräfte doch in der Zwischenzeit kaum eine ausreichende Verdienstmöglichkeit. Für die Ausbildung der chemischen Hilfsarbeiterinnen stehen eine beträchtliche Anzahl privater Lehranstalten zur Verfügung, von denen sich viele als durchaus zuverlässig und empfehlenswert erwiesen haben, wenn auch darauf hingewiesen werden muß, daß in letzter Zeit pilzartig eine Menge Laboratoriums-Lehrkurse aus dem Boden schießen, die es in erster Linie auf den Schülerinnenfang und den eigenen Nutzen abgesehen haben und deren marktschreierischen Ankündigungen nur geringer Wert beigelegt werden darf. Von maßgebendster Stelle sind der Verfasserin als empfehlenswerte Anstalten genannt die Chemieschule für Damen von Dr. Vogtherr, Berlin; Vereinigte öffentliche chemische Laboratorien-Ausbildung für Chemiker-Assistentinnen von Dr. Filsinger und Dr. Bötticher, Dresden; Institut Dr. Buslik, Leipzig; Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau; Dr. Asbrands Chemieschule, Hannover-Linden; ohne daß hiermit die Liste der zuverlässigen Ausbildungsanstalten erschöpft ist. Die Kosten für den Lehrgang von zwölf Monaten betragen durchschnittlich 900 Mark, die der Lehrbücher etwa 25 Mark. Für Fortbildungsunterricht wird für Arbeitsplatz und Unterricht 75 Mark monatlich berechnet. Angestrebt wird die Zulassung der weiblichen Schüler zu allen staatlichen und städtischen technischen Schulen für Chemie, da damit der unkontrollierbaren privaten Ausbildung der „Schnellpressen" ein Riegel vorgeschoben werden würde. Als Berufsvereinigungen sind die „Vereinigung deutscher Chemikerinnen"



Die Frau im chemischen Laboratorium: Untersuchung von Wasser im Mikroskop.

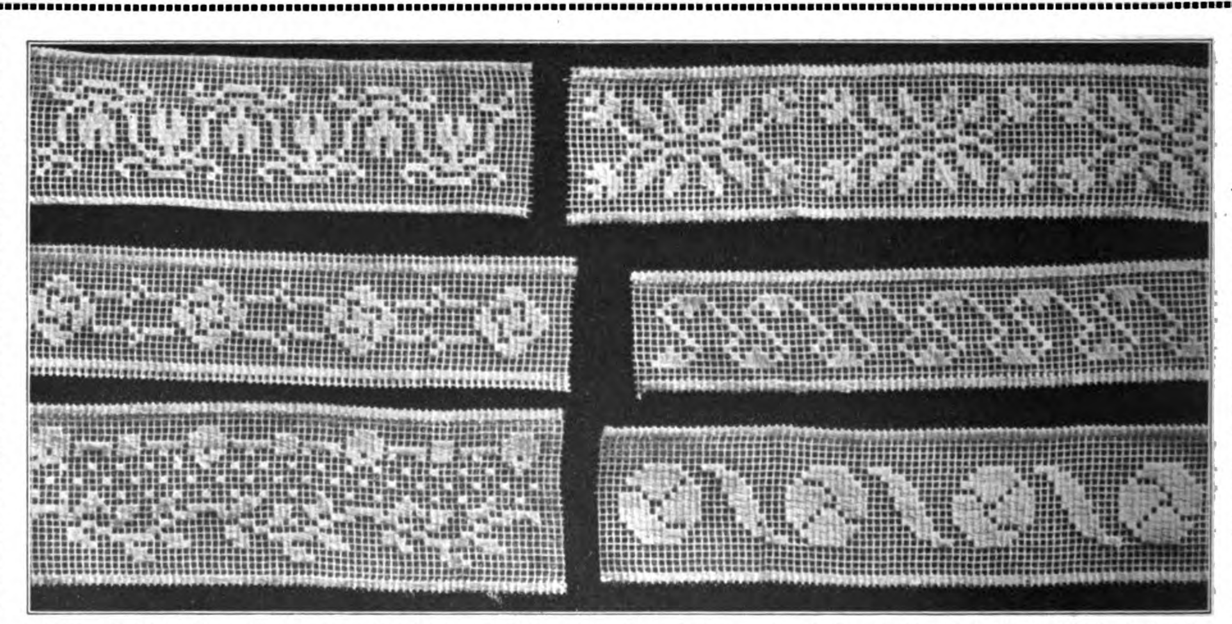


Abb. 60 a—f. Filetmuster, geeignet als Schmuck für Blusen und Wäsche. Entwurf und Ausführung Frau M. Renz, Freiburg i. B. Phot. Perscheid. Preis jedes Musters 30 Pf. Voreinsendung des Betrages nebst Porto erbeten.

(die nicht akademisch gebildete Frauen umfaßt) in Magdeburg und der „Verein wissenschaftlicher Hilfsarbeiterinnen“, Sitz Berlin, zu nennen. Wenn auch vor einem gedankenlosen Zustrom in den Beruf der Chemikerin, sei es der akademisch Gebildeten, sei es zu der bescheideneren Stellung der Assistentin und Laborantin, zu warnen ist, so dürfte aus den gemachten Angaben doch hervorgehen, daß für die ernst Strebenden und die geeignete Veranlagung Besitzenden sich in diesem Berufszweig, wenn auch nicht reicher Verdienst, so doch Befriedigung und Freude am Schaffen finden läßt.



Abb. 61 a. Batikbluse aus Batist. b. Künstlerbluse mit Batikarbeit (auch in Richelieu-Stickerei auszuführen). **c. Batikbluse aus Seide.** Entwurf und Ausführung A. Brinkhaus, Weimar. Phot. Perscheid. Preis der Stechmuster für jede Bluse 1,30 Mark (1,60 Kronen).

Moderne Sommerblusen.

Mehr als je ist gegenwärtig die Bluse beliebt, die in den verschiedensten Ausführungen getragen wird. Weiße und bunte, bestickte Blusen, Blusen mit Fileteinsätzen und Spitzengarnituren, Blusen in den elegantesten und einfachsten Formen sehen wir täglich auf den Straßen und in den Schaufenstern. Besondere Freude macht es ja auch unseren Frauen, sich hübsche Blusen selbst zu schneidern und bei den einfachen Schnittarten, die die Mode noch immer bevorzugt — der kimonoartige Schnitt und der Raglanärmel behaupten noch das Feld —, ist dies auch gar nicht schwierig. Besonders wertvoll werden diese Blusen, wenn sie mit einer hübschen Stickerei geschmückt sind, und dieser Schmuck hat noch den Vorzug, billig zu sein. Unsere hübschen Abbildungen zeigen unseren Leserinnen eine ganze Anzahl von geschmackvollen Modellen, leicht und einfach auszuführende, sowie solche, die für besondere Liebhaberinnen der Handarbeit lohnende Aufgaben stellen. Unser Batikartikel in Nr. 22 der Frauenbeilage hat bei unseren Leserinnen lebhaftes Interesse erregt, das wir auch für die auf Abbildung 61 wiedergegebenen Blusen glauben voraussetzen zu dürfen. Diese waren alle in feinen, zarten Farben gehalten. Die erste aus Batist war mattblau grundiert, das Muster in Dunkelblau und Grün ausgeführt. Dazwischen blieben weiße Flecke — die Ursprungsfarbe des Stoffes — frei. Reizend war die langschoßige Künstlerbluse mit dem eigenartigen Schmuck der Raglanärmel. Von grauem Grund hoben sich die lilafarbenen und weißen Konturen und Flächen des Musters ab. Allen Leserinnen, die mit der Batiktechnik nicht vertraut sind, können wir verraten, daß diese beiden Blusen auch sehr apart und schön wirken, wenn man das Muster in Richelieu-Stickerei ausführt. Nur für Batik eignet sich dagegen die dritte Bluse auf dieser Abbildung, die auf erdbeerfarbenem Grund ein reiches Muster in grünen und gelblichen Tönen aufwies. Weiche Seide, in Kimonoform zugeschnitten, war dazu verwendet. Bei allen Batikarbeiten werden zuerst die weiß bleibenden Stellen mit Wachs zugedeckt, dann die Grundfarbe gefärbt, dann diese auch bedeckt und nur die Stellen frei gelassen, die wieder anders getönt werden sollen usf. Abb. 62 a und b zeigen zwei Kimonoblusen in Schwarz-Weiß mit sehr aparten geschmackvollen Mustern, Bluse 62 war aus kräftigem Prinzennessel hergestellt, mit schwarzem Twist bestickt und zwar in einfachem, in regelmäßigen Abständen ausgeführtem Langettenstich. Die Stickerei ist sehr angenehm und leicht auszuführen. Dasselbe gilt von der zweiten Bluse, die auf dem gleichen Stoff eine Stickerei in Schwarz-Weiß aufweist. Und zwar bildet die Hauptkonturen des hübschen Musters schwarzes Garn, das jeweils mit weißem durch schräge Überfangstiche aufgenäht wird. Außerdem kommen noch Langetten und Stilstiche zur Anwendung. Sehr duftig wirkt die Bluse 62 c, aus feinem Waschvoile mit buntem Streublumenmuster anmutig geschmückt, das in sieben Farben mit Bela-Garn ausgeführt war. Sie wird am Hals durch eine durchgezogene Schnur zusammengefaßt und kann auch mit leicht stehendem Köpfchen gearbeitet werden, was für Damen mit langem, schlankem Hals kleidsam ist. Die allbeliebte Weißstickerei kommt auf unserer dritten Blusengruppe zu ihrem Recht.



Abb. 62 a und b. Zwei Blusen aus Prinzennessel mit schwarz-weißer Stickerei. Entwurf und Ausführung D. Wibrial und D. Seeligmüller, Weimar. **c. Bluse mit bunter Stickerei.** Entwurf und Ausführung von Helene Meilick-Müller, Leipzig, Naschmarkt. Phot. Perscheid. Preis des Stechmusters für jede Bluse 1,30 Mark (1,60 Kronen).

Abb. 63a zeigt eine reich bestickte Batistbluse mit eingesetzten Filetmotiven. Schlichter wirkt die Bluse Abb. 63c, die ebenfalls stark unterlegte Weißstickerei schmückt (mit Telefunkengarn Nr. 5 ausgeführt). Bluse 63b ist nur durch gestickte Passe, Kragen und Manschetten geziert. Sie war aus feinem Wollkrepp hergestellt, und ihre Ausführung dürfte auch für Leserinnen mit weniger Geduld geeignet sein, da sie wenig Arbeit macht. Alle Blusen sind in Kimonoschnitt gehalten, Stickerei muß unterlegt werden. Sehr leicht und einfach auszuführen sind unsere allerliebsten Fileteinsätze Abb. 60a—f, die sich je nach Feinheit des Grundes als Schmuck für Blusen, Unterröcke oder Kissen eignen. Bei aller Schlichtheit wirken sie so reizend, daß es schwer fällt, zu entscheiden, welches Muster das hübscheste ist. Muster zu unseren Handarbeiten sind nur zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Universum, Leipzig, Inselstraße 22, zu den unter den Abbildungen angegebenen Preisen, wobei wir um Voreinsendung der Beträge bitten.

Pilznutzung im Kriegsjahr.

Von Greta Warneyer.

Unser sommerlicher Küchenzettel weist eine so reiche Auswahl an Gemüsen auf, daß wir nach noch mehr Abwechslung vielleicht gar kein Verlangen tragen, sonst würde die reiche Pilzernte, die unsre deutschen Wälder uns alljährlich als kostenloses Geschenk bieten, eine bessere Verwendung finden als bisher, denn die wenigen Edelpilze, wie Champignons und Steinpilze, abgerechnet, verfaulen alljährlich Hunderttausende von Zentnern eßbarer Pilze. Und dies nur, weil keine Nachfrage ist und weil gegen dies so vorzügliche und wohlfeile Gemüse immer noch ein Vorurteil besteht. Allenfalls werden noch die gelben Pfifferlinge gekauft, aber wie gut auch andere Pilze, wie Butter-, Maronen-, Schirmpilz, Habichtsschwamm usw., schmecken, weiß fast niemand. Mit dem Einsammeln von Steinpilzen und Pfifferlingen verdienen die Frauen der Bahnwärter und Waldarbeiter in der Pilzzeit eine hübsche Summe, und eine Tageseinnahme von 3—5 Mark ist nichts Seltenes. Diese Verdienstmöglichkeit, die gerade unserer ärmeren Bevölkerung Nutzen bringt, ließe sich noch unendlich erweitern, wenn auch die andern eßbaren Pilze Käufer fänden. Nicht mit Unrecht fürchtet wohl mancher die Vergiftungsgefahr, die im Verwechseln giftiger mit eßbaren Pilzen liegt. Aber nutzen wir nicht alljährlich auch die reiche Beerenernte unseres Waldes und haben die beerenlesende Schuljugend sowie die erwachsenen Pflückerinnen nicht auch die Heidelbeere vom Nachtschatten unterscheiden gelernt? Dem einigermaßen aufmerksamen Auge wird es bald ganz unmöglich vorkommen, den giftigen Knollenblätterschwamm mit dem Champignon oder den tödlichen Satanspilz mit dem Steinpilz zu verwechseln. Wen der Sommer aufs Land oder ins Gebirge führt, der nutze die Zeit zu Waldstreifereien und zum Pilzesuchen, Förster und Schullehrer geben zumeist auf freundliche Fragen auch freundliche Antwort und Belehrung. Brauchen wir jetzt im Sommer keine Bereicherung der Gemüsearten, so wollen wir doch für den Winter vorsorgen, namentlich für diesen Winter des Kriegsjahrs, der unsern Tisch weniger reich decken wird. Pilze zu sterilisieren, ist sehr angenehm, für viele aber zu kostspielig, da soll sehr zweckdienlich das Trocknen und Dörren empfohlen werden. 500 g getrocknete Pilze haben ungefähr den gleichen Nährwert wie 500 g Erbsen oder andere Hülsenfrüchte. Wir gewinnen also für den Winter nicht nur ein schmackhaftes Gemüse, sondern auch ein wertvolles Nahrungsmittel mehr. Das Trocknen der Pilze geschieht auf Obstdarren oder im Privathaushalt auf Garn gereiht an der Luft. Kommen Regentage, trocknet man im mäßig warmen Bratofen. Zu starke Hitze macht die Pilze hart und zäh, deshalb muß man gut aufpassen. Die so getrockneten Pilze werden in Tüten oder kleinen Beuteln trocken und luftig aufgehoben. Beim Gebrauch quillt man die Pilze am Abend vorher mit lauwarmem Wasser ein und kocht sie im selben Wasser am nächsten Tag gar, wiegt sie gröblich und stellt sie mit einer Mehlschwitze, die mit Zitronensaft oder Gewürzessig abgeschmeckt wird, fertig. 500 g getrocknete Pilze sind unendlich ergiebig. Zu gebundenen Suppen und Saucen oder zu Füllungen gibt man die getrockneten Pilze durch eine Reibmühle und quillt sie dann ein. Wer auf diese Weise einmal mit Pilzgemüse Bekanntschaft gemacht hat, wird es für den winterlichen Speisezettel nicht mehr entbehren wollen. Gemahlene oder gewiegte Pilze mit Reibbrot, Butter, Ei, etwas Zwiebel, Salz, Pfeffer, Muskat und ein bis zwei Eßlöffel voll Sahne verarbeitet, werden wie Frikandellen gebraten und geben eine gute Beilage zu anderen Gemüsen. Die Pilze eignen sich hierzu besonders auch in frischem Zustand. Äußerst kräftig schmeckt ebenfalls folgende Pilzsuppe, die sich gut der Kriegszeit anpaßt: Schinkenreste würfelt man und schwitzt sie mit einer Zwiebel in Butter oder Fett, gibt frische, einige Male durchgeschnittene Pilze verschiedener Art hinein, brät sie 30 Minuten lang, gibt Salz, Pfeffer, 2 Wacholderbeeren und eine Peterfilienwurzel hinzu, füllt Wasser auf und kocht die Suppe 1 Stunde lang. Je nach Geschmack dickt man die Suppe mit etwas Mehl oder bringt sie so zu Tisch, um weichgekochte, geschälte und mit gewiegter Petersilie bestreute Eier dazu zu geben. Wie gut läßt sich hierzu der große Parasolpilz, der so überreich vertretene Habichtsschwamm oder der blaue Ritterling verwerten, auch verschiedene Arten können zusammen verwendet werden und geben, namentlich 1 bis 2 Hände voll von den zierlichen Mufferons, deren Hütchen nicht größer als ein Zehnpfennigstück sind, jedem Pilzgericht einen sehr feinen Geschmack. Zubereitete Pilze müssen bald gegessen oder sterilisiert werden, läßt man sie einige Tage stehen, um sie wieder aufzuwärmen, können selbst eßbare Pilze wie starkes Gift wirken. Will man frisch gesuchte Pilze einen Tag lang aufheben, so putzt und wäscht man sie, streut Salz darüber und stellt sie kühl. Vielleicht macht manche Leserin einmal einen Versuch mit dem bisher noch zu wenig gewerteten Pilzertrag. Die vorzüglichen farbigen Pilztafeln, die das Reichsgesundheitsamt in den Buchhandlungen veröffentlicht, machen das Selbstsuchen sehr gut möglich. Es muß immer wieder an die wirtschaftliche Kriegspflicht der deutschen Frau erinnert werden, zu der es vor allem gehört, keinerlei Nahrungsmittel ungenutzt verkommen zu lassen. Auch die Pilzverwertung gehört hierher. Wir wissen nicht, wie lange es auszuhalten gilt, deshalb können wir auch nie zu viel tun am klugen Haushalten und Vorsorgen.



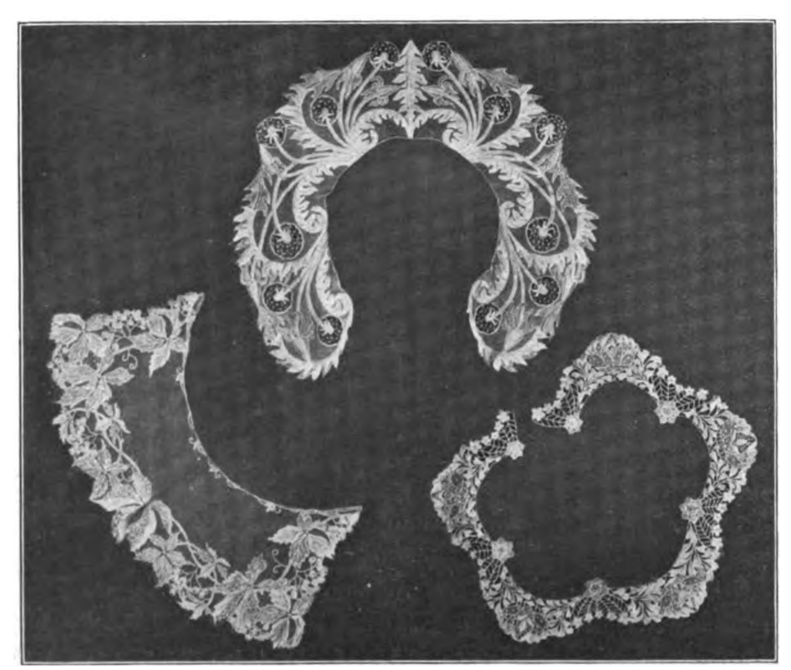
Abb. 63a und c. Batistblusen in Weißstickerei. Entwurf und Ausführung von H. Meilick-Müller, Leipzig, Naschmarkt. Abb. 63b. Bluse aus Wollkrepp mit Weißstickerei. Phot. Perscheid. Preis der Stechmuster: 63a 1,80 Mark (2,25 Kronen). 63b 1 Mark (1,25 Kronen). 63c 1,30 Mark (1,60 Kronen).

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen“: Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

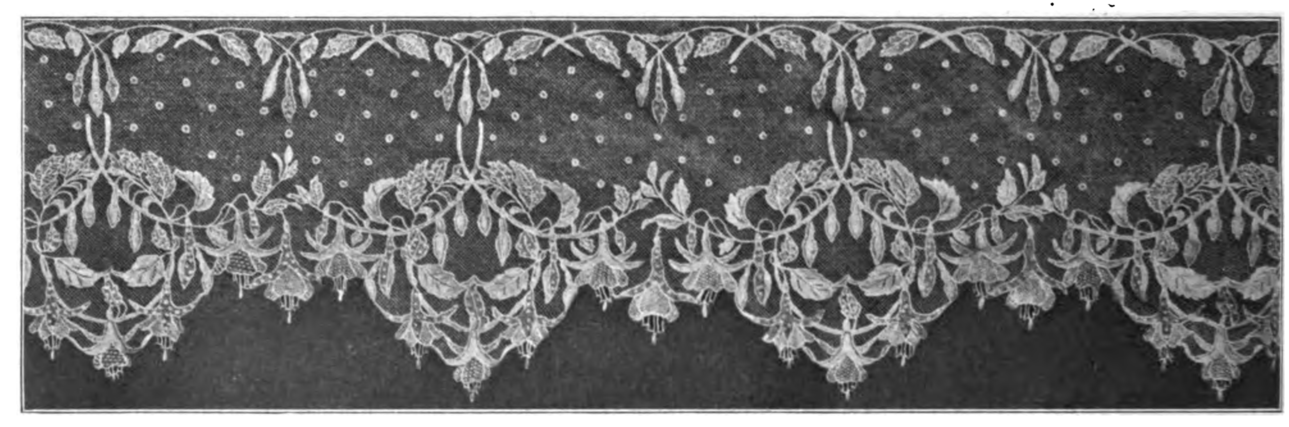
Für unsere Frauen.

Schlesische Spitzenkunst. Ein Beitrag zur deutschen Mode. Von Elisabeth Jaehne.

Nachdem uns der Krieg gelehrt hat, das bisher von deutscher Seite so sehr bevorzugte und vielgepriesene Fremde als das uns Feindliche zu erkennen, und aus dieser Erkenntnis unter anderem auch der Wunsch und die Bestrebungen nach einer deutschen Mode erwachsen sind, dürfte es angezeigt sein, neuerdings wieder auf eine heimische Art von Kleiderschmuck hinzuweisen, die einen Kreis von Kennerinnen wie Gönnerinnen zwar schon längst hat, es aber wohl verdient, in weit umfangreicherem Maße als bisher von den deutschen Frauen gewürdigt und verwendet zu werden: die schlesische Nadelspitze. Im Verhältnis zu der nach Jahrhunderten zählenden ausländischen Spitzenindustrie ist die schlesische noch recht jung, denn erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Spitzennähen durch Wechselmann im Riesengebirge eingeführt. Sein Schüler, Bernhard Metzner, gestaltete diese Anfänge weiter aus, und dessen Witwe, Amalie Metzner, fand als Inhaberin der ersten schlesischen Spitzenschule und -manufaktur in Hirschberg überall gebührende Anerkennung ihrer vorzüglichen Leistungen. Frau Marie Hoppe gründete in Schmiedeberg eine weitere Spitzenschule, die, staatlich unterstützt, einen weitgehenden Einfluß auf die Qualität der schlesischen Spitze ausübte, später nach Hirschberg verlegt wurde und dort jetzt unter Leitung der Tochter der Gründerin, Frau Margarete Hoppe-Siegert, Königliche Hoflieferantin, fortbesteht. Am Anfang dieses Jahrhunderts entstand eine dritte Schule für künstlerische Nadelspitzen in Hirschberg, deren Begründerinnen, Fräulein M. Bardt und Freiin H. v. Dobeneck, neben den bisher üblichen Mustern der historischen Stilarten durch Zeichnungen in moderner Richtung mit geometrischen Figuren einen ganz neuen Zug in die Spitzenindustrie brachten. Ihre Durchlaucht die Fürstin v. Pleß wandte dem jungen Unternehmen reges Interesse zu, übernahm zunächst das Protektorat und wurde später sogar Besitzerin dieser sowie der ersten Metznerschen Schule. Unter Zusammenschluß aller drei Spitzenschulen wurde im Jahre 1909 „Der Deutsche Verein für schlesische Spitzenkunst“ (E. V.) gegründet, dessen Mitglieder und Gönner sich die Aufgabe gestellt haben, immer weitere Kreise für seine künstlerischen Erzeugnisse zu interessieren und durch vergrößertes Absatzgebiet der armen schlesischen Gebirgsbevölkerung eine Erwerbsquelle in Form von dauernder und lohnender Heimarbeit zu erschließen und zu sichern. Die Spitzennäherei wird in zahlreichen Dörfern des Riesengebirges betrieben, und sowohl die Fingerchen eben erst schulpflichtiger Kinder als die Hände sechzig-, ja sogar siebzigjähriger Matronen wetteifern in der Anfertigung verschiedenster Musterformen, die dann unter kundiger Leitung von besonders geübten Kräften zu jenen wundervollen, oft hauchzarten Gebilden zusammengefügt werden, die wohl nie verfehlen, das Entzücken und die Bewunderung ihrer Beschauer hervorzurufen. Durch selbstveranstaltete oder durch Beschickung großer Ausstellungen hatte der junge Verein schon wiederholt die Freude realer wie idealer Erfolge. Nicht zum wenigsten in Brüssel, wo man nicht umhin konnte, anzuerkennen, daß die schlesischen Spitzen den weltberühmten dortigen an Feinheit der Technik und Eigenart der Muster nicht allein gleichkämen, sondern dieselben sogar in mancher Beziehung noch überträfen. Dank ihrer vielen Vorzüge — sie sind trotz aller Feinheit auch fast unverwüstlich an Haltbarkeit — haben sich die schlesischen echten Spitzen allerdings auch einen Platz an Fürstenhöfen erobert, und es ist bekannt, daß schon die beiden ersten deutschen Kaiserinnen diesem Zweige edelsten heimischen Kunstgewerbes ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, wie nicht minder unsere jetzige allverehrte Kaiserin ihm höchste Wertschätzung zuteil werden läßt, die zum Beispiel bei der Vermählung der Herzogin von Braunschweig durch Bestellung des Brautschleiers und des Brauttaschentuches für die Kaisertochter deutlichen Ausdruck fand. Den schlesischen Spitzenschulen von Frau Margarete Siegert in Hirschberg wurde seinerzeit dieser hohe Auftrag zuteil, und diesen Schulen entstammen auch die Kragen und die breite Besatzspitze, die wir unseren Leserinnen heute im Bilde vorführen. Besonders schön ist unser großer Kragen mit dem Löwenzahnmuster, dessen Linienführung sich so graziös und weich der Rundung des Kragens einfügt. Aber auch das Wildrebenmotiv ist glücklich angewandt, und der dritte unserer Kragen war ganz besonders schön in der Ausführung. Wundervoll wirkte auch die breite Spitze mit den zierlichen Ranken der Hängefuchsie und dem Reichtum an Knospen und Blüten. Wenn die schlesischen echten Spitzen immer noch nicht die Bedeutung und Verbreitung erlangt haben, die ihnen aus künstlerischem wie vaterländischem Interesse zu wünschen ist, so liegt das wohl nur zum Teil an ihrem — mit Maschinenerzeugnissen verglichen — nicht ganz billigen Preise, vielmehr fehlt noch der rechte Sinn und das rechte Verständnis für ihren volkswirtschaftlichen Wert und für Gediegenheit in der Kleidung. Es werden in Deutschland für Bekleidungsgegenstände recht namhafte Summen angelegt, leider ist aber bis jetzt ein großer Teil davon immer dem Ausland zugeflossen, und es gibt unter den Käuferinnen im Lande viele, die ihr Geld verzetteln. Sie scheuen eine größere Ausgabe, geben aber fünf- oder zehnmal kleine Geldbeträge aus entweder für Minderwertiges oder für „Gelegenheitskäufe“, die oft jahrelang



Schlesische Spitzenkunst: Kragen mit Pflanzenmotiven. Phot. Perscheid.



Schlesische Nadelspitze: Fuchsienmotiv. Phot. Perscheid.

daliegen, ehe die Gelegenheit kommt, sie zu verwenden. Wenn man es recht bedenkt, so ist die schlesische Nadelspitze gar nicht teuer, denn die Höhe des Anschaffungspreises wird durch ihren bleibenden Wert ausgeglichen. Diese Spitzen sind auch dem Modenwechsel nicht unterworfen — verhelfen sie doch durch ihre feine, zarte Kostbarkeit jedem einfachen Kleide, sofern es von gutem Stoff und Schnitt ist, zu einer Schönheit, die überall Anklang findet, ja, sie bedingen zum Hervorheben ihres Reizes geradezu ein einfaches Kleid, und gediegene Einfachheit ist es doch, was die deutsche Frau jetzt anstrebt. Es gilt jetzt mehr denn je, deutsche Eigenart zu pflegen und zur Geltung zu bringen, um das Ausland durch die Tat zu belehren, nicht allein über unser Können, sondern auch über unseren Willen, uns in Zukunft weder fremde Geschmacksrichtung aufdrängen zu lassen, noch fremde Gewinnsucht zu befriedigen. Es gilt auch mehr denn je, derer zu gedenken, die durch den Krieg des Ernährers beraubt wurden, und ihnen Erwerbsmöglichkeiten zu schaffen. Darum ist jeder Auftrag für deutsche wertvolle Heimarbeit auch ein „nationaler Frauendienst".

Neuartige Bastarbeiten.

Von M. Renz.

Eine allerliebste angenehme Beschäftigung für junge Mädchen, Damen, Erholungsbedürftige usw. bieten die Bastarbeiten. Die Vielseitigkeit und leichte Herstellungsweise dieser Arbeiten, wobei ein jedes seine eigene Phantasie und seinen Geschmack walten lassen kann, wird gewiß manche Leserin dazu veranlassen, selbst einige Gegenstände herzustellen. In der heutigen Nummer bringen wir Modelle von kleinen Vasen sowie einige Hüte. In jeder Samenhandlung erhält man für einige Pfennige einen mächtigen Bund Bast. Hiervon sucht man die schönsten Bänder aus, legt sie vor Gebrauch einige Minuten ins Wasser, streicht das Band aus, wodurch es meist eine Breite von 2 cm bekommt und dann geteilt werden muß, damit die Arbeiten nicht plump werden. Nun beginnt die eigentliche Arbeit. Von umsponnenem Draht macht man für Blumenbehälter den Anfang wie Abb. 66c, wobei zu bemerken ist, daß die Drahtenden mindestens zweieinhalbmal so lang geschnitten werden müssen, wie die Höhe einer Vase nach ihrer Fertigstellung mißt. Man legt die Drähte nun in ihrer Mitte kreuzweise übereinander und beginnt mit dem Umwickeln des Bastes nach Abbildung, und zwar so, daß die sich bildenden Rippen nach innen zu liegen kommen. Hat der Boden die gewünschte Größe, wird der erste Ring eingelegt. Derselbe ist aus einem Stück Peddigrohr mit Drahteinlage, umwickelt mit Bast, hergestellt. Die Drahteinlage dient dazu, den Ring nach Belieben formen zu können. Je nach Form des Blumenbehälters kann man gleich mehrere Ringe anfertigen, die durch ihre verschiedenen Weiten das Enger- oder Weiterwerden der Form bedingen. Ist der erste Ring mit feinem Leinengarn in gleichmäßiger Entfernung an den Drahtenden festgebunden, so biegt man letztere mittels einer kleinen Drahtzange nach oben. Nun können auch gleich die übrigen Ringe angefügt werden, die bei den abgebildeten Blumenbehältern nach innen angebracht wurden; der erste Ring und der letzte an der oberen Kante liegen außerhalb. Hat man nun die Form fertiggestellt, so wird sie noch, wenn nötig, mit der Drahtzange zurechtgebogen und dann mit dem Bast umwickelt. Ist man hiermit fertig, läßt man die Gegenstände einen Tag liegen, damit sie recht trocken werden, und lackiert sie mittels Haarpinsel mit „Mastix-Lack", der in jeder Drogerie käuflich ist. Auf diese Weise kann man überflüssige Gläser jeder Art und Form umhüllen und als Blumenbehälter verwenden zur Ausschmückung der Wohnräume. In derselben Art wie die Blumenbehälter lassen sich auch Hüte herstellen, die besonders leicht anzufertigen sind. Unsere Abb. 65c zeigt ein Kinderhütchen. Hierzu läßt man sich für ein paar Pfennige in einem Putzgeschäft eine Form aus Draht herstellen, wobei zu beachten ist, daß die Drähte, die in der Runde der Form angebracht sind, innerhalb liegen müssen. Die Längsdrähte sollen höchstens 6 cm an weitester Stelle auseinander sein. Als Abschluß ist ein gestricktes Börtchen angebracht. Dasselbe strickt man mit zwei Anschlagmaschen, hin- und hergehend, wie folgt: × Faden aufschlagen, die erste Masche abheben, die zweite stricken und die abgehobene darüber ziehen. Nun wird die Arbeit gewendet und vom × wiederholt. Muster zur Borte Abb. 66d. Zu dem hübschen Hut Abb. 65a werden aus geteiltem Bast mit vier Fäden ungefähr 20 m Borte geflochten und zur gewünschten Form genäht. Der Rand ist doppelt. Diese Art ist mühsamer, aber sehr haltbar. Lackieren nicht nötig. Sehr angenehm und leicht ist der runde Gartenhut Abb. 65b. Derselbe ist aus geteiltem, nicht naß gemachtem Bast mit starker stählerner Häkelnadel angefertigt. Gewiß erinnern sich manche unserer Leserinnen der Gabelbörtchen, die man früher so viel zur Her-

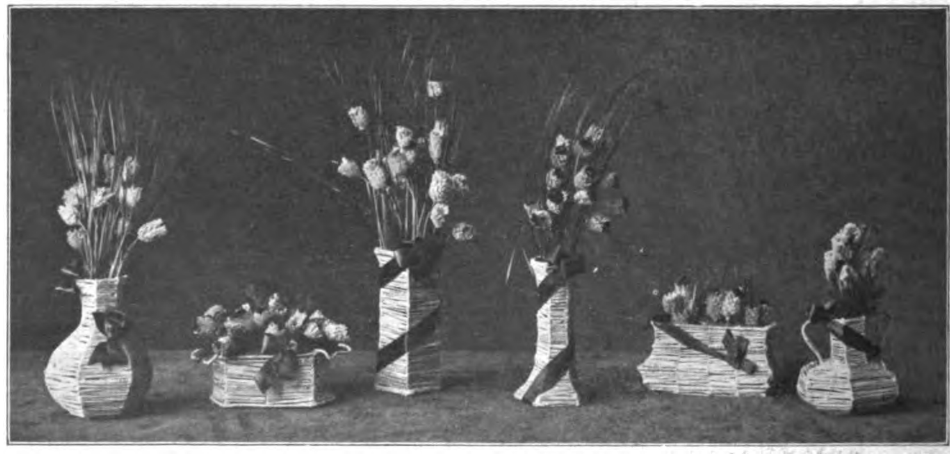


Abb. 64. Blumenbehälter mit Bastarbeit. Entwurf und Ausführung von Frau M. Renz, Freiburg Br. Phot. Perscheid.

stellung von Morgenhäubchen anfertigte. Diese Arbeit ist hier angebracht und trägt sehr zur Förderung bei. Man häkelt drei Stück Gabelbörtchen über eine etwa 5 cm breite Gabel in Hufeisenform, eines mit 25 Schleifen auf jeder Seite, eins mit 74 und eins mit 116 Schleifen. Durch die eine Seite des kürzesten Stückes zieht man einen starken Bindfaden und bindet denselben, so fest man kann, zusammen; dies ist die Kopfmitte. Sodann häkelt man lose in jede Schlinge (dieselben werden stets gedreht) eine feste Masche mit darauffolgender Luftmasche. Nächste Reihe lauter feste Maschen, und zwar je zwei um die Luftmasche und eine in die feste Masche der vorhergehenden Reihe. Sodann wird die zweite Gabelborte, je eine Schlinge gedreht, mit einer festen Masche in jedes Stäbchen eingehäkelt. Nächste Reihe genau wie nach der ersten Gabelborte, nur jeweils zwei Schlingen zusammengenommen. Dann kommen drei Stäbchenreihen ohne aufzunehmen. In der vierten Stäbchenreihe nimmt man so oft auf, daß man 116 Stäbchen in der Weite bekommt. Beim Anhäkeln der letzten Borte nimmt man zwei Schlingen zusammen und macht eine feste Masche dazwischen. Nach der letzten Borte häkelt man wie vorher, aber nur noch eine Stäbchenreihe und zum Abschluß je drei Luftmaschen in jede übernächste Stäbchenmasche eingehängt. Bei den festen Maschenreihen legt man einen starken Bast ein, damit man die gewünschte Weite nach Schluß der Arbeit binden kann. Sodann macht man den Hut naß, bügelt denselben, steift den Rand mit einem Draht und gibt ihm die gewünschte Form. Wenn ganz trocken, lackieren — Garnitur nach Belieben. Das Muster zur Gabelborte zeigt Abb. 66e. Eine leichte Kinderarbeit stellen die **Untersetzer** Abb. 66a dar. Aus dicker Kordel näht man gleichgroße Ringe, umwickelt sie dicht mit feuchtem Bast und bindet die Ringe wie ersichtlich zusammen. Gestricktes Börtchen wie bei Hut Abb. 66d umgibt den einen Untersetzer.

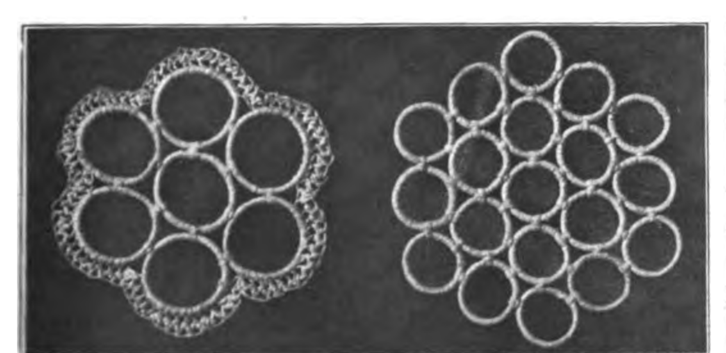


Abb. 65a. Hut aus geflochtenem Bast, b. Gartenhut (gehäkelt), **c. Kinderhütchen.** Entwurf und Ausführung von Frau M. Renz, Freiburg Br. Phot. Perscheid.

Verwertung von Falläpfeln und Äpfeln.

Von Th. Wagner.

Sengende Hitze liegt über dem Garten: Mittagsstille — da, ein dumpfer Schlag auf das Dach des Gartenhauses, das Geräusch eines herabfallenden Etwas, und wir sehen einen goldiggelben Apfel zu unsern Füßen liegen. Doch es ist noch keine Reifezeit, vorzeitig färbte er sich gelb, wir bemerken an ihm die Spuren des Wurmes. Also hinein mit ihm in die Küche, zum rohen Genuß ist er noch nicht geeignet, desto mehr aber, nachdem alles Schlechte ausgeschnitten ist, zum Geleebereiten. Die Obstbaumbesitzer seien hier gewarnt, wurmstichiges Obst, das nicht zu verwerten ist, im Garten liegen zu lassen. Bleibt es auf dem Boden liegen, so schlüpft die Made aus der Frucht, verpuppt sich und im nächsten Jahr können wir an der Masse wurmstichiger Früchte sehen, wie unsere Nachlässigkeit zu unserm Schaden gewirkt hat. Es gilt also jeden Tag, das Fallobst zu sammeln, das wenige, was unbrauchbar ist, muß unschädlich gemacht werden. In diesem Jahr soll eine besonders reiche Apfelernte bevorstehen. Nicht eine Frucht sollte umkommen, und was wir nicht selbst verwerten können, das kochen wir für unsere Soldaten und Verwundeten ein. Insbesondere Apfelsaft, der nicht nur kühlend wirkt, sondern auch niederschlagend, wird sowohl als Trank in den Bahnhofsständen als auch in Lazaretten willkommen sein. Hat man die Äpfel gewaschen und zerschnitten, so kommen sie ungeschält — gerade unter der Schale sind wertvolle Bestandteile — mit Wasser bedeckt in großen Kesseln aufs Feuer, werden weich gekocht, in Seihtücher geschüttet und über Nacht ablaufen gelassen, ohne daß die Früchte gedrückt werden, sonst wird der Saft trüb. Dann wird der Saft gewogen und auf 1 Liter 175 g Zucker und ein Stückchen Vanille (die aber für Krankenzwecke fortgelassen werden muß) gerechnet und dies während $^3/_4$ Stunde unter Abschäumen klar gekocht, in Flaschen gefüllt, verkorkt und versiegelt. Zu Gelee wird auf 1 Liter 400—450 g Zucker gerechnet. Der Zucker wird geklärt, dick eingekocht und dann mit dem Saft so lange gerührt, bis die Masse gallertartig dickt, in Gläser oder Steintöpfe gefüllt und zugebunden. Dadurch, daß der Zucker erst ohne Saft gedickt wird, kocht das Gelee kürzer und behält eine helle Farbe. Die im Seihtuch enthaltenen Äpfel werden ausgepreßt und das Mark mit der Hälfte bis ein Drittel seines Gewichts unter stetem Rühren zu einer steifen Marmelade gekocht. Ein Stückchen Ingwer erhöht Haltbarkeit und Wohlgeschmack. Kocht man das Mark noch steifer ein unter vorherigem Hinzufügen roter Küchenfarbe und dem Saft



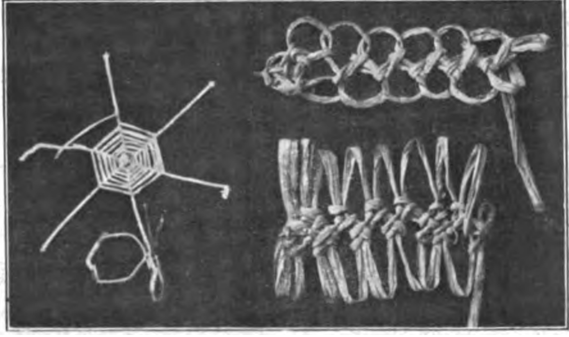


Abb. 66a und **b. Untersetzer aus Bast. Abb. 66c. Arbeitsprobe zu Blumenbehältern:** Boden, angeheftet Ring. **Abb. 66d. Gestricktes Börtchen zum Hut 65c. Abb. 66e. Gabelbörtchen zum Hut 65b.**

einer Zitrone, so kann es auf weiße Papierbogen zum Trocknen getropft werden und gibt so die wohlschmeckenden Fruchtpasten. Auch in ausgespülte viereckige Blechkasten kann es geschüttet und nach dem Erkalten in passende Streifchen geschnitten werden, die man an der Luft trocknet oder in Zucker wendet. Apfelmark ist auch als Grundlage für andere Fruchtpasten, z. B. solche von Aprikosen, Reineclauden usw. geeignet. Es wird dann ein Viertel Apfelmark auf drei Viertel anderes Mark gerechnet. Das Apfelmark kann gesüßt, aufgekocht und fest in Sterilisiergläser gedrückt werden, so daß keine Luftblasen entstehen. 1½ Stunde lang bei 100 Grad sterilisieren. Von den besten Äpfeln kann auch mit Zwetschen und kleinen Würzbirnen ein gutes Mischkompott gekocht werden, das wie Apfelmus sterilisiert wird. Äpfel und Birnen werden weich gekocht, die Zwetschen dazugetan und alles noch einmal aufgekocht, gut gemischt und sterilisiert. Legt man Wert auf helles feines Apfelmus, dann müssen entsprechend gute Sorten genommen werden und die Früchte in einem Bunzlauer Topf gekocht und nicht mit Metallsieben, -löffeln und dergleichen in Berührung gebracht werden. Goldreinetten, Pepings und Kalvillen geben das feinste Kompott. Es wird zum Wild- oder Geflügelgang gereicht. Apfelkraut ist jetzt in ganz Deutschland bekannt, während es früher nur am Rhein und in Westfalen bereitet wurde. Es wird aus halb Birnen, halb Äpfeln bereitet, die zerschnitten und mit Schale mit so wenig Wasser wie möglich auf offenem Feuer weich gekocht und dann ausgepreßt werden. Der Saft wird auf gleichem Feuer so lange gekocht, bis er schwer dickflüssig (wie Syrup) ist und dann in großen Töpfen oder Eimern aufbewahrt. Die Rheinländer behaupten, daß nirgends so gutes Apfelkraut gekocht würde wie am Rhein. Das liegt sicher mit daran, daß der rechte Rheinländer sein Kraut erst mal ein paar Jahre stehen läßt, bevor er es braucht, und dadurch wird es immer besser. Ich habe das von einer kleinen Beamtenfamilie, die aus dem Rheinland kam, erfahren und ein ehrfürchtiges Staunen vor dem Fleiß der Rheinländerin bekommen, als da beim Einzug so 10, 12 je 30 bis 50 Pfund enthaltende Steinkruken in das neue Heim getragen wurden, die alle Apfelkraut enthielten. Daß Apfelkraut so gesund ist, wie es immer heißt, konnte man an den Kindern dieser Familie, die sich recht einschränken mußte, sehen. Mit Apfelweinkeltern befaßt man sich im weitesten Umkreis der schönen Mainstadt Frankfurt. Viele Norddeutsche werden wohl die Bezeichnung „Speierling Apfelwein" gehört haben. Im Rheintal und am südlichen Taunus wachsen, leider sehr vereinzelt, die meist uralten Speierlinge (Sorbus domestika), die eine eßbare teigige Frucht haben, die, dem Apfelwein zugesetzt, die Entwicklung von Apfelsäure und ein besonders feines Aroma bewirkt. Leider wird auch mancher Wein Speierling benannt, der es gar nicht verdient. Süßer Apfelmost ist das Tagesgetränk im Herbst in dieser Gegend. „Rauscher", der in Gärung befindliche Most, ist von dem nicht Einheimischen mit Vorsicht zu genießen. Der Frankfurter trinkt sein „Schöppche" in den Sachsenhäuser Äppelwoinkneipen sicher mit der gleichen Andacht wie der Münchener seinen Maibock und Salvator. Verwendet man wirklich guten Apfelwein, der eine Weile vorher offen stand, mit zwei Drittel Mosel zu einer Bowle, so kann man derselben auch nicht das geringste „Wässerige" anmerken.

Apfelwasser ist bei heftigem Husten mit fiebriger Erscheinung angebracht. 1 Pfd. Äpfel werden mit der Schale zerschnitten, ¾ Liter kochendes Wasser darüber gegossen, 2 Eßlöffel Honig dazu gerührt und dies nach einer Stunde durchgeseiht.

Apfelgrütze wird von etwa 2¼ Pfd. Mark, 1 Pfd. Zucker, dem Saft einer Zitrone und etwas roter Küchenfarbe bereitet und so lange gerührt, bis die Masse dick vom Löffel fällt (etwa 1 Stunde), dann etwas auskühlen gelassen und 30 g aufgelöste Gelatine damit vermischt. In einer Form fest werden lassen und mit Vanillesauce geben.

Gefüllte Äpfel mit Vanillecreme. Gleichmäßige Äpfel werden geschält, das Kernhaus ausgestochen und weich gedünstet. Nach dem Erkalten drückt man als Boden ein Makronenplätzchen von 2-Pfennig-Größe ein, füllt mit Himbeermarmelade und schließt mit Plätzchen. Die Äpfel werden mit karamelliertem Zuckersaft bepinselt und auf eine Glasplatte, die mit dicker Vanillecreme bestrichen ist, gesetzt. Ganz aparte, äußerst wohlschmeckende Speise.

Apfelmusschnitten. Von Mundbrötchen werden Schnitten wie zu Kartäuserklößen vorgerichtet und gebraten. Diese werden dick mit Apfelmus bestrichen und eine Reihe Preißelbeeren oder eingemachte Amarellen darauf gesetzt. Sofort zu Tisch geben.

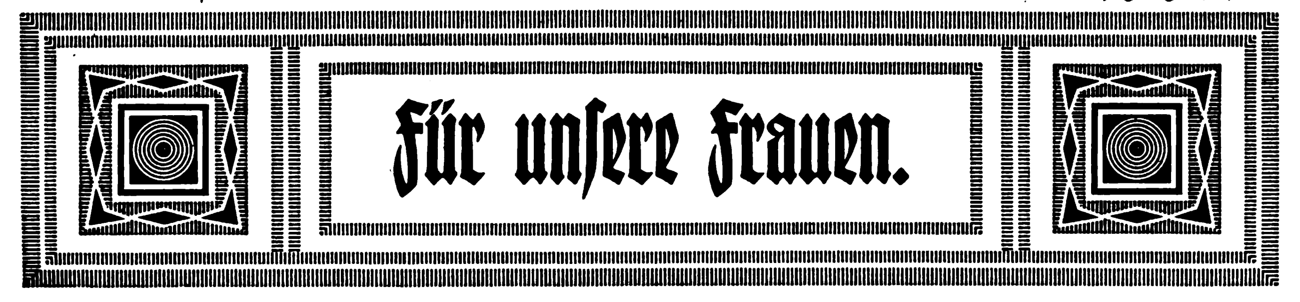


Abb. 67. Künstlerkleid. Entwurf von Frau L. Lindner-Orban, Leipzig. Phot. Perscheid.

Künstlerkleid.

In eigenartiger Weise ist zur Ausführung unseres Kleides ein etwa 3 m langer, etwa 110 cm breiter, von dunklem zum hellsten Grau abgetönter Seidenschal verwendet. In der Mitte des Schals wird die Rundung des Halsausschnittes sowie rechts und links ein leichter Schlitz eingeschnitten, mit kirschroter Seide gepaspelt und mit kleinen grauen Seidenknöpfchen geschmückt. In Taillenhöhe wird am vorderen Schalteil ein Einschnitt zum Durchleiten des Gürtels angebracht, der mit silberner Schnalle vorne schloß und hinten mit einer Spange geschmückt war. Über einem glatten seidenen Unterkleid, dem helle Chiffonärmelchen angefügt sind, wird dieses Überkleid faltig angeordnet wie unsere Abbildung zeigt. Wer sparsam sein will, braucht als Unterkleid nur einen glatten Rock und eine Futtertaille, deren Seitenteile mit Seidenstoff bezogen sind, da von der Taille ja nur wenig zu sehen ist. Die einfache Machart ermöglicht jeder Leserin die Selbstherstellung des eigenartigen Kleides, das natürlich auch aus Seidenstoff, Crepe de chine usw. mit Schmucksäumen oder geeignetem Besatz hergestellt werden kann und zudem den Vorteil hat, daß es sich bei etwaigen Reisen sehr leicht verpacken läßt.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



Soziale Fürsorge und führende Frauen. Von Sophie Charlotte Elleram.

Soziale Fürsorge wurde in den letzten Jahrzehnten fast zur Wissenschaft erhoben, als ein wichtiger Faktor der Volkswirtschaft. Sie trat mehr und mehr den Wohltätigkeitsbestrebungen mit gesellschaftlichem Einschlage entgegen, die aus dem Unterhaltungs- und Vergnügungsbedürfnis der wohlhabenden Kreise Kapital für die Armen schlug. Nicht „Almosengeben“, sondern „Schaffung gesünderer Daseinsbedingungen“, nicht Pflaster auf die schwärenden Wunden am Volkskörper, sondern gewissenhafte Untersuchung und Behandlung dieser Wunden, die ja nur Symptome ungesunder Säfte sind, wurde die Losung für alle, die an die tiefgehenden und bedeutungsvollen Aufgaben der sozialen Fürsorge herantraten. Es war selbstverständlich, daß auch Frauen Pioniere der sozialen Fürsorge wurden, daß sie die gewichtigen, vielseitigen Erfahrungen, die sie in jahrelanger, charitativer Arbeit machten, in leitenden Stellungen zu nutzen strebten und Stimme im Rate zu haben wünschten, wo es die Pflege der Volkswohlfahrt gilt, namentlich des jugendlichen und weiblichen Teiles der Bevölkerung. Ganz langsam, Schritt für Schritt sich vorwärts kämpfend, ohne sich durch fehlschlagende Hoffnungen und Erwartungen von ihrem Ziele abbringen zu lassen, gewannen sie an Boden und Einfluß in der Armenverwaltung der Städte, die ihre Leistungen, ihr besonnenes Vorgehen anerkennen mußte. Ebenso schwer wie das Überwinden von Vorurteilen der Behörden gegen weibliche Mitarbeiterinnen, war die Aufklärung weiter Gesellschaftskreise über den mangelnden Nutzen, ja oft tiefgehenden Schaden dilettierender unorganisierter Wohltätigkeit. Praktisch und organisatorisch ungewöhnlich begabte Frauen, wissenschaftlich geschulte Frauen mit gründlichen nationalökonomischen Kenntnissen schufen in zäher und zielbewußter Arbeit die Grundlagen für die soziale Fürsorge für Arbeiterinnen und erwerbstätige Frauen. Nicht auf Unterstützung durch Almosen, auf Steigerung der Erwerbsfähigkeit, Mehrung der Erwerbsmöglichkeiten für Frauen, Beseitigung der Hungerlöhne und der Ausbeutung, Schutz der Mütter und der Kinderarbeit — auf Selbständigmachung der Frau, die mit festen Füßen auf festem Boden stehen soll, zielte alle soziale Hilfsarbeit hin. Alle von Frauen in den letzten Jahren ins Leben gerufenen Organisationen erstrebten, überall an Stelle der ungelernten die gelernte Arbeiterin zu setzen, an die Stelle der Arbeitsdilettantin die theoretisch und praktisch geschulte Berufsfrau, die mit Recht fordern kann, als vollwertige Mitarbeiterin, nicht nur als Handlangerin und minderwertige Konkurrentin des Mannes, angesehen zu werden. Dies Ziel verfolgen: Das Pestalozzi-Fröbelhaus mit allen seinen Lehrfächern; das Lettehaus in Berlin mit seinen Handwerksstätten, in denen weibliche Lehrlinge ausgebildet werden; die Soziale Frauenschule; die zahlreichen Haus- wirtschafts-, Gartenbau- und andere Fortbildungsschulen im Lande; die Auskunftsstellen für Frauenberufe in fast allen größeren Städten des Reiches; der Verein zur Förderung der handwerksmäßigen Ausbildung der Arbeiterinnen; der Ausschuß zur Förderung der Arbeiterinneninteressen; der Verein der weiblichen Kaufmannsangestellten; alle Verbände der Lehrerinnen, Musiklehrerinnen usw.; der „Klub junger Mädchen“, der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen, die christlichen (protestantischen und katholischen) Jungfrauenvereine, der jüdische Frauen- und Mädchenbund und viele andere ältere und neubegründete Vereinigungen, die alle neben der Fürsorge auch die gründliche Fachausbildung der Frau dringend befürworten und gegen die Oberflächlichkeit in Arbeit und Beruf kämpfen. Auf Abänderung gewisser, die Frauen schädigenden Gesetze, auf Fundamentierung, Aufbau und Ausbau aller Fürsorge- und Schutzmaßregeln für die Frauen jedes Standes, die auf Erwerb gestellt sind, richtete sich alles eifrige Sinnen, alles heiße Drängen, alle zäh ausdauernde Arbeit der führenden Frauen, getragen von Erkenntnis, getrieben von heiliger Liebe für unglückliche Schwestern, gestärkt von dem Bewußtsein des Wertes tüchtiger Frauenarbeit für das Vaterland. „Eine für alle, alle für eine“ und „Einigkeit macht stark“ — das wurde auch das Losungswort für die Angehörigen der freien Berufe, die sich zu Organisationen und festen Interessengemeinschaften zusammenschlossen unter der Leitung einiger verantwortlicher Persönlichkeiten. So entstand der „Schauspielerinnenverband“, im letzten Jahre der „Frauenkunstverband“. „Einigkeit macht stark“ und „Bereit sein ist alles“ — dies Wort stand über Alldeutschland, über seinem Heer, seiner Flotte und seit dem Kriegsausbruch Gott sei Dank auch über seinen Parteien — es bewährte sich auch bei Deutschlands Frauen. Seit dem 3. August unter einer Fahne vereint, der des „Nationalen Frauendienstes“, nahmen sie, schnell und zweckmäßig organisiert, zur Seite der Männer, die daheim bleiben mußten, den Kampf auf gegen innere Feinde, auf die die Feinde draußen als Bundesgenossen gerechnet hatten: den erfolgreichen Kampf gegen Arbeitslosigkeit, Not, Hunger, Verwilderung, Aufruhr und Zerfall. Nur in langjähriger Arbeit im öffentlichen Leben geschulte Frauen konnten als Leiterinnen alle der wichtigen Kriegsfürsorge-Unternehmungen in Betracht kommen: der Arbeitsnachweis-Geschäftsstellen, des Recherchedienstes für Unterstützungsbedürftige, der Kriegsheime, der Speiseanstalten, Lebensmittel-Beratungsstellen, Kleiderdepots, Näh- und Strickstuben, Kinderhorte und anderer Hilfsaktionen. Daneben galt es auch die bestehenden, für kommende Friedenszeiten wichtigen Fürsorgeanstalten und Werke zu schützen und zu erhalten und nicht mühsam Errungenes in der Begeisterung des Augenblicks gedankenlos zu zerstören oder zerfallen zu lassen. Überall da, wo in dilettantischer Weise gearbeitet wird, treten Schäden und schlimme Folgen sehr rasch zutage und „Wohltat wird Plage“. Im großen und ganzen aber darf das Vaterland stolz sein auf die „führenden Frauen“, die sich allerorten im Reiche bewährten, und mit Freude führe ich zum Schluß die Worte an, die mir Theodor Sutro, der Präsident des „Deutschen Journals“ in Newyork, schrieb, der im vorigen Jahre als Abgesandter der Deutschen in Amerika hierher kam (er ist der Sohn deutscher Eltern), um mit Erfolg zu werben für die anfangs verweigerte Beteiligung der deutschen Industrie bei der großen Ausstellung von San Franzisko 1915. Er besuchte bei dieser Gelegenheit wiederholt die


Die Kinder des Dichters Rudolf Herzog. Das kleinste, ein „Kriegsmädel“, kam zur Welt, als der Vater sich auf dem westlichen Kriegsschauplatz befand, wohin er nach Beendigung einer Reise an die Ostfront zurückkehren wird.

„Bugra“ und interessierte sich lebhaft für „Das Haus der Frau“, für die Frauenbewegung, für alle tüchtige Frauenarbeit in Deutschland überhaupt. Da sein Blatt neben der „Newyorker Staatszeitung“ das größte und gelesenste deutsche Blatt in Nordamerika ist, so dürfen seine Worte, außer der Beachtung, die man ihnen in Amerika schenkt, auch in Deutschland mit Freude und Stolz gehört werden: „Sie haben recht, wenn Sie die deutschen Frauen in ihrer Seelenstärke und ihrer Tüchtigkeit als einen Hauptfaktor des Erfolges hinstellen; sie sind es, die die größten Opfer mit einer geradezu bewundernswerten Vaterlandsliebe und einem unvergleichlichen Opfermute tragen, sie sind es, die durch ihre Arbeitsfreudigkeit und ihre großzügige Fürsorgetätigkeit, ihren hohen Mut und ihr treues Durchhalten daheim den deutschen Truppen draußen jene Begeisterung einflößen, die am Ende den Sieg den deutschen Waffen bringen muß. Das ist unsere feste Überzeugung hier in Amerika und dies den noch abseits Stehenden oder durch eine übelwollende Presse irregeleiteten Amerikanern zu beweisen ist eine meiner Hauptarbeiten.“

Modenvorschau.

Von Hilde Waldow.

Noch sind die herbstlichen und winterlichen Modelle nicht alle der Öffentlichkeit zugänglich, aber doch kann man schon einen Überblick bekommen über das, was ungefähr Geltung haben wird. In unserer nächsten Frauenbeilage gedenken wir einen eingehenden Bericht über den gegenwärtigen Stand der deutschen Mode zu bringen, heute sei nur vorläufig einiges Wenige unseren Leserinnen verraten. Im Gegensatz zu der Mode der letzten Jahre macht sich bei den Erzeugnissen, die man für den Herbst herausbringt, eine vernünftige Anpassung an die Witterung der Jahreszeit bemerkbar. Die meist dreiviertel langen Herbstmäntel schließen hoch am Halse und machen durch ihre Stofffülle einen anheimelnden, molligen Eindruck. Sie werden vielfach mit einer Rückenpasse gearbeitet, aus der dann der sehr glockig ausfallende Mantel hervortritt, der, um an Weite zu gewinnen, noch durch eine tiefe Watteau- oder eine eingelegte Glockenfalte ergänzt wird. Das Vorderteil ist stets durchgehend gearbeitet. Durch die, die Taillenlinie graziös verlängernde, tiefe Gürtelung schuf die Phantasie der Schneiderkünstler bei den neuen Modellen hübsche, mannigfaltige Wirkungen. Breite Streifen aus Samt, Seide, Pelz und Stoff, bekurbelt oder gefältelt, ergeben hierfür das Material, aus dem auch der, das Gesicht vorteilhaft umrahmende, sehr hohe Stehkragen gearbeitet wird. Spangen aus Samt, Schnur oder Stoff schmücken den Gürtel. Neben den karierten Flausch- und Phantasiestoffen spielen für die Herstellung der Mäntel Mäusehauttuche, Ottoman, Cheviot und Diagonal die wichtigste Rolle. Sie werden mit Vorliebe in dunklen Tönen gehalten, doch werden bräunliche, rötliche und grünliche Schattierungen ein wenig Abwechslung in das sonst vielleicht etwas zu eintönige Straßenbild bringen. Auch Plüsch- und farbige Seidenmäntel, die aus dickem Rips oder Krepp verfertigt, mit reichen Tuch- und Atlasapplikationen geziert werden, bereitet die Mode vor. Sie werden, reich mit Pelz garniert, ihre winterliche Bestimmung betonen. Wie die politischen Ereignisse stets die Mode beeinflussen, beweist die Vorliebe für den militärischen Einschlag, dem wir bei der diesjährigen Mode allenthalben begegnen. Die neuen Modelle weisen infolgedessen eine reiche Tressen- und Knopfgarnitur auf, und betonen auch bei den Stickereien die gesucht einfache Linienführung. Der Feldherrnschnitt, den wir früher Raglan benannten, erfreut sich infolge seiner guten, äußerst kleidsamen Paßform auch weiterhin der Gunst des Publikums, trotzdem seine Tage wohl gezählt sind, und der eingesetzte Keulenärmel die abfallende Schulterlinie über kurz oder lang in Acht und Bann tun wird. Auch der gewölbte Sturmkragen ist eine Folge der kriegerischen Ereignisse. Er arbeitet vorsichtig auf die Stehkragenmode hin, und gemahnt an die Erkenntnis, die wir von unsern tapferen, wettergewohnten Kriegern erst wieder aufs neue lernen mußten, daß die Bekleidung in gewissem Maße auch als Wärmeschutz gegen die Unbilden der Witterung anzusehen sei, eine Idee, die eine Zeitlang ausgeschaltet zu sein schien. Auch die Jacken der Herbstkostüme weisen häufig husarenartige Verschnürungen auf, die trotz ihrer Kleidsamkeit lange Zeit von der Mode verbannt waren. Die Länge der Jacke wird einzig und allein von der Gestalt der Trägerin abhängig







Abb. 68. Nachmittagskleid: Lila Samtbluse und gestreifter Faltenrock aus Taft. Phot. Willinger. — **Abb. 69. Herbstkleid aus braunem Tuch mit Passen-Faltenrock, seidenem Kragen und Manschetten.** Phot. Willinger. — **Abb. 70. Wintermantel mit hohem Pelzkragen.** Phot. Schneider.

sein. Für jugendlich schlanke Figuren wird die kurze Jacke mit verkürzter Taille und glockigem Schoß, der durch Zacken und eingesetzte Zwickel Weite und Mannigfaltigkeit erhält, auch weiter gern getragen. Daneben aber sieht man auch Jacken, die bis zur Knielinie herabreichen, wie überhaupt die Neigung zur Verlängerung der Jacken sich nicht leugnen läßt. Bei diesen findet sich dann der Taillenschluß an der natürlichen Stelle, auch sieht man verlängerte Taillenlinien. Die Jacken sind samt und sonders einreihig linksseitig geschlossen. Die Vorliebe für Knopfgarnituren befindet sich in steter Zunahme begriffen. Die Knöpfe sind flach oder dick, vielfach mit farbigen Steinrändern verziert und beleben vorteilhaft die aus dicken Stoffen, wie Gabardine, Serge, Covertcoat, glatten oder gerippten Samten gefertigten Kostümen, die in dunklen Farbentönen gehalten sind. Die Kleider, die man gern aus Taffet, schmiegsamen Krepp- oder Ripsstoffen und vor allem aus Lindener Samt und Velvet in dunklen Tönen fertigen wird, legen ebenfalls dem Schnitt und der Verzierung des Rockes größeren Wert bei als dem der Taille. Um die Figur durch die Stoff-Fülle der gekrausten und gefältelten Röcke nicht allzu unförmig erscheinen zu lassen, verlängert man gern die Taille durch weit herabreichende Gürtel und Westen. Die Hüftpassen sind für stärkere Figuren unerläßlich. Kleine Volants überdecken die meist eingesetzten Ärmel, die tief bis auf die Handrücken herabreichen und in der reichen Manschettengarnitur viel neue und hübsche Ideen zur Verwirklichung bringen. Neben dem Keulenärmel findet man auch Puffärmel in mannigfaltiger Ausgestaltung mit längerer oder kürzerer Stulpe; doch beschränkt sich der Bausch vorerst noch auf mäßige Weite. Schleifen und Tressen begrenzen ihn. Die blusige Form der Taille scheint sich überlebt zu haben. Man kehrt wieder zur größeren Betonung der Taillen-, Brust- und Schulterlinie zurück, um die Gestalt vor der Erdrückung durch eine allzu große Stoffmenge zu bewahren, und sie zierlicher und reizvoller erscheinen zu lassen. Das Marie-Antoinette-Tuch wird sich bald großer Beliebtheit ob seiner Kleidsamkeit erfreuen.



Abb. 71 und 72. Herbstkostüm aus schwarzem Tuch mit langer Jacke und Skunksbesatz. Kostüm aus Seide mit Fuchspelz. Phot. Willinger.

Vom Prahlen

Von Myrrha Tunas.

Der Krieg ist ein Lehrer, wie er unerbittlicher und großzügiger schwerlich gedacht werden kann. Wer von ihm nichts zu lernen fähig ist, steht außerhalb der großen Kreise menschlicher Entwicklung. Groß, unabschätzbar groß sind die Lehren, die er austeilt zur Erziehung der Jugend, für die alle Kämpfe, alle Opfer heute und gestern und auch noch morgen gebracht werden. Da ist vor allem, vielleicht als größte Erziehungslehre, die der Krieg den Erwachsenen gibt: den Kindern Wahrheitsliebe in die Seele zu pflanzen, und, um gleich zum Kernpunkt zu bringen, der heranwachsenden Jugend Wahrheitsliebe vorzuleben. Denn auch hier, oder gerade hier, liegt der Brennpunkt der Erziehung in der Selbsterziehung. Der Krieg spart nicht an grellen Lichtern, die Falsches von Echtem scharf unterscheiden, er zeigt unnachsichtlich die Folgen einer mangelnden Erziehung zur Wahrheitsliebe, er zeigt, welch tief erniedrigende Folgen ein Spiel mit der Lüge haben kann. Das Wahrheitsgefühl ist dasjenige Gefühl unserer Seele, das höchste intellektuelle Lust auszulösen vermag in seinem unversiegbaren Lebensdrang, nach der Wahrheit zu streben. Schiller nennt das Wahrheitsgefühl das eigentliche Lebensgefühl des menschlichen Geistes. Des Wahrheitsgefühles tiefstes Wesen aber bedeutet, zu suchen, ein Ding wahr zu erfassen; ohne alle deutelnden Umhüllungen es zu erleben; auf sich wirken zu lassen, wie es an sich ist; es nicht zu entstellen, zu verzerren durch leere Worte und hohle Gedanken. Diese Einsicht führt nun gleich zu dem Fehler, durch den so zahlreiche Erwachsene einem natürlichen Wahrheitsgefühl im Kinde entgegenarbeiten, der in der Kriegszeit kraß um sich zu greifen droht, ja an manchen Stellen schon in wilder Farbenpracht emporgeschossen ist: der Hang zur Prahlerei. Er verfolgt direkt den entgegengesetzten Weg, den das Wahrheitsgefühl zu betreten gezwungen ist. Bei ihm muß die Selbstzucht in unerbittlicher Strenge einsetzen, wenn anders nicht in den Kindern das Wahrheitsgefühl mehr und mehr verflachen soll. Worin bekundet sich die Prahlerei? Worin macht sie sich besonders abstoßend bemerkbar in dieser großen Zeit der Läuterung, wo nur Großes und Klares zu Wort kommen dürfte? In diesen hundert und aberhundert kleinen Zufälligkeiten, die in Unwahrheit vertuscht, in Großtuerei aufgebauscht, in Heimlichkeit verborgen, in falscher Scham oder falschem Stolz anders gedeutet, umgedeutet, vor Außenstehenden mit einem falschen Schein umwoben werden. In dem Begriff einer Nacherzählung, der für viele recht dehnungsfähig ist. Denn da gibt es eingestreutes Erdachtes, Ausschmückendes, unterlegte Sinndeutung, auf mehr oder weniger blühende Phantasie sich aufbauend — kurz Dinge, die recht weit von der Tatsache abweichen. Muß denn jede Feldpostkarte, die daheim schlicht gelesen und

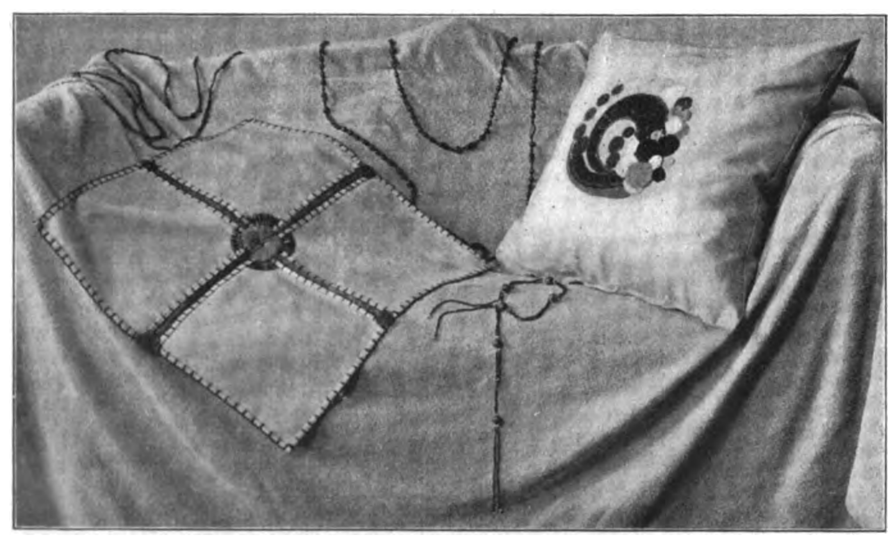


Abb. 73 a und b. Kissen und Decke mit Wollstickerei für Korbmöbel. Entwurf und Ausführung Fräulein Hedda Bender, Leipzig. Phot. Perscheid.

aufgenommen, vor den Ohren Außenstehender zu den erstaunlichsten Mären umgewandelt werden? Muß denn ein jeder Schützengraben erst in Blut getaucht werden? Sind denn die einfachen Tatsachen wirklich nicht ergreifend groß genug? Prahlen liegt nicht weit vom Lügen. Wer prahlt, rechnet mit Wirkungen. Und zwar mit Wirkungen, die von Tatsachen ausgehen sollen, die erst erfunden werden müssen. Wer prahlt, betrachtet die Wirklichkeit gewissermaßen nur als Anhaltspunkt, von dem die glühenden Streifen seiner Erfindungsgabe ausstrahlen können. Durch ständiges Sichgehenlassen kann das Prahlen ausarten, so daß es direkt unausstehliche Menschen züchtet. Unbedingt ist die Prahlerei mit ein Motiv, derentwegen, und mit Recht, der Deutsche im Ausland unbeliebt ist. Ein Wahrheitsgefühl lebt in den Kindern. Ein normales, gesund erzogenes Kind neigt nicht zu Lügereien, wenn es ihm nicht von seiner Umgebung anerzogen wird. Das ängstliche Auge des Erziehers findet in kleinlicher Sucht Lügen, wo doch so oft nur unbewußte Unklarheit beim Kinde ist. Und diese ist's, die, unterstützt durch eine rege Phantasie, leicht zum Prahlen neigt, das, wohlverstanden, vorerst auch nur unbewußt ist. Nämlich solange das Kind nicht durch ständiges Beispiel darin anders belehrt wird. Und des Kindes feinspürender Scharfsinn erkennt gar bald des Prahlens Mittel und Ziel! Prahlen liegt nicht weit vom Lügen, wurde eben gesagt. In Beziehung zur Pädagogik muß hinzugefügt werden: wenn es nicht energisch bekämpft wird, führt es unter allen Umständen dazu. Und die Beobachtung lehrte, daß so stark wie selten hier das Vorbild von einschneidender Bedeutung ist. Trotz all seiner Phantasie gelingt es dem Kinde leicht, in frühestem Alter die notwendigen Ausschmückungen beim Spiel zu trennen von den Wirklichkeiten im Leben. Denn trotz all seiner Phantasie hat es den Sinn für Natürlichkeit und Naivität, der ja in dem Segen seiner Kindheit liegt. Diesen bewahren fürs Leben unter Erweckung eines Vertrauens auf die eigne Kraft, das bei aller Achtung anderer Ansichten und Geschehnisse eigenes festhält und mit aller Selbstverständlichkeit verteidigt, dies sollte das Ziel aller Erziehung sein. Durch ein Vorbild des Prahlens wird aber das strikte Gegenteil erreicht. Das Kind verlernt dadurch den Sinn für die einfache Natürlichkeit, es lernt dafür das „Mehrscheinenwollen". Es verliert so den höchsten Schatz seiner Kindheit, der ihm zum höchsten Schatz im Leben werden könnte: seine Ursprünglichkeit, seine Natürlichkeit, seine Naivität. Der Krieg ist stählern, er verlangt eiserne Zucht. In der Front und daheim, in der Gesamtheit und in jedes einzelnen Seele. Die Männer stehen draußen im Felde, in der Frauen Hand fast allein liegt die Erziehung der Zukunftsträger, mehr denn je. Sollte es sich um die Größe dieser Verantwortung nicht lohnen, eine strenge Selbsterziehung der eigenen Seelenfähigkeiten vorzunehmen? zur schlichten Natürlichkeit zurückzukehren? Gewiß, der Krieg hat schon unzählige Frauen in Wort und Tat einfacher gemacht. Auch in bezug auf Ablehnung der Prahlerei. Aber gerade sie hat unendlich viele Abstufungen, auf denen es sich so leicht wieder ein klein wenig herabgleiten läßt! Sie erscheint manchmal gar so verlockend, die Prahlerei! Zum Beispiel von einer größeren Anzahl Gefangener, einem heftigeren Kummer zu berichten, oder einer blutigeren Verwundung und was sonst noch für kleinere und größere Übertreibungen durch die ungewöhnlich großzügigen Umstände in der Luft zu liegen scheinen. Auf eine starke große Seele aber machen solche Ausschmückungen, die sich doch stets mehr oder weniger nur an den guten Glauben des Zuhörenden wenden, absolut keinen Eindruck. Im Gegenteil, da wirken sie nur in ihrem durchsichtigen Überschwang ablehnend. Die geradlinige Nüchternheit erzielt stets heftigere, größere Eindrücke, einzig darum, weil sie — wahr ist! Wer sich im täglichen Leben vor der Einfachheit und Natürlichkeit anstatt von Prahlerei leiten läßt, wird der Zukunft am besten dienen, denn er umgibt die Kinder mit dem, was den Menschen allein fördern kann: dem Geist der Wahrheit!

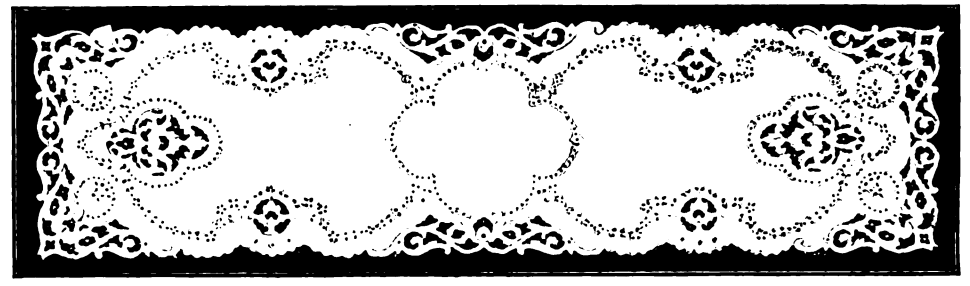


Abb. 74. Tischläufer mit Ausschneidearbeit und Lochstickerei.

Unsere Handarbeiten.

Für Korbmöbel eignet sich unser hübsches Kissen (Abb. 73a), das eine leichte, in bunten Farben gehaltene Wollstickerei wirkungsvoll schmückte. Die Blumensterne waren durch strahlenförmig gespannte Stiche wiedergegeben, die ornamentalen Konturen mit Kettenstich umrandet und durch mehrfach genommene und lose aufgeheftete Wollfäden ausgefüllt — was sehr schnell geht. Das Deckchen war aus den Resten des bastfarbenen Leinenstoffes hergestellt. Die Säume gekniffen und in weitem Langettenstil umstochen, die einzelnen Teile durch quer und längs durchstopfte Wollfäden zusammengefügt. In der Mitte strahlenförmige Stiche wie die Abbildung zeigt. Farben: Blaugrün, Rotbraun, Gelb und Weiß. Ein reizendes Muster weist unser Tischläufer in Loch- und Ausschneidestickerei auf, das gewiß manche Leserin zum Nacharbeiten locken wird. Wundervoll wirkt die weiße Decke aus leichtem Voilestoff mit reicher Stickerei in Kunstseide. Die Figuren müssen beim Sticken unterlegt werden. Stechmuster zu unseren Handarbeiten versendet nur die Geschäftsstelle des „Universum", Leipzig, Inselstraße 22, und zwar für Abb. 73a zu 1 Mark (1,25 Kronen), zu Abb. 74 für 1,30 Mark (1,60 Kronen) und zu Abbildung 75 für 1,80 Mark (2,25 Kronen). Wir bitten um Voreinsendung der Beträge. Bei Postanweisungen erbitten wir entsprechende Angaben auf dem Abschnitt der Anweisung.



Abb. 75. Weiße Decke mit Seidenstickerei. Entwurf und Ausführung Frau H. Meilick, Leipzig, Naschmarkt. Phot. Perscheid.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.



